Digitized by Google

hrift.

n Buchhandlung.

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Erstes Heft.

1855.

Stuttgart und Augsburg.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Die neueren Bestrebungen

zu einer

wirthschaftlichen Reform der untern Volksklassen,

besonders in norddeutschen Verhältnissen.

1.

Die untern Volksklassen haben, wie die höheren, ihren eigenthümlichen Wirthschaftsbetrieb, durch den sie sich in ihren Lebensgewohnheiten, in ihrem physiologischen Seyn und in dem ganzen materiellen und geistigen Zusammenklang ihrer Existenz abzeichnen und abschließen. Der Haushalt der Armen und der Reichen, der Arbeitenden und der Besitzenden zieht die schneidendste und am meisten charakteristische Demarcationslinie durch die menschliche und gesellschaftliche Welt. Es gehen darin die verschiedenen Elemente der gesammten Nationalwirthschaft in ihren individuellen Atomen auseinander, und zugleich liegt es wie eine Art von natürlicher Nothwendigkeit vor aller Augen da, daß die ungeheure Kluft, welche die ganze Welt durchzieht, auch in den Einrichtungen des Hauses, in den Gegenständen des täglichen Bedürfens und Verzehrens, in den Ausgaben und Einnahmen, in den Genüssen, den Kleidern, der Bildung, dem Unterricht, mithin in Körper und Geist zugleich, sich täglich von neuem öffnen und vollbringen müsse.

Die wirthschaftliche Ungleichheit der Menschen, welche eine unabweisliche faktische Kehrseite zu dem Axiom der politischen und geistigen Gleichheit bildet, ist dasjenige Bild der Volkswirklichkeit, welches am meisten betroffen macht und zu einer Kritik der letzten Gründe, in denen die Verschiedenheit und die Gegensätze der menschlichen Gesellschaft hängen, herausfordert. Diese Kritik ist in alten wie in neuen Zeiten abwechselnd von

der Revolution wie von der Wissenschaft unternommen worden, und ist auf beiden Wegen von jeher an einer Grenze stehen geblieben, welche gewissermaßen in der physiologischen Beschaffenheit des Geschlechts sich darstellt und auf dieser Seite in dunkle und noch wenig sicher erkannte Regionen sich verliert.

Der Haushalt der untern Volksklassen ist ein ebenso abgeschlossener Begriff, nicht bloß geboten durch die Schranke ihrer politischen und socialen Stellung, sondern auch durch den Horizont aller ihrer geistigen und materiellen Bedürfnisse, als es der Haushalt der in Genüssen und Bildung bevorzugten Reichen ist. Wenn die Einzelwirthschaft überhaupt der nothwendig bedingte Bruchtheil der Gesammtwirthschaft eines Volkes ist, so wirken auch in ihr die Hebel, in denen alle Trennungen der Gesellschaft sich bewegen, auf eine unendlich individualisirende Weise fort und geben der Gruppirung der Lebensverhältnisse ihren pittoresken Ausdruck, aber auch ihren scharfen Abstich von Licht und Schatten. Wie die Gemeinde den Staat in sich tragen und entwickeln muß, und in ihrer innersten Organisation immer auf denselben Principien steht, auf denen das ganze Staatswesen sich aufgebaut hat: so vollbringt sich auch in dem Wirthschaftsbetrieb jeder einzelnen Familie das Maß der materiellen und geistigen Oekonomie, das in der ganzen Gesellschaft waltet, und in allen seinen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten doch auf die Herstellung eines gewissen Gleichgewichts im Ganzen und Großen berechnet scheint.

Dieses Gleichgewicht, das die spekulative Philosophie in der Idee einer prästabilirten Harmonie des Weltalls zu erkennen gestrebt hat, vermag dem Leidenden und Entbehrenden freilich nicht als Genuß zu gut zu kommen, und wurde vom Socialismus und Communismus, die darüber auch mit allen auf das Jenseits gerichteten Tröstungen des Christenthums gebrochen haben, nur in einer radikalen Umwälzung und Austilgung aller bisher bestandenen gesellschaftlichen und menschlichen Zustände herzustellen gesucht. Socialismus und Communismus, welche wesentlich das System einer alle natürlichen und geistigen Unterschiede durcheinanderwerfenden Gleichmacherei sind, wollten stets nur eine phantastische Herrlichkeit aufbauen, die kaum zu einer Spanne Wirklichkeit auszureichen vermochte. Besonders aber war

diesen Systemen, sowohl in ihrem widerspruchsvollen principiellen Ausbau als in ihren unglücklichen Anwendungen, welche sie, wie im Anfang der französischen Februarrepublik, auf die Wirklichkeit gefunden, der Vorwurf zu machen, daß sie das Volk vernichteten, indem sie es in einer unterschiedslosen, jede Individualität aufhebenden Masse durcheinander kneten wollten.

Es ist dieß die eigentliche Schlußkritik, welche, auf so viele vorliegende Thatsachen gestützt, mit allen socialistischen und communistischen Bestrebungen abgerechnet hat und uns mit denselben abgefunden seyn läßt, wie viel berechtigtes Leid der Gesellschaft und wie viel großes, zum Theil tiefsinniges Verständniß für dasselbe wir auch darin anzuerkennen haben.

Socialismus und Communismus werden zwar immer noch in neuen Verkleidungen und Erfindungen als Momente revolutionärer Epochen und gesellschaftlicher Auflösungen sich einfinden, aber sie sind jedesmal auch schon Symptome einer inneren Verendung der Revolution und helfen den Umschlag derselben zu ihrer Selbstvernichtung fördern. Die systematischen Maschinerien, welche Socialismus und Communismus ausgespannt haben, um die Rechte namentlich der untern Volksklassen zu sichern und zu befriedigen, lassen das Volk an sich selbst sterben. Es verliert in dieser mechanischen Gebundenheit und Nivellirung, in der es vor Arbeits- und Nahrungslosigkeit und sogar vor Zufall und Schicksal selbst bewahrt werden soll, zugleich die natürliche und schöpferische Freiheit seiner Bewegung, ohne die ein Volk kein Volk ist und durch die es allein den forterzeugenden Naturkern der Gesellschaft in sich bewahrt. Wenn das an den socialistisch-communistischen Block angeschlossene Volk die Fähigkeit der Leiden verliert, so genießt es auch seine Freuden und seine Rechte nur als Stallfütterung, und verlernt es, im Gebrauch seiner Kräfte den Kampf um höhere ideelle Güter des Daseyns zu sehen.

Das Volk ist derjenige negative Bestandtheil der menschlichen Gesellschaft, der außerhalb der Berechtigungen des Besitzes und Standes stehen geblieben ist und, nicht getragen von diesen, seine bevorzugte Gemeinschaft organisirenden Banden, sich darauf angewiesen sieht, auf lauter vereinzelten und bloßgestellten Punkten um die tägliche Existenz zu kämpfen, wodurch es sich als

diese dunkel wogende Majorität von Arbeitenden und Leidenden in der Gesellschaft darstellt. Das Volk, das keinen Besitz und keinen Stand an sich hat, kann diese Vortheile nur durch die Allbereitschaft seiner Hände ersetzen, mit denen es in den unaufhörlichen Krieg des Erwerbes geht, der seine Existenz nie sicher stellt, aber auch nie zu Grunde gehen läßt. Diese auf den Bivouac der Gesellschaft hinausgewiesene Masse, die vor den Schranken aller Stände sich umherbewegt, und an den Grenzen alles Besitzes auf- und niederschweift, ist ein durch seine Leiden und seine Kraftaufwände stets unruhiges, und ohne Aussicht auf einen Friedensschluß kämpfendes Element der Gesellschaft. Aber in dieser mühevollen Beweglichkeit durchzieht es mit der Frische eines Naturprocesses den gesammten Gesellschaftsorganismus, den es zu Zeiten gefährden und umwerfen zu können scheint, der aber auch seinerseits die Aufgabe hat, sich mit jenem Element immer von neuem wieder zu vermitteln, es in seine Organisation mehr und mehr hereinzuziehen und dadurch für sich selbst und seine von Zeit zu Zeit wankenden Grundlagen eine Erfrischung und Erneuerung aus der Natursubstanz jenes preisgegebenen Volkswesens zu gewinnen.

Nur in diesem Sinne kann sich uns hier, wo von den nationalökonomischen und socialen Lebensstellungen des Volkes die Rede seyn soll, der Volksbegriff selbst darstellen. Der historische Begriff des Volkes ist ein positiver und allumfassender, weil es in ihm auf den schaffenden und handelnden Volksgeist selbst ankommt, in dem alle Stände gemeinschaftlich untertauchen und auf dessen Grunde sie die lebensfähigen Träger eines Nationalganzen sind. Der nationalökonomische Begriff des Volkes ist ein negativer, denn es vollbringt sich nach dieser Seite hin auf eine unabweisliche und verhängnißvolle Art die Zersetzung der Genüsse und Berechtigungen, von denen die bestehende Gesellschaft getheilt wird. Diese Zersetzung, welche dem Genuß die Entbehrung, dem Behagen den Mangel gegenübergestellt hat, muß man jedenfalls als eine Thatsache an den uns umgebenden Zuständen, und als das eigentliche Lineament, durch welches den sogenannten untern Volksklassen ihr Charakter aufgedrückt worden, anerkennen. Die metaphysische Frage, ob die Welt nicht anders hätte geschaffen werden können und ob

sie ursprünglich die Nothwendigkeit dieser Theilung in Genuß und Entbehrung in sich schließt, soll mit unsern Untersuchungen ebenso wenig etwas zu schaffen haben als die Politik, in deren Systemen und Kämpfen es sich um die staatlichen Berechtigungen des Volkes und um Antheil oder Ausschließung bei den in der Staatsgemeinschaft ausgeübten Rechten handelt. Sollte an der Harmonie der Welt etwas verpfuscht seyn, so kann sie nicht durch die Pfuscher selbst wieder umgeschaffen und in ihre göttliche Ursprünglichkeit zurückgebildet werden. Die Auflösung des Staats in die Urpotenzen der Gesellschaft mag ein kühner Gedanke der Socialisten gewesen seyn, aber Garantien für Glück und Freiheit waren auf diesem Wege nicht ersichtlich, auf dem die Wirklichkeit der Menschennatur selbst Widerstand geleistet hätte, und wo die noch unentdeckten Gesetze der weltökonomischen Harmonie doch einen dunkeln und unverdaulichen Rest übrig gelassen haben würden. Politische Rechte müssen aber in den Gründen der Staatsgemeinschaft selbst wurzeln, in der sie ausgeübt werden sollen, und sie könnten für uns hier nur insofern in Betracht kommen, als ihre Entziehung oder Verkümmerung darauf hingewirkt, auch die materiellen Leiden des Volkes zu erhöhen und die Schranken, in denen es die Genußfähigkeit seines Daseyns einschließen muß, noch enger zu ziehen.

Mit dem Staat selbst wird aber jede sociale Reform Hand in Hand gehen müssen, und dann wird die Wirthschaftsreform der untern Volksklassen, welche die einzig noch übrig gebliebene praktische Seite des Socialismus ist, auch an den Gesetzen, Einrichtungen und Hülfsquellen des Staats ihren unweigerlichen Antheil behaupten dürfen. Wenn der Socialismus, als das den Staat in die Gesellschaft auflösende Princip, zugleich das Volk als individuelles und nationales Gemeinwesen aufhebt und hinwegschwemmt, so muß man dagegen das Volk in seinen eigensten Zuständen und Gliederungen aufsuchen, um es zu erhalten und in aller seiner Lebens- und Genußfähigkeit neu zu entwickeln. Es ist eine Aufgabe der heutigen Zeit geblieben und mehr als je geworden, daß das Volk als Volk wieder erkannt und gepflegt werde, und zu diesem Ziel, das mit allen hohen Endzwecken des Staats und der Gesellschaft zusammenhängt, wird man nicht mehr durch idealistische Systeme und

Gedankenspiele, sondern lediglich durch eine unendlich praktische und realistische Beschäftigung mit den Bedürfnissen des Volkes, mit seiner Wirthschaft, seinem Hause, seinen Nahrungsmitteln, seinen Finanzen, seiner Bildung, seinem Unterricht, hingelangen können.

Die Wirthschaftsreform der untern Volksklassen, für welche in neuester Zeit manches Wesentliche unternommen und vorbereitet worden, muß in die bestehenden Zustände des Volkes hinabsteigen und an dieselben anknüpfen, nicht um sie mit einem einzigen radikalen Griff umzuwerfen und in einer ideellen und phantastischen Verklärung des Proletariats zu verflüchtigen, sondern um sie wahrhaft volksthümlich wiederzugebären, und in eine neue zur Höhe des allgemeinen Volksgeistes hinanschreitende Bildung eintreten zu lassen. Alle Zustände werden doch immer nur einer Verbesserung fähig seyn, und wenn diese Verbesserung aus der Anerkennung aller ideellen und sittlichen Berechtigung des Volkes und aus seinem eigensten Begriff heraus geschieht, so ist sie jedenfalls ein glückverheißenderes Werk, als die Verschüttung aller geistigen und realen Grundlagen des Volksdaseyns, um auf den Trümmern desselben eine noch nie dagewesene Herrlichkeit zu errichten. Mit dem plötzlichen Aufbau neuer Herrlichkeiten wird es überhaupt immer seine besonderen Schwierigkeiten in der Welt haben, obwohl der Anlauf dazu sich einen Augenblick lang großartiger und idealer ausnimmt, als die rein praktische Hinüberführung des Volkes zu einer befriedigenden und würdigen Oekonomie und zu einem bloßen materiellen Gleichgewicht des Haushalts, mit dem zugleich seine geistige und sittliche Bestimmung gewahrt und gepflegt werden soll.

Es muß aber auch als ein neuer Anhauch historischer Werdekraft für die unteren Volksklassen erscheinen, wenn es den neuerdings auf verschiedenen Seiten begonnenen Bestrebungen gelingt, den wirthschaftlichen Einrichtungen des Volkes leichtere, schönere und auskömmlichere Formen zu geben. Die Erziehung des Menschengeschlechts muß heut auch eine materielle seyn, um eine ideelle, politische und religiöse werden zu können. In befriedigten materiellen Zuständen blüht die Volksidylle wieder in ihrer natürlichen Unschuld und Hoheit auf, und athmet

darin ihre wahre geschichtliche Kraft aus, aus der alle historisch handelnden und bildenden Epochen der Welt abfließen.

Die Welt braucht ein in seinen eigensten materiellen und geistigen Zuständen befriedigtes und sich behäbig fühlendes Volk. Erst dann wird die moderne Geschichte zu ihren neuen Zielen in Wahrheit und Dauer und mit Erfolgen, die ihr nicht in dem allen Lebensinhalt verzehrenden Wechsel von Revolution und Reaction stets wieder verflüchtigt werden können, zu ihren neuen Zielen sich fortbewegen. Wie das Mittelalter ein Volk besaß, das in Geist und Formen dieser Epoche vollständig hineinorganisirt war, und dadurch ein wenn auch durch das Princip gefesseltes, doch in allen seinen Bewegungen sicheres, ausdrucksvolles und plastisch lebendiges Mitdaseyn innerhalb des gesellschaftlichen, staatlichen und kirchlichen Gesammtorganismus gewann: so muß auch eine neue Weltepoche, die in lauter Spaltungen lebt und die aus der Zersetzung aller früheren Organisationen geboren worden, auf eine sichere und aus ihren eigensten Elementen erbaute Volksgrundlage gehoben werden, um das, was sie schaffen will, in Geist und Form als etwas Wirkliches festzuhalten. Es ist ein eigenthümlicher Widerspruch, daß die Epoche der Freiheit, des Selbstbewußtseyns und der Emancipation, wie sich die moderne Völkerzeit gegen die des Mittelalters vorzugsweise charakterisirt hat, bis jetzt noch am allerwenigsten vermochte, das, was ihre nothwendige Grundlage ist, nämlich ein starkes, gesundes und glückliches Volk sich heranleben zu lassen und zur Basis aller öffentlichen und socialen Zustände zu gewinnen. Den Zeiten der Freiheit hat immer jedes volksthümliche Element gefehlt, namentlich aber ein freies Volk selbst, das nicht nur in seinen Zuständen und Interessen befriedigt, sondern auch in denselben schaffend und gestaltend aufgetreten wäre. Es erwies sich stets als einen principiellen Rückschlag von unberechenbarer Fortwirkung, daß das Concert der Freiheit mit verstimmten und zerbrochenen Instrumenten gespielt wurde.

Während die Epoche des Feudalismus, bei aller ihrer systematischen Zurückdrängung der individuellen Freiheit, eine wunderbare, fast magische Individualisirung aller Lebenszustände gewann, und in Volksaufzügen, in Festen und Trachten, im

Familien- und Kirchenleben, im Bau der Wohnhäuser und in allem Zusammenleben und Durcheinanderbewegen der Massen, ein künstlerisches, gemüthsinniges Gestalten des Volksgeistes zeigte, hat die Epoche der modernen Freiheit, ungeachtet ihres auf den Individualismus gerichteten Princips, eigentlich damit angefangen, alle individuellen Züge des Volksgeistes zu verwischen, und ihm die frische und fröhliche Darstellung seines Charakters innerhalb seiner eigenen Zustände zu verleiden. Die Kultur des Mittelalters wob über die harte und schroffe Trennung der ständischen Gliederungen das Band der Volksthümlichkeit wie eine blumige Fessel, und ergänzte und löste ihr System auf der andern Seite wieder durch die Grazie und Fülle ihrer Gestaltungskraft und durch die versöhnliche Leichtigkeit, mit der sie alle ihre Gegensätze in Bilder verwandelte, und in pittoresken Schattirungen das Princip milder erscheinen ließ. Das Nivellirungsprincip, welches die Gegensätze des Mittelalters abgelöst hat, drängte dagegen die volksthümlichen Formen zurück, und ließ die Massen wieder physiognomielos auseinanderfallen, indem sie dieselben im Princip sammeln und in eins verschmelzen wollte. Die Gestalten und Zustände wurden nüchtern, abgeblaßt, formlos, ohne Farbe und Klang, in demselben Augenblick, wo sie in die Idee ihrer freien Selbstberechtigung erhoben werden sollten. Daß der Begriff der Volksthümlichkeit mit dem principiellen und menschlichen Zwang des Mittelalters zusammengefallen war, konnte diesen Begriff auch vom leidenschaftlichsten Standpunkt der Demokratie aus unmöglich verdächtig erscheinen lassen. Es mußte als eine Aufgabe der Freiheit und Gesittung stehen bleiben, daß das Volk, mit seinen eigenthümlichen und naturwüchsigen Formen den Boden seiner Existenz behaglich ausfüllend, in dieser sicheren, individuellen Entfaltung seines Wesens den Schatz seines Daseyns, die Tiefe seiner Bestimmung und zugleich die Grenze derselben zur Anschauung und Geltung bringe. Wenn dieß allein der wahre Begriff alles Volksthümlichen seyn kann, so muß es am allermeisten als ein nothwendiger Grundzug der Freiheit erscheinen, daß sie dem Volke den Segen gewährt, sich in seinen eigensten Zuständen in schwungvoller und heiterer Entfaltung des volksthümlichen Elements niederlassen und ausbreiten zu können.

Indem alle gegebenen Elemente der modernen Welt darauf hinweisen, den Begriff der Volksthümlichkeit in dieser Weise als etwas Specifisches zu fassen, scheinen dadurch allerdings zugleich die ständischen Gegensätze und alle Trennungen, welche sich in das neuere Völkerleben von seiner Wurzel aus eingegraben haben, ihre Verewigung zu erhalten. Denn wenn dem Volke seine eigenthümliche Sphäre vorbehalten wird, in der es sein Daseyn in den ihm charakteristischen Formen ausgestalten, aber auch abschließen soll, so wird es dadurch zugleich auf die natürlichen und nothwendigen Grenzen seiner Existenz hingewiesen, innerhalb deren sein Leben nur Gestalt, Fülle und Klang gewinnen kann, und die es nicht überschreiten darf, ohne sich selbst und das Ganze zu gefährden. Wenn in dieser Volksthümlichkeit eine Negation liegt, so ist es die Negation, welche die ganze neuere Welt in allen ihren Grundlagen durchzieht und das moderne Bewußtseyn in seinen Angeln hebt. Die antike Welt, die einheitlicher und einfacher zusammengefügt war, faßte den Begriff des Volksthümlichen in einem höheren und universalen Sinne, indem sie darin die ganze geistige und plastische Blüthe der Nationalität aufgehen ließ, und das Nationale und Volksthümliche, das sich in den antiken Einrichtungen nirgends trennte, in der heitersten und innigsten Verbindung aufzeigte. Die moderne Welt erzeugte aus den principiellen Gegensätzen und Trennungen, in denen sie geboren worden, zugleich diesen Begriff des Volksthümlichen, der in der christlichen Lebensanschauung wurzelte und in den Principien der Romantik sich zu dem transcendenten Wunderbau wölbte.

In welcher Entscheidung aber auch immer die principiellen Kämpfe der modernen Welt begriffen seyn mögen, so wird die ächte Volksexistenz heut nur in volksthümlichen und charakteristischen Zuständen ihre Wiedergeburt finden können. Allen Streitfragen und Tendenzen gegenüber, auf welche es in der geschichtlichen Fortbewegung der neueren Zeit nur irgend ankommen kann, bedarf es eines Volkes, das wirklich Volk ist und in den Formen, die seiner Natur entsprechen, seine Lebendigkeit beweist und sein Schicksal erfüllt. So lange der Proletarier der Neuzeit nichts als der entlaufene Leibeigene des Mittelalters ist, und von diesem bei weitem schlimmern Geschick getrieben, alle Grenzgebiete

der Gesellschaft beunruhigt, ist das Volk noch weit entfernt davon, in der reinen Sphäre volksthümlicher Zustände sich zu gestalten. Die Volksthümlichkeit muß heut zugleich in der Harmonie der materiellen und geistigen Volksexistenz sich aufbauen, um fruchtbringend den Boden der Wirklichkeit zu beschreiten und die inneren Zerklüftungen der Gesellschaft durch ihr mildes und versöhnliches Element auszufüllen.

Die Wirthschaftsreform des Volkes wird den einzig erfolgreichen Widerstand gegen das Proletariat und die Heilung seiner menschlichen und gesellschaftlichen Uebel in die Hand nehmen können. Der Communismus, der sich vorzugsweise als der Quacksalber des Proletariats hingestellt hat, kann dasselbe nicht heilen, sondern nur mit dem verzweifelten Bewußtseyn seiner Lage erfüllen. Der Communismus verewigt bloß den verhängnißvollen Gegensatz von Armuth und Reichthum in der Welt. Die Reform der Wirthschaftszustände der untern Volksklassen kann diesen Gegensatz nicht austilgen, sie hat aber die Aufgabe, ihn sowohl für den Gesammtorganismus der Gesellschaft als auch für das Individuum selbst zu einem unschädlichen zu machen und durch die praktische Feststellung jeder Lebenssphäre Entbehrung und Genuß auszugleichen, die ungemessene Uebervortheilung durch das Maß der Berechtigung zu begrenzen und auf den Uebergängen zwischen Armuth und Reichthum ein wohnliches Glück, ein hoffnungsvolles Wirken und Schaffen anzubauen.

Die Bestrebungen, den wirthschaftlichen Haushalt der untern Volksklassen planmäßig zu ordnen und zu schützen und ihn mit den Garantien zu durchdringen, die aus den fundamentalen Ideen und Grundlagen der Gesellschaft zu gewinnen sind, können nicht darauf berechnet seyn, das Volk plötzlich zu reichen und vornehmen Herren zu machen. Diesen verrätherischen Dienst konnte dem Volke nur der Communismus leisten wollen. Das Volk soll Volk bleiben, aber in Zuständen, die seiner Bestimmung, seinen Anlagen und der Würde der Gesellschaft selbst entsprechen.

Der Haushalt der untern Volksklassen hat in dem allgemeinen System der Staats- und Nationalökonomie nur erst sehr schwache Berücksichtigung gefunden. Die Wissenschaft hat

ihm in ihren Systemen die Stellung noch nicht ausfindig gemacht, die ihm als einem nothwendig berechtigten Theil des gesellschaftlichen Organismus nicht vorenthalten werden kann, und die im Zusammenhang und Gleichgewicht der allgemeinen Nationalwirthschaft ihre Begründung empfangen muß. Dagegen haben die Bedürfnisse der Praxis, die Bestrebungen einzelner für das Wohl der arbeitenden Klassen bestehender Vereine, und der humane und erfinderische Organisationsgeist einzelner Volksfreunde neuerdings Wege zu eröffnen gesucht, die jedenfalls glücklichere Aussichten für eine Reorganisation der wirthschaftlichen und häuslichen Volkszustände in dem bisher angedeuteten Sinne dargeboten haben. Diese Versuche, in That und Schrift niedergelegt, werden vor der Hand nur als ein von der Wissenschaft und Gesetzgebung später aufzunehmendes Material anzusehen seyn. Dieselben berühren aber die materiellen, geistigen und sittlichen Volkszustände bereits nach allen Seiten hin, und zwar in Organisationsversuchen, die, fern von jedem Zusammenhang mit den Ideen und Systemen des Socialismus, obwohl zum Theil auch mit einem Hauptmittel desselben, nämlich mit dem Associationsprincip arbeitend, die bestehende Wirklichkeit zu ihrem Ausgangspunkt genommen haben und lediglich in den realen und lebensfähigen Formen derselben ihr Ziel erreichen wollen. Das Problem einer befriedigten Niederlassung des Volkes in seinen eigenen Zuständen, um das es sich dabei handelt, betrifft in seinen entscheidendsten Punkten die Wohnungen, die Finanzen, die Nahrungsmittel, die Bildungsverhältnisse und die sociale Gemeinschaft des Volkes. Was nach diesen Seiten hin in den letzten Jahren geschehen, oder beabsichtigt und betrieben worden, wollen wir in dem Nachfolgenden in einer übersichtlichen Darstellung und Kritik vorüberzuführen suchen. Wenn wir dabei vorzugsweise an die norddeutschen Lebensverhältnisse und die innerhalb derselben aufgenommenen Organisationsversuche unsere Anknüpfung nehmen werden, so geschieht es, weil wir aus dem Umkreis derselben Erfahrungen, Material und Veranlassungen zu schöpfen haben, und weil, so lange es sich noch bloß um Experimente auf diesem Gebiet handelt, die Zusammenstellung der Thatsachen aus bestimmt abgegrenzten und

leicht übersichtlichen Kreisen die lehrreichste und förderlichste zu seyn scheint.

2. Haus und Wohnung des Volkes.

Das Wohnhaus des Volkes wird immer der erste sichtliche Ausdruck geordneter und in sich befriedigter Volkszustände seyn, und die Architektur wird auch in dieser auf ihrem Kunstgebiet gänzlich neu eintretenden Beziehung ihren wesentlich symbolischen Charakter zu entfalten haben, indem sie bauliche Einrichtungen schafft, welche die Wohnungsbedürfnisse des Volkes unter einem höheren Gesichtspunkte der Humanität, der Zweckmäßigkeit und der Schönheit aufnehmen, und darin der Arbeit und der Familie einen alle Interessen befriedigenden Raum gewähren können. Die Architektur, die alle physischen, nationalen und geistigen Bedingungen einer Epoche am treuesten in sich abspiegelt, und gewissermaßen zu einem Gesammtbild vereinigt, wird auch für die Anforderungen, welche in unserer Zeit zum erstenmal die Wohnungsbedürfnisse des Volkes an sie richten, schöpferisch und bildsam auftreten können. Die Baukunst hat in verschiedenen Epochen der Kirche und dem Palast, und den Bedürfnissen der Bevorzugten und Reichen ihre Erfindungs- und Darstellungskraft gewidmet, und darin die Blüthe ihrer Schöpfungen emporsteigen lassen. Nicht minder hat sie sich in neuerer Zeit den architektonischen Bedürfnissen der Industrie mit neuer bildsamer Kraft, und die Schönheit mit der Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit vermählend, angeschlossen, und dadurch die Bestätigung geliefert, daß die Architektur unter allen noch schaffenden Künsten die größte Zukunft offen habe, welche mit der Zukunft der modernen Völkerzustände überhaupt zusammenwächst. Eine ihrer wesentlichsten Zukunftsaufgaben wird aber immer die seyn, für das Volk zu bauen, dessen verwahrloste Zustände sich schon dadurch charakterisiren, daß es bisher noch mit seinen häuslichen und wohnlichen Bedürfnissen am allerwenigsten unter den architektonischen Gesichtspunkt fallen konnte, sondern in seinen jämmerlich ausgefundenen Verstecken für Arbeit und Noth von der eigentlichen Idee des menschlichen Wohnhauses ausgeschlossen blieb.

Die Architektur hat in neuerer Zeit schon durch manche

Abänderungen der städtischen Baupläne angefangen, ein sociales Moment in ihren Hausbau aufzunehmen. Die Dachwohnungen, die sonst vorzugsweise den Arbeitern und Armen zum Aufenthalt dienten, sind mit ihren schrägen, Licht und Luft benehmenden Wänden und mit ihren niedrigen, feuchten, Körper und Geist zusammendrückenden Stubendecken an den Häuserreihen der modernen Städte mehr und mehr verschwunden. An ihre Stelle ist in den neueren Hausbauten in Norddeutschland der sorgfältigere Ausbau von Kellerwohnungen getreten, welche den untern Volksklassen das Fundament des Hauses zur Bewohnung anweisen, und, mit Ausnahme ungewöhnlicher Wasserstände, zum Theil einen gegen die Witterung geschützteren Aufenthalt, auch wohl eine behaglichere Einrichtung in geradlinigen und geräumigen Wohnzimmern dargeboten haben. Bei den alle Klassen durchdringenden Fortschritten der Industrie sind aber auch die Erdgeschoßräume, wie dieß namentlich in Berlin eingetreten, mehr und mehr zu Verkaufs- und Geschäftslocalitäten mit angrenzenden beschränkten Wohnräumen geworden, und die gewöhnliche Arbeiterfamilie sieht sich auf die kleinen, dunkeln, nicht selten im Winkel belegenen und gegen Luft und Sonne versperrten Hofwohnungen angewiesen, die in den neueren Hausbauten allein für sie übrig geblieben zu seyn scheinen. Aber je mehr auch diese sich verbessern und in einen vornehmeren und behäbigeren Zuschnitt hinübergeführt werden, der sich mit den geringen Existenzmitteln des Volkes nicht verträgt, desto mehr scheint es sich bei den Fortschritten der Wohnhausarchitektur um ein Ausquartieren der untern Volksklassen zu handeln. Nachdem ihnen Dach und Giebel verbaut worden, nachdem die Kellerräume des Hauses von dem industriellen Kleinkram und von dem zugleich ein offenes Geschäft auslegenden Handwerker besetzt worden, und nachdem die Hofwohnungen theils mit den großen Vorderwohnungen des Hauses als Seitenflügel vereinigt, theils für bemitteltere Bewohner geräumiger und schöner ausgebaut worden, gibt es für den kleinen Mann und seine Familie kaum noch eine Stätte im Hause, die er bewohnen und bezahlen kann. Die Architektur der Städte ist socialer geworden, indem sie die alten finstern und dumpfen Unglückswinkel des Hauses zerstört, in denen das städtische Proletariat und der kleine gewerbsame Mann früher seine

preisgegebene Existenz bewahrt. Aber sie hat damit zugleich diesem Volksbestandtheil der Gesellschaft die Wohnung überhaupt aufgekündigt, und ihn auf eine Weise an die Luft gesetzt, die ihm das Mißverhältniß seiner Existenzmittel zu dem Ganzen der Gesellschaft und zu allen ihren Genüssen und Bedürfnissen auf das Bitterste fühlbar machen muß.

Wie das Wohnhaus der eigentliche Mikrokosmos der Gesellschaft ist, in dem es sich gewissermaßen um die architektonische Gruppirung ihrer Gegensätze und um die räumliche Unterbringung ihrer nebeneinander lebenden und miteinander kämpfenden Elemente handelt, so ist es auch in principieller Hinsicht charakteristisch für den Gesellschaftszustand, wenn das Haus in seinen baulichen Einrichtungen und Verwendungen nicht mehr den Raum hergeben will, um die kleinen ringenden Volksexistenzen in sich aufzunehmen. Die städtischen Wohnungsverhältnisse sind in neuerer Zeit, wenn auch nicht schöner und bequemer, doch vornehmer, anspruchsvoller, reichlicher, und auf den luxuriösen Anschein, dem heut die ganze Existenz verfällt, berechneter geworden. Es vollbringt sich darin die Nivellirung der heutigen Lebenszustände, welche in Genuß und Besitz nur noch durch die Geldverhältnisse abgestuft werden, und in der äußeren Darstellung der Existenz ein Gleichgewicht der Wohlanständigkeit, Zierlichkeit und Schönheit erstreben, hinter denen alle sonstigen Unterschiede zurücktreten sollen. Die untern Volksklassen sind in diese Rivalität der Stände, welche die heutigen Bewegungen der Gesellschaft vorzugsweise charakterisirt, bereits tief genug hineingezogen worden, um, wenn sie es irgend vermöchten, auch in ihren Wohnungsverhältnissen mit den bevorzugten Klassen zu wetteifern. Das Bedürfniß dazu hat sich hinlänglich in ihnen ausgebildet, und besonders reizt sie jetzt der Luxus der Mittelklassen dazu an, der in den größeren deutschen Städten neuerdings durch Credit und Schwindel einen unberechenbaren Gipfel erstiegen, und ein beispielloses Ueberschreiten aller durch Natur und Ueberlieferung gezogenen Standesgrenzen begonnen hat.

Die unaufhörlich weiterdringende Corrumpirung der Mittelklassen ist der eigentlich faule Fleck der heutigen Gesellschaft, und schlägt um so gefährlichere, auf den Bankerot des Ganzen abzielende Wendungen ein, als diese Verderbniß von innen heraus

als eine rein sittliche sich vollbringt und nicht bloß aus den Motiven der Gefall- und Genußsucht, sondern zugleich aus der unfruchtbarsten und bedenklichsten aller Leidenschaften, nämlich aus der, mehr zu scheinen als man ist, hervorgetrieben wird. Die aus der industriellen Entwicklung der Epoche entfließenden Vortheile haben diesen Hang der Mittelklassen, sich in einen aristokratischen Schein und einen geheuchelten Reichthum hinaufzukünsteln, begünstigt und erleichtert. Es ist dadurch in dieser Sphäre der Gesellschaft ein Drängen und Haschen entstanden, mit sich selbst einen Glanzeffect zu machen und seine neue Bedeutung in prahlerischer und kostbarer Form sehen zu lassen, wie sich dieß die Aristokratie auch in ihren verderbtesten und am meisten in Anklagestand gezogenen Perioden nicht übler hat zu Schulden kommen lassen. Diese heutige Ausdehnung der Mittelklassen über alle ihre Dimensionen hinaus hat mehr als alles andere die Gesellschaftszustände zu verrücken angefangen, und während man in Frankreich noch unter Louis Philipp auf die Rechtlichkeit, Natürlichkeit und Gesundheit der Mittelklassen eine starke Regierung gründen zu können glaubte, ist in den letzten Jahren in keinem Lande so sehr als in Deutschland diese Basis durch Eitelkeit, Neid, Rivalität und Genußsucht dieser Klassen hinweggefressen worden. Wenn die deutschen Gesellschaftszustände einmal einen unheilbaren Bankerot erleiden, so erleiden sie ihn durch die deutschen Mittelklassen, die in Prunksucht und inhaltslosem Schein einen Lebensschwindel ohne Gleichen zu betreiben angefangen, ohne ferner ein Gegengewicht in dem zu suchen, was sonst vorzugsweise als ein physischer und sittlicher Halt der Gesellschaft von diesem Stande ausfloß, nämlich in einfachem und tüchtigem Bürgersinn, in Achtung vor den geistigen Mächten des Daseyns, und in der Bestrebung, Wissenschaft, Idee und Talent mit der fortschreitenden Entwicklung des dritten Standes zu identificiren.

Nichts beweist mehr diese auf den äußeren Schein begründete Herrschaft der heutigen Mittelklassen, als die Art und Weise, wie sich die Bewohnung und Einrichtung der Häuser besonders in den größeren Städten zu gestalten angefangen. Die vornehmeren Bedürfnisse der Mittelklassen haben überwiegend alle Einrichtungen der Wohnhäuser nach ihrem Niveau bedingt und den

Raum aufgesogen, der sonst auch für den Mann der untern Volksklassen in denselben vorhanden war. Der kleine Handwerkerstand, die Arbeiterfamilie und der Proletarier aller Stände und Klassen werden dadurch nicht nur aus der in manchem Betracht ihnen ersprießlichen und nützlichen Hausgenossenschaft des wohlhabenden Bürgerthums hinweggedrängt, sondern damit zugleich aus denjenigen besseren Theilen der Stadt entfernt, in deren Mitte ihr kleiner Erwerb und Betrieb sich seine günstigsten Vortheile aneignen konnte. Je mehr die kleinen Wohnungen in den Häusern der großen Städte verschwinden, um so empfindlicher wächst die Verlegenheit heran, den Hausstand dieser Volksklassen in der Stadtgenossenschaft unterzubringen und ihm zunächst das räumliche Terrain zu ersetzen, welches ihm durch das exclusive Vordringen der Mittelklassen auf den Hauptpunkten des städtischen Verkehrs streitig gemacht worden. In den schlechteren Vorstädten, in den kleineren Winkelgassen oder draußen vor den Thoren in den entlegeneren Gegenden, wo sich die Landhäuser der Reichen nicht mehr hinziehen, fern von Markt, Schule, Kirche und gewerblichem Verkehr, bleiben dann nur noch Wohnungsräume für die hinweggedrängten Volksklassen übrig, und es entstehen dadurch auf bestimmten Punkten Concentrationen solcher unglücklichen Volksbestandtheile, die sich in ihrer engen Massenanhäufung stets von polizeilicher und gesundheitlicher Gefährlichkeit für große Städte erwiesen haben. Ein Proletariat, welches außerhalb des Weichbildes der Stadtgenossenschaft niedergesetzt wird, gewinnt dadurch zugleich, wenn auch zuerst nur dem Gefühl nach, eine Angriffsposition gegen die Gesammtheit der Gesellschaft, in der dieser Volksbestandtheil freilich auch die Ausübung seiner unveräußerlichen Rechte verliert, wenn ihm nur die Verbannung aus der menschlich erhebenden und ernährenden Gemeinschaft der Mitbürger übrig gelassen wird.

Es wird allerdings planmäßiger Bestrebungen und eines starken Zusammenwirkens vereinter Kräfte bedürfen, um jenen Klassen der Bevölkerung, welche durch die socialen und baulichen Verhältnisse der großen Städte mehr und mehr wohnungslos geworden sind, wieder den richtig und menschlich bemessenen Raum in der Mitte der menschlichen Stadtgenossenschaft zu gewähren und sie dadurch in alle Lebensberechtigungen zu versetzen,

aus denen sie lediglich ihre eigene höhere Fortentwicklung schöpfen können. Mit der socialen und administrativen Fürsorge, die der Gesellschaft selbst wie allen Regierungen unerläßlich geworden, wird sich auch die Kunst der Architektur selbst verbinden müssen, um eine bessere räumliche Gemeinschaft aller Stände, welche zugleich die sittliche und rechtliche Gemeinschaft und die Erreichung aller höheren Zwecke der Gesellschaft verbürgt, in der städtischen Gemeinde wiederherzustellen. Die Baukunst, deren Aufgaben immer mit den höchsten Interessen der Menschheit zusammenfallen, wird jetzt Pläne zu entwerfen haben, durch welche sie der Gesetzgebung und Socialreform entgegenkommt, und ihnen für das Gelingen ihrer Absichten reale Unterlagen und lebensfähige Formen bietet. Es muß allerdings gebaut werden, um die Wohnungsverhältnisse des Volkes unter einem besseren und würdigeren Gesichtspunkt umzugestalten, und ihnen eine neue Ausdehnung im Interesse seines sittlichen und materiellen Wohls zu geben. Bei dieser neuen Aufgabe der Architektur wird es sich weder um Palast noch um Kaserne zur Befriedigung dieser Volksbedürfnisse handeln dürfen. Der das Volk aufnehmende und beglückende Palast, wie ihn der Socialismus in seinen phantasiereichsten Gesichten geschaut und mit allen Herrlichkeiten und Spielereien des Fourier'schen Phalanstère ausgestattet hat, steht ebenso sehr außerhalb der Gesellschaft und gewissermaßen vor den Thoren aller Wirklichkeit, als die der Armuth erbaute Kaserne und Unterbringungsanstalt, welche nur eine schneidende Negation gegen die Gemeinschaft und Gegenseitigkeit alles gesellschaftlichen Zusammenlebens ist. Phalanstère, Arbeiterkasernen und Armenhäuser sind nur negative Abstractionen, mit denen die Uebel und Leiden der Gesellschaft nur umgangen, aber nicht bekämpft werden, und vor denen Welt und Wirklichkeit mit keiner einzigen ihrer Anforderungen und Qualen verschwinden. Der Kampf gegen die socialen Beeinträchtigungen muß in der Mitte der bestehenden Gesellschaft und auf dem Boden der Wirklichkeit selbst aufgenommen werden, um zu einem Siege zu führen, welcher nichts Geringeres als die Erhaltung des gesellschaftlichen Gesammtorganismus bedeuten wird.

Die Baukunst befindet sich durch ihre eigenthümliche Stellung

zur Wirklichkeit vorzugsweise in der Lage, auf eine positive und schaffende Weise die häusliche Reform der untern Volksklassen, welche mit ihrer wirthschaftlichen, sittlichen und geistigen auf das Genaueste zusammenhängen wird, zu beginnen. Denn der Architektur wird mit Recht nicht bloß ein Theil der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts, sondern auch eine wesentliche Mitwirkung zur socialen Erhebung und Verbesserung desselben beigemessen werden können, in welchem Sinne auch Schiller schon die von ihm entwickelte Aufgabe einer ästhetischen Menschheitserziehung gefaßt. Wie in Formen und Farben überhaupt die wichtigsten Eindrücke auf Leben und Gemüth der Menschen sich vollbringen, so wird die Behausung leicht die Concentration aller guten Wirkungen werden können, welche das Volk zu einem neuen Aufschwung seiner Interessen, seines Selbstvertrauens und seines Wohlbehagens empfängt. Nicht nur die gesunde Lebensweise des Volkes, seine Arbeitskraft und die edlere Gestaltung seines Familienwesens hängen mit den innern Räumen und den äußern Umgebungen seiner Wohnung in unmittelbarer Wechselwirkung zusammen. Auch die Stimmung und Gesinnung, die moralisch und materiell fördernde Freudigkeit an dem Vollbringen des eigenen Tagewerks, und das geistige Vermögen, welches zur Vervollkommnung der Arbeit nach Geschmack und Erfindung strebt, erheben sich glücklicher, schwungvoller und erfolgreicher in Wohnungsverhältnissen, die der ganzen Existenz ihre freiere menschliche Ausdehnung und Ausathmung verstatten, als in niedrigen, verstoßenen und entlegenen Winkeln, in denen das Recht der Behausung nur auf der geringsten creatürlichen Stufe gewahrt wird. Für die untern Volksklassen hat aber der umfriedigte Raum ihrer Wohnung noch eine bei weitem umfassendere und wesentlichere Bedeutung, als für die bevorzugten und besitzenden Klassen. Die Wohnung des Volkes ist der einzige abgeschlossene Raum, auf dem es sich im Gefühl eines selbstständigen, seinen eigenen menschlichen Kreis sich bildenden Daseyns bewegt, und auf dem es die ungeheure Kluft, durch die es von der ganzen Welt geschieden ist, einen Augenblick lang in selbstbewußter Umspannung seiner besondern Lebenssphäre verschmerzen und überwinden kann. Dem Reichen und Wohlhabenden ist seine prächtige Hauseinrichtung nur eine der vielen Formen,

in denen der Vorzug seiner Existenz, und die Stellung derselben zur übrigen Gesellschaft, zur Anerkennung und charakteristischen Geltung gelangt. Der Arbeiter, der kleine Handwerker, der Arme haben nur den abgegrenzten Raum, den sie bewohnen, um auf demselben sich als Haupt einer Familie, als Herren eines individuellen Lebenskreises, als Meister eines eigenen Geschicks, in der souveränen Ausübung ihrer Rechte und Pflichten zu befinden. Draußen, im Gedränge der gesellschaftlichen Interessen und Gegensätze, ist, sobald sie in dasselbe hinaustreten, der augenblickliche Nimbus des selbstständigen Gefühls, der in ihrer eigenen Behausung und ihrer Familie gegenüber einen Augenblick lang um ihr Haupt geflattert, schon wieder von demselben verschwunden. Hier legt der arme Familienvater wieder seine Würde, sein Ansehen ab, um an den Umständen, den Vortheilen und Nachtheilen, denen er unterliegt, sich in einer knechtischen Haltung abzuarbeiten und abzuhetzen.

In den Wohnungsverhältnissen des Volkes bildet sich sein individueller Charakter am meisten auf eine typische Weise aus, wie es auch unter diesen Bedingungen die eingreifendsten Verkümmerungen und Entartungen seiner ganzen Natur erleiden kann. Diese Einflüsse lassen sich so genau nachweisen, daß geübte Beobachter dieser Verhältnisse sich anheischig machen zu können glauben, den Kellerbewohner von dem Inhaber der Dachkammer, namentlich wenn beide nebeneinander stehen, der Individualität nach zu unterscheiden.[1] Wenn aber für das Volk in seinen Wohnungsräumen unläugbar Elemente gegeben liegen, die mit seiner persönlichen und materiellen Erhebung, wie mit seiner Versittlichung unabweislich zusammenhängen, so wird die Wohnung auch die einflußreichste Grundlage abgeben, auf der die sociale und wirthschaftliche Hebung dieser Volksklassen verfolgt werden kann. Die Vereinsthätigkeit, welche sich seit einigen Jahren namentlich in England und Deutschland auf diese Zwecke hingerichtet, ist in beiden Ländern fast in derselben Richtung und mit denselben Mitteln vorgegangen, um vorzugsweise für die arbeitenden Volksklassen bessere, ihren Bedürfnissen entsprechende und auf die Behäbigkeit und Sicherung ihrer ganzen Existenz zurückwirkende Wohnhäuser

[1] Vgl. C. W. Hoffmann, die Wohnungen der Arbeiter und Armen. (Berlin 1852. 4.) S. 9.

zu erbauen. Die gemeinnützige Baugesellschaft in Berlin, die sich seit dem Jahre 1847 auf einem bestimmten Gesellschaftsstatut organisirt und seitdem unter dem sehr thätig geübten Protektorat des Prinzen von Preußen ihre Bestrebungen entfaltet hat, ist in denselben auf eine für die Sache sehr lehrreiche Weise mit den ähnlichen Einrichtungen zusammengetroffen, die man in London nach derselben Richtung hin versucht und deren Resultate in den dort seit einigen Jahren erbauten Cottages vorliegen. In Berlin wie in London haben zuerst die allgemeinen Bauverhältnisse der Stadt dahin gedrängt, für die kleinen Leute besondere Hausbauten zu unternehmen, in denen sie aus der Anarchie der heutigen gesellschaftlichen Ansprüche gerettet und nach dem erhöhteren Maß ihrer eigenen Verhältnisse niedergelassen werden können. Der seit einigen Jahren unternommene Umbau der Straßen und Häuser von Paris hat mitten durch die Stadt breite geradlinige Strecken für schöne, vornehme und geräumige Gebäude zu gewinnen gestrebt, und den massenhaften Abbruch der alten engen Gassen mit ihrem die gefährlichsten und qualvollsten Volksgeheimnisse bergenden Häuserlabyrinth veranlaßt. Wie dieß bereits auf die allgemeinen Wohnungsverhältnisse von Paris einen bemerkbaren, den Raum vertheuernden Einfluß geäußert, so muß es auch dort mehr und mehr die Arbeiter und kleinen Handwerker wohnungslos machen, und zu neuen Veranstaltungen für dieselben im Interesse der Gesellschaft auffordern.

Die Berliner gemeinnützige Baugesellschaft hat ihre schönen, zweckmäßigen und gediegenen Hausbauten, die sich zugleich auf eine eigenthümliche Weise mit einem Princip ökonomischer Association verbinden, bereits in mehreren Straßen Berlins in fortschreitender Anzahl entstehen lassen. Als ausgesprochener Gesellschaftszweck wirkt dabei der Gedanke, die Bewohner dieser Häuser zu einer Miethsgenossenschaft zu erheben, welche die von ihnen eingenommenen Wohnungen erst zu bedingtem Eigenthum und später zu freiem Eigenthum behalten soll, und an der man auf dem einfachsten und von jedem socialen Experiment entfernten Wege das Ziel erreichen will, „eigenthumslose Arbeiter in arbeitende Eigenthümer zu verwandeln.“ [1] Nachdem schon früher ähnliche

[1] Vgl. C. W. Hoffmann, die Wohnungen der Arbeiter und Armen S. 17. Der verdienstliche Verfasser, der seine Aufgabe aus den größten und besten

Bestrebungen in Berlin theils vom Standpunkt der Architektur, theils von dem einer socialen und humanen Reform angeregt worden, aber zu keiner thätigen Aufnahme gelangen konnten, hat die Organisation dieser Gesellschaft ohne Zweifel mit würdigen und thatsächlichen Erfolgen alle socialen Reformversuche des Jahres 1848 überlebt, und wenn auch ihre bisherigen Wirkungen theils noch zu vereinzelt erscheinen, theils erst in einem entfernteren Zeitraum zur eigentlichen Beurtheilung gelangen können, so ist doch schon jetzt das Verdienst anzuerkennen, daß die Bemühungen dieser Gesellschaft das Ziel, wenn auch nicht umfassend genug, doch rein und sicher hingestellt und mit künstlerischer und humaner Begeisterung verfolgt haben.

Als ein neues sociales Moment erscheint bei den Zwecken der gemeinnützigen Baugesellschaft der, daß die Miether ihre Wohnungen als ein progressives Eigenthum erwerben sollen, wozu ein Zeitraum von dreißig Jahren, welcher den Gliedern dieser Miethgenossenschaften das volle Eigenthum ihrer Wohnungen und Häuser zuführt, nach dem Amortisationsverhältniß des zum Grund liegenden Actienkapitals angenommen worden ist. Die Gesellschaft hat zur Erreichung ihrer Zwecke einen Actienfonds, bestehend in Actien à 100 Thlr. bis zum Betrage von einer Million Thaler, festgesetzt, und dieses Kapital so zu verwenden beschlossen, daß der Reinertrag eines jeden Hauses (ohne daß die Miethe den Durchschnittspreis gewöhnlicher Wohnungen übersteigt) 6 Procent der Baukosten beträgt. Von diesem Ertrage werden zwei Drittheile zur Zinszahlung, ein Drittheil aber zur Amortisation verwendet. Die Amortisation wird beschleunigt durch die Beschränkung der Zinsen auf 4 Procent, so daß der Ueberschuß, oder die auf bereits amortisirte Actien fallenden Zinsen, dem Amortisationsfonds zu gute kommen. Dieß Geschäft wickelt sich in einer Frist von dreißig Jahren, obwohl der Rechnung nach eigentlich schon etwas früher, zu dem eigenthümlichen Resultat ab, daß die Miethsgenossen volle und freie Eigenthümer ihrer Räume werden.

Die Arbeiter- und Handwerkerfamilie, denn diese soll vor-

Gesichtspunkten ergriffen, erscheint als Mitbegründer und Hauptausführer bei den Zwecken der gemeinnützigen Baugesellschaft, für deren Geschichte und Organisation sein Buch als Quelle zu betrachten ist.

zugsweise in diese Miethsgenossenschaft zugelassen werden, gewinnt dadurch auf einem progressiven Wege, und mit einem Capitalaufwand, der nur in der Zahlung einer üblichen Wohnungsmiethe besteht, ein Eigenthum besonderer Art. Es ist dieß der feste Eigenbesitz einer ausreichenden, bequemen und gesunden Wohnung, welche sonst nur ein wandelbares und zufälliges Gut der nichtbesitzenden Klassen ist, und in der jetzt die Niederlassung dieser Volksexistenz mit der Aussicht auf Dauer, mit der freudigen Sorgfalt für eine bleibende und heimische Umgebung, und mit der Hinterlassung dieser Räume als Erbtheil der Kinder, erfolgen soll. Dieß in der Genossenschaft erworbene Eigenthum, das aus derselben wieder als individueller Besitz heraustritt, gibt dem ganzen wirthschaftlichen und sittlichen Haushalt der Familie eine neue Bedeutung, und breitet ihr mit der Entlastung von einer wesentlichen Sorge zugleich die Basis einer Stetigkeit unter, die regelnd und kräftigend auf alle Lebensverhältnisse einwirkt. Die Erwerbung dieses Eigenthums ist zugleich eine stufenweise, die, indem sie jede Fesselung an die einmal eingenommenen Räume ausschließt, sich in allmählig entstehenden Antheilen aufbaut, die auch gegen eine Entschädigung an die Gesellschaft wieder zurückgegeben werden können. Die letztere hat nämlich zugleich einen Reservefonds gebildet, der neben manchen andern Zwecken, auf die er angewiesen ist, vornehmlich die Hauptbestimmung hat, den Miethern, welche aus irgend einem Grunde ihre Wohnung verlassen müssen, ohne die volle Frist der Besitzerwerbung abwarten zu können, oder auch ihren Erben, eine Entschädigung für das Aufgeben ihrer Ansprüche an das künftige Eigenthum der Genossenschaft auszuzahlen.[1] So bestimmt wird das Eintreten an die Miethsgenossenschaft zugleich und sofort als eine Betheiligung an dem Gesellschaftseigenthum selbst aufgefaßt.

Aus diesem Verhältniß geht zugleich hervor, daß das Verwaltungscomité der Gesellschaft mit einer gewissen Vorsicht die Elemente zu prüfen hat, welche es zur Niedersetzung in seinen Häusern zulassen will. Es empfahl sich dazu, für die erste Zeit

[1] In der Sprache der Gesellschaft wird dieß mit einem nicht ganz richtig gewählten Ausdruck ein „intellektueller Eigenthumsantheil" genannt. Vgl. Hoffmann, die Wohnungen der Arbeiter und Armen S. 18.

nur provisorische Contracte mit den Miethern abzuschließen, bis sich diese so bewährt gezeigt haben, daß sie als wirkliche Mitglieder dieser Miethsgenossenschaft aufgenommen werden können. Vornehmlich aber schien es darauf anzukommen, daß derjenige Theil der Volksklassen, der hier überhaupt zur Aufnahme in Wohnung und Eigenthum gelangen sollte, nach einer principiellen Begriffsbestimmung festgestellt würde. Die Gesellschaft ist hierbei zuvörderst von dem Gesichtspunkt ausgegangen, die eigentlichen Untiefen des Proletariats und Pauperismus nicht zu betreten, sondern sich mit ihren Bestrebungen in einer Sphäre zu halten, welche sie vorzugsweise und am zutreffendsten mit dem Begriff der „kleinen Leute" bezeichnen zu können glaubte. Diese sogenannten „kleinen Leute", die in den Statuten der Gesellschaft ausdrücklich als die von derselben ins Auge gefaßte Volksklasse aufgeführt werden, erscheinen hier als derjenige eigenthümliche Mittelschlag zwischen Bourgeoisie und Proletariat, dem, wenn auch in den beschränktesten Formen, doch noch eine gewisse Haltung seiner Lebensverhältnisse zusteht und der, in einer mehr oder weniger geregelten Arbeitsthätigkeit sich ernährend, noch in eigener Wohnung und eigener Einrichtung einen geringfügigen, aber greifbaren Maßstab der Existenz erfüllt.[1] Es ist dieß ein bedeutender Bruchtheil der Bevölkerung, welcher zwischen der in Eigenthum und glücklichen Conjuncturen sicher begründeten Bourgeoisie und dem in das Chaos der Gesellschaft hinausgewiesenen Proletariat mitteninne steht, und die Grenzscheiden beider Sphären berührend, durch den kleinen Zusammenhang, den er noch mit dem Besitz hat, sein Streben andeutet, sich im Bürgerthum seine berechtigte Stelle ausfindig zu machen und zu erobern.

Wie es scheint, hat die Berliner Baugesellschaft beim Eintreten in die Praxis selbst diesen vielschillernden Begriff der

[1] In der trefflichen und lehrreichen Schrift von Gaebler, „Idee und Bedeutung der Berliner gemeinnützigen Baugesellschaft" (Berlin 1848), heißt es: „Unter kleinen Leuten werden hier diejenigen verstanden, welche die letzte Stufe der Besitzenden vor dem Proletariate einnehmen, namentlich also die kleinen Handwerker, und alle, welche mit diesen etwa im gleichen Verhältniß leben, Leute, die noch eine eigene Wohnung, eigene Möbeln und einen eigenen Hausstand, aber doch nur ihr nothdürftiges und zwar unfixirtes Auskommen haben, also nicht etwa von Gehalt und sonstigem fixirten Einkommen leben."

kleinen Leute nicht ganz nach dieser rein materiellen Standesauffassung festhalten können. Es wurde bald dazu geschritten, diese zulässige Kategorie der kleinen Leute auch durch Miethsgenossen aus der Klasse der untern Beamten des Staats, der Kirche und Communen, wie durch Militärpersonen und durch Wittwen, die noch einen eigenen Hausstand fortsetzen, zu vermehren. In einigen in diesem Jahre entstandenen Häusern der Gesellschaft sind auch Ateliers für Maler eingerichtet worden, wodurch sich der Kreis der kleinen Leute, auf welche Bedacht genommen wird, auch zur Aufnahme des Künstlers, den sein Talent und Schicksal nicht gerade auf die Höhen des Lebens hinaufgeführt, erweitert zeigt. Diese kleinen Leute werden gerade in ihrer räumlichen Vereinigung zu einer Genossenschaft eine moderne Lebenssphäre umzeichnen, die nicht charakteristischer für die heutigen socialen Verhältnisse aufgegriffen seyn kann. Es sind die Trümmer aller Stände und Klassen, die sich in diesem Begriff begegnen, und unter denen neben dem kleinen Handwerker auch die aus ihrem Mittelpunkt herausgetriebenen Elemente des Geistes und der Kunst sich ein mit ihren Mitteln vereinbares Wohnungsasyl erstreben. Dieser Torso menschlicher Schicksale, der fragwürdig und unglücklich genug umherliegt, verdient mehr als alles andere eine schöpferische Fürsorge, welche auf die Wiederherstellung dieses Fragments zu einem würdigen und lebensfähigen Ganzen gerichtet seyn muß. Es liegen in diesem Lebenskreise die Keime zu einer gesunden Reorganisation aller Stände, und was die Berliner Baugesellschaft mit ihren Häusern und Wohnungen bezweckt, bietet jedenfalls eine wirksame räumliche Grundlage dar, wenn auch auf derselben, um reale und dauernde Erfolge zu erzielen, nach einem umfassenderen und vielseitigeren Plan und zum Theil auch unter weniger erschwerenden Bedingungen vorgegangen werden müßte.

In dieser Hinsicht ist es an den Häusern der Berliner Baugesellschaft zunächst als ein Mangel zu bemerken, daß ihre Wohnungen, obwohl in einer bestimmten Abstufung des Preises, doch durchgängig für die Verhältnisse, auf welche sie berechnet sind, zu theuer erscheinen. Nach dem verschiedenen Umfange der einzelnen Wohnungen bestehen die kleinsten derselben nur aus Stube, Koch- und Vorraum, die mittleren aus

Stube, Kammer, Küche und Vorraum, die größeren aus zwei Stuben, Kammer, Küche und Vorraum, wonach sich die Miethspreise zugleich nach den Stockwerken so stellen, daß für die erste Klasse 30 bis 36 Thlr., für die zweite Klasse 40 bis 48 Thlr., für die dritte Klasse 50 bis 62 Thlr. jährlicher Miethe gezahlt werden müssen. Es sind dieß zwar durchschnittlich die gleichen, und jedenfalls sehr annähernd gefaßten Beträge, welche seit einigen Jahren in Berlin für kleine Wohnungen, die ohnehin der verhältnißmäßig höchsten Scala der Miethspreise unterliegen, gezahlt werden, und die geforderten Jahresmiethen möchten noch weniger außer Verhältniß erscheinen, wenn man die schöne, lichte und gediegene Beschaffenheit der dafür dargebotenen Räume in Betracht ziehen will. Die bisher vollendeten Häuser sind sämmtlich massiv und von gebrannten Mauersteinen mit Ziegeldächern aufgeführt, in einer stattlichen Höhe von vier Stockwerken, in deren jedem sich in der Regel zwei, auch drei Wohnungen befinden. Wenn die kleinen Leute für ihre Niederlassung in solchen Häusern, die zum Theil in guten Gegenden der Stadt, wenn auch noch zu wenig in der Mitte derselben und noch nicht in den für den Gewerbebetrieb am günstigsten gelegenen Straßen stehen, nur ebenso hohe Miethspreise erlegen müssen, als ihnen sonst für schlechte und unauskömmliche Wohnungen zugemuthet wird, so scheint dieß Verhältniß an sich schon ein besonders vortheilhaftes genannt werden zu können. Es reicht dieß aber für den principiellen Gesichtspunkt, unter den zugleich diese Miethsgenossenschaften eintreten wollen, nicht aus. Diese Wohnungen zu erlangen, hängt von der Prüfung des Comitévorstandes ab, der natürlich das Grundprincip der Gesellschaft, daß aus den Wohnungen ein Eigenthum der Bewohner hervorgehen soll, dabei als erschwerend in die Wagschaale fallen lassen muß. Sind mithin schon Bedingungen zu erfüllen, um überhaupt als Miether einer solchen Wohnung zugelassen zu werden, so müssen die damit verbundenen Vortheile rascher und ausgiebiger sich verwerthet zeigen, als es eine Eigenthumserwerbung nach dreißigjähriger voller und hinlänglich starker Miethserlegung in Aussicht stellt. Ist überhaupt mit einem verhältnißmäßig billig beschafften Capital gebaut worden, um so mehr, da auch einzelne Gönner der Gesellschaft

Grundstücke geschenkt, auch den Bau einiger Häuser ganz aus ihren Kosten bestritten haben, so schien Veranlassung genug da, um den Miethspreisen eine Normirung zu geben, welche auf die Verhältnisse der kleinen Leute in großen Städten wesentlich erleichternd und gewissermaßen schon reformirend hätte einwirken können.

Der Betrag der Wohnungsmiethe ist in den größeren Städten Deutschlands in ein Mißverhältniß zu dem gesammten Lebensetat getreten, welches sich auf eine für das wirthschaftliche Gleichgewicht immer gefährlichere Weise steigert, und von dem namentlich die mittleren und unteren Klassen, die für ihre Verhältnisse sämmtlich zu theuer wohnen, in ihrem Haushalt bedroht werden. Zur Herstellung eines richtigen und gesunden Etats für Mittelhaushaltungen darf man in einer Stadt, wie Berlin, das Erforderniß annehmen, daß nicht mehr als höchstens der achte Theil der Gesammteinkünfte für die Wohnung gezahlt werde, obwohl eigentlich nur der zehnte Theil dafür verwandt werden dürfte. Es haben aber die Ansprüche auf Luxus, Bequemlichkeit und Schein in dieser Lebenssphäre so bedeutend zugenommen, daß, verbunden mit der jetzt unaufhörlich vorschreitenden Werthsteigerung des Raums, ein immer unverhältnißmäßigerer Theil der Einkünfte zur Bestreitung der Wohnung verwandt werden muß. Es ist aber vom wirthschaftlichen Standpunkt aus nicht zu billigen, wenn eine Familie des kleinen Handwerker- und Arbeiterstandes, deren Jahreseinnahmen in einer größeren Stadt durchschnittlich auf 240 Thlr. zu veranschlagen sind, schon den sechsten Theil ihrer Einkünfte für die Wohnung verausgaben muß, was einer Miethserlegung von 40 Thlr. gleichkommen würde. Die Miethsgenossen der Berliner Baugesellschaft empfangen aber für diesen Preis noch eine sehr beschränkte Räumlichkeit, so daß bei einer zahlreichen Familie, die mit diesen Wirthschaftszuständen typisch verbunden zu seyn pflegt, zu der Scala von 50 und 60 Thalern hinaufgegangen werden müßte, um das erstrebte Bild einer wohlanständigen, sittlichen und gesunden Häuslichkeit darbieten zu können.

Wenn dagegen eine billigere Norm für diese Wohnung der kleinen Leute angesetzt wird, so würde dieß günstiger auf ihren

ganzen Haushalt zurückwirken und wesentlichere Fortschritte in demselben verstatten, als es die in vieler Hinsicht illusorische Aussicht auf die Erwerbung eines freien Wohnungseigenthums nach dreißig langen, mühevollen Jahren zu thun vermag. Diese Aussicht scheint zwar durch einen Contract festgestellt, der, sobald der Miether dadurch in die wirkliche Miethsgenossenschaft eintritt, der Gesellschaft dadurch das gewöhnliche Kündigungsrecht entzieht. Nichtsdestoweniger aber mußte derselben das Recht vorbehalten bleiben, die sofortige Aufhebung des Miethscontracts wegen Verletzung des Contracts selbst bewirken zu können. Da aber die dazu statutenmäßig berechtigenden Gründe wesentlich aus der Unfähigkeit zu zahlen, mithin auch aus unverschuldeten Unglücksfällen und einem dadurch bewirkten Miethsrückstand hergeleitet werden können, zum Theil aber auch in die sittliche Sphäre fallen, in der die Handlungen der Miethsgenossen dem Urtheil eines Hausvorstehers und des Gesellschaftsvorstandes unterworfen werden: so erscheint uns ein solcher Berliner Miethsgenosse keineswegs in eine besonders günstige Ausnahmelage vorgerückt. Er bleibt in derselben unglücklichen Sphäre stehen, in der ihn jeder Zufall seines Obdachs nach ganz gewöhnlichem polizeilichem Verfahren berauben kann, und in der er sich außerdem einer Privatinquisition hinsichtlich seiner Sittlichkeit ausgesetzt sieht, wobei sein Wohl und Wehe von der Beschaffenheit und dem Wechsel der vorstehenden Persönlichkeiten abhängig gemacht ist. Ob der Miethsgenosse selbst oder einer seiner Angehörigen die Anforderungen der Sittlichkeit erfüllen oder verletzen, ist für die Sache selbst allerdings von ausschließlicher Wichtigkeit; das Urtheil darüber kann aber durch einen Vorstand, in den mit der Zeit pietistische Tendenzen eingedrungen seyn können, so gefärbt und verzerrt abgegeben werden, daß der arme Miethsgenosse, der mit denselben Gesinnungen und Handlungen in jedem andern Hause wenigstens unangefochten wohnen kann, einer Exmission aus den theuer bezahlten Wohnungen der Baugesellschaft sich gewärtig halten muß. Wir wollen zwar damit keineswegs eine Verdächtigung hinstellen, als ob die Berliner Baugesellschaft fähig sey, solche Richtungen in sich maßgebend werden zu lassen, aber eine Einsicht in die Miethscontracte, wie sie zwischen der Gesellschaft und den

Miethsgenossen abgeschlossen werden [1], hat uns die Gefahren nicht verkennen lassen, welche hier für den Einzelnen unter individuellen Umständen entstehen können. Denn die Kategorien der Sittlichkeit, wie sie in diesen Miethscontracten aufgestellt werden, bieten allerdings für die Praxis manche Bedenken dar. Denn danach kann der Miether unter Verlust aller seiner Ansprüche genöthigt werden, sofort die Wohnung zu verlassen, „wenn er in seinem Gewerbe unehrenhaft und unreell verfährt, oder in seiner Wohnung Verkehr mit verrufenen oder unsittlichen Personen unterhält, oder mit den Hausgenossen unverträglich umgeht, oder sonst sich eines Betragens schuldig macht, das ihn in der Achtung seiner Mitbürger herabzusetzen geeignet ist." Die Sicherheit des Miethsgenossen ist also schon für seine augenblickliche Lage sehr gering, und noch weniger scheint Aussicht vorhanden, daß er, sobald man Hebel dieser Art gegen ihn anwenden will, je zum Genuß des eigentlichen Endvortheils dieser Miethsgenossenschaft gelange.

Die Erwerbung der Wohnung zum freien Eigenthum wird auch im allgemeinen sehr wenig Lockendes für diese Volksklassen haben, da die täglichen Verhältnisse derselben zu schwankend und unstät sind, um auf eine dreißigjährige Frist hinaus einen bestimmten Vortheil abwarten zu können. Der Vortheil dieses Besitzes würde entweder auf den Erben übergehen und von diesem, dessen Existenz ganz andere Verhältnisse darbieten kann, wieder veräußert werden, oder es würde, wenn ein Haus wirklich Eigenthum der es bewohnenden Miethsgenossenschaft geworden, bald die Speculation der industriellen Epoche sich daran geltend machen, indem sich dasselbe wieder in den Besitz eines Einzelnen verwandelte, der die Antheile aller Uebrigen an sich zu bringen verstände. So würden die Ziele dieser Baugesellschaft in dem Augenblick, wo sie erreicht scheinen, sich schon wieder in allen, gewöhnlichen Uebelständen des heutigen socialen Lebens auflösen ohne dieselben auch nur auf dem kleinsten Punkt geheilt oder beseitigt zu haben. Auch die Geldentschädigung für die bereits erworbenen Vortheile, welche die Baugesellschaft dem früher aus diesem Verhältniß ausscheidenden Miethsgenossen zahlt, bietet

[1] Vgl. C. W. Hoffmann, die Wohnungen der Arbeiter und Armen. S. 65. 66.

ihre bedenklichen Seiten dar. Diese Abfindung, für welche nach den stufenweise steigenden Ansprüchen besondere Berechnungstabellen aufgestellt sind, ist gerade im Stande, die höheren Zwecke der Gesellschaft von innen heraus zu untergraben. Der Haushalt der kleinen Leute ist beständigen Verlegenheiten und Erschütterungen ausgesetzt, und während er auf der einen Seite der soliden Thätigkeit der Bourgeoisie entgegenstrebt, drohen ihm von der andern unaufhörlich die Gefahren des Proletariats, das ihn in seine Strudel hereinziehen will. Diesen Angriffen täglich ausgesetzt, werden die kleinen Leute es bald als eine Versuchung empfinden, daß ihnen aus der Benutzung ihrer Wohnung zugleich ein heranwachsendes Capital entsteht, das sie, sobald sie wollen oder auch müssen, sich in eine Baarsumme umsetzen können. Dieses Müssen wird sich aber in der Bedrängniß des Augenblicks nur zu bald geltend machen, und um sich in den Besitz einer Baarsumme zu bringen, wird der Miethsgenosse leicht eine Gelegenheit ergreifen, die Wohnung zu verlassen und der Gesellschaft den bereits erworbenen Hausantheil zu verkaufen. Die baare Auszahlung der Abfindungssumme ist ausdrücklich in den Contracten bedingt, obwohl dieselbe auch durch Aushändigung einer unkündbaren vierprocentigen Obligation ersetzt werden kann, die jedoch, sobald es der Kassenzustand der Gesellschaft gestattet, eingelöst werden muß. Die Bedingung, daß solche Abfindungssummen erst gezahlt werden, wenn ein Miether die Wohnung mindestens fünf Jahre hindurch innegehabt hat, tritt freilich als eine erschwerende ein. Je länger aber der Miethsgenosse schon im Hause ist, um so mehr ist auch sein Anrecht an das Capital desselben angewachsen, und die Versuchung, dasselbe einzukassiren, steigt nur mit der Höhe seines Betrags.

Wenn wir es als einen zweckhindernden Organisationsfehler bei der Berliner Baugesellschaft erkennen müssen, daß sie durch das Auswerfen solcher Abfindungssummen die Stetigkeit ihrer Entwickelung gefährdet und unterbricht, und die Gelegenheit zu einer den Volkshaushalt nicht fördernden Geldmacherei an die Stelle einer Consolidirung dieser Volksverhältnisse setzt: so müssen wir es der Gesellschaft auf der andern Seite nicht minder als eine Versäumniß ihrer principiellen Aufgabe anrechnen, daß sie es unterlassen, die von ihr gegründeten Miethsgenossenschaften

auch nur annähernd und versuchsweise mit dem Band einer sittlichen und geistigen Gemeinschaft zu umflechten, wozu hier die Verhältnisse besonders günstige Anerbietungen zu machen scheinen. Denn ohne den socialistischen Experimenten zu verfallen, werden doch die Absichten einer gesellschaftlichen Reform darauf gerichtet bleiben müssen, ein genossenschaftliches Zusammenleben zu fördern, in dem die höheren menschlichen und socialen Zwecke tiefer ergriffen und umfassender in Erfüllung gebracht werden können, als es in der isolirten Aussetzung der Individuen auf lauter schiffbrüchigen Trümmern der Existenz zu geschehen vermag. Die Veranlassung läge nahe genug, in diesen Häusern, in denen gleichartige Volksbestandtheile zu einem dauernden Zusammenwohnen niedergelassen werden sollen, nicht nur gewisse Vortheile der materiellen Existenz solcher Gemeinschaft abzugewinnen, sondern auch eine sittliche und geistige Genossenschaft darin anzubahnen. Die einzelnen Anläufe, welche dazu in den Häusern der Berliner Baugesellschaft gemacht worden, sind mehr zufällige geblieben oder wurden von dem Gesellschaftsvorstande zu keiner weiteren Förderung aufgenommen, wie z. B. die Anlegung von Hausbibliotheken, wozu sogar das Geschenk eines Freundes der Gesellschaft eine bestimmte Anregung bot. Auch die materiellen und gesellschaftlichen Seiten des Zusammenlebens entbehren noch jeder eifrigen Förderung. Gemeinschaftliche Waschküchen, die in Berlin bereits eine sehr gäng und gäbe Hauseinrichtung geworden, fehlen zwar auch in diesen Häusern nicht, aber Badanstalten, Gartenanlagen, genossenschaftliche Anstellung von Hausärzten, und manche andere Vereinsformen, in denen das materielle und geistige Wohl durch die Gemeinschaft leichter gewahrt wird, hätten als wesentliche Elemente einer genossenschaftlichen Hausordnung schon bestimmter gepflegt werden können.

Dagegen ist ein bemerkenswerther Versuch gemacht worden, vor den Thoren Berlins Miethsgenossenschaften in Verbindung mit landwirthschaftlichem Betrieb zu gründen, wozu die Häusergruppe auf Bremerhöhe bestimmt ist. Es ist dort eine reizende Ansiedelung entstanden, die auf etwa vierzig Familien in acht bis zwölf Häusern berechnet ist, und ihren Namen nach der Stadt Bremen empfangen hat, indem einer der Senatoren derselben, Dr. Klugkist, der in seiner Vaterstadt sich durch ähnliche

Unternehmungen verdient gemacht, durch Veranlagung eines Kapitals von 5500 Thalern in Actien der Gesellschaft die Begründung einer solchen landwirthlich-genossenschaftlichen Colonie ermöglichte. In dieser Colonie ist besonders nach dem englischen Cottage-System zu Werke gegangen worden. Man hat dort eine Gruppe kleinerer Häuser emporsteigen lassen, denen verhältnißmäßige Parzellen von Gartenland beigegeben sind, die jedem einzelnen Miether nach seinem Antheil zur Bebauung und Urbarmachung überlassen werden. Ein dem Häuschen anliegender kleiner Stall gestattet wenigstens das Halten einer Ziege, des „Thieres des Armen", welche der kleinen Familie das Labsal ihrer Milch spenden kann. Diese Niederlassung ist darauf berechnet, namentlich den städtischen Arbeiter, der in den dumpfen Werkstätten und Webestuben einer allmähligen Versiechung seiner Kräfte entgegengeht, auf eine heitere und gesunde Pflanzstätte der Natur hinüberzunehmen, auf der er, ohne die Betreibung seines Gewerbes zu vernachlässigen, zugleich dem ihn stärkenden und alle seine Sinne erfrischenden Landbau einen Theil seiner Zeit widmen kann. Der Natursinn ist bei uns ein wesentliches Eigenthum der unteren Volksklassen geblieben, und durchdringt dieselben oft mit augenfälligen Wirkungen, welche eine erhebende Anknüpfung an ihre physische und sittliche Existenz gestatten. Schon aus diesem Gesichtspunkte ist der Gedanke einer solchen Niederlassung ein sehr glücklicher und fruchtbarer zu nennen, indem er sich zugleich mit einer Erleichterung der Nahrungsverhältnisse verbindet; denn die Mußestunde, welche der Arbeiter zur Stärkung seiner Gesundheit auf die Bestellung seines Kartoffelfeldes verwendet, bringt ihm zugleich einen wirthschaftlichen Vortheil ein, der für seine Verhältnisse schon ein bedeutender werden kann.

Das genossenschaftliche Zusammenleben findet aber in den Häusern der Berliner Baugesellschaft wenigstens in der Art und Weise, wie die Hausordnung festgestellt wird, einen Anklang. Die Mitglieder jeder Miethsgenossenschaft ernennen sich für ihr Haus durch Stimmenmehrheit, wobei alle ohne Rücksicht auf die Höhe ihres Miethsbetrags gleiche Stimmengeltung haben, einen Vicewirth, der aus der Anzahl derjenigen Miethsgenossen, die mindestens vier Jahre in ununterbrochener Folge Bewohner

des Genossenschaftsgebäudes sind, jedesmal auf ein Jahr dazu bestimmt wird, die gemeinschaftlichen Interessen wahrzunehmen, und auch Namens der Miethsgenossen die Verbindung mit der Gesellschaft selbst zu vertreten. Dieser Vicewirth, dem auf der andern Seite ein von dem Gesellschaftsvorstande ernannter Hausvorsteher, als Vertreter der Gesellschaft gegenüber den einzelnen Bewohnern und der ganzen Miethsgenossenschaft eines Hauses, gegenübersteht, erscheint in dem Hause als der mit einer besondern Instruction versehene Vollzieher der Hausordnung, der auch befugt ist, die Ordnungsstrafen zu einer für verschiedene gemeinschaftliche Ausgaben bestimmten Hauskasse einzuziehen. Die Hausordnung selbst erscheint als das Product genossenschaftlicher Verwaltung, indem sie jährlich in einer von dem Vicewirth zu veranstaltenden Conferenz der contractlich dazu berechtigten Miether berathen und festgestellt wird, wobei es sich um die häuslichen Rechts- und Gegenseitigkeitsverhältnisse jeder Miethsgenossenschaft in ihren ganz individuellen und localen Fällen handelt. In einigen Häusern hat es aber auch bereits nicht an oppositionellen Bewegungen gefehlt, welche, aus einem Mißverständniß des ganzen Verhältnisses der Miethsgenossen zur Gesellschaft hervorgegangen, gegen den Gesellschaftsvorstand selbst gerichtet waren, den Vorsitzenden desselben wie durch einen revolutionären Handstreich absetzen wollten und die Gesellschaft in der Verwaltung ihres eigenen Vermögens zu controliren und zu beschränken gedachten.

Wie verschiedenartig man aber auch die bisherigen Unternehmungen und Erfolge der Berliner gemeinnützigen Baugesellschaft und ihren bisher hervorgetretenen Organisationsplan beurtheilen mag, so wird man ihr doch im allgemeinen zugestehen müssen, daß sie einen praktischen und folgereichen Weg betreten, um die Wohnungen des Volkes nach Raum, Form und socialem Verhältniß einer Verbesserung und Umgestaltung entgegenzuführen. Diesen Weg hat sie dadurch auf eine eigenthümliche Weise eröffnet, daß sie, um diese Reform zu bewirken, sofort Hand angelegt hat, zu bauen, und im Bau durch positive und schaffende Verhältnisse eine neue Unterlage für die Wohnungszustände der kleinen Leute zu gewinnen. Wenn wir uns schon zu Anfang dahin verständigen mußten, daß auf einem andern Wege, als

auf dem architektonisch-wirthschaftlichen, für diese Aufgabe gar nicht vorzugehen sey, weil die rein mechanischen Construktionen auf dem Gebiete des Pauperismus und Socialismus durch Armenkaserne und Phalanstère nur der menschlichen Natur selbst ins Gesicht schlagen und statt einer lebengebenden Abhülfe nur menschheitentstellende Abstraktionen liefern können: so müssen wir die geltend gemachten Ansprüche jedenfalls durch eine Unternehmung gefördert sehen, welche sich mitten in den bestehenden Verhältnissen der großen Stadt hinlagert, und an alle Mittel und Bedingungen derselben anknüpft, um daraus neue und vortheilhaftere Formen hervorgehen zu lassen.

Die Baukunst als solche hat es sich überhaupt erst seit Kurzem zu einer besonderen Aufgabe gemacht, ihre schaffende und erfindende Kraft auf die Wohnhäuser zu richten. Es sind aber dabei, mit Ausnahme der Luxusverhältnisse, die modernen gesellschaftlichen Zustände noch nicht so entschieden und maßgebend in diese Aufgabe herübergenommen worden, als es die verwickelter denn je gewordenen Bedürfnisse der Bevölkerung namentlich in den großen Städten verlangen. Die moderne Architektur hat sich in dem Häuserbau, auf den sie vorzugsweise angewiesen ist, noch wenig geneigt gezeigt, den Charakter der Epoche so principiell aufzufassen und auszuprägen, als es die mittelalterliche Baukunst durch Versinnbildlichung des Geistes und Gemüthes ihrer Zeit nicht bloß in ihren großen öffentlichen Bauwerken, sondern auch in Styl und Einrichtung ihrer Wohnhäuser gethan. Zwar hat der immer exclusiver und individueller gewordene Charakter des heutigen Hauswesens auch in den überall auf Trennung und Abschließung berechneten Einrichtungen der heutigen Häuser seinen vollkommen entsprechenden Ausdruck gefunden, aber es ist dieß ein Charakter, welcher dem Baustyl selbst nicht förderlich geworden ist und von diesem in künstlerischer Hinsicht überwunden werden muß, um auch in socialer Hinsicht schönere und glücklichere Verhältnisse darbieten zu können.

Die modernen Wohnhäuser der großen Städte, die in sich selbst in lauter atomistische Wohnungsbestandtheile zerfallen, und ängstlich jede Form der Gemeinsamkeit zwischen den einzelnen Hausgenossen ausschließen, sind in dieser Einrichtung gewissermaßen ein Abbild des geheimen Ständekrieges geworden, der

in der neueren Zeit alle Verhältnisse durchzieht. Die einzelnen Stockwerke des Hauses erscheinen als ebenso viele feindliche Lager, in denen eine nach Bedürfnissen, Berechtigungen und Ansprüchen geschiedene und abgeschlossene Gesellschaftsgruppe sich niedergelassen hat, und die auch auf den Punkten, welche etwa noch eine gemeinschaftliche Berührung der Hausgenossen zulassen, alles vermeiden, was den Charakter genossenschaftlichen Zusammenwohnens und einer menschlichen und gesellschaftlichen Solidarität ausdrücken könnte. In dieser Beziehung haben namentlich Hausflur und Treppe ganz die vermittelnde und gemeinschaftliche Bedeutung verloren, welche sie in den Wohngebäuden des Mittelalters einnahmen, und auf denen die inneren Verkehrsverhältnisse des Hauses sich fröhlich und offen auf und nieder bewegten. Die untere gemeinschaftliche Hausflur, in den großen Städten jetzt in der Regel durch Ladenanlagen und Kaufgeschäfte verengt, ist nur noch der nothwendige Ein- und Ausgang für die verschiedenen Partien des Hauses geblieben, während man sich auf den Fluren der oberen Stockwerke durch Verschläge gegen einander absperrt, und an denselben nur einen so schmalen Raum als möglich übrig läßt, um daran vorüber schreiten zu können. Wenn das mittelalterliche Giebelhaus in seiner Form und Einrichtung den Charakter der Burg behauptete, die in der ganzen Anlage darauf berechnet scheint, Eigenthum, Familie und Lebensfrieden gegen die Angriffe von außen zu vertheidigen, so sieht man es dagegen dem modernen Wohnhaus im Ganzen wie in allen seinen Theilen an, daß es in vollständiger polizeilicher und militärischer Sicherheit keiner Vertheidigung gegen äußere Angriffe mehr bedarf, daß aber dafür der Kriegszustand in das Innere des Hauses selbst übergegangen ist und darin Parteien gegen Parteien, Stände gegen Stände, Princip gegen Princip aufgestellt hat.

Dieser heimliche Bürgerkrieg, der in seiner Permanenz die baulichen und socialen Einrichtungen der modernen Wohnhäuser bedingt zu haben scheint, läßt den Frieden des Hauses nicht in dem conservativen Grundzug von Eigenthum und Familie, denen die Harmonie der mittelalterlichen Hausordnung entstieg, sondern nur noch im Buchstaben des Miethcontrakts, in der Handhabung der Polizeigesetze und in der principiellen Scheu vor jeder

menschlichen Berührung finden. Die mittelalterlichen Hausbauten entsprachen ungeachtet ihrer romantischen Verstecke in Erker und Giebel doch bei weitem mehr dem Princip der Oeffentlichkeit, als dasselbe in der Anlage und Einrichtung der modernen Wohnhäuser Raum zu finden vermocht hat. Es stellte sich in diesen vielgegliederten Bauten, welche in ihrer malerischen, in bogenartigen Schwingungen aufstrebenden Gestalt zugleich den Charakter der Straße eigenthümlich färbten und bildlich machten, zugleich eine Gemeinsamkeit stadtgenossenschaftlichen Lebens dar, in der ein Glied auf das andere, als im Ganzen verbunden, hinzeigte, und in der alle individuellen Selbstständigkeiten, nicht um sich zu sondern und abzuschließen, sondern um sich in der Gesammtheit zu einigen und zu gliedern, so behaglich und frei sich ausgebildet haben. Die zuversichtliche und gemüthskräftige Selbstständigkeit, mit der sich im Innern das Hauswesen auf seinen eigensten Grundlagen niedergelassen, öffnete sich dann wieder nachbarlich und genossenschaftlich zu einem über Straße und Plätze hinwegreichenden Gemeinleben voll inniger Mittheilungskraft. Schon die Enge der Straßen, in der die gegenüberstehenden Häuser nach oben hin ihre Erker- und Giebelhäupter zu einander hin zu neigen scheinen, bringt ein genossenschaftliches Zusammenwohnen hervor und läßt die Häuslichkeit mit der Oeffentlichkeit zu einem eigenthümlichen socialen Typus sich vermitteln. So erzählt ein geistvoller Betrachter dieser Verhältnisse [1] von einem seiner Bekannten, der in seiner Kindheit an regnerischen Sonntag-Nachmittagen seiner Frau Großmutter aus der Bibel vorlesen mußte; die Fenster im Hause gegenüber wurden von den Gevatterinnen besetzt, und so ein theologisches Collegium bei Kaffee und herüber und hinüber gebotenen Kuchen gehalten, ohne daß die Matronen sich drei Treppen hinunter und drei Treppen bei der Nachbarin hinauf hätten bemühen müssen. Es ist dieß ein erschöpfendes Genrebild nachbarlicher Genossenschaft, in der Häuslichkeit und Oeffentlichkeit zu einem ungemein gemüthlichen Typus zusammenfallen.

In der neueren Zeit, in der die Straßen immer breiter und der Raum immer theurer geworden, sind die Häuser in

[1] Sigmund Schott „über alte und neue Häuslichkeit“ im Stuttgarter Morgenblatt 1849. Nr. 242. S. 962.

einer lichten und glatten Front nebeneinander herausgetreten, indem sie die Vielgliederigkeit ihrer Façaden und Ecken eingezogen und dafür eine bei weitem künstlichere Zusammensetzung und Gespaltenheit menschlicher und gesellschaftlicher Beziehungen in ihr Inneres aufgenommen haben. Während im Mittelalter die Städte noch groß genug waren, um den verschiedenen Elementen der Gesellschaft wenigstens eine räumliche Lagerung unter entsprechenden und erleichternden Verhältnissen zu gewähren, reichen heutzutage bereits die Häuser nicht mehr aus, um auch nur in der begrenzten mikrokosmischen Welt, die in ihren Raum fällt, die verhältnißmäßige Harmonie der Gesellschaft zu bewahren. Die Architektur hat in manchen großen Städten wie geflissentlich dazu beigetragen, das Mißverhältniß der Stände zu steigern, und der Ausbreitung der einen Klasse den Charakter einer Verdrängung und Uebervortheilung der andern zu geben. Nicht bloß die kleinen Familien, sondern auch die dienenden Klassen, die einem größeren Haushalt als Glieder eingeordnet erscheinen, sehen sich durch manche neuere Bauverhältnisse in ihrer Existenz wie übergangen und vergessen. So fehlt es der Mehrzahl der größeren Wohnungen in Berlin an jedem entsprechenden Gelaß für die Dienstboten, deren Gesundheit und Sitten nicht selten dadurch Nachtheil erleiden, daß sie Nachts in Treppenverschlägen und Bodenräumen untergebracht werden müssen.[1] Es wird durch diese ausschließliche Baumaxime, wonach der Raum bloß für die Herrschaft vorhanden ist, innerhalb der Familie selbst die verhältnißmäßig berechtigte und menschenwürdige Gliederung des Hauswesens ebenso gestört und aufgehoben, als im ganzen Hause durch die ausschließliche Einrichtung des Raumes für die wohlhabenden Bewohner das berechtigte Nebeneinanderwohnen der verschiedenen Klassen und Stände mehr und mehr unmöglich wird. Das patriarchalische Familienthum, das auch seine dienenden Mitglieder als solche anerkennt und in seinen inneren Organismus hinein aufnimmt, scheint freilich keine Existenz mehr in den heutigen gesellschaftlichen Zuständen gewinnen zu können. Die Feindschaft der Klassen ist auf diesem Punkt in den heutigen großen Städten gerade am bittersten entbrannt und

[1] Vgl. Crelle Journal für die Baukunst Bd. VIII. S. 6.

nimmt mit der unaufhaltsam fortschreitenden sittlichen und gemüthlichen Verwilderung der Dienstboten eine um so gefährlichere Wendung für die Familie an, als die letztere von Seiten ihrer dienenden Elemente her eine permanente Opposition gegen sich selbst in ihrem eigenen Schooße birgt, und durch dieselbe jeden Augenblick in ihren Vortheilen und Interessen bedroht wird. Es zeigen sich mithin schon innerhalb der Familie selbst Klassenabsperrungen, welche auch durch das erwähnte Räumlichkeitsverhältniß, das dem Dienstboten kaum noch eine selbstständige Stätte innerhalb der Wohnung der Herrschaft zuläßt, unübersteigliche Scheidemauern zwischen Herren und Dienern aufzuführen streben. Es liegt aber ebenso wenig im wahren Interesse der Familie, sich von einer wirklichen Gemeinschaft mit ihren dienenden Bestandtheilen so fern als möglich zu halten und dieselben räumlich wie geistig aus ihrer Mitte hinwegzudrängen, als es im Interesse der Gemeinden und der ganzen Gesellschaft liegt, die untern Volksklassen aus ihrer lebendigen und nährenden Mitte zu entlassen und sie auf abgesonderte und entlegene, außerhalb ihrer Gemeinschaft stehende Punkte zu verweisen.

Das Zusammenwohnen der kleinen Leute in besonderen Miethsgenossenschaften kann, wie eigenthümliche Vortheile denselben auch immer dabei geboten werden mögen, weder principiell noch praktisch als eine glückliche Lösung des dabei in Betracht kommenden gesellschaftlichen Problems angesehen werden. Das Unterbringen einzelner Volksschichten in abgesteckten Räumen, wodurch ihnen zugleich ein Stempel der Absonderung von der übrigen Gesellschaft aufgedrückt wird, schlägt entweder in die düstere und hoffnungslose Gemeinschaft des Pauperismus um, oder fordert die Experimente des Socialismus und Communismus zur Heilung unerträglich aufklaffender Wunden heraus. Wird von solchen Klassengemeinschaften, wie sie in Berlin in den Häusern der gemeinnützigen Baugesellschaft sich wohnlich niedergelassen haben, jedes sociale Element ferngehalten, so bleiben sie wieder lediglich auf dem Standpunkt der bloßen Familienhäuser stehen, ohne die freiere und unbeschränktere Benutzung, welche dieselben allen Volksbestandtheilen ohne Unterschied eröffnen, nach ihren strengeren Statuten zuzulassen.

Diese Familienhäuser sind in einigen Städten Norddeutsch-

lands vorzugsweise als Asyl für die arme und bedrängte Volksfamilie entstanden, die, durch Unglück oder auch durch Verbrechen aus der Mitte der Gesellschaft versprengt, auf den besseren und vortheilhafteren Stellen in derselben keine Wohnung mehr zu erlangen und zu bezahlen vermag.[1] Diese überall fortgestoßenen, zweideutigen und polizeilich verdächtigen, zum Theil auch schon mit Strafen gebrandmarkten Volksbestandtheile finden in den Familienhäusern, die sich vorzugsweise zu ihrer Aufnahme eingerichtet haben, für einen ihrer Erwerbsfähigkeit noch entsprechenden Miethpreis eine auskömmliche und auch meist noch gesunde und geschützte Wohnung. Unter diesen Asylen, die von Privatunternehmern, zum Theil auf Speculation, erbaut worden, haben die Berliner Familienhäuser, in dem sogenannten Vogtlande Berlins vor dem Hamburger Thor, eine gewisse romantisch-socialistisch schillernde Berühmtheit in den Annalen des Pauperismus erlangt. Es ist dieß eine zusammenstehende Gruppe schlecht aussehender, aber wohnlich gebauter Häuser, die ein Baron von Wülknitz zu dem Zweck aufführen und einrichten ließ, dem Proletariat aller Schattirungen, dem sonst jeder Hauswirth die Aufnahme verweigert, Obdach und Wohnung zu geben. Es geschieht dieß in einer Reihe von Quartieren, deren jedes in der Regel nur aus einer kleinen Stube besteht, in welcher der Raum zum Arbeiten, Wohnen und Schlafen für eine ganze Familie gefunden werden muß, und in der zugleich auch die Kochgelegenheit angebracht ist. Diese hin und wieder auch durch Kammern und besondere Kochgelegenheiten vergrößerten Wohnungen, welche sich in die verschiedenen Stockwerke und auch in die Boden- und Kellerräume vertheilen, bieten dadurch verschiedene Abstufungen ihrer Preise, gewöhnlich zwischen zwanzig und dreißig Thalern Jahresmiethe, dar, und müssen dem schiffbrüchig umhergeworfenen Proletarier eine um so dankenswerthere Zuflucht seyn, als man ihm hier die Sorge für das Obdach in jeder Weise erleichtert und die Miethsbeträge auch in kleinen wöchentlichen Abzahlungen, obwohl dann mit unnachsichtlicher Strenge gegen ihr Ausbleiben, von ihm annimmt. Der ausgesetzte Mann der Gesellschaft empfängt dadurch zuerst wieder

[1] Vgl. C. F. Busse, ausgeführte Familienhäuser für die arbeitenden Klassen. Potsdam 1852.

einen Anhalt, seine Lebenszustände fester zu ordnen, Fleiß und Stetigkeit in seine Verhältnisse zu bringen und sich auf der Grundlage des eigenen Haushalts wieder zu einem berechtigten und zulässigen Glied der ganzen Gemeinde zu machen.

Man hat es an diesen Berliner Familienhäusern als einen Fehler im Princip bezeichnen wollen, daß sie nicht von vornherein die zweifelhaften und beschädigten Elemente der Gesellschaft, namentlich aber die ganz in Blößen stehende Armuth und die schon criminalistisch gestempelte Persönlichkeit, von der Benutzung ihrer Wohnungen ausgeschlossen haben. Wenn die Berliner gemeinnützige Baugesellschaft gerade den Gegensatz dieses Princips für ihre Miethsgenossenschaften in Anspruch nimmt, so hat sie dieß ohne Zweifel in dem wohlbegründeten Bewußtseyn gethan, daß es am meisten der Mühe verlohne und Erfolg verspreche, wenn man den Bau auf die soliden und positiven Elemente der unteren Volksklassen stütze. Aber das Interesse der Gesellschaft, um das es sich handelt, ist dabei nicht erschöpft, denn man kann nicht eine ganze Klasse von Menschen, die das Armenhaus nicht zu nehmen braucht und die das Zuchthaus entweder entlassen oder nicht für reif befunden hat, darum für wohnungslos und für unzulässig in jeder Hausgemeinschaft erklären. Wenn die Gesellschaft selbst mit diesen ihren schlimmsten Elementen so rasch brechen könnte, so würde sie sich dadurch allerdings ihrer Hauptverlegenheiten entledigen, aber auch eine ihrer wichtigsten Aufgaben, in denen sie an der Hebung und Veredlung der unteren Volksklassen unausgesetzt zu arbeiten hat, bloß mechanisch beseitigen. Es muß auch Asyle geben, in denen der Verstoßene, dessen sich Alle schämen, der Zerlumpte und Kleiderlose, dem man überall sonst die Thüren verschließt, der Bestrafte, der wieder gut machen will und kann, ein menschliches und berechtigtes Unterkommen finden, das ihnen nicht von Neuem zu Nachtheil und Strafe, sondern zu einer Erneuerung und Umwandelung gereiche. Wenn sich in den Miethsasylen der Berliner Familienhäuser wenigstens ein Ansatz dazu geboten hat, so scheint ihr Bestehen schon dadurch im gesellschaftlichen Interesse gerechtfertigt.

Vergleicht man übrigens die persönlichen Elemente miteinander, welche in Berlin in den Familienhäusern und in den miethsgenossenschaftlichen Wohnungen ihre Niederlassung finden,

so stellt sich darin dieselbe Klasse der Gesellschaft vielleicht nur auf unterschiedlichen moralischen und ökonomischen Stufen dar. Der berühmt gewordene Besuch Bettina's in den Berliner Familienhäusern [1] hat uns eine menschlich und social eingehende Uebersicht der Bewohner dieser Häuser verschafft, welche von ihr mit einem tiefen und praktischen Einblick in die Lebensverhältnisse des Volkes unter den Reflex ihrer Genialität und ihrer Menschenliebe gestellt worden. Es sind dieß Weber, Fabrikarbeiter, Handwerksgesellen verschiedener Art, Schneider, Schuhmacher, Glaser, Schlosser, einzelne Wittwen, Tagelöhner und Arbeitsleute aller Art, die mit ihren meist zahlreichen Familien in diesen Gemächern sich untergebracht haben. In 400 Stuben gruppirte sich hier eine Anzahl von 2500 Menschen, deren Lebensverhältnisse sämmtlich der polizeilichen Armuthskategorie verfallen waren, von denen viele schon auf die nothdürftigsten Bestandtheile der Kleidung heruntergekommen waren, und manche die Wohnung in den Familienhäusern auch deßhalb gesucht hatten, weil sie in denselben unentgeldliche Arznei und den Freibesuch der darin begründeten Elementarschulen für ihre Kinder empfingen. In diesen Familienhäusern ist zwar nur die Genossenschaft des Pauperismus zu finden, aber die Schule und die Betstunde suchen zugleich ein geistiges Band der Gemeinschaft zu pflegen, das aber in der religiösen Beziehung, wo das pietistische Element sich in seiner ganzen Schärfe ausgeprägt zeigt, nicht dazu beitragen kann, den diesen Menschen nothwendigen Lebensmuth und frischen Sinn zu stärken. Betrachtet man dagegen das Personal in den Häusern der gemeinnützigen Baugesellschaft, so ergeben sich in sechzehn Häusern, über welche uns ein Bericht vorliegt, 146 Miether, unter denen sich 56 Handwerksmeister, 27 Handwerksgesellen, 29 Fabrik- und Handarbeiter, Boten, Kutscher und andere Personen in Privatdiensten, 20 Unterbeamte, namentlich Posterpedienten, Postconducteure, Briefträger, Schutzmänner, Gerichtsboten, und 1 Küster, 2 Handlungsgehülfen, 1 Thierarzt und 11 Wittwen befinden. Diese Personen hängen noch durch ein regelmäßiges und unbeflecktes Band mit Verkehr und Verrichtungen der Gesellschaft zusammen, und gewinnen derselben

[1] „Dieß Buch gehört dem König." Bd. II. S. 537 fg.

durch eine verhältnißmäßige Verwerthung ihrer Thätigkeit die letzte Stufe ab, die über dem Proletariat steht, die aber freilich durch jeden zufälligen Wirbel des Geschicks in diesen Strudel der Gesellschaft hinuntergespült werden kann.

Im Ganzen, wenn man die elenden Hütten der Spinner und Weber in den Fabrikdistricten Schlesiens und die Wohnungen der Arbeiter in Breslau ausnimmt,[1] befinden sich die arbeitenden Volksklassen in Deutschland in bei weitem menschenwürdigeren und gesünderen Wohnungsverhältnissen, als dieß in England bei demselben Theil der Bevölkerung der Fall ist. Die armen und arbeitenden Klassen in Deutschland haben in allem Uebrigen ihre Ansprüche an den Lebensgenuß weit unter die der englischen und französischen Arbeiter und Taglöhner gestellt, und es wird ihnen nicht so schwer, auf Fleisch und nahrhafte Getränke zu verzichten, die bei den andern Völkern zu dem Minimum der Lebensbedürfnisse auch für die ärmsten Klassen gehören, als eines einigermaßen geräumigen und selbstständigen Obdachs zu entbehren. In England und Frankreich suchen die kleinen Leute und Proletarier ihre individuelle Selbständigkeit mehr in der größtmöglichsten Fähigkeit zum physischen Genuß und zu einem mit den wohlhabenden

[1] Vgl. die treffliche Schrift von A. Schneer: „Ueber die Zustände der arbeitenden Klassen in Breslau, mit Benützung der amtlichen Quellen des Königl. Polizeipräsidii und des Magistrats" (Berlin 1845). Es heißt darin S. 25: „Manche Stuben (der Arbeiterwohnungen in Breslau) gleichen mehr einem Schweinstalle als einer Wohnung für Menschen. Die Wohnungen sind wo möglich noch schlechter in der Stadt als in den Vorstädten. Erstere sind natürlich immer Hofwohnungen, wenn man einen engen Raum, in dem man sich kaum umdrehen kann, so nennen will. Die sogenannten Treppen sind gewöhnlich ganz finster, dabei alles so baufällig, daß bei jedem starken Tritte das ganze Gebäude erzittert; die Stuben selbst sind klein, so niedrig, daß man kaum aufrecht stehen kann, der Fußboden schief, da gewöhnlich schon ein Theil des Hauses gestützt ist. Die Fenster sind schlecht verwahrt, die Oefen so schlecht, daß sie bei starker Feuerung kaum heizen, dabei raucht es meistentheils in den Stuben. An den Thüren und Wänden läuft gewöhnlich das Wasser herunter. Die Wohnungen zur ebenen Erde sind meistens halb unter der Erde, und solch ein Loch kostet 20 bis 24 Thlr. Uebrigens werden die genannten Wohnungen nicht bloß von Tagarbeitern und Gesellen bewohnt, sondern auch von Bürgern, namentlich von Schumachern und Schneidern. Unter diesen Umständen stellt sich auch das Sterblichkeitsverhältniß in Breslau bei weitem ungünstiger als in irgend einer andern deutschen Stadt desselben Klima's dar.

Klassen wetteifernden Aufwand im Essen und Trinken, als im Besitz einer häusliches Behagen darbietenden Wohnung. Der deutsche Familiensinn, der selbst den Proletarier der untersten Stufe noch zu beleben und anzuspornen vermag, findet einen Trost für den Schiffbruch der ganzen Existenz in einem eingefriedigten Raume, den er ausschließlich sein zu nennen vermag, den er auch gern mit allem Schmuck, dessen die Armuth nur fähig ist, mit einigen Blumentöpfen, schneeweiß gewaschenen Bettdecken und dem weißen Streusand auf der Diele, sich ausstattet, und der ihm die Kärglichkeit seiner Nahrung durch den stillen Genuß des Hausfriedens ersetzt. An diesen Haussinn der untern Volksklassen in Deutschland läßt sich die Reform und Veredlung aller ihrer socialen und sittlichen Zustände am wirksamsten anknüpfen, während schon darum die englischen und französischen Arbeiterklassen stets schwerer zu handhaben und in einem harmonischen Verhältniß mit den übrigen Gesellschaftszuständen zu erhalten waren, weil das Bedürfniß nach häuslicher Niederlassung bei ihnen am geringsten ausgebildet ist und sie in ihrer Existenz, die nur zwischen der Werkstätte, der Straße und dem Wirthshaus getheilt ist, beständig außerhalb der Gesellschaft und in einer dieselbe herausfordernden gefährlichen Position zu verweilen scheinen. Die höhlenartigen Wohnungen der arbeitenden Klassen in England und Frankreich liefern den grauenerregendsten Beleg dafür, daß sich hier eine Menschenklasse einpferchen läßt, die nirgend zu Hause ist und die in niedrigen, oft nur zehn Quadratfuß großen Kellerlöchern, von Schmutz, Gestank und Pestdünsten eingehüllt, ihre Schlafstätten sucht, um dieselben am Morgen, weniger erquickt als mit Krankheitsstoffen erfüllt, wieder zu verlassen und der Arbeit nachzugehen. Die Arbeiterwohnungen in Liverpool, die meist in engen luftlosen Hinterhöfen und unter der Erde in dumpfen, morastigen, fensterlosen Kellern liegen, in welche man wie in einen Brunnen auf Leitern hinabsteigt, sind in dieser Beziehung oft als das Beispiel der äußersten Menschenverwahrlosung angeführt worden. Wie sehr es hier die Architektur ist, welche zur socialen Reform herangezogen werden muß, haben auch selbst die englischen Parlamentsgesetze anerkannt, indem das Gesetz, welches das englische Parlament im Jahre 1842 zur Verbesserung der Luft in Liverpool

erließ, vornehmlich darauf berechnet war, einen städtischen Umbau im Interesse der auf eine unmenschliche Weise einquartierten Volksklassen vorzubereiten. Die philanthropischen Bemühungen in England, und die in das Programm der neuen imperialistischen Politik aufgenommenen Bestrebungen des Kaisers Louis Napoleon zur Hebung der französischen Arbeiterverhältnisse haben in den letzten Jahren schon manches gebessert. Aber eine durchgreifende, bestimmten und umfassenden Zielen entgegenschreitende Reform kann hier eben nur auf einem Wege eröffnet werden, auf dem Architektur und Gesetzgebung nach einem gemeinschaftlichen Plone arbeiten und auf dem das Bauwesen der Städte eine Neugestaltung gewinnt, in der die menschlichen und die ständischen Interessen sich nicht mehr als unvereinbar ausschließen, sondern in einem berechtigten Nebeneinanderstehen und in natürlicher Ergänzung sich entwickeln. England ist hier gerade als dasjenige Land anzuführen, in dem die Architekten selbst eine Art von Initiative zu ergreifen gesucht, um den Fort- und Umbau der Städte in eine neue Entwicklung hinüberzuleiten und dazu auch den Gesetzen selbst Anregung und Richtung zu geben.

Der Weg, welcher einzuschlagen ist, um das Ziel einer wohnlichern, gesünderen und edleren Niederlassung der unteren Volksklassen in der Gemeinschaft der übrigen Stände zu gewinnen, kann principiell eben nur als ein solcher bezeichnet werden, auf dem die verhältnißmäßige Gemeinschaft aller Klassen der Gesellschaft, worin der eigentliche Begriff der städtischen Gemeinde sich ausdrückt, erhalten und gewahrt, oder, wo sie bereits zerstört worden, wiederhergestellt werden kann. Die Gemeinschaft großer und kleiner Wohnungen, wie großer und kleiner Leute, in demselben Wohnhause muß, als förderlich nicht nur für die allgemeinen Zwecke der Gesellschaft, sondern auch für die sittliche, geistige und materielle Wohlfahrt der unteren Stände, hier als das eigentliche Ziel alles Strebens und aller Unternehmungen vorzugsweise zu verwirklichen gesucht werden. Um das Bauwesen namentlich der großen Städte in dieser Bahn zu erhalten oder von Neuem in dieselbe hineinzuführen, scheint es vor allem nothwendig, daß das Bauen nicht bloß der Speculation und dem Zufall überlassen bleibe, sondern auch nach einer bestimmten

Richtung hin von den städtischen Behörden, von Vereinen und zu diesem Zweck gebildeten Associationen in die Hand genommen werde und Unterstützung und Beförderung empfange. Es wird sich dieß als eine um so unabweislichere Bedingung zeigen, als das durch die gesellschaftlichen Verhältnisse aufgedrungene Princip, das Nebeneinanderbestehen kleiner und großer Wohnungen in demselben Hause aufzuheben und den Raum fast ausschließlich für die wohlhabenderen Klassen einzurichten, zugleich mit den Interessen und Bedürfnissen der Speculation und Häuserindustrie sich begegnet.

Der Werth der Grundstücke und die Kosten der Bauausführungen haben sich allerdings in den großen Städten so bedeutend gesteigert, daß schon aus diesem Grunde die Verzinsung des Anlagekapitals, welche auf die Wohnungsmiethen vertheilt wird, immer stärkere Sätze herausstellt und Anforderungen der Rentabilität bedingt, die gerade in den kleineren Wohnungen sich am wenigsten erfüllen können. Nimmt man an, daß eine kleine Wohnung, die aber noch geräumig genug ist, um eine Arbeiterfamilie mit einigen Kindern aufzunehmen und zugleich eine Arbeitsstätte für den Mann und vielleicht noch einen Gehülfen zu gewähren, sich auf 900 Quadratfuß ausdehnen darf, was einen derartigen Wohnungsbedarf (Stube, zwei Kammern, Küche) schon in einer ziemlich auskömmlichen und anständigen Gestalt darstellt, so würde dafür in Berlin, wenn die Wohnung nur einigermaßen noch den belebteren Theilen der Stadt nahe liegt, ein jährlicher Miethspreis von 65 Thlr. gezahlt werden. Dieß würde $2^1/_6$ Silbergroschen pro Quadratfuß ergeben, was, bei der Annahme, daß 1 Quadratfuß zu bauen in Berlin durchschnittlich 2 Thlr. kostet (900×2 Thlr. $=$ 1800 Thlr.) eine Verzinsung dieser 1800 Thlr. zu 65 Thlr. oder zu $3^1/_3$ Procent ergeben würde.[1] Es ist dieß aber ein Ergebniß, das mit den Anforderungen, welche in den größeren Städten an die Ertragfähigkeit einer Bauunternehmung gerichtet werden, in keinem Verhältniß steht, da die Verwerthung der Häuser durch die

[1] Diese Aufstellung entnehmen wir einem Aufsatz von C. Knoblauch: „Ueber die kleineren und mittleren Wohnungen in Berlin," in den „Mittheilungen des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen." Neue Folge. 1. Heft. S. 248. (Berlin 1853.)

Miethserträge gewöhnlich auf 6 Procent der Anlagekosten berechnet wird. Ein Procentsatz dieser Art würde aber die kleineren Wohnungen zu einem für ihre Bewohner unerschwinglichen Miethswerth hinauftreiben, wie sie auch schon bei einer mäßigeren Anrechnung des auf sie entfallenden Zinsfußes für den Benutzer zu theuer ausfallen, ohne für den Vermiether ertragsfähiger zu werden. Die größeren Wohnungen eines Hauses vereinigen dagegen leichter durch eine umfassendere Einrichtung, die auf einem beträchtlicheren und zusammenhängenderen Raum zugleich mit einer vortheilhafteren Oekonomisirung desselben sich verbinden kann, diese sich entgegenstehenden Interessen des Vermiethers und Benutzers. Drei größere Wohnungen in einem Hause nutzen den baulichen Zustand desselben bei weitem nicht so stark ab, als neun kleinere, welche zusammen denselben Raum einnehmen, aber sowohl durch die verhältnißmäßige Mehrzahl ihrer Insassen als auch durch die Gewohnheiten und Bedürfnisse derselben das Haus ungleich mehr in Anspruch nehmen und dadurch fortlaufende, von den Procenten des Gesammtertrages noch abzurechnende Reparaturkosten bedingen. Eine Wohnung, die dreimal so groß ist als eine Arbeiterwohnung von 900 Quadratfuß, würde aber in ihrem Gesammtcomplex leicht den vierfachen Miethswerth darstellen können und dadurch die Ertragsfähigkeit bedeutend gesteigert zeigen, ohne für die bequemere und annehmlichere Einrichtung, welche sie dem Benutzer darbietet, zu theuer zu erscheinen. Unter diesen Verhältnissen werden daher immer die wohlhabenderen Leute verhältnißmäßig nicht nur besser und billiger wohnen als die unbemittelten, sondern auch dem Hause selbst zu größerem Vortheil gereichen, während die kleinen Leute schlecht und theuer niedergelassen sind und außerdem durch ihre stärkere Abnutzung des Hauses für den Eigenthümer desselben um vieles kostspieliger werden.

Dieses Mißverhältniß könnte finanziell dadurch einigermaßen ausgeglichen werden, daß, durch eine verschiedene Vertheilung der Procenterträge auf die großen und kleinen Wohnungen, die ersteren noch theurer und die andern billiger gestellt werden könnten, indem die großen wohleingerichteten und in den besten Stockwerken gelegenen Wohnungen mit 6 bis 8 Procent der

durchschnittlichen Anlagekosten, die kleineren und schlechter belegenen Wohnungen aber mit 3 bis 5 Procent derselben berechnet würden. Es würde aber auch dann noch wenig Anreiz und Vortheil für den Hausbesitzer entstehen, um ihn zu einer den Bedürfnissen der Gesellschaft entsprechenderen Vertheilung seiner Räume auf große und kleine Wohnungen zugleich zu bewegen. Das Interesse der Gesellschaft erfordert, daß weder für die Wohlhabenden noch für die Armen ausschließlich gebaut werde, sondern daß in den für den allgemeinen Gebrauch bestimmten Wohnhäusern der größeren Städte Raum und Einrichtung ermöglicht werde, um die verschiedenen Klassen der Bevölkerung wenigstens so, daß sie sich nicht mehr räumlich ausschließen, und dadurch auch principiell bekämpfen, neben einander aufzunehmen. Die nachbarliche Gemeinschaft der verschiedenen Klassen der Gesellschaft kann unbeschadet der individuellen Trennung, in der ihre Haushalte und Familien sich gegeneinander abgrenzen wollen, in den verschiedenen Abtheilungen und Stockwerken des Hauses wenigstens ihre räumliche Entwicklung finden. Diese nachbarliche Gemeinschaft verstattet den untern und ärmern Volksklassen zugleich den Aufenthalt in der Mitte der lebendigeren und vortheilhafteren Stadttheile, aus denen sie, durch den Ausschluß von der Hausgemeinschaft, sich ebenfalls entfernt sehen müssen. Auf der andern Seite ist es für die wohlhabenden und begünstigten Stände eine schon vom humanen Gesichtspunkt nicht abzuweisende Anregung, wenn sie durch den täglichen Anblick des Lebens und Treibens ihrer unbegünstigteren und stets gefährdeten Mitbürger der elementaren Spaltungen der heutigen Gesellschaft inne werden und zur Heilung derselben auch ihrerseits die besten Entschließungen fassen oder auch schon Handlungen versuchen.

Dem armen Hausgenossen erwachsen an den reichen und begüterten durch diese nachbarliche Gemeinschaft keine Ansprüche irgend einer Art, welche ihm der letztere nicht von selbst bewilligen will. Denn die realen Zustände der Gesellschaft sind weit entfernt davon, eine socialistische Construction des Wohnhauses und der Hausgemeinschaft auch nur im Sinne eines für gewisse Fälle auf Gegenseitigkeit gestellten Associationsverhältnisses zuzulassen. Es sind zwar manche Elemente zur Entwicklung

eines solchen Verhältnisses gegeben, aber es würde dann durch die Hausgemeinschaft, wenn sie auf sociale Berechtigungen und Verpflichtungen hin organisirt werden könnte, eine atomistische Zersetzung der Gesammtgemeinde entstehen, welche den allgemeinen Interessen und Zwecken der Gesellschaft nur neue Nachtheile bringen würde. Nicht einmal im Interesse der Armenpflege dürfte sich eine sociale Organisation der Hausgemeinschaft, wenn dieselbe eine Gegenseitigkeit von Rechten und Pflichten der Hausbewohner in sich schließen sollte, empfehlen oder vertheidigen lassen. Wenn in einem Hause Arme und Reiche nebeneinander wohnen, so liegen für den, welcher dem Bedürftigen helfen kann und will, allerdings die Nothzustände desselben zu einer richtigern Beurtheilung und zu einem menschlichen und praktischen Eingreifen näher. Aber Verpflichtungen, die so nahe gerückt und so individuell geworden sind, und denen auf der andern Seite die Berechtigung ebenso nahe und ebenso individuell gegenüberstehen würde, könnten leicht einen gefährlichen Charakter für das gesellschaftliche Einvernehmen aller Stände gewinnen, und den großen Ständekampf in einen Guerillakrieg der Stockwerke jedes Hauses hinüberspielen.

Wenn aber die Hausgemeinschaft der Reichen und Armen auch zu keiner neuen Organisation dieses elementaren Mißverhältnisses der Gesellschaft führen kann, so scheinen doch darin für beide Theile Vortheile enthalten, die sie sich gerade in ihrer gesellschaftlichen Stellung zu einander nicht gänzlich rauben lassen dürfen. Schon die indirecten Beziehungen, welche auf dem völlig getrennten Raum zwischen diesen Parteien entstehen, tragen eine Fülle charakteristischer Momente in sich, die für das menschliche Zusammenleben der verschiedenen Stände fruchtbar werden können. Die in Genuß, Behagen und Ueberfluß hervortretende Ausnahmestellung der wohlhabenden Klassen kann sich in den größeren Städten nicht mehr, wie sonst in Burgen und Schlössern, als eine isolirte und unberührbare gegen die übrigen Volkselemente aufstellen. Diese begünstigten Klassen sind doch heute von einem beständigen unruhigen Gedränge der städtischen Verkehrselemente und Interessen in die Mitte genommen und umfluthet, und eine humanere Vermittlung mit den ihnen ungünstiger gegenüber gestellten Volksbestandtheilen liegt im Interesse

ihrer ganzen gesellschaftlichen Position. Dieß Bedürfniß hat sich schon in den äußeren Umgangsformen, die eine mildere oder klügere Berechnung in unserem Jahrhundert an die Stelle der früheren Begegnungen zwischen den vornehmen und geringen Leuten gesetzt, angedeutet. Die früher gebräuchlichen Anreden mit Er und Ihr, das in der dritten Person geführte Gespräch, die mehr ausweichenden als Annäherung verstattenden Begrüßungsformen, sind aus der Sprache der Höheren gegen die Niederen mehr und mehr verschwunden. Es hat darin eine größere Ausgleichung der Formen stattgefunden, die mehr oder weniger auch auf eine Anerkennung der Persönlichkeit des Geringgestellten hinausläuft, wobei es darauf ankam zuzugestehen, daß die Unterschiede des Standes, des Besitzes und der Bildung nicht hindern können, sich in eine wärmere menschliche Nähe zu treten oder auch nur den versöhnlichen und gewinnenden Schein davon anzunehmen. Die Absichten dieser Ausgleichung gewinnen durch die Hausgemeinschaft eine noch breitere und vielbezüglichere Grundlage, auf der durch menschliches Entgegenkommen, durch wohlwollende Beobachtung der verschiedenen Verhältnisse und Bedürfnisse, und durch manchen glücklichen Zufall, der den Werth jeder Menschenart in ihr besonderes Licht rückt, ein bedeutender Schritt zur Abschließung eines wahrhaften Ständefriedens gewonnen werden kann.

Was die verschiedenen Lebensgewohnheiten anbetrifft, die zwischen den vornehmen und geringen Leuten vorhanden sind und specifisch ins Gewicht fallen, so wird die eine Klasse davon mindestens ebenso viel als die andere des Fremdartigen und Widerstrebenden, das ihnen an einander entgegentritt, zu überwinden haben. Wie zwei verschieden geartete Völkerstämme stehen sich die Wohlhabenden und die Bedürftigen in den heutigen Gesellschaftszuständen allen ihren Manieren, Bedürfnissen und Sitten nach gegenüber, so daß der Ständekampf in seinen individuellen Zügen zugleich wie ein Racenkampf sich darzustellen scheint. Die Inhaber der kleinen Wohnungen in den obersten Stockwerken und in den Erdgeschossen, deren ganze Existenz darauf eingerichtet ist, von der Hand in den Mund zu leben, müssen auch in ihrem gesammten Lebenszuschnitt einen diese Unruhe und diesen unaufhörlichen Bivouac des Daseyns

ausdrückenden Charakter annehmen. Der sprüchwörtlich gewordene Kinderreichthum dieser Familien (»rien n'engendre plus que la pauvreté et les pommes de terre«) erschwert ihnen den Aufenthalt in der engen Wohnstube, die in der Regel zugleich die Arbeitsstube des Mannes ist, wozu auch kommt, daß die Armen gewöhnlich ein größeres Bedürfniß empfinden, in freier Luft zu leben und sich nach außen hin zu ergehen. Daher sind die kleinen Leute mit allem, was zu ihnen gehört, mehr auf den Treppen und Höfen und vor den Thüren zu sehen, und belästigen oder verdrießen dadurch leicht den Vornehmen, der heut in allen Dingen auf eine gewisse Abgeschlossenheit hält und nicht gern auf demselben Raum sich mit Leuten kreuzt, denen er keine Berechtigung zuspricht, sich mit ihm zu berühren. Der Vornehme lebt im Hause ebenso specifisch nach innen wie der Geringgestellte nach außen lebt. Der Erstere möchte seine Person, seine Angehörigen, seine Verhältnisse in festungsartiger Absperrung vor der Gemeinschaft mit den übrigen Hausgenossen wahren. Der Andere strebt dieser Gemeinschaft zum Theil mit naiver Natürlichkeit nach, und am liebsten würde er seine Thüren ganz offen stehen lassen, um mit dem ganzen Hause zu leben, und von Allen hören und an Alle sich wenden zu können. Die gute Nachbarschaft ist ein Naturtrieb des Armen, der in seiner eigensten Art zu seyn gesellig und mittheilsam ist und ursprünglich eine gewisse Pietät besitzt, mit der er die menschlichen Zustände um sich her, auch die bevorzugteren und glücklicheren, betrachtet. Neben diesem Geselligkeitstrieb des Armen, mit dem er vornehmeren Mitbewohnern des Hauses leicht unbequem fällt, ist es auch die unaufhörliche Arbeitsamkeit dieser Klasse, welche, besonders wo sie geräuschvoll wird, störend in die ganze Hausgemeinschaft einfallen kann. Indeß treten dabei gegenseitige Ausgleichungen ein, welche denselben Gleichgewichtstakt, durch den die ganze Gesellschaft sich zu erhalten strebt, auch im Mikrokosmus des Hauses in Anspruch zu nehmen scheinen. Denn wenn selbst die Tageszeiten zwischen den Armen und Reichen trennend hinein zu fallen scheinen, so folgt dabei Jeder seinen Gewohnheiten und Nothwendigkeiten, die für ihn eine andere Natur geworden sind. Die Lebensgewohnheiten der vornehmeren Klassen lassen sie oft bis in die späte Nacht hinein dem

gesellschaftlichen Aufwand und Bedürfniß nachhängen, und der glänzend bewegte Salon sendet oft noch lange nach Mitternacht seine hellen Lichter und Töne, das Geräusch seiner Tänze, seiner Musik und Gespräche zu der Wohnung der Arbeiterfamilie hinauf, die erschöpft von den Anstrengungen und Entbehrungen des Tages, sich in der Ruhe, deren sie auf ihrem Lager bedarf, durch dieß Herüberklingen einer ihr so nahen und doch so fremden Klang- und Genußwelt gestört sieht. Dagegen sendet die Arbeiterwohnung schon am frühesten Morgen, nachdem die Sonne kaum emporgegangen, die harten Töne der Arbeit und der erwachenden Lebensunruhe zu dem Lager des Reichen hinunter, der dadurch leicht in der längeren Fortsetzung seines Schlummers nach einer in Gesellschaft und beim Gastmahl hingebrachten Nacht behindert wird.

Solche dem täglichen Leben entnommenen Motive konnten leicht die in den größeren Städten mehr und mehr überhandnehmende Richtung befördern, daß Reiche und Arme auch in den Häusern sich ausschließen und daß für jede dieser Klassen in besonderen Gebäuden, Straßen und Stadttheilen Wohnungen gebaut werden. Die Gefahren, die darin liegen, eine principielle und ständische Trennung auch räumlich sich feststellen und vollenden zu lassen, sind aber zu groß und zu drohend, als daß den individuellen Lebensanforderungen der Stände dabei ein besonderes Gewicht eingeräumt werden könnte. Die gesellschaftlichen Zustände werden stets ein gemischtes Durcheinander von Gewohnheiten und Bedürfnissen, die, weil sie sich ausschließen, sich auch ergänzen müssen, darstellen. Denn wenn selbst das Kunststück gelingen könnte, die Judengassen des Mittelalters jetzt für die Armuth, die der ewige Jude der Gesellschaft geblieben, wiederherzustellen, so würden sich damit die Gegensätze, die in der Verschiedenheit des Besitzes und der Genußfähigkeit liegen, nicht aus der Mitte des Lebens entfernen lassen, sondern doch in dieselbe unaufhörlich und täglich vorzudringen suchen. Der wirkliche Glanz des Reichen und die gefallsüchtige Koketterie der heutigen Mittelklassen mögen so viel Scheidewände gegen die Geringen und Armen aufrichten, als ihnen ihre Mittel irgend gestatten wollen, so werden sich doch die menschlichen, socialen und politischen Berührungspunkte zwischen diesen Ständen

in den starken und drängenden Entwicklungen der Gesellschaft von selbst und an allen Ecken und Enden einstellen. Die menschliche Gesellschaft verträgt heut die mechanischen Forderungen nicht mehr, sondern überwächst dieselben immer wieder mit der Kraft der Gegensätze, die sich unter den raschen und scharfen Stößen der heutigen Lebensentwickelung an einander reiben.

Das von den verschiedenen Klassen der Gesellschaft nach ihrem verhältnißmäßigen Bedürfniß besetzte Wohnhaus wird daher in dieser Einrichtung immer das erstrebenswerthe Ziel natürlicher und befriedigender Wohnungsverhältnisse in den größeren Städten seyn. Nur durch die Bildung gemeinnütziger Bauvereine, die mit Associationscapitalien eine freie principielle Richtung des Bauens einhalten können, wird auf diesem Wege dem ausschließlichen Charakter, den die städtische Architektur nach beiden Seiten hin eingenommen, wirksam entgegenzutreten seyn. Wenn sich die Berliner gemeinnützige Baugesellschaft zu einer Modificirung ihrer Grundsätze dahin verstehen könnte, daß sie mit ihren finanziellen und artistischen Mitteln auch zum Aufbau schöner und geräumiger, noch mehr in der Mitte der Stadt belegener Wohnhäuser schritte, in denen mindestens größere und kleinere Wohnungen neben einander dargeboten würden, so würde sie dadurch ihre Zwecke weit tiefer in das innerste gesellschaftliche Bedürfniß eindringen lassen und vor allem verhüten, daß ihre Häuser, der specifischen und ausschließlichen Bewohnung der kleinen Leute bestimmt, nicht den sonst früher oder später zu gewärtigenden Umschlag in bloße Armen- und Familienhäuser erleiden. Die kleineren Wohnungen würden auch dann noch billiger in diesen Häusern überlassen werden können, wenn die Procentsätze, welche die Gesellschaft für ihre Zwecke erreichen muß, in einer überwiegenden Vertheilung auf die größeren Wohnungen der Gebäude gelegt werden könnten. Ein anderer seit kurzem in dieser Richtung thätig gewordener Verein ist der „Verein für die Armen in Berlin," der besonders in den Vorstädten große, meistentheils vierstockige Häuser von sehr ansehnlicher Gestalt und bedeutender Solidität aufzuführen begonnen und darin zu sehr geringen Miethspreisen von einigen dreißig Thalern Wohnungen von Stube, Kammer, Küche, Keller und Boden (nebst gemeinschaftlichem Waschhause und in der Regel auch einem Fleck

Gartenlandes) dargeboten hat. Auch diese Bestrebungen verdienen gewiß einen bedeutenden Theil Dank und Anerkennung, da ihre menschenfreundlichen Absichten praktisch und geschickt ins Werk gesetzt werden. Aber unsere Anerkennung wird sich auf diesem Gebiet immer durch die Besorgniß bedingt finden, planmäßig Armen- und Arbeiterviertel in den großen Städten ausgebaut zu sehen, und dadurch dem gemeinschaftlichen Nebeneinanderwohnen der verschiedenen Stände im Weichbilde der Stadtgemeinde mehr und mehr Abbruch geschehen zu lassen. Das letztere Ziel, das allein versöhnende Kraft und friedliche Bewältigung der gesellschaftlichen Gegensätze auf diesem Gebiet in sich trägt, muß als so wichtig erscheinen, daß es für Staats- und Stadtbehörden eine geeignete Veranlassung darbieten möchte, um durch Aussetzung von Bauprämien und durch andere zweckförderliche Aufmunterungen und Unterstützungen geräumige, wohlangelegte, die großen und kleinen Wohnungsverhältnisse zugleich berücksichtigende, und damit das menschliche Nebeneinanderleben der verschiedenen Klassen begünstigende Häuser entstehen zu lassen.

Theodor Mundt.

Landwirthschaftliche Bewegungen

im Jahr 1854.

Nun eingestandenermaßen der Bauer auch einmal einige glückliche Momente hat — Zeiten zu sagen, wäre zu viel! — nun freut es uns doppelt, von Fortschritt im Grundgewerbe der Staaten zu sprechen, und es soll an unserem Willen gewiß nicht liegen, wenn panegyrische Ausbrüche oder auch nur sanfte Georgica mißlingen. Wozu aber Gesänge vom alten seigneur du village und den jolies pastourelles, die sangen und tanzten im champêtre-Zustande, jetzt in Zeiten der rechnerischen Grundlagen, in Zeiten der Vertilgung alles bon plaisir? — Wohin sind die Bilder aus der patriarchalischen Zeit, als der treue Hörige das fette Mastschwein, mit Blumen geziert, sein Weib kühnblickende Hähnchen und Eier und Schmalz in bebänderten Körben zum Herrenhaus brachten?

Jetzt flötet nur noch die Gemeindepoesie, und zwar in allen Variationen von Umlagen und Strafgeldern. Das Rentamt nimmt Steuern und Bodenzinse als Bänder und Kränze und feiert mit anderthalbfachem Handlohn das Fest der landwirthschaftlichen Emancipation, die Sporteln endlich singen das Lied der gleichen Rechte für alle. Das ist wirthschaftspolizeiliche Poesie unseres Jahrzehents, nicht sehr schön zwar, aber gut und jedenfalls wahr. Ob damit Erhöhung des Wohlstandes und Fortschritt allgemeiner Art wirklich erzielt wurde? — Der erstere gewiß, darüber ist kein Zweifel mehr; — der letztere? je nun, — wer in seinem Gefängnisse im Kreis herumgeht, schreitet auch fort! Doch kommt mit den Mitteln die Bildung und damit das Bewußtseyn, welches wieder den politischen Gewinn garantirt.

„Politischer Gewinn?" — Darauf folgt sogleich Widerspruch

und die litis contestatio liegt offen, der Krieg ist erklärt! Und in der That, so groß ist die Partei der Gegner, so achtungswerth und wehrfähig, daß der allgemein gehörte Einwurf, die neueste agricole Gesetzgebung gereiche dem Staate ebenso zum Unheil, wie dem einzelnen Bauer zum Wohl, sie fördere extreme Gütervertheilung, Güterzersplitterung, Ueppigkeit und ihr Gefolge, Unbotmäßigkeit und Rebellion, Beachtung verdient: vorerst schon, damit die Geschichte registrire, wie man in Deutschland in Angst gerieth, als die letzten Reste des Grundverbandes in einer längst vorbereiteten Weise getilgt wurden, wie man den Staatsverband gelockert fürchtete, weil der Bauer endlich in die Reihen freier Wirthschaften eintrat, weil er dieselben Bedingungen zur Gütererzeugung endlich erhielt, deren sich längst Handel und Gewerbe erfreuten, dann aber, wann die Sache ernst genug wäre, um Nachdenken zu verdienen, selbst wenn die Theorie alle Bedenken rein wegfegte, wie sie denn auch wirklich thut. Deßhalb auch schließen wir alle Erörterungen der Schule aus, sie sind bereits über den Zweifel erhaben, aber der Thatsachen, welche die Gegner ins Feld führen wollen, harren wir noch.

Die bäuerlichen Zustände sind offenbar besser, viel besser — und doch die Klage! Daß die ehedem Berechtigten klagen, begreift sich, zumal sie in mehreren Ländern (in Bayern nicht) eher spoliert als entschädigt wurden.

Die Berechtigung zum Fortschritt ist uns Landwirthen vindicirt; nun werde auch gezeigt, ob und wo er gemacht wird. Dazu legt sich uns vor allem gleich in den Gesichtskreis als Beweismaterial die deutsche Industrieausstellung zu München, die begreiflich zwar nur untergeordneten Werth für die Landwirthschaft im Allgemeinen — denn diese hat ihre besonderen, übrigens enorm zersplitterten Ausstellungen — haben kann, aber doch für einige Hauptpunkte entscheidend wirkte. Das sind die dem Handel und der Industrie sehr nahe stehenden Produkte zu den Webstoffen und landwirthschaftlichen Geräthen, wie Maschinen.

Drei Theile waren es vorzüglich, welche das Interesse des Landwirthes fesseln mußten: einige Produkte des forst- und landwirthschaftlichen Pflanzenbaues, dann die Flachse, Seiden und Wollen, und endlich landwirthschaftliche Geräthe und Maschinen.

Unter den Ersteren fielen besonders einige reichhaltige Samensammlungen ins Auge, eine Suite schöner Coniferenzapfen fesselte selbst den Botaniker von Fach; das Reichste der Art bot aber die Ausstellung der königl. württembergischen Centralstelle für Landwirthschaft. Aermer, als man vermuthen sollte, war guter Tabak vertreten, und nur einige sächsische Tabake glänzten sonderbarerweise hierin. Ein niedliches Tableau über die Naturgeschichte der Bienenzucht von Universitätsprofessor Dr. Leiblein in Würzburg, sowie mehrere Bienenkörbe stachen besonders in die Augen. Einen Bayer interessirten nebenbei vorzüglich die ausgestellten Hopfen, die sinnige Würze des verschrieenen Bieres. Was Spalts aromatische Fluren liefern konnten, glänzte neben räthselhaften Cylindern des gepreßten Hopfens, wie sie die Wissenschaft Fikentschers aus Regensburg erzeugte, glänzte neben den eifrigen, aber unmöglichen Bestrebungen der Posener und sächsischen Hopfenerzeuger. Es freut uns, daß dem hohen Rathe von Spalt, der seit Jahrhunderten den Hopfenbau wie sein Schooßkind gepflegt und namentlich den Hopfenhandel so erfolgreich überwacht hat, eine besondere Anerkennung zu Theil ward.

Den schwankenden Hopfen- und damit auch schwankenden Bierpreisen entgegenzuwirken, wäre durch eine sichere Aufbewahrungsmethode desselben möglich zu machen. Es ist sehr wünschenswerth, daß die Naturwissenschaft hier ein auch in der Praxis brauchbares, d. h. ökonomisches Expediens finde.

Allen Forstleuten und noch mehr den Forstbotanikern muß aber das Herz lachen, wenn sie die schöne Suite von Stammdurchschnitten aus den so wohl erhaltenen Waldschätzen Bayerns erblicken. Leider sind manche, — wie Zirben und Eiben — selbst bei unserer sorgfältigen Pflege, schon seltener geworden und gegen so große, im Complexe wirkende Einflüsse, wie sie die Aenderung des Klima mit sich bringt, zu kämpfen, dürfte nur in sehr großem Maßstabe Erfolg versprechen. In der Hauptsache aber ist kein Grund zu trüben Besorgnissen für die Zukunft gerechtfertigt. Auch den Gerbern ging wohl beim Anblick der schönen Spiegelrinden vom Rhein und Main das Herz auf, vielleicht auch der Beutel, denn dieß, so behaupten unsere Forstverständigen, sey bis jetzt noch das größte Hinderniß vermehrter

Anlage der Eichenschälwaldungen. Wir haben selbst schöne Spiegelrinde von Oberbayern aus der Nähe von Weihenstephan gesehen und bezweifeln ihren gleichen Gehalt an Gerbesäure vorerst bis auf vergleichende Analysen noch nicht.

Mehr Aufsehen als diese Produkte erregten die landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen. Auch das große Publikum besuchte die schmucklose Halle, wo sie dichtgedrängt standen, sehr häufig, nicht fürchtend, daß kneipende Scheeren der Mähmaschinen, Maisentkörner, Quetscher, Brecher, Schneider, eine Anzahl scharfsicheliger Erstirpatoren und Kultivatoren die balancirenden Füße erwischen möchten.

Behufs der allgemeinen Beurtheilung ist nöthig, gewisse Maschinen und Geräthe scharf zu unterscheiden, soweit dieß eben überhaupt der Natur der Sache nach möglich ist. Die Geräthe zeichneten sich durch solide Arbeit, praktische Erprobung und Bedeutung eben so sehr aus, als bei den Maschinen noch viel des Schwankenden, Unerprobten, lediglich Nachgemachten, viel Ausländerei zu bemerken war.

Ist schon in England selbst bei den dortigen Verhältnissen eine große Zahl des Unerprobten, des Nichtstichhaltigen zu finden, so muß dieß bei blinder Nachahmung in Deutschland nur noch mehr wachsen.

In vorderster Reihe standen offenbar die Maschinen von Späth, Dr. Hamm, Jordan, Th. Weiße, Borrosch, Kaufmann, der Gießerei zu Gröbnitz, einige Sachen im Depot der Herren Schubart und Hesse aus Dresden.

So schön auch theilweise die Geräthe der Genannten waren, so standen doch jene von Hohenheim und Schleißheim noch höher; selbst Kaisheim stellte sich ebenbürtig zur Seite, während einige Aussteller aus Preußen und Hannover allzusehr der Eleganz ausländischer Scheinarbeit huldigten und ein Anderer aus Böhmen ins Gegentheil der einheimischen Derbheit umschlug.

Wie allenthalben zogen vorzüglich die Mäh- und Dreschmaschinen, die Häckselschneid- und Säemaschinen die Aufmerksamkeit auf sich.

Was die ersteren betrifft, so zeigte ein sehr zahlreicher Besuch renommirter Landwirthe bei einem Probeversuche zu

Schleißheim, welchen Antheil auch unsere süddeutschen Landwirthe an den Fortschritten der Mechanik unserer Tage nehmen. Ist es doch Thatsache, daß schon nach den ersten 14 Tagen der Dauer der Ausstellung die schönsten und theuersten Ausstellungsprodukte verkauft waren, ja daß die schwarzbelederten Bauern der bojarischen und schwäbischen Marken zahlreiche Bestellungen auf ähnliche gemacht hatten und nicht ohne Selbstgefühl in den ledernen Gurten unter den rothen „Brustflecken" die nöthigen Garantien boten.

Die Folgen der schönen Kulturgesetze neuester Zeit und insbesondere jener, welche die mächtigste aller Triebkräfte — die im vollen, freien Eigenthum ruhende — entfesselten, sind in sehr kurzer Zeit uns Süddeutschen sichtbar geworden und können gegenüber solchen Thatsachen nimmer geläugnet werden. Möchte nur auch der fortschrittsuchende einfache Landmann immer in den landwirthschaftlichen Maschinen das finden, was er sucht, und durch empfindliches Lehrgeld nicht am Ende die Erfahrung lernen, daß, wie überall, auch in der Landwirthschaft die Spekulation einen überdieß reichen Humus zum Gedeihen sucht — und findet!

Was die Mähmaschinen, sowohl die Mac Cornigk'sche wie die Hussey'sche betrifft, so kann nur das schon vor vier Jahren von uns Gesagte wiederholt werden, daß nämlich die vortheilhafte Anwendung derselben von so vielen Vorbedingungen abhängig ist, daß sie bei uns kaum Berücksichtigung verdienen. Sie mögen einstweilen die landwirthschaftlichen Maschinenhallen schmücken und gleich den Drachenschwänzen und Krokodilzähnen der Apotheken den harmlosen Besuchern derselben Staunen entlocken.

Viel mehr Theilnahme verdienen aber die Dreschmaschinen. Ueber ihre Bedeutung und vortheilhafte Anwendbarkeit auch selbst bei mäßigem Grundbesitz kann kein Zweifel mehr seyn, obgleich gelegentlich der vielen ausgestellten Handdreschmaschinen nach Hensman'scher Art sich auch hier die Behauptung geltend machte, daß Menschenkräfte allein zur Bewegung verwendet nur ein sehr schmales plus von Vortheil gewahren lassen. Zuverlässig immer Ausgezeichnetes leistend, wo über Wasserkräfte verfügt werden kann, schon mäßiger beim Pferdegöpel und schwankend gar bei der Menschenhand, bleibt das Resultat ein bedingtes, was immer wohl überlegt seyn will.

Die Barrett'schen Dreschmaschinen (sammt Göpel), die Alban'sche Säemaschine, eine Säemaschine nach Garett von Jordan, mehrere Maisentkörner und Hensman'sche Handdreschmaschinen, Röhrenpressen nebst Zubehör gehörten zu dem Schönsten, was die Ausstellung in dieser Richtung bot.

Die Drumond'schen Butterfässer, vorerst freilich noch viel zu theuer, werden bei einiger von uns bereits in Angriff genommener Verbesserung zum Höchsten führen, was in Bezug auf den Mechanismus des Butterns erstrebt werden kann.

Aufsehen machte der amerikanische Wendepflug von Hohenheim und ein Wenderuchadlo aus Wiesbaden. Eine sehr große Zahl tadellos gearbeiteter Pflüge in allen Variationen des Brabanter und Flandrischen schloßen sich an.

Professor Dr. Medicus, ein in diesen Sachen sehr competenter Richter, hat im Wochenblatt des Nassauer Vereins ein schönes kritisches Summarium über die ausgestellten landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen veröffentlicht, was von jedem gebildeten Landwirthe gelesen werden sollte. Nur sind wir nicht mit dem Satze einverstanden, daß die Londoner Industrieausstellung erst diese Art deutscher Produktion hervorgerufen habe, denn weitaus das Meiste war auch schon früher in Deutschland, wenn auch aus England ursprünglich gekommen, bekannt, — nützliches und unnützes. Auch finden wir der sehr nauseosen Erscheinung nicht gedacht, daß mehrere Instrumente und viele Maschinen ausgestellt waren, von deren Leistungen oder Erprobung die Aussteller nicht die geringste Notiz, aus eigenem Versuche geschöpft, anzugeben vermochten, die ganz blind den Londoner Vorbildern nachgahmt waren, ja sogar den Verdacht, nur übertünchte Englishmen zu seyn, hervorriefen.

Dagegen haben wir mit vielem Vergnügen die Ehrenrettung des Pflugvordergestelles gelesen und unterschreiben gerne die Vorzüge desselben; nur ist uns unbegreiflich, wie der Verfasser ebenfalls in das große Lob der Ruchadlos einstimmen mag, indem er ihnen eine ganz besondere Abtheilung widmet. Uns scheint dieses Instrument mit allen seinen Verbesserungen und Zusätzen noch immer auf tiefer Stufe zu stehen, und wir sehen in der Vorliebe der Rheinländer und der Nassauer zunächst mehr eine Modesucht, die am Bizarren gerne hängt. Medicus gibt

das durch Angabe der bloß ausnahmsweisen Anwendung desselben theilweise selbst zu.

Wenn der neue Eifer der Flachsproducenten anerkennenswerth, so ist nicht minder löblich die Ausdauer der Schafzüchter in der Erhaltung des einmal gewonnenen Ruhmes. Die Reichwolligkeit mit Feinheit zu verbinden, was wohl keine so engen Grenzen hat, als man sonst glaubt, war Streben der neueren Zeit, und man kann wohl sagen, daß es vorzüglich den schlesischen, mährischen und böhmischen Züchtern gelungen ist. Erst in zweiter Reihe standen Sachsen und Württemberg, und Bayern war nur durch ein schönes Vließ, durch Herrn Dr. Lanzer geschickt, würdig vertreten. Curiosa waren Haideschnukenwolle und Zigaiwolle, besser gesagt Haare, aus Ungarn.

Auch die in Unterfranken neuerlich bis zu bedeutendem Export kultivirten Schälweiden (S. viminalis) zogen Beachtung auf sich.

So weit die Ausstellung; wenden wir uns nun vorerst zur Theorie unseres Gewerbes oder unserer Kunst und lassen die Praxis folgen, so oft auch in der That umgekehrt der Weg gemacht wird.

Die Zoologen haben uns mit einer glücklichen Verarbeitung der Steenstrup'schen Theorie vom Generationswechsel der Helminthen beschenkt und der sachkundige Professor der Thierheilkunde Dr. Haubner von Dresden hat ihnen in einigen Versuchen, die übrigens einen kleinen Stich ins Enthusiastische haben, erst völligen Halt gegeben. Indessen ist doch das Versuchsresultat mit den Tänienammen zur Erzeugung von Finnen bei Schweinen noch sehr problematisch und überhaupt eine Wiederholung der Gesammtversuche, aber mehr comparativ, geboten, ehe die Praxis weitere Schritte darin thut. Noch steht die Lehre vom Encystirungsproceß der Cercarien, noch mehr begreiflich die Folgerungen daraus, auf schwachen Füßen; die Annahme von Verirrung der Helminthen ist wenig naturwissenschaftlich schon im Princip und die Zuhülfenahme der Menschenwürde, da ja doch der Mensch nicht von Löwen oder Wölfen deßwegen gefressen werden könne, um den Finnen in ihm eine passendere Wirthschaft in den Eingeweiden derselben zur geschlechtlichen Entwicklung zu verschaffen, ist jedenfalls eine bedenkliche Procedur. Mehr comparative

Versuche thun noch noth. Jedenfalls aber helfen der Praxis die aus der ganzen Lehre gefolgerten Schlüsse noch blutwenig und der Vorschlag, den Wächter der Heerde, den Hund, noch besonders zu überwachen, einen Hirten dem Hunde zu setzen, damit er nicht Blasenwürmer und Scolices verzehre und Tänieneier absetze, ist mehr als bedenklich. »Quis autem custodes ipsos custodiet?«

Die künstliche Befruchtung und Ausbrütung der Fische, also der Haupttheil der Erzeugung, hat in Deutschland einige bedeutende Fortschritte gemacht, so namentlich und vorerst in Bayern, wo das Generalcomité des landwirthschaftlichen Vereins an der Spitze, dann mehrere Kreise, wie Schwaben, Unterfranken, Niederbayern, die Pfalz ꝛc. gleich im ersten Jahre rüstig eingeschritten sind. Die Legislation, wie immer hier scharfen Auges hart neben dem Bedarf, unterstützte sie sogleich. Ist sie ja doch allein im Stande, das Beste bei der Sache zu thun!

Auch der Krieg vermochte nicht die französische Regierung von der Unterstützung ihrer Anstalt zu Hüningen zurückzuhalten; überdieß entstanden ähnliche bei Paris, Versailles und im südlichen Frankreich. In Holland geschah Gleiches und in Württemberg besteht eine Versuchsanstalt auf den königlichen Domainen.

Die Literatur ist in Deutschland bis auf Fraas' Schrift hierüber nicht selbständig geworden; sie lieferte nur Uebersetzungen, selbst aus dem Holländischen, wie in Hessen-Darmstadt, nachdem es doch die Holländer selbst zuerst aus dem Französischen geholt hatten. Begreiflich arbeiteten Fraas, sowie die meisten französischen Autoren zunächst nur unter Berücksichtigung der ökonomischen und nicht etwa der physiologischen oder gar embryologischen Zwecke. Um so höher rümpften die den letzteren zugeschwornen Zünftler die Nase, als erbliche alte Adame deutscher Reinwissenschaftlichkeit Uebergriffe witternd. „Odiose Geschichte — gar keine mikroskopische Genauigkeit — man ignorire!" Folgt Hinabzerren der Mundwinkel, Aufwärtsschrauben der Augenbrauen, geisterhaftes Ohrenspitzen und Verdrehen des bulbus oculi! Damit ist „abgeschlossen."

Davon unbeirrt hat inzwischen der bayerische landwirthschaftliche Verein an den Seen des bayerischen Oberlandes zahlreiche Filiale bei versuchslustigen Fischern zu gründen beschlossen und

die bereits schon bestehenden Stationen, über 40 im ganzen Lande, auf's Regste zu unterstützen. Salmo salar, Salmo trutta und Salmo umbla sind es zunächst, die zu Tausenden vermehrt werden.

Es ist wohl auch für weitere Kreise interessant, die Resultate einer einzigen Versuchscampagne des bayerischen Vereins, der zuerst in Deutschland diesem Betriebszweig größere Beachtung schenkte, mitzutheilen.

Die künstliche Fischzuchtanstalt des Generalcomité's des landwirthschaftlichen Vereines hat vom November 1853 bis dahin 1854

1) Zwei Brutkanäle und drei kleine Streckweiher, alle mit Quellwasser gespeist, wohl abgeschlossen und der Natur entsprechend, eingerichtet erhalten.

2) Sie hat in zahlreichen Körben, Blechkapseln, Kisten und Thontöpfen Rheinlachse, Seelachse, Salblinge, gemeine und Bachforellen, Huchen, Hechte und Aeschen ausgebrütet und an 40,000 Exemplare davon vertheilt.

3) Sie hat zweierlei Brutapparate für Zimmer construirt und besonders bei perennirend fließendem Quellwasser sehr brauchbar gefunden.

4) Sie hat eine große Zahl von Schwierigkeiten und schädlichen Einflüssen, insbesondere von schädlichen Thieren (Wassermäusen, Insectenlarven, schmarozenden mikroskopischen Thierchen und Pflanzen — Diatomeen und Conferven) bekämpfen gelernt und gelehrt.

5) Mehr als 40 kleinere Brütanstalten sind theils selbstständig, theils von der Hauptanstalt unterstützt, ins Leben gerufen worden; so besteht in Augsburg eine größere Anstalt, vom Kreiscomité ins Leben gerufen (Scheifelhut). Ferner haben Anstalten gegründet Hr. Oberimpfarzt Dr. Reiter in München, Hr. Graf von Ramboldi, Hr. Major List zu Würzburg und Forchheim, Hoffischermeister Schiehl zu München, die königl. Hoffischer zu Schliersee und am Würmsee, zu Kreuth und Tegernsee, Dr. Balling zu Kissingen, der ichthyogenetische Verein zu Landshut und Andere.

6) Man hat erfahren, daß der Laich der Sommerbrutfische, insbesondere jene mit zartem Laiche, z. B. der Schill (Amaul), der Weller, die Karpfenarten, keinen Transport verträgt, sondern

an Ort und Stelle, wo die Fische gefangen werden, gleich benützt werden muß. Auch ist nur die ihm zukommende Temperatur des Wassers zum Ausbrüten der Eier tauglich. Die Kleinheit des Laiches macht die massenhafte Ausbrütung in Büchsen unthunlich und die an todten Eiern entstehenden Pilzalgen überziehen alles rasch tödtend.

Diese Fische könnten nur in ihren betreffenden Lokalitäten gehörig studirt werden. Aber unsere Anstalt besitzt kein Wasser für Sommerbrütfische und die französischen Erfahrungen schweigen darüber still. Es ist daher Sorge getragen worden, in den wärmeren Wassern von Schleißheim (Würmkanal) in dieser Richtung hin zu experimentiren.

7) Es ist als gewiß anerkannt worden, daß die frische Brut sehr wenig Fürsorge bezüglich der Ernährung bedarf, daß alle derartigen Angaben als überflüssige Subtilitäten erscheinen, und es in allen Fällen am gerathensten ist, dieselbe, sobald die Fischchen sich im Wasser erheben können, in größere Gewässer, so frei von Raubfischen als möglich, zu versetzen, in jene Gewässer, wo sie für die Zukunft zu bleiben haben und ihre Nahrung zu suchen und ihren Feinden zu entgehen, nicht früh genug lernen können.

8) Die künstliche Fischzucht schließt sich in den ökonomischen Principien in einiger Beziehung an den Waldbau an, d. h. allzuviel künstliche Ernährung, Wart und Pflege, eine besondere künstliche Kultur verschlingt die Rente.

9) Die künstliche Fischbrütanstalt hat versuchsweise in einem kleinen Teiche von nicht mehr als 12 Fuß Durchmesser und höchstens 3 Fuß Tiefe, aber von beständig frisch zufließendem Wasser gespeist, 500 künstlich erzeugte und bebrütete Salmlinge (Salmo umbla) ein Jahr lang erhalten und bis zu einer Größe von 3 Zoll gebracht, bei künstlicher Fütterung. Sie versetzte sie sodann in größere Gewässer.

10) Wenn diese Resultate nicht so glänzend und blendend erscheinen, wie die französischen Berichte vom Vorjahre, so hoffen wir, daß der Verlust des Glanzes einigermaßen durch die strenge Wahrheit ersetzt werde.

Wir sind zur Ueberzeugung gekommen, daß die Besitzer von Fischwassern, die Fischer selbst durch die künstliche Fischzucht ein ausgezeichnetes Mittel erhalten haben, edle Fischarten in ihren

Gewässern sehr leicht zu vermehren und, wenn sie nicht schon da sind, dahin zu versetzen. Die Acclimatisation wird bei Bebrütung an der neuen Stelle viel leichter, als mit schon erwachsenen Exemplaren möglich seyn. Die Gefahr des Mißrathens der ganzen Laichzeit, wie diese je nach dem Witterungswechsel leicht eintreten kann, insbesondere in der Alpenregion, wird durch die künstliche Befruchtung auf ein Minimum reducirt, die Alternative, entweder gar keine Fische oder Erlaubniß, dieselben in der Laichzeit fangen zu dürfen, auf den möglichst unschädlichen Grad herabgedrückt.

Die künstliche Forellenzucht mittelst Speisefische, wie sie einen Hauptnahrungszweig der armen Fischer mehrerer unserer Seen (Ammersee, Würmsee) bildet, wird enorme Fortschritte machen können, da fortan die Setzlinge viel leichter und wohlfeiler mittelst künstlichen Ausbrütens beschafft werden können. Es wird sich die künstliche Aufzucht edler Lachse dem anschließen. Geht die Handhabung der wichtigsten Punkte unserer Fischordnungen (Schonung in der Laichzeit, Verbot des Fangens kleiner Exemplare, gemeinschädlicher Fangmethoden u. s. f.) Hand in Hand damit, so wird den derzeitigen Anforderungen einer gesunden Fischzuchtspolizei entsprochen seyn.

Weniger Brauchbares hat die in der Zelle und der ledernsten Description steckengebliebene Botanik geliefert.

Die Lehre von bodenvagen, kalkholden und kalksteten, Kiesel- und Kalipflanzen 2c. spuckt noch immer in einzelnen botanischen Schriften und hat an der Mineraltheorie von der Pflanzenernährung viele Unterstützung gefunden.

In Anbetracht des allgemeinen Vorkommens so geringer Quantitäten der wichtigsten Mineralsubstanzen, wie sie die Vegetation braucht, wird diese jener nichts helfen können, die Möglichkeit der Substitution spricht ihr überdieß schon den tieferen Werth ab.

In einer kleinen Abhandlung hat Prof. Unger aus Wien, ein europäischer Name, eine Untersuchung über das Welken der Pflanzen bei großer Sonnenhitze geschrieben, die das größte Aufsehen erregt hat. Unger zeigt, daß, da kein Gewichtsver*lust mit dem* Welken verbunden ist, dieses auch nicht nach der *gemeinen* Annahme vom Verdunsten des Wassers herrühren *könne.* Die Versuche werden zu wiederholen seyn, jedenfalls

stehen sie wohl mit dem Phänomen des Welkens der Pflanzen bei großer Kälte, noch ehe sie erfrieren, in Verbindung, und zu große Kälte und zu große Hitze scheinen ganz ähnlich zu wirken. Damit ist aber begreiflich die Ursache nicht gefunden.

In unerquicklichen Streitigkeiten treibt sich descriptive Mikroskopik — eine ärgere Sorte dürrer Beschreibungskunst, als die ältere, wenn sie ohne Geist operirt — herum und die Lehre von den incrustirenden Substanzen der Zellen und die Art ihrer Bildung droht resultatlos zu werden. Nicht Klarsehen unterm Mikroskop und ein schönes Bild davon geben macht allein schon den anatomischen oder gar physiologischen Fortschritt aus, was man in Berlin, Leipzig und Marburg bedenken möge.

Einen interessanten Fund kündigt Mr. Fabre an. Ihm sey gelungen, aus Aegilops ovata var. triticoides (als A. triticoides W. genommen) unsern Weizen, das ehrliche triticum sativum, allmählig im Verlauf von zwölf Jahren zu erziehen. Beschreibung, Abbildung, Zeugniß von Prof. Dunal, Theophrastische Allusionen, Alles geht gut zusammen, aber wir haben selbst im südlichen Europa, zunächst in Griechenland, die drei gewöhnlichen Species des Aegilops, ovata, cylindrica und triuncialis, so oft und so lange beobachtet, als regelmäßiges Unkraut an Weizenfeldern gesehen, und so gar keine Uebergänge zum Weizen bemerkt, daß wir, Respect vor dem langjährigen Experiment, daran nicht glauben können, obgleich wir die Constanz der Species in der Zeit läugnen. Aber unsere Zeitannahme übersteigt weitaus Perioden, wie sie für Menschenalter langen, und des seligen Hornschuh in Greifswalde Ansichten theilen wir nicht.

Was übrigens die feste, regelrechte Species einem deutschen Botaniker verwitterten Schlages werth sey, das zeigte uns neuerlich der südbayerische Vegetationscontroleur Sendtmair, der in die Kenntniß der bayerischen Sphagnen, ihm allein von den Göttern nach Vindication beschieden, den höchsten Ruf setzt, obgleich andere Floristen besten Rufes es in Zweifel stellen, ob es überhaupt mehrere Species von Sphagnum bei uns gebe. Doch ist die Specieserkenntniß noch das Beste daran; von neuen Moortheorien, von Allmerzeugung, Huminverbindungen und Silicaten, davon schweigt besser, wer schon die Terminologie für Gallimathias ansieht. Inzwischen hätte glühender Jugendeifer doch

erklecklicheren Gewinn an Ehre und zeitlichem Gut verdient, als etwa verworrene „Beleuchtungen," mißtönende „Nachklänge" oder eine hämische Kritik. Wagt auch das Publikum nicht, ein schweres Opus von Forst- und Bergamtsberichten in 900 und etlichen Seiten zu lesen, was bei derzeitigem epidemischem Genius gerechtfertigt ist, so wird doch Herr Sendtmair getröstet durch Aussicht auf eine nächste lustige Excursion auf das Fichtelgebirg und den Böhmerwald. Excursionen im Sommer und im Winter Correcturen der Druckbögen ist kein schlechtes Reichniß der scientia amabilis und neben einem ergiebigen Pauschale der längst erkannte wahre Kern alter amoenitates academicae.

Und hält die Theorie von den Alm- und Kieselmooren nichts mehr, so stehen Hasenremisen zum Rückzug zeitig zu Gebote. Immer ists löblich, durch gelehrte Begriffe zu stützen, was man in der Wirklichkeit nicht sah, nicht erfuhr.

Mit Hrn. Sendtmair nimmt die alte Sippe der Speciesjäger κατ' ἐξοχην mit den langen Moosstiefeln, der vielkammerigen Blechbüchse, der Insektenkapsel und dem obligaten Ungezieferhut, der Typus des deutschen Rococobotanikers, Abschied von der nur in Verbindung mit den Schwesterwissenschaften gedeihenden Naturforschung neuerer Zeit. Nicht wie Loths Weib, ein salziges Monument der Erstarrung, ein ungesalzenes Opus geistiger Stabilität wird so den Fortschritt anwidern und alle Capriolen eines polemischen Kehraus können den Ernst der Erscheinung nicht verwischen.

Als Surrogate statt der Kartoffeln werden mehr als jemals empfohlen: Topinambur in Frankreich, Riesenmöhren in Deutschland, Hülsenfrüchte allüberall, neuerlich phaseolus Hernandezii — bei den Mexikanern (schon den Azteken bekannt als Yetl) Oregonerbse — ein Busch so groß wie eine Tabakspflanze, der das beste Futter und Heu, in den Erbsen das beste Gemüse liefert. Ein Yankee erzählt, von einem Theelöffel voll Erbsen im Herbst 30 Scheffel Erbsen erhalten zu haben, und wäre der Wurm nicht gewesen, hätte er 100 Scheffel bekommen! Damn'd! was für ein Theelöffel! Basset empfiehlt die Kaiserkrone in Frankreich, wo sie *leicht wachse*, statt der Kartoffeln zu bauen, was den *bekannten* 7 Millionen gesagt seyn möge, denn sie enthalte 3 Proc. Stärkmehl mehr als diese, nämlich die Kartoffeln.

Die Stockrosen, die schwarzen, die großen Pappeln aus unserem Sandlande um Nürnberg und Fürth erregen Aufmerksamkeit. Ihre zum Färben gebrauchten Blüthen werden gut bezahlt.

Reife Spargelsamen seyen treffliches Kaffeesurrogat und enthielten Taurin (Wiesbadener Wochenblatt et alibi). Diese Kaffee- und Theesurrogate tauchen so oft und immer wieder auf, daß doch ein besonderer Grund dazu vorhanden seyn muß. Diesen hat auch Lehmann jun. trefflich dargelegt und damit ein physiologisches Problem gelöst.

Der Kaffeeabsud wirkt nach ihm (Annal. der Chemie und Pharmacie, Sept. 1853 S. 277) das Gefäß- und Nervensystem erregend und bethätigend, ohne zugleich, was doch zu erwarten wäre, die Umsetzung der Formbestandtheile unseres Körpers zu beschleunigen. Das empyreumatische Oel und das Kaffein wirken hiebei zusammen, doch das empyreumatische Oel speciell bewirkt die Verlangsamung des Stoffwechsels, wie es auch Schweiß und Urin vorzüglich treibt.

Dasselbe thun auch Thee, Kakao und die Spirituosen, nur modificirt. Es hat also der arme Mann bei ihrem Gebrauch sich bereichert, indem er die Ausgabe verminderte — durch Sparsamkeit, was ohnedem seine Art Güter zu sammeln ist. Er nimmt ein, weil er nichts ausgibt. Er lebt mit geringeren Unkosten. So also ist erklärlich, wie der selige Reichart vom Gartenschatz die drei renommirtesten Kaffeeschwestern von Erfurt mit gerösteten Erbsen loco Mokka anführen konnte, wie gerösteter Stragel, Gerste, Cichorie u. s. w. ihre guten Dienste thun können.

Was nun die Fresser und Luxusconsumenten betrifft, die obendrein Kaffee in Fülle verzehren und dabei behaupten: er zehre, diesen hilft er die Verdauung befördern, um das dann Unbenützbare, vor der Hand Ueberflüssige rasch und ohne Schaden wieder aus dem Körper zu schaffen. Sie spielen Mühlen! Und so zehrt er allerdings, d. h. er verhütet noch stärkeres Fettwerden. Herr Böker hat Versuche mit dem Theetrinken an sich gemacht und herausgebracht, daß er ihm Verstopfung verursache. Ob das ein negatives oder positives Resultat? ist schwer zu sagen.

Holcus sacharatus, eine neue Zuckerpflanze, aus Paris empfohlen, schwebt im Versuch.

Die Amerikaner behaupten, daß die Kartoffeln in ihrer Heimath (hier Bogotà dafür genommen) ein äußerst gleichförmiges Wetter haben, dort seyen sie gesund; aber nie friere es im Jahr, noch auch steige der Thermometer über 84° F. Das Klima sey gleichmäßig und tropischen Pflanzen zu kalt. Ihr botanischer Freund sey die Kresse (**Nasturtium**), aber welche Art? Sie wolle eben ein gleichförmiges, mehr kühles, nie mit Hitze wechselndes Klima und eine lange Vegetationsperiode.

Bei uns scheinen sie umgekehrt bereits übertrieben, und die Sucht nach schnellreifenden Kartoffeln macht das Uebel nur stärker, statt es zu heilen. Was den Einfluß der Witterungsextreme, den man jetzt allgemein als den Hauptübelthäter annimmt, betrifft, so haben wir ihn genau schon vor zehn Jahren in „Klima und Pflanzenwelt“ mit Professorenpflicht gehörig denuncirt. Daraus ist aber ersichtlich, wie wenig in Gegenden mit starkem Witterungswechsel (Gebirgsland 2c.) oder in derartigen Jahren an eine Abhülfe zu denken ist, wie ernstlich an Einführung weniger gefährdeter und die Kartoffel annähernd ersetzender Pflanzen gedacht werden muß.

Auch die Runkelrüben, unsere Tröster im Kartoffelbranntweinbrennen, werden neuerlich öfter als erkrankend beobachtet, und **Dr.** Rabenhorst hat auch schon den Pilz dafür fertig (**Helminthosporium rhizoctonum** Rabenh. in Lit.).

Schon im Vorjahr ist der wahnsinnigen Versuche des **Dr.** Malfatti zur Verhütung der Kartoffelkrankheit, die Kartoffelknollen mit Dahlien, Topinambur oder Saubrod (**Cyclamen**) und Liebesäpfeln zu vermählen, gedacht worden. Es ist ein jämmerliches Zeichen der Zeit, daß man gegen solche alle Pflanzenphysiologie ins Gesicht schlagende Projecte noch den Gegenversuch zu machen aufgefordert werden kann, und wir bedauern Herrn Ritter v. Tschudi, sich dieser Mühe unterzogen zu haben. Syncipitale Vernagelung, eine wahre Sendtneriade.

Apios tuberosa fällt durch Moretti, die Serabella stürzt auch in Hannover besser; halten sich die gelben Lupinen und ihr Panegyriker Gropp aus Isterbies.

Die gute, fürs Wohlthun emsig besorgte Königin von Spanien

hat sogar einen Preis von 49,580 fl. auf die Entdeckung eines sicheren und wirksamen Mittels gegen die Traubenkrankheit gesetzt, der Wohlfahrtsminister vom 3. Februar l. J. hat die Verfügung gegengezeichnet, und die Versicherung auf Cuba oder sonst wo steht frei.

Die fast jährliche Unsicherheit der Heuernte hat mit Recht mehr Aufmerksamkeit auf diese gezogen und die bisher nur selten (häufiger im Gebirge, in maritimen nördlichen Lagen) da und dort übliche Braunheubereitung wurde im verflossenen Jahre auf mehreren Gestüten Oesterreichs und versuchsweise auf dem königl. Staatsgute Schleißheim eingeführt. Von hier aus dergleichen weiter zu verbreiten, wird wenigstens in Bayern versucht.

Ein anscheinend nicht unpraktisches System der Bewässerung hat John Bickford von Devonshire neuerlich aufgestellt, unseren Wiesenbautechnikern höheren Ranges zwar wohl als Derivation aus ihren Vorgängen bei Nivellements mittelst Ziehens von Horizontalkurven wohl bekannt, indessen nicht ohne Glück vom Erfinder applicirt. Die Fläche zuerst mittelst einer sehr leicht zu führenden Riesensetzwage in Horizontalkurven zu legen, dann vom ermittelten höchsten Punkte des Wasserzuleitungsgrabens diese Kurven möglichst rechtwinklig mit Vertheilungsrinnen, zuvörderst in die Niederungen am besten fallend, zu durchschneiden, das ist neben Stauvorrichtungen der Kern der neuen Lehre. Ein eigens zum Ziehen der Rinnen verfertigter Pflug vollendet das Ganze, das manchmal empfehlenswerth erscheint.

Während man in Deutschland und Frankreich sich noch um Verbreitung von Röhrenpressen und der Dohlenentwässerung da und dort mit Erfolg abmüht, ist in England durch J. Algernon Clarke schon ein viel größerer Vorsprung gemacht worden, indem derselbe die Regelung einer Stammentwässerung, einer radikalen Drainage vorschlägt, indem er nachweist, welche große Uebel durch mangelhafte Ordnung in den natürlichen Hauptentwässerungsgräben des Landes, in seinen Strömen, Flüssen und Bächen der Landwirthschaft, insbesondere auch der kleinen Drainage erwachsen. Eine großartige Correction aller Flüsse und Bäche Englands, ohne Verletzung der erworbenen Rechte der Mühlen und bestehenden Wasserkräfte überhaupt, schwebt ihm als Idee vor, und es ist nicht zu zweifeln, daß damit einer Detaildrainage

auch am besten geholfen wäre und überhaupt die Landwirthschaft den ihr vor allem gebührenden Antheil an Benützung der öffentlichen Gewässer erhalten würde. Auch sucht Clarke den der Landwirthschaft durch Winterüberfluthung der Wiesen und Stauung aus dem Untergrunde, zunächst den an Flüssen liegenden Wiesen zugehenden Vortheil zu wahren.

Mehr Bedeutung für den Augenblick, weil die Ausführung drängt, hat die Reinigung der Städte und deren Cloaken mittelst Drainage im Großen, der »Town Sewage,« die neuerlich auch bei uns gelegentlich der Choleraepidemie sehr in den Vordergrund tritt, und H. Way, der Chemiker der Gesellschaft, liefert ausgedehnte Arbeiten hierüber.

Daß die große Mehrzahl für Benutzung des Wassers zum Abschwemmen aller Unreinigkeiten sey, und zwar in großem Maßstabe, nicht tropfenweise und neben vorbei, wie so oft bei uns, gesteht er zu, nicht minder, daß die Benützung der Düngstoffe durch diese allzugroße Verdünnung sich ökonomisch sehr erschwere.

Die Desinfectionisten und Anhänger des Verbrauchs der Substanzen in festem Zustande sind aber auch allzuoft im Irrthum. Der Chemiker beschränkt sich vor allem darauf, zu sagen, was bei solchen Proceduren der Benützung der Stadtabfälle und Cloaken zum Dünger vermieden werden müsse, und damit ist er gleich wieder in seinem Elemente, wie alle gebildeten Landwirthe mit ihm. Dennoch enthält Ways Arbeit viel Neues. Was es heißen wolle, 1000 Gran feste Auswürfe, die durchschnittlich auf Eine Person in einer Stadt (hier London) kämen, in 1½ Millionen Gran Wasser, Verdünnungswasser aller Art, gelöst zu fassen, zu füllen, zu binden, zu absorbiren, das begreift auch der Nichtchemiker. Ein Theil auf 1400 Theile des allgemeinsten Solvens der Natur! Gelegentlich erfahren wir dabei, daß London in Wasserleitungen jährlich so viel Wasser erhält, daß eine Quadratmeile circa 90 Fuß tief damit bedeckt wird. Dazu kommt, daß viel Kohlensäure im Wasser die Lösung mehrt, insbesondere die des phosphorsauren Kalks, daß die im Wasser enthaltene Luft die Zersetzung der organischen Materien, die Ammoniakbildung zunächst, sehr befördert. Interessante Analysen zeigen den Einfluß des der mechanischen Verkleinerung und

Verwitterung unterworfenen Straßenpflasters auf den Gehalt des Abflußwassers der Städte, insbesondere des Granits, der bedeutende Mengen Kali hineinbringt.

Herr Way, ein tüchtiger Chemiker, will die im Cloakenwasser gelösten pflanzennährenden Bestandtheile nicht aufgeben, erklärt das bloße Filtriren desselben unter Zusatz sogenannter die Hauptbestandtheile fixirender Substanzen für bis jetzt ungenügend und den Gebrauch des ganzen Wassers für unökonomisch, die Concentration deßgleichen.

Das Abflußwasser enthält aber noch organische Substanzen unverändert und einen guten Theil in Ammoniaksalze verwandelt, und nur in diese, meint May. Daß zur Gewinnung derselben für Kunstdünger, der Handelsprodukt werden könnte, alle Anstrengungen gemacht werden, läßt sich denken.

Nicht den fünften Theil der Ammoniakbestandtheile enthalte aber der trockene Rückstand des Abflußwassers, durch Filtration dargestellt. Und um die stickstoffhaltigen, also bedeutendsten Düngerbestandtheile aus dem Abzugwasser zu erhalten, dazu helfe nichts die Kohle, weil sie das Ammoniak dem Wasser gar nicht bemerkenswerth entziehe (Anderson) und überdieß meist zu theuer sey, auch den Harnstoff entziehe sie dem Urin nicht, wohl aber die färbenden Pigmente; nicht der Kalk, der nur die Kohlensäure binde, damit die lösende Kraft des Wassers vermindere, auch organische Materien coagulire, Ammoniak aber leicht gar austreibe. Wie aber, wenn man gebrannten Kalk anwendet noch vor der Bildung von Ammoniak, wie neuerlich Payen für die Stallungen vorschlägt? Der Kalk schlägt begreiflich in der Regel nur nieder, was durch Säuren vorbem gelöst war, auch die Phosphorsäure reißt er an sich. Aber man muß allzuviel Kalk anwenden, um erhebliche Massen zu erhalten, und überdieß erhält das Wasser ohnedem oft viel Kalk. Auch der Gyps thue es nicht, wenn er gleich fixes schwefelsaures Ammoniak bilde, gut desinficire und Phosphate fälle. Ebenso nicht Thon, gebrannt und ungebrannt, wenn er auch, als Filtrum (?) benutzt, die Eigenschaft hat, alle der Landwirthschaft werthvolle düngende Substanzen aus einer Lösung anzuziehen; denn man muß viel zu große Massen anwenden, um alles zu gewinnen, und dann ist der Dünger nicht concentrirt genug, um Handelsartikel werden zu können.

Zink und Eisensalze seyen wohl Desinfecteure, aber keine Stickstoffzurückhalter. Das aber sey endlich die Bittererde, die Magnesia in der Form des den Analytikern längst bekannten Präparats der im Wasser verhältnißmäßig unlöslichen phosphorsauren Ammoniakmagnesia, in der man denn mit Einem Schlage die zwei wirksamsten Bestandtheile des Düngers und Urins, des Cloakenwassers ꝛc. gefangen habe. Zusatz von Magnesia also, nach Dr. Angus Smith, von einem Bittererdesalz sey das wissenschaftlich gerechtfertigtste. Ob die Vegetation diese Form brauchen kann und in welcher Menge, wäre noch zu ermitteln. Wie, wäre wohl mit unserem Dolomit etwas in dieser Beziehung anzufangen? An Material fehlte es uns nicht im Jurazuge. Dabei wäre auch die Thätigkeit der lösenden Kohlensäure gelähmt, nicht aber die lösende Kraft des allzuviel vorhandenen Wassers.

Das letzte Mittel, das Herr Way vorschlägt, geht auf die von ihm schon früher behandelten Doppelsilicate, die kieselsaure Ammoniak-Kalk-Kali-Thonerde. Kieselsaure Kalkthonerde, in Berührung gebracht mit schwefelsaurem Ammoniak oder schwefelsaurem Kali, wird unter Ausscheidung des Kalks zersetzt und es bleibt der nützlichste Theil zurück, die kieselsaure Ammoniakthonerde, die kieselsaure Kalithonerde. Aber diese kieselsauren Doppelsalze wohlfeil genug darzustellen, und dann in der für Abzugwasser der Städte nöthigen Menge, — da liege die Nuß!

Immerhin aber machen sich die Städter, ihre Polizei und ihre Sanitätscommissionen allzu große Hoffnung auf den großen Werth ihrer Cloakenwasser und Schwindgruben. Die Stadt soll sich reinigen, ohne die Umgegend zu verunreinigen, und dafür wird sie zahlen müssen; wenn die Landwirthe das Unreine bezahlen können, so helfen sie zur Reinhaltung der Stadt und nützen sich selbst. Sie können aber nur bezahlen, wenn der Werth des Düngers den Transport von allem vergilt. Das thut er nur in sehr concentrirter Form auf weite Entfernung.

Auch Payen hat die Materie der Erhaltung der stickstoffhaltigen Bestandtheile des Düngers im allgemeinen behandelt und den gebrannten Kalk noch v o r der Ammoniakbildung als besonders conservirend gerühmt.

Die Dohlenentwässerung oder Drainage im engeren Sinne

greift auch bei uns, und zwar ziemlich rasch für unsere Gangart im Fortschritt, um sich, und nachdem die ihr angehängten Ueberschwenglichkeiten aus den ersten Jahren ihrer Empfehlung vor der kühlen Berechnung verdorrt sind, läßt sich um so gewissere Ausdauer in der Durchführung vorhersehen. Wie und wo heimlicher Wasserzufluß abzuzapfen und zum Frommen weiter zu leiten sey, kennen Dohlmänner schon lange gründlich.

In England selbst ist übrigens der Streit über die Vortheile des Seicht- oder Tiefdrainirens noch nicht geschlichtet; auch Freunde der Hufeisenziegeln auf Platten als Unterlage, und selbst solche, die eine altmodische Steindrainage als dauernder und wohlfeiler bezeichnen, gibt es genug noch. Parkes steht inzwischen noch oben an und hat nur allein auf den Besitzungen des Herzogs von Northumberland in den letzten fünf Jahren etwa 8000 Morgen für eine Summe von 200,000 Thalern (ein Morgen kostet dort im Durchschnitt 20—25 Thaler) drainirt. Herr Mertens von Hannover, ein Augenzeuge aus England, bekennt sich aus Ueberzeugung zum Parkes'schen System, d. h. vierfüßige Tiefe der Drains und je nach der Porosität des Bodens in einer Entfernung von 2—2½ Ruthen in schwer durchlassendem Thon- und Marschboden, 2½—3 Ruthen in schwerem Lehmboden, 3—5 Ruthen in porösem Lehm- und Sandboden und die Saugdrains möglichst in der Richtung des steilsten Gefälles.

Im Uebrigen ist man in England sehr wenig ängstlich bei den Anlagen und verlangt nur selten ein Nivellement, sich auf allerlei praktische Behelfe verlassend. Auch wendet man selten Röhren von so kleinem Durchmesser wie bei uns an und sehr häufig keine Muffen. Viele englische Pächter verzinsen das Anlagekapital nur mit 5 Procent, andere mit 7 Procent. Sonst nimmt man im Norden bei uns kurzweg an, man müsse nur solche Grundstücke drainiren, welche mindestens eine jährliche Reinertragssumme von 1 Thaler per Morgen in Aussicht stellen. Die englischen Angaben von 10—15 Procent Verzinsung des Anlagekapitals beziehen sich zunächst auf den sehr steifen Thonboden (clay) und die zur hohen Stufe gebrachten englischen und schottischen Wirthschaften. Wer diese Bedingungen nicht hat, der sehe zu, wie er sein Kapital verzinst erhält, und Herr

Mertens theilt im vortrefflich redigirten hannover'schen Centralblatt (Heft IX.) eine sehr brauchbare Berechnung mit.

Der praktische Walz von Hohenheim hat gleichfalls genaue Erfahrungen über Drainageanlagen in Hohenheim mitgetheilt. Neu sind seine Angaben, daß einige dem Abfluß des Wassers sich widersetzende Bodenarten bei vier Fuß tiefen Drains Abweichungen von der gewöhnlichen Methode nöthig machen. Er zählt hiezu vorzüglich drei den ganzen Jurazug begleitende Bodenarten, nämlich den Lias-, unteren Keuper- und Lettenkohlesandstein, wenn sein Korn sehr fein ist.

Dr. Bruckmann drainirt in seiner Weise, mittelst Bohrung negativer artesischer Brunnen. Bei ihnen soll das Wasser hinab-, nicht herausfließen, was in vielen Fällen gut seyn mag, so lang sich das Loch nicht verstopft.

Mit nicht geringer Freude haben wir in der Zeitschrift für deutsche Landwirthe, Heft 3 l. J., den patriotischen Antheil gelesen, den der Feldprediger Hofrath Stöckhardt an der Tragkraft des bayerischen Bodens nimmt, da er uns mit der Neuigkeit bekannt machte, daß auch die bayerische Erde sich dankbar erweist, wenn man ihr Guano zuführt. Hr. Andreä, ein ausgezeichneter Landwirth in Unterfranken, liefert ihm die Beweise hiezu, dazu im Bau von Kartoffeln, den stickstoffarmen und an phosphorsaurer Ammoniak-Magnesia — nach Petzold — erkrankten!

Nur daß in den bayerischen Vereinsschriften den käuflichen Hülfsdüngemitteln keine allgemeinere Beachtung geschenkt worden wäre, was tadelnd vermerkt wird, das muß in Abrede gestellt und theilweise gerechtfertigt werden, um so mehr, als der Vorwurf geringer Anwendung ganz Süddeutschland mittrifft.

Wir könnten uns leicht dahin verantworten, daß etwa die größeren Bauernwirthschaften diesseits der Donau Stalldünger in Ueberfluß erzeugen und keine erschöpften Felder haben, daß in dem ganzen Alpengebirgsrande die Wirthschaftsverhältnisse so sind, daß ohne Vieh und nur mit Guano wirthschaften Unsinn predigen hieße, daß der kleine Bauer in manchen unserer transdanubischen Provinzen zu wenig Betriebskapital hat, um sich noch wichtigere Dinge als Guano vorerst nur zu beschaffen, daß man Kunstdünger und selbst Guano oft schon in den

Vereinsschriften empfohlen, daß aber dieses, sowie große Versuche damit, Vertheilung und Einrichtung von Depots in München selbst und anderwärts vergeblich gewesen wären und Anderes; aber wir wollen der Sache selbst wiederholt doch näher auf den Grund sehen, und zwar nur allein nach den neuesten Daten aus dem verflossenen Jahre.

Was kostet der Guano? Was kostet der Stallmist? Was leisten sie andauernd? Das entscheidet die Frage.

Ein Centner Guano kostet 7 fl. 30 kr. bis 10 fl., ein Centner Stallmist 6 bis 12 kr. Wenn der Centner Stallmist 6 kr. kostet, so gelten 77 Centner verrotteter Stallmist, die Stöckhardt in der Wirkung gleich einem Centner Guano setzt, 7 fl. 42 kr., also ungefähr 12 kr. mehr. Wenn aber der Guano 10 fl. kostet, wie es thatsächlich bei uns diesseits der Donau der Fall ist, dann kostet der Guano 2 fl. 18 kr. mehr als der Mist. Wenn der Stallmist per Centner 12 kr. kostet, ists freilich für diesen schwer zu bestehen. Allein wenn nun eben der Stallmist auf den Bauereien Süddeutschlands wohlfeiler als in Sachsen erzeugt wird (man denke an die größere Wohlfeilheit aller unserer Produkte gegen Norddeutschland, was wir indessen vom nationalökonomischen Standpunkt aus gar nicht loben wollen), und umgekehrt der Guano begreiflich schon durch den Transport theurer kommt, was soll uns da Guano frommen? Ueberdieß bleibt bei einer dreijährigen Düngung mit Stallmist mehr Kraft im Felde im vierten Jahre und folgende, als durch alljährliche Düngung mit seinem Aequivalent an leichtlöslichem Guano, der in Jahresfrist verschwunden ist; es ist also mit Stallmist eine successive Bereicherung möglich, mit Guano geht die Rechnung alljährlich auf. Wahrscheinlichkeitsrechnungen (a. a. O. S. 80) gelten vorerst nichts. Aber des Directors Stecher Votum fällt stark ins Gewicht, so sehr, daß wir es hieher setzen müssen:

„So lockend und nachahmungswerth nun auch eine solche Guanowirthschaft erscheint, so kann man doch die Verbreitung von dergleichen Wirthschaften nicht wünschen, und es sollte mehr dagegen angestrebt als dazu aufgemuntert werden. Namentlich passen sie für umfängliche Güter nicht, indem große Massen von Stroh, Spreu und anderem Futter sich nicht so verwerthen lassen als kleinere Vorräthe. Bei meinem Gute ist der Absatz

für solche Dinge in kleinen Partien ein ziemlich günstiger. Die Bedenken und Hindernisse gegen eine allgemeine Verbreitung dieser Wirthschaftsmethode liegen nahe. Wo sollte einerseits der künstliche Dünger her- und das Stroh und Futter alle hinkommen? Und ist des Landwirths Aufgabe nicht auch, ebenso Milch- und Fleischprodukte zu liefern als Brodstoffe? Endlich gehört auch ein starkes Betriebskapital und eine gewisse Vorsicht, wie eine gute Berechnungsgabe dazu, um für die Dauer hohe Erträge zu erzielen.

„Wohl aber treibe man auf einem und demselben Gute und denselben Feldern, neben starker Viehhaltung und Düngerproduktion, auch noch gute, wohlberechnete Wirthschaft mit Verwendung künstlicher Dungmittel: so wird der Ertrag dem vorstehenden nicht viel nachgeben, der Kraftzustand des Gutes und mit ihm der reelle Werth desselben aber außerordentlich steigen.

„Denke man sich jede Oekonomie im Staate in solch hoher Vollkommenheit, wie sich einzelne wohl befinden, und man wird erstaunen über die hieraus zu ziehenden Consequenzen, wogegen die Folgen vieler Wirthschaften jener Methode auf einem Platze oder in einer Provinz gerade die entgegengesetzten seyn würden."

Nur allein dagegen, daß man Guano neben Stalldünger anwenden solle, was die neueste Form der Concession ist, haben wir noch ein Bedenken, die Dauer der Wirkungen betreffend.

Ob bei alleiniger oder theilweiser Anwendung künstlicher Düngungsmittel (Guano, Asche, Knochenmehl ꝛc.) ein Feld humusärmer werde oder nicht? fragt sich der Feldprediger, die landwirthschaftliche Praxis zur Hülfe aufrufend bei Entfernung dieses als Schlagbaum vor der Brücke über den Sumpf der Gewohnheit zur Mistclairvoyance bezeichneten Vorurtheils; begreiflich als Captatio nur im guten Sinn, denn unser gelehrter Freund weiß so gut wie wir, daß die rechte Praxis richtig raisonnirt und somit sich von der Theorie, hier Wissenschaft genannt, nicht unterscheidet. Er zweifelt vielleicht nur am Begreifen, soweit er auch Sachsen als Metropole der landwirthschaftlichen Bildung rühmt, was, soweit die papierne Landwirthschaft gemeint ist, kaum Widerspruch erfährt.

Stöckhardt haranguirt in dieser Frage zuerst die ewige Quelle an Kohlensäure, Wasser und Ammoniak in der Luft, die sich immer wieder erneuere, offenbar aber auch aus unsern Feldern, Wäldern und Wiesen, aus der Gesammtvegetation, wie sie ihr eben auch wieder zu gut kommt. Der Boden erhält Kohlensäure aus der Luft, der Boden gibt auch Kohlensäure an die Luft. Nun aber hat der mit Stallmist gedüngte Boden (nach Boussingault und Lewy) vierhundertmal mehr Kohlensäure als der nicht damit gedüngte. Nicht daß man es habe, sondern wie viel man habe zum rechten Nahrungsbedarf, zu landwirthschaftlichen Zwecken, ist die Frage. Dann wie man es zu jeder Zeit habe, entscheidet nicht minder. Auf hoher Schneedecke im kalten Winter verhungert zeitweise auch Hirsch, Reh, und selbst der Nager, obgleich er auf Massen von Kohlenhydraten, Stärkmehl, Zucker, Schleim, Oel und Proteinstoffen, in Waldform abgelagert, wandelt. Es geht Menschen und Omnivoren nicht besser. Zur nöthigen Zeit die passende Verbindung der Stoffmetamorphose zuführen, gehört zur Ernährung. Was ist am Ende Kunstdünger? Der Stallmist wird den Pflanzen offenbar auch nicht von der Natur gegeben. Der Kunstdünger sollte anfangs bloß gewisse lösliche Mineralstoffe, dann phosphorsaure Verbindungen vor Allem, endlich Stickstoff enthalten, und letztlich wird auch den humussauren Verbindungen wieder Beachtung gezollt, selbst den organischen Düngermaterialien überhaupt wird wenigstens das Amt eines Solvens der ersteren wieder gestattet. Nachgerade wird eben alles beisammen seyn, was im Stallmist eben auch ist. Es gibt dann keinen Unterschied mehr.

Aber der Kunstdünger nährt Anfangs besser die Pflanzen; diese assimiliren, als kräftiger, mehr Ammoniak und Kohlensäure aus der Luft, als kunstlos gedüngte, und geben dann in den Abfällen das Plus dem Boden zurück d. h. dieser wird nicht an Humus ärmer. Der arme Humus! er darf doch wieder mitlaufen bei den Perorationen!

Daß der Kunstdünger ein treffliches Hülfsmittel bei der Düngung sey, bestritten die alten und neuen Landwirthe niemals; Lampadius in Sachsen hat dafür sein Leben lang geschrieben. Daß der Kunstdünger, der die nöthigen Mineralbestandtheile, dazu Stickstoff, Kohlenstoff oder Ammoniak und Kohlensäure enthält,

den Dünger im allgemeinen, soweit dieser nährt, ersetzen könne, bezweifeln wir wenigstens nicht, denn er ist nur ein in übrigens auch nur scheinbar vorerst besser begründete Receptform gebrachter Stallmist; aber daß ein mit Stallmist seit längerer Zeit gedüngter Acker, ein in alter Kraft (der Zopf — er hängt nach hinten!) stehender Acker durch Zugabe von frischem Guano oder auch künstlich präparirten Salzen, von freien Alkalien oder leicht aus den Verbindungen weichenden Salzen, nicht allzu rasch seine Bodenkraft verliere, d. h. rascher als die Pflanzen sie nützen können, wenn sie auch in der ersten Zeit sehr viel davon nehmen und üppiger gedeihen, diese Behauptung hat Hofrath Stöckhardt nicht widerlegt. Daß der Guano später nicht mehr so wirkt, wie im Anfang, ist constatirt, auch die Bewässerung nicht!

Die wahre Statik besteht darin, zu erweisen, wie viel Nahrung ökonomisch den Pflanzen für ihre Vegetationszeit zu geben sey, ohne Verlust zu erleiden. Gebt Futteräquivalente den Pflanzen, auf Erfahrung oder Experiment basirt. Wie viel Guano geht wohl je nach Witterung, Bodenbeschaffenheit und Pflanzenart bei der Düngung verloren! Um den Boden jeden Sommer vollständigst mit möglichst kräftigen Pflanzen zu bedecken, wie Stöckhardt als Expediens für Humuserhaltung räth, dazu dient eben der Dünger, und ob Kunstdünger oder Stallmist diese Humuserhaltung besser fördere, das ist die Frage, und diese beantwortet man nicht mit Cirkeln.

Daß übrigens die Pflanzen, üppig stehend, dann schon selbst für Erhaltung ihres Humus sorgen, ist eine äußerst gefährliche Thesis, da ja die Pflanzen in sehr verschiedenen Perioden ihrer Vegetation abgeerntet werden müssen und nicht um ihrer selbst willen, d. h. zur Humuserhaltung stehen bleiben können.

Kurz, wir proponiren den Schlußsatz: weil im Guano das freie und das kohlensaure Ammoniak stark lösend auf die in Zersetzung begriffene organische Substanz (den verwesenden Stallmist) des Düngers wirken und die Bildung löslicher pflanzennährender Stoffe allzusehr beschleunigen, so gibt man im Guano einen allzu raschen und gefährlichen, zur Kraftverschwendung geneigten Freund dem bedächtigen, zaudernden, haushälterischen Stallmist mit.

Darum reine Guanowirthschaften unter Ausnahmsbedingungen, oder Guanozugabe bei der Lösung bedürfenden Düngerarten

(wozu indessen noch wohlfeilere Mittel vorhanden sind), oder gar kein Guano, unter dermaligen Preisen desselben und des Stallmistes bei uns.

Wie sehr die Gegenwart von Ammoniak bei organischen Substanzen auf Bildung neuer Produkte, also raschere Zersetzung wirkt, ist auch aus Stenhouse's Versuchen zu ersehen.

So lange die Erzeugung von Stickstoff in Form von Fleisch, Wolle, Milch, Käse ꝛc. und von allerdings plastischem Fett nothwendig ist, wird auch der Stickstoff in den Abfällen dieses Produktionszweiges leichtlich am billigsten für die Pflanzenproduktion wieder beschafft werden können; darauf deutet schon die Natur durch die physiologische Bedeutung Alles dessen hin, was ein Excrement ist, und darum können wir die große nationalökonomische Bedeutung der künstlichen Düngermittel nicht zugeben.

Daß übrigens „die Trockenmasse des Düngers bei gleichem Gewicht weit stickstoffreicher ist, als die Trockenmasse des gegebenen Futters, weil von dem Stickstoff bei der Ernährung weit weniger verloren gehe, wie unser chemischer Freund (s. S. 211 und 212) sagt, muß eine Irrung seyn; denn wenn wir nicht auf das Leben von der Luft angewiesen seyn sollen, d. h. auf den Stickstoff derselben, so muß schon in einem weder wachsenden noch Nutzung gebenden Thiere, noch mehr aber in einem Milch, oder Wolle, oder ein Junges ꝛc. liefernden Thiere, nach den Gesetzen der Ernährungsstatik, das Futter entweder gerade so viel Stickstoff enthalten, als die Excremente, oder noch mehr. Von 100 Theilen aufgenommenen Stickstoffs gingen bei einem Pferde mit Faeces und Harn (begreiflich nach der Metamorphose) nur 82,8 Stickstoff ab, bei einer Kuh mit beiden nur 63,7 (Boussingault, Valentin). Ist nicht der Harnstoff das Maß zum Stoffwechsel?

Wie nun, wenn Hr. Andreä nicht halbverrotteten Mist, der bekanntlich fast die Hälfte seiner Düngkraft verloren hat (die flüchtigen Stickstoffverbindungen!) sondern frischen Dünger angewandt hätte? Es würden dann wohl auch noch einmal so viel Kartoffeln, also 1196 Pfund mehr erzeugt worden seyn, als auf ungedüngtem Lande, somit 148 Pfund mehr als der Guano erzeugte, also fast 2 fl. mehr Gewinn über den Reinertrag des Guano.

Aber die gleiche Proportion zwischen mehr Dünger und mehr Ertrag läßt man ja nur bis zu einer gewissen Grenze gelten. 80 Ctr. Dünger auf ½ bayerischen Morgen geht noch nicht über das Maß und eine Ernte von 27 Ctr. oder circa 9 Scheffeln für einen halben Morgen noch lange nicht.

Die Ermittlung der Verwandtschaft des Bodens zu den Ammoniaksalzen ward nicht weiter ausgebildet. Hatte Thompson gezeigt, daß durch eine Schichte Erde von 8 Zoll Höhe (2 Pfund Schwere) schwefelsaures und kohlensaures Ammoniak auch durch eine 3 Zoll hohe Wassersäule, selbst wiederholt aufgegossen, nicht ausgewaschen werden, sondern das erstere unter Zurückbleiben des Ammoniaks größtentheils zersetzt, das andere aber auch großentheils zurückgehalten werde, so zeigte Way, was aus dem Zurückgebliebenen geworden war, welche Verbindungen in der Erde neu entstanden waren.

Wir erinnern dazu nur, daß in Thompsons Versuch mit der schwarzen, der Grundfläche eines Reisighaufens entnommenen Erde von 10 Gran doppelkohlensaurem Ammoniak durch 16 Loth Wasser schon 3,8 Gran Ammoniaksalze ausgewaschen wurden; daß die Eigenschaft, alkalische Stoffe einzusaugen, dem Sande abgeht; daß endlich Ammoniaksalze diejenigen Doppelsalze, welche Kali, Natron, Kalk und Magnesia an Kieselsäure und Thonerde gebunden enthalten, zersetzen und vom Boden aufgesogen werden, so daß ammoniakalische kieselsaure Doppelsalze und nur milde Säuren, wie Kohlen- und Kieselsäure, nach der geistreichen Annahme in Hamms agronomischer Zeitung (1854 S. 41) wahrhaft wohlthätig auf das Wachsthum einwirken. Wo aber solche Salze sich bilden können, das muß der allgemeinen Empfehlung des Guano, des Chilisalpeters, des noch gänzlich ungewissen Eisenvitriols ꝛc. voraus erst untersucht werden. Das Ammoniak in der Form eines sehr schwer löslichen kieselsauren Doppelsalzes anwenden, und im Guano dem Stallmiste freies und flüchtiges kohlensaures Ammoniak oder leicht lösliche salpetersaure und andere Verbindungen darbieten, das sind zwei schwer zu vereinigende Gegensätze, welche die Agrikulturchemie selbst gegeben hat. Nach Wolff verschwindet der Salpeter schon im Verlauf eines Sommers, und wahrscheinlich um so schneller, je mehr organische Dungstoffe zugleich vorhanden sind.

Wie man übrigens mit diesem Stande der Agrikulturchemie solche verrenkte und antediluvianische Ansichten von Moorkultur, wie Hr. Sendtner in den „südbayerischen Vegetationsverhältnissen" vorbringen kann, ist ein schwer zu erklärendes Phänomen.

In Stumpfs Fortschritten der neueren Chemie konnte sogar vom Sturz der Mineraltheorie die Rede seyn. Allein die Mineraldünger bewähren sich allerdings, wenn ihnen stickstoffhaltige Materien oder Ammoniaksalze beigemengt werden, und sie bewähren sich auch rechnerisch, wenn ihre Löslichkeitsverhältnisse auf die Grundsätze der Pflanzenökonomie, der Statik der Pflanzenernährung basirt sind.

Noch aber findet eine enorme Stickstoffverschwendung statt. Nach Barral erhält ein Morgen durch Regenwasser alljährlich 20—22 Pfund Stickstoff, und zwar als Ammoniak- und Salpetersäure.

Nach Keller führt der Thau ihm jährlich 1 Pfund kohlensaures Ammoniak zu. Nach v. Liebig liefert die Atmosphäre ohnedem genug.

Der Stalldünger enthält, wie gewöhnlich per Morgen angewandt, 50—60 Proc. Stickstoff, davon gewiß $\frac{1}{3}$ assimilirbar; was noch die Stoppelreste und untergepflügten Unkräuter! Und zwar alles in assimilirbarer Form, als fauler Stickstoff, wie sich Stöckhardt ausdrückt, oder in Salzen. Und doch gibt die Ernte eines Tagwerkes im Weizen nur circa 20—25 Pfund!

Daß der Stickstoffgehalt der Ernten mit dem Stickstoffgehalt des Düngers sich umgekehrt verhalte, also abnehme, wie Dr. John finden will, verkehrt freilich die Sache. Ein neuer Mineraldünger von Mintzlaff ist in Hannover (Bremervörde) aufgetaucht, und es wird seine Wirkung auf gedüngtem Lande gerühmt, nicht aber, merkwürdigerweise, auf ungedüngtem.

Kein Land klagt so sehr bereits über Bodenerschöpfung als Nordamerika und keines ist's vielleicht noch weniger. Man fürchtet eben bei dem mangelnden Kraftersatz durch Düngung das nicht sehr fern in Aussicht Stehende. Während nun der schwärmerische Daniel Lee Mineraldünger unter allen Bedingungen heischt, ja sogar behauptet, Dr. Mitschel habe das alles und viel besser, noch lange bevor Liebig geboren worden sey, gelehrt, erklärt Prof. James Booth in der Ackerbaugesellschaft

zu Philadelphia, daß bei dem jetzigen Stande der chemischen Analyse den Aschenanalysen noch kein praktischer Werth zuzuschreiben sey. „Kann die Chemie 0,00006 Kali oder 0,00001 Ammoniak oder 0,00001 Phosphorsäure im Boden nachweisen? und doch sind diese Quantitäten schon hinreichend, ein Acre Landes (3,920,000 Pfund Erde bei 1 Fuß Tiefe) fruchtbar zu machen, in Form von Guano gegeben!" Aber Mr. Lee weist den Opponenten bald wieder in die Schranken mäßiger Schätzung der Chemie, nicht unter, nicht über die Gebühr. (**Report of the commiss. of Patents. Washington 1852. Agric. p. 54.**)

Die Sucht nach künstlichen Düngerpulvern ist in Abnahme, dafür aber wächst das Streben, aus den einheimischen Mineralien Brauchbares für die Pflanzenernährung zu gewinnen. So stellte man in Böhmen, Preußen und Bayern (wo bei Amberg der Phosphorit, aber nur einzeln gefunden wird) Untersuchungen in dieser Richtung an.

Dr. Bergemann stellt sehr günstig ausgefallene Versuche mit einem Phosphorit, südlich vom Siebengebirge stammend, an. Derselbe wurde längere Zeit bloß mit kohlensäurehaltigem Wasser digerirt, wo sich denn schon nach drei Wochen eine verhältnißmäßig bedeutende Menge des Pulvers gelöst hatte. Es enthielt das Mineral aber an 76,82 Proc. phosphorsauren Kalk.

Mit Ausdauer verfechten die französischen Agrikulturchemiker ihre Ansichten und Boussingault hat durch mehrjährige Experimente nachgewiesen, daß der Stickstoff der Luft während der Vegetation der Bohnen (auch des Hafers und der Kresse) und der Lupinen nicht assimilirt werde. Da nun Ammoniakdämpfe in der Luft nur in äußerst geringer Menge vorhanden seyen, so falle eine sonst angenommene Quelle der Luftnahrung. Auch Dumas pflichtet dem bei, wie dieß schon die deutschen Chemiker auch annahmen. Salpetersaure Salze, Ammoniaksalze und Cyanüre wohlfeiler aus der Luft darzustellen, als dieß durch Düngerbereitung geschieht, sey somit nächste Aufgabe. Da sie im Dünger als einem Excremente und Abfallstoff der Thierproduktion, die zur Erzeugung der intensivsten Proteinstoffe wieder nöthig ist, verhältnißmäßig wohlfeil genug gegeben werden, so wird die Aufgabe nicht leicht seyn. Der Chilisalpeter wenigstens hat erfahrungsgemäß nicht einmal mit guter Jauche Concurrenz

halten können. Auch die Verbindung der Nährstoffe ist eine Hauptsache.

Eine recht gute Revision der Düngererzeugungsfrage in Bezug auf das Quantum von Dünger, von einem bestimmten Gewichte Futter erzeugt, lieferte Hr. Helferich, der rührige Vorstand der Centrallandwirthschaftsschule Weihenstephan. Möchte nur die Agrikulturchemie daselbst mittelst der Analyse auch das statische Moment bezüglich der Qualität der Stoffe zufügen!

Die bedeutendste Erscheinung im Gebiete der Theorie der deutschen Landwirthschaft ist wohl der Versuch des Professors Dr. Wolff über den Nahrungswerth der Futterstoffe. Er sucht absolute Nahrungswerthe im Zusammenhalt mit einem solchen hypothetischen absoluten nach den Grundsätzen der neueren Schule festzustellen, und als Exemplification ist die Sache lobenswerth genug und hätte keine so harte holzfaserige Angriffe verdient. Der fleißige Wolff hat ja am Ende seiner Abhandlung selbst die sehr gewichtigen Fragen zahlreich genug mitgetheilt, von deren Lösung vorzüglich die Vervollkommnung und somit größere praktische Brauchbarkeit der mitgetheilten Tabelle abhängen würde. Uns scheint der Versuch noch verfrüht und daher vor der Hand für die Praxis noch unbrauchbar; auch zweifle ich, ob man je mit dem Abgehen von der Reduction auf Heuwerth viel gewinnen wird, obgleich ich zugestehe, daß der praktische Vorgang der Reduction durch die wissenschaftliche Kritik geläutert werden muß.

Schon der Ausdruck Holzfaser ist ein unberechtigter und mit dem weiland stärkemehlartigen Faserstoff der Kartoffeln auf Eines hinauslaufend. Das Studium der homologen Glieder des stickstofffreien Zellinhaltes von Zucker, Dextrin, Amylum, Amyloid ꝛc. zu den incrustirenden Substanzen und die Modificationen der Cellulose selbst nach Alter, Species, Klima, Boden, und wieder zahlreichen Zuständen der consumirenden Thierart selbst, ist noch ein sehr offenes und die Physiologie steht hier noch am Anfange. Wie großartig wirken nur allein die mechanischen Vorbereitungen der Nahrungsstoffe! Wolffs Versuch steht noch auf zu vielen Voraussetzungen, um ernsthafter nützen zu können, und seine Erwiederung auf Haubners starken Angriff machte nur den Eindruck, daß es überflüssig ist, ihn zu tadeln, weil er die Mängel seiner Arbeit selbst sehr wohl einsieht.

Eine sehr fleißige Untersuchung über den Einfluß des Abblattens der Runkelrüben auf die Vegetation der Runkelrüben und deren Futterwerth hat der Versuchsstationist Chemikus Dr. Müller geliefert; sie bestätigt die theoretische Annahme des Nachtheiles des Abblattens entgegen dem häufigen praktischen Vorgange.

Nur allein die Bedeutung des Chlorophylls bei der Ernährung möchte noch festzustellen und nicht allzu sicher jeglicher Bau auf Respirations- und plastisches Futter gegründet werden. Es mögen Wolffs Bedenken selbst auch hieher bezogen werden.

Noch drei Dinge sind jetzt bei den festländischen Landwirthen vor allem in Mode, von Westen oder über den Canal gekommen; das ist: englische Schweine, neue Hühnerracen und künstliche Fischzucht.

Die Ersteren betreffend, so sind zweifelsohne die Erfolge gut und die Einführung der Racen empfehlenswerth. Sie mögen übrigens schwarz oder weiß seyn, Esser-, Windsor- oder Yorkshire heißen, so liegt ihnen allen chinesisches Blut zu Grunde, und breite, flache, dicke Rücken, steilere Stirne und kürzere Beine, aber nicht eigentlich chinesische Augen, so wie enormer Fettansatz nach außen zeichnen sie aus. Auch das Düsselthaler Schwein ist nur wieder Varität von diesem Schlage der englischen.

Größter Vortheil derselben ist außerordentliche Ausnützung der Futterstoffe, so daß von demselben Futterquantum ein Esser oder Windsor Prinz-Albert-Schwein viel mehr an Gewicht zulegt, als ein gemeines deutsches Landschwein. Der Vorwurf, daß sie weniger innerlich Fett ansetzen, und eben weil sie zu bald fett werden, in spätem Alter nicht sehr fruchtbar sind, ist begründet, aber weitaus nicht hinreichend, die Vortheile aufzuwiegen.

Diese Racen sind übrigens in ganz Deutschland seit etwa vier Jahren so rasch verbreitet worden, daß man allüberall sie wenigstens in einzelnen Exemplaren findet. Ganz neuer fashionabler Gout hat sich den Hühnern zugewendet, nicht ganz ohne gastrosophischen Hintergedanken, wie man argwöhnt, und manchmal nur mit philanthropischen Redensarten für Beschaffung von neuen Nährstoffen, Proletariat ꝛc. drapirt. „Cochinchina über

Alles!" ist die Losung, malayische, spanische, Normänner, Straßburger, Hamburger, die Dorkings 2c. schließen sich an. Unheilbare Pessimisten wollen aber finden, daß, je größer die Hühner, sie um so weniger Eier legten. Das Zwerghuhn sey die eifrigste Legerin. Ueberdieß seyen nur die Beine, bekanntlich Abfallartikel bei Freunden des Spießgebratenen, lang und groß, die Thiere selbst sehr zärtlich und wählerisch im Futter. Daß einige alle Tage im Jahr legen, andere sogar an Einem Tage drei Eier, wie gedruckt wurde, ist selbst für Hr. Sendtmair eine gewagte Annahme. Der beste Hahn „Sir Charles Napier", wog 13½ Pfund; die Leute sagen, »figthing Charlie« habe zwar zur Zeit ein miserables Aussehen, die Schwanzsichel jämmerlich abwärts hängend, den Hals eingezogen, die Federn aufgestruppt, den Kamm schlaff herabhängend, die Falten gerunzelt, die Augenlieder zeitweise zufallend und den gespornten Fuß krampfhaft an den Bauch gezogen; aber im Herbste ist eben Mauserzeit, und im nächsten Frühling wird schon wieder neuer Glanz ihn bedecken, heißeres Blut den Kamm schwellen und wer's erlebt, mag ihn krähen hören bis über den Belt und Sund.

Die in neuerer Zeit etwas weniger von sich sprechende Schafzucht ist von manchen Seiten gegenüber der an Ansehen gewinnenden Rindviehzucht vertheidigt worden. Zur Bildung einer neuen Schafrace einen festen Typus zu erhalten, dazu schlug Malingiè-Nouel eine Methode vor; der strebsame May von Weihenstephan theilte in der bayerischen Vereinszeitschrift eine treffliche Abhandlung über den Stand der bayerischen Schafzucht zunächst mit Vorschlägen über Verbesserung mit und Director Helferich legte den Calcul blos.

Die Landgestüte haben heftigere Angriffe aus den jüngstverflossenen Jahren überstanden und sind theilweise recht erfolgreich reorganisirt worden.

In Bayern gibt man für das Landgestüt in Summa 154,000 fl. aus, und hatte im Jahre 1854 auf 65 Stationen diesseits des Rheins 227 Hengste. In der Pfalz besteht bekanntlich ein besonderes Kreisgestüte zu Zweibrücken. 13 Hengste werden in Reserve gehalten.

Im Jahre 1853 wurden 10,281 Stuten bedeckt. Erfolg?

Noch wurden 5286 fl. 37 kr. als Preise verwendet. Wie

viele Füllen man erhielt, weiß man incurioser Weise hier nicht.

In Preußen kostet dasselbe Institut 233,582 Thlr. sammt den Sprunggeldern; man hält 1070 Beschäler und deckt circa 44,739 Stuten; man erhält in runder Summe 23,000 Füllen; es kostet also ein Beschäler 218 Thlr. und die Erzeugung Eines Füllens 10½ Thlr.

In Hannover kostet das Landgestüte 41,800 und aus eigener Einnahme 23,000 Thlr., also im Ganzen 64,800 Thlr.; man hält 212 Beschäler, deckt an 10,451 Stuten und erhält an 7000 Füllen. Ein Beschäler kostet circa 306 Thlr. und ein Füllen zu erzeugen 9¼ Thlr.

In Sachsen deckten 68 Hengste 3315 Stuten; man erhielt circa 1000 Füllen. Das Landgestüte kostete 22,000 Thlr. (mit Deckgeld), somit ein Beschäler circa 301 Thlr. und ein Füllen 22 Thlr.

Braunschweig zahlt 10,600 Thlr., hält 40 Beschäler, deckt 2303 Stuten und erhält 900 Füllen. Es kostet ein Beschäler 265 Thlr. und ein Füllen zu erzeugen 12 Thlr.

Es erhält nach einer Mittheilung von 18$^{50}/_{51}$ nach Haubner

Hannover	auf 1 Hengst	32	Füllen
Braunschweig	„ „ „	28	„
Preußen	„ „ „	23	„
Sachsen	„ „ „	15	„
Bayern	„ „ „	?	„

oder Hannover auf 100 gedeckte Stuten 60 Füllen

Preußen	52	„
Braunschweig	48	„
Sachsen	30	„

Daß das Schroten des Hafers den gesunden und starken Pferden nicht gut sey, ward durch Versuche (Haubner) gezeigt. Es ist indessen Problem, warum ein angestrengt arbeitender Mensch oder ein Thier seine ihm zukommende Nährproportion — sein Verhältniß an Kohlenhydraten und Proteinstoffen, modern gesprochen — in schwerer verdaulichen Nahrungsstoffen bekommen muß, wenn es ausdauern soll. Sollte wirklich eine Beschwerung des Magens nothwendig und die Anforderung an „Nachhaltigkeit“ der Nahrungsmittel in diesem Sinne begründet seyn? Soll wirklich ein Brauknecht bei Bezug seiner Nährstoffe in Form von

leicht verdaulichen Schaumtörtchen, Eierschnee oder Bavaroise mit Biscuit nicht so ausdauern können, als bei Speckklößen und Blutwürsten?

Was die Race werth sey, zeigte die Versteigerung des Rindviehstapels des verstorbenen Grafen Ducie zu Portworth-Court, wo unter anderem ein 7 Wochen altes Kalb um 2200 Thlr., ein dreijähriger Bulle um 4600 Thlr., eine dreijährige Kuh um 4900 Thlr., ein 5½ Monate altes Bullenkalb um 2100 Thlr. und ein schon 6½ Jahre alter Bulle um 3500 Thlr. weggingen, was sich unsere Viehzüchter, die zweijährige Bullen schon selten mehr springen lassen, merken mögen.

Noch dauert in Deutschland die Schätzung der Schweizerracen und darunter zunächst der Schwyzer oder einfärbigen romanischen nebst ihren zahlreichen Schlägen im Vorarlberger, Montafuner, Walserthaler und Allgäuer fort; als Ochsen stehen oben an die Ansbacher, Triesdorfer Ursprungs, die noch immer aus Bayern in großen Zügen ins Ausland (bis England) gehen. Den feineren Simmenthalern, insbesondere den verwandten Pinzgauern schenkt man neuerlich ganz besondere Aufmerksamkeit, sonst aber lobt jeder Viehzüchter seine Race. Ist's ja doch am Ende nur von untergeordnetem Werthe, ob die Thiere ihre Kohlenhydrate und Proteinstoffe zur Bildung von Fleisch, Fett oder Milch verwenden, wohl aber ist Hauptsache, ob die ersteren Fett bilden oder verbrennen, die letzteren zur Luxusconsumtion dienen können oder bloß als Harnstoff uns den Grad ihres Stoffwechsels messen lassen. Ob Milch besser bezahlt werde, als Fleisch und Fett, das entscheidet am Ende.

Man hört von günstigen Resultaten bezüglich der Impfung der Lungenseuche aus Leeuwarden aus dem Holländischen (Bericht einer Commission an die Gedepudeerde Staten van Friesland im Hannovr. Journal S. 273). Doch Rimpau widerräth Impfung in heißer Jahreszeit und dann nur mit sehr verdünnter Lymphe. Fettes Vieh sey nie zu impfen; er hatte bei gesundem Vieh nur 1 Procent Verlust. 2 Procent verlieren den Schwanz ganz und 10 Procent halb. Er rühmt die Vortheile eines rationellen Impfverfahrens.

Die Impfung der Lungenseuche ist im verflossenen Jahre scharf mitgenommen worden und manche Rindviehställe durch sie

noch mehr. Daß sie im Sommer und mit etwas alter oder verdorbener Lymphe aus schon weit vorgeschrittenen pathologischen Produkten, dem Blastem, genommen, gefährlich sey, ward auch von ihren Vertheidigern zugestanden. Herr Rimpau spricht sich im hannöverischen landwirthschaftlichen Centralblatte, auf viele Erfahrungen hierin gestützt, dahin aus, daß der seinen Viehstand durch eigene Zuzucht ergänzende Landwirth durchaus keine Veranlassung, die Impfung vorzunehmen, habe, außer die Lungenseuche sey in der Nähe ausgebrochen und bedrohe auch seinen Stall. Ist keine Gefahr im Verzuge, so möge bei Kälberkühen das Kalben abgewartet werden, fettes Vieh werde nie geimpft, sondern sogleich seiner Bestimmung entgegengeführt; bei Mastwirthschaften mit oder ohne Verbindung mit Milchwirthschaften sey das Impfen aber am rechten Platze. Fast unangefochten bleibt nur die Nothimpfung.

Hannover hatte bis 1852 474 kleine Viehversicherungsvereine mit einer Viehversicherung von 189 Pferden, 46,580 Rindern, 1004 Schweinen, 452 Ziegen, und bezahlte 11,699 Thaler Entschädigung. Sie sind in Zunahme.

Wie nahe Dichtung und Wahrheit an einander grenzen, wenn Dr. Pollok von günstigem Erfolg beim Mästen der Schweine, Schafe und Ochsen mit Thran — ächtem christlichem Stockfischleberthran! — berichtet, wollen wir nicht entscheiden. Nicht als wäre der Fettzusatz als Fett erzeugend zu bezweifeln, sondern nur, weil wir schwer begreifen, wie den Ochsen der Thran mundend oder maulend gemacht worden ist und wie das beim Schlachten weiße und feste Schmalz, also etwa das Stearin aus dem Olein, entstand. Ein halb Pfund Leberthran per Tag ist keine schlechte Dosis, und da das Pfund Leberthran 28 kr. bei uns kostet, das Pfund Rindfleisch aber, das in Fettform dafür erzeugt wird, 12 kr., so ist der Gewinn auf platter Hand. Indessen, bei Dr. Pollok sind vielleicht die Stockfische wohlfeiler und überdieß soll der Thran wohl nur die Kohlenhydrate verführend wirken.

Eine neue Richtung schlugen die Viehversicherungsvereine ein. Kleine Lokalvereine, deren Mitglieder sich am besten selbst controliren, werden als das beste gerühmt, und die großen Centralausschüsse werden fortan ohne Vieh, selbst ohne Ochsen und

Kühe seyn, was unerhört ist, in Bayern wenigstens, wo man bisher doch so ziemlich sich damit forthalf. Die Pfalz insbesondere detaillirt sich hierin. Hannover hat deren die meisten, wie eben gesagt wurde, die jedoch zumeist nur Rinder und Schweine versichern; auch entschädigen sie eigentlich nicht voll, sondern zahlen nur etwa bis zur Hälfte des Werthes des verunglückten Thieres, denn es ist höchst nothwendig für den Bestand, daß der Eigenthümer niemals bei seinem Unglücke noch einen Gewinn mache. Die Prämien sind also bloß Unterstützungen.

Was am meisten im Vorjahre gerühmt wurde, die amerikanische Maffitt'sche Dreschmaschine, ist selbst durch unsere Industrieausstellung nicht klar geworden. Wenn, wie gesagt wurde, die Maschine mit 4 Pferdekräften in 40 Sekunden ein Bushel Weizen drischt, so muß sie in einer Stunde 54 preußische Scheffel liefern. Es müßten hiezu wenigstens 7 Fuder oder 1000 Garben in einer Stunde der Maschine zugeführt werden. Wer's kann!

Flachsbau, Flachsbereitungsanstalten, die Kunströsten sind überall noch in Zunahme — mit Recht, wie uns däucht, obgleich nur auf die klimatisch begünstigten Gegenden besonders zu beschränken. Daß man übrigens allenthalben behauptet, die Kunströstanstalten könnten nur im Verein mit den Maschinenspinnereien gedeihen, soll nicht übergangen werden. Beide werden der alten patriarchalischen Spinnstube noch vollends, was nämlich die Polizei nicht schon that, den Hals brechen, und Philanthropen und Patrioten mögen es beklagen.

Einen enormen Lärm am Rhein machten Gall's Weinveredlungsprojekte. Die Chemiker, theilweise, zeigten Lust, ihn zu unterstützen, die Weinschmierer nicht minder; studirte Weintrinker und Männer von Zunge, dann die Besitzer guter Weinlagen, die Fama sagt, auch mitunter die ärgsten Schmierer riefen dagegen Anathema! Wasser und Zucker zuckerarmem Moste zuzusetzen, nach genauer Erforschung der Verhältnisse des Deficits, also in sehr einfachen, den Elementen der organischen Chemie schon entnommenen Dingen besteht der Kern des Vorschlages, und doch prophezeien die Gegner davon den Ruin aller Weinproduktion; begreiflich da zunächst, wo weniger oft saure und mehr süße Trauben wachsen, für Grüneberger und Salzunger Lagen aber

ist's ohne Bedenken. Die Frage ist am Ende eine Geschmacksfrage, und de gustibus non est disputandum. Warum süßt man nicht gern Kaffee mit Harnruhrzucker? meint Dr. Keller, ein chemischer Gegner des Projekts. Unsere ganze Gastrosophie ist aber apicisch ausgeartet, sie studirt nur die Zunge, nicht den Magen. Wer würde ein Gericht von Bandwürmern wohlschmeckend finden und doch ist der belobte Schnepfendreck in der Regel nichts anderes! Wenn unser Auge plötzlich alle Gegenstände fünfhundertmal größer sehen würde, müßte das erste die Erfindung einer neuen Kochkunst seyn!

Ob Gallisiren, — ob Chaptalisiren — das Uebel, verkünstelte Nahrungsstoffe in den Handel zu bringen, ist doch beklagenswerth, zum Glück in Deutschland noch gering. Was aber soll man sagen, wenn man hört, französische Fabriken zahlten jährlich viele tausend Gulden bloß für Annoncen ihrer Windbeuteleien? So für Racahout des Arabes oder Palamond des Turcs (Eichelmehl und Chokolade), Pâte nutritive, Pastilles d'osmazome, Warton's Ervalenta und du Barry's berüchtigte Revalenta, Solauta, trésor de l'éstomac etc.

Eine der dringendsten Aufgaben unserer größeren Oekonomen ist die Erzielung eines erklecklichen Rohmaterials zur Erzeugung von Branntwein, anstatt der unsichern Kartoffeln.

Unter allen empfohlenen Surrogaten hat sich bis jetzt die Runkelrübe am besten bewährt und die besten Autoren haben sich bereits darüber hören lassen. Bald nach Champonnois, Bavelier oder Cheval, oder wie Helferich, Siemens, von Lüdersdorf, Stamm oder Hamminger empfohlen, werden Runkeln macerirt, mittelst Wärme digerirt, der Saft allein, der Brei mit Wasser gemischt, mit Kartoffelzusatz oder Malz, oder unvermischt zur Brennerei benützt.

Die Versuche des Verhaltens aufgekochter Infusionen, welche man bloß mit filtrirter Luft in Berührung bringt und die dann nicht in Gährung übergehen, also außer dem Sauerstoff noch andere Gährungsbedingungen haben, wurden mit Erfolg fortgesetzt und versprechen für den Haushalt wichtige Neuerungen.

Die künstlichen Flachsröstten nach Schenk'scher Methode mehren sich, auch Bayern zählt bereits zwei, eine nah am bayerischen Walde und eine andere in Schwaben. Den ersten Rang nehmen

indessen noch immer jene zu Ullersdorf und Hannsdorf in Oesterreich ein, wie jene zu Patschkey in Preußen. Terwagnes Verfahren in Frankreich und das Watt'sche in England befinden sich in der Prüfung.

Nun wir dem Schluß zuneigen, mögen auch einige der engeren politischen Tagesfragen zur Erörterung kommen.

So wird in Nr. 67 dieser Zeitschrift selbst in einem Artikel, die Ablösungsgesetze betreffend, die Behauptung aufgestellt, daß bezüglich der Hoffnungen ihrer Wirkungen große Täuschungen stattgefunden hätten. Als erstes Uebel wird angeführt, daß sehr häufig die Verpflichteten wohl von der Abhängigkeit von Lehensherrn frei geworden, aber in jene noch schlimmere der Kapitalisten und Spekulanten gekommen seyen.

Ob nicht Hofmetzgereien und Güterzerstücklungen in der vormärzlichen Zeit auch schon im Schwung waren, das zeigen die Klagen der vorhergegangenen dreizehn (?) Versammlungen deutscher Land- und Forstwirthe dagegen. Umgekehrt, gerade das Consolidiren, Verkoppeln, Vereinöden, Zusammenlegen, Commassiren, Arrondiren, und wie man es immer allüberall verschieden nennt, hat seit der neuesten Zeit erst rechten Aufschwung erhalten, eben weil die Landwirthe jetzt erst recht frohen Muth bei ihrem Handwerk erhielten, und nicht etwa gezwungen. Hat man doch seit etwa zehn Jahren nur allein in der Nähe von München an dreißig Gemeinden arrondirt, und zwar ganz auf dem Wege freiwilligen Uebereinkommens. Daß der Bauer so klug seyn kann, sich nicht durch große Kapitalaufnahmen, in der Sucht, auf einmal frei zu werden, zu ruiniren, das beweisen in Bayern die Fixationen und Ablösungsmodi auf den Rentämtern. Ob man nicht durch Zusammenkaufen von kleinen Gütern von Seite der Kapitalisten und der ehemaligen Grundherren selbst und durch sofortige Bildung eines Pächtersystems in englischer Weise noch mehr und gründlicher an dem Wesen des germanischen Ackerbaustaates verdirbt, wäre anderwärts noch zu untersuchen.

Die Erhaltung des Grundbesitzes, auch des bäuerlichen, im Interesse einer gesunden Socialpolitik ist eine der Hauptstrebungen der neueren Gesetzgebung. Gesetze gegen Gutszertrümmerung, Gründung von Fideicommissen und bäuerlichen Erbgütern, Gesetze zur Förderung der Arrondirung, der Consolidation, der

Commassation ꝛc. treten allenthalben auf. Die Vortheile der Arrondirung, sehr überflüssig und lahm vom Landrath Simon in Rheinpreußen wiederholt geschildert, sind längst ins Klare gestellt, seltener hört man von ihren Nachtheilen sprechen. Der Verein rheinpreußischer Landwirthe hat in seiner Generalversammlung vom 20. September 1853 den Antrag, das königliche Ministerium für landwirthschaftliche Angelegenheiten zu bitten, ein dem Nassauischen ähnliches Gesetz behufs Zusammenlegung zerstreut unter einander liegender Acker-, Wiesen- und Gartenländereien für die Rheinprovinz zu erwirken, mit Majorität verworfen, und die Gegner desselben erklärten als Nachtheile: Mangel an Dauer der Zusammenlegung, da bei der freien Verfügung über das Eigenthum und bei den eintretenden Erbschaftstheilungen die Consolidation bald wieder würde verschwunden seyn, zu große Unkosten der Procedur im Verhältniß zum nur vorübergehenden Nutzen, Depretiation des Grund und Bodens, der nur in Parzellenkultur freieste Benützung und freieste Bewegung — Haupteigenschaft jedes Kapitals — und damit höchste Rente abwerfe, unvermeidliche Rechtsverletzungen bei der Unmöglichkeit, das Meliorationskapital richtig zu schätzen und im Aequivalent zu vergelten, Störung der nützlichen Anhänglichkeit des Bauern an den ererbten väterlichen Grund und Boden, somit des ächt conservativen Grundtriebes, Minderung der Lust zu amelioriren bei der Aussicht, daß die Majorität der Gemeinde den Grundbesitz zu vertauschen die Macht habe, Vexation da, wo intensivste Kultur, eine Art landwirthschaftlichen Gartenbaus hart neben wenig fruchtbarem Lande und darauf stattfindender extensiver Kultur stattfindet, zwischen Lagen nahe am Orte und den entfernteren, geringer Vortheil der bloß flurlichen Arrondirung oder gar nur der Consolidation gegenüber den Unkosten und der Unmöglichkeit der totalen Vereinödung oder Arrondirung, Unmöglichkeit, kleinen Grundbesitz, für Fabrikarbeiter so nöthig, erwerben zu können, zudem noch alle Nachtheile, welche aus der Hemmung der freien Bodentheilbarkeit hervorgehen, im geminderten Maße.

Wie Nassau, Sachsen ꝛc. in der Arrondirungsfrage schon auf dem Gesetzeswege vorgegangen, so bereitet sich jetzt auch Bayern dazu vor. Hier kann sehr Gediegenes erwartet werden,

da man eine schöne Erfahrung bereits hierin besitzt (Kemptener Landallgäu!).

Endlich beansprucht auch die Literatur ihr Recht, bei der Musterung des Fortschrittes beachtet zu werden.

Auch zwei dicke Bücher: „Geschichte der Botanik", hat man uns gebracht; das eine, als Studien von Ernst Meyer bezeichnet, zeigt wohl philologisches, aber kein botanisches Verständniß, hängt in letzter Beziehung am alten Sprengel und hat nur antiquarisches Interesse; das andere von Emil Winkler hat gar keines, kein neues und kein altes.

Ueber künstliche Fischvermehrung hat ein Hr. Ar. Gunderlich ein Potpourri aus französischen Angaben ohne alle Kritik und eigene Erfahrung zusammengebraut.

Eine schöne Cohorte aufklärungslustiger Autoren hat sich, eine neue Erscheinung! bereits darüber hergemacht, die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften — in usum tironum — herzurichten. Da gibt es „Etwas" über Stereoscop, Pseudoscop und Diamagnetismus, dann „das Brod, das wir essen, das Fleisch, das wir kochen," ferner „die Luft, die wir athmen, das Wasser, welches wir trinken," — „ein wenig Chemie" — „vom Erdleben" 2c. Als sehr empfehlenswerthe eigentlich landwirthschaftliche Schriften erschienen des sel. Göritz und Director Heinrichs Betriebslehren, dann Hartsteins Fortschritte in der englischen und schottischen Landwirthschaft, mit der gewöhnlichen Ueberlegung, Ausdauer in der Beobachtung und nüchternen Anschauung geschrieben. Ein recht empfehlenswerthes, auf dreißigjährige Praxis durchaus gegründetes Schriftchen ist des Hofgestütmeisters Herbst praktischer Unterricht über Pferdezucht, dem Niclas einen auch für den kleinen Bauer sehr brauchbaren Appendix beigab.

Stephens Buch der Land- und Hauswirthschaft, aus dem Englischen der zweiten Auflage übersetzt, ist ein recht guter Ausfluß altenglischer hausbackener Praxis und hierin viele Goldkörner der eigenen Erfahrung enthaltend; soweit die Theorie und die Naturwissenschaften überhaupt beigezogen werden, ist begreiflich der Verfasser nicht für die Angaben verantwortlich.

Was Balling in der Theorie der Gährungschemie leistete, wird durch eine zweite Auflage nur mehr zum Ueberfluß bezeugt.

Was die bayerische Praxis hierin vermag, hat mit viel Erfolg Hr. Heiß gezeigt. Langethals Geschichte der deutschen Landwirthschaft verspricht so lange sich zu strecken, wie weiland Vater Ludens Geschichte des deutschen Volkes.

Döbereiners chemische Lehre über die Nahrungsmittel der Pflanzen schließt sich der Liebig'schen Schule an. Des rührigen Heyer Schriften versprechen eine bedeutende Reform in forstwirthschaftlichen Ansichten, denn so gründlich gingen noch wenige Forstwirthe mit den Bewegungen der Naturwissenschaften neuester Zeit.

Unter den landwirthschaftlichen Zeitschriften behaupten den ersten Rang: das Journal der agricultural society of England, die Transactions der Ackerbaugesellschaft von Newyork, die Maison rustique, von Barral zu Paris redigirt, oder das journal d'agriculture pratique; noch zu grün sind die bulletins de la société impériale d'agriculture; in Deutschland die durch Unabhängigkeit der Meinung vor allem, dann durch Sammlung aller strebsamen Köpfe der besseren Richtung ausgezeichnete agronomische Zeitung des für die Vermittlung englischer Ackerbauzustände nach Deutschland höchst verdienten Dr. Hamm. Die auf der Warte der neuesten chemischen Richtung gestandene Zeitschrift für deutsche Landwirthe soll, wie man hört, eingehen, oder sich bloß metamorphosiren? dafür aber aus ihren Aschenbestandtheilen und wohl auch Stickstoffverbindungen sich gleich einem Phönix ein „chemischer Ackersmann" erheben. Derselbe will auch von allen naturwissenschaftlichen Forschungen und Folgerungen mittheilen, was der Praxis frommt, wohl nicht, weil er denkt, daß sie alle schon in der Chemie allein steckten, sondern weil man sie so encyclopädisch, populär, auszügig gleich dreingeben kann. Unter den Zeitschriften der Vereine stehen die preußischen Annalen, das Journal für Landwirthschaft für Hannover von Henneberg, dann das, was Bayerns und Württembergs leitende Comité's und Stellen thun, oben an.

Die landwirthschaftlichen Specialschulen sind in der Hauptsache ohne Veränderung geblieben. Preußen ist aus seinem Versuche, ob isolirt derartige Anstalten bestehen zu lassen oder mit Universitäten zu verbinden seyen, noch nicht mit Entschluß herausgetreten; doch däucht uns, Bonn (Poppelsdorf) und Eldena

(Greifswalde) stünden sehr grün. Jedenfalls thut übrigens Preußen weitaus das meiste für diese Art Unterricht. Nur däucht uns, hier wie an allen höheren landwirthschaftlichen Lehranstalten Deutschlands herrsche großes Mißverhältniß zwischen Lehr- und Lernfähigkeit. Während die erstere fast überall anerkennenswerth groß ist, bewegt sich die letztere in einem äußerst bunten Material von der curiösesten Vorbildung. Im Uebrigen wird noch immer die alte Futterordnung mit den übermäßigen Collegien eingehalten, in Ungarisch-Altenburg begreiflich aus Ueberzeugung, dabei in zwei Jahren Praxis und Theorie nebst vielen Excursionen vollständig gelehrt.

Mit vielem Erfolg ist die neue bayerische Centrallandwirthschaftsschule zu Weihenstephan unter Helferichs kluger und energischer Führung den andern höheren landwirthschaftlichen Lehranstalten Süddeutschlands an die Seite getreten. Hohenheim bewahrt seinen guten Ruf und Wiesbaden erfüllt nach seinem aparten Systeme seine Aufgabe vollkommen.

Die landwirthschaftlichen Vereine, deren Preußen allein 397 zählt, wirken wie alle Vereine; sie geben strebsamen, patriotischen Männern da und dort Gelegenheit, bedeutende Verbesserungen in die Praxis zu bringen, wenn auch zeitweise dieses oder jenes Glied bloß geistiger Humification obliegt, seinen Beitrag zahlt und in seiner Art als Vereinsessenz wirkt. Das ist ja am Ende in der ganzen Gesellschaft nicht anders, und die Energie des freien Willens ist zuletzt doch noch kräftiger als die todte Form im Zwang. Auch haben wir noch nicht gesehen, daß da, wo der Staat die Vereine leitete, mehr geschah, als in den Ländern, wo sie sich frei fortbewegten, denn „niemand thut mehr, als er kann!“ VI.

Das Mißgeschick im Kriege.

(In Bezug auf die kriegerischen Ereignisse im Orient.)

Das Eintreffen der stillen Voraussetzungen vor und nach Beginn eines Krieges nennt man „Kriegsglück," das Nichteintreffen „Mißgeschick." Das feine Herausfühlen dessen, was aller Wahrscheinlichkeit nach eintreffen kann, bedingt zunächst eine sorgsame Prüfung der politischen Verhältnisse des Gegners und seiner Beziehungen zu den Nachbarstaaten, so wie ein möglichst sicheres Abwägen der beiderseitigen Kriegskräfte, ist aber vorzugsweise eine Sache des politisch-kriegerischen Taktes. Napoleon I. nannte es la partie divine de l'art de la guerre. Oberflächliche Kenntnisse und geistige Verblendung führen nur zur Selbsttäuschung und zum Mißgeschick.

Als Fürst Mentschikoff zu Anfang des vorigen Jahres durch sein brüskes Auftreten in Konstantinopel der ottomannischen Pforte zu imponiren und sie nachgiebiger zu machen hoffte, glaubte er am Bette eines Sterbenden zu stehen, welchem eine letztwillige Entschließung leicht zu entreißen sey. Der „kranke Mann" fühlte sich aber noch lebenskräftig genug, ein entscheidendes Nein aussprechen und dabei beharren zu können; auch hoffte er auf Beistand.

Als Kaiser Nikolaus einige Monate später seine Truppen in die Moldau und Wallachei rücken ließ, um diese kostbaren Unterpfänder einer friedlichen Ausgleichung in Gewahrsam zu nehmen, glaubte er durch diese bewaffnete Demonstration die Pforte einzuschüchtern, ohne andere europäische Mächte zur Intervention zu veranlassen. Diese Voraussetzung zeigte sich aber irrig. Die Türken rückten mit Macht an die Donau. Oesterreich und Preußen protestirten gemeinschaftlich gegen die

ungerechtfertigte Besetzung der Fürstenthümer. England und Frankreich thaten dasselbe und sendeten ihre Flotten in die Dardanellen. Sobald Nikolaus die Unwirksamkeit der bisher angewendeten Mittel erkannt hatte, entschloß er sich zum Kriege gegen die Pforte, welche ihm aber in der Kriegserklärung zuvorkam, was im Grunde nur als eine Formfrage angesehen werden mag.

Rußlands Beherrscher mag sich dabei mit der Hoffnung geschmeichelt haben, daß das freundnachbarliche Oesterreich und Preußen es bei dem Proteste bewenden lassen würden, weil Oesterreichs Monarch wegen des Beistandes in Ungarn ihm zu Danke verpflichtet, auch materiell viel zu geschwächt schien, sich in einen neuen Krieg zu stürzen, Preußens Monarch aber schon aus christlicher Milde jede Gewaltthat verabscheuen werde und mit ihm verschwägert sey. Der direkte Widerstand der ottomanischen Pforte wurde sehr gering angeschlagen, und der Beistand ihrer Verbündeten konnte sich erst in späterer Zeit wirksam zeigen.

In Folge dieser Voraussetzungen, und gestützt auf geheime Einverständnisse mit Serbien, sollte die russische Hauptmacht die Donau bei Kalafat überschreiten und mit Umgehung der beschwerlichsten Balkanpässe gegen Konstantinopel vordringen, was die Truppen der Westmächte, deren Flotten bereits im schwarzen Meere kreuzten, wahrscheinlich nicht zu hindern vermocht hätten. Aber der hartnäckige Widerstand der Türken bei Kalafat, die Heftigkeit ihrer Angriffe auf der ganzen Donaulinie, hauptsächlich die drohende Stellung Oesterreichs gegen Serbien, welchem jede Theilnahme an diesem Kampfe untersagt wurde, vereitelte die Ausführung dieses Unternehmens, dem Oesterreich sich auch widersetzt haben würde.

Die Langsamkeit, mit welcher die fremden Hülfstruppen der Pforte sich der Donau näherten, nicht minder auch die Ungeübtheit der türkischen Truppen in der Schlachtentaktik, veranlaßten den Kaiser Nikolaus seinen Operationsplan zu ändern. Der linke Flügel des russischen Heeres überschritt nunmehr die Donau und vertrieb die Türken aus der Dobrudscha. Bald setzte auch die Mitte über die Donau, während der rechte Flügel die kleine Wallachei theilweise verließ. In St. Petersburg schmeichelte

man sich mit der Hoffnung durch dieses Manöver zwei Zwecke zu erreichen: erstens die Türken in Bulgarien zu einer Feldschlacht zu nöthigen, deren voraussichtlicher Gewinn den Russen freieren Spielraum verschafft haben würde; zweitens den österreichischen Nachbar durch Entfernung des russischen Heeres von seinen Grenzen zu beschwichtigen. Aber auch diese Hoffnung blieb unerfüllt. Omer Pascha vermied klüglich jeden Entscheidungskampf, Oesterreich hingegen protestirte gegen fernere Offensivoperationen Rußlands auf dem rechten Donauufer und verlangte sogar die baldige Räumung des türkischen Gebietes. Zur Unterstützung dieser Forderung wurden sehr bedeutende österreichische Streitmassen gegen den obern Sereth und Pruth in Bewegung gesetzt. Die Stellung der Russen in den beiden Fürstenthümern wurde dadurch in hohem Grade gefährdet, und da die Flotten der Westmächte inzwischen das schwarze Meer rein gefegt, sogar Odessa angegriffen hatten und Vorkehrungen zu weiteren maritimen Offensivoperationen trafen, befahl Nikolaus den Rückzug seines Heeres aus „strategischen Gründen."

Die russische Kriegspolitik hatte sich also in fast allen ihren Voraussetzungen geirrt, weßhalb keine große Unternehmung vom Glück gekrönt wurde, und das ganze Vorhaben gegen die ottomanische Pforte bis auf günstigere Zeiten vertagt werden mußte. In Konstantinopel setzte man diesen glücklichen Erfolg auf Rechnung der türkischen Tapferkeit; in Paris und London auf den imponirenden Eindruck ihrer mächtigen Kriegsflotten, wie auf die eingebildete Ueberlegenheit ihrer Landtruppen, die aber im Kampfe mit den Russen erst erprobt werden sollte. Die deutschen Russenfresser erblickten in dem Mißgeschick der Russen nur einen Beweis der Ungeschicklichkeit ihrer Heerführer und des Widerwillens der „zusammengefuchtelten" Truppen, deren „Knechtssinn" mit der osmanischen Kampfbegier sich nicht zu messen wage u. s. w. In Wien lächelte man über diese Auslegungen, denn man kannte die Ursachen der russischen Nichterfolge besser, man hielt sie sogar in den Händen.

Den Westmächten ist es bei ihren dießjährigen Kriegsoperationen nicht besser ergangen.

Eine Kriegsflotte, so zahlreich und vortrefflich, wie sie bisher

noch kein Meer getragen hat, steuerte die Ostsee hinauf bis tief in den botnischen und finnischen Meerbusen hinein, jagte die russischen Kriegsschiffe in ihre Häfen und hielt sie darin blokirt. Der englische Admiral sah im Geiste Kronstadts „scheinbare Granitwälle" in Trümmer geschossen und St. Petersburg um Schonung seiner Palläste bittend. Wer hätte auch jemals den schwimmenden Festungen und den weittragenden Geschützen Altenglands widerstanden? Aber der kreisende Berg gebar eine Maus. Die Riesendampfer fanden das Fahrwasser bald zu seicht, bald zu schmal und versperrt, und die kleineren Fahrzeuge waren zu schwach, um mit den russischen Batterien einen erfolgreichen Kampf bestehen zu können; die Kanonenboote sollten aber erst erbaut werden. Die gewünschten Seeschlachten wurden nicht geschlagen, denn zu einer Schlacht ist stets die Einwilligung beider Theile erforderlich, und der russische Admiral hatte ähnliche Gründe wie der türkische Muschir (Feldmarschall), sich auf keine Schlacht einzulassen. Einstweilen, und man kann wohl sagen pour passer le temps, begnügten sich die Admirale der Westmächte mit einigen Razzia's an der finnischen Küste und mit dem Auffangen von Handelsschiffen, wie in einem Piratenkriege. Keine russische Seefestung wurde angegriffen oder auch nur ernstlich bedroht, und nach der unfruchtbaren Eroberung der Alandsinseln trat man wieder den Rückzug an.

Das gänzliche Mißlingen des mit so ungeheuern Mitteln unternommenen Zuges in die Ostsee mag zum großen Theil der irrigen Voraussetzung zugeschrieben werden, daß schon das bloße Erscheinen einer so gewaltigen Kriegsflotte alle russischen Flotten- und Festungscommandanten mit Furcht erfüllen und zur feigen Niederträchtigkeit verleiten werde. Eine großartigere Ueberschätzung der eigenen und Unterschätzung der feindlichen Kampfmittel hat die Geschichte kaum aufzuweisen. Will man dieß nicht gelten lassen, dann würde die Annahme gerechtfertigt seyn, daß es der britischen Regierung an Männern gefehlt habe, welche die Unzulänglichkeit einer Flotte zur Eroberung eines durch Festungen und Landheere gut vertheidigten Küstenlandes zu begreifen vermochten. Die Geringschätzung der Landtruppen von Seiten der Theerjacken mit und ohne Tressen ist noch nie so empfindlich bestraft worden, und ohne die Ankunft einer

französischen Infanteriedivision würden selbst die unbedeutenden Alandsinseln nicht erobert worden seyn. In Paris verstand man das, was schließlich zur Entscheidung führt, richtiger zu beurtheilen, man scheint dort aber diesen Seezug nur mit halber Neigung unternommen, oder bei der Theilnahme daran noch besondere Nebenabsichten gehabt zu haben. Die Ursachen des dortigen Mißgeschicks sind daher vorzugsweise in der mangelhaften Kenntniß der russischen Widerstandsmittel und in der geistigen Verblendung Altenglands zu suchen. Der neue Seezug im nächsten Frühjahre wird den Beweis zu liefern haben, ob man von dieser Verblendung geheilt sey.

Die Unternehmung der Westmächte auf der taurischen Halbinsel liefert hiezu ein interessantes Seitenstück, und ihre irrigen Voraussetzungen sind nur als eine Fortsetzung früherer Irrthümer zu betrachten.

Nach den Berichten des französischen Oberbefehlshabers in der Türkei über die Kämpfe an der Donau, welchen der englische College nicht widersprochen haben wird, mußte man das russische Heer als gänzlich entmuthigt halten. Die Räumung der Wallachei und Moldau ohne vorgängige Schlacht war wenigstens einer großen moralischen Niederlage gleich zu achten, die möglicher Weise das Selbstvertrauen des südrussischen Heeres stark erschüttert haben konnte. Ein Angriff auf Sebastopol unter Mitwirkung der Flotte würde also wohl begründet gewesen seyn, hätte man ihn acht Wochen früher unternommen, um nicht von der ungünstigen Jahreszeit überrascht zu werden, wenn die Belagerung wider Erwarten sich in die Länge ziehen sollte. Von der russischen Flotte hatte man nichts zu befürchten. Auf die offene See durfte sie bei der großen Ueberlegenheit der Gegner sich nicht wagen, im Hafen von Sebastopol war sie leicht in Unthätigkeit zu erhalten, vielleicht selbst zu bewältigen. Daß die Russen in Bessarabien und weiter östlich bedeutende Streitmassen concentrirt hatten, war den Verbündeten nicht unbekannt; sie wußten aber auch, daß die taurische Halbinsel nur schwach besetzt sey und erst nach Verlauf mehrerer Wochen namhafte Verstärkungen erhalten könne.

Man kann den Heerführern der Verbündeten nicht vorwerfen, daß sie die Landung einer starken Heeresmacht in der Krim

und ihr offensives Vorschreiten gegen Sebastopol sich als eine leichte Arbeit gedacht haben. Im Gegentheil waren die technischen Vorbereitungen dazu so umfänglich, daß man darüber die günstigere Jahreszeit verstreichen ließ.[1] Aber die Verblendung über die eigene Kampftüchtigkeit und die Geringschätzung des zu erwartenden Widerstandes verleitete die Verbündeten zu mancher Vernachlässigung und Uebereilung.

Selbstverständlich mußte die Unternehmung damit beginnen, daß man sich der Landenge von Perekop bemächtigte, um dem Fürsten Mentschikoff die Verbindung mit dem Festlande abzuschneiden und ihn gänzlich zu isoliren. Es bedurfte hiezu nur einer Versperrung der südlichen Ausgänge, wozu eine Division von 12,000 Mann in einem verschanzten Lager und eine Anzahl flach gehender Kanonenboote ausgereicht haben würden. Man scheint aber die Untiefen bei Perekop so wenig gekannt zu haben, wie die im finnischen Meerbusen, und konnte mit den Kriegsschiffen nicht herankommen. Vom Landungsplatze Eupatoria aus würde der Marsch gegen Perekop, dessen Befestigungen seit zwei Jahren sehr verstärkt und erweitert worden seyn sollen, zu große Schwierigkeiten gehabt haben, weil die 16 deutsche Meilen lange Strecke fast ohne alles Trinkwasser ist. Man zog es daher vor, auf dem kürzesten Wege sich gegen Sebastopol zu wenden.

Dieses Verfahren war ebenso kühn als unvorsichtig, und läßt sich nur durch irrige Voraussetzungen erklären, sowohl in Bezug auf den Geist der russischen Truppen und ihrer Führung, als in Bezug auf die Widerstandsfähigkeit Sebastopols selbst. Wahrscheinlich glaubte der französische Marschall, daß er auf dem Festlande mit einem russischen Admiral bald fertig werden würde. Allerdings mag es befremden, daß an der Spitze der russischen Streitkräfte in der Krim drei Admirale standen. Hätte aber ein Feldmarschall den Oberbefehl geführt, so steht sehr zu bezweifeln, daß er von der eingeschlossenen Flotte einen so geschickten Gebrauch zur Vertheidigung von Sebastopol gemacht haben würde.

Der Kampf an der Alma wäre wohl geeignet gewesen, einen Theil der französischen Illusionen von moralischer und taktischer

[1] Zur Landung von 60,000 Mann hatte man außer der vereinigten Kriegsflotte 600 Transportschiffe zusammengebracht.

Ueberlegenheit zu zerstören. (Lord Raglan scheint die Verhältnisse mit etwas nüchterneren Augen betrachtet zu haben.) Aber der französische Schlachtbericht war nicht geeignet, die Siegeshoffnungen herabzustimmen. Nur dadurch erklärt es sich, wie das bekannte Tartarenmährchen nicht nur in Paris und London, sondern auch in vielen Hauptstädten Deutschlands geglaubt werden konnte. Napoleon III. hätte aus den Feldzügen seines berühmten Oheims wissen können, daß die Russen in der Vertheidigung eine außerordentliche Ruhe und Zähigkeit entwickeln. Dieser Charakterzug ist längst historisch. Schon Karl XII. und Friedrich II. haben ihn nach sehr blutigen Opfern anerkennen müssen. Es scheint aber, daß große Seelen geneigt sind, die traurigen Erfahrungen ihrer Vorgänger als eine Folge von — Ungeschicklichkeit anzusehen. Hätte Saint Arnaud seine Siege in Algerien weniger illustrirt, so würde er den zweifelhaften Sieg an der Alma, der sich auf die Eroberung des Schlachtfeldes beschränkte und gleichwohl viel Menschen gekostet hatte, nicht als eine Waffenthat geschildert haben, welche die schnelle Bezwingung Sebastopols voraussichtlich zur Folge haben werde.

Lord Raglans Anschauung dürfte weniger rosenfarbig gewesen seyn, er ist aber von irrigen Voraussetzungen ebenfalls nicht frei zu sprechen. Der widerstandslose Marsch von der Alma nach Balaklawa mag zur Geringschätzung Mentschikoffs und seiner Truppen nicht wenig beigetragen haben. Bei der unternommenen Recognoscirung Sebastopols ist man aber entweder sehr kurzsichtig geworden, oder hat sich durch die chronisch gewordene Verblendung zu einem zweiten großen Fehltritt verleiten lassen. Es wurde damals berichtet, daß man das große Fort auf der Nordseite (das sogenannte Feld- oder Nordfort), ein bastionirtes Werk mit gebrochenen Courtinen, zu fest gefunden und sich deßhalb zum Angriff der Südwestseite Sebastopols entschlossen habe. Für diese Maßregel gab es allerdings einige haltbare Gründe, auf welche wir zurückkommen werden. Man hätte aber doch bei jener Recognoscirung nicht übersehen sollen, daß die Befestigungswerke auf der Nordseite die Stadt und die jenseitigen Hafenforts überhöhen, daß man also letztere auf die Dauer nicht behaupten kann, so lange die Russen im Besitz der nördlichen Forts bleiben. Es mußte daher vor Allem das

Nordfort bezwungen werden, worauf man sich der auf derselben Seite liegenden Werke, zu deren Schutz das Nordfort ausschließlich bestimmt ist, leicht hätte bemächtigen können. Allerdings würde man dazu 2 bis 3 Wochen gebraucht haben. Ein ganz isolirtes Werk, wie das Nordfort, kann aber einem überlegenen Geschützfeuer auf die Dauer nicht widerstehen, und Entsatzversuche wären jedenfalls leichter abzuwehren gewesen. Nachdem man sich aber der nördlichen Hafenbefestigungen bemächtigt hatte, konnte bei dem Angriffe auf den Hafen selbst die Mitwirkung der verbündeten Flotte eine viel stärkere seyn, weil sie dann nicht mehr einem doppelten Flankenfeuer ausgesetzt war. Das wäre dann der geeignete Zeitpunkt gewesen, mit dem Angriffe auf der Westseite Sebastopols vorzugehen, der in diesem Falle keiner so großen Ausdehnung bedurft hätte und die Deckung des Angriffs wesentlich erleichtert haben würde. Das große Revier zwischen Sebastopol und Balaklawa würde dann eine gute Vertheidigungslinie der Belagerer gewesen seyn, welche sich auf der Südostseite mit einer bloßen Blokade begnügen konnten.

Man darf wohl versichert seyn, daß diese Verhältnisse auch im Rathe der Verbündeten erwogen worden sind. Daß man aber davon abgesehen und sich für den Angriff der Südwestseite entschieden hat, dürfte sich in folgender Weise erklären lassen. Erstens scheint man die Schwierigkeiten überschätzt zu haben, welche das Ausschiffen des Belagerungsgeschützes an der Mündung des Belbeck und der Transport auf die nördliche Höhe verursacht haben würde. Der Weg von der Chersoneser Bucht und von Balaklawa bis Sebastopol ist aber gleichwohl noch beträchtlich länger. Zweitens mag der zwar kleine, doch gegen die vorherrschenden Nordweststürme schützende Hafen von Balaklawa für den englischen Oberbefehlshaber ein mächtiger Anziehungspunkt gewesen seyn, und zwar um so mächtiger, als die denselben umgebenden Hügelreihen die örtliche Vertheidigung begünstigen, im Hauptquartier der Verbündeten aber wohl Niemand es für wahrscheinlich gehalten hat, daß diese wichtige Stellung von einem starken russischen Corps ernstlich bedroht werden könne, was aber schon in das Gebiet der Voraussetzungen gehört, deren Eintreffen durch nichts verbürgt war. Drittens, ein Angriff auf Sebastopol von Balaklawa und der Chersoneser Bucht aus

gestattete jedem der beiden Heertheile ein selbstständigeres Verfahren, ohne die Verbindung irgendwie zu beeinträchtigen, und entsprach mithin dem getheilten Oberbefehl. Viertens gelingt es in jedem Kriegsrathe den tapfern Wortführern viel leichter, ihren Ansichten Geltung zu verschaffen, als der beredtsamsten Intelligenz, weil die sicher gehende Klugheit von der Mehrzahl — die immer gern aus „Helden" bestehen möchte — oft für Feigheit ausgeschrien wird. Fünftens mag man sich wohl nicht verhehlt haben, daß die Zeit zur Eroberung von Sebastopol eine kurz bemessene seyn müsse, da Mentschikoff jedenfalls ansehnliche Verstärkungen zu erwarten habe, deren Ankunft die ganze Unternehmung sehr zweifelhaft mache. Man entschied sich also für einen beschleunigten Artillerieangriff, für welchen die Engländer ohnehin eine große Vorliebe haben, und glaubte mit einigen tüchtigen Stürmen, die ganz im Geschmack der für Heldenthaten leicht zu begeisternden Franzosen sind, in kurzer Zeit an das erwünschte Ziel zu kommen.

Es wäre ungerecht gegen die bei der Recognoscirung Sebastopols anwesenden Ingenieur- und Artillerieofficiere, wenn man nicht annehmen wollte, daß sie die Möglichkeit des Gelingens eines „beschleunigten" Angriffs gegen die Südwestseite erkannt hätten. Soviel sich aus den verschiedenen Privatnachrichten englischer und französischer Officiere entnehmen läßt, standen die hochaufgemauerten detachirten Forts, Bastionen oder Maximilianschen Thürme zur Zeit der Einschließung noch ziemlich frei, auch die Ringmauer dahinter soll ohne Erdschutz gewesen seyn. Man durfte sich also wohl Hoffnung machen, durch ein überlegenes und gut gezieltes Geschützfeuer, und unter Anwendung von Geschossen ungewöhnlich starken Kalibers, diese Mauerwerke bald in Trümmer legen und dann zum Sturme schreiten zu können. Wieviel die seit Jahren von englischen und französischen Touristen über das russische Kriegswesen verbreiteten Mährchen von „scheinbaren Granitmauern," „schlecht gemischtem oder mit zu wenig Salpeter vermengtem Kanonenpulver," „mit Sand gefüllten Patronen," „schwarz angestrichenen hölzernen Kugeln," Combattanten „auf dem Papier" und dergleichen mehr, bei Würdigung der russischen Widerstandsmittel zu deren Unterschätzung beigetragen haben mögen, muß hier unerörtert bleiben. Da aber

„der Wunsch“ nicht selten „zum Vater des Gedankens“ wird, hat die Selbsttäuschung im Hauptquartiere der Verbündeten gewiß eine bedeutende Stimme gehabt. Jedenfalls stand die Ueberzeugung fest, daß man an praktischer Intelligenz, Güte der Munition und Waffen, wie an geschickter Handhabung der letzteren, den Russen ganz entschieden überlegen sey, ihre „mattherzigen“ Truppen aber mit der französischen und englischen Kampfbegier sich nicht messen könnten.

Je größer indeß die Selbsttäuschung der Verbündeten gewesen, desto unerwarteter kam die Enttäuschung, und das Kapitel von den nachtheiligen Folgen unrichtiger Voraussetzungen im Kriege hat vor Sebastopol eine neue und vermehrte Auflage erhalten. Bevor die Verbündeten ihr Belagerungsgeschütz in Batterie gebracht und die erste Parallele vollendet hatten, hüllte sich das nackte Mauerwerk der Befestigungen Sebastopols immer mehr in schützende Erdmäntel, so daß bald nur noch die Plattformen sichtbar blieben. Die russische Artillerie schleuderte Geschosse von großer Schwere bis auf überraschende Entfernungen, und wenn es auch den Verbündeten zuweilen gelang, eine russische Batterie zum Schweigen zu bringen und die Werke zu beschädigen, so konnten sie sich am nächsten Morgen überzeugen, daß bei dem Gegner alles wieder in Ordnung war. Das Hauptersforderniß des Gelingens eines beschleunigten Artillerieangriffs gegen feste Plätze ist bekanntlich eine Ueberlegenheit des Geschützfeuers, in quantitativer wie in qualitativer Beziehung. Auf welche Annahme die Voraussetzung dieser Ueberlegenheit sich gegründet hat, ist in der That unerklärbar, da Sebastopol in seinen Mauern das größte Zeughaus des südlichen Rußlands umschließt, die Vorräthe an Geschützen und Geschossen aber hauptsächlich zur Bewaffnung von Kriegsschiffen, Küstenbefestigungen und Festungen — die man vielleicht noch zu erobern gedenkt — bestimmt sind, folglich vom stärksten Kaliber seyn müssen. Glaubwürdige Berichterstatter versichern, daß sich in Sebastopol mehr als 2000 Festungs- und Schiffsgeschütze befinden, darunter 300 Neunzigpfünder. Die Artillerie der Flotte ist dabei noch nicht gerechnet. Wie stark müßte da wohl der Belagerungspark seyn, um sich eine Ueberlegenheit des Feuers zu verschaffen? Wenn nun auch die Verbündeten von der Zahl und dem Kaliber der

Geschütze in Sebastopol keine genaue Kunde haben konnten, so lagen doch Gründe genug vor, das Vorhandenseyn einer tüchtigen Festungsartillerie vorauszusetzen. Man scheint aber von dem entgegengesetzten Wahne befangen gewesen zu seyn. Ebenso verhielt es sich mit dem Sicherschießen. Aus dem Lager der Verbündeten wird darüber berichtet: „Anfangs schossen die Russen schlecht; ihre Geschosse fielen entweder vor dem Ziele nieder, oder gingen weit darüber hinaus. Nachdem sie aber die Entfernungen richtiger geschätzt hatten, trafen sie besser und zerstörten unsere mühsam erbauten Brustwehren.“ Nach einem Bericht des Generals Canrobert sind zwei französische Angriffsbatterien zehnmal durch das Feuer der Russen zerstört worden. Das heftige Feuer der Belagerten, verbunden mit häufigen nächtlichen Ausfällen, welche fast immer Spuren der Zerstörung zurückließen, überzeugte die Verbündeten endlich, daß sie nur durch eine regelmäßige Belagerung zum Ziele gelangen könnten. Das machte aber einen Strich durch die Zeitberechnung, und man mußte nun gewärtig seyn, daß die Russen ansehnliche Verstärkungen erhalten und zum Entsatze vorrücken würden, bevor der Platz gefallen war.

Inzwischen setzten die Ingenieure und Artilleristen auf beiden Seiten den Kampf eifrig fort. Aber die Intelligenz der Belagerer zeigte sich der ihrer Gegner keineswegs überlegen; das beweisen die sehr langsamen Fortschritte der Belagerungsarbeiten. Man mag wohl eine Ahnung gehabt haben, daß das Angriffsterrain von felsigter Beschaffenheit sey, aber gründliche Erörterungen der Bodenbeschaffenheit sind vor Beginn der Arbeiten wohl nicht angestellt worden. Die Folge davon war, daß die meisten Laufgräben mehr über als unter dem Horizont angelegt werden mußten, wozu es aber an hinreichender Erde, an Schanzkörben und Sandsäcken fehlte. Diese Deckungsmittel sind überdieß durch Geschützfeuer leicht zu zerstören, und es wird versichert, daß man in mancher Woche keinen Schritt breit dem Platze sich genähert habe, weil die Kräfte und Mittel lediglich zur Ausbesserung der feindlichen Zerstörungen verwendet werden mußten. Wenn es aber auch den Verbündeten zeitweise gelang, ein feindliches Annäherungshinderniß zu beseitigen, so entdeckten sie dahinter immer wieder ein neues.

Wir müssen hier die Bemerkung einschalten, daß die Intelligenz des Vertheidigers sich in keinem glänzenderen Lichte zeigen kann, als wenn er seine Widerstandsmittel in methodischer Folge zur Wirksamkeit gelangen läßt, bis dahin aber sie auch dem geistigen Auge des Angreifers zu verbergen weiß. Diese allmälige Steigerung des Widerstandes, das charakteristische Merkmal einer kunstgerechten Vertheidigung, tritt bei Sebastopol in sehr sichtbarer Weise zu Tage, und bildet den eigentlichen Glanzpunkt. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Plan zur Befestigung Sebastopols auf der Landseite schon vor Jahren gründlich erwogen und endgültig festgestellt worden ist, da jeder verständige Kriegsmann sich sagen mußte, daß dieser Platz gleichzeitig zu Wasser und zu Lande angegriffen werden würde. Vorläufig begnügte man sich aber mit dem Ausbau der gemauerten Werke, und verschob die Ausführung der Erdwerke auf die Zeit ihres Bedarfs. Die fremden Besucher von Sebastopol sahen daher die Vertheidigungswerke nur in ihrer mangelhaften Gestalt, und dieß mag die Heerführer der Verbündeten zu dem Glauben verleitet haben, der Platz sey auf der Landseite leicht zu erobern. Da nun die spätere Recognoscirung die früheren Angaben zu bestätigen schien, ging man an das Werk — man könnte allenfalls sagen „in die Falle" — überlegte aber vielleicht nicht, daß in der Zeit, welche zur Ausschiffung und Aufstellung der Belagerungsartillerie erforderlich war, die gewählte Angriffsfront möglicher Weise eine ganz andere Physiognomie erhalten könne. Und so kam es auch. Die bisher frei gestandenen Forts verschwanden aber nicht bloß hinter schützenden Erdwerken, sondern sie bildeten den Kern oder das Reduit eines sie umschließenden Systems von Feldschanzen, wozu man sie wahrscheinlich von Hause aus bestimmt hatte.

Nachdem die Verbündeten einmal bis zur Vollendung der zweiten Parallele gelangt waren, konnten sie über die bedenklichen Folgen ihrer Verblendung kaum noch in Zweifel seyn. Aber es blieb ihnen kein Ausweg mehr frei, sie mußten in der begonnenen Weise fortfahren. Wie ungünstig der Erfolg gewesen, ist allen Zeitungslesern zur Genüge bekannt. Da wir aber nur die Ursachen des Mißgeschicks im Kriege in Betracht ziehen wollen, insoweit sie sich auf irrige Voraussetzungen

gründen, können wir uns der Mühe überheben, die Ereignisse vor Sebastopol in chronologischer Ordnung zu schildern. Es genügt daher aufmerksam zu machen, daß die Wirkung der Angriffsbatterien weit hinter den Erwartungen blieb, und das Feuer der Vertheidiger an Intensivität eher zu- als abnahm. Selbst die in fortifikatorischer Beziehung ganz unbedeutende Ringmauer von Sebastopol zeigte sich bald als ein wirksames Vertheidigungsmittel, indem ihre Crête durch Erdanschutt auf der Stadtseite zur Aufstellung von Geschützen eingerichtet wurde, die man bald in großer Anzahl aus dem Zeughause herbeischleppte. Nächstdem diente sie auch als Kugelfang gegen direkte Schüsse, deren Geschosse alle in der Verlängerung der Angriffslinien liegenden Gassen außerdem hart betroffen haben würden, die aber so nur noch durch Wurfgeschosse erreicht werden konnten.

Die Zeitungen haben zwar viel von Feuersbrünsten berichtet, welche in Folge des heftigen Bombardements in Sebastopol ausgebrochen seyn sollen; so lange man aber keine Einsicht in das Tagebuch der Belagerer hat, läßt sich auch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob die Verbündeten wirklich beabsichtigten, die Stadt in Brand zu schießen, was allerdings wieder auf den seltsamsten Voraussetzungen beruht haben würde. Die Beschießung der Befestigungswerke einer belagerten Stadt ist ein Gebot der Nothwendigkeit. Die Beschießung der Stadt selbst hingegen bedingt schon ungewöhnliche Verhältnisse im Innern, die wir etwas näher beleuchten müssen. Sucht man dadurch nur die darin aufgehäuften Schieß- und Mundvorräthe zu vernichten, so ist das allerdings ein indirekter Angriff gegen die Besatzung. Darf man sich Hoffnung machen, die Stadt durch zündende Geschosse in Brand zu stecken, so würde diese Maßregel auch gerechtfertigt seyn, wenn nämlich die Angriffsarbeiten bereits soweit vorgerückt sind, daß man die durch den Brand der Stadt entstehende Verwirrung im Innern zu einem Sturme benützen könnte. Endlich bedient man sich auch des Bombardements, um eine zahlreiche, wohlhabende Bevölkerung zu ängstigen und sie zu bewegen, den Commandanten durch Bitten um Uebergabe zu bestürmen, oder — wenn die Bevölkerung regierungsfeindlich ist — sie zum Aufstande gegen die Besatzung zu reizen, womit geheime Einverständnisse in Verbindung zu stehen pflegen. Berücksichtigt man

aber die Verhältnisse in Sebastopol, so ist schwer zu begreifen, was durch eine Beschießung der Stadt bezweckt werden soll. Die Gebäude sind durchaus massiv und feuerfest. Die Bevölkerung ist kaum so stark als die Besatzung und wohl echt russisch gesinnt. Der Fürst Mentschikoff ist aber bekanntlich nicht der Mann, der sich durch Bitten oder Drohungen bestimmen lassen könnte, die seiner Obhut anvertraute wichtige Seefeste zu übergeben, so lange er noch Mittel zur Vertheidigung hat. Mit welcher klugen Berechnung er dabei zu Werke gegangen ist, beweist der Umstand, daß er sich noch vor Beginn der Belagerung entschloß, seine Flotte, den Stolz Rußlands, zu einer Passivität zu verurtheilen, gegen welche von den andern Admiralen gewiß mancher erhebliche Einwand erhoben worden seyn mag. Hatte doch erst kürzlich Admiral Nachimoff den größten und besten Theil der türkischen Flotte im Hafen von Sinope zu Grunde gerichtet. Aber Mentschikoff blickte schärfer. Ging die Festung verloren, so mußte auch die Flotte ihr Schicksal theilen. Opferte er hingegen einen Theil der Flotte — und die versenkten Schiffe waren gewiß nicht die besten Segler — so konnte vielleicht die Festung gerettet werden. Hier zeigte sich also abermals eine höhere Intelligenz, und seine englischen Gegner haben schon vor dem bekannten Angriffe auf den Hafen von Sebastopol (am 17. Oktober) recht gut erkannt, wie sehr sie durch die Versperrung des Eingangs gehindert worden sind, von ihren überlegenen maritimen Streitkräften einen nachhaltigen Gebrauch zu machen. Die Beschädigung ihrer Schiffe stand zu dem Schaden, welchen sie an jenem Tage den russischen Werken zufügten, in keinem günstigen Verhältniß, weßhalb auch von Wiederholung eines Angriffs mit der Flotte ganz abgesehen wurde.

Doch wir sind mit Aufzählung der nachtheiligen Folgen irriger Voraussetzungen auf Seiten der Verbündeten noch nicht zu Ende. Sie entspringen zwar alle aus einer auffälligen Unkenntniß und Geringschätzung des Gegners, ein Fehler, vor welchem jede kriegführende Macht nicht genug gewarnt werden kann, geben aber reichhaltigen Stoff zu mancherlei nützlichen Nebenbetrachtungen.

Zuerst scheinen die Verbündeten der fixen Idee Raum gegeben zu haben, daß Mentschikoff gar nicht in Verfassung sey,

die Stellung des Belagerungsheeres ernstlich zu bedrohen; sonst würden sie auf die Sicherung der wichtigen Stellung bei Balaklawa, dieses Ein- und Ausgangspunktes der Engländer und zugleich das Hauptdepot beider Heerestheile, doch wohl besser Bedacht genommen haben. Welches wäre aber wohl das Schicksal der Engländer gewesen, wenn es dem General Liprandi gelang, in dieser Stellung sich zu behaupten? Es ist nicht gut erklärlich, weßhalb Mentschikoff ihn ohne Unterstützung gelassen hat, da Liprandi's Rückzug von dort — nach dem Inhalt der Depesche Lord Raglans vom 3. Novbr. zu urtheilen — erst acht Tage später erfolgt seyn muß. Die von Liprandi bei Balaklawa schon am 25. errungenen Vortheile hätten jedenfalls besser benützt werden sollen. Entriß man den Verbündeten diesen Punkt, dann konnten die Engländer nicht mehr in ihrer Belagerungsstellung verbleiben, und Mentschikoff hätte sich das blutige Gefecht auf der Hochebene am 5. Novbr. ersparen können, wenigstens konnte er dann seinen Angriff unter viel günstigeren Terrainverhältnissen einleiten. Auch dieser Angriff trägt das Gepräge eines vollständig gelungenen Ueberfalls im Großen. Der sehr umfängliche und mit vieler Naivität abgefaßte Bericht eines englischen Officiers aus dem Lager von Sebastopol[1] gibt davon ein vollgültiges Zeugniß. Kriegserfahrne deutsche Officiere werden es bisher nicht für möglich gehalten haben, daß der Feind kaum eine Viertelmeile vor der Lagerungsstellung ungefähr 30,000 Mann mit Geschütz und Cavallerie unbemerkt zum Angriffe formiren und mit seinen Colonnen bis auf Schußweite vorrücken könne, ohne daß der Oberbefehlshaber davon auch nur eine Ahnung habe. Wie mangelhaft müssen die englischen Vorposten aufgestellt und instruirt gewesen seyn, daß das unvermeidliche mehrstündige Getöse im nahen Thale entweder nicht zu ihren Ohren kam oder nicht genug beachtet wurde. Der fallende feine Regen und nachherige Morgennebel kann solche Vernachlässigungen nicht entschuldigen, denn erfahrungsmäßig wählt ein kriegskundiger Befehlshaber vorzugsweise solche Witterungsverhältnisse zu dergleichen Ueberfällen, weßhalb fast alle Felddienst-, Regiments- und Lehrbücher vorschreiben, daß die Vor-

[1] Allgemeine Zeitung Nr. 332.

posten ihre Aufmerksamkeit verdoppeln und ihre Patrouillen näher an den Feind vorgehen lassen sollen, wenn die Witterung einen überraschenden Angriff begünstigt. — Nun sind zwar die Engländer für die Geringschätzung ihrer Gegner, deren Tapferkeit sie beharrlich in Zweifel zogen, tüchtig bestraft worden, aber die Opfer einer solchen Verblendung bleiben todt oder verstümmelt.

Eine andere Voraussetzung der Verbündeten, die keine größeren Ansprüche auf Richtigkeit hat, ist die Annahme, daß sie durch Hülfe der Flotte zu jeder Zeit ihre Heeresbedürfnisse befriedigen und ansehnliche Verstärkungen heranziehen könnten; daß es sich also nicht darum handele, ob Sebastopol überhaupt fallen werde, sondern nur wann? Wer will aber mit voller Sicherheit beurtheilen, was im dunklen Schooße der Zukunft verborgen liegt? Haben die Verbündeten nicht bereits die Erfahrung gemacht, daß viele ihrer Voraussetzungen gar nicht, von mancher beinahe das Gegentheil eingetroffen ist? Sollte sie das nicht endlich vorsichtiger machen?

Was die große verbündete Flotte bisher als Transportmittel geleistet, ist weltbekannt. Aber für alle Bedürfnisse des Heeres zu sorgen und dem Mangel am Unentbehrlichsten vorzubeugen, vermag sie gleichwohl nicht. Das Holz zu den Koch- und Lagerfeuern muß aus Sinope und Varna herbeigeschafft werden. Wie empfindlich der Wassermangel im Lager ist, ersieht man aus allen Berichten, und könnte auch der ganze Wasserbedarf von Varna oder einem andern Küstenorte erlangt werden, so ist das Wasser deßhalb noch lange nicht bei den Truppentheilen, die mit Sehnsucht darauf warten, um abkochen zu können und den Durst von Mann und Pferd zu stillen. Manches Regiment wird schon manchen Tag seine Lagerstelle haben verlassen müssen, bevor die Feldflaschen gefüllt und die Pferde getränkt werden konnten. Tritt aber Frost statt Regen ein, dann versiegen auch alle kleine Bäche und Reservoirs, und Mannschaft und Pferde sind ausschließlich auf die Wasserzufuhren beschränkt. Dieser Umstand allein läßt es bedenklich erscheinen, eine so wasserarme Gegend den Winter hindurch mit starken Truppenmassen besetzt halten zu wollen. — Die Russen sind in dieser Beziehung etwas besser daran. Die Besatzung von Sebastopol findet ihren Bedarf in

Brunnen und Cisternen. Das Entsatzheer beherrscht die Tschernaja und ihre nördlichen Zuflüsse, ebenso das Flußgebiet des Belbeck. An Schlachtvieh können die Russen keinen Mangel haben. Die Verbündeten versorgen sich damit aus Eupatoria, wohin die Tartaren ihre Heerden zum Verkauf treiben. Unbegreiflicher Weise hat dieß Mentschikoff bis jetzt noch nicht verhindert, was die Verbündeten in große Verlegenheit setzen würde. Wahrscheinlich befürchtet aber der Fürst die Tartaren durch Gewaltmaßregeln gegen sich aufzureizen.

Eine Hauptsache bei Belagerungen und Schlachten ist die rechtzeitige Ergänzung der verbrauchten Artilleriemunition. Schon manche Belagerung hat in ihrem letzten Stadium aufgehoben werden müssen, weil die Munitionstransporte vom Feinde aufgehalten, angegriffen oder in die Luft gesprengt wurden. Der Mangel an Artilleriemunition nöthigte Napoleon I. im Feldzuge 1813 zu dem für ihn so verhängnißvollen Waffenstillstande, was freilich von ihm nicht als Motiv angegeben wurde, auch nur Wenigen bekannt zu seyn scheint. Der regelmäßige Verbrauch an Munition läßt sich annähernd berechnen. Bei so reichhaltigen Vorräthen und Transportmitteln, wie sie den Verbündeten zu Gebote stehen, darf man annehmen, daß ihr Bedarf bei Sebastopol gedeckt ist. Wie aber, wenn ihre Pulvermagazine durch Unvorsichtigkeit oder russische Mittel in die Luft fliegen, die Zufuhren im Sturme zu Grunde gehen? — Der heftige Sturm, welcher vom 14. bis 19. November im schwarzen Meere gewüthet und gegen 50 Schiffe der Verbündeten theils an den Strand geworfen, theils zertrümmert oder versenkt hat, ist ein sehr bedenkliches Wahrzeichen. Die Mehrzahl der von Sinope und Varna mit Brennholz und Wasser ankommenden Schiffe hat damals nicht ausladen können, und der Holzmangel ist dadurch so empfindlich geworden, daß man die ohnehin wenig zahlreichen Häuser der Umgegend von Balaklawa alles Holzwerks hat entkleiden müssen; einzelne Soldaten sollen sogar Schanzkörbe entwendet haben. Welche Massen von Winterbekleidungsstücken und andern nothwendigen Bedürfnissen durch den Sturm zu Grunde gegangen sind, hat man aus den Zeitungen ersehen können. Ein zeitweilig von heftigen Stürmen gepeitschtes Meer bleibt daher eine höchst unsichere Basis oder Verbindungslinie,

und nur allein das Ausbleiben der Wasserzufuhren kann den Verbündeten große Gefahren bereiten.

Ob die weitere Voraussetzung, daß die Verbündeten im Stande seyn würden, eine größere Streitmacht in die Krim zu senden als Rußland, auf einer umsichtigen Berechnung beruhe und in Erfüllung gehen werde, kann freilich erst die Folge lehren. Wer aber einen Begriff von den ungeheuern Kriegsrüstungen Rußlands und von der Ergiebigkeit seines vortrefflich organisirten Reservesystems hat, dürfte daran zweifeln. Ueberdieß wird Rußland zur Zeit von keiner benachbarten Continentalmacht ernstlich bedroht; es kann also einen sehr namhaften Theil seiner Streitkräfte im Süden nach der Krim entsenden, bevor die Verbündeten in Verfassung sind, die Offensive mit Aussicht auf Erfolg zu ergreifen, worüber noch Monate vergehen dürften, und es wird in Bessarabien immer noch stark genug seyn, einer Diversion Omer Pascha's nachdrücklich zu begegnen, selbst wenn diese durch französische Truppen unterstützt werden sollte. Allerdings haben die russischen Verstärkungen große Räume zu durchziehen, bevor sie Baktschiserai erreichen, auch können Schneestürme oder heftige Regengüsse das Fortkommen erschweren und sehr verlustreich machen, wie nicht minder der Verpflegung dieser Truppenmassen kaum zu bewältigende Schwierigkeiten in den Weg legen. Aber die Russen sind bekanntlich an viel weniger Bedürfnisse gewöhnt als ihre Gegner, und in Ueberwindung solcher Marsch- und Verpflegsschwierigkeiten im eigenen Lande sehr erfahren. Unter günstigeren Witterungsverhältnissen leistet ihnen auch das zahlreiche Landfuhrwerk gute Dienste, und es verdient bemerkt zu werden, daß eine Infanteriedivision des Dannenberg'schen Corps, unter Benutzung des Landfuhrwerks und Zurücklassung des schwereren Gepäcks, die gegen 70 deutsche Meilen betragende Strecke von Odessa bis Sebastopol in neun Tagen zurückgelegt hat. Die Verstärkungen, welche die Verbündeten jetzt nach der Krim entsenden, kommen aber von den Küsten Frankreichs und Englands, haben also eine sehr lange Seefahrt in ungünstiger Jahreszeit zu machen, die sie manchen Unfällen preisgibt. In welchem Zustande die Pferde der Cavallerie und Artillerie ankommen werden, läßt sich denken. Frankreich hat zwar über völlig organisirte Truppenkörper zu verfügen, England muß aber

schon jetzt zu außergewöhnlichen Mitteln greifen, weil seiner Heerverfassung alle organischen Bedingungen zu einer erheblichen Vermehrung seiner Streitkräfte außer Landes fehlen.

Sollten aber die Verbündeten wirklich im Stande seyn, vor Ende December mit mehr als 100,000 Mann in der Krim offensiv aufzutreten, so berechtigen die Verhältnisse doch noch nicht zu der Voraussetzung, daß es ihnen leicht werden würde, große Erfolge zu erringen. Wir räumen zwar den Franzosen eine taktische Ueberlegenheit im Gefecht ein, und wollen den Engländern das Zeugniß großer Bravour nicht vorenthalten. Aber ihre allgemeinen Verhältnisse gestalten sich mit Beginn der Offensivoperationen keineswegs zum Vortheil. Sobald die Streitmassen der Verbündeten über die Tschernaja vorrücken, müssen sie ein starkes Blokadecorps vor Sebastopol zurücklassen und die Stellung bei Balaklawa ebenfalls stark besetzt halten. Das vermindert die Offensivkraft wenigstens um 25,000 Mann. Es müssen ferner Verpflegscolonnen gebildet und unter militärischen Schutz gestellt werden. Je weiter die Massen sich von Balaklawa entfernen, desto verletzbarer werden ihre Flanken und der Rücken. Bei der Ueberlegenheit der Russen an Cavallerie, wie bei der Geschicklichkeit der Kosaken in kühnen Streifzügen, ist mit Gewißheit anzunehmen, daß die den Truppen nachziehenden meilenlangen Verpflegscolonnen häufigen Angriffen ausgesetzt seyn werden.[1] Ihre Wegnahme oder Vernichtung würde aber die Truppen bald dem Mangel preisgeben. Rechnet man hiezu wiederholte Ausfälle der Besatzung von Sebastopol und den direkten Widerstand der russischen Hauptmacht in den verschanzten Stellungen bei Baktschiserai und Simpheropol, verbunden mit Bedrohung der Flanken des verbündeten Heeres während des Hauptkampfes, so ist bei der bekannten Zähigkeit der Russen, deren geordnete Bewegungen im heftigsten Feuer selbst von ihren Gegnern bewundert worden sind, nicht recht zu ersehen, durch welche Mittel die Verbündeten entscheidende Siege in der Krim erkämpfen wollen. Tapferkeit und größere taktische Gewandtheit werden zwar wie an der Alma zur Eroberung des Kampfplatzes führen, aber die allgemeinen Verhältnisse deßhalb

[1] Erst kürzlich haben die Kosaken einen von Balaklawa abgegangenen Transport von 70 Wagen mit Lebensmitteln und Kleidungsstücken aufgehoben.

nicht zu Gunsten der Verbündeten gestalten. Es wird ein gegenseitiges Abmessen der Kräfte eintreten, bei welchem anzunehmen ist, daß die Russen immer stärker werden, je mehr sie sich Perekop nähern, während die Offensivkraft der Verbündeten in gleichem Grade sich vermindert.

Von welchen Voraussetzungen Fürst Mentschikoff sich hat leiten lassen, ist aus seinem Verhalten weit schwieriger zu entziffern. Bis zu Liprandi's Angriff auf Balaklawa (am 25. October) geht alles seinen regelrechten Gang. Von da ab tritt manche Unbegreiflichkeit ein. Der gewaltige Angriff am 5. November hatte ohne Zweifel den Zweck, die Engländer ganz aus ihrer Belagerungsstellung zu werfen. Die Verluste der Russen, namentlich an höheren Offizieren, mögen aber wohl so empfindlich gewesen seyn, daß an eine Wiederholung dieses Angriffs an derselben Stelle sobald nicht gedacht werden konnte. Erst am 25. und 26. November scheint Mentschikoff neue Versuche gemacht zu haben, doch fehlen darüber die näheren Nachrichten. Da man über die inneren Verhältnisse des russischen Heeres in der Krim wenig Zuverlässiges weiß, läßt sich auch nicht beurtheilen, ob dasselbe in Verfassung war, in der Zwischenzeit einen allgemeinen Angriff auf Balaklawa zu unternehmen, bevor diese Stellung besser verschanzt und durch frische Truppen verstärkt werden konnte. Was damals mit 30,000 Mann auszuführen war, dürfte jetzt das Doppelte an Streitkräften erfordern. Die Wichtigkeit dieser Stellung wird die Verbündeten veranlassen, ihre ganze Kraft und technische Geschicklichkeit aufzubieten, um dort jeden ferneren Angriff mit Erfolg abwehren zu können. Wenn daher Mentschikoff auf den Beistand der Elemente allzu sehr gerechnet, oder geglaubt haben sollte, daß er seine Gegner später mit leichterer Mühe überwinden könne, so dürfte das eine sehr gewagte Voraussetzung seyn. Die Verbündeten haben vor Sebastopol nur die Wahl zwischen Ruhm oder Schmach, zwischen Sieg oder ehrenvollem Untergang. Eine Aufhebung der Belagerung in Verbindung mit Rückzug ist wohl kaum denkbar, sie würden mehr als die Hälfte ihres Belagerungsgeschützes verlieren, und die zuletzt in der Krim verbleibenden Truppenkörper, welche das Wiedereinschiffen decken sollten, würden wahrscheinlich in das Meer gejagt werden. Ein Sturm auf Sebastopol, ohne

vorher das Entsatzheer aus dem Felde geschlagen zu haben, verspricht aber noch weniger Erfolg. Wollen also die Verbündeten Sebastopol um jeden Preis in ihre Gewalt bringen, so müssen sie damit anfangen, womit überhaupt hätte angefangen werden sollen, nämlich mit Vertreibung des Entsatzheeres, das ihnen bereits über den Kopf gewachsen war. Mit Zurückwerfung desselben nach Perekop ist aber zur Eroberung nur ein Schritt gethan, und ist Sebastopol gefallen, dann werden sie vor Perekop keine minder schwierige Aufgabe haben. Der Fall dieser zweiten Festung würde die Verbündeten allerdings in den Besitz der ganzen taurischen Halbinsel setzen, zur Schwächung Rußlands aber noch sehr wenig beitragen. Auch sind Eroberungen leichter zu machen als zu behaupten.

Bei diesem Wirrwarr irriger Voraussetzungen wird es dem künftigen Geschichtschreiber schwer werden, den leitenden Faden zu finden und fest zu halten. Bevor wir aber vom Leser Abschied nehmen, wollen wir seine Aufmerksamkeit noch auf zwei nicht eingetroffene Voraussetzungen der Verbündeten lenken, die hauptsächlich ihre Kriegspolitik betreffen, ganz unzweifelhaft aber sehr wesentlich dazu beigetragen haben, daß die Verhältnisse der kriegführenden Parteien sich so gestaltet haben, wie sie gegenwärtig sind, und zwar sehr zum Nachtheil der Westmächte.

Wenn man auch in Paris und London die Vertheidigungskraft Rußlands bedeutend unterschätzt hat, so haben die in überseeischen Kriegsoperationen sehr erfahrenen Franzosen doch jedenfalls gewußt, daß so entfernte Angriffsobjekte wie die südrussischen Küstenländer nicht ohne den mächtigen Beistand benachbarter Bundesgenossen überwältigt werden können. Von der Ueberschätzung der türkischen Streitmacht ist bereits gesprochen worden. Man wird sich aber erinnern, daß Schamyl zu einer entscheidenden Mitwirkung ausersehen war. Der kühne Tscherkessenhäuptling zeigte sich damit auch einverstanden, wollte aber die Kastanien nicht allein aus dem Feuer holen. Die türkischen Heerführer in Anatolien waren jedoch ebenso unbrauchbar als ihre Truppen. Das wußte man im Hauptquartier der Verbündeten schon, ehe noch die Unternehmung auf Sebastopol vielleicht ernstlich beschlossen oder wenigstens im Zuge war.

Da nun Rußland, wie laut verkündet wurde, geschwächt

schwächt und gedemüthigt werden sollte, Schamyl aber ohne fremden Beistand nichts Erhebliches ausführen konnte, die Russen in Kleinasien sogar mehrere glänzende Siege erfochten, so lag es auf der Hand, daß die Verbündeten, nachdem ihre Voraussetzungen in Bezug auf den dortigen Kriegsschauplatz sich irrig erwiesen hatten, ihre eigenen Streitkräfte nach Anatolien versetzen mußten, um den Russen die transkaukasischen Besitzungen zu entreißen. Mit den Streitkräften und sonstigen Hülfsmitteln, die man gegen die Krim verwendet hat, würde man gewiß bald bis Tiflis vorgedrungen seyn und Schamyl zu energischer Thätigkeit aufgemuntert haben. Persien hätte unter solchen Umständen nicht neutral bleiben, noch weniger sich Rußland anschließen können, es würde den Verbündeten seinen Beistand gewiß nicht versagt haben.

Zwar darf man die Schwierigkeiten eines Feldzugs in Kleinasien nicht gering anschlagen; die Krim ist aber mit alleiniger Ausnahme des schmalen südlichen Küstenstriches, der ohnehin ganz außerhalb der eigentlichen Operationsfelder liegt, auch kein Eldorado, und wer von dort aus in das südliche Rußland vordringen will, kommt aus dem Regen unter die Traufe. Ein Feldzug gegen Rußland in Kleinasien hat eine ungleich größere Tragweite, als eine Landung in der Krim, und der Verlust von Transkaukasien würde Rußlands Macht und Einfluß sehr empfindlich geschwächt haben, zumal wenn die Operationen begonnen wurden, nachdem Oesterreich die Räumung der Donaufürstenthümer erzwungen hatte. Mancher einsichtsvolle Militär war der festen Ueberzeugung, daß die von den Westmächten ausgerüstete große Armada keine andere Bestimmung haben könne, als die Vertreibung der Russen aus Kleinasien, und daß das maritime Vorgehen gegen Odessa und Sebastopol nur dazu dienen solle, die russischen Streitkräfte dort zu fixiren und die nach Transkaukasien bestimmten Verstärkungen zurückzuhalten. Einige Landungsversuche der Westmächte westlich von Odessa und bei Eupatoria würden die Täuschung der Russen vollendet, und den Verbündeten für die Operationen in Kleinasien einen Vorsprung von mehreren Wochen verschafft haben, was leicht entscheidend werden konnte. Um so größer war die Verwunderung über das, was gegen Sebastopol unternommen wurde.

Forscht man nach den Beweggründen zu dieser in jedem Betracht unzeitgemäßen Kriegsoperation, so scheint die Annahme gerechtfertigt, daß die Westmächte mit großer Zuversicht auf Oesterreichs Mitwirkung gezählt haben; was man aber als die größte ihrer irrigen Voraussetzungen ansehen muß, von welcher sie jetzt die Früchte ernten. Ob der neue Vertrag mit Oesterreich hierzu mehr Hoffnung gibt, vermögen wir nicht zu beurtheilen; soviel über dessen Inhalt verlautet, dürfte Oesterreichs Stellung in Bezug auf Rußland und die Westmächte dadurch keine erhebliche Aenderung erhalten haben.

Wenn irrige Voraussetzungen auch nicht unbedingt als politische oder militärische Fehler anzusehen sind, so haben sie doch ganz dieselben nachtheiligen Folgen. Man sollte sich also sorgfältig davor hüten, was nur durch eine nüchterne Betrachtung und gründliche Erörterung aller maßgebenden Verhältnisse möglich ist. Wer in der Politik sich von Sympathien oder Antipathien leiten läßt, dem kampfbereiten Gegner zuviel oder zuwenig Kraft und Geschicklichkeit zutraut, die eigenen starken Seiten allzu wohlgefällig betrachtet, der eigenen Schwächen sich aber nicht bewußt werden will, wird über kurz oder lang seine Irrthümer anerkennen müssen, dann aber vielleicht nicht mehr in der Lage seyn, ihre schlimmen Folgen von sich abzuwenden. In Bezug auf Deutschland, insbesondere Preußen, sucht gleichwohl eine Voraussetzung sich Geltung zu verschaffen, in welcher wir eine große Gefahr für die Zukunft erblicken. Es ist die Voraussetzung, daß Kaiser Nikolaus, aus Liebe zum Frieden, und in Folge der an ihn ergangenen freundschaftlichen Vorstellungen, sich willig finden lassen werde, auf seine bisherigen Rechte in den Donaufürstenthümern zu verzichten, nachdem es hundertjähriger Anstrengungen bedurft hatte, dort eine politische Stellung zu erringen, welche die russische Nachbarschaft für Deutschlands Zukunft so gefährlich macht. Ein Kampf wie der jetzige kann nur durch große kriegerische Erfolge entschieden werden; bis dahin vermag die Geschicklichkeit der Diplomaten nicht weiter zu bewirken, als einen faulen Frieden, durch welchen nur eine Galgenfrist gewonnen wird.

Geschrieben den 7. December. Pz.

Der Oberrhein

als Operationsbasis der Franzosen und als Vertheidigungslinie der Deutschen.

Zweite Abtheilung.

Die erste Abtheilung vorliegender Arbeit hat eine Darstellung allgemeiner Verhältnisse des Oberrheins ohne jede besondere Beziehung versucht;[1] die zweite soll aber solche Beziehungen erörtern. Ist jener Versuch nicht gänzlich mißlungen, so hat er mit unveränderlichen Thatsachen eine Grundlage für diesen gelegt.

Wenn die nachfolgenden Erörterungen auf den Glanz großer Combinationen verzichten, so sollen sie auch nicht durch Einzelheiten ermüden. In gewissen Einzelheiten aber liegt gerade das, was den Unternehmungen am Oberrhein eigenthümlich ist, liegt demnach der praktische Werth der Betrachtung. Um nun in dem Aehnlichen das Ungleiche zu sondern, durfte die Behandlung sich nicht auf das beschränken, was aller Wahrscheinlichkeit nach geschehen kann, sie mußte Kenntniß nehmen von dem, was wirklich geschehen ist. Die Geschichte der deutsch-französischen Rheingrenze läßt uns deren Bedeutung am besten erkennen; die rechte Auffassung der Thatsachen begründet die innere Nothwendigkeit einzelner Sätze und bringt sie in ihrer Anwendung zur praktischen Klarheit; und darum sind geschichtliche Rückblicke, darum die ausführliche Darstellung eines berühmten Rheinüberganges hier nicht am unrechten Ort.

[1] Die erste Abtheilung s. Deutsche Vierteljahrsschrift Oktober bis December 1854. Nr. 68. S. 147—239.

XVII. Natürliche Bedingungen der Uebergänge. — Technische Eigenschaften der Uebergangsstellen.

Der Rheinübergang ist ein nothwendiger Akt in einem System strategischer Operationen; aber die Ausführung ist eine besondere Kriegshandlung. Wenn ihn jene Auffassung nur durch seine Stellung im Operationsplan verstehen und nur im Zusammenhang mit andern Begebenheiten betrachten und darstellen kann, so mag ihn diese als eine selbstständige Unternehmung behandeln, deren Ausführung an bestimmte, technische oder taktische Bedingungen geknüpft ist.

Sind bei der Ausführung eines Ueberganges nur die Hindernisse der Natur zu besiegen, so ist sie nur ein technisches Geschäft. Muß man aber auch den Widerstand des Feindes überwinden, so wird sie eine taktische Operation, je nach Umständen eine Reihe von Gefechten und Märschen.

Eine Brücke oder irgend eine andere Ueberfahrt kann am Ende unter allen Verhältnissen zu Stande gebracht werden, wenn man nur Zeit, Arbeitskräfte und Material zur Genüge besitzt; häufig aber reichen diese nur für gewisse Bedingungen aus, und fast immer ist jene mehr als knapp zugemessen; denn steht ein Gegner am andern Ufer, so ist das Gelingen der taktischen Operationen zuerst von den technischen Arbeiten bedingt, ohne deren sichere und rasche Ausführung die Hingebung der tapfersten Truppen zum fruchtlosen Opfer wird.

1) Annäherungen zur Uebergangsstelle. Nur an wenig Stellen erreichen brauchbare Zugänge das unmittelbare Ufer des Rheinstroms, und noch seltener wird man sie auf beiden Seiten der betreffenden Strecken finden. Für denjenigen, welcher übergehen will, sind aber diejenigen die wichtigsten, welche auf der entgegengesetzten Seite landeinwärts ziehen. Technisch betrachtet, ist die Natur der Hindernisse und also die Ueberwindung derselben auf beiden Seiten dieselbe, aber auf dem Ufer, welches eine Heeresabtheilung im Besitz hat, ist diese Meister jeglichen Vortheils, welchen der Boden ihr darbietet oder welchen zweckmäßige Arbeiten verschaffen; auf dem andern aber muß sie erst Boden gewinnen, und die natürlichen Hindernisse in dem unmittelbaren Bereiche des Feindes bekämpfen.

Wo in dem zerrissenen Ufergelände unmittelbare Zugänge

nicht gegeben oder vorhandene durch hohen Wasserstand unbrauchbar gemacht sind, da kann man auf den Querdämmen und über die Abschließungen zum Ufer gelangen. Sind nun auf der deutschen Seite diese auch mit abgeböschten Kronen unter das Hochwasser gelegt, und haben die französischen Zukrippungen auch breite Durchlässe, so fehlt es am Rhein nicht an Material und dem Heer nicht an Arbeitern, um dieselbe in sehr kurzer Zeit zu brauchbaren Wegen über Arme und Gießen zu machen, und wo diese nicht abgeschlossen sind, kann man durch Bockbrücken oder Faschinendämme schnell einen Uebergang herstellen. Derjenige, welcher angreift, kann die Vorbereitungsarbeiten auf seinem Ufer bequem und in größtem Geheimniß ausführen, denn fast überall verbergen die Büsche und die Rheinwälder seine Arbeiten; auf dem feindlichen Ufer aber können sie nur zu Stande gebracht werden, wenn die ersten übergesetzten Truppenabtheilungen sich des betreffenden Bodens bemächtigt haben und die Arbeiter decken. Von der Geschwindigkeit, mit welcher diese Vorhut das feindliche Ufer besetzt, hängt das Glück des Ueberfalls ab. Gelang es doch im Jahr 1796 den Franzosen, sich so schnell bei Kehl festzusetzen, daß die schwäbischen Kreistruppen die Brücken nicht mehr abbrechen konnten, welche über die Gießen und Rheinarme gebaut waren, und doch war die Schiffbrücke erst 24 Stunden später vollendet.

Auf trockenem Boden sind oft die Gehölze so dicht, daß ein einzelner Mann kaum durchkommen kann, aber dieses Hinderniß können Durchschläge in kurzer Zeit heben. An vielen Orten bestehen nun diese Durchschläge schon als die Richtstätten nach den Grenzpunkten, welche, wie oben bemerkt, meistens nach einem Kirchthurm, also nach einem Orte gerichtet sind, wo man fahrbare Straßen findet. Allerdings sind sie nur zehn Fuß breit, aber doch breit genug, um die Vorhut durchzuführen, in deren Rücken man sie mit geringer Mühe zu brauchbaren Colonnenwegen erweitert.

Wer im Angesicht des Gegners über den Strom geht, der wird demnach seinen Uebergang an einer Stromstelle wählen, an welcher das entgegengesetzte Ufer nicht arg zerrissen ist, denn die Schwierigkeit des diesseitigen hindert ihn wenig.

2) Die Ufer. Wo nicht die Ausläufer des Gebirges oder

die Hochgestade dicht an den Strom treten, da sind die eigentlichen unmittelbaren Ufer selten so hoch, daß sie den Zugang zu einer Uebergangsstelle unmöglich machen, wohl aber sind sie oft so niedrig, daß man sie nur bei kleinen Wasserständen erreicht. Im Allgemeinen geben die hohen Ufer günstigere Verhältnisse, denn man hängt weniger von den Veränderungen des Wasserstandes ab; nur Bruchufer sind so steil, daß die ersten übergesetzten Truppen sie nicht ersteigen können; sind diese aber einmal oben, so ist mit geringer Arbeit eine Auffahrt gemacht. Die künstlichen Ufer, d. h. die Dämme gestalten manchmal ein vortheilhaftes Profil zum Uebergang, recht benützt aber sind sie im Allgemeinen der Vertheidigung günstiger als dem Angriff. Wo die Abdachung einer Bergwand das unmittelbare Ufer bildet, da kann man Uebergänge nach dem andern unternehmen; diejenigen aber verhindern, welche von diesem ausgehen, so z. B. bei Rheinweiler, bei Altbreisach, bei Sasbach u. s. w.

3) Die Breite des Rheins übt auf die Ausführung des Ueberganges nur einen untergeordneten Einfluß. Ist sie sehr groß, so vergrößert sie den Zeitaufwand, vereinsamt mehr die übergesetzten Vortruppen und setzt die ganze Operation mancherlei Zwischenfällen aus. Sie wird aber nur ein relatives Hinderniß durch das Verhältniß des verfügbaren Materials, und dieses bestimmt die größte Breite der Stromstrecke, welche noch für einen Uebergang taugt. Bei flachen Ufern ist aber auch diese Bestimmung mit den Wasserständen veränderlich, weil sich bei höhern die Breite vergrößert.

Wenn das entgegengesetzte Ufer nicht vertheidigt wird, der Uebergang also eigentlich nur die Ausführung eines Marsches und darum die Bewahrung des Geheimnisses nicht so durchaus nöthig ist, so kann man Schifffahrtsmaterial auf dem Strome herbeibringen, und die Deutschen haben dessen genug, aber nur in der untern Strecke des Stromes. Wenn diese aber auf das linke Ufer übergehen wollten, auf welchem ein französisches Heer stünde, so müßten sie sich ganz auf ihre Feldequipagen verlassen, im Fall man nicht noch oberhalb der Uebergangsstelle andere Fahrzeuge versammelt und geborgen hätte.

Den Franzosen sind die Verhältnisse günstiger. Die Rheinschifffahrt kann ihnen kaum einige, die Ill nur wenig brauchbare

Fahrzeuge liefern, aber sie können solche — wir werden es später nachweisen — von ihren inneren Flüssen herbeibringen, und sollten diese Boote auch nur taugen, um die Vorhut überzusetzen, so haben sie immer ein großes Brückenmaterial in Straßburg. Die Franzosen stört also die Breite des Rheins nur wenig.

Nach den oben (Art. II. Nr. 4) aufgeführten Angaben der Strombreiten wären zur Herstellung einer Schiffbrücke mit Pontons französischer Construktion bei vollständigen Ufern nöthig.

	Pontonweis.	Gliederweis.
Bei Hüningen	40 Pont.	52 Pont.
„ Märkt	54 „	70 „
„ Breisach	46 „	62 „
„ Kehl	60 „	76 „
„ Lauterburg	64 „	83 „

Durchschnittlich.

Von Hüningen	bis Kehl	62 Pont.	80 Pont.
„ Kehl	„ Neuburgweiher	76 „	97 „
„ Neuburgweiher	„ Mannheim	63 „	82 „

Wir können indessen annehmen, daß man bis zum Mittelwasser immer eine Uebergangsstelle finden könne, deren Breite auf der Wasserfläche nicht mehr als 1200 badische Fuß beträgt, und zur Herstellung einer Brücke 60 oder bei gliederweiser Herstellung 78 Pontons erfordert, wenn man die nöthige Reserve nicht einrechnet.

Mit der Breite des Bettes steht die mittlere Geschwindigkeit und die durchschnittliche Tiefe allerdings in umgekehrtem Verhältniß; man darf aber keineswegs auf günstigere Verhältnisse rechnen, welche daraus für die Uebergänge entstehen. Aus dem, was über die Natur des Stromes angeführt worden ist, geht hervor, daß oft im Thalweg eines breiten zerrissenen Bettes bedeutend tiefe Wasser mit großer Geschwindigkeit strömen, während sie an den Ufern fast todt sind. Da stößt man denn manchmal auf Schwierigkeiten besonderer Art, für welche die kleinen Vortheile keine Entschädigung geben, wenn man den Nachtheil der größeren Uebergangslinie auch möglich niedrig anschlägt. Daß übrigens eine Stromenge noch unangenehmer und manchmal selbst gefährlich ist, das bedarf keiner weiteren Ausführung.

Eine schmale Stromstrecke wird leichter als eine breite vertheidigt. Wenn das Gefecht schwankt, wenn die Vortruppen gegen den Strom zurückgedrängt werden, oder wenn es ihnen nicht gelingt, eine gewisse Strecke des Ufergeländes landeinwärts zu gewinnen, so können die Batterien des Vertheidigers weit leichter die Brücke erreichen, ehe sie vollendet ist oder während die Masse des Heeres übergeht. Dieser Fall wird besonders leicht eintreten, wo die Hochgestade dem Strome sich nähern und eine Gefechtsstellung bilden, deren Linien den Fluß in wirksamer Entfernung bestreichen.

4) Die Tiefe des Stromes, wie gering sie an manchen Stellen auch sey, gestattet nirgends gangbare Furthen, und sie ist nirgends so gering, daß sie der Bewegung der Fahrzeuge, welche Truppen übersetzen, hinderlich wäre oder, selbst bei niederem Wasserstand, die Aufstellung einer Schiffbrücke verböte. Die gewöhnlichen Pontons finden überall Wasser genug.

Auch die großen Tiefen des Thalweges haben keinen Einfluß auf die Herstellung der Brücke; die gewöhnlichen Ankertaue reichen wohl nur an den wenigen Stellen nicht aus, wo die Strömung übermäßig stark ist, wohl aber würden die Kolke in den Hinterwassern der Einbauten sehr hinderlich werden, wenn die Brückenlinie eine solche träfe.

5) Die Geschwindigkeit der Strömung an der Uebergangsstelle ist von ungleich größerem Gewicht. Die Fahrzeuge der Vorhut werden abwärts getrieben, sie haben es nicht in ihrer Gewalt, den Strom in einer gewissen Linie zu durchkreuzen, und wenn das Uebersetzen noch während der Dunkelheit geschieht, so werden sie, von der Strömung gefaßt, den bestimmten Landungsplatz gar leicht verfehlen, und dadurch den Angriff ungleich schwieriger machen. Es geschah dieß fast bei allen gewaltsamen Rheinübergängen, welche die Franzosen ausführten; ohne die Hingebung ihrer Truppen und bei besserer Anordnung der Gegner wären diese Uebergänge fast alle mißlungen.

Bei heftiger Strömung fordert die Aufstellung der Brücke einen bedeutenden Aufwand an Zeit; man muß die Anzahl der Anker vermehren, und die Brücke ist immer in Gefahr, wenn die Wasser schnell steigen. Am deutsch-französischen Rhein gibt es jedoch nur wenige Stellen, an welchen die Geschwindigkeit des

Stromes so groß ist, daß bei niederem Wasser die Herstellung der Brücke bedeutenden Schwierigkeiten unterläge; aber schon bei Mittelwasser haben sich diese Stellen vermehrt, und bei sehr hohem Wasserstand wird man nur in wenig Profilen eine Schiffbrücke zu Stande bringen, wovon jedoch die verstärkte Strömung nicht die alleinige Ursache ist. [1]

6) Die Wasserstände. Jede bedeutende Veränderung des Wasserstandes bringt an der gleichen Stelle den Uebergang und die Uebergangsarbeiten in ein gänzlich verändertes Verhältniß. Daß die Wasserfläche zwischen flachen Ufern breiter wird bei höherem Stande, daß man für den höheren Wasserstand andere Landfesten und andere Anfahrten herstellen muß, das ist bei jedem größeren Flusse bekannt. Am Oberrhein aber treten noch andere Umstände ein. Trockene Zugänge zum Ufer werden unbrauchbar. Stromarme und mancherlei Rinnen, die sonst kein Wasser führen, müssen überbrückt werden; man muß die Schiffbrücke über Bänke oder Inseln verlängern, über die man sonst einen trockenen Weg hatte; große Strecken des Ufergeländes werden sumpfig und alle Zugänge schwieriger. Man kann im Allgemeinen behaupten, daß ein sehr hoher Wasserstand des Rheins den Uebergang in jedem Profile verbiete; denn hätte man auch des Materials genug, man könnte es nicht zur Stelle bringen, die Annäherung zum Uebergang könnte jeden Augenblick unterbrochen werden, die Vortruppen könnten kaum das entgegengesetzte Ufer erreichen, und hätten sie es erreicht, darauf keinen Boden gewinnen. So geschah es beim Uebergang im Jahr 1796, bei welchem der Angriff auf Diersheim ganz aufgegeben werden mußte.

Schon bei den gewöhnlichen Sommerhochwassern treten diese Verhältnisse ein, wenn gleich in geringerem Maße; — weit

[1] Wir kennen keine direkte Erfahrung über die größte Geschwindigkeit, bei welcher noch eine Schiffbrücke zu Stande gebracht werden kann; der Verfasser hat öfter bei Geschwindigkeiten von 7—9 Fuß Anker geworfen, und jedesmal wurde das Boot bedeutend abwärts getrieben, ehe der Anker faßte. Das Tau war dann außerordentlich gespannt, und man sah, daß der kleine Nachen mit Mühe gehalten wurde. Es war schwer, oft unmöglich, das Fahrzeug an dem Ankertau hinauf zu bugsiren; wir glauben daher, daß bei einer Geschwindigkeit von 8 Fuß in der Sekunde die Herstellung einer Schiffbrücke kaum mehr gelingen dürfte.

gefährlicher aber sind die sogenannten Schnellanläufe, denn sie würden den Uebergang unterbrechen und die etwa schon übergegangenen Truppen gänzlich preisgeben, wenn sie einträten, ehe eine bedeutende Truppenmasse den Strom überschritten hat. Zweckmäßige Anordnungen können jedoch dieser Gefahr begegnen. Es wurde früher (Abschn. II. Nro. 6) ausgeführt, daß die Hochwasser bedeutende Zeit nöthig haben, um eine gewisse Strecke zu durchlaufen. Ist nun die Uebergangsstelle nicht ganz nahe beim obersten Pegel des deutsch-französischen Rheins, so kann die Nachricht noch immer geraume Zeit vor den Fluthwassern eintreffen. Nehmen wir an, es werde ein Uebergang in der Gegend von Sasbach versucht, und man sey mit demselben beschäftigt, während die Hochwasser in Basel schon eingetreten sind. Diese verwenden 15,3 Stunden, um in das Profil von Sasbach zu kommen. Gibt man nun von Basel aus mittelst einer telegraphischen Depesche die Nachricht von dem Steigen der Wasser auf die Station von Riegel, so kann sie nach Verlauf von wenig mehr als zwei Stunden die Truppen bei Sasbach erreichen, und es bleiben somit noch 13 Stunden übrig, ehe das Fluthwasser an der Uebergangsstelle eintritt. Rechnet man nun, daß noch 6—7 Stunden verstreichen, ehe sie eine bedeutende Höhe erreichen, so hat der Commandirende noch 20 Stunden zur Verfügung, um den Uebergang zu vollenden, eine bedeutende Truppenmasse an das andere Ufer zu schaffen, oder die bereits übergegangene Abtheilung zurückzuziehen und das ganze Geschäft einzustellen. Er wird aber schwerlich in diesen Fall kommen, denn sind die Pontoniers nur einigermaßen geübt und wirken nicht andere ungünstige Umstände ein, so sind zur Herstellung der Brücke nur etwa 6 Stunden erforderlich. Freilich wird der Bestand derselben gar sehr gefährdet, wenn die Wasser eine gewisse Höhe erreichen. Aber er hat Zeit, um auch dafür gehörige Vorsorge zu treffen, und durch Nachrichten von Basel wird er fortwährend in Kenntniß erhalten, ob die Wasser noch steigen oder ob sie wieder fallen.

Die Hochwasser der Zuflüsse haben, wie früher ausgeführt wurde, auf den Stand des Rheins nur geringen Einfluß, weil sie, wie eben (Abschn. II. Nro. 6) ausgeführt wurde, sehr selten mit den Fluthen des Rheins zusammentreffen.

Können sehr hohe Wasser einen Uebergang fast unmöglich machen, so bietet auch ein ganz niederer Wasserstand seine eigenthümliche Schwierigkeit dar. Daß die Brücke sich bedeutend senkt, daß einzelne Pontons oder ganze Brückenglieder ins Trockene gelegt werden, das sind nur kleine Uebelstände, wenn einmal die Brücke besteht. Die größeren stellen sich der Ausführung des gewaltsamen Uebergangs dadurch entgegen, daß die Fahrzeuge, auf welchen die Vorhut eingeschifft ist, das eigentliche Ufer nicht erreichen, sondern an flachen, unbedeckten Kiesbänken anlanden müssen, daß diese, so wie die Pontons oder die Brückenglieder aus einem Rheinarm, oder einem Altrhein, oder aus der Mündung eines Zuflusses oft gar nicht oder schwer in den Hauptstrom gelangen, daß dadurch die Ausführung verzögert oder dem Gegner frühzeitig verrathen wird, und dann gewissermaßen ungedeckt unter ungünstigen Umständen bewerkstelligt werden muß, wie dieß beim Uebergang im Jahr 1797 der Fall war.

7) Die Beschaffenheit der Sohle des Rheins ist im Allgemeinen der Herstellung einer Schiffbrücke überall da günstig, wo man voraussichtlich ihrer bedarf. In der obersten Strecke zwischen dem Untersee und Schaffhausen ist die Flußsohle allerdings in gewissen Strecken felsig; aber wenn auch nirgend die Anker haften, so erlaubt die Breite des Flusses eine Befestigung der Pontons am Ufer bis gegen die Mitte des Bettes. Vom Eintritt der Aar bis Basel ist die Sohle mehr bedeckt, und nur an einzelnen Strecken findet man keinen Ankergrund; da aber nun der Strom schon zu breit ist, um die Pontons am Ufer zu befestigen oder an Scheertaue zu hängen, so bleibt, wenn an solcher Stelle ein Uebergang stattfinden sollte, nur die Befestigung durch Sinkstücke übrig.

Von Basel abwärts kommen nur zwischen Istein und Bellingen, bei Breisach, und etwa bei Sponeck vereinzelte felsige Stellen auf der Flußsohle vor. Diese ist ganz mit Geschieben bedeckt und bietet deßhalb einen guten Ankergrund. Käme je ein Anker auf eine solche felsige Stelle, so hat diese selten eine so große Ausdehnung, daß jener nicht in geringer Entfernung davon eingreifen könnte. Allerdings wird die Strömung und selbst die Beschaffenheit des Bodens manchmal

mehr Anker verlangen, als man gewöhnlich verwendet. Auch dürften oft Windanker kaum entbehrt werden können.

8) Das Material, dessen man zur Ausführung eines Ueberganges bedarf, ist groß. Es besteht in Fahrzeugen und Einrichtungen zum Uebersetzen der Vorhut und in Schiffsgefässen, welche den Brückenweg zu tragen bestimmt sind. Wir wollen sie Transportschiffe und Brückschiffe nennen.

Als Transportschiffe kann man Fahrzeuge jeder Art verwenden vom kleinen Weidling bis zum Frachtschiff, welches nicht mehr als 800—1000 Centner zu Thal ladet. Größere sind unbehülflich, verursachen großen Zeitverlust, und sind schwer zu bewegen. Wie viel irgend ein Fahrzeug einnehmen könne, hängt von der Belastungsfähigkeit und von der Bauart desselben ab. Bei gleicher Belastungsfähigkeit fassen die flachen Fahrzeuge mehr als die tiefen. Im Allgemeinen mag man annehmen, daß für je 4 Centner der Belastungsfähigkeit eines Fahrzeuges 1 Mann zum Transport in Antrag gebracht werden könne, wenn jeder noch Raum genug haben soll, den Tornister aufzubehalten und im Nothfall sich seiner Schußwaffe zu bedienen. So nehmen denn die oben (Art. XII.) bezeichneten Fahrzeuge die folgende Anzahl von Soldaten auf:

Dreibord- und Fischerkähne . .	6— 8	Mann
Lange Weidlinge	20— 25	"
Nachen, größere	25— 30	"
" kleinere	15— 20	"
Ankernachen	20	"
Holz- oder Flößernachen . . .	50—100	"
Nähen, große	75—125	"
" kleinere	30— 50	"
Illernachen	50— 70	"
Steinschiffe, große	100—120	"
" kleinere	60—100	"
kleinere brauchbare Frachtschiffe vom Rhein oder Neckar . . .	100—200	"
Nachen von der Saone . . .	40— 80	"

Eine große Nähe kann zwei 6 oder 8pfündige Geschütze und deren Bedienungsmannschaft, die Bespannung aber nur für eines, eine kleine Nähe kann ein solches Geschütz mit dessen

Bedienungsmannschaft und Bespannung übersetzen. Pferde können am besten auf Nähen über den Strom gesetzt werden; es taugen dazu aber auch andere Fahrzeuge mit breiten Böden.

Größere Schiffe jeglicher Art können auch Pferde und Geschütze aufnehmen. Man kann im allgemeinen für 1 Pferd mit Führer 10 Mann, für 1 Geschütz mit Bespannung und Bedienungsmannschaft 100 Mann und für die unvollständige Bespannung mit 4 Pferden 80 Mann Infanteristen in Rechnung bringen.

Für den Transport des Fußvolkes sind Fahrzeuge, welche 50—80 Mann einnehmen, am meisten geeignet. Kleinere bringen mit einer Fahrt zu wenig heran; größere unterliegen weit mehr den Schwierigkeiten, welche aus den Verhältnissen des Stromes entstehen. Diese werden zu Thal viel weiter abgetrieben und bewegen sich viel langsamer zu Berg; sie finden viel seltener geeignete Stellen zur Einschiffung und Landung, und jedes Geschäft verursacht einen größeren Aufwand an Arbeit und Zeit. Freilich wird man sich immer nach dem vorhandenen Material richten müssen, und deßhalb ist die Wahl keineswegs ganz frei. Oberhalb Straßburg würden die Deutschen sich der kleinsten Fahrzeuge, selbst die Dreiborde nicht ausgenommen, bedienen, weiter abwärts aber würden sie wohl auch große unbeholfene Schiffe verwenden müssen.

Zum Transport des Materials, welches man nöthig haben dürfte, um auf der angegriffenen Seite das feste Ufer zu gewinnen, als z. B. Faschinen, Laufbrücken, Bockbrücken, Schanzzeug u. s. w. taugen alle Fahrzeuge, die kleinen, wie die großen.

An manchen großen Strömen, wo die Schifffahrt oder andere Umstände die Aufstellung einer festen Brücke verbieten, z. B. an der Schelde bei Antwerpen, wird die regelmäßige Verbindung beider Ufer durch Dampfboote bewirkt, und man hat deren Verwendung bei gewaltsamen Flußübergängen schon öfters zur Sprache gebracht. Wenn nun diese Verwendung in dem geschlossenen tiefen Bett des Unterrheins vorzüglich angezeigt ist, so könnte sie doch manchen Strecken des Oberrheins auch nützlich werden.

Es ist aber nicht in Abrede zu stellen, daß die Anwendung der Dampfboote gerechten Bedenken unterliege. Die geringe Tiefe

und die große Veränderlichkeit des Strombettes können in Profilen, die man nicht unmittelbar vorher untersucht und abgepeilt hat, sehr nachtheilige Störungen veranlassen, die Boote könnten vielleicht gerade in der Strecke, welche zur Ausführung des Ueberganges gewählt ist, den Ufern nicht nahe kommen, oder man müßte in denselben mit Aengstlichkeit fahren, könnte also dem Fahrzeug nicht die wünschenswerthe Geschwindigkeit geben u. s. w. Unterhalb Straßburg kann man diesen Schwierigkeiten allerdings begegnen, denn man ist selten an eine gewisse Stelle des Stromes so streng gebunden, daß man den Uebergang nicht etwas verlegen könnte, um ein geeignetes Profil zu benützen. Mit der ersten Einschiffung kann ein Lootse in den Strom gehen, welcher das Fahrwasser aufsucht und die Landungsplätze für das Dampfboot bestimmt, und man kann, sobald die Vortruppen im Besitz des feindlichen Uferrandes sind, die Anfahrten und eine einfache Landungsbrücke in sehr kurzer Zeit, im Nothfall mit Faschinen, die das Boot selbst geladen hat, herstellen. Oberhalb Straßburg wachsen und vermehren sich aber diese Schwierigkeiten von Strecke zu Strecke; es wären sehr günstige Umstände und besondere Vorsichtsmaßregeln nöthig, um den Nutzen überwiegend zu machen, und wenn es auch viele Stellen gibt, welche der Verwendung des leichten Dampfbootes nicht ungünstig sind, so liegt eine große Schwierigkeit darin, daß man es an die rechte Stelle verbringe.

Man könnte die Schwierigkeit allerdings vermindern, wenn man für die Fahrt die Zeit eines hohen Wasserstandes wählte, aber man hat keine Freiheit der Wahl, denn haben die Feindseligkeiten begonnen, so ist Transport kaum noch möglich. Das Dampfboot geht langsam zu Berg; es würde sehr bald den Besatzungen am Rhein signalisirt werden; dem Fahrwasser folgend, muß es oft dicht an dem feindlichen Ufer gehen; auf diesen wohlbekannten Stellen können vor seiner Ankunft Geschütze aufgestellt werden, welchen es leicht wäre, das unbewaffnete widerstandslose Schiff in den Grund zu bohren. Läge die betreffende Stromstrecke einigermaßen abwärts von Straßburg entfernt, so könnte man die kurze Strecke allerdings während einer Nacht zurücklegen, aber selbst in diesem weniger schwierigen Theile des Stromes wäre das ein gewagtes Unternehmen.

Die Dampfboote, welche den Oberrhein befahren, gehören einer niederländischen Gesellschaft. Man müßte nun mit dieser das Abkommen treffen, daß sie dem betreffenden Heere ein oder einige geeignete Fahrzeuge überließe; diese müßte man vor Eröffnung der Feindseligkeiten auf den deutsch-französischen Rhein bringen und sie in einem sichern, gut gelegenen Hafen bergen Aber gerade dieses Abkommen würde durch verschiedene Umstände und vorzüglich dadurch erschwert werden, daß auf dem Mittel- und Unterrhein die Boote der Kriegführung viel nöthiger wären. Man wäre jedoch nicht ausschließlich an die niederrheinische Gesellschaft gewiesen, da Mannheim und das gegenüberliegende Ludwigshafen sechs Schleppboote besitzen, welche dem Gebrauch bei einem Uebergang noch mehr als die Passagierschiffe entsprächen. Auch in den kleinen schwachen Dampfbooten, welche auf dem Neckar zwischen Heilbronn und Mannheim gehen, könnte man nöthigenfalls ein Hülfsmittel finden.

Die Franzosen haben keine Dampfboote auf dem Rhein und können keine herbeibringen. So aufmerksam wie sie für alles sind, was die Kriegführung an der Grenze betrifft, hätten sie auch dieses Mittels sich nicht beraubt, wenn sie es für nothwendig gehalten hätten; sie hätten die Gesellschaft der sogenannten Adler in Straßburg und St. Louis unterstützt, und diese würde ihre kleinen Dampfboote erhalten und vervollkommnet haben.

Fliegende Brücken können, wir werden es später nachweisen, der Ausführung eines gewaltsamen Ueberganges wesentliche Vortheile bringen. Diejenigen, welche die Deutschen bei Breisach und die Franzosen bei Hüningen besitzen (siehe Abschnitt XVI.), sind ganz gleich construirt. Die nutzbare Fläche des Brückenbodens beträgt 1564 Quadratfuß und kann demnach mit jeder Fahrt 400 Infanteristen oder 40 Pferde oder 9 Geschütze mit ihrer Bedienungsmannschaft und Bespannung von einem Ufer zum andern bringen. Da die fliegende Brücke, am Giertau gehend, eine Curve durchläuft, welche den Stromstrich durchschneidet, so kömmt ihr die Strömung, welche freie Fahrzeuge so sehr hindert, zu statten, und die Verbindung ist sicher und schnell zwischen zwei fest bestimmten Punkten der Ufer. [1]

[1] Diese Kurve ist kein Kreisbogen, weil die Spannung des Giertaus in verschiedenen Strömungen eine verschiedene ist, und weil demnach die Entfernung der

Diese Brücken können nun abgebrochen und vor dem Beginn der Feindseligkeiten mit Leichtigkeit an einen geeigneten Ort gebracht werden, um bei der Ausführung eines gewaltsamen Ueberganges zu dienen. Wäre diese Verbringung nach der betreffenden Stelle aber auch versäumt oder durch verschiedene Umstände unmöglich geworden, so ist es gar leicht, eine fliegende Brücke noch am Uebergangspunkt vorzubereiten, ohne die Aufmerksamkeit des Feindes zu erregen. Sie bedarf gar wenig Material; zwei oder drei geeignete, am besten lange, schmale und tiefe Fahrzeuge, mit steilen Wänden, wie man sie am Oberrhein besonders unter den sogenannten Steinschiffen schon findet, ein Giertau, einige kleine Nachen, im Nothfall Dreiborde, um jenes aufzulegen, einige Winden, mehrere Anker und die kleine Masse von Holz, welche der Brückenboden und der Galgen erfordert, stellen das ganze Bedürfniß dar. In wenigen Tagen kann die Construktion zu Stande gebracht werden.

Fliegende Fähren, d. h. große Nähen am Giertau, stehen den fliegenden Brücken nach, weil sie weit weniger aufnehmen, aber den freigehenden Nähen gegenüber gewähren sie den großen Vortheil, daß zwischen zwei bestimmten Punkten der gegenüberstehenden Ufer bei starker Strömung in einer Zeit hin- und zurückgehen, die höchstens ein Fünftel derjenigen beträgt,

Fahrzeuge vom Anker in der stärkeren Strömung verkürzt wird. Die einfachen Verrichtungen, um immer an derselben Uferstelle anzukommen, sind allgemein bekannt. Die Hauptmaße der fliegenden Brücken bei Hüningen und Breisach sind die folgenden:

Länge des Schiffes ohne Steven	46,0	Fuß.
Länge des Stevens	10,0	"
Ganze Länge des Schiffes auf Bord	66,0	"
" " " " am Boden	61,4	"
Obere Breite des Schiffes	10,0	"
Untere " " "	9,0	"
Tiefe des Schiffes	4,5	"
Stärke des Bodens	1,0	"
Entfernung beider Schiffe im Licht	20,0	"
Ganze Breite des Gedeckes	48,0	"
" Länge " "	50,0	"
Breite des Geländers	34,0	"
Länge " "	46,0	"
Höhe des Gedeckes über dem Schiffsboden	5,6	"

welche das freigehende Fahrzeug dazu verwenden muß. Die Franzosen haben zwei solcher fliegenden Fähren am Oberrhein, bei Plittersdorf (unweit Rastatt) und bei Lauterburg im Gange; sie würden vorkommenden Falles beide benützen. Die Deutschen haben keine, aber sie haben sechzehn Fähren, also wenigstens eben so viel brauchbare Nähen am deutsch-französischen Rheine, und könnten deßhalb für irgend einen Uebergang gewiß mehrere fliegende Fähren vorbereiten. Da sie aber, ein Fahrzeug und das Holz für den Brückenboden und den Galgen ausgenommen, ziemlich dasselbe Material wie die fliegenden Brücken zur Herstellung und nicht viel kürzere Zeit zur Aufstellung im Strom bedürfen als diese, so kann nur etwa die Schwierigkeit der Landung oder andere besondere Umstände den Vorzug der sogenannten fliegenden Fähren begründen.

Fähren am Spann- oder Scheertau sind nur an kleinen Rheinarmen mit geringen Strömungen verwendbar, würden aber gegen die freigehenden Fahrzeuge nur geringen Vortheil gewähren. Am deutsch-französischen Rhein, besonders oberhalb des Eintrittes der Aar, kann diese Verbindung brauchbar seyn, wie denn auch das Großherzogthum Baden eine solche bei Rheinheim hergerichtet hat.

Wenn nun die Deutschen mehr Rheinfahrzeuge besitzen als die Franzosen, so können diese das Fehlende reichlich ersetzen. Sechzig Pontons badischen Antheils der Schiffbrücke bei Kehl und zehn bei der Anlände für die fliegende Brücke zu Breisach kann man nur als Brückenträger in einer nah gelegenen Stromstrecke verwenden; die andern sechzig Pontons derselben Brücke, welche Frankreich gehören, können gesteuert und zum Uebersetzen gebraucht werden; man darf nur einen zweiten Boden einlegen, und jedes nimmt fünfzig bis sechzig Mann mit Waffen und Gepäck auf. Daß die Illernachen ein wichtiges Hülfsmittel darbieten, haben die früheren Rheinübergänge der Franzosen bewiesen; aber viel wichtiger sind die Hülfsmittel, welche die großen Wasserverbindungen sichern. Der Verbindungskanal vom Rhein zur Rhone schafft ihnen still und leicht eine Menge brauchbarer Fahrzeuge aus diesem Strom und aus der Saone herbei, der Rhein-Marnekanal bringt sie aus der Marne, der Sarre, und wo nöthig, aus der Seine. Der Transport findet ganz im

Innern des Landes statt, man würde diesseits des Rheines nichts davon erfahren.

Zusammenhängende Brücken können im Angesicht des Feindes über kleine Rheinarme durch die bekannten Mittel, über den Hauptstrom aber oder über bedeutende Nebenrinnen nur mit schwimmenden Trägern hergestellt werden. Am deutsch-schweizerischen Rhein allein, und besonders in den Strecken zwischen Schaffhausen und Basel, könnte unter günstigen Umständen der Gebrauch einer festen Brücke in der Art gelingen, daß mittelst Kähnen oder fliegenden Brücken eine hinreichend starke Truppenabtheilung auf das andere Ufer gebracht und unter deren Schutz eine gut vorbereitete Bahn auf vorhandene Pfeiler und Landfesten gelegt würde. Sollte der Gegner sorglos genug gewesen seyn, nicht wenigstens die Pfeiler bis unter das niedrigste Wasser abzusprengen, und sich mit der Abhebung des Brückenweges begnügt haben, so sind doch bei vielen der oben (Abschn. XVI.) angeführten Verbindungen die Oeffnungen der Brückenfelder so weit, daß man nur mit Hülfe besonderer Construktionen, Seilwerken u. dergl. die großen Spannweiten bedecken, aber bei den besten Vorbereitungen die Brücke in kurzer Zeit nicht herstellen könnte. Man würde also immer zur Brücke auf schwimmenden Trägern als Regel zurückkehren müssen, wenn die freien oder die gierenden Fahrzeuge dem Bedürfniß nicht genügen.

Beim gewaltsamen Uebergang sind als Träger zusammenhängender Brückenbahnen die militärischen Pontons schon um ihrer großen Beweglichkeit halber allen andern vorzuziehen. Die Pontons des badischen Antheils an den Brücken zu Kehl und zu Breisach, so wie diejenigen in Knielingen und Mannheim, sind schwerfällig und unbeholfen; sie können, wie oben bemerkt wurde, im Strom nicht gesteuert und gar nicht oder nur mit großen Schwierigkeiten über Land verbracht, also immer nur in der unmittelbaren Nähe zu einem gewaltsamen Uebergang verwendet werden.

Die Masse des militärischen Brückenmaterials, welches bei Operationen am Oberrhein zur Verfügung stände, läßt sich ungefähr schätzen.

Nach der Vereinbarung vom Jahr 1832, welche im Jahr 1840 genauer festgestellt wurde, war der strategische Aufmarsch

des deutschen Bundesheeres also bestimmt, daß zwei österreichische Armeekorps ihre Stellung oberhalb der Murg, das achte deutsche an diesem Fluß von Freudenstadt bis an den Rhein und das siebente (bayerische) jenseits des Rheines an der Queich nehmen sollten. Rechnet man jedem dieser Armeecorps einen Brückenzug von 20 Pontons zu, so ist am Oberrhein ein Material von 80 Pontons zur Verfügung.[1] Würden nun ungünstige Wechselfälle des Krieges die Deutschen von dem linken Rheinufer vertrieben, aber doch nicht außer Stand gesetzt haben, am Oberrhein die Offensive wieder aufzunehmen, so wäre ein gewaltsamer Uebergang allerdings zu erwarten. Nehmen wir nun an, daß eben diese zurückgedrängten Armeecorps zum Angriff wieder übergingen, so blieben dem Feldherrn noch immer jene 80 Pontons zur Verfügung, weil ein Corps, das etwa am untern Neckar stehen bliebe, die Verbindungen zwischen beiden Ufern mit geeigneten Fahrzeugen dieses Flusses herstellen und folglich seinen Brückenzug entbehren könnte.

Die Franzosen hatten früher in Straßburg und in den andern Rheinfestungen vertheilt vier Brückenzüge von je 30 Pontons liegen, von welchen einer zeitweise nach Metz zum Dienst der Artillerie- und Genieschule gesendet wurde. Setzt man nun den kaum wahrscheinlichen Fall, daß zwei dieser Brückenzüge an Armeecorps abgegeben würden, die nicht zur Offensive am Oberrhein verwendet wären, so blieben noch immer 60 Pontons zur Verfügung. Da nun aber die 60 Pontons französischen Antheils an der Schiffbrücke bei Kehl über Land sowohl als im Kanal verbracht und im Strome gesteuert werden können, so muß man sie zum beweglichen Brückenmaterial rechnen. Von solchem haben also die Deutschen höchstens 80 Pontons, die Franzosen wenigstens 120 Pontons bei Offensivoperationen am deutsch-französischen Rhein zur Verfügung; dieses Zahlenverhältniß wird für jene noch ungünstiger durch den Umstand, daß sie dreierlei verschiedene Pontons, dreierlei Reglements

[1] Wir glauben mindestens so viel annehmen zu müssen, da die Vereinbarung vom Jahr 1831 den Brückenzug des ersten Armeecorps zu zwanzig Pontons bestimmt. (S. Innere Organisation des achten deutschen Armeecorps §. 78. Beilage Ziffer 5.)

u. s. w. zusammenbringen müssen, um eine Brücke über den Hauptrhein zu Stande zu bringen.

Das Material der Schifffahrt auf dem Bodensee, auf dem Rhein und auf einigen Zuflüssen bietet nun allerdings Hülfsmittel für gewisse Strecken des Stromes. — Wir wollen dem Gegenstand eine kurze Betrachtung widmen.

Die Wirkung der schweizerischen Neutralität auf den Krieg am Oberrhein ist wahrlich nicht hoch anzuschlagen.[1] Nach größter Wahrscheinlichkeit würde sich, wie im Jahr 1799, der Krieg in die Schweiz verlegen, aber man würde dahin einerseits aus dem östlichen Frankreich, andererseits aus Tyrol und Vorarlberg operiren. Sollten sich aber auch die Dinge also gestalten, daß gewisse Operations- oder Manöverlinien den deutsch-schweizerischen Rhein unterhalb des Bodensees durchsetzten, so würde man vor allem um den Besitz bestehender Verbindungen kämpfen. Wären diese nun, wie oben angenommen wurde, zerstört, so müßte man freilich wohl gewaltsame Uebergänge versuchen.

Oberhalb Schaffhausen forderte die geringe Breite des Rheins nur wenig Material, während die Schifffahrt eine Masse von Fahrzeugen lieferte, welche zu Brückenträgern geeignet wären, und der streckenweise ungünstige Ankergrund würde kein wesentliches Hinderniß bereiten.

Unterhalb Schaffhausen ist kein taugliches Material aufzubringen; die wenigen Weidlinge, wenn sie ja zu gebrauchen wären, reichten für andere Bedürfnisse nicht aus. Fahrzeuge vom deutsch-französischen Rhein könnte man zu Wasser nur etwa bis Laufenburg bringen, aber man könnte sie in dem geschlossenen, von offenen Ufern begrenzten Strombett nirgends mit Sicherheit bergen. Brauchbare Nachen auf der Achse zu verbringen, unterläge, besonders so lang die Neutralität der Schweiz noch respektirt wird, unendlichen Schwierigkeiten, und so blieben den Deutschen immer nur die militärischen Brückenzüge übrig. Wer bereits im Besitz des betreffenden Theiles der Schweiz ist, der würde freilich auf der Thur, der Limmat, der Reuß und der Aar einiges Material heranbringen können,

[1] Der Verfasser gedenkt die Stellung der neutralen Staaten und besonders der Schweiz im europäischen Krieg nächstens zu beleuchten.

aber dieser würde wohl keine Veranlassung zum Uebergang haben, oder schon im Besitz der festen Verbindungen seyn.

Auf dem deutsch-französischen Rhein sind nicht alle Fahrzeuge zu Brückenträgern geeignet.

Die langen Weidlinge können nur im äußersten Nothfall zur Herstellung von Brücken über den Hauptstrom verwendet, wohl aber über kleinere Nebenrinnen benützt werden. In jedem Fall müßte man aber Boden und Borde verstärken. Da sie jedoch von Tannenholz construirt sind, so ist ihre Dauerzeit im Wasser sehr klein; sie sind als Brückenträger unsicher und immer nur für die Bedürfnisse des Augenblicks brauchbar.

Größere Nachen, besonders die Ankernachen, so wie die Holz- oder Flößernachen, können zu Brückenträgern benützt werden; man müßte aber der Ausgleichung wegen die Streckbalken auf Erhöhungen der Borde oder besser noch auf besondere Böcke legen; eine Anordnung, wie sie bei den meisten stehenden Schiffbrücken besteht.

Die sog. Steinschiffe sind vorzüglich zu Brückenträgern geeignet; da ihre Borde aber nicht gleich hoch sind, so müßte man ebenfalls Vorsorge treffen, um den Brückenweg möglich eben zu legen.

Kleine Fracht- oder Güterschiffe können allerdings verwendet werden; sie verursachen aber noch größere Schwierigkeit, um die Brückenbahn eben zu legen.

Bei den gewöhnlichen Maßen des Brückenweges zu 10,8 Fuß innerhalb der Röbelbalken würde die freie Spannweite oder die Oeffnung zwischen zwei Trägern

für Weidlinge	10,0	Fuß
„ Nachen	12,0 bis 14,0	„
„ Holz- oder Flößernachen .	20,0 — 24,0	„
„ Ankernachen	20,0 — 25,0	„

betragen können. Die Steinschiffe, so wie kleine Güterschiffe würden viel größere Oeffnungen gestatten, wenn sie nicht durch die Stärke der Streckbäume beschränkt wären, welche doch nicht allzu groß genommen werden dürfte. Alle Umstände berücksichtigt, möchte eine Oeffnung von 20—25 Fuß die äußerste Grenze darstellen.

Daraus ergibt sich nun der Bedarf des Materials für eine gegebene Breite des Stromes.

Oberhalb Breisach sind nur Weidlinge vorhanden, erst abwärts von diesem Punkt findet man die besseren Fahrzeuge. Bei einem gewaltsamen Uebergang müßte man das Material für sie zu rechter Zeit heraufbringen oder im oberen Theil des deutsch-französischen Rheins sich ebenfalls ganz auf die militärischen Brückenzüge verlassen. Für eine Schiffbrücke, welche nicht unter den Augen des Feindes gebaut wird, kann man Fahrzeuge von Mannheim und selbst vom Neckar holen, wie es im Jahr 1814 für den Uebergang bei Fort-Louis geschah.

Die Franzosen können taugliche Fahrzeuge mittelst ihrer Wasserverbindungen unbemerkt heranbringen.

Zu Floßbrücken ist das Material an der westlichen Abdachung des Schwarzwaldes überall reichlich vorhanden, kann aber nur auf der Murg und der Kinzig geflößt, oberhalb dieses Flusses müßte es auf der Achse herbeigeschafft werden. — Daß eine solche Verbindung auch bei großer Strömung zu Stand gebracht werden kann, das haben die Franzosen thatsächlich bewiesen. Im September des Jahres 1797 schlugen die französischen Pontoniers oberhalb des Eintrittes der Kinzig, also zwischen Kehl und Auenheim, eine Floßbrücke über den Rhein. Sie hatten dazu eine schmale Stromstrecke gewählt, in welcher die Wasser mit bedeutender Geschwindigkeit abgingen. Der Brückenweg, etwa 733 badische Fuß lang, 17 badische Fuß breit und 3 Fuß hoch über dem Wasserspiegel, wurde von vierzig Flößen getragen, welche in einem scharfen zu Berg ausgehenden Kreisbogen festgeankert waren. Die Brücke war fest, dauerhaft und bequem; sie senkte sich unter sehr schweren Lasten nur wenig. Die Pontoniere sollen zur Construktion dieses Uebergangswerkes nur dreizehn Stunden verwendet, übrigens scheinen deutsche Schiffer bei der Aufstellung mitgearbeitet zu haben.[1]

[1] Die Hauptmaße dieser Floßbrücke sind folgende:

Länge der Brücke	220,00	Meter.
Breite „ „	5,00	„
Pfeil der Bogenkrümmung der Brücke . .	21,00	„
Länge des Floßes ohne Steven	13,00	„
Breite „ „ „ „	2,60	„
Länge des Stevens	1,63	„
Stärke des Floßes	0,49	„

Der freie Raum zwischen je zwei Flößen war der Breite eines derselben gleich.

Wir glaubten diese Thatsache anführen zu müssen, weil sie wenig bekannt ist, und weil sie darthut, daß man eine zusammenhängende Brücke auf dem Oberrhein, auch ohne taugliche Schiffe, in gewisser Zeit zu Stande bringen kann.

9) Die Rheinhafen. Die Sicherung des Schifffahrtsmaterials ist eine hochwichtige Maßregel für Vertheidigung und Angriff; sie ist nothwendig im Interesse der Uferbewohner, weil der entgegenstehende Feind sich desselben bemächtigen würde, wie denn auch in den Jahren 1814 und 1815 die Fahrzeuge verschiedener Orte am rechten Rheinufer von den Franzosen abgeholt worden sind.

Der Ort, wo man die aufgebrachten Schiffe versammelt, muß gewissen Bedingungen entsprechen, die sich leicht aus der Natur der Sache ergeben. Er muß einen Hafen bilden, gegen die Strömung gesichert seyn, geräumig genug, um die Schiffe so aufstellen zu können, daß man jedes einzelne Fahrzeug herausbringen kann, mit hinreichender Wassertiefe und mit so bequemen Eingängen, daß selbst belastete Schiffe keine Schwierigkeit finden. Ein intelligenter und thätiger Gegner wird bald erfahren, wo solches Schifffahrtsmaterial geborgen ist, und er wird gern einen Handstreich wagen, um sich desselben zu bemächtigen oder es zu zerstören, wenn er es ja nicht mit seinen Geschützen zu erreichen vermag. Darum soll ein solcher Hafen weder von direktem Feuer noch von Wurfgeschossen erreicht werden können, oder er soll gegen

Die Bäume waren durch Querhölzer und eiserne Klammern zusammengehalten. Der Brückenweg lag auf Längen- und Querhölzern, und zwar über dem jeweiligen Wasserspiegel 0,94 Meter. Einen Monat nach Aufstellung dieser Brücke wurde ein 24-Pfünder mit 14 Pferden darüber gezogen, und es betrug dabei die Einsenkung der Brücke 0,42 Meter. Der Verfasser weiß sehr wohl, daß die Aufstellung von Floßbrücken auf größeren Strömen durchaus nichts Neues ist; er weiß, daß solche schon im Jahr 1579 bei Bechel über die Maas, im Jahr 1620 eine über den Main u. s. w. hergestellt worden sind; es ist ihm ebenfalls bekannt, daß Karl XII. im Jahr 1701 seine Floßbrücke über die Dwina, und im Jahr 1704 über die Weichsel gelegt, daß Bourgoine im Jahr 1777 auf einer solchen über den Hudsonfluß, die Preußen 1787 über die Amstel, die Franzosen 1796 über die Etsch gingen. In der neueren Kriegsgeschichte, besonders der Napoleonschen Feldzüge, kommt dieses Uebergangsmittel noch öfter vor. Der Verfasser glaubte aber gerade die oben angegebene Floßbrücke anführen zu müssen, weil sie seines Wissens die einzige ist, welche über den Oberrhein zu Stande gebracht wurde.

die Wirkung derselben gedeckt seyn. Sollen die Schiffe zum Angriff verwendet werden können, so kann der Hafen eine gute Strecke oberhalb, aber niemals unterhalb der Uebergangsstelle liegen.

Zwischen Constanz und Basel werden solche Hafen nur von den Einmündungen der größeren Flüsse gebildet, und da mit Ausnahme der Wutach alle von der Schweizerseite einfallen, so ist diese im Vortheil. Bei niederem Wasserstand möchten die meisten dieser Flußmündungen nur wenig Fahrzeuge aufnehmen und selten eine gute Ausfahrt darbieten, nur die Mündung der Aar oder besser die Strecke von Gippingen bis Klingnau erfüllt fast alle Bedingungen. Für die Stromstrecke oberhalb Schaffhausen könnten bei einer gewissen Lage der Verhältnisse die Fahrzeuge im Untersee gesammelt werden, und man könnte sie mit Dampfbooten schleppen. Diese Verhältnisse sind aber nicht wahrscheinlich, denn der Uebergang ist gesichert, solang sich die Deutschen im Besitze von Konstanz erhalten, und umgekehrt stehen die Gegner auf dem rechten Ufer, so lang sie Stein, Schaffhausen, Eglisau und Basel behaupten.

Auch der deutsch-französische Rhein bietet nicht allzuviele Stellen dar, welche den aufgestellten Forderungen entsprechen; manche Altrheine sind dazu sehr brauchbar, weniger die Mündungen kleinerer Zuflüsse. Beide gewähren den Vortheil, daß das aufgebrachte Material der unmittelbaren Wirkung des Gegners entrückt wird; aber die einen unterliegen dem Nachtheil, daß ihre Ausmündungen, bei niederem Wasser seicht, fast kein Fahrwasser haben, und daß man nur auf der einen Seite ein- und ausfahren kann. Obwohl dem Feinde weit näher gerückt, würden wir einen Rheinarm vorziehen, welcher durch eine stark bewachsene Insel von dem Hauptstrom getrennt ist. Hat dieser Rheinarm nur die hinreichende Wassertiefe, so wird er durch eine mäßige Strömung nicht unbrauchbar. Die Besetzung der Insel, einige kleine Werke zur Vertheidigung der Eingänge sichern vollkommen einen solchen Hafen, von welchem die Schiffe zu Berg oder zu Thal auslaufen können.

Bei Führung der Rheinbauten hätte man diese Rheinhafen für Kriegszwecke berücksichtigen und geeignete Rheinarme oder Altrheine dazu herrichten sollen. Einige wenige Werke

wären hinreichend gewesen, um die Verlandung zu hindern und ihnen die gehörige Tiefe und Breite mit festen Ufern zu erhalten.

Was die Regierung des deutschen Grenzstaates auf ihrer Seite versäumt hat, das haben die Franzosen am andern Ufer mit Sorgfalt vollbracht. Sie haben den rothen Rhein schiffbar erhalten, als Fort-Louis schon gesprengt war, und wenn sie jetzt keine Wichtigkeit mehr darauf legen, so liegt der Grund in dem Umstande, daß sie in der Nähe von Rastatt einen gewaltsamen Uebergang nimmer versuchen werden. Die französische Regierung hat die Mündung der Ill bei der Wanzenau fortwährend mit großen Kosten ausräumen lassen, und wäre sie auch jetzt aufgegeben, so wäre es durch den Kanal von der Ill zu dem Rhein, d. i. durch die künstliche Ausmündung gerechtfertigt, welche zu jeder Zeit fahrbar, ein großes Material aufnehmen und unter den Werken von Straßburg bergen kann. Der kleine Rhein (Bras-Mabile) wird sorgfältig offen erhalten und ist dadurch ein wichtiger Bestandtheil des Systems von Straßburg. Die französische Regierung hat lange Zeit die Verlandung des Königsgießen gehindert, um sich dadurch zum Uebergang abwärts des Kaiserstuhls eine Ausfahrt zu wahren; jetzt ersetzt ihn in gewisser Beziehung der nahe Kanal. Der Biesheimer Rhein, zum System von Neu-Breisach gehörig, ist jetzt an seinen Mündungen verlandet, aber der Kanalhafen vor der Festung und die nächsten Haltungen können sehr viele Fahrzeuge aufnehmen, und aus diesem wäre eine kurze Förderung immer nothwendig gewesen, wenn man ihn nicht etwa durch einen Zweig mit dem Rheinarm verbunden und diesem durch ein geeignetes Werk an der obern Mündung eine hinreichende Wassermasse gesichert hätte. Aus dem mit dem Großherzogthum Baden vereinbarten System der Rheinbauten dürfte man erkennen, daß die französische Regierung die militärischen Rücksichten auch bei dieser Unternehmung beachtet.

XVIII. Taktische Beschaffenheit der Uebergangsstellen.

Die taktischen Eigenschaften der Uebergangsstellen sind in den Gestaltungen des Strombettes und seiner Ufergelände

begründet, welche früher[1] dargestellt worden sind. Diese Darstellungen ließen aber sogleich erkennen, daß am Oberrhein die gewöhnlichen Regeln gar nicht oder nur theilweise passen.

Die technische Anschauung sucht die guten Uebergangsstellen zuerst in geschlossenen Stromstrecken; die taktische Betrachtung zieht sie nicht unbedingt vor, denn die Theilung des Bettes kann der Vertheidigung oder dem Angriff erhebliche Vortheile geben. Liegt die geschlossene Strecke nicht in einer bedeutenden Krümmung, so wird sie von den zu Berg und zu Thal liegenden Bänken oder Inseln gesehen. Diese beherrschen aber den Strom und die Ufer, wenn ihre Entfernung von der Uebergangsstelle nicht größer ist als die wirksame Tragweite der Geschütze. — Sind die Bänke niedrig und kahl, so bringen sie keiner Seite einen erheblichen Nutzen, sind sie aber hoch und bewachsen, so geben sie dem Ufer, von welchem sie den Thalweg ablenken, einen Vortheil. Die Verbindung einer solchen Insel ist leicht hergestellt, wenn sie nicht etwa durch eine Abschließung schon besteht. Ist sie besetzt, so vertheidigt sie das *eigene* Ufer, während sie den Uebergang auf das andere erleichtert. Wenn der Stromarm, der die Insel vom Lande trennt, einigen Raum und in seiner Ausmündung noch einige Wassertiefe hat, so dient er vortrefflich, um die Fahrzeuge zum Uebersetzen der Vorhut zu bemannen, und je nach Umständen selbst um die Pontons, ungesehen von der andern Seite, aufzunehmen. Durch den Thalweg getrennt, kann sie von dem Gegner nicht genommen werden, denn er müßte dazu einen Uebergang ausführen, und, gänzlich beherrscht vom naheliegenden Ufer, könnte er sie, ohne einen Angriff auf dieses nicht eine Stunde lang halten. Da nun solche Inseln den Thalweg nach dem andern Ufer hin treiben, so sieht man, daß der eingehende Bogen dem Uebergang allerdings vortheilhaft ist; jedoch nicht der Bogen des Ufers, sondern jener des Thalweges.

Wie häufig und schnell auch der Stromstrich seine Richtungen ändert, so sind die Krümmungen doch selten so stark, daß bei der bedeutenden Breite des Bettes nahe liegende Inseln den

[1] S. Erste Abtheilung Abschnitt III., IV. und VI. deutsche Vierteljahrsschrift October — December 1854 Nr. 68, S. 169—193.

Scheitel des Bogens nicht sehen können.[1] Nach den gewöhnlichen Regeln wäre eine solche Stelle dem Uebergang günstig, am Oberrhein aber wird sie der Vertheidigung nützlich. Das Ufergelände an scharf ausgehenden Bogen ist selten zusammenhängender Boden; und wenn auch nicht Giessen und Altwasser bedeutende Unterbrechungen bilden, so kann der Vertheidiger mit geringen Kräften die übergegangenen Vortruppen in dem engen Raume des Bogens festhalten, indem er dessen Ufer behauptet. Wollte der Angreifer aber in den entlegeneren Schenkeln des Bogens Truppen übersetzen, um die Aufstellung des Gegners zu umgehen oder in der Flanke zu fassen, so würden zweckmäßige Anordnungen die Landung fast unmöglich machen. Wären aber die Mittel des Angriffs so groß, daß die erste Truppenabtheilung den Raum des ausgehenden Bogens im Rücken zu nehmen, also dem Vertheidiger die Sperrung desselben unmöglich zu machen vermöchte, so hätte die Gestaltung des Flußbettes gar keine Bedeutung.

Wenn die Inseln am Anfang eines eingehenden Bogens oder einer geraden geschlossenen Stromstrecke weiter entfernt sind, als die Fernwaffen wirken, so ist die Gestalt der Stromrinne so gleichgültig, daß manche Stromstrecke dem Uebergang günstig ist, in welcher der Thalweg seinen eingehenden Bogen dem Vertheidiger zukehrt. Gerade in diesem Falle liegt oft eine Insel dicht vor dem Ufer, von welchem der Uebergang ausgeht, und diese ist von großem Nutzen, wenn der Rheinarm der zwischen ihr und dem Lande liegt, die Aufnahme von Fahrzeugen so wie deren Ausgang in den Hauptstrom gestattet und deckt. Die Verbindung kann niemals einer bedeutenden Schwierigkeit unterliegen. Umgekehrt aber gibt dieses Verhältniß dem Vertheidiger noch größere Vortheile; denn hat der Stromarm, welcher zwischen dem festen Ufer und der vorliegenden Insel liegt, bei ansehnlicher Breite eine gehörige Wassertiefe, so kann die Vorhut des Angreifers in eine sehr bedenkliche Lage gebracht werden. Dieses Verhältniß findet besonders häufig statt am rektificirten bayerisch-badischen Rhein, wo der Altrhein oft so breit ist als der Hauptstrom; am deutsch-französischen Rhein

[1] Diese Stellen werden immer seltener und werden bald ganz verschwinden, wenn man die Bauten auf beiden Ufern mit Uebereinstimmung fortführt.

werden Stellen, wie z. B. die Maximilians-Au bei Knielingen vorkommen, wenn ausgeführte Durchstiche den Thalweg aufgenommen haben werden. Wird eine solche Stelle ernsthaft vertheidigt, so kann ein Uebergang nur gelingen, wenn Fahrzeuge mit starken Abtheilungen der Vorhut in den Rheinarm einfahren, um jenseits desselben zu landen.

Gewisse Bauwerke, welche in den Strom auslaufen, können dem Uebergang sehr schädlich werden. Manche derselben, z. B. die Köpfe der Buhnen, sind natürliche Aufstellungspunkte für Geschütze, welche den Strom und die Landungsstelle bestreichen. Da sie mit dem Lande verbunden und nie sehr weit von diesem entfernt sind, so ist der Rückzug fast immer möglich. Die aufgestellten Geschütze können gegen die feindlichen Batterien fast immer, und zwar mit geringer Mühe gedeckt werden; vom Strom aus kann der Angreifer sie nicht nehmen, weil diese Bauten bei niederem Wasser steil und fast überhängend abfallen, bei hohem aber durch Strömung und Hinterwasser gegen unmittelbare Landung geschützt sind.

Daß die Veränderung der Wasserstände die Verhältnisse häufig ganz anders gestalte, das geht aus den früheren Ausführungen hervor. Bei niederem Wasser kann irgend eine Stelle dem Angriff sehr vortheilhaft seyn, die bei wenig höherem Stande der Vertheidigung große Vortheile gewährt und dem Angriff fast unbesiegbare Hindernisse entgegenstellt, wie z. B. die des Ueberganges vom Jahr 1797.

Wo die Hochgestade nicht nahe an den Strom treten, sind die beiderseitigen Ufer ziemlich gleich hoch, und wenn eine Verschiedenheit besteht, so hat dieß bei der Breite des Stromes fast gar keine taktische Wirkung. Eine solche kann jedoch den Deichen nicht abgesprochen werden, welche je nach ihrer Lage den Uebergang begünstigen oder hindern. Nahe am Strom verbergen die jenseitigen Dämme dem Vertheidiger die Bewegungen, welche auf dem rückliegenden offenen Land dem Angriff vorausgehen; die diesseitigen, besonders wenn sie in gebrochenen Linien geführt sind, geben ihm oft wahre Vertheidigungslinien. Bei dem erwähnten Rheinübergang im Jahr 1797 gab der Damm, welcher von Honau gegen die Bischofsheimer Gründe zieht, den zuerst übergesetzten französischen Truppen eine gedeckte Aufstellung,

ohne welche der Erfolg der Unternehmung sehr zweifelhaft gewesen wäre. Wenn bei höherem Wasserstande die Niederung theilweise ungangbar ist, so bieten die Querdämme allerdings Verbindungen dar, aber der Vertheidiger kann sie unter dem Schutz seiner leichten Truppen durchbrechen, dadurch nicht nur die Verbindungen zerstören, sondern auch große Wassermassen in die Niederung bringen.

Die Truppen, welche zum Uebergange bestimmt sind, kann man auf jeglichen Wegen zur Einschiffung oder zur Brücke führen, ist diese doch selbst nur zehn Fuß breit; aber auf der andern Seite angekommen, müssen sie sich ausbreiten, sie müssen Boden gewinnen, sie müssen mehr ins Gefecht bringen, als nur die Spitzen ihrer schmalen Colonnen. Da nun die Herstellung der Brücke dem Angreifer nur dann gelingt, wenn er den Landungsplatz in seiner Gewalt hat, da ihm eine tüchtige Vertheidigung vor Herstellung der Brücke immer eine überlegene Truppenzahl entgegenstellen wird, so muß der Boden, welchen er zuerst betritt, auch von einer verhältnißmäßig kleinen Abtheilung gehalten werden können, ohne daß er die Nachrückenden hindert, sich einer Fläche zu bemächtigen, welche mit ihrer Stärke in richtigem Verhältnisse steht. Ein buschiges, nicht allzu dicht bewachsenes Ufergelände, mit Unterbrechungen, welche Stützpunkte geben, ohne die Bewegung ernstlich zu hindern, ein Gelände, wie gute Plänkler es lieben, das ist der Boden, welcher der ersten Periode des gewaltsamen Rheinüberganges taugt.

Die zuerst übergesetzte Abtheilung befindet sich auf dem feindlichen Ufer in einer eigenthümlichen Lage. Sie muß in raschem Anlauf eine Stellung gewinnen, in welcher sie sich zu halten vermag, bis die nachfolgenden Einschiffungen gelandet, ihre Truppen ausgesetzt, und bis sich diese formirt haben. Ist sie nun stark genug, so muß sie mit einem zweiten Anlauf ihre Stellung ausdehnen oder eine andere, die weiter vorwärts liegt, nehmen. Dieses Verfahren wiederholt sich um so öfter, als derjenige, welcher den Uebergang abwehrt, die Absicht des Gegners versteht, der mit raschem *Angriffe* gewisse Abschnitte des Bodens gewinnen will, welche ihm eine längere *Vertheidigung* gestatten. Wachsen beiderseits die Kräfte in gleichem Verhältniß, so steht die Bewegung stille, bis der eine stark

genug geworden ist, um den andern gegen den Strom zurückzuwerfen, oder bis diesem so viel Truppen von dem andern Ufer zugeführt worden sind, daß er aus seiner Stellung wieder vorrücken kann.

Solchen Stillstand kann jedes bedeutende Hinderniß veranlassen, vor allem aber bewirken ihn Dörfer, die in der Rheinniederung liegen. Diese Dörfer stützen nicht nur die Aufstellungen und hemmen die Bewegungen des einen oder des andern Gegners, sondern sie sind gar oft die Punkte, um welche sich Angriff und Vertheidigung dreht. Liegt ein solches Dorf nahe am Uebergangspunkt, etwa an der Linie, welche das feste Land von dem eigentlichen Rheingelände scheidet, so können die übergegangenen Truppen nicht vorrücken, so lang es der Gegner besetzt hält; haben sich aber jene desselben bemächtigt, so muß dieser es um jeden Preis wieder nehmen. Bekanntlich sind Dorfgefechte unter allen Umständen hartnäckig, aber die Rheindörfer mit ihren festen Häusern und Kirchen, mit ihren Graben, Bächen, Sümpfen und Dämmen sind im allgemeinen gar sehr vertheidigungsfähig. Wäre im Jahr 1796 Kehl besser vertheidigt worden, so wäre der gut geleitete Uebergang wahrscheinlich mißlungen. Im Jahr 1797 hat man sich 28 Stunden lang um das Dorf Diersheim geschlagen; hätten es die Oesterreicher am ersten Tage wieder genommen, so wären die Franzosen in den Rhein geworfen worden, denn der rechte Flügel auf dem Hochgestade war erst angreifbar, als die Franzosen von Diersheim landeinwärts vorgehen konnten.

Die Hochgestade des Rheins haben in jedem Fall eine taktische Wirksamkeit. Liegen sie nah an dem angegriffenen Ufer, so beherrschen sie unmittelbar die Uebergangsstelle und lassen die Vorbereitungen zum Uebergang erkennen, wenn die Niederung auf der andern Seite breit und nicht gänzlich bedeckt ist. Sie halten die übergesetzten Vortruppen in einem engen Raum, welchen sie beherrschen, sie können alle Geschäfte der Unternehmung erschweren, und sogar unmöglich machen, wenn der Ausgang in den Hauptstrom, der Landungsplatz und die Brückenstelle in ihrem Wirkungskreis liegen. Dieser Vortheil war den Deutschen öfters gegeben, aber er wurde niemals gehörig benützt. Es war so, als Villars im Jahr 1702 bei

Hüningen über den Rhein ging, und es war so bei dem Rheinübergang vom Jahr 1797.[1] Liegen nun Dörfer auf dem Rande des Hochgestades, so wird die Stellung noch viel stärker: denn gerade weil Bischofsheim und Frirstett auf dem Hochufer liegen, mußten die Franzosen den Besitz von Diersheim so theuer erkaufen.

Ob die Niederung auch breit sey, die Hochgestade bieten dem Vertheidiger immer gute Gefechtsstellungen an. Altrheine und Gießen, Flüsse und Bäche, Dämme und Gräben und dichte Gehölze treten oft so nah an das Hochufer, daß dem Angriff fast kein Zugang gegeben ist. Die Colonnen des Feindes haben entweder keinen Raum zur Entwicklung oder sie sind von ferne gesehen. Kann der Angreifer auch den Fuß des Hochgestades erreichen, versucht er dessen Wand zu ersteigen, so wird sich auf dem vorspringenden oder zurückgezogenen Rande immer eine Stelle finden, welche die Wand, den Fuß und den unmittelbar vorliegenden Boden bestreicht und beherrscht. Die Abdachung des Hochufers ist fast überall steil, wird es aber nöthig, so kann man das Ersteigen einzelner Stellen fast bis zur Unmöglichkeit erschweren und die oben aufgestellten Vertheidiger decken. Dörfer, die auf dem Rande des Hochufers liegen, sind aus der Niederung schwer, vom Land her viel leichter zu nehmen. Wer den Rheinübergang abwehrt, ist daher um so mehr im Vortheil, als ein gelungener Angriff auf solchen verlorenen Posten dem Feind verderblich werden kann. — Dieser mag freilich wohl ein solches Dorf in Brand schießen, aber es wird ihm erst nicht viel helfen.

Streicht ein Hochgestade stundenweit in gleicher Entfernung vom Strom, und ist diese Entfernung beträchtlich, so schafft es freilich keine Stellung, es müßte denn gewisse Punkte geben, die der Feind nothwendig ersteigen muß; immer bildet es aber

[1] Die vorspringende Spitze des Hochgestades bei dem sog. Friedlinger Schloß ist nur 4000 Fuß oder 1600 Schritte von der Schusterinsel, die alte Sternschanze und eine Strecke des Hochgestades nur 3500 Fuß oder 1400 Schritte vom Rheinufer unmittelbar unter Hüningen entfernt. Schwere Feldgeschütze könnten demnach die Uebergangsstelle wirksam beschießen. Wären die Richtungslinien bewachsen, so müßte man sie aushauen; Soldaten und Genieofficiere können Holz zu jeder Zeit brauchen. Was den Uebergang vom Jahr 1797 betrifft, so wird sich die Sache bei dessen Darstellung ergeben.

einen Abschnitt, welcher die Sohle des Rheinthales von der Niederung scheidet und der Marsch in dieser parallel mit der Richtung des Stromes kann unter Umständen gefährlich werden, wenn demselben der Gegner auf dem Hochufer folgt.

6) Befestigungswerke. Wenn feste Plätze einige Stunden weit vom Rhein entfernt sind, so wirken sie als Glieder des Vertheidigungssystems, und diese Wirkung kann — je nach der Lage der Umstände — mächtiger werden, als jede andere, die sie sonst auszuüben vermöchten. Liegt ein Waffenplatz näher am Strome, so daß dessen Besatzung in einer bis zwei Stunden die Angriffsstelle erreichen kann, so wirkt er als ein fester Posten, in welchem eine gewisse Truppenmasse steht, oder als der Sammelort für die Bedürfnisse des Uebergangs. Die Wirkung von Befestigungswerken aber wird unmittelbar und örtlich, wenn dasselbe dicht am Ufer liegt. Als Vertheidigungsanstalt entziehen sie dem Feinde gewisse Stromstrecken, welche seinem Uebergange vielleicht allein günstig sind; den Angriff unterstützen sie, machen ihn vielleicht allein möglich, wenn ihre Geschütze dem Gegner jede Stellung am andern Ufer unhaltbar machen und die erste Besitznahme desselben schützen. So haben Hüningen und Fort Louis gewirkt, so wirken noch die Citadelle von Straßburg und das Fort Mortier. Bei Kehl können die Deutschen an keinen gewaltsamen Uebergang denken, bei Breisach müßten sie das genannte Fort zuerst unwirksam machen, das könnte aber mit Feldgeschützen gar nicht, und mit Belagerungsgeschützen schwer und erst nach so langer Zeit bewirkt werden, daß der Uebergang nicht mehr gelänge.

XIX. Ausführung der Uebergänge.

Natürliche Verhältnisse des Bodens, bestehende Verbindungen und künstliche Vertheidigungsanstalten können allerdings die Stromstrecken bestimmen, an welchen ein gewaltsamer Uebergang wahrscheinlich nicht ausgeführt wird; dagegen werden die Verhältnisse der Operationslinien und die offensiven Eigenschaften der Basis gewisse Bezirke des Stromes bezeichnen, in welchen der Angriff zu erwarten steht. Da nun Bodenverhältnisse und Verbindungen im Rheinthal dem Angreifer volle Freiheit geben, sich von einer Straße auf die andere zu werfen, so wird die Wahl seiner Operationslinien erst klar, wenn er den Uebergang

vollzogen und den Boden bis zur Bergstraße gewonnen hat. Wenn der Gegner auch längere Zeit in Ungewißheit über den Strombezirk erhalten wird, in welchem er den Uebergang erwarten soll, so kann eine gesunde Combination kleiner Einzelheiten der Aufstellung, mancher Vorkehrungen, die sich nicht verbergen lassen, und verschiedener, im Krieg nicht ungewöhnlicher Umstände die Dauer der Ungewißheit verkürzen. Ist aber der strategische Angriffsraum einmal errathen, so hat die Kenntniß der besonderen Stromstrecke, an welcher der Uebergang taktisch ausgeführt werden soll, nur noch eine untergeordnete Wichtigkeit. Aufstellungen im Sinn der heutigen Kriegführung, die geschickte Benützung der vielen und mannichfachen Verbindungen im Rheinthal nehmen den Märschen, den Scheinangriffen und den Demonstrationen die Wirkungen, welche man früher ihnen zuschrieb; aber gute Anordnungen können dem Angreifer immerhin einige kostbare Stunden, grobe Fehler des Vertheidigers aber Tage gewinnen.

Das Geschäft des Ueberganges theilt sich in zwei Perioden, deren eine durch das Uebersetzen der Vortruppen, die andere durch die Herstellung der Brücke und den Aufmarsch des Heeres auf der feindlichen Seite des Thales dargestellt wird. Wir wollen diese taktische Aufgabe keinesweges erschöpfen, sondern nur Bemerkungen niederlegen, wo die Aufgabe besondere Umstände trifft, oder wo die gewöhnlichen Lehren nicht ausreichen.

1) Die Vorbereitungen zum Uebergang.

Der Grenzstrom wird — noch ehe der Kriegsstand förmlich eingetreten ist — von jedem Uferstaat sorgfältig bewacht, und der Verkehr zwischen den Uferbewohnern, so lang er noch gestattet ist, einer strengen Aufsicht unterworfen. Beim Beginn des Krieges versichert jeder Uferstaat sich seines Schifffahrtsmaterials. Das ist eine allgemeine Maßregel, deren Ausführung an keinem Grenzstrome unterlassen, am Oberrhein aber nicht bis zum Beginn der Feindseligkeiten verschoben werden darf, weil die erste Handlung derselben vielleicht ein Versuch zu einem Ueberfall, gewiß aber zur Aufbringung der Fahrzeuge des Gegners seyn dürfte. Da nun die Deutschen noch immer

mehr Fahrzeuge am Rhein besitzen als die Franzosen und nicht wie diese auf andern Wasserstraßen welche herbeibringen können, so sind sie von stärkeren Interessen aufgefordert ihr Material zu bergen.

Die Franzosen — ob sie den Angriff vorbereiten, oder ob sie nur die Vertheidigung vorsehen — haben ihre Häfen, die wesentliche Bestandtheile ihres Befestigungssystems am Oberrhein sind. Die Deutschen müssen in jedem Fall mit größerer Umsicht verfahren. Kein geeigneter Rheinarm würde ihr Material aufnehmen, so sehr der Bestand desselben in dem oberen Theile des deutsch-französischen Grenzstromes jetzt auch vermindert sein mag. Käme aber auch der Zeitaufwand und der Lärm nicht in Betracht, welchen die Förderung der Fahrzeuge auf so große Strecken verursacht, so sind die Uebelstände unverkennbar, welche aus dem Mangel einer gewissen Anzahl von Schiffen fast für jede Stromstrecke folgen. Es ist daher ohne weitere Ausführung einleuchtend, daß man das Schifffahrtsmaterial in geeignete Stromarme vertheile, welche gewissen Angriffs- oder Vertheidigungsräumen angehören.

Einzelne leichte Fahrzeuge mögen, wie die Brückenzüge des Heeres, über Land an irgend eine Stelle gebracht werden, aber die Masse der Transportschiffe muß unter allen Umständen oberhalb der Landungsstelle in den Strom gehen. Diese Landungsstellen liegen nun selbst in gewissen gegenseitigen Entfernungen vom feindlichen Ufer; und darum wird man — wenn der Angriff in Absicht steht — für die Fahrzeuge, welche jeder Abtheilung der Vorhut entsprechen, geeignete Hafenplätze ohne große Mühe ermitteln. Im Allgemeinen ist es besser, daß die Fahrzeuge eine Stunde weit zu Thal als daß sie eine kurze Strecke im vollen Strome zu Berg gehen, wenn dieß ja möglich ist. Im zerrissenen Bett wird freilich jede Bewegung besser verborgen und für kleinere Fahrzeuge finden die Schiffer immer ein Fahrwasser

Die frühe Versammlung und Sicherung des Schifffahrtsmaterials ist durchaus nothwendig, weil sie nach Beginn der Feindseligkeiten nicht mehr ausgeführt werden kann. Sie mag allerdings die Punkte des beabsichtigten Angriffes verrathen, aber die Vertheilung läßt den einen Gegner in Ungewißheit, welcher

Punkt gewählt werden dürfte, während sie dem andern eine gewisse Freiheit gestattet.

Um die Hafen, in welchen das Schifffahrtsmaterial geborgen ist, gehörig zu sichern, bedarf es meistens keiner großen Anstalten, denn die Eigenthümlichkeiten des Strombettes machen es leicht, die Eingänge zu sperren oder einer übergesetzten Truppe das Vordringen von ihrem Landungsplatz zu den Schiffen zu wehren. Sind diese dem entgegengesetzten Ufer nicht sichtbar und liegt zwischen den Fahrzeugen und dem Hauptstrom eine Insel oder sonst ein buschiges Gelände, so werden auch Wurfgeschütze wenig Schaden anrichten. Das beste Sicherungsmittel ist immer die thätige Wachsamkeit der Mannschaft, welcher der Hafen anvertraut wurde.

Mancherlei Vorbereitungen werden von der Beschaffenheit des jenseitigen Ufergeländes bestimmt. Dahin gehört die Beischaffung des Materials, welches nothwendig ist, um den übergesetzten Truppen die Hindernisse des Vorrückens zu entfernen oder für die nachfolgenden Massen Wege und Verbindungen auf dem schwierigen Boden zu schaffen. Dieses Material, als Faschinen, Lauf- und Bockbrücken, Schanzzeug u. s. w. mag jedoch, nicht allzuweit von der Uebergangsstelle entfernt, an irgend einem schicklichen Orte gefertigt, gesammelt und zu rechter Zeit herbeigebracht werden. Ist das Material bei der Hand, so mag der Angreifer die nöthigen Zugänge zu seinem Ufer noch zeitig genug herstellen, wenn die Ausführung des Ueberganges bereits begonnen hat.

Mit dem Beginn der Feindseligkeiten ist der Verkehr zwischen beiden Ufern aufgehoben. Die Verbindungen zwischen denselben werden ohne Zweifel schon früher abgebrochen seyn, denn bei den Verhältnissen, wie sie am deutsch-französischen Rhein bestehen, darf man mit dieser Maßregel nicht säumen. Beide Uferstaaten werden ihre fliegenden Brücken und ihre Führer nicht preisgeben, und Baden besonders wird seine schwerfälligen Pontons an der Schiffbrücke zu Kehl und an der Landungsbrücke zu Breisach in Sicherheit bringen wollen. Es ist hart, aber nothwendig, daß man auch das kleinste, schlechteste Dreibord in Verwahrung nehme und die unvermeidlichen Arbeiten der Uferbewohner auf den Rheininseln nur unter strenger Aufsicht gestatte.

Wie eng die Postenkette am Rheinufer, wie geregelt der Patrouillengang sey, die Bewachung des Stromes vom Lande wird immer eine unvollkommene bleiben, und darum muß man sie theilweis auf dem Wasser vollziehen. Man wird Nachen ausrüsten, welche am zerrissenen Ufer kreuzen, die Inseln, die Bänke, die Gießen, die Rheinarme und deren Mündungen beobachten. Die Schiffer kennen das kleinste Fahrwasser und die Schmuggler wissen die Schlupfwinkel und die Verstecke, welche am Oberrhein so häufig sind; beide sind durch den Krieg außer Verdienst gesetzt und können demnach benützt werden. Die Schiffer sind im allgemeinen zuverlässige Leute; die Schmuggler müssen scharf beaufsichtigt werden, weil sie auf der andern Seite des Rheins viele Verbindungen haben, welche eben so gut vom Gegner benützt werden können. Diese Sache ist von ungemeiner Wichtigkeit für die Bewachung des Rheins.

2) Das Uebersetzen der Vorhut.

Ohne eine Avantgarde überzusetzen, ehe man die Herstellung der Brücke beginnt, wird ein gewaltsamer Uebergang am Oberrhein nimmer gelingen. Diese Vorhut soll die Punkte besetzen, welche die Uebergangsstelle beherrschen; sie soll auf dem feindlichen Ufer sich des Bodens bemächtigen, auf welchem die Colonnen der nachrückenden Truppen sich entwickeln, und endlich soll sie die nächsten Verbindungen zur Operationslinie vorbereiten oder nehmen.

Aus dieser Auffassung der Aufgabe der Vorhut ergibt sich sogleich, daß sie das feindliche Ufer an verschiedenen Stellen, die nicht allzuweit auseinander liegen, ersteigen, daß sie demnach in mehrere Colonnen zerlegt werden muß, deren jede einer Abtheilung der Transportschiffe mit einem besondern Landungsplatze entspricht. Die Zahl der Abtheilungen wird aber von den Punkten bestimmt, welche die Vortruppen besetzen müssen, um sogleich eine Stellung zu gewinnen. Diese in Verbindung mit dem Wasserstand des Stromes und der Beschaffenheit des feindlichen Ufergeländes werden über die geeigneten Landungsplätze entscheiden.

Es ist allerdings, z. B. bei dem Uebergang im Jahr 1797, vorgekommen, daß alle Abtheilungen der Vorhut an einer einzigen

Stelle ausgeschifft wurden. Aber eben der Gang dieses Ueberganges zeigt uns die Nachtheile. Die Franzosen hätten sich nicht so verzweifelt um den Besitz von Diersheim schlagen müssen, wenn die Truppen der ersten Einschiffung an drei verschiedenen Stellen gelandet, zwei Punkte seitwärts des Dorfes besetzt, und demnach sogleich einen größeren Raum erworben hätten. Die Darstellung des Ueberganges vom Jahr 1797 wird uns aber auch zeigen, daß die Anordnung, viel zu wenig einfach, weder den niedrigen Wasserstand noch die Eigenthümlichkeit des Ufergeländes und die Stellung auf dem Hochgestade beachtet hat und deßhalb nicht ausgeführt werden konnte. Im Jahr 1796 war die Vorhut in drei Abtheilungen formirt und wurde an drei verschiedenen Stellen ausgeschifft. Diese Anordnung hat großentheils bewirkt, daß die schwache Truppe sogleich eine große Bodenstrecke gewann.

Die Stärke und die Zusammensetzung der Vorhut hängt, wie überall, von der Gestaltung des jenseitigen Bodens und von den feindlichen Vertheidigungsanstalten ab, wird aber meistens aus leichter Infanterie und einigen Geschützen bestehen; Reiterei wird erst nothwendig, wenn das Ufergelände genommen ist. Wie sehr aber diese Truppe auf das Maß des schlechthin Unentbehrlichen gebracht sey, so wird das Material doch selten hinreichen, um sie mit einer einzigen Fahrt über den Strom zu bringen, und die Fahrzeuge werden daher auf dem Strom hin- und zurückgehen müssen, um die, welche übergesetzt sind, fortwährend zu verstärken. Die Truppen, welche zuerst übergehen, sind daher, bei der größten Thätigkeit der Schiffer, eine Zeit lang sich selbst überlassen und ihre Güte und Zuverlässigkeit muß ihre Schwäche an Zahl ersetzen.

Die Landungsplätze müssen allerdings sehr genau bestimmt werden, aber das zerrissene Strombett und das verwickelte Ufergelände verbieten alle künstlichen und weitläufigen Combinationen, welche unvermeidlich die Folge hätten, daß die Angriffe nicht zusammenträfen und gewisse Truppentheile ganz und gar ausgesetzt oder wirkungslos blieben. Für die Uebergänge, welche Moreau in den Jahren 1796 und 1797 ausführte, waren die Landungsplätze der Avantgarde sehr zweckmäßig gewählt, aber die betreffenden Abtheilungen kamen bei denselben nicht an, und

das Gelingen dieser Operationen muß der entschlossenen Haltung der französischen Truppen und theilweise den mangelhaften Vertheidigungsanstalten der Deutschen weit mehr als der Vortrefflichkeit der Anordnungen des französischen Heerführers zugeschrieben werden.

Am Oberrhein kann bei der größten Anstrengung der Schiffer kein Fahrzeug den Strom in einer Linie übersetzen, welche auf die Richtung des Thalweges normal ist; jedes wird abwärts getrieben um eine Strecke, welche mit der Geschwindigkeit der Strömung in geradem Verhältniß steht. Soll daher ein Nachen zurückkehren, um eine neue Truppenabtheilung zu dem bestimmten Landungsplatze zu bringen, so muß er, am Ufer gezogen oder in todtem Wasser gerudert, eine Strecke zu Berg gehen, die doppelt so lang ist, als die Länge, die er zu Thal getrieben wird. Die Rheinschiffer kennen ihre Stromstrecken in dieser Beziehung, sie wissen aus Erfahrung, wo sie am einen Ufer abfahren müssen, um einen bestimmten Punkt am jenseitigen zu erreichen. Haben die übergegangenen Truppen sich der nöthigen Strecke des feindlichen Uferrandes bemächtigt, so können die leeren Fahrzeuge an diesem zu Berg gehen, wenn die Verhältnisse dazu günstiger sind als am andern. Es mag je nach Umständen sehr zweckmäßig seyn, die ersten Truppenabtheilungen in den Hafen einzuschiffen, in welchen das Material geborgen war; sind sie aber von der Uebergangsstelle bedeutend entfernt, so würde die Rückkehr der Fahrzeuge einen großen Zeitaufwand verursachen, während die zuerst übergegangenen Truppen, ausgesetzt und von dem Heere abgeschnitten, die Minuten zählen, welche vielleicht über das Schicksal der Unternehmung entscheiden; ein Fall, welcher bei dem Uebergang im Jahr 1797 eintrat, weil die Mündung der Ill vollkommen in dem Wirkungsraum österreichischer Geschütze lag. Daraus ergibt sich die Nothwendigkeit, einer jeden Colonne der Avantgarde ihre Einschiffungsstelle zu bestimmen.

Wenn Inseln zu besetzen sind, so ist der geeignete Landungsplatz an den obern Enden derselben zu suchen, damit die Fahrzeuge nicht genöthigt sind, längs der Fronte derselben hinzustreichen. Diese allgemeine Regel ist jedoch mancherlei Ausnahmen unterworfen, denn die Insel kann eine bedeutende Ausdehnung nach der Richtung des Stromes haben, oder der Kanal, welcher

sie von dem eigentlichen Ufer trennt, kann eine freie Einfahrt mit hinreichendem Fahrwasser darbieten. Im ersten Fall mag man immerhin die untere Spitze der Insel oder irgend eine andere taugliche Stelle derselben zum Landungsplatze wählen; im andern kann man sie im Rücken angreifen, was besonders vortheilhaft erscheint, wenn auf derselben Geschütze aufgestellt sind. Häufig sind, wie oben (Abschnitt V.) bemerkt wurde, solche Kanäle oder Stromarme durch Abschließungen gesperrt, welche der Vertheidiger zu Verbindungen mit dem festen Ufer benützt. Ist nun die Abschließung einer solchen Rinne so weit abwärts oder aufwärts gelegt, daß die Verlandung die obere oder untere Ausmündung noch nicht erreicht hat, so findet ein leichtes Fahrzeug in der einen oder in der andern noch immer eine Tiefe des Wassers, welche ihm die Einfahrt gestattet.

Es wird sehr selten vorkommen, daß man ein weit vorspringendes Werk, z. B. eine Buhne, unmittelbar angreift; sollte dafür aber eine dringende Nothwendigkeit bestehen, so kann der Kopf eines solchen Werkes, besonders wenn es ein Faschinenbau ist, der Landungsplatz nicht seyn. Dieser muß auf der zu Berg gekehrten Flanke gesucht werden, und zwar in gewisser Entfernung von dieser, weil gewöhnlich eine Verlandung am Ufer die unmittelbare Annäherung der Fahrzeuge nicht zuläßt.

Ein ganz kleines Fahrzeug geht in kurzer Zeit über den Strom hin und zurück, wenn es einzeln fährt und in ruhigem Wasser zu Berg gerudert werden kann. Größere Schiffe müssen stromaufwärts gezogen werden und haben Stunden nöthig, um zur Einschiffungsstelle zurückzukehren und eine neue Ladung an das feindliche Ufer zu bringen. Der Zeitaufwand wächst in großem Verhältniß mit der Anzahl der Fahrzeuge, die man zum Uebersetzen der Vorhut verwendet.

Nimmt man an, die Deutschen haben zu einem Uebergange am Oberrhein für einen Angriff zusammengebracht: [1]

Rheinschiffe, kleine,	4	mit	320 Mann,
„ mittlere,	3	„	510 „
„ größere,	4	„	800 „
	11	mit	1630 Mann

[1] Der Verfasser hat dieses Beispiel gewählt, weil dabei alle Arten von Fahrzeugen zur Betrachtung kommen.

	Uebertrag	11	mit	1630 Mann
Ankernachen		11	„	220 „
Nachen		16	„	350 „
Waidlinge		22	„	440 „
Nähen		4	„	— „
		64	mit	2640 Mann,

so werden diese 64 Fahrzeuge mit der ersten Einschiffung 2600 Mann mit 4 Geschützen und deren Bespannung an das französische Ufer bringen. Die Ausschiffung wird mehr als eine Viertelstunde in Anspruch nehmen, und wenn jedes leere Fahrzeug sogleich zurückkehrt, so werden sich die verschiedenen Fahrzeuge trennen und diese Trennung wird die Wirkung haben, daß die kleinen viel früher als die großen mit der zweiten Ladung zurückkehren. Die nachfolgende Tafel stellt die Ergebnisse einer Berechnung dar, welche soviel als möglich alle Umstände aus Erfahrungen abgeleitet und nach Möglichkeit berücksichtigt hat. [1]

Zeit nach der ersten Landung.	Uebergesetzte Mannschaft in Nachen.		Uebergesetzte Mannschaft in Schiffen.		Stärke der Mannschaft am feindlichen Ufer.
	Einzeln.	Zusammen.	Einzeln.	Zusammen.	
Stunden.	Mann.	Mann.	Mann.	Mann.	Mann.
0,0	1000	1000	1600	1600	2,600
2,0	1000	2000	—	—	3,600
3,4	—	—	1600	3200	5,200
4,0	1000	3000	—	—	6,200
6,0	1000	4000	—	—	7,200
6,8	—	—	1600	4800	8,800
8,0	1000	5000	—	—	9,800
10,0	1000	6000	—	—	10,800
10,2	—	—	1600	6400	12,400
10,2	6000		6400		12,400

Die erste Einschiffung bedarf keiner Reiterei, denn die Vorhut kann sich nicht vom Ufer entfernen. Glaubte man aber

[1] Die Nachweisungen der aufgeführten Resultate würde die vollkommene Aufstellung und Ausführung dieser Rechnung nöthig machen und deßhalb Einzelnheiten behandeln, für welche gegenwärtige Schrift sich nicht eignet und wofür die Deutsche Vierteljahrsschrift keinen Raum hat. Der geneigte Leser muß deßhalb dem Verfasser glauben, bis dieser eine andere Gelegenheit findet, die Einzelnheiten seiner Untersuchungen mitzutheilen.

deren nöthig zu haben, so stellt sich die Rechnung sehr leicht mit den in (Abschnitt XVII. 7) aufgeführten Verhältnissen und unter der Berücksichtigung, daß das Einschiffen und Ausschiffen der Pferde mindestens das Vierfache der Zeit in Anspruch nimmt, in welcher beide von Fußgängern vollzogen werden.

Die vier Nähen bringen immer nach je 2 bis 2,5 Stunden vier Geschütze mit Bedienungsmannschaft ans Land.

Wenn dem Angreifer Dampfboote zur Verfügung stehen, so stellen sich die Resultate günstiger, aber viele Ursachen bewirken, daß durch sie die Leistung keineswegs so groß wird, als man erwarten sollte; einmal weil die Ersparniß der Zeit nur in der Ueberfahrt liegt, und dann weil die Ausführung des Geschäfts bedeutendem Zeitverluste unterliegt, besonders wenn die Dampfboote andere Schiffe schleppen, welche Verwendung sich als die vortheilhafteste erweist. An großen ruhigen Strömen gestaltet sich die Sache allerdings anders. Wenn man für den angeführten Fall ein Dampfboot, wie sie sonst auf dem Oberrhein gingen, in Rechnung bringt, so ergibt sie, daß die Schiffe in der gleichen Zeit eine Truppenzahl an das Land bringen, welche die oben angeführte nur um etwa ein Drittel übersteigt. [1]

Wir haben unsern Schätzungen durchaus günstige Annahmen unterstellt. Es wird am Oberrhein gar oft vorkommen, daß die Fahrzeuge sehr große Wege zurücklegen müssen, um von dem Landungsplatz bis zu der Einschiffungsstelle zurückzugehen, häufiger noch werden den Einschiffungen erhebliche Schwierigkeiten von den verschiedenen Wasserständen bereitet. Wer jemals ein ähnliches Geschäft mitgemacht oder nur aufmerksam beobachtet hat, der weiß, wie manche sonst unerhebliche Umstände, wie manche kleine Zufälle eintreten, welche die besten Anordnungen stören und bei der größten Thätigkeit der Mitwirkenden den Zeitaufwand außerordentlich vergrößern. Trägt man den vielen natürlichen Hindernissen, den Stockungen und den unvorgesehenen Zufällen billige Rechnung, berücksichtigt man die nothwendige Ruhezeit der Schiffleute, die nur theilweis abgelöst werden können, so wird man Ursache haben, zufrieden zu seyn, wenn das Werk der obigen zehn Arbeitsstunden in größerer Zeit geleistet

[1] Auch für diese Rechnung gilt die vorhergehende Bemerkung.

wird, d. h. wenn die angegebenen Fahrzeuge zwölf oder noch mehr Stunden nöthig hatten, um die angeführte Truppenmasse von 12,000 Mann überzusetzen.

3) Aufstellung von fliegenden Brücken.

Die obigen Erörterungen zeigen, daß auch ohne zusammenhängende Brücke eine ansehnliche Heeresabtheilung in gewisser Zeit über den Strom gesetzt werden kann; sie zeigen aber auch die Unmöglichkeit, Pferde und Geschütze auf das andere Ufer zu schaffen, wenn man nur kleine Fahrzeuge zur Verfügung hat, und sie lassen die Schwierigkeit und den großen Zeitaufwand erkennen, wenn größere Schiffsgefässe dazu verwendet werden sollen.

Hundert Zufälligkeiten können die kümmerliche Verbindung aufheben, welche die hin- und hergehenden Fahrzeuge unterhalten, die übergesetzten Truppen sind von dem Heer abgeschnitten, fast gänzlich vereinzelt. Erst die Herstellung der zusammenhängenden Brücke hebt diese Vereinzelung auf; aber sie kann am Oberrhein verhältnißmäßig sehr lange währen.

Bei dem Uebergang, welchen die französische Oberrhein-Armee im Jahr 1796 vollzog, wurde die Schiffbrücke erst 16 Stunden nach dem Abgang der ersten Einschiffung angefangen und 15 Stunden später vollendet; im Jahr 1797 begannen die Franzosen die Aufstellung der Schiffbrücke erst 13 Stunden nach dem Uebersetzen der Vortruppen; bei jenem Uebergang war demnach die Brücke erst 32, bei diesem 18 Stunden gangbar, nachdem die ersten Abtheilungen des französischen Heeres die deutschen Ufer betreten hatten. Wenn nun auch bei dem Uebergang von 1796 mehrere kleine Schiffbrücken über Rheinarme nicht mit militärischen Pontons hergestellt wurden; wenn heutzutage die Brückenzüge zweckmäßiger construirt und die Pontoniere viel besser eingeübt sind, als sie vor fünfzig Jahren waren, so wird, abgesehen von allen übrigen Schwierigkeiten und zufälligen Hindernissen, die Herstellung einer Schiffbrücke bei ernster Gelegenheit auch heute noch nicht so schnell zu Stande gebracht werden können, als man es bei Schauübungen zu sehen gewohnt ist[1], und

[1] Vom Jahre 1832 an haben die französischen Pontoniere öfters bei Kehl eine Schiffbrücke über den Rhein geschlagen. Der Rhein hat hier bei höherem Wasser-

bei jeder gewaltsamen Ueberschreitung des deutsch-französischen Rheins werden sich Schwierigkeiten einstellen, welche den Zeitaufwand des ganzen Geschäftes auf verschiedene Weise und besonders auch dadurch vergrößern, daß erst geraume Zeit nach der ersten Landung am feindlichen Ufer die Schiffbrücke in den Hauptstrom eingefahren werden kann.

Um nun den gefährlichsten Zeitraum zu verkürzen, hat man von jeher auf Anstalten gedacht, welche eine schnellere Verstärkung der übergegangenen Truppen sichern und besonders das Heranbringen von Reiterei und Geschützen vor Herstellung der Schiffbrücke erleichtern. Bei den angeführten Rheinübergängen haben die Franzosen fliegende Brücken verwendet, und diese haben dem Zweck sehr gut entsprochen.

Die fliegenden Brücken nehmen, wir haben es oben (Abschn. XVII. 8.) nachgewiesen, eine bedeutende Ladung auf; sie sind besonders zum Uebersetzen der Pferde, Geschütze und Fuhrwerke geeignet, deren Aufstellung auf dem Brückenboden nicht den Schwierigkeiten unterliegt und nicht den Zeitaufwand verursacht, welche das Ein- und Ausschiffen innerhalb Bord gewöhnlicher Fahrzeuge so störend und unangenehm machen. Ist in einem nahen, der Brückenstelle zu Berg liegenden Altrhein alles gehörig vorbereitet, so kann, unmittelbar nach dem Abgang der ersten Einschiffungen, das Giertau geankert und die Brücke kann an dieses angehängt und in den Strom gebracht werden, sobald die Vorhut sich der Uferstelle, an welcher sie anlegen soll, bemächtigt hat.

Am deutsch-französischen Rhein ist die Strömung nirgend

stand eine Breite von 1270 Fuß. Die Brücken wurden aber, besonders im Oktober 1832, bei einem Wasserstande geschlagen, der so niedrig war, daß die Kiesbänke vor der Commissionsinsel als festes Ufer betrachtet und benützt werden konnten, und daß zwischen diesen und dem linken Ufer die Breite des Bettes nur 670 Fuß betrug. Ueber diesen Hauptarm brachten 491 Pontoniere die fliegende Brücke in 1,5 und die Schiffbrücke in 2,5 Stunden zu Stande, die Zeit von dem Augenblick angerechnet, wo die Pontons, aus dem kleinen Rhein ausgegangen, an der Uebergangsstelle angekommen waren. Der Verfasser, welcher Gelegenheit hatte, diese Manöver zu sehen, muß der Gewandtheit und der Thätigkeit der französischen Pontoniere, sowie der Intelligenz ihrer Offiziere die verdiente Anerkennung zollen; aber er hat sich dennoch überzeugt, daß diese Uebungen durchaus keinen Maßstab für die Dauer des Geschäftes bei einem ernsthaften Uebergang bilden.

ze schwach, daß das Steuerruder unwirksam oder das Gieren der Fahrzeuge unmöglich wäre. Es gibt sehr wenige Stellen, an welchen eine fliegende Brücke nicht aufgestellt und in Thätigkeit gesetzt werden könnte; wohl aber möchte die Gestaltung der Ufer manchmal Anstände bereiten. Sind diese hoch und steil, so ist das Aufsteigen, besonders für Pferde und Fuhrwerke schwierig, sind sie niedrig und flach, so kann die gierende Brücke sie nicht erreichen. Diese Schwierigkeiten bestehen für alle größeren Fahrzeuge und sind nicht besonders hoch anzuschlagen. Denn eine steile Erdböschung ist in kurzer Zeit abgestochen und eine Landungsbrücke ist im tiefen Wasser mit geeigneten Fahrzeugen, im seichten mit Holz, im Nothfall mit Senkfaschinen sehr schnell hergestellt. Das Hinderniß kann nicht unvorgesehen eintreten, man kann die Arbeiten vorbereiten, das Material ist vorhanden, und noch weniger fehlt es an Armen.

Um die Wirkung dieses Uebergangsmittels zu schätzen, nehmen wir an, es solle die Breisacher fliegende Brücke bei einem gewaltsamen Uebergange benützt werden. Ist diese Brücke in einem geeigneten Rheinarme aufgestellt worden, und hat man sie unmittelbar nach Abgang der Vorhut in den Strom gebracht, und man nimmt an, daß die Aufstellung zwei Stunden erfordert, so wird sie erst drei Stunden nach der Landung der Vortruppen ihren ersten Transport an das andere Ufer bringen. Geht nun Fußvolk über, so wird sie für eine Fahrt nicht mehr als eine Viertelstunde verwenden und demnach in einer Stunde 1600 Mann übersetzen. Da nun aber die freigehenden Fahrzeuge nach drei Stunden schon eine bedeutende Masse Fußvolks an das Land gebracht haben und dieselbe immerfort verstärken, so wird man die fliegende Brücke vorzüglich verwenden, um Reiterei und Artillerie an das andere Ufer zu schaffen. Wenn die Anfahrten zu der fliegenden Brücke auch ganz bequem sind, so wird doch die Aufstellung dieser Waffen auf ihrem Gedecke eine größere Zeit erfordern, als wenn Fußvolk übergesetzt würde. Nehmen wir nun an, daß zu einer Fahrt nur 20 Minuten erfordert werden, so kann die fliegende Brücke in einer Stunde nicht mehr als 120 Reiter oder 8 Geschütze mit Bedienungsmannschaft und Bespannung übersetzen. Natürlicher Weise kann man die Waffengattungen, welche mit der fliegenden Brücke übergesetzt

werden sollen, nach den Umständen vertheilen. Nehmen wir an, man halte für nöthig, außer der Reiterei nach und nach zwölf Geschütze an das andere Ufer zu bringen, so wird die fliegende Brücke

8 Stunden nach der ersten Landung	450 Pferde und	12 Geschütze
9 „ „ „	570 „ „	12 „
10 „ „ „	690 „ „	12 „

zu den Truppen an das andere Ufer gebracht haben. Dieß ist aber schon eine sehr große Leistung.

4) Die Schiffleute und Führer der übergesetzten Truppenabtheilungen.

In den meisten Strecken des deutsch-französischen Rheins wird die Vorhut des Angreifers ihren Zweck nicht erreichen, wenn sie nicht von vertrauten Leuten geführt wird, welche den Strom und dessen Ufergelände in all deren kleinen Einzelheiten kennen. Ohne solche Führer ist nicht nur jede Truppenabtheilung, sondern fast jegliches Fahrzeug gar vielen widerlichen Zufällen preisgegeben: dieses kann, je nach dem Wasserstand, aufsitzen oder weit abgetrieben werden, es kann in falsche Kanäle eingehen oder die Mündung des rechten nicht erreichen, in jedem Falle die Zeit und den bestimmten Landungsplatz verfehlen und vereinzelt an dem feindlichen Ufer anlegen; die ausgesetzte Mannschaft aber kann sich in dem zerrissenen Ufergelände verwickeln, von ihrer Abtheilung getrennt und in gänzlicher Vereinzelung überfallen und aufgehoben werden.

Treten solche Zufälle schon bei hellem Tage ein, so sind sie unvermeidlich bei dunkler Nacht und in dem trügerischen Lichte des dämmernden Morgens, welcher in jeder Zeit des Jahres die Rheinniederung häufig mit einer mehr oder weniger dichten Nebelschichte bedeckt. Jede Strecke, welche die Vorhut hinter sich läßt, ist derjenigen ähnlich, die sie betritt, und jede ist ihr unbekannt, die natürlichen Hindernisse ändern fortwährend die Richtung des Marsches. Diese wird unsicher, zuerst können einzelne Leute nicht weiter, und bald bleibt die ganze Truppe stecken; sie weiß, daß der Feind nahe ist, aber sie weiß nicht, ob er vor ihr oder hinter ihr steht. Ist es dem Soldaten auch bekannt, daß eine andere Abtheilung, vielleicht nicht

tausend Schritte von ihm, sich in gleicher Lage befindet, so fühlt er, daß keine der andern helfen kann, und er glaubt sich ausgesetzt und verlassen. Dieser Zustand kann gefährlich werden, in jedem Fall ist er sehr unheimlich. Die Empfindung des Einzelnen theilt sich der Masse mit und steigert sich eben dadurch zu jener Aengstlichkeit, welche das Auffassungsvermögen aller Sinne beirrt. In der Dunkelheit oder im dämmernden Morgennebel erscheinen dem ruhigen Menschen alle Gegenstände größer, als sie wirklich sind, kömmt aber die Aufregung hinzu, so werden Maß und Gestalt zum Unkenntlichen verzerrt. Jeder Busch wird zum Wald, jede Schlut zum See, jeder Gießen zum Strom, jeder vereinzelte Damm wird eine Höhe oder ein großes Vertheidigungswerk, und hinter jedem steht ein überlegener lauernder Feind. Die besten Offiziere, wenn sie auf dem unbekannten schwierigen Boden selbst unsicher sind, können die unheimliche Aufregung ihrer Leute nicht bannen und sind darum keiner Zufälligkeit Meister.

Das Rauschen des Wassers, das Rascheln im Gestrüpp und in den Büschen, ein Schrei, ein zufälliger Schuß, jedes kleine Vorkommniß ist hinreichend, um die Besorgniß zu steigern und wohl auch um Schrecken bei sonst tapferen Männern zu erregen, die den breiten tiefen Strom hinter sich wissen und rings um sich die ungesehenen Feinde vermuthen.[1]

Das volle Tageslicht wird nun freilich die Nebel und die unheimliche Empfindung theilweis verscheuchen; man wird die wahre Lage der Dinge, die Richtung und die Objekte des Angriffes erkennen; aber die Soldaten haben vielleicht doch schon den romantischen Schwung vorloren, mit dem sie die Schiffe bestiegen, und an die Stelle des freudigen Muthes oder der abenteurenden Waghalsigkeit ist, wenn nicht Besorgniß, doch die Art der Ueberlegung getreten, welche den raschen rücksichtslosen

[1] Wir hatten bei obiger Schilderung vorzüglich junge Truppen im Auge, welche, wie die deutschen, keine Kriegserfahrung haben. Die Darstellung paßt aber allerdings auch für alte, versuchte Leute; man denke nur an den „panischen" Schreck der französischen Soldaten am Abend des 20. April 1797 bei Diersheim. Solche, welche sich, wie z. B. die französischen Truppen unserer Zeit, häufig in ähnlichen für den Einzelnen noch viel gefährlicheren Lagen befanden, werden das Abenteuer freilich mit größerer Ruhe bestehen.

Anlauf mehr oder weniger hemmt. Vielleicht sind die günstigen Augenblicke vorüber und die übergegangenen Truppen müssen am feindlichen Ufer sich ihrer Haut wehren. Sind nun auch schlechte Anordnungen und Nachlässigkeiten des Gegners der Unternehmung günstig, so treffen vielleicht doch die combinirten Angriffe nicht mehr zusammen, und werden ohne die frische Energie ausgeführt, welche einem achtungswerthen Feinde gegenüber allein den gewünschten Erfolg zu erringen vermag.

Die möglichen Folgen bedürfen keiner weiteren Ausführung: Minuten, welche die Vorhut verlor, können oft Tage dem Heer nicht ersetzen.

Die meisten Schiffer und Fischer des deutsch-französischen Rheines wohnen am rechten Ufer des Stromes; daher könnten die Deutschen, wenn sie einen Uebergang ausführen, alle Fahrzeuge mit diesen bemannen, die Franzosen aber müssen jedenfalls auch Pontoniere oder Schiffleute von andern Flüssen verwenden. Die Rheinschiffer kennen allerdings den Thalweg auf eine gute Strecke, aber die Einzelheiten der Flußarme, der verschiedenen Wassertiefen, der besonderen Strömungen, der Ufer, der Inseln u. s. w. sind dem besten nur innerhalb eines gewissen Bezirkes bekannt. Diejenigen, welche in der Nähe der Uebergangsstelle wohnen, werden daher die Lootsen beim Uebergang seyn, d. h. sie werden die Fahrzeuge steuern, welche die Vorhut über den Rhein setzen; und wenn deren nicht genug vorhanden sind, um jedem einzelnen Fahrzeug einen solchen Steuermann zu geben, so reicht besonders bei Nachen ein tüchtiger Lootse für eine Abtheilung, die sich zusammenhält, in der Voraussetzung aus, daß die andern Schiffleute ihr Geschäft gehörig verstehen. [1]

Die Schiffer sind für die Bewachung, für die Vertheidigung und für mancherlei Geschäfte des Krieges am Oberrhein wichtig; aber um auf ihren guten Willen und auf ihre Zuverlässigkeit rechnen zu können, muß man ihr Interesse gewinnen. Wenn man noch vor dem Beginnen der Feindseligkeiten die Fahrzeuge aufbringt, so stört man den Erwerb der Schiffer und gibt

[1] Der Verfasser hat vor einer Reihe von Jahren die brauchbaren Leute am deutsch-französischen Rheine ermittelt; aber natürlich ist jetzt die Liste nicht mehr zu gebrauchen.

sie der Noth preis; denn sie haben in besseren Zeiten nur selten etwas erspart und seit einer Reihe von Jahren haben sie sich kümmerlich abplagen müssen, um ihr Gewerb bei den niedrigen Frachtpreisen im Gang zu erhalten. Ihnen gebührt darum eine angemessene Entschädigung für die Schiffe. Dienste, wie man sie von ihnen fordert, lassen sich nicht erzwingen, und nur mit gutem Willen werden diese Leute wahrhaft nützlich seyn. Der Rheinschiffer ist an harte Arbeit gewöhnt, ausdauernd und muthig, er scheut ein Abenteuer nicht, es läßt sich alles mit ihm anfangen, wenn er noch etwas über des Lebens Nothdurft verdient; wenn ihm aber diese gebricht, so kann er dem Feinde zufallen. Der deutsche Rheinschiffer ist kein Freund der Franzosen; läßt sein Vaterland ihn und die Seinigen nicht in Noth verkommen, so wird er ihm mit Freuden dienen, und einige Gefahr schlägt er nicht hoch an.

Die Uferbewohner können das Rheingelände auf ihrer Seite fast überall ziemlich genau, aber jenseits des Thalweges ist ihnen meistens nur so viel bekannt, als die übergreifenden Banngrenzen einschließen, und ortskundige Männer von der andern Seite zu erhalten, wird bei strenger Bewachung des Stromes kaum möglich seyn. Aus dieser Verlegenheit helfen die Schmuggler, welche jede Furt, jeden Schlupf und jeden Versteck auf dem einen, wie auf dem andern Ufer kennen. Sie sind kühne unternehmende Menschen, welchen das unruhige Leben fast Bedürfniß, das Abenteuer eine Lust und eine Erwerbsquelle ist. Die Schmuggler können nicht nur bei der wirklichen Ausführung des gewaltsamen Ueberganges, sondern auch bei der Vorbereitung desselben, bei der Bewachung des Stromes, und selbst bei der Vertheidigung des Ufergeländes vortreffliche Dienste leisten. Da sie, wie oben bemerkt wurde, auf beiden Ufern gewisse Verbindungen und sich an Schleichwege gewöhnt haben, so sind sie natürliche Kundschafter; man muß sie für sich gewinnen und wäre es auch nur um sie dem Feind zu entziehen. Allerdings hat sich diese Klasse von Menschen am Oberrhein verringert, aber die größere Zahl wohnt noch am deutschen Ufer. [1]

[1] Wir haben der Schmuggler am Oberrhein schon früher erwähnt. (S. Deutsche Vierteljahrsschrift April — Juni 1852, Nr. 58, S. 50.)

Sie sind im allgemeinen der französischen Regierung nicht hold, und zuverlässig, wenn man sie gut bezahlt.

5) Die Aufstellung der Schiffbrücke.

Wenn die Aufstellung der Schiffbrücke auf dem Oberrhein auch größeren Schwierigkeiten als auf irgend einem andern Strom unterliegt, wenn es manchmal nicht leicht ist, die Anker zu setzen, und wenn die heftige Strömung die Pontons gewaltig abtreibt und das Einstellen derselben in die richtige Linie zu einer mühsamen Arbeit macht, so ist das Verfahren doch wesentlich nicht von den allgemeinen Vorschriften des Pontonierdienstes verschieden und es genügt, daß wir auf einige Umstände aufmerksam machen.

Bei jedem gewaltsamen Flußübergang steht die Wahrscheinlichkeit des Gelingens in umgekehrtem Verhältniß mit der Zeit, welche die Ausführung erfordert, und deßhalb ist es am Oberrhein ein übler Umstand, daß die Aufstellung der Brücke in seltenen Fällen früher als einige Stunden nach dem Abgang der ersten Einschiffungen begonnen werden kann. Da nun aber bei der Natur des Stromes so mancherlei unvorgesehene Dinge eintreten können, welche die ohnehin schwere Arbeit der Pontoniere gar sehr verzögern können, so müssen die andern Uebergangsmittel in fortwährender Wirksamkeit erhalten werden, und so ist keine noch so ängstliche Vorsorge unnütz, um die Thätigkeit aller mitwirkenden Kräfte gegen Unterbrechungen zu wahren. Wie leicht aber die mannichfachen Unterbrechungen eintreten können, das geht aus allen voranstehenden Betrachtungen hervor.

Die Construktion der Brücke mit Gliedern wird im Oberrhein fast immer eine größere Sicherheit geben, als die pontonsweise Anordnung derselben. Es ist allerdings viel leichter, mit einzelnen Pontons einzufahren, aber wie stark auch die Strömung sey, das Einfahren von Brückengliedern wird nur in gewissen Stromstrecken ganz besondern Schwierigkeiten unterliegen.

Ein schiffbarer Rheinarm oberhalb der Brückenstelle gewährt besonders für den gliederweisen Bau der Brücke entschiedenen Vortheil, weil er das Brückenmaterial gedeckt aufnimmt und alle

Vorbereitungen so vollständig gestattet, daß die Pontons oder die Brückenglieder in jedem Augenblick fertig in den Strom gebracht werden können.

Daß die Pontons aus einer schiffbaren Nebenrinne in den Strom gefahren werden, ist keineswegs eine unerläßliche Forderung. Wenn die betreffende Stromstrecke so gestaltet ist, daß die Wagen in gehöriger Entfernung oberhalb der Brückenstelle anfahren können, wenn am diesseitigen Ufer keine bedeutende Strömung liegt und wenn das jenseitige von den Vortruppen bereits besetzt ist, so mag man die Pontons wohl auch unmittelbar in dem Hauptstrom einsenken. Wenn aber das diesseitige Ufer oberhalb der Brückenstelle nicht etwa buchtig eingebogen ist, oder wenn nicht ausgehende Bauwerke ruhiges Wasser machen, und einen zurückgezogenen Raum bilden, so wird das Aufbrücken mit Gliedern schwerlich gut angehen. Da das Einfahren der einzelnen Pontons fast niemals erheblichen Schwierigkeiten unterliegt, häufig aber einen nicht unbedeutenden Zeitaufwand erspart, so wird man sich dazu wohl auch oft unter Umständen entschließen, welche dem gliederweisen Aufbrücken sonst nicht ungünstig wären.

Die Strömung wird die Brückenglieder oder die einzelnen Pontons in ihre Richtung treiben, und darum wäre die Mühe, sie paralell zu stellen, fast immer ein vergebliches und selbst ein schädliches Beginnen. Bei der großen Länge der Brücke haben die einzelnen Abweichungen keinen besondern Einfluß auf die Lage der Bahn, dagegen vermindern sie den Aufstau, und folglich den Zug auf die Anker. Windanker sind unentbehrlich, wenn die Brücke gegen Zufälle gewahrt werden soll, welche in jeder Stunde eintreten können.

Daß man bequeme Anfahrten zur Brücke herstellen müsse, bedarf keiner besondern Erörterung, wohl aber darf nicht unerwähnt bleiben, daß jedenfalls Vorsorge getroffen werden muß, um die Verbindung der Brücke mit dem Lande bei den Veränderungen der Wasserstände zu sichern. Höhere Wasser erfordern je nach der Gestaltung der Ufer eine größere oder kleinere Verlängerung der Brücke; flache Ufer gestatten bei keinem Wasserstande die Aufstellung der äußersten Pontons so nah am Lande, daß die Spannweite nicht viel zu groß würde, und

deßhalb sind Böcke, überzählige Pontons u. dgl. durchaus unentbehrlich.

Als im Jahr 1694 der Prinz Ludwig von Baden unterhalb Lauterburg auf zwei Schiffbrücken über den Rhein gegangen war, da versuchten die Franzosen deren Zerstörung. Die Besatzung von Fort-Louis ließ große Baumstämme und Schiffe, welche mit Steinen beladen waren, auf dem Strom treiben, aber diese Zerstörungsmittel erfüllten ihren Zweck nicht. Sehr unangenehme Erfahrungen lehren, daß schwere Körper, vom Strom gegen eine Schiffbrücke getrieben, diese zerreißen, und daß besonders keine Construktion stark genug ist, um dem Stoß oder dem Druck eines großen Flosses zu widerstehen. Gehen aber diese schwimmenden Körper weit oberhalb der Brückenstelle ab, so unterliegen sie den wunderlichen Zufälligkeiten des Rheins, sie werden, besonders bei niedrigem Wasser, auf Kiesbänke geworfen und bleiben sitzen, oder der Strom selbst treibt sie aus dem Thalweg in ruhiges Wasser, wo sie leicht abgefangen werden können; müssen sie vollends sehr gekrümmte Stromstrecken durchlaufen, so kann man fest darauf rechnen, daß sie nicht ankommen. So war es bei dem oben erwähnten Zerstörungsversuch der Brücken bei Lauterburg. Die Baumstämme und Schiffe mußten mehr als sechs Stunden weit herabschwimmen und wurden deßhalb ohne Wirkung entfernt. Sollen nun solche Zerstörungen gelingen, so müssen die schwimmenden Körper nahe oberhalb der Brücke in den Strom gehen oder sie müssen von Schiffleuten bis zu einem gewissen Punkte geführt werden; beides ist aber kaum möglich. Erwägt man, daß die Brücke nicht aufgestellt wird, ehe eine gewisse Strecke des jenseitigen Ufers im Besitz der übergegangenen Truppen ist, daß die Zerstörungsmittel vorbereitet werden müssen, daß diese Vorbereitung aber, schon des Zeitbedarfes wegen, nur dann möglich ist, wenn man die Uebergangsstelle zum voraus kennt, und daß aller Wahrscheinlichkeit nach die Führer ohne Rettung verloren sind, so wird es ganz klar, daß, ganz besondere Umstände ausgenommen, eine solche Zerstörung der Schiffbrücke nicht eben sehr zu fürchten ist. Würde man aber solche besondere Umstände erkennen, so bestünden die nöthigen Sicherheitsmaßregeln einfach darin, daß man die aufwärtsliegende Stromstrecke sorgfältig bewachte

und an geeigneten Stellen möglich nah und doch in gehöriger Entfernung von der Brücke, Nachen und tüchtige Schiffsmannschaft mit dem nöthigen Zeug aufstellte, um die schwimmenden Körper aufzufangen oder aus dem Stromstrich zu entfernen. Kriegsbrücken, welche in wenigen Stunden aufgestellt werden, können keine Durchlässe haben, aber gewandte Pontoniere, wenn sie zu rechter Zeit aufmerksam gemacht sind, können doch immer ein Glied oder einige Pontons aus der Brücke abführen, und die herbeigetriebenen Körper durch die Oeffnung steuern.

Ein sehr hoher Wasserstand ist dem Schlagen der Brücke überall hinderlich, an manchen Stellen macht er es unmöglich, und gebietet ein mächtiger Schnellanlauf auch nicht gerade das Abführen der Brücke, so unterbricht er doch die Zugänge und die Verbindungen in großen Strecken der Niederung. Da aber bei zweckmäßigen Anordnungen der Eintritt der Hochwasser immer einige Stunden früher bekannt wird, so hat man Zeit, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

In dem zerrissenen Rheingelände kann es, besonders wenn der Hauptstrom nahe an den Hochgestaden liegt, allerdings vorkommen, daß die Geschütze des Vertheidigers die Brückenstelle erreichen; dieß ist nun freilich die größte Gefahr, welche nur die Tapferkeit der übergegangenen Truppen und die Einsicht ihrer Führer abwenden kann. Gewöhnlich kann die Brückenstelle nur von wenigen Punkten gesehen werden, und diese Punkte zu nehmen, ehe der Bau der Brücke beginnt, das ist ja eben die Aufgabe der Vorhut. Werden die übergegangenen Truppen so zurückgedrängt, daß der Vertheidiger diese Punkte wieder gewinnt und mit Verstand benützt, und können nicht schnell überlegene Massen hervorgebracht werden, welche die Batterien nehmen oder vertreiben, oder überhaupt außer Wirksamkeit setzen, so ist der Uebergang sicher mißlungen.

6) Vertheidigungswerke zur Behauptung des Ueberganges.

Von den beiden Gegnern will der eine vom Rhein in das Land vorrücken, der andere will ihn über den Strom zurücktreiben; jener will Raum gewinnen, dieser will ihn dem Angreifer entziehen. Darin liegt die Idee der Gefechte, deren Ausführung auf dem gegebenen Boden keine ungewöhnliche Aufgabe

ist. Die umständliche Geschichte eines Rheinüberganges wird die Sache anschaulicher machen, als jede Erörterung es vermöchte.

Der Erfolg der Unternehmung ist immer sehr zweifelhaft, so lang nicht große Massen auf dem ununterbrochenen Brückenweg nachrücken können. Der Uebergang wird freilich nicht auf einer Stelle versucht werden, welche der Gegner stark besetzt, oder in deren Nähe er starke Truppenmassen versammelt, oder wo er besondere Vertheidigungsanstalten getroffen hat. In der Regel wird die Mannschaft der ersten Einschiffung stärker seyn als diejenige, mit welcher der Vertheidiger am angegriffenen Ufer unmittelbar steht; aber ein eigenthümliches Verhältniß liegt immer darin, daß bei den übergegangenen Truppen Angriff und Vertheidigung wechselt, und zwar, bei gleicher Güte der Gegner, mit dem gegenseitigen Verhältniß ihrer Zahlenstärke. Ist ein Abschnitt des Bodens genommen, so muß er behauptet werden, bis die eingetroffene Verstärkung einen neuen Angriff erlaubt; kommt eine solche dem Gegner früher herbei, so kann die Behauptung unmöglich werden und der erworbene Boden wird aufgegeben. Wenn nun die übergesetzten Truppen bis an den Strom zurückgetrieben werden, so ist noch immer nicht Alles verloren, so lang sie einen Punkt am angegriffenen Ufer behaupten.

Daraus entsteht nun die Frage: Soll der Angreifer seine Uebergangsstelle am feindlichen Ufer durch Vertheidigungswerke schützen?

Den besten Brückenkopf bilden die Truppen, wenn sie rasch vom andern Ufer herankommen; wenn aber widrige Zufälle den Uebergang verzögern, wenn man sieht, daß der Gegner in einem gewissen Zeitraum sehr überlegen seyn wird, wenn man bis dahin noch hinreichende Zeit, etwa eine Nacht vor sich hat, so ist es allerdings gerathen, ein Werk herzustellen, welches die Landungs- oder Brückenstelle so lange zu schützen vermag, als das Gleichgewicht nicht wieder hergestellt ist. Ein solches Werk, es ist für sich klar, muß mit der Zeit und mit den Kräften, über die man verfügen kann, in richtigem Verhältniß stehen, d. h. es muß fertig werden, so lang die Truppen noch das vorliegende Gelände zu behaupten vermögen, denn es muß bewaffnet seyn, wenn des Feindes Ueberlegenheit wirkt. Ist diese Bedingung erfüllt, so ist der größte Raum, welchen solche Schanzen ein-

schließen, der beste, und darum möchten wir ein System geschlossener Redouten, im dringenden Fall nur Fleschen jedem andern vorziehen; später mag man unter deren Schutz ein größeres Werk an der Brückenstelle errichten. Am Rhein ist Material jeder Art überall zur Hand.

Große, mehr oder weniger permanente Brückenköpfe baut jeder, welcher über einen Fluß in Feindes Land gedrungen ist; er baut sie sowohl, um einen Rückzug zu sichern, als um sich einen spätern Uebergang offen zu halten. So befestigten die Franzosen die Schusterinsel und Kehl, und bedienten sich der Posten zu dem einen Zweck im Jahr 1796, und zu dem andern in den Jahren 1799 und 1800.

Den Vertheidigungswerken, welche Uebergänge zu hindern bestimmt sind, werden wir später noch eine kurze Betrachtung widmen.

XX. Die Leistung der Eisenbahnen zur Förderung von Truppen.

In der Betrachtung der größeren Verhältnisse nehmen die Eisenbahnen eine sehr wichtige Stelle ein. Sie sind allerdings auch dem Angriffe nützlich, sie können dessen vorbereitende Bewegungen länger verbergen, sie können mehrere entfernte Punkte bedrohen, aber ihr Einfluß macht sich besonders auf die Vertheidigung geltend.

Sollen nun die Thatsachen festgestellt werden, aus welchen die Leistungen der Eisenbahnen bei der Förderung von Truppen im Rheinthal hergeleitet werden können, so kommt vor allem die Bahn der deutschen Seite in Betracht. Die Franzosen können auf ihrer Seite Material herbeischaffen, so viel sie je brauchen, aber die badische Bahn ist jetzt noch gewissermaßen vereinzelt, und es handelt sich also um die Bestimmung, wie viel Truppen der verschiedenen Waffengattungen Baden mit seinem eigenen Material zu fördern vermag.

Bei den vielen Truppenförderungen auf der badischen Eisenbahn hat sich ergeben, daß man in einem Personenwagen fünfunddreißig Mann, auf dem offenen Gepäckwagen ein Geschütz oder sonstiges Fuhrwerk oder sieben Pferde mit den Reitern unterbrachte. Eine Maschine zieht zwanzig solcher Wagen mit der gewöhnlichen Geschwindigkeit von sieben Wegstunden oder

4,2 geographischen Meilen in der Zeitstunde; die sogenannten Gütermaschinen gehen allerdings mit viel größeren Lasten, aber auch mit viel kleinerer Geschwindigkeit, es werden aber deren nicht viele nöthig werden. Zur Verladung der Geschütze sind 96 eigentliche Pritschwagen zur Verfügung. Die offenen Güterwagen würden nur etwa 1920 Pferde aufnehmen, aber bei dringenden Fällen ging es wohl auch an, bedeckte Wagen zur Verbringung von Pferden zu benützen. Das Großherzogthum Baden kann demnach sein ganzes Kontingent nach der Stärke, welche aus der Matrikel folgt, und durch die Vereinbarung von Württemberg, Baden und Hessen festgestellt wurde, mit seinem eigenen Material in einer Fahrt verbringen. Die folgende Tafel stellt diese Nachweisung dar.

Waffengattung	Mannschaft.		Fuhrwerke.		Pferde.		Zusammen.	
	Mann.	E.Wagen.	Anzahl.	E.Wagen.	Anzahl	E.Wagen	E.Wagen.	Maschinen.
Generalstab .	58	2	9	9	120	19	30	2
Fußvolk . .	7,710	216	29	29	307	44	289	15
Reiterei . .	1,435	6	11	11	1591	230	247	12
Artillerie . .	936	12	152	152	948	135	299	15
Pioniere . .	69	2	2	2	13	2	6	1
Gendsarmerie	29	1	—	—	31	5	6	
	10,237	239	203	203	3010	435	877	45

Würde demnach die ganze badische Division, mit Ausnahme der Bedürfnisse der Administration, mit badischem Material transportirt werden, so blieben noch übrig: Personenwagen 63, bedeckte Gepäckwagen 75, Maschinen 21, ein Material, welches noch reichlich die Reserven sicherte, und selbst für manche unvorgesehene Fälle ausreichen dürfte, welches aber kaum einen kümmerlichen Verkehr zu unterhalten vermag. [1]

[1] Die Stärke der badischen Division ist aus „Innere Organisation des achten deutschen Armeecorps" entnommen. Unter den 152 Fuhrwerken der Artillerie befinden sich deren 20 Geschütze. In der Tafel befindet sich alles, was zur taktischen Operation nothwendig ist. Lebensmittelfuhrwesen, Feldbäckerei, Gesundheitspflege, im Ganzen 240 Mann mit 50 Fuhrwerken und 257 Pferden befinden sich immer um einige Märsche zurück, ebenso die Belagerungsgeschütze, wenn

Wenn man nun das Material für die Förderung der Truppen auf der Linie von Rastatt bis Haltingen zweckmäßig vertheilt, so wird kein Zug eine große Entfernung durchlaufen müssen, um die Truppen in die Nähe der Uebergänge zu bringen, und man kann gewiß annehmen, daß alle Züge in einem Tage zwei und mehr Fahrten für den angegebenen Zweck machen, also 20,000 Mann mit 2800 Reitern und 40 Geschützen auf einen bestimmten Punkt bringen können.

In sehr kurzer Zeit werden die badischen Eisenbahnen zwei Schienenwege mit der gewöhnlichen Spurweite haben, und dann kann man in jedem dringenden Fall durch telegraphische Depeschen eine Menge Materials von andern Bahnen herbeirufen, wenn die nöthige Vorsorge getroffen worden ist. Würde man 260 offene Wagen von den Main-Neckar- und von den württembergischen Bahnen beibringen, so würden der badischen Bahnwagen genug übrig bleiben, um mit einer Fahrt mehr als 20,000 Infanteristen zu fördern.

XXI. Der Oberrhein als Operationsbasis gegen Deutschland. Geschichtlicher Rückblick.

Die Bedeutung der oberrheinischen Grenze wird durch einen flüchtigen Rückblick auf deren Geschichte mehr als durch allgemeine Betrachtungen verstanden.

Nach der Eroberung von Gallien rückten die Römer an den Oberrhein vor; an dessen linkem Ufer gründeten sie Niederlassungen, schufen die größern Städte, als eben so viele feste Plätze, und sicherten durch Brückenköpfe die Uebergänge auf die andere Seite. So war der Rheinstrom im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Basis ihrer Unternehmungen gegen die deutschen Stämme geworden. Theils von dieser, theils von Italien ausgehend eroberten sie einen großen Landstrich und auf diesem zogen ihre Heerstraßen zwischen Gallien und Oberitalien, sowie zwischen Gallien und Pannonien, dem Verbindungsglied zwischen dem östlichen und westlichen Theil ihres Reiches in

sie nicht etwa schon früher an gewisse Punkte des Rheines verbracht worden sind. Die Anzahl der nöthigen Eisenbahnwagen ist reichlich angeschlagen, man könnte mit weniger auskommen. Die Zusammenstellung des Materials im Großherzogthum Baden ist in der I. Abtheilung dieser Schrift Abschnitt X. S. 206 aufgeführt.

Europa. In dem Kriege des Claudius Civilis wurden (im Jahr 72) alle Standquartiere der Römer auf der rechten Seite des Rheins zerstört, und deßhalb vollendete Kaiser Domitian (im Jahr 84) den Grenzwall, welcher sich von der Donau zum Mittelrhein erstreckte. Südlich von diesem lag nun das Grenzland der Römer, in welchem sie ständige Lager bezogen und gallische und römische Ansiedler einsetzten. Dieses Grenzland deckte ihnen die Verbindungen nach dem Osten und entfernte die wilden, unruhigen deutschen Stämme von den Uebergängen über die Alpen. Der weite Raum innerhalb des Grenzwalles wurde mit einem Netze von Straßen bedeckt, unzählige Wartthürme bewachten die Straßen, und diese Posten hatten ihren Kern in größern Castellen oder Burgen, welche ihre Besatzungen aus den Standlagern zogen.[1]

Nach Aurelians Tod durchbrachen die Deutschen (im Jahr 275) den Grenzwall, und das Land am Oberrhein war nun anderthalb Jahrhunderte lang der Schauplatz der Kriege, welche die Römer zuerst zur Erhaltung ihrer Verbindungen und dann zur Vertheidigung ihrer Besitzungen auf der linken Seite des Stromes führten. Noch lange hatten sie einen breiten Raum des deutschen Rheinlandes und die wichtigsten Uebergänge im Besitz, der Rhein war wieder ihre strategische Grundlinie, aber ihre Posten hielten die wilden Feinde von dieser Linie entfernt. Die Römer wurden ohne Unterlaß aus einer ihrer Vertheidigungslinien zur andern gedrängt, aber erst unter Constantius II. überschritten (im Jahr 354) germanische Stämme den Strom. Dieser Einfall, so wie viele spätere mißglückten; die Deutschen wurden zurückgetrieben, aber der Oberrhein war jetzt eine Grenze zwischen den Germanen und dem römischen Reich, und diese Grenze war den Römern Basis und Vertheidigungslinie zugleich, wie sie es heute den Franzosen noch ist. Noch oft gingen die Römer über den Strom, noch oft schlugen sie glückliche Schlachten und versuchten neue Niederlassungen zu gründen, um wieder ein vorliegendes Grenzland zu erwerben. Valentinian (im Jahr 368) befestigte die Rheingrenze, er gründete Ladenburg, er baute die Befestigungen am heiligen Berg bei Heidelberg,

[1] Bekanntlich stehen jetzt noch gar viele solcher Wachtthürme und Burgen im Rheinthal, auch die Straßen sind theilweise noch zu erkennen.

er machte den Neckar zu einer Linie, welche den obern Theil des Rheinthales vom untern abschnitt, und mehrere Jahre später noch (im Jahr 374) war er in seinem neubegründeten Robur.[1] Beim Tode Valentinians befand sich die Rheingrenze in gutem Vertheidigungsstand, und dieser wurde unter seinem Sohne sorgfältig erhalten.

Noch mehrere Einfälle der Alemannen wurden von den römischen Legionen zurückgewiesen; im Jahr 400 schlug Stilicho sie in Oberschwaben, aber im Jahr 408, nach dem Tode dieses Feldherrn, überschritten die oberdeutschen Völker den Rhein, eroberten Mainz, Worms, Speier und Straßburg; sie nahmen feste Wohnsitze in Gallien, und als die Schlacht von Soissons (im Jahr 486) die Herrschaft der Römer auch in diesem Lande gebrochen hatte, waren die Alemannen durch den Kamm der Vogesen und durch die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Rheins und der Saone von den Burgundionen und von den Resten der gallischen Völkerstämme geschieden.

So war der Rhein jetzt ein deutscher Strom und blieb es zwölfhundert und vierzig Jahre lang.

Im dreißigjährigen Kriege hatten die Franzosen das Elsaß besetzt, gingen oft über den Rhein, und sie bewirkten denn auch, daß der unglückselige Friede von Münster ihnen nicht nur das Elsaß, Sundgau und zehn kaiserliche Städte auf der linken Rheinseite zusprach, sondern ihnen sogar auf dem rechten Ufer die Stadt Breisach mit den zugehörigen Dörfern und das Besatzungsrecht in Philippsburg gab. So war der Oberrhein die französische Basis gegen Deutschland geworden, war aber für dieses keine Vertheidigungslinie mehr, denn den französischen Heeren waren die Uebergänge gesichert.

Durch den Frieden von Nimwegen (5. Februar 1679) verlor Ludwig XIV. allerdings wieder das Besatzungsrecht von Philippsburg, erhielt aber dagegen die Stadt Freiburg am Fuße des Schwarzwaldes. Die Franzosen hatten früher schon die Werke von Breisach verstärkt, jetzt aber zerstörten sie die Vorstädte von Freiburg, um eine neue Befestigung anzulegen; sie besaßen demnach einen gelegenen Punkt zum Uebergang auf

[1] Wahrscheinlich auf dem rechten Hochgestade des Rheines, in der Gegend von Weil, gegenüber von Basel.

das rechte Rheinufer und einen festen Platz, welcher die wichtigste Straße durch den Schwarzwald beherrschte; aber sein Grenzland war unterbrochen, denn die Deutschen besaßen noch immer viele Oerter auf dem linken Ufer des Rheines.

Im Elsaß waren die berüchtigten Reunionskammern in fortwährender Thätigkeit, um aus dem Vertrage von Münster Ansprüche auf deutsche Besitzungen abzuleiten und Erkenntnisse abzugeben, welche Ludwig XIV. sogleich vollzog. Während Kaiser und Reich gegen diese Gewaltthätigkeiten Vorstellungen erhoben und auf einem Congresse zu Frankfurt saßen, um ihr ferneres Verfahren zu vereinbaren, besetzten französische Truppen am 30. September 1681 die alte Reichsstadt Straßburg; — auf dem rechten Rheinufer hatten sie schon 1673 das Städtchen Kehl in Besitz genommen und sogleich befestigt. Sechzehn Jahre später sprach der Friede von Ryßwik (30. Oktober 1697) der Krone Frankreich die Stadt Straßburg und alles zu, was auf der linken Seite des Rheins reunirt worden war, wogegen Kaiser und Reich das Fort Kehl, Oesterreich die Festungen Breisach und Freiburg nebst den andern Plätzen auf dem rechten Rheinufer zurückerhielten, welche im Besitz der Franzosen gewesen waren. [1]

Nachdem Frankreich die Rheingrenze erworben hatte, verwendete Ludwig XIV. ungeheure Mittel, um diese stark zu machen zur Vertheidigung und zum Angriff. Vauban erfaßte die Idee seines Königs, er wußte besser als irgend ein anderer Mensch die rechten Punkte zu wählen, und nach ihm hat man zweihundert Jahre lang sein System ergänzt und vervollkommnet. Er machte Straßburg zu einem großen Waffenplatz; es wurde der Mittelpunkt des ganzen Systems, auf und abwärts legte er neue Festungen an oder verstärkte die alten. Diese Plätze entzogen den Deutschen ihre vortheilhaften Uebergänge, gaben Stützpunkte für die Manöver im Rheinthal und sperrten die Straßen über die Vogesen. Viele der kleineren Plätze bildeten zugleich feste Punkte für Stellungen, so z. B. an der Lauter, an der Moder, an der Zorn; man legte vortreffliche

[1] Die Franzosen hielten unter mancherlei Vorwänden Breisach noch besetzt, bis Vauban die neue Festung Neubreisach vollendet hatte, im Jahr 1700. Kehl war eine Besitzung des Hauses Baden-Baden, und ging an dieses zurück. Nach dem Aussterben der katholischen Linie im Jahr 1771 fiel sie der Linie Baden-Durlach zu.

Straßen an, welche diese Plätze verbanden, und wenn auch die neue Kriegskunst den Festungen einen andern Werth beilegt, so kann man auch jetzt nicht verkennen, daß alle diese Punkte vortrefflich gewählt waren.

Zum Angriffe war das französische System noch immer nicht vollständig, so lange nicht feste Punkte am rechten Ufer den französischen Heeren die Rheinübergänge sicherten, und darum bestrebten sie sich auch ein ganzes Jahrhundert hindurch, solche zu erwerben. Schon beim ersten Ausbruch des spanischen Erbfolgekriegs nahmen sie Breisach und Kehl, und zehn Jahre später, nach einer blutigen Belagerung, die Festung Freiburg, welche sie dreißig Jahre früher selbst gebaut hatten; aber der Friede von Baden (7. September 1714) stellte den Zustand der Rheingrenze wieder her, wie er im Jahre 1700 war. Frankreich trat Freiburg, Breisach und Kehl wieder ab, behielt jedoch Landau. Die französische Arrondirungspolitik im achtzehnten Jahrhundert und in allen Kriegen, die daraus folgten, zeigt nun den unveränderlichen Gedanken der Franzosen, sich feste Punkte auf dem rechten Rheinufer zu erwerben.

In diesen Kriegen war die Rheingrenze oft genug von den Deutschen bedroht und überschritten, und die Franzosen waren daher gezwungen, ihr Vertheidigungssystem in seinen Einzelheiten zu ergänzen.

Im Jahr 1733 war der Marschall Dubourg Kommandant im Elsaß; bedroht mit einem Rheinübergang der Deutschen, baute er längs des Stroms 76 Redouten und bildete aus dreizehn Amtsbezirken (baillages) eine Miliz von 9723 Mann, welche mit der Unterhaltung dieser Werke und mit der Bewachung des Stromes beauftragt war. Nach dem Wiener Frieden vom Jahr 1738 ließ man diese Anstalt fallen. Als aber im Jahr 1743 Noailles und Coigni mit einem wenig starken Heere im Elsaß standen und dieses vom Erzherzog Karl von Lothringen ernstlich bedroht war, so stellte man in aller Eile die Schanzen wieder her. Es ist gewiß, daß diese Schanzen nur reine Vertheidigungsanstalten waren, aber es ist auch ebenso gewiß, daß alle größeren Arbeiten zur Befestigung der Rheingrenze aus der Idee des Angriffes hervorgingen und daß alle andern Interessen dieser Idee untergeordnet wurden.

Beim Ausbruch der französischen Revolution war der Besitzstand am Oberrhein, wie er im Jahr 1700 gewesen war; aber auf dem rechten Rheinufer bestanden keine Vertheidigungsanstalten mehr, während auf dem linken die Grenzlinie fortwährend verstärkt ward.

Im Jahr 1793 zog sich der Krieg an den Oberrhein. Die Franzosen hielten die Weißenburger Linie besetzt, und um diese im Rücken zu nehmen, ging der kaiserliche Feldmarschalllieutenant Prinz Waldeck bei Plittersdorf unweit Rastadt mit 12,000 Mann über den Rhein. Die Franzosen aber gingen am 12. September jenes Jahres ebenfalls über den Strom und verbrannten und zerstörten die Stadt und das Dorf Kehl. Drei Tage später, am 15. September, beschossen sie aus dem Fort Mortier und mehreren Batterien am Biesheimer Rhein während drei Tagen und Nächten die deutsche Stadt Breisach. Sie wurde vollständig in Trümmer gelegt. Mochte diese That auch vollzogen worden seyn, um überall hin den Schrecken zu verbreiten, so hatte sie doch eine tiefere Bedeutung, denn die französische Schreckensregierung wollte offenbar den Deutschen ihre Uebergänge zum voraus entziehen und mehr noch die Vertheidigung der Punkte unmöglich machen, wo für eine nicht ferne Zukunft ein Uebergang der französischen Heere vorauszusehen war. Am 12. Oktober 1793 wurde die schlecht vertheidigte Lauterstellung, die s. g. Weißenburger Linie, von den Preußen genommen, nach einem halben Jahre war sie wieder im Besitz der Franzosen, aber sie überschritten den Oberrhein erst zwei Jahre später.

Am 24. Juni 1796 führte Moreau seinen berühmten Uebergang aus. Dieser Uebergang sollte aus zwei Hauptangriffen, der eine bei Kehl, der andere drei Stunden weiter abwärts, bei Diersheim, bestehen; für jenen waren 15,800, für diesen 11,700 Mann bestimmt; bei jenem sollten 40 Fahrzeuge und eine fliegende Brücke die Vorhut, bei diesem 35 Fahrzeuge und eine fliegende Brücke die betreffende Heeresabtheilung an das rechte Ufer bringen. Die Anordnung zu dem Angriff auf Diersheim war ganz dieselbe, wie sie zehn Monate später gegeben wurde, aber der Angriff mißlang, weil bei dem hohen Rheinstand des Sommers alle bezeichneten Landungsplätze mehrere Fuß tief unter Wasser lagen; der Angriff auf Kehl aber gelang.

War nun auch die Vertheidigung ohne Einsicht und zum Theil ohne Kraft geführt, so brauchte Moreau doch zwei volle Tage, ehe er im Rheinthal vorrücken konnte. Erst am 24. Juni Nachmittags 2 Uhr waren die Franzosen im Besitz von Kehl, vier Stunden später hatten sie höchstens 8000 Mann am rechten Ufer und waren in den engen Raum zwischen dem Rhein, der Kinzig und einer kurzen Strecke der Schutter eingeklemmt. Der hohe Wasserstand war dem Schlagen der Brücke sehr hinderlich, diese war erst am 25. Juni gegen Mittag vollendet, die Franzosen dehnten sich aufwärts des Rheins eine kleine Strecke weit aus, aber ihre Patrouillen gingen nur bis Geldscheuer; erst am Morgen des 26. Juni rückten sie über die Kinzig vor, und jetzt war der Uebergang etwa 42 Stunden nach dem ersten Abgang der ersten Einschiffung vollzogen.

Als die Franzosen den deutschen Boden am Oberrhein betreten hatten, stellten sich sogleich die politischen Wirkungen ein. In den Zusatzartikeln zum Basler Frieden vom 5. April 1795 hatte Preußen den übrigen deutschen Reichsfürsten den Beitritt ausdrücklich vorbehalten. Unter dem 5. August 1796, also nur sieben Wochen nach dem Rheinübergang bei Kehl, schloß diese Macht mit der französischen Republik einen besondern Vertrag ab, in welchem sie vorläufig in die Abtretung aller deutschen Besitzungen und Reichslande auf der linken Rheinseite einwilligte. Die übrigen deutschen Reichsfürsten säumten nun nicht, die gegebenen Vortheile zu benützen. Schon unter dem 17. Juli (29. Messidor) schlossen der Markgraf von Baden und unterm 4. August (17. Thermidor) der Herzog von Württemberg Waffenstillstandsverträge mit der französischen Republik ab. Nach den Gefechten bei Cannstatt wollte der Erzherzog Karl in der vortrefflichen Stellung von Eßlingen eine Schlacht annehmen, aber am 22. Juli zogen Sachsen, Württemberg und Baden ihre Contingente zurück, die Kaiserlichen mußten sich eilig auf Ulm zurückziehen, und das südwestliche Deutschland war nun ganz im Besitz der Franzosen.

Unter dem 22. August (5. Fructidor) schlossen die beiden süddeutschen Staaten förmliche Friedensverträge mit Frankreich ab, während das deutsche Reich noch im Kriege war. Diese Verträge enthielten geheime Artikel, welche großentheils die

spätern Erwerbungen betrafen, theilweise aber auch sich auf die gegenwärtige Lage bezogen und besonders geeignet sind, zu zeigen, daß die französische Republik nicht minder als das Königthum die Erwerbung fester Punkte auf dem rechten Ufer des Oberrheins erstrebte. Baden wurden die auf dem rechten Rheinufer liegenden Theile der Bisthümer Basel und Speyer versprochen; es machte sich aber verbindlich, die Werke von Philippsburg zu schleifen und jede Wiederherstellung derselben zu hindern, wenn es nicht etwa vorzöge, daß dieser Platz von Truppen der französischen Republik besetzt werde, welchen allein gestattet seyn solle, die Brücke über den Rhein herzustellen (Artikel I., 2 und 3). Der Markgraf von Baden trat der französischen Republik die Stadt und das Gebiet von Kehl ab und überließ ihr ferner auf dem rechten Rheinufer, vor der sogenannten Schusterinsel, gegenüber von Hüningen, ein Gebiet von etwa zwanzig Morgen, welches ein französischer Commissär soll nehmen können, wie es von der französischen Vollzugsdirektion bestimmt und begrenzt würde; ebenso soll dazu ein Weg abgegeben werden, wenn es von Seite Frankreichs verlangt wird.

Die Franzosen befestigten nun Kehl und dehnten die Werke viel weiter aus, als es früher der Fall war, und ebenso wurde vorwärts der Schusterinsel auf dem rechten Rheinufer sogleich der Brückenkopf von Hüningen hergestellt. Der Feldzug des Jahres 1796 war von den beiden französischen Armeen am Rheine glänzend begonnen, aber in der letzten Periode desselben drängte der Erzherzog Karl sie von Stellung zu Stellung bis an den Rheinstrom zurück. Am 24. October hatte sich Moreau gänzlich auf das linke Rheinufer zurückgezogen und nur der Brückenkopf bei Hüningen und die Befestigungen bei Kehl blieben noch von den Franzosen besetzt. Beide wurden im Anfang des Jahres 1797 den Kaiserlichen übergeben,[1] und so besaßen die

[1] Die Belagerungen, im harten Winter und, besonders gegen Kehl, in durchschnittenem sumpfigem Boden geführt, erforderten große Opfer. Gegen Kehl wurden die Laufgraben in der Nacht vom 21. auf den 22. November 1796 eröffnet, der Platz wurde durch eine zwischen dem Feldzeugmeister Latour und dem General Desaix am 10. Januar 1797 abgeschlossene Capitulation übergeben, die Belagerung hatte also 50 Tage gewährt. Der Angriff auf den Brückenkopf vor der Schusterinsel bei Hüningen unter dem Feldmarschalllieutenant Fürsten von Fürstenberg begann am 12. November 1796, wurde aber am 16. December wieder eingestellt,

Franzosen jetzt keine Hufe Landes mehr am rechten Ufer des Oberrheins, wohl aber hatten die Deutschen noch das wichtige Mainz im Besitz.

Drei Monate später ging Moreau wieder über den Rhein. Dem Zweck und der Richtung vorliegender Schrift ist die ausführliche Darstellung eines Rheinübergangs unerläßlich. Denn nur eine solche bringt die Einzelheiten der Unternehmung und den Zusammenhang derselben zur Klarheit und macht das Material unserer Arbeit verständlich. Wir haben zu dieser Darstellung den Rheinübergang vom Jahr 1797 gewählt.[1]

XXII. Der Uebergang der Rhein-Mosel-Armee am 20. April 1797. (1. Floreal 5.) Vorbereitung.

Beide Gegner hatten in dem Feldzug 1796 bedeutende Massen von Mannschaft und von Kriegsmaterial verloren, beide mußten sich stärken, ehe der neue Feldzug begann. Die Erfolge, welche Bonaparte in Italien errang, legten dem Kaiser die Nothwendigkeit auf, seine Kräfte vorzüglich dorthin zu wenden.

weil es den Oesterreichern an Material gebrach, um zwei Belagerungen zugleich zu führen. Nach der Einnahme von Kehl aber wurden die Arbeiten wieder aufgenommen und in der Nacht vom 18—19. Januar wurden die Laufgräben eröffnet. Die Capitulation wurde am 2. Februar 1797 abgeschlossen und die Werke am 5. Februar übergeben. Diese schwachen Werke hatten sich also beinahe drei Monate und zwar 15 Tage gegen regelmäßige Belagerung gehalten.

[1] Der Verfasser wollte keinen der früheren Rheinübergänge behandeln, weil die Kriege zu jener Zeit einen andern Charakter hatten. Einzelnheiten, die nützlich und nothwendig sind, wird er bei vorkommender Gelegenheit berühren. Die beiden Uebergänge in den Jahren 1796 und 1797 sind allerdings sehr häufig erzählt, aber fast allen Darstellungen mangeln die Einzelnheiten, welche gerade die Richtung gegenwärtiger Schrift durchaus erfordert, weil aus diesen allein die Bedingungen des Angriffs und der Vertheidigung des deutsch-französischen Rheins hervorgehen.

Dem Verfasser standen manche nur wenig gekannte, besonders französische Materialien zu Gebot: er bedauert, daß er sich deutsche nicht ebenso verschaffen konnte, glaubt aber, daß die Erzählung, welche der Erzherzog Karl in seinen Grundsätzen der Strategie von dem Uebergang 1796 gegeben hat, so ziemlich alles Wesentliche dessen enthält, was die deutschen Berichte angeben. Der Verfasser bemerkt, daß er vorderhand keinen Anspruch darauf macht, eine geschichtliche Monographie vollendet zu haben; sein Zweck bei den Darstellungen der Rheinübergänge ist erreicht, wenn sie dem Leser den Gegenstand so klar machen, als ihm selbst.

Das Heer am Rhein mußte die Divisionen Mercantin und Kaim in die Lombardei senden, und was man nur immer aufbrachte, wurde verwendet, um das kaiserliche Heer, welches unter Alvinzi so sehr gelitten hatte, wieder stark und schlagfertig zu machen.

Das österreichische Heer am Rhein war etwa 100,000 Mann stark, aber ihm standen die Rhein- und Mosel-, sowie die Sambre-Maas-Armee, jene unter Moreau, diese jetzt unter Hoche, in der Gesammtstärke von wenigstens 120,000 Mann entgegen. Der Erzherzog hielt es für unmöglich, den Feldzug angriffsweise zu beginnen, und deßhalb wollte er seine Heeresmacht in zwei Abtheilungen, die eine stärkere am Oberrhein, die andere auf dem Plateau zwischen der Lahn und dem Main, aufstellen. Diese sollte ihre Masse bei Friedberg versammeln und eine starke Vorhut an das linke Lahnufer senden; jene sollte den Rheinstrom mit einer Postenkette bewachen, ihre Stärke aber im Rheinthal an der Kinzig aufstellen. Hier war demnach die Mitte der großen Aufstellung, deren einer Flügel in Oberitalien, der andere am Unterrhein stand. Hier ging die kürzeste Linie zur obern Donau von einer mächtigen Grundlinie aus, und hier ward ein gelungener Angriff dem linken Flügel in Italien verderblich. Abwärts konnte der kaiserliche Feldherr die Bewegungen seines Gegners beherrschen. Ging die Maas-Sambre-Armee über den Rhein und überschritt sie die Lahn, so mußte sie auf Linien vorrücken, welche, ohne Verbindung unter sich, in Friedberg zusammenliefen, und aus dieser Stellung konnten die Kaiserlichen sich auf die getrennten, fast vereinzelten Colonnen mit Uebermacht werfen. Gelang es, am Oberrhein die Mitte zu halten, so mußte sich über kurz oder lang die Gelegenheit zu einer kräftigen Offensive auf einem der Flügel ergeben. In diesem Sinn hatte der Erzherzog unter den Befehlen des Feldzeugmeisters Hotze ein beträchtliches Corps bei Ulm versammelt, eine Reserve, welche man nach Italien oder an den Unterrhein werfen, und überhaupt nach Lage der Umstände verwenden mochte.

Die französische Regierung erkannte diese Lage der Dinge, sie erkannte, daß die Mitte ihrer großen strategischen Aufstellung vorrücken, daß die Rhein-Mosel-Armee die Offensive nehmen müsse,

um die nothwendige Verbindung zwischen den beiden Linien zu sichern, und den Krieg auf deutschen Boden und in die österreichischen Erblande zu tragen; sie beschloß daher den zweiten Uebergang der Rhein-Mosel-Armee über den Rheinstrom und setzte schon im Februar des Jahres 1797, unmittelbar nach der Uebergabe des Hüninger Brückenkopfes, die Vorbereitungen in Gang.

Das Gelingen des einen Rheinüberganges, im Jahr 1796, machte die Ausführung des andern unzweifelhaft schwieriger. Die Franzosen mußten voraussetzen, daß ihre Gegner von den Ereignissen und deren Folgen belehrt, nun wachsam bleiben und die Fehler vermeiden würden, welche sie vor neun Monaten begangen. Die Unternehmung war eine gewagte, und die französischen Heerführer glaubten sie vorzüglich dadurch sichern zu können, daß sie beträchtliche Massen von Material an verschiedenen Stellen sammelten, dadurch die Aufmerksamkeit der Oesterreicher theilten, um dann an einem Punkte, welchen diese am wenigsten vermuthen konnten, mit der ersten Einschiffung Kräfte auf das rechte Ufer zu bringen, die stark genug wären, um den Stoß der Vertheidiger zurückzuweisen.

Der Erzherzog Karl wurde zum Oberbefehl über das kaiserliche Heer in Italien berufen, er reiste am 3. Februar 1797, also zwei Tage vor der Uebergabe des Brückenkopfes zu Hüningen, dahin ab, nachdem er den Befehl über das Heer am Rheinstrom dem Feldzeugmeister Latour übergeben und demselben noch empfohlen hatte, die Hauptstärke seiner Truppen am Oberrhein zu versammeln. Latour befolgte diesen Rath nicht in dem Sinne seines Vorgängers, denn er zerstreute sein Heer auf der 160 Stunden langen Strecke von Basel bis Düsseldorf. Die Vertheilung war etwa die folgende:

Am Oberrhein zwischen der Schweizergrenze und dem Neckar standen unter den Befehlen des Feldmarschalllieutenant Sztaray 34,000 Mann Infanterie und 6000 Pferde. Die Truppen lagen in Cantonirungen und bildeten zerstreute schwache Posten; nur Straßburg gegenüber ward die Aufstellung enger, bei Bodersweier, unweit Kehl, war ein Lager gebildet, in welchem jedoch nur sechs Bataillone standen.

Am Mittel- und Niederrhein stand der General Werneck mit 26,000 Mann Infanterie und 4000 Pferden.

Auf beiden Ufern des Mains war unter dem General Simbschen eine Reserve von 6000 Mann Infanterie und 3000 Pferden aufgestellt, welche nach Bedürfniß auf beiden Flügeln verwendet werden sollte.

Die Besatzungen in Philippsburg, Mannheim, Mainz und Ehrenbreitstein mochten 20,000 Mann betragen.

Der kaiserlichen Heeresabtheilung am Oberrhein stand die ganze Rhein-Mosel-Armee, 60,000 Mann stark, gegenüber. Der Obergeneral Moreau hatte seine Truppen längs des Rheins von der Schweizergrenze bis zu der Speier und rückwärts der Vogesen bis Zweibrücken verlegt, aber das ausgedehnte Straßensystem machte es ihm möglich, sein Heer schnell auf irgend einem Punkte zu sammeln, und diese Leichtigkeit genügte ihm, der da die Initiative des Feldzuges ergriff.

1) Das Material zum Uebergang.

Die Belagerungen von Kehl und von Hüningen hatten viele Schiffe und Fahrzeuge jeglicher Art verzehrt.

Die Straßburger Rheinschifffahrt konnte allerdings noch hinreichen, um eine gewisse Truppenmasse überzusetzen, aber die Rheinschiffe konnten nur verwendet werden, wenn man den Angriffspunkt so wählte, daß die Einschiffungsstelle von dem Waffenplatz wenig entfernt und mit diesem durch einen Wasserweg verbunden war. Die Illnachen konnten allerdings über Land verbracht und folglich an Uebergangsstellen verwendet werden, zu welchen von Straßburg aus die Fahrzeuge nicht auf dem Wasser gehen konnten. Man verzeichnete daher diese Nachen und fertigte die nöthigen Steuerruder im Zeughaus. Die vorhergehenden Feldzüge hatten aber auch diese Fahrzeuge vermindert, die Eigenthümer selbst trugen, wegen der unaufhörlichen Requisitionen, durchaus keine Sorge für deren Erhaltung, und es stellte sich daher bei weitem nicht eine Anzahl derselben heraus, welche für eine Unternehmung hingereicht hätte, deren Gelingen davon abhing, daß mehrere Punkte ernstlich bedroht wurden.

Die französische Regierung verfügte darum, des Mangels an Geld ungeachtet, die Construktion neuer Fahrzeuge an der obern Saone, an der Saar und zu Straßburg; sie schloß Verträge mit Unternehmern ab, welche sich verbindlich machten, in

kurzer Zeit 200 fertige Fahrzeuge zu liefern. Damit glaubten die französischen Generale ein Material beischaffen zu können, welches hinreichend wäre, um an mehreren Stellen des Oberrheins mit einer Anzahl von Schiffen zu erscheinen, wie ein wirklicher Angriff sie erfordern möchte.

Die Unternehmer konnten in der vertragsmäßigen Zeit die neuen Fahrzeuge nicht herstellen, der größte Theil derselben sollte über die Vogesen zum Rhein gebracht werden, dazu fehlten aber die Transportmittel, und man überzeugte sich, daß das geforderte Material vor der Mitte des Monats Juni nicht aufgebracht werden konnte.

Die verschiedenen Truppenkörper der Rhein-Mosel-Armee waren weit unter ihrem vollzähligen Bestand, und die Ausrüstung mochte kaum der dringenden Nothdurft genügen; die Artillerie insbesondere hatte Mangel an Pferden, und in dem Elsaß so wenig als in den angrenzenden Bezirken konnte die nöthige Anzahl derselben aufgebracht werden. Die Regierung unterstützte die Thätigkeit der Generale nicht, wie diese es wünschten, und Moreau begab sich nach Paris, um das Eintreffen seiner Verstärkungen und die Beischaffung der andern Hülfsmittel zu betreiben. Es schien kaum möglich, den Feldzug vor Beginn des Sommers zu eröffnen.

Die italienische Armee war im Winter thätig gewesen. Am 14. und 15. Januar waren die Oesterreicher bei Rivoli, am 16. bei der Favorite vor Mantua geschlagen, dieser Waffenplatz war am 2. Februar durch Capitulation an die Franzosen übergegangen, und der Friede von Tolentino mit dem Papst am 2. Februar war gewissermaßen der Schluß des berühmten italienischen Feldzuges von 1796. Bonaparte, als die Divisionen Delmas und Bernadotte bei ihm eingetroffen waren, eröffnete den neuen Feldzug am 10. März 1797, er überstieg die julischen Alpen und Joubert drang in die norischen ein. Zu Anfang des Monats April stand die italienische Armee nur noch 18 Meilen von Wien, aber gerade darum war deren Lage in hohem Grade bedenklich, wenn die andern Heere vom Rhein aus nicht vorrückten. Die Sambre- und Maas-Armee war zur Eröffnung des Feldzuges bereit, aber sie konnte dem weit vorgeschobenen rechten Flügel nichts helfen, so lang nicht das Centrum der ungeheuren

strategischen Linie sich der obern Donau näherte, und dieser Zweck war verloren, wenn die Rhein-Mosel-Armee ihren Feind in der Pfalz aufsuchte.

Es waren bereits Unterhandlungen angeknüpft; konnten diese vorerst auch nur einen Waffenstillstand herbeiführen, so war es der französischen Regierung von größter Wichtigkeit, daß ihre Heere auf deutschem Boden standen.

Unter diesen Umständen durfte die Eröffnung des Feldzuges am Oberrhein nicht mehr um zwei Monate verschoben werden. Waren auch die neuen Fahrzeuge nicht fertig, waren die Bataillone nicht vollzählig, mangelten Pferde und andere Transportmittel und war das Material auch noch so kümmerlich, der Angriff des rechten Rheinufers war geboten. Desaix, welcher in Moreau's Abwesenheit den Oberbefehl führte, drang auf den Beginn der Operationen, und so wurde der zweite Uebergang der Rhein-Mosel-Armee auf den 20. April (1. Floreal) festgesetzt.

Im Arsenal von Straßburg war der noch übrige Brückenzug wieder hergestellt worden, er bestand aus 55 Pontons; außer diesem glaubte man aufbringen zu können:

Rheinschiffe	16
Illschiffe	42
Nachen	18
Nähen	3
im Ganzen Fahrzeuge	79

also ein Material, welches kein großes war, aber je nach Umständen ausreichen konnte.

2) Die Uebergangsstelle.

Der angegebene Stand des Schifffahrtsmaterials mußte die Unternehmung auf einen einzigen Hauptangriff beschränken. Man hatte keine Mittel, um die Fahrzeuge über Land zu dem Strome zu bringen. Die Artillerie besaß nicht einmal zur Bespannung ihrer Parks die nöthigen Pferde, im Elsaß waren deren nur wenige, und in dem kurzen Zeitraum zwischen dem Beschluß und der Ausführung des Uebergangs konnte die strengste Requisition die nöthige Zahl nicht herbeischaffen, und die Requisitionen hätten das Geheimniß verrathen. Es mußte demnach

eine Stelle gewählt werden, zu welcher die Fahrzeuge auf dem Wasser gebracht werden konnten, aber der Wasserstand des Rheins machte es sehr schwierig, eine Stelle aufzufinden, welche den nothwendigen Forderungen vollkommen entsprach. Der Rhein hat im Monat April einen niedrigen Stand. Das monatliche Mittel steht am Pegel zu

Kehl	10,8	unter	dem höchsten	Wasser
	3,4	über	" niedrigsten	"
Greffern	11,3	unter	" höchsten	"
	4,3	über	" niedrigsten	"

also an beiden Pegeln 0,5 und 0,6 über dem allgemeinen, und 2,3 und 2,0 Fuß unter dem Mittelwasser des Monats Juni. [1] Im April des Jahres 1797 standen die Wasser ungewöhnlich niedrig, und wenn nun auch die monatliche Durchschnittshöhe von den angegebenen Zahlen nur wenig abwich, so waren in der Mitte des Monats doch Stände eingetreten, die merklich niedriger waren.

Bei diesen Wasserständen ermangelten alle sonst brauchbaren Rheinarme des Raumes und der Tiefe, welche nothwendig waren, um eine bedeutende Anzahl von Fahrzeugen zu sammeln und zu bewegen, mindestens konnten über die gewöhnlichen Barren der Mündungen selbst kleine Nachen kein Fahrwasser finden. Auch der kleine Rhein (Bras-Mabile) war in seinen Ausmündungen so seicht geworden, daß belastete Fahrzeuge nur einzeln und mit Schwierigkeit auslaufen konnten, und deßhalb konnten auch die Einschiffungen nicht, wie zehn Monate früher, aus diesem Arm in den Strom und bei Kehl an das rechte Ufer gehen. Nach der Einnahme dieses Platzes hatten die Oesterreicher ihre Laufgräben nicht eingeebnet und zum Schutz des Ufers mehrere Werke gebaut; aber diese künstlichen Schwierigkeiten des Bodens und jene Vertheidigungsanstalten haben vielleicht nicht mehr als der niedrige Wasserstand die Aufhebung der Vortheile bewirkt, welche der große Waffenplatz als unmittelbarer Ausgangspunkt dem Angriff auf das oberdeutsche Rheinland gewährt.

Unter diesen Umständen blieb den Franzosen keine Wahl; sie mußten die Ill zur Verbindung mit dem Rheine benützen

[1] S. Erste Abtheilung Abschnitt II. Nr. 3.

und unterhalb der Ausmündung dieses Zuflusses die Uebergangsstelle suchen.[1] Der General Desaix beschloß den Angriff auf das rechte Rheinufer zwischen Diersheim und Bischofsheim und bestimmte zur Einschiffung eine gelegene Stelle des linken Ufers bei Killstett.

Die Ill ist bei Straßburg in die Rheinniederung getreten, sie strömt mit geringer Geschwindigkeit zu ihrem Ausfluß, der hohe Rhein staut ihre Wasser zurück, diese legen noch in der letzten Strecke des Laufes Material ab und der Strom wirft Geschiebe in die Ausmündung des Zuflusses. Im Jahre 1797 bestand die Mündung der Ill aus zwei Armen, welche eine große Insel (den Klein-Kälber-Kopf) auf drei Seiten umfaßten. Der obere Arm lag zwischen dieser Insel und dem Sennertsgrund, einem zerrissenen Ufergelände vorwärts von Wanzenau; er mündete mit kurzer Erstreckung in den Hauptstrom, war aber damals noch ein flacher Gießen, welcher leichten Fahrzeugen nur bei hohem Wasserstand einen Durchgang gestattete. Der untere Arm zog von Wanzenau gegen Killstett eine halbe Stunde lang zwischen dem Klein-Kälber-Kopf und dem Ufer fast parallel mit dem Rheine, wendete dann seine Richtung unter einem rechten Winkel und ging etwa 2000 Fuß lang gerade zum Hauptstrom. Die parallele Strecke war durch zwei hohe Sandbänke verlegt, die bei dem niederen Wasserstand beinahe trocken lagen; aber die vorliegenden Inseln und Gelände waren größtentheils mit dichtem Rheinwald bestanden und deckten ihn gegen das rechte Ufer des Rheins. In der senkrechten Strecke, welche die eigentliche Ausmündung bildete, hatte allerdings schon die Verlandung begonnen und einzelne Barren gebildet, sie hatte jedoch noch zusammenhängende Rinnen von gehöriger Wassertiefe, war aber von einem Punkte des rechten Ufers (der vorspringenden Spitze des Groß-Kälber-Kopfes) seiner ganzen Länge nach eingesehen. Dieser untere Arm der Illmündung gab demnach einen Zugang zum Rheine, welcher

[1] Obwohl der Rheinlauf sich bedeutend verändert hat, so könnten doch die topographische Karte des Rheinstroms vom Jahr 1828 Blatt Nr. 12, 13 und 14, so wie der mehr bekannte topographische Atlas über das Großherzogthum Baden vom Jahr 1839—1849, Blatt Kehl, zur Versinnlichung der nachfolgenden Darstellung dienen.

zwar keineswegs günstig, doch unter den obwaltenden Umständen allein noch brauchbar war.

Die Vorstellung von dem Laufe des Hauptrheins wird klar werden, wenn wir die betreffende Länge desselben in vier besondere Strecken zerlegen.

Die erste, etwa 7000 Fuß lange Strecke lag von der Höhe der Wanzenau bis zur untern Illmündung zwischen Inseln in einem zerrissenen Bett, dessen leicht gebogene Richtung dem allgemeinen Rheinlauf gegen Norden entsprach. Der Thalweg lag ziemlich in der Mitte des Bettes. An der Mündung der Ill bog sich die zweite Strecke gegen die deutsche Seite; etwa 5000 Fuß lang zog sie sich beinahe gerade gegen den oberen Theil einer Insel (die Bischofsheimer Gründe), wo sie die Ausmündung eines Altrheins empfing. Das Bett war beim damaligen Wasserstand nur etwa 600 Fuß breit und wurde von der genannten Insel gänzlich eingesehen. Eine flache, jedoch beim herrschenden Wasserstand trockene Kiesbank vor dem jetzigen Schneckenwörth bildete das unmittelbare linke Ufer am Ende dieser und am Anfang der folgenden Strecke. Die dritte Strecke wendete sich bei dem Eintritt des erwähnten Altrheins unter einem sehr großen Winkel gegen die linke Seite; mit einer Entwicklung von nahe 4000 Fuß zog sie längs des südlichen Randes der Bischofsheimer Gründe bis zu deren ausgehender Spitze, wo ein starker Gießen von der linken Seite, dem Schneckenwörth, eintrat; die damalige Wasserfläche war durchschnittlich 650 Fuß breit und war nur vom linken Ufer der Länge nach gesehen. Der Thalweg lag damals am rechten Ufer. Bei der Ausmündung des erwähnten Gießens am Schneckenwörth bog die vierte Strecke des Hauptrheins wieder in die nördliche Richtung, sie lag mit ihrem obern Theil, etwa 3500 Fuß lang, dicht an dem festen französischen Ufer, welches jedoch von einem starken Gießen so durchbrochen war, daß zwischen der Einmündung dieser und dem Austritt der früher erwähnten Rinne ein 1200 Fuß langer Raum trockenen festen Landes unmittelbar am Hauptrheine lag, welcher von keinem Punkte des rechten, wohl aber von zwei zu Berg und Thal liegenden Stellen des linken Ufers, dem Schneckenwörth und dem Kälbergrün, gänzlich eingesehen war.

Das linke Ufergelände hat sich seit dem Jahr 1797 wenig oder gar nicht verändert. Dicht am linken Ufer der Illmündung läuft ein Damm, welcher sich bis zu der vierten Strecke des Hauptrheins und weiter fortsetzt. Von Wanzenau geht ein zweiter Deich ab, welcher weiter landeinwärts, nah an Killstett vorüberzieht, weiter abwärts dem Strome sich nähert und unter einem spitzen Winkel sich gegen Gamtsheim wieder zurückzieht. Diese beiden Deiche schließen vor den Illmündungen einen ebenen Raum ab, welcher bei niederem Wasserstand trocken 10,500 Fuß lang, durchschnittlich 1640 Fuß breit, gegen das rechte Ufer gänzlich gedeckt ist.[1]

Auf der rechten Seite der bezeichneten Stromstrecken war im Jahr 1797 das unmittelbare Ufer des Hauptrheins von niederem zerrissenem Gelände gebildet, welches, einige vorliegende Kiesbänke abgerechnet, fast überall mit zusammenhängendem, dichtem Walde bestanden war. Längs der ersten und zweiten Strecke lag dem Sennertskopf und dem Kleinkälberkopf gegenüber eine Gruppe von Inseln (der Hasenkopf, das Steinwörth, das Salenwörth und der Großkälberkopf), welche von zwei nicht unbedeutenden Rinnen durchbrochen war.[2] Die vordere, der Steingießen,[3] entstand der obern Illmündung beinahe gegenüber, zwischen den beiden ersten Inseln, durchschnitt die zweite und trat in den Hauptrhein so wieder aus, daß er in der Verlängerung des untern Armes der Illmündung lag. Dieser Gießen hatte auch beim niederen Stande noch Wasser und auf seiner rechten Seite lag ein starker Damm, welcher von Honau herziehend auf dem Salenwörth an der Stelle ausging, wo die Rinne sich gegen den Hauptrhein umwendete. Die innere Rinne,[4] der Diersheimer Rhein, entstand ober-

[1] Diese Inseln wurden später theilweise abgerissen und wieder angelegt, doch ist ihre Lage und Gestalt noch zu erkennen. Sie werden von dem neuen Rheinbau gehalten und sind deßhalb mit einzelnen und zusammenhängenden Werken befestigt, welche die Verlandung bewirken und die Inseln zu festem Ufergelände machen.

[2] In der Rheingrenzkarte ist dieser Raum als Neuwald, Pfaffenwörth und Neue Gründe bezeichnet.

[3] Der heutige abgeschlossene und beinahe verlandete Steingießen stimmt ziemlich mit der bezeichneten Rinne überein, weßhalb wir dieser, der Kürze halber, diesen Namen geben.

[4] Trifft mit dem späteren jetzt großentheils verlandeten Altrhein bei Diersheim

halb Honau, ging mit dem Hauptrhein fast parallel dicht an dem Dorfe Diersheim vorüber und mündete in den vorderen Altrhein, dessen bei der zweiten Strecke des Hauptrheins gedacht wurde. Auf dem rechten Ufer des Diersheimer Rheins bis zu den Bischofsheimer Gründen lag festes trockenes Land; auf dessen äußerster Spitze an der Ausmündung des Altrheins stand das Zollhaus; dieses war mit dem Großkälberkopf durch einen vier Fuß breiten Steg verbunden, und längs des rechten Ufers zog oberhalb Diersheim anfangend ein starker Deich. Das rechte Ufer der zweiten Strecke des Hauptrheins, also das linke des Altrheins wurde von einer großen Kiesbank gebildet, welche oberhalb der Ausmündung des Diersheimer Rheins entstund und bis gegen die Bischofsheimer Gründe hinzog, schon ziemlich hoch, an einigen Stellen bewachsen, bei niederem Wasser ganz trocken war. In dem obern Theile des Altrheins war die Verlandung schon weit vorgeschritten, und dicht unterhalb der Mündung des Diersheimer Rheins lag ebenfalls eine Ablagerung, welche eine Furt über zwei schmale Rinnen bildete. Weiter abwärts war der Altrhein tief und gegen 300 Fuß breit, aber man konnte von dessen linkem Ufer, d. h. von der Kiesbank auf das feste Land und auf dem rechten Ufer des Diersheimer Rheins, welcher auch bei niederem Stande viel Wasser hielt, mittelst der Dämme trockenen Fußes nach Honau gehen.[1]

In der Verlängerung des Altrheins, ehe er sich gegen den Hauptstrom wendete, ging eine Rinne in den unteren Theil der Bischofsheimer Gründe; abwärts noch breit und tief, war diese Rinne bei ihrer obern Mündung abgeschlossen, wodurch eine Verbindung mit dem festen Lande hergestellt war. Im Anfang der dritten, fast in der Verlängerung der zweiten Strecke des Hauptrheins entstand der Bischofsheimer Rhein, welcher die Insel quer durchsetzend die zuerst erwähnte Rinne aufnahm.[2] Gegen 200 Fuß breit hielt er selbst bei niederem

zusammen, deßhalb bezeichnen wir sie als Diersheimer Rhein, obwohl sie im Jahr 1797 eigentlich nur ein großer Gießen war, welcher später einen Durchbruch veranlaßte.

[1] Der Bataillonschef Marion vom Geniecorps hatte diese Verhältnisse recognoscirt; übrigens hatten die Franzosen mehrere ortskundige Führer, wahrscheinlich vom rechten Ufer.

[2] Der Rheinarm, welchen wir der kürzeren Bezeichnung wegen Bischofs-

Stande eine so ansehnliche Tiefe, daß leichte Fahrzeuge ohne natürliches Hinderniß eingehen konnten. Längs der vierten Strecke des Hauptrheins waren die Bischofsheimer Gründe noch von mehreren Gießen und Schluten zerrissen, und an ihrer obern Spitze, also dem Anfang der erwähnten Stromstrecke, war eine niedere Kiesbank vorgelegt. War diese nun beim herrschenden Wasserstand auch so vollkommen trocken, daß sie ein wirkliches Ufer des Hauptrheins bildete, so konnte man von ihr doch ohne künstliche Hülfsmittel nicht zum festen Lande gelangen.

Es wurde früher [1] bemerkt, daß von der Mündung der Elz bis weit unterhalb des Ausflusses der Kinzig die rechtseitigen Hochgestade des Rheins nicht scharf bestimmt sind, sondern daß die Niederung allmählig zum Hochland, d. h. zur Sohle des Rheinthales aufsteigt. [2] Sie erhebt sich mit flachen Wellen im obern Theile des Raumes, welcher beim Uebergang des Jahres 1797 in Betrachtung kömmt, im untern zeigt sich ein bestimmteres Hochufer. Den elsässischen Orten Wanzenau, Killstett, Bettenhofen und Gambsheim liegen, senkrecht auf die allgemeine Richtung des Rheinlaufes, die deutschen Orte Honau und Linx, Diersheim, Bischofsheim und Freistett gegenüber. Landeinwärts dieser vier Dörfer streicht ein flach abgedachter Höhenzug nach dem Laufe des Stromes bis an den sogenannten Hinterrhein, oder bis zu der Stelle, wo unweit Membrechtshofen die sumpfige Niederung der Rench in die des Rheins eintritt. Dieser leichte Höhenzug wird von dem Holchenbach durchsetzt, welcher in Bischofsheim sich in zwei Arme theilt. Der eine Arm geht als Galgenbach an dem Fuß der Höhen und ist mittelst eines Kanales durch Freistett geführt; der andere geht in entgegengesetzter südlicher Richtung ab, treibt die Bischofsheimer obere Mühle, wendet sich schnell um, fließt dann nordwärts, nimmt den Diersheimer Bach und

heimer Rhein nennen, wurde später durchbrochen und nahm den Hauptrhein auf. Der Thalweg verließ diese Rinne wieder, welche ein Altrhein wurde, dessen Fortsetzung die sog. Hexenkehle war. Jetzt ist er gegen seine obere Mündung abgeschlossen und bereits tüchtig verlandet.

[1] S. Erste Abtheilung, Abschnitt V.

[2] Dieses Ufergelände war wie jenes bei Kehl im Jahr 1797 noch viel schwieriger als jetzt, die Rheinbauten haben es verbessert.

an dem südwestlichen Ende von Freistett den Kanal des Galgenbachs auf. So wird nun von diesen Wasserzügen eine besondere Erhebung des Bodens umfaßt, welche durchschnittlich 24 Fuß über dem mittleren Rheinstand, stromaufwärts mit einer scharf vorspringenden, 1200 Fuß breiten Platte dem Rheinfeld ausgeht, stromabwärts mit einer längeren Seite und mit flacherer Abdachung zu dem Kanal in Neufreistett abfällt. Von der oberen Mühle an ist die südliche und westliche Abdachung der bezeichneten Erhebung ziemlich steil, und sie bildet ein Hochgestade, von dessen bestimmtem Rande das rechte Ufergelände bis gegen Diersheim, ein großer Theil der zweiten Strecke des Hauptrheins, die Kiesbank, welche diesen vom Altrheine trennt, und die gegenüberliegende Kiesbank vor dem Schneckenwörth oder dem Waldgrund größtentheils innerhalb der Tragweite schwerer Feldgeschütze gesehen wurde.

Der schwierige Boden von Honau längs des Rinnegrabens bis Linx, von hier die flachen Höhen bis zum Rheinfeld und das Hochgestade bis Freistett bilden einen Abschnitt des Bodens, welcher den ganzen Raum des Ueberganges aus den Illmündungen umfaßt und einen überlegenen Angriff lange Zeit in einem kleinen Raum halten kann. Beide Flügel lehnen sich an das zerrissene, selbst bei niedrigem Wasser schwer gangbare Vorland; der linke, stark durch das Dorf Honau, ist durch den vorliegenden Posten von Leutesheim gedeckt, vor der Front liegt Diersheim mit seiner besondern Vertheidigungsfähigkeit. Die wichtigsten Annäherungen und der Raum, welcher eine Entwicklung des Angriffes gestattet, sind von dem Hochgestade bei Bischofsheim beherrscht; dieses bildet eine Verstärkung, einen festen Posten des Centrums, und den rechten Flügel stützt und schließt der große Ort Freistett, welcher, gehörig besetzt, einen wirksamen Angriff auf dieser Seite der Stellung schwer, wo nicht unmöglich macht.

Wenn die Vortruppen das rechte Ufer betreten und die äußersten Posten zurückgedrängt haben, wenn sie zum Angriff der Stellung noch nicht stark genug sind, und deßhalb noch vertheidigungsweise verfahren müssen, um den Uebergang der andern zu schützen, so finden sie ihre einzige Deckung in den unzusammenhängenden Dämmen. Zur unmittelbaren Bewachung der

Uebergangsstelle hatten die Oesterreicher folgende Vorkehrungen getroffen.

Diersheim und Honau waren von dem Freicorps Michaelowitz besetzt, und in Bischofsheim und Freistett lagen sechs Compagnien vom Regiment Alton. Am Zollhaus stand ein Posten von 300 Mann, ein schwächerer an der Mündung des Steingießens auf dem Steinwörth, in der Verlängerung des untern Armes der Illmündung, am Rand der Bischofsheimer Gründe in der Verlängerung der zweiten Strecke des Hauptrheins, befand sich ein Posten mit zwei Geschützen [1] und längs dem rechten Ufer war eine ziemlich dichte Vorpostenkette aufgestellt.

3) Anordnung des Ueberganges.

Nach der Anordnung des Generals Desair sollte der Uebergang aus einem einzigen wahren und drei falschen Angriffen bestehen. Jener sollte von dem Aufstellungspunkt zwischen Killstett und Gambsheim ausgehend, nach Diersheim, Freistett und Bischofsheim, diese von der Batterie Beclair auf Geldscheuer, von der Sporeninsel auf Kehl und von dem Redoutenkopf bei Dalhunden auf Greffern ausgeführt werden.

Zu dem Hauptangriff auf Diersheim sollten die Vortruppen auf freien Fahrzeugen über den Strom setzen, diese sollten nach der ersten Ausschiffung wieder zurückfahren, um andere Truppen zu holen, und bis zur Vollendung der Schiffbrücke zwischen beiden Ufern hin und hergehen; aber während dieser langen Zwischenzeit sollte die bessere Verbindung der beiden Ufer durch eine fliegende Brücke bewirkt werden.

Der Anordnung gemäß sollten die Fahrzeuge möglich kurze Zeit vor Ausführung des Ueberganges aufgebracht, in Straßburg versammelt und mit den Pontons in der Nacht vom 31. März zum 1. April auf der Ill in den untern Arm ihrer Mündung gefördert, die andern Theile der Schiffbrücke aber sollten über Land zur Brückenstelle gebracht werden. Zur Aufstellung der Truppen war der gedeckte Raum zwischen den Dämmen, und zum Einschiffungsplatz der untere Arm der Illmündung

[1] Der Marschall Gouvion St. Cyr, in seiner ziemlich unklaren Erzählung des Rheinüberganges von 1797, verwechselt die Bischofsheimer Gründe mit dem Steinwörth.

an der Stelle bestimmt, wo er sich senkrecht gegen den Strom umbog. Die Truppen sollten am Abend des 31. März in ihren Aufstellungen einrücken und am 1. April, früh Morgens 3½ Uhr, also vor Tagesanbruch, sollten die ersten Einschiffungen in den Strom gehen.

Die Einschiffungen sollten in drei Colonnen getheilt werden, deren jeder ein anderer Landungsplatz angewiesen war. Die erste, 6 Fahrzeuge starke Colonne sollte in der zweiten Strecke des Hauptrheins zu Thal in den Bischofsheimer Rhein einfahren und nahe bei Freistett in einer Lichtung des Waldes am jenen Land anlegen. Die zweite Colonne, aus 23 Schiffen gebildet, sollte, wie die erste, aus dem untern Arm der Illmündung in den Hauptstrom, in dessen zweiter Strecke zu Thal gehen, um bei der österreichischen Batterie auf den Bischofsheimer Gründen zu landen. Die dritte, ebenso starke Colonne sollte vor dem Ausgang der untern Illmündung abwärts an der offenen Kiesbank vor dem Steinwörth und dem untern Salenwörth, also an dem rechten Ufer der zweiten Strecke des Hauptrheins anlegen. Jeder dieser Abtheilungen waren Führer bestimmt, welche die Oertlichkeiten des rechten Ufergeländes genau kannten.

Den ersten Einschiffungen sollten die Fahrzeuge für die fliegende Brücke unmittelbar folgen, und diese sollten bei dem Landungsplatz der dritten Colonne in der zweiten Strecke des Hauptrheins hergestellt werden. Nach diesen sollten die Pontons in den Strom, die zweite und dritte Strecke des Hauptrheins zu Thal zur Brückenstelle gehen, für welche der obere Theil der vierten Strecke von den Neuen Gründen zu der Kiesbank an den Bischofsheimer Gründen ausersehen war.

Mit den andern Fahrzeugen sollte eine Nähe zwischen beiden Ufern hin und hergehen, um Geschütze, Munition und einige Pferde an denjenigen Punkten auszusetzen, wo sie besonders nothwendig werden möchten.

Für die Seiten- oder Scheinangriffe war die folgende Anordnung gegeben.

Für den obern Scheinangriff war die Anordnung vom 24. Juni 1796 wiederholt. Es sollten 360 Mann, unter der Führung des Adjutanten Dehnain, von der Batterie Béclair

ausgehend, auf der gegenüberliegenden Insel, welche bei dem niedern Wasser nur durch ganz seichte Rinnen vom Ufer getrennt war, landen, und sich dort so lang als möglich halten, um die österreichischen Truppen im Schach zu halten, welche bei Altenheim, Goldscheuer und Marlen aufgestellt waren. Der mittlere Scheinangriff sollte von der Sporeninsel in der Art unternommen werden, daß von allen Batterien ein lebhaftes Feuer gegen das rechte Ufer unterhalten werde und daß einige Fahrzeuge an der obern Mündung des kleinen Rheins erscheinen. Die Oesterreicher sollten dadurch über die wahren Uebergangsstellen getäuscht und verleitet werden, eine Landung auf der Schneckeninsel, dem Erlenkopf u. s. w. zu erwarten, wie sie im Jahre 1796 wirklich stattgefunden hatte. Weit wichtiger war der untere Seitenangriff von Dalhunden auf Greffern, welcher, wenn er gelang, die Stellung bei Bischofsheim und die größere an der Rench im Rücken nahm. Der Hauptrhein strömte damals dicht am linken Ufer, von diesem gänzlich beherrscht und bestrichen, auf der rechten Seite des Thalweges lag eine Insel, der Fischergrund; diese war von dem festen Lande durch einen Gießen getrennt, welcher bei dem niedern Wasser zwei gangbare Furten darbot. Die übergesetzten Truppen konnten demnach ohne Schwierigkeit das Dorf Greffern erreichen. Es waren für den Angriff unter dem Commando von Euvrard, Gehilfen der Generaladjutanten, 400 Mann bestimmt, welche von 7 Fahrzeugen über den Strom gebracht werden sollten. Unter diesen befand sich die Nähe, welche sonst die Verbindung zwischen Drusenheim und Greffern unterhielt.

Die Einschiffungen für diese Seiten- oder Scheinangriffe sollten früh Morgens nach 3 Uhr, also etwas früher als jene des Hauptangriffes in den Strom gehen; zu gleicher Zeit sollte auch ein heftiges Feuer aus den Geschützen beginnen, welche von dem Fort Mortier bei Neubreisach am linken Ufer bis Fort Louis (damals Fort Vauban) aufgestellt wurden.

Aus der Vergleichung der zuverlässigen Angaben stellt sich die folgende Vertheilung des Schifffahrtsmaterials heraus.

Abtheilung	Landungsplatz am rechten Ufer	Nachen		Illschiffe		Rheinschiffe		Zusammen.	
		Fahrzeuge.	Eingeschiffte Mannschaft	Fahrzeuge.	Eingeschiffte Mannschaft.	Fahrzeuge.	Eingeschiffte Mannschaft	Fahrzeuge.	Eingeschiffte Mannschaft.
I. Hauptangriff auf Diersheim.									
I. Colonne .	Freistett . . .	4	100	6	400	—	—	10	500
II. Colonne .	Bischofsh Gr. .	4	100	17	1100	6	1150	27	2350
III. Colonne .	Kiesbank am Steinwörth .	—	—	17	1100	6	1100	23	2200
Fliegende Brücke		4	—	1	—	2	—	7	—
Für alle Abtheilungen eine Nähe		—	—	—	—	1	—	1	—
		12	200	41	2600.	15	2250	68	5050
II. Seiten- und Scheinangriffe.									
Oberer Angriff	Goldscheuer . .	5	110	4	250	—	—	9	360
Mittlerer "	Kehl	10	—	2	—	2	—	14	—
Unterer "	Greffern . .	4	100	2	140	1	60	7	300
		19	210	8	390	3	60	30	660
	Gesammtsummen	31	410	49	2990	18	2310	98	5710

Das Rheinschiff beim untern Seitenangriff war eine Nähe, die Fahrzeuge für den mittlern Scheinangriff bei Kehl scheinen schlechte, kaum brauchbare Schiffe mit geringer Bemannung gewesen zu seyn, die man nur zeigen wollte.

In Abwesenheit des Obergenerals wurden alle einleitenden Geschäfte von dem General Desair und von Reynier, damals Chef des Generalstabes der Rhein-Mosel-Armee, besorgt. Sie hatten für den Uebergang eine umständliche Anordnung mit großer Sorgfalt bearbeitet, aber diese Anordnung wurde bei der Ausführung nicht eingehalten. Wir betrachten diese nach ihren natürlichen Abschnitten.

4) Aufbringung des Schifffahrtsmaterials.

Da man die Fahrzeuge nicht auf dem Strom fördern durfte und da in Straßburg nur wenig brauchbare Rheinschiffe aufgebracht wurden, so mußten die Franzosen alle Illschiffe sammeln, und darin lag eine besondere Schwierigkeit der Unternehmung; denn man mußte früh genug anfangen, um die Fahrzeuge vom entferntesten Hafen zur Einschiffungsstelle bringen zu können,

und doch auch so spät, daß die Nachricht von der Abführung der Schiffe nicht zu den Oesterreichern gelangen konnte. Man mußte an allen Orten zugleich erscheinen, aber heimlich und umsichtig verfahren, weil die Schiffseigner, wäre ihnen die Absicht auf ihre Fahrzeuge kund geworden, dieselben verborgen oder versenkt hätten.

Am 18. April (29. Germinal), bei Anbruch des Tages, waren unter verschiedenen Vorwänden alle Häfen der Ill mit mehr oder weniger starken Truppenabtheilungen besetzt, und zu gleicher Zeit trafen dort die Detachements der Pontoniere ein, welche bestimmt waren, die Schiffe zu führen. Um 5 Uhr Morgens erschienen die Commissäre des Vollzugsdirektoriums oder ihre Beauftragten, requirirten, kraft ihrer bürgerlichen Autorität, alle auf dem Flusse befindlichen Schiffe und ließen die vorgefundenen sogleich abführen.[1] Am Abend des 18. April waren in Erstein 60 Illschiffe eingetroffen, von welchen 50 in gutem Stande waren. Sie wurden dort angehalten, damit sie nicht zu früh in Straßburg einträfen, und die Bedeckung erhielt den Befehl, die Transportwagen zu erwarten, welche die Fahrzeuge über Land von Erstein nach Neubreisach bringen sollten.

Am Morgen des 19. April gingen die Fahrzeuge auf der Ill wieder zu Thal; diejenigen, welche für den obern Rheinangriff bestimmt waren, wurden von Illkirch zu Land in einen Rheinarm, unweit der Batterie Béclair, gebracht, die übrigen trafen um Mittag in Straßburg ein. Der Obergeneral Moreau war am Abend des 18. April von Paris in Straßburg wieder eingetroffen.

Das Geheimniß wurde, ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln, nicht vollständig bewahrt. Das Verpflegsamt war angewiesen, eine beträchtliche Menge Brod in Straßburg bereit zu halten, und es wurden die Gründe dieser Anordnung errathen. Im Elsaß glaubte man allgemein an einen nahen Rheinübergang, die

[1] Die beiden Commissäre des Direktoriums bei der Departemental- und Gemeindeverwaltung in Straßburg waren die Bürger André und Demichel; sie hatten ein schweres Geschäft, denn sie fanden bei den Schiffseignern keinen guten Willen. Das Geschäft der Aufbringung der Illschiffe wurde von dem Bürger Braun, wahrscheinlich einem Officiere der Pontoniere, mit großer Thätigkeit und Intelligenz ausgeführt.

österreichischen Generale wurden mehrere Tage zuvor davon benachrichtigt, aber sie kannten nicht die Zeit der Unternehmung und täuschten sich über die Uebergangsstelle. Der General Schaumburg hatte eine beträchtliche Infanteriemasse bei Colmar zusammengezogen; es war bekannt geworden, daß für den Marsch von Pontons und Schiffen Befehle gegeben waren, und diese Umstände mochten bei den Oesterreichern die natürliche Meinung veranlaßt haben, daß der Angriff der Franzosen in der Gegend von Breisach stattfinden werde. Am Mittag des 19. April konnte der Zweck der Bewegungen nicht mehr verborgen werden, und es handelte sich nun um den schnellen und kühnen Vollzug der Anordnungen zum Uebergang.

5) Förderung des Materials zur Einschiffungsstelle.

Am Mittag des 19. April, nach Ankunft der Illschiffe in Straßburg, wurden sogleich die Fahrzeuge ausgeschieden, welche für den Scheinangriff bei Kehl und für den Seitenangriff bei Greffern verwendet werden sollten; jene wurden in den kleinen Rhein gebracht, diese sollten über Land nach Dalhunden abgehen. Für den Hauptangriff wurden die Abtheilungen gebildet, welche den Angriffscolonnen, wie die Anordnung sie bestimmt hatte, entsprachen. Die Flottille bestand:

1) zum Uebersetzen der Vortruppen.

Rheinschiffe	12	
Illschiffe	40	
Nähen	1	
Nachen	8	
		61

2) zur fliegenden Brücke.

Rheinschiffe	2	
Illschiffe	1	
Nachen	4	
		7

3) zur Schiffbrücke.

Artilleriepontons	55
Im Ganzen Fahrzeuge	123

Mehrere Schiffe werden mit mancherlei Bedürfnissen und eines derselben insbesondere mit den Steuerrudern geladen, welche im Zeughause zur Führung der Illschiffe im Rhein gefertigt worden waren.

Die für den Transport der Brückentheile, der Artillerie und Munition nöthigen Pferde wurden mühsam aus der Stadt und den nahen Dörfern zusammengebracht; um 5 Uhr Abends waren deren höchstens 200 in Straßburg versammelt, und man hatte zu dieser Zeit noch nicht die Gewißheit, daß auch nur die Hälfte der Anzahl aufgebracht werde, welche das dringende Bedürfniß erforderte. Daraus ergab sich die Nothwendigkeit, einen Theil der schwereren Brückenstücke als Streckbalken, Deckbohlen u. s. w. in Pontons oder Schiffe zu laden.

Die Flottille von 123 Schiffen wurde schon Nachmittags 2 Uhr auf der Ill zu Thal in Bewegung gesetzt, und man hatte demnach wenigstens 12 Stunden, um die Fahrzeuge in die Mündung des Flusses zu bringen. Die Bewegung, schon durch den niedrigen Wasserstand langsam, wurde noch von einem heftigen Nordostwind, welcher sich schon am Morgen erhoben hatte, so sehr gehemmt, daß die Flottille erst nach Sonnenuntergang die Höhe von Wanzenau erreichte. Als nun die Schiffe in die Rinnen eingehen sollten, welche die Illmündungen bilden, da traten noch viel größere Schwierigkeiten ein. In Folge des heftigen Windes waren die Wasser noch mehr gefallen, viele Kiesbänke lagen gänzlich trocken, bei dem Eintritt der Nacht war der Wind zum Sturme geworden, welcher selbst in der Ill die Fahrzeuge zurückdrückte oder an Bänke und Ufer trieb; die Nacht war sehr finster, zeitweise fiel starker Regen, die Schiffer konnten die Bänke nicht sehen, sie konnten das enge Fahrwasser nicht unterscheiden, und so geriethen viele Schiffe auf den Grund. Während man beschäftigt war, die vordern wieder flott zu machen, blieben die hintern sitzen, die Fahrzeuge kamen auseinander, viele Pontoniere und Schiffer waren dadurch ohne Aufsicht; jene waren durch die harte Arbeit der zwei vorangegangenen Tage zum Tode ermüdet, diese hatten keinen guten Willen; sie gingen, wo sie konnten, ans Ufer, legten ihre Fahrzeuge bei, sich selbst aber in diese und schliefen.

Zwei Stunden nach Mitternacht, also zwölf Stunden

nach dem Abgang der Flottille von Straßburg, waren in den parallelen Arm der Illmündung unterhalb Wanzenau erst 14 Fahrzeuge gekommen, und diese mußten jetzt über die Barren gebracht werden. Um diese Arbeit zu erleichtern, wollte man eine Erdwinde gebrauchen, diese war nicht in die Schiffe geladen, sie wurde auf einem Wagen nachgesendet, aber der Fuhrmann verirrte sich und die Maschine kam nicht zur Stelle. Man verwendete nun eine Abtheilung Sapeurs; diese waren noch nicht ermüdet, und so gelang es ihnen nach großer Anstrengung, die Schiffe über den Barren zu bringen. Während dieser Arbeit wurden Officiere versendet, um die Ankunft der andern, die noch in der Ill waren, zu betreiben, aber die Sapeurs liefen auseinander, so bald die ersten 14 Fahrzeuge über die Kiesbank gezogen waren, und als die folgenden ankamen, war niemand mehr an der Stelle.

Es war 3½ Uhr Morgens geworden und noch hatte kein Fahrzeug den untern senkrechten Arm der Illmündung erreicht, an welchem die Truppen eingeschifft werden sollten. Der Obergeneral befand sich an dieser Stelle, er hatte die Ankunft seines Uebergangsmaterials schon lange Zeit vergebens erwartet, er begab sich nun am Ufer aufwärts und fand die ersten Schiffe an dem untern Barren; sie waren also dem Aufstellungsplatz der Truppen sehr nahe gekommen und deßhalb von diesen sehr bald über die Kiesbank gefördert; die folgenden aber saßen auf der oberen und theilweise noch in der Ill, bis gegen Wanzenau, fest. Der Obergeneral kommandirte nun drei Compagnien Infanterie an die Arbeit, er selbst leitete sie, es kam nun Ordnung und Eifer in das Geschäft, und nach und nach erreichte ein Fahrzeug nach dem andern die Einschiffungsstelle. Diese, durchaus Illschiffe, hatten aber noch keine Steuerruder; denn das Fahrzeug, in welches diese eingeladen waren, ging fast am Ende der Flottille und saß aufwärts vom oberen Barren auf dem Grund. Der Obergeneral selbst mit dem General Desaix und mehreren Officieren seines Stabes arbeitete an den Zugleinen; da aber dieses Fahrzeug mehr als alle andern belastet war, so vermochte keine Anstrengung dasselbe vorwärts in das Fahrwasser zu bringen: man mußte es ausladen. Moreau sprang zuerst in das Wasser, ergriff ein Steuerruder und trug es mit

Hülfe eines Soldaten ans Ufer, andere Generale und höhere Officiere thaten dasselbe; nun drängten sich Freiwillige herbei, je zwei derselben hoben ein Ruder aus dem Schiff und trugen es in vollem Lauf zum Einschiffungsplatz eine halbe Stunde weit abwärts. Der Tag brach an, schon hörte man Kanonenschüsse der Scheinangriffe, der Obergeneral besorgte selbst noch die Aufstellung der Leute, welche nöthig waren, um die nachfolgenden Fahrzeuge über die Kiesbänke zu schaffen, dann eilte er zu den Truppen am Einschiffungsplatz zurück, wo nun auch die Fahrzeuge in langen Zwischenräumen anlangten. Um 5 Uhr waren 33 Fahrzeuge zur Stelle.

XXIII. Uebergang der Rhein-Moselarmee im Jahr 1797. Ausführung.

1) Die Einschiffung der Truppen.

Die Einschiffungen für die Scheinangriffe gingen zur vorgeschriebenen Zeit in den Rhein. Die Truppen stiegen an das Land, drückten die kaiserlichen Vorposten zurück und hielten sich einige Stunden lang am rechten Ufer. Sie waren aber schon wieder zurückgekehrt, als der Hauptangriff begann.

Für diesen hatten sich die Umstände sehr schwierig gestaltet. Es war heller Tag, der Rheinstrom war seit anderthalb Stunden auf eine fast 30 Stunden lange Strecke allarmirt, das Geheimniß der Uebergangsstelle war verrathen, man konnte mit dem verfügbaren Material nur wenige Truppen übersetzen und die Gegner konnten alle Bewegungen sehen. Das Gelingen der Unternehmung war sehr zweifelhaft; wurde sie aber verschoben, so konnten die Oestereicher bedeutende Streitkräfte der Illmündung gegenüber zusammenziehen; sie hätten sich nicht zum zweitenmal täuschen lassen und der Angriff mußte mißlingen. Er mußte jetzt versucht oder gänzlich aufgegeben werden, denn eine andere Uebergangsstelle war nicht möglich. Der Obergeneral entschloß sich den Uebergang sogleich auszuführen, er trotzte der Ungunst seiner Lage und Generale, Officiere und Soldaten freuten sich seines Entschlusses.

Zur Ausführung des ersten Angriffes waren 2 Grenadiercompagnien, 2 Bataillone leichter, 12 Bataillone Linieninfanterie und 9 leichte Geschütze bestimmt. Die Bataillone waren aber

großentheils sehr schwach, denn nur wenige hatten hinreichende Ersatzmannschaften erhalten.[1]

Am 19. April bei einbrechender Nacht waren die Truppen zwischen Killstett und Bettenhofen eingetroffen; man hatte sogleich die angeordneten Colonnen gebildet und diese in ihre Aufstellung zwischen den Dämmen an der Einschiffungsstelle geführt, wo sie nun schon neun Stunden gestanden hatten. Die vorhandenen Schiffe konnten etwa 2000 Mann übersetzen, aber man durfte darauf rechnen, daß in kurzer Zeit andere Fahrzeuge bei dem untern Arm der Illmündung ankommen und daß die ersten nach vollzogener Ausschiffung schnell dahin zurückkehren würden.

Am 20. April Morgens nach 5 Uhr befahl der Obergeneral die Einschiffung der Truppen. Diese wurde großentheils zwischen dem untern Barren und dem untern Arm der Illmündung vollzogen, weil dessen ganze Länge von dem österreichischen Posten an dem Steingießen gesehen ward.

Die bemannten Fahrzeuge wurden in drei Abtheilungen getheilt. Die erste Abtheilung bestand aus 6 Illschiffen, sie war mit zwei Grenadiercompagnien von der 76. und 100. und einem Bataillon von jener Halbbrigade unter dem Generaladjudanten Heudelet bemannt. Sie bildete gewissermaßen die Vorhut, mit welcher die Adjutanten Grobrecht und Savary gingen, und deren erstes Schiff von dem Pontonierhauptmann Heinrich Zabern geführt wurde. Die zweite Abtheilung wurde aus 15 Fahrzeugen gebildet, sie nahm den größten Theil der 100. Halbbrigade auf unter den Befehlen des Generals Vandamme und des Generaladjutanten Garobiau. Die dritte Abtheilung hatte 12 Schiffe, welche den Rest der 76. Halbbrigade unter dem General Davoust und dem Generaladjutanten Demont übersetzten.

Der General Duhesme, welcher den ersten Angriff kommandirte, befand sich bei der zweiten Abtheilung.

[1] Der Verfasser konnte in den ihm zu Gebot stehenden Materialien wohl die Bezeichnung der Halbbrigaden und Bataillone, aber keinen Etat über die Stärke dieser Truppen auffinden. Der schwache Bestand ergibt sich aber aus übereinstimmenden Angaben der Einschiffung, so wie aus der Verwendung bei den ersten Gefechten. Es ist ziemlich gewiß, daß manche Compagnie nicht über 70, manche Bataillone wenig über 400 Streiter zählten.

Die erste Einschiffung nahm demnach die folgende Truppenmasse auf:

I. Abtheilung	6 Fahrzeuge	400 Mann	
II. „	15 „	1000 „	
III. „	12 „	800 „	
	33 „	2200 „	

Die Geschütze auf der Rheinlinie zu Berg und zu Thal und besonders jene gegenüber von Kehl wurden ohne Unterlaß gehört, das Geschäft der Einschiffung war mit allen Mitteln beschleunigt worden, aber es hatte doch eine volle Stunde gewährt. Die Schiffe setzten sich in Bewegung Morgens um 6 Uhr am 20. April.

Da gegen Anbruch des Tages der Rhein angefangen hatte etwas zu steigen, so war in dem unteren Ausmündungsarme der Ill keine oder vielleicht gar eine schwache, nach einwärts gerichtete Strömung. Die schwerbeladenen Fahrzeuge rückten deßhalb sehr langsam vor, ein jedes verwendete wenigstens eine Viertelstunde, um den Arm zu durchlaufen, und da an manchen Stellen das enge Fahrwasser nur einem Schiffe den Durchgang erlaubte, so kamen die letzten mindestens zehn Minuten später in den vollen Rhein als die ersten. In diesem gingen die Fahrzeuge allerdings mit der Strömung des Thalweges, aber sie hatten doch mehr als eine Viertelstunde nöthig, um die zweite Strecke bis zum Landungsplatz an den Bischofsheimer Gründen zu durchlaufen, während sie nur etwa sechs Minuten brauchten, um den obern Theil der Kiesbank vor dem Steinwörth und dem untern Salenwörth zu erreichen.

Die ersten Fahrzeuge waren kaum in den untern Arm der Illmündung eingegangen, als sie von dem österreichischen Posten an der unteren Spitze des Steinwörthes bemerkt wurden. Dieser feuerte sogleich und dasselbe that der andere Posten am Zollhaus, als die Spitze der Uebergangscolonne in dem vollen Rheine zum Vorschein kam. Bei der großen Entfernung waren die einzelnen Musketenschüsse durchaus nicht gefährlich, und die Franzosen erwiederten sie nicht, obwohl sie denselben lange Zeit ausgesetzt waren. Als aber die Fahrzeuge in dem vollen Rhein abwärts gingen, eröffneten die Geschütze, welche am Rande der Bischofsheimer Gründe aufgestellt, die zweite Stromstrecke bestrichen, ein

lebhaftes Feuer. That dieses auch nicht sogleich bedeutenden Schaden, so mußte es doch bald wirksam werden; die Colonne der Einschiffungen mußte mehr als 20 Minuten in der Schußrichtung der Batterie vorrücken, sie mußte bald in den Wirkungsraum des Kleingewehrfeuers eintreten und die Franzosen mußten eine Besetzung der Bischofsheimer Gründe erwarten, welche stark genug wäre, um die Landung zu hindern. Den Führern ward es klar, daß die gegebene Anordnung streng nicht durchzuführen sey, und sie faßten den Entschluß, auf ihre Verantwortlichkeit alle Abtheilungen auf der Kiesbank vor dem Steinwörth und dem unteren Salenwörth, an der Stelle zu landen, welche der dritten Abtheilung zum Landungsplatz angewiesen war.

2) Ausschiffung und Besetzung des Landungsplatzes.

Die Ausschiffung war nicht ohne Schwierigkeit. Allerdings bot die Kiesbank eine Entwicklung der Uferlinie dar, welche einer bedeutenden Anzahl von Fahrzeugen die gleichzeitige Landung gestattete; da sie aber von der Batterie auf den Bischofsheimer Gründen wirksam bestrichen wurde, so konnten die Schiffe im vollen Rhein nicht weit abwärts gehen und der Landungsraum war auf die obere Spitze der Kiesbank beschränkt. Diese Spitze aber lag gänzlich offen und ungedeckt, in Front und Flanke von vereinzelten Büschen und dem dichten Gehölz des Steinwörthes und des untern Salenwörthes beherrscht, welche das unmittelbare Ufer des Altrheins bildeten, dessen Furt wieder unter dem Feuer des Postens am Zollhause lag. Dahin hatte sich beim ersten Lärm eine etwa 300 Mann starke Abtheilung des Freicorps von Michaelowitz begeben; diese stellten Posten auf der Kiesbank auf und besetzten die nahe liegenden Büsche; weiter rückwärts am festen Lande standen Pickets von einem österreichischen Chevaurlegersregiment, und die sechs Compagnien vom Regiment Alton eilten von Bischofsheim der Uebergangsstelle zu, sobald diese erkannt war.

Um 6½ Uhr legten die ersten Fahrzeuge an der Kiesbank bei. Die Adjutanten Gobrecht und Savary sprangen zuerst an das Land und mit ihnen die Grenadiere der 76. Halbbrigade. Die Oesterreicher feuerten entschlossen und lebhaft und es fielen die beiden Trommler und 10 Grenadiere, während die ausge-

schiffte Mannschaft sich formirte. Das Peloton brach sich und die Kaiserlichen liefen herbei, um mit der blanken Waffe die Franzosen in den Rhein zu werfen. In diesem Augenblick waren aber die Grenadiere der 100. Halbbrigade, etwa 100 Mann stark, ausgeschifft, der Geniecapitän Sabatier ordnete sie in eine Tirailleurlinie, ihr Feuer hielt die Oesterreicher auf, der unmittelbare Landungsplatz wurde behauptet und der Generaladjutant Heudelet konnte den Rest der ersten Abtheilung ausschiffen.

Die Franzosen, jetzt etwa 400 Mann stark, drängten die Oesterreicher von der Kiesbank, d. h. vom Ufer des Hauptstromes an den Altrhein; sie zogen sich über diesen auf das Zollhaus zurück, welches in aller Eile mit einer großen Masse von Bauholz verbarrikadirt worden war. Die Grenadiere von der 76. und 100. Halbbrigade durchwateten die oben bezeichnete Furt unter dem lebhaften Feuer der Oesterreicher, nahmen in raschem Anlauf die Barrikade, vertrieben den Posten vom Zollhaus und bemächtigten sich des Steges, welcher die Verbindung des untern Salenwörthes mit dem Steinwörth über den Diersheimer Rhein herstellte. Die Franzosen blieben am Zollhaus nicht stehen, sie dehnten sich nach beiden Seiten aus, sie drangen ohne Aufenthalt in den Wald, vertrieben daraus die Oesterreicher und erreichten den Deich, welcher auf dem rechten Ufer des Diersheimer Rheins ziehend, unweit der Bischofsheimer Gründe sich an das Ufer des Hauptstromes legte. Da es ihnen gelang sich an diesem Deich festzusetzen, so hatte die Vorhut in der ersten Stunde eine Stellung gewonnen, in welcher sie, trotz ihrer Schwäche an Mannschaft, die Angriffe ihrer Gegner aushielt und die Ausschiffung der folgenden Abtheilung deckte.

Morgens gegen 7 Uhr legten 11 Schiffe dieser Abtheilung bei. Vandamme, obwohl von den Geschützen auf den Bischofsheimer Gründen in die Flanke genommen, vollzog die Ausschiffung und formirte 700 Mann auf der Kiesbank. Der General Duhesme, welcher sich nun auch auf dem rechten Ufer befand, glaubte nun mit 1100 Mann schon etwas unternehmen zu können, und befahl, daß die Truppen vorrücken. Die Franzosen verlängerten ihren rechten Flügel an dem Deiche bis an die Stelle, wo er das Dorf Diersheim auf dessen südwestlicher Seite am östlichen Rande des Salenwörthes übergreift.

Die Kaiserlichen hatten sich auf Diersheim zurückgezogen; dort waren nun auch die sechs Compagnien vom Regiment Alton von Freistett und aus den nahen Cantonirungen andere Truppen mit einigen Geschützen herangekommen. Die Oesterreicher waren also mindestens eben so stark als die Franzosen, welche noch keine Geschütze auf dem rechten Rheinufer hatten. Das Dorf, durch seine Lage sehr vertheidigungsfähig und verhältnißmäßig stark genug besetzt, mußte der Haltpunkt eines ernsthaften Widerstandes werden.

Es war noch nicht 7½ Uhr, als die Franzosen über die Dämme stiegen, um das Dorf Diersheim anzugreifen. Der erste Angriff mißlang, die Franzosen wankten und wichen, der General Duhesme wurde verwundet.[1] Vandamme übernahm das Commando; er führte eine frische Abtheilung herbei, und vor 8 Uhr war der Posten genommen. Die Kaiserlichen formirten sich sogleich wieder außerhalb des Dorfes, griffen mit Entschiedenheit an, und nach einer Viertelstunde war es wieder in ihrem Besitz.

Die vier letzten Schiffe der zweiten Abtheilung waren nach und nach herangekommen, und während dieser Gefechte wurde die dritte Abtheilung und mit dieser die Nähe gelandet, welche drei leichte Geschütze (sogenannte Bataillonsstücke, Vierpfünder) heranbrachte. Die Generaladjutanten Demont und Heudelet führten die ausgeschifften Truppen ohne Aufenthalt gegen Diersheim, sie bildeten rasch einen neuen Angriff, ein Bataillon der 31. Halbbrigade stand in Reserve. Als auch dieser Angriff nicht gelingen wollte, führte Davoust die Reserve vor und nahm das Dorf nach einem kurzen, aber blutigen Gefecht Vormittags 9 Uhr.

Nach Abzug ihrer Verluste waren die Franzosen auf dem rechten Rheinufer jetzt über 2000 Mann stark. Sie besetzten das Dorf und die nächstliegenden Dämme, ihr linker Flügel reichte nur bis auf das untere Salenwörth, wo in dichtem Gehölz der Damm an das Ufer des Hauptstromes tritt; der rechte stützte sich an einen vorspringenden Theil des Dammes, welcher

[1] Der General Duhesme wurde durch den Arm geschossen, als er eine Trommel genommen hatte, auf welche er mit dem Griff seines Säbels schlug, um ein Bataillon zu einem neuen Angriff zu sammeln. Dieser Umstand läßt erkennen, daß die Franzosen in Unordnung waren.

näher rückwärts, d. h. näher am Strom an der rechten Seite des Steingießens zieht. Der erwähnte Vorsprung liegt 1100 Schritte von Diersheim, hat die Gestalt einer Bastei, deren nördliche oder linke Streichlinie den Diersheimer Rhein durchsetzt, und diesen so wie den vorliegenden Deich bestreicht und beherrscht. Zwischen diesem Stützpunkt des rechten Flügels und dem innern Deich, wo er oberhalb Diersheim ausgeht, stand eine Postenkette und die Stellung der Franzosen hatte sonach eine Ausdehnung von etwa 3000 Schritten oder 0,5 Stunde. Die Oesterreicher griffen wiederholt diese Stellung ihres Gegners an und dieser mußte alle Kräfte anstrengen, um sie und deren Verbindung mit dem Hauptstrom zu halten.

3) Landung der zweiten Einschiffung. Angriff der Kaiserlichen auf Diersburg.

Während der Bewegungen der Vortruppen hatte der General Jordy sieben schwache Bataillone an den Arm der Illmündung geführt,[1] um sie mit den zurückgekehrten Schiffen über den Strom zu schaffen. Die Fahrzeuge gingen auch ohne Aufenthalt zum linken Ufer zurück, wenn die Ausschiffung vollzogen war. Die rasche Wahl des Landungsplatzes an der Kiesbank vor dem Steinwörth erwies sich auch durch den Umstand als eine vortreffliche, daß die leeren Fahrzeuge nur eine kurze Strecke weit zu Berg gehen durften, um die Illmündung zu gewinnen, und daß also die Verstärkungen viel schneller auf dem rechten Ufer ankamen, als sie hätten herankommen können, wenn die allzu umständliche Anordnung streng vollzogen worden wäre. Die zurückgekehrten Fahrzeuge wurden, wie sie ankamen, bemannt und gingen in kleineren oder größeren Abtheilungen ab. Auch die zurückgebliebenen Fahrzeuge, so wie die Schiffe, welche zur Herstellung der fliegenden Brücke bestimmt waren, hatten nun die Barre überschritten. Jene wurden bemannt und diese gingen in

[1] Nach dem Bericht von Gouvion St. Cyr waren es

16.	leichte Halbbrigade	1	Bataillon,
17.	Linien- "	3	" .
100.	" "	1	"
109.	" "	2	"
	Zusammen	7	Bataillone.

dem Arm der Illmündung weiter abwärts, wo sie gekuppelt, gedeckt, als Brücke aufgetakelt und ausgerüstet wurden.

So wurden die Franzosen nach und nach verstärkt und dadurch in den Stand gesetzt, ihre Stellung gegen die wiederholten Angriffe der Oesterreicher zu behaupten. Diese hatten nach und nach zwölf Geschütze zusammengebracht, mit welchen sie die Ausgänge des Dorfes Diersheim, den rückwärtsliegenden Deich und das vorliegende Gehölz auf der nordwestlichen Seite des Dorfes beschossen. Den österreichischen Geschützen konnten die Franzosen nur ihre drei Vierpfünder entgegenstellen, welche keine Munition hatten, außer der, welche in den Protzkasten verpackt war, und welche demnach ihre Arbeit bald einstellen mußten. Dadurch wurden die Franzosen an jeder Bewegung nach Front und Flanke und demnach an jeder Ausdehnung ihrer Stellung verhindert, als sie bereits beträchtlich verstärkt waren.

Nach 10 Uhr ging eine neue Abtheilung ab, bei welcher die Nähe wieder drei Geschütze, aber keine Pferde aufnahm. Dieser folgte unmittelbar die fliegende Brücke, welche also um 10½ in den Hauptstrom auslief.

Um diese Zeit hatten die Franzosen etwa 4600 Mann auf dem rechten Rheinufer; der General Desaix, welcher mit der letzten Abtheilung herübergekommen war, verstärkte sogleich den rechten Flügel der Aufstellung und stellte sechs Bataillone [1] vorwärts des Zollhauses in Reserve.

Auch die Oesterreicher waren bedeutend verstärkt worden. Aus dem Lager von Bodersweier trafen vier starke Bataillone und aus den weniger entfernten Standquartieren noch andere kleinere Truppenabtheilungen und besonders noch einige Schwadronen und mehrere Geschütze von Diersheim ein.

Um 11 Uhr unternahmen die Kaiserlichen, nun auch gegen 5000 Mann stark, einen combinirten Angriff auf die Stellung der Franzosen. Zwei Colonnen rückten gegen deren Mitte und die dritte gegen den rechten Flügel vor, um diesen zu umgehen. Jene griffen das Dorf Diersheim auf dessen südlicher und östlicher Seite an, mußten aber nach heftigen Gefechten zurückweichen; die Colonne, welche von Honau hin gegen die rechte

[1] Die 17 und die 109. Halbbrigade.

Flanke der französischen Stellung vorrückte, warf sich auf den obenerwähnten bastionförmigen Vorsprung des rückliegenden Deiches. Die Franzosen leisteten mannhaften Widerstand, wurden aber aus diesem Posten vertrieben, dessen hohe Wichtigkeit der französische General augenblicklich erkannt hatte. Setzten sich die Oesterreicher darin fest und brachten Geschütze herbei, so nahmen sie den vorliegenden Damm bis unterhalb Diersheim im Rücken und beherrschten den Boden bis Honau; die Stellung der Franzosen war nicht mehr haltbar und sie mußten an den Rhein zurückgehen. Das Schicksal der ganzen Unternehmung hing von dem Besitz dieses Postens ab. Der General Desaix führte seine Reserven auf dem buschigten Boden zwischen Gießen, Altwassern und Pfützen unter heftigem Feuer der Oesterreicher vor. Eine Abtheilung dieser Reserve nahm den verlorenen Posten wieder, der andere ging gegen Honau, umging die Oesterreicher und warf sie am Eingang des Dorfes in ein Defilé. Hier wurden 200 Mann vom Regiment Kaunitz gefangen, der General Desaix aber verwundet, und Davoust übernahm das Kommando. Auf beiden Seiten waren die Verluste bedeutend.

4) Die Stellung beider Theile. Wiederholter Angriff der Kaiserlichen auf Diersheim.

Bald nach 1 Uhr waren die angedeuteten Gefechte beendet. Die Franzosen hatten ihre Stellung behauptet, aber, mit Ausnahme einer kleinen Strecke gegen Honau, keinen Boden gewonnen. Ihr Haltpunkt war das Dorf Diersheim, von diesem abwärts konnten sie sich nicht ausdehnen, denn noch feuerten die Geschütze auf den Bischofsheimer Gründen, und ihre Gegner hatten die Höhe im Besitz, welche alle Linien auf ihrem linken Flügel beherrschten, dessen äußerste Spitze, vom Damme und Gebüschen gedeckt, dicht am Ufer stand, wo der Altrhein sich wendete, um längs der Bischofsheimer Gründe den Hauptstrom zu erreichen.

Der linke Flügel der Kaiserlichen war in Honau, von da zu dem sogenannten Rein vorwärts Hohbühn, und weiter bis zu der südlichen Abdachung des Hochgestades bei Bischofsheim standen ihre Colonnen auf allen Zugängen zu Diersheim. Die oben beschriebene, nach allen Seiten scharf abgedachte

Höhenplatte[1] mit den beiden großen Orten war in ihrem Besitz; sie stellten an dem gegen den Strom gekehrten Rande derselben Batterien auf, und hielten am westlichen Fuße die untere oder die sog. Lochmühle besetzt, welche an dem rechten Ufer des Baches liegt. Vorwärts, im äußersten Gelände des Rheinufers, stand mit den oft erwähnten zwei Geschützen ein starker Posten, dessen Verbindung mit dem festen Lande durch einen Querdamm hergestellt war.

Um diesen Posten im Rücken zu fassen und vielleicht auch um die Stellung der Oestreicher gehörig zu erkunden, gingen französische Plänkler am westlichen Fuß des Hochgestades gegen Altfreistett vor; aber sie kamen nicht weit. Von den Oesterreichern gänzlich umschlossen, ohne Reiterei und ohne Artillerie zu schwach, an irgend einer Stelle durchzubrechen, kam den Franzosen alles darauf an, das Dorf Diersheim zu halten, und darum beschloß Davoust, vorerst auf der Defensive zu bleiben.

Die Fahrzeuge, welche noch immer über den Strom hin- und zurückgingen, brachten neue Truppen und Munition auf das rechte Ufer, die Nähe schaffte noch drei Vierpfünder herbei, und die Generale erhielten jetzt ihre Pferde.

Zur Aufstellung der fliegenden Brücke wurde die bisherige Landungsstelle, d. h. die zweite Stromstrecke von dem Waldgrund[2] zur Kiesbank vor dem Steinwörth, gewählt, und dazu die Herstellung eines Weges von dem festen Lande unweit Killstett bis zu der bezeichneten Brückenstelle in Angriff genommen. Da nun in der bezeichneten Strecke das Strombett verhältnißmäßig schmal, die Strömung hinreichend stark, um die Brücke zu bewegen, aber keineswegs heftig genug war, um die Verankerung des Giertaues und seiner Träger zu hindern; da ferner das Feuer der leichten Geschütze aus den Bischofsheimer Gründen zu der Brückenstelle auf die schmalen Zielpunkte bei einer Entfernung von 1600—1700 Schritten sehr unsicher seyn mußte, so unterlag weder die Aufstellung der fliegenden Brücke und die Verankerung des Giertaues, noch die Herstellung der Anländen

[1] S. Abschnitt XXI. Nr. 2.

[2] Jetzt sind in der topographischen Karte von Baden statt des ehemaligen Waldgrundes nur zerrissene Kiesbänke vor dem Schneckenwörth angegeben.

irgend einer erheblichen Schwierigkeit, und doch wurden auf diese Arbeiten beinahe vier Stunden verwendet.

Nachmittags 2 Uhr war die fliegende Brücke dienstfähig. Sie wurde sogleich verwendet, aber sie konnte nur 25 Pferde mit ihren Reitern oder ein Geschütz mit seinem Pulverkarren aufnehmen, und darum vergingen beinahe zwei Stunden, ehe eine Eskadron vom neunten Husaren- und eine Compagnie vom siebenzehnten Dragonerregiment, zusammen etwa hundert Pferde, und drei Geschütze der leichten Artillerie, bei Diersheim angekommen waren. Die freien Fahrzeuge gingen noch immer zwischen beiden Ufern hin und zurück.

Aus den entfernteren Standquartieren, als von Kehl, Offenburg und Stollhofen, trafen auch wieder kaiserliche Truppen ein. Sie waren jetzt geringer an Zahl als die Franzosen; in freiem Felde hätten sie durch ihre Reiterei und Geschütze ein entschiedenes Uebergewicht behauptet, im Dorfgefecht aber konnte jene nur einen beschränkten Nutzen schaffen. Ein Dorfgefecht war aber ihre nächste Aufgabe, denn von dem Besitze von Diersheim hing das Schicksal der französischen Unternehmung ab.

Um 3 Uhr eröffnete die Artillerie der Kaiserlichen ein heftiges Feuer auf das Dorf, die wenigen Geschütze, welche die Franzosen da verwenden konnten, waren schnell demontirt. Die Haubitzgranaten zündeten an mehreren Stellen, die Feuersbrunst verbreitete sich und bald hatte sie 21 Häuser mit ihren Nebengebäuden ergriffen. Das Dorf war eingehüllt in einen dichten Wirbel von Rauch, Flammen und Pulverdampf und rund um denselben donnerten unaufhörlich die Geschütze der Oesterreicher;[1] ihre Geschosse schleuderten brennende Hölzer und Mauerstücke umher, die Granaten platzten in dem engen Raum der Brandstätte, und in diesem standen die Franzosen, um sie gegen ihre Feinde zu behaupten.

Um 3½ Uhr rückten combinirte Colonnen der Oesterreicher auf drei Zugängen in das brennende Dorf ein; sie waren in dem dicken Rauche kaum zu erkennen. Man schlug sich zwischen den brennenden Häusern, in jeglichem Raum, welchen zwei

[1] Augenzeugen, z. B. Vandamme und Gouvion St. Cyr, beschreiben in gleichzeitigen Berichten und in späteren Erzählungen diese Einleitung des Angriffes auf Diersheim als ein furchtbares Schauspiel.

Menschen betreten konnten, war ein Gefecht; bald aber wichen die Franzosen, die Kaiserlichen drangen bis an den Dorfbach jenseits der Kirche vor und waren demnach im Besitze von dem größten Theile des Dorfes.[1]

Der General Jordy wollte die Grenadiere der 31. Halbbrigade wieder vorführen, aber er wurde sogleich von einer Abtheilung kaiserlichen Fußvolkes umwickelt und entging mit Mühe der Gefangenschaft.[2]

Die französischen Truppen hatten sich nun seit mehr als acht Stunden mit großer Aufopferung geschlagen und noch keinen Boden gewonnen; diejenigen, welche Diersheim vertheidigten, hatten nicht nur durch die Waffen der Oesterreicher, sondern auch durch die Feuersbrunst entsetzlich gelitten. Ermüdet und entmuthigt eilten sie in großer Unordnung zurück, stiegen über die Dämme und eilten zu dem Strom; sie wollten an dessen linkes Ufer zurückkehren, aber die fliegende Brücke war gerade dahin zurückgegiert und Schiffe fanden sie nicht.

War Diersheim verloren, so war für die Franzosen alles verloren. In dieser höchst bedenklichen Lage faßte Davoust den Entschluß, ein Manöver zu versuchen, welches allein die Franzosen zu retten vermochte. Er und Vandamme gingen mit zwei Bataillonen der 109. Halbbrigade vom rechten Flügel gegen Honau, also gegen die linke Flanke der Oesterreicher, vor, und unmittelbar nachher führte die schwache Reiterei der Franzosen einen kecken Angriff dicht oberhalb Diersheim auf die linke Flanke der Kaiserlichen aus. Zu gleicher Zeit verstärkten die Franzosen ihren linken Flügel. Die Oesterreicher wurden dadurch irre geführt, sie richteten ihre Aufmerksamkeit auf diese Bewegung, zogen eilig von ihrem linken Flügel Truppen an die bedrohte

[1] Das Dorfgefecht war furchtbar, der General Vandamme sagt davon:
Tout fut mis en usage, le coup de feu, la bajonette, la crosse enfin on s'est pris les cheveux. S. Rapport detaillé 60.

[2] Der General Jordy wollte sich mit dem Säbel durchschlagen, die österreichischen Soldaten erkannten ihn, sie stießen ihn mit den Kolben und schlugen ihn mit den Gewehrläufen, aber sie wollten ihn nicht tödten, weil diejenigen eine bedeutende Belohnung erhielten, welche einen feindlichen General lebend einbrachten. Seine Grenadiere rissen ihn endlich heraus. Der General hat später oft dieses Abenteuer erzählt. In diesem Gefechte wurden u. A. die Generaladjutanten Heudelet und Demont, so wie der Adjutant Gauthier, jedoch sehr leicht verwundet.

Stelle unterhalb Diersheim und griffen wiederholt an. Hier aber war der durchschnittene Boden ihren Gegnern günstig; sie waren ermüdet, und ihre Angriffe scheinen nicht mit der gewöhnlichen Kraft ausgeführt worden zu seyn.

Das Manöver der Franzosen gelang vollständig, die Angriffe auf ihren linken Flügel, welche sehr gefährlich werden konnten, hatten keinen Erfolg, der linke Flügel der Oesterreicher war geschwächt, sie wurden von der französischen Reiterei zurückgedrängt, ehe die ihrige herbeikommen konnte, und nach einem kurzen, aber heftigen Gefecht wurde das Dorf Honau genommen.

Diese Erfolge waren vorzüglich durch ihre moralischen Wirkungen wichtig, denn die Kaiserlichen wurden unruhig, als sie sich überflügelt sahen, und verfolgten die errungenen Vortheile nicht weiter; die französische Infanterie gewann wieder Vertrauen und Muth. Diese wurde nun gesammelt, sie bildete Colonnen, rückte gegen das Dorf vor und griff es mit furchtbarer Wuth an. Die Oesterreicher, zum Tod ermüdet, standen zwischen den rauchenden und brennenden Trümmern, sie konnten den ungestümen Anlauf nicht lange Zeit aushalten, und zogen sich mit bedeutendem Verlust aus dem Dorfe heraus, in welchem sie viele Leichen zurückließen. Die Franzosen brachten sogleich drei leichte Geschütze an den Ausgang des Ortes, sie beschossen den Rückzug, und dieß war die alleinige Verfolgung, denn noch durften sie es nicht wagen, ihren weichenden Gegner im freien offenen Felde zu verfolgen. Die Kaiserlichen gingen nicht weit zurück, unter dem Schutz ihrer Reiterei und Artillerie ordneten sie sich schnell wieder in ihrer früheren Stellung.

Diese blutigen Gefechte hatten nicht viel länger als zwei Stunden gewährt.

5) Stellung der beiden Theile. Aufstellung der Schiffbrücke. Angriff auf den linken Flügel der Franzosen.

Nach diesen Gefechten war die gegenseitige Lage beider Gegner nur wenig von jener verschieden, in welcher sie sich einige Stunden früher befunden. Beide waren der Zahl nach ziemlich gleich stark, beide hatten bedeutend verloren, die einen hatten durch furchtbare Anstrengungen nur wenig Boden errungen, die andern hatten mit all ihrer hingebenden Tapferkeit

diese kleine Errungenschaft nicht verhindert. Das Fußvolk beider war tödtlich ermüdet, die einen hatten fast keine Reiterei auf dem rechten Ufer, die andern konnten die ihrige nur wenig verwenden.

Nach 5 Uhr hatten die Kaiserlichen 10 Bataillone, 18 Schwadronen und 2,5 Batterien oder 15 Geschütze, im Ganzen etwa 9000 Mann, zur Stelle. Sie hielten die Linie von Freistett längs dem Rande des Hochgestades und von der Lochmühle längs dem Bach und dem sogenannten Rain westlich an Hohenbühn vorüber bis auf die flache Höhe bei Linx. Der Posten auf den Bischofsheimer Gründen war zurückgezogen.

Ihnen gegenüber waren die Fanzosen 15 Bataillone, etwa 100 Reiter und, außer den meist dementirten Bataillonsstücken, eine halbe Batterie oder drei Geschütze leichter Artillerie, zusammen etwa 10,000 Mann stark. Sie standen von dem rechten Ufer des Hauptstromes bei den Bischofsheimer Gründen längs dem Diersheimer Bache bis Diersheim und von da in der Richtung eines Rheingießens bis Honau. Ihre Vorposten waren vorgeschoben bis an den Mühlebach und den sogenannten Rinngraben, welche unterhalb des Dorfes in den Gießen münden. Sie hatten von dem festen Lande des rechten Rheinufers kaum noch den vierten Theil einer Quadratstunde im Besitz, und dieser enge Raum war von der Aufstellung der Kaiserlichen umfaßt. Sie hatten allerdings einen Stützpunkt für ihren rechten Flügel gewonnen, aber der linke war von dem Hochufer bei Bischofsheim gänzlich beherrscht.

Die Franzosen hatten in zehn Stunden nichts gethan, vielleicht nichts thun können, um die Landungsstelle gegen Zufälle zu sichern. Die Kaiserlichen hatten fast noch drei Stunden bis zum Einbruch der Nacht; erhielten sie gehörige Verstärkung und griffen, von Bischofsheim oder Freistett vorgehend, die rechte Flanke der französischen Aufstellung an, während sie die linke im Schach hielten, so war die Unternehmung gescheitert und das Schicksal der übergegangenen Truppen in hohem Grade gefährdet. Die Lage der Franzosen war darum sehr bedenklich, so lange die Schiffbrücke nicht hergestellt war.

Die französischen Führer hatten jetzt die gewählte Uebergangsstelle besser kennen gelernt und das bisherige Fortschreiten

der Unternehmung hatte sie belehrt, daß es gar schwierig sey, die Schiffbrücke, wie es die Anordnung befahl, in die vierte Strecke des Stromes zu legen. Diese, so wie die aufwärts liegenden Strecken waren von dem Hochgestade gänzlich eingesehen und großentheils ihrer Länge nach bestrichen. Die Annäherung zum linken Ufer war allerdings nicht schwer, aber die Pontons mußten mehr als eine halbe Stunde lang im bestreichenden Feuer der österreichischen Geschütze zu Thal gehen, und in deren wirksamem Bereich mußte die Aufstellung der Brücke bewirkt werden. Gelang nun auch das Unwahrscheinliche, so lag vor der Brücke der zerrissene Boden des rechtseitigen Ufergeländes. Fast eine Viertelstunde weit mußten die Franzosen durch das dichte Gehölz der Bischofsheimer Gründe Colonnenwege hauen, und sie mußten Altrheine und Gießen überbrücken, um endlich das feste Ufer zu erreichen. Hier aber trafen sie den westlichen Arm des Holchenbaches, und wenn dieser kein erhebliches Hinderniß verursachte, so mußten sie sich auf einem engen, gänzlich unbedeckten Raum vor dem Fuß des steilen Hochgestades entwickeln, welches von den Oesterreichern besetzt war. Die allgemeine Disposition des Ueberganges setzte voraus, daß man sich schnell des Hochufers von Bischofsheim bis Freistett bemächtige; diese Voraussetzung war aber nicht eingetroffen; hatte man die Landungsstellen der Vortruppen geändert, so konnte man die vorgesehene Brückenstelle nicht beibehalten. Die Franzosen wählten mit richtigem Blick die zweite Strecke des Stromes dicht unterhalb der fliegenden Brücke, also wieder die Stelle, an welcher bisher alle übergesetzten Truppen das deutsche Rheinufer betraten.

Die Beischaffung des Materials für die Schiffbrücke unterlag mancherlei Beschwerden. Die leeren Pontons waren zeitig am Tage in den Arm der Illmündung gekommen, aber die schwerbeladenen konnten nicht über die Barren gebracht werden. Die Streckbäume, die Bohlen u. dgl. wurden auf Wagen geladen, die nach dem Einschiffungsplatz abgingen, wo sich im Laufe des Nachmittages der ganze Zug versammelte. Nun zeigte sich aber eine neue Schwierigkeit. Obwohl den Franzosen tausende von kräftigen Armen zur Verfügung standen, und obwohl sie in den nächsten Dörfern das nöthige Schanzzeug finden oder solches von Straßburg zeitig beischaffen konnten, so waren die

Wege von **Killstett** zur fliegenden Brücke noch immer nicht fahrbar. **Die** schweren unbehülflichen Fuhrwerke konnten unmöglich über **das** zerrissene, größtentheils mit dichten Büschen bestandene **Ufergelände** zum Hauptstrom gebracht werden und man mußte deßhalb ein Auskunftsmittel suchen. Der Commandant der Pontoniere ließ an dem bezeichneten Einschiffungsplatz die Brückentheile wieder in die Pontons und andere Fahrzeuge laden, um diese aus der Illmündung in den Hauptrhein zu bringen und an der Brückenstelle sie noch einmal an das Land zu legen. Man hatte nun die Schiffe ausgeladen, die Wagen geladen, wieder abgeladen und die Schiffe wieder geladen. Diese Arbeiten mußten nun allerdings eine bedeutende Zeit verzehren, da aber die Franzosen schon Vormittags 9 Uhr vollkommen im Besitz des rechten Ufers an der Brückenstelle waren, und da sie Arbeitskräfte im Uebermaß besaßen, so ist es immer eine bemerkenswerthe Thatsache, daß sie mit diesen Arbeiten einen ganzen Tag verloren und die Aufstellung der Schiffbrücke in finsterer Nacht ausführten.

Gegen sechs Uhr Abends gingen die Pontons mit den andern beladenen Fahrzeugen in den Strom.

Um die Arbeit der Pontoniere zu schützen, stellten die Franzosen zwei Geschütze von der leichten Artillerie auf die Kiesbank, welche am Anfang der dritten Stromstrecke vor dem Gelände des linken Rheinufers lag.[1] Die Oesterreicher ihrerseits brachten ebenfalls zwei Kanonen auf einen Punkt des Hochgestades gegen Freistett, von welchem sie die Brückenstelle, etwa 1900 Schritte entfernt, vollkommen entdeckten. So groß diese Entfernung auch war, so zeigte es sich doch bald, daß die Geschosse noch oberhalb der Brückenstelle aufschlugen.

[1] In der Rheingrenzkarte ist diese Bank unter dem Namen Rohrkopfgrund aufgeführt. In der topographischen Karte des Großherzogthums Baden aber sieht man eine andere Gestaltung des Stromes. Der jetzige Thalweg liegt so viel weiter an der linken Seite, daß die scharfe Wendung von der zweiten in die dritte Strecke fast gänzlich verschwunden ist. Der ehemalige Rohrkopf ist gänzlich zerstört, der frühere Thalweg ist ein Altrhein geworden, in welchem die Verlandung schon bedeutend vorgerückt ist, und der Rohrkopfgrund ist durch Abschließungen des Altrheins mit dem rechten Ufer verbunden. Doch kann man auch auf dieser neueren Karte die betreffende Stelle recht gut erkennen.

Kurz vor Sonnenuntergang kam der französische Obergeneral an das rechte Rheinufer. Während die Aufstellung der Schiffbrücke in vollem Gang war, machten die Kaiserlichen noch einen Angriff. Abends nach 7 Uhr, als der Tag sich neigte, warfen sie eine Colonne auf den linken Flügel der Franzosen unterhalb Diersheim. Ihre gedrängte Aufstellung war an diesem Punkt nicht schwach, aber keines Ueberfalls gewärtig, ergriff sie ein panischer Schrecken. Die Wache verließ den angegriffenen Posten und floh in größter Unordnung nach allen Seiten, aber die Nacht war gekommen und die Kaiserlichen konnten ihren Vortheil nicht weiter verfolgen. Die Oesterreicher rückten gegen den Rhein vor, sie kamen dem Strom so nahe, daß ihr Kleingewehrfeuer die Brückenstelle erreichte. Die französische Linie war allerdings durchbrochen, aber die weit vorgerückte Colonne war eben dadurch im Rücken genommen; in der Dunkelheit sahen diese tapferen Leute nicht, was zunächst um sie herum vorging; kein Schritt war ihnen sicher in dem zerrissenen Boden. Die flüchtigen Franzosen schossen unaufhörlich, die ganze feindliche Linie kam in Bewegung, sie hörten diese Bewegung, aber kein Zeichen verrieth ihnen, daß stärkere Colonnen ihrer Freunde nachrückten. Nachdem der Lärm eine Stunde lang gewährt hatte, kam Vandamme mit einigen Compagnien vom 17. Dragonerregiment und stellte die Ordnung wieder her. So gaben die Oesterreicher ihren Angriff auf und zogen sich unter dem Feuer der Franzosen zurück. Diese sammelten die erschreckten Flüchtlinge, der verlorene Posten ward wieder besetzt und die schwer errungene Stellung gehalten.

Die französischen Pontoniere arbeiteten mit großer Anstrengung, unterstützt von den Sapeurs des Geniecorps, welche die verschiedenen Brückentheile herbeibrachten. Wenn die Arbeit langsamer vorrückte in der finstern Nacht, so machte diese auch das Feuer der österreichischen Geschütze vom Hochgestade bei Freistett unschädlich. Nach jenem Ueberfall trat kein Zufall mehr ein, welcher die Arbeit unterbrach. Die Schiffbrücke war gegen Mitternacht gangbar, aber sie wurde einige Stunden lang nur zur Beifuhr von Munition benützt.

6) Anordnung für die Nacht, und Uebergang des französischen Heeres über die Schiffbrücke.

Während die Schiffbrücke geschlagen wurde, kam eine Heeresabtheilung, etwa 9000 bis 10,000 Mann stark, unter dem General Dufour, vom rechten Flügel an der Uebergangsstelle an.[1] Vom linken Flügel konnte die Brigade Lecourbe jeden Augenblick eintreffen, die Reservecavallerie befand sich auf dem Marsch und war nicht weit mehr entfernt.[2]

Der französische Obergeneral gab die folgende Anordnung:

Die Abtheilung des rechten Flügels unter General Dufour sollte zuerst, nach dieser die Brigade Lecourbe über die Brücke gehen, und beiden sollte die Reservecavallerie folgen. Der General Davoust mit dem Generaladjutanten Jarry sollte den äußersten rechten Flügel der Aufstellung halten, deren Vorposten, wie oben erwähnt, an dem von Linx gegen Honau fließenden Bach standen. General Dufour war angewiesen, seine Abtheilung zwischen Honau und Diersheim aufzustellen, Vandamme sollte sich mit den Truppen des Centrums bei Diersheim aufstellen und den Wald

[1] Die Abtheilung unter Dufour bestand aus folgenden Truppen, deren Stärke dem beigesetzten Bestand wohl nahe kam.

Leichte Infanterie	3.	Halbbrigade,	3	Bataillone,
Linien- „	3.	„	3	„
„ „	24.	„	3	„
„ „	89.	„	3	„
			8 Bataillone = 8000 Mann.	

Leichte Reiterei	2. Regiment	4	Schwadronen,
Dragoner	4. „	4	„
		12 Schwadronen, 700 Pferde.	
Leichte Artillerie		2 Compagnien,	12 Geschütze.

Die eine dieser Compagnien wurde von Foy kommandirt, welcher 25 Jahre später eine so hervorragende Rolle in Frankreichs parlamentarischen Kämpfen gespielt hat.

[2] Die Brigade Lecourbe bestand aus:

Linieninfanterie 84. und 119. Halbbrigade, 6 Bataillone, 4000 Mann.

Die Reservecavallerie war zusammengesetzt wie folgt:

Reiterei:	12., 13., 14., 15. Regiment,	16	Schwadronen,
Dragoner	13. „	4	„
Karabiniers	1. und 2. „	8	„
		28 Schwadronen, 2000 Pferde.	
Leichte Artillerie		2 Batterien,	12 Geschütze.

unterhalb dieses Dorfes besetzen, der Brigade Lecourbe war der äußerste linke Flügel angewiesen. Der General Jordy, welchen seine Wunde nicht kampfunfähig gemacht hatte, wurde beauftragt, in der Nähe der Brücke zu bleiben, um die Truppen, welche nachkommen würden, als Reserve zu ordnen, welche auf der Kiesbank vor dem Steinwörth stehen sollte, bis zum Augenblick ihrer Verwendung. Der Generaladjutant Garobiau wurde versendet, um von der linken Rheinseite Munition und Lebensmittel beizutreiben. Der Obergeneral befahl, daß die Truppen, sobald sie das rechte Ufer betreten, ihre Stellen in der gegebenen Aufstellung (Ordre de bataille) einnehmen sollten.

Am 21. April Morgens 2 Uhr begann die Abtheilung des General Dufour über die Brücke zu gehen; ihr folgten die Truppen, welche unterdessen bei Killstett angelangt waren; auch die Kaiserlichen wurden verstärkt, denn während der Nacht kamen frische Truppen an, und der Feldzeugmeister Sztarray befand sich zur Stelle.

Die französischen Posten wurden öfters allarmirt, es fiel aber nichts bedeutendes vor, denn man beschäftigte sich auf beiden Seiten, die Truppenkörper wieder zu organisiren und die Schlachtordnung für den folgenden Tag zu bilden. Die Kaiserlichen verstärkten ihren linken Flügel, indem sie das Dorf Leutesheim stark besetzten; sie hatten nach Sonnenaufgang 16 Bataillone, 20 Schwadronen und 20 Geschütze, im Ganzen etwa 15,000 Mann an der Uebergangsstelle versammelt.

Aus der angedeuteten Anordnung des französischen Feldherrn geht hervor, daß sie ein Gefecht vorbereiten sollte, um die Aufstellung der Oesterreicher zu durchbrechen. Der Uebergang über die Schiffbrücke nahm größere Zeit in Anspruch, als er berechnet haben mochte; denn Morgens gegen 6 Uhr war weder die Brigade Lecourbe noch die Reservecavallerie auf dem rechten Rheinufer. Moreau's Anordnungen waren folglich noch nicht ausgeführt; er war an Fußvolk viel stärker, an Reiterei schwächer als sein Gegner, und dieser, der vielleicht über diese Stärke sich täuschte, kam dem Angriff zuvor. Morgens gegen 7 Uhr setzten die Kaiserlichen sich gegen die Mitte und gegen den linken Flügel der Franzosen in Bewegung. Sie fuhren zuerst mit drei Batterien auf kleine Entfernung von Diersburg auf, dessen

Hauptzugang auf der östlichen Seite sie heftig beschossen. Die Franzosen stellten ihnen zwei Batterien von der leichten Artillerie entgegen, aber diese hielten nicht aus, die Bedienungsmannschaft wurde schnell getödtet oder verwundet[1] und die Geschütze demontirt. Nachdem durch dieses Feuer der Angriff vorbereitet war, rückten die Colonnen der Oesterreicher gegen Honau und Diersheim. Die Posten zwischen diesen beiden Dörfern waren sehr schnell geworfen, aber jenes ward noch behauptet. Die Franzosen waren in Diersheim dicht zusammengedrängt, und sie hatten durch das furchtbare Artilleriefeuer schon sehr gelitten, als die Angriffscolonnen der Oesterreicher sich wüthend auf sie warfen. Sie hielten den heftigen Anlauf nicht aus, der größte Theil zog sich zurück, löste sich auf, floh in wilder Hast gegen den Rhein und drängte sich auf die Brücke als gerade der General Lecourbe diese mit seiner Brigade betreten hatte. Die Flüchtigen stürzten sich auf die Grenadiere, welche an der Spitze der 84. Halbbrigade marschirten. Der General ließ die Colonne schließen, so daß sie die ganze Breite der Brücke einnahm, die Grenadiere fällten die Gewehre, drückten die Flüchtlinge gegen das rechte Ufer zurück und warfen die Widerspenstigen in den Rhein.

Einige Compagnien hielten sich noch in den letzten Häusern von Diersheim, als die Reserven herbeikamen, welche bisher nahe an der Brückenstelle gestanden hatten. Dadurch ward es dem General Davoust möglich gemacht, mit einer Colonne von 6 Bataillonen und 9 Schwadronen gegen den linken Flügel der Kaiserlichen vorzugehen. Er trat aus dem Dorf auf den offenen Boden zwischen diesem und Honau, aber er stieß auf die österreichischen Colonnen, welche rasch vorrückten. Ihre Reiterei fiel sogleich über das Fußvolk her und trieb eine Abtheilung desselben in wilder Flucht gegen den Rhein. Die französische Reiterei griff die österreichische an und es entstand ein schreckliches Gemenge. Der Kampf währte lange, die französische Reiterei wurde mehrmals bis Diersheim in das Feuer der österreichischen Batterien gedrängt und verlor viele Leute. Eine Schwadron vom 9. Husarenregiment, unterstützt von einigen Zügen Dragoner, brach aus dem Dorfe heraus und machte

[1] Unter den Verwundeten befand sich auch der Kapitän Foy.

einen glänzenden Angriff; er war der letzte in diesem Reitergefecht, aber keineswegs die Ursache, daß die österreichische Reiterei nicht weiter vorging.

7) Rückzug der Kaiserlichen.

Die Franzosen zogen jetzt eilig über die Schiffbrücke; während dieser Gefechte war die Brigade Lecourbe und ein Theil der Reservereiterei an das rechte Ufer gekommen; die Flüchtigen wurden wieder gesammelt und es wurden neue Colonnen gebildet, welche Moreau gegen Diersheim vorführte; die verlorenen Posten wurden wieder genommen.

Die Kaiserlichen hatten viel gelitten, der General Sztarray war verwundet, viele gute Offiziere waren gefallen, und doch unternahmen sie noch einen Angriff auf Diersheim; als aber auch dieser abgewiesen war, so erkannte ihr Führer die Uebermacht seines Feindes, er erkannte, daß er jetzt nicht mehr angriffsweise verfahren könne, und er zog seine ermüdeten Truppen zurück.

Nach 10 Uhr waren beide Gegner wieder in den Stellungen, welche sie vor 17 Stunden eingenommen hatten.

Die Franzosen mußten jetzt Boden gewinnen, denn Latour konnte am folgenden Tag eintreffen und alle ihre Erfolge standen in Frage, wenn er sie noch in dem engen Raum zusammengedrängt fand. Als nun die Reservecavallerie über den Strom gegangen, als mehrere Batterien eingetroffen waren und immer noch frische Truppen nachrückten, da war Moreau den Kaiserlichen so sehr überlegen, daß sie ihre Stellung nicht mehr zu halten vermochten. Der französische Feldherr kam auf die Anordnungen zurück, welche am Morgen durch den Angriff der Oesterreicher unterbrochen worden waren. In den vorangegangenen Gefechten hatte man die Truppen verwendet, wie sie gerade zur Hand waren, die mannigfachen Bewegungen hatten die Schlachtordnung durcheinander geworfen, man hatte nicht Zeit, sie wieder herzustellen, und man half sich, wie es eben ging.

Nach der Anordnung des Obergenerals wurden die folgenden Angriffscolonnen gebildet.

1) Der General Dufour sollte mit 9 Bataillonen, 6 Schwadronen und einer leichten Batterie auf Leutesheim vorrücken

und den linken Flügel der Kaiserlichen zwischen diesem Ort und Linx angreifen.

2) Davoust und die Generale Vandamme und Jordy mit 9 Bataillonen, 10 Schwadronen und einer leichten Batterie hatten die Aufgabe, auf die flachen Höhen, den sog. Rain, zwischen Linx und Hohenbühn vorzugehen und von dort den Angriff auf jenes Dorf zu unternehmen.

3) Der Generaladjutant Heudelet war angewiesen, mit 5 Bataillonen, 4 Schwadronen und einer leichten Batterie gerade auf Hohenbühn vorzurücken.

4) Der General Bourcier sollte die Reservecavallerie, 28 Schwadronen mit ihren beiden Batterien, vorwärts Diersheim entwickeln und auf die große Landstraße zwischen Linx, Hohenbühn und Bischofsheim vorgehen.

5) Der General Lecourbe wurde angewiesen, 6 Bataillone, 6 Schwadronen und 2 leichte Batterien unterhalb Diersheim aufzustellen, die Angriffe auf Linx und Hohenbühn abzuwarten, wenn diese gelungen, auf Bischofsheim und Freistett vorzurücken und den Oesterreichern bis an die Rench zu folgen.

6) Vier Bataillone leichter Infanterie sollten als Reserve im Wald hinter Diersheim ihre Stellung nehmen.

Es währte einige Stunden, bis diese Anordnungen vorbereitet waren.

Um 2 Uhr Nachmittags setzten sich die französischen Colonnen in Bewegung. Die Kaiserlichen hatten aber bereits den Rückzug angetreten, sie vertheidigten ihre Stellung nicht mehr. Das Regiment Alton allein kam bei Linx noch einmal ins Gefecht, gewann aber mit einigem Verlust seinen Rückzug.

Der Rückzug der Kaiserlichen erscheint vollkommen gerechtfertigt. Die Linie von Leutesheim über Linx und Hohenbühn bis zum Hochgestade bei Bischofsheim war nicht mehr zu halten; der Bodenabschnitt von diesem Ort bis Freistett hatte nur in Verbindung mit jener Linie seine Bedeutung; er hatte den rechten Flügel der Oesterreicher dem Angriff entzogen und die Franzosen gehindert, ihren linken auszudehnen, er hatte vorzüglich dazu beigetragen, daß sie 32 Stunden lang in so engem Raum, auf so schwierigem Boden zusammengedrängt blieben. Hatten die Franzosen einmal die Rheinstraße gewonnen, so konnte der kleine

Bodenabschnitt auch als Flankenstellung nicht wirken und in keiner Weise die Ausdehnung der Franzosen im Rheinthal verhindern. Der kaiserliche General hatte demnach keine andere Wahl, als sich von einer der schönen Stellungen im Rheinthal auf die andere zurückzuziehen, bis die größern Massen vom untern Theile des Oberrheins herankamen; er zog sich auf das rechte Ufer der Rench, aber er war zu schwach, um diese starke Stellung gehörig zu besetzen.

Die französischen Generale benützten auch sogleich den Vortheil der Lage, um sich einer möglich großen Strecke des rechtseitigen Rheinthales zu bemächtigen.

Am Abend des 21. April nahm Dufour Stellung zwischen Neumühl und Kehl; das Fort, welches wenige Monate früher der Erzherzog Karl mit großen Opfern genommen, wurde ohne Widerstand einem Detachement französischer Dragoner übergeben.[1] Vandamme schob seine Colonne bis Offenburg und in den Eingang des Kinzigthales vor, ihm folgte die Reservecavallerie. Heudelet mit seiner Abtheilung marschirte von Hohenbühn thalabwärts, überschritt die Rench und rückte bis Waghurst vor, zog sich aber beim Herannahen kaiserlicher Truppen am späten Abend wieder nach Hohenbühn zurück. Lecourbe setzte sich in Bischofsheim und in Freistett fest und schob seine Vorhut an die Rench.

Der Uebergang war nun vollzogen, und jetzt sollte die Vertheidigung des Rheinthales beginnen.

Der General St. Cyr hatte vor dem 20. April den Feldzeugmeister Latour bei Mannheim festgehalten. Er marschirte aber, nachdem er die Brigade Lecourbe vorausgeschickt und den General Ambert mit zwei Halbbrigaden in Landau zurückgelassen hatte, mit dem Rest dieser und mit der Division St. Suzanne, seiner

[1] Die Uebergabe des Forts Kehl bildet einen traurigen Gegensatz zu dem Heldenmuth und der Ausdauer, welche die kaiserlichen Truppen bei Diersheim bewiesen. Der Commandant trug den französischen Dragonern eine Capitulation an und diese wurde mündlich abgeschlossen. Die kleine Besatzung sollte mit Waffen und Gepäck und kriegerischen Ehren ausziehen, aber diese Bedingungen wurden von den französischen Soldaten nicht vollständig eingehalten. Es ist möglich, daß das Fort nicht haltbar war; es ist gewiß, daß der gänzlich isolirte Posten, dessen Wirkung nur örtlich seyn konnte, den Oesterreichern nicht viel genützt hätte, aber die Ehre der kaiserlichen Waffen hätte ein anderes Verfahren erfordert.

Reiterei unter Laboissière und dem größten Theil seiner Artillerie auf der linken Seite thalaufwärts, ging am Mittag des 22. April und in der folgenden Nacht über den Rhein und stand also den 23. Mittags am linken Ufer der Rench.

Latour rückte aber mit Eilmärschen von Mannheim heran, er konnte am Morgen des 24. April in der Renchstellung stehen. Der Besitz des obern Rheinthales stand daher auf dem Ausgang einer Schlacht, und diese Schlacht hätte der französische Feldherr unter ungünstigen Umständen annehmen müssen, denn er hatte seine Truppen zerstreut. Sein rechter Flügel stand bei Ettenheim, Davoust war in das Kinzigthal und Vandamme in das Renchthal eingedrungen, und er konnte den Oesterreichern nur den linken Flügel seines Heeres entgegenstellen.

Am Abend des 23. April schlug St. Cyr schon mit der Avantgarde der heranrückenden Oesterreicher und drückte sie bis an die Schwarzach, aber unmittelbar nach diesem Gefecht erschien ein österreichischer Parlamentär bei den französischen Vorposten. Er brachte die Nachricht von den Friedenspräliminarien, welche am 18. April zu Leoben abgeschlossen worden waren. Beide Feldherren stellten die Feindseligkeiten ein am Vorabend einer Schlacht.

So endete nach drei Tagen ein Feldzug am Oberrhein, welcher so blutig begonnen hatte.

XXIV. Schluß der Rückblicke auf die oberrheinische Basis.

Die Franzosen waren jetzt wieder im Besitz der drei wichtigen Uferstellen, Kehl, Breisach und der Schusterinsel bei Hüningen. In Folge des Friedens von Campo Formio (17. Oktober 1797) wurden diese zwar wieder abgetreten, aber der Congreß von Rastadt scheiterte und die Franzosen besetzten diese Uebergangspunkte wieder, ehe noch im Jahr 1799 der Krieg wieder begonnen hatte, und sie waren jetzt und im folgenden Jahr nicht mehr zu gewaltsamen Uebergängen genöthigt. Im Frieden von Luneville gaben sie alle Posten auf dem rechten Rheinufer ab unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Plätze und Festen in dem Stand bleiben sollen, in welchem sie sich bei der Uebergabe befanden. (Art. VI.) Bei dem Ausbruch des Krieges mit Oesterreich im Jahr 1805 wurden Altbreisach

und Kehl wieder von den Franzosen verschanzt; jenes kam durch den Preßburger Frieden an den Kurfürsten von Baden, dieses trat der Großherzog an den Kaiser der Franzosen ab, der es nun wieder neuerdings befestigen ließ.

Der Kaiser der Franzosen hatte nun den Rhein zur östlichen Grenze seines Reiches und er sicherte sie im Sinne der Römer durch ein breites vorliegendes Grenzland. Er hatte nicht nöthig, in diesem Thürme und Kastelle zu bauen, denn er wußte ein Mittel, das viel sicherer war. Er zertrümmerte den letzten Rest des deutschen Nationalverbandes und legte vor seine Rheinlinie die Gebiete von kleinern und größern Staaten, deren Souveränität wohl im Innern bestand, in allen äußern Verhältnissen aber in unbedingter Abhängigkeit von dem Willen war, der sie, wie es ihm gefiel, vergrößern konnte oder vernichten. Dennoch aber verstärkte Napoleon seine Grundlinie am Oberrhein mit allen Mitteln. Er baute den Kanal zur Verbindung des Rheins mit der Rhone. Er machte Straßburg ganz und gar zum offensiven Waffenplatz, und keine Straße und keine größere Wasserleitung u. s. w. durfte zwischen dem Rhein und den Vogesen angelegt werden, ohne die Genehmigung der Militärbehörden und ohne die Veränderungen, welche diese etwa für nützlich erkannten. Auf dem Gipfel seiner Macht wollte Napoleon auch wieder Altbreisach erwerben und zu einer bedeutenden Feste auf deutschem Boden machen. Im Jahr 1811 kam der französische Oberst Moulon vom Geniecorps nach Breisach, um einen Entwurf zu dem Bau zu bearbeiten. Dieser Entwurf wurde von dem Geniecorps (conseil du génie) geprüft und im Jahr 1812 genehmigt. Der Kaiser befahl über die Abtretung der Stadt und ihrer Umgebung, sowie über die Entschädigung mit Baden zu unterhandeln. An eine Weigerung von Seiten des Rheinbundstaates war damals nicht zu denken, aber die großen Ereignisse im Norden von Europa ließen das Projekt nicht zur Ausführung kommen, obwohl gerade der Gang derselben im Jahr 1813 die Ahnung des Kaisers gerechtfertigt hatte. Allerdings trat Frankreich durch die beiden Pariser Frieden den untern Theil seiner Besitzungen am Rhein ab; die Grundlinie künftiger Unternehmungen gegen Deutschland war ihm kleiner geworden, denn es verlor Köln, mit dem gegenüberliegenden Deutz, Koblenz,

mit Ehrenbreitstein und Mainz mit Kastel; aber es behielt den Elsaß bis zu der wichtigen Stellung der Lauter.

Seitdem war in Beziehung auf die Grenze am Oberrhein das System Ludwigs XIV. und des Kaisers Napoleon nicht aufgegeben, die Restauration anerkannte es, und wenn sie auch in manchen Einzelnheiten sehr lässig war, so vollendete sie doch den Verbindungskanal zwischen dem Rhein und der Rhone und schuf die wichtige Festung Belfort. Nach der Revolution vom Jahr 1830 unter dem Bürgerkönigthum wurde ohne Unterlaß gearbeitet, um die Linie des Oberrheins zur Vertheidigung und Angriff zu stärken.

XXV. Die Befestigungssysteme der französischen Oberrheinbasis in ihrem gegenwärtigen Zustand.

Ein beträchtlicher Theil der großen strategischen Grundlinie von Frankreich zieht auf der Linie des Oberrheins von Belfort bis Hüningen, von da dem Rheine nach bis Lauterburg und von hier landeinwärts bis Bitsch.[1] Diese 64 Stunden lange Linie kann betrachtet werden als Zusammensetzung der Wirkungsräume verschiedener Befestigungssysteme, nach welchen sie sich umgekehrt in bestimmte Strecken zerlegt.

Die erste Strecke oder das System von Belfort reicht von diesem Platz über Hüningen bis an das Ende des vorspringenden jurassischen Gebirgsastes auf der rechten Seite des Rheins oder bis unterhalb der Stelle, wo auf dem rechten Ufer die Hohle in den Rhein tritt.

Die zweite Strecke wird bestimmt durch das System von Neubreisach von der Ausmündung der Hohle bis zum nördlichen Ende des Kaiserstuhls oder bis in die Gegend von Markolsheim auf dem linken Ufer.

Die dritte Strecke ist der Wirkungsraum von Schlettstadt, er reicht von Markolsheim bis Rheinau.

Die vierte Strecke wird bezeichnet von dem Wirkungsraum von Straßburg in der Länge von Rheinau bis unterhalb der natürlichen Illmündung, etwa bis zu der Mader.

[1] Der Verfasser hat die große östliche Grenzlinie von Frankreich früher bezeichnet. S. Deutsche Vierteljahrsschrift April—Juni 1852, Nr. 58, deutsche Interessen an der oberrheinischen Grenze, S. 190.

Die fünfte Strecke ist bezeichnet durch die Stellung an der Lauter, im größern Styl aufgefaßt, von Drusenheim abwärts bis Lauterburg, von dort an der Lauter aufwärts bis Weißenburg und weiter bis Bitsch.

Es versteht sich von selbst, daß diese Eintheilung nur die Auffassung des Ganzen erleichtern, keineswegs aber einseitigen Schlüssen zur Grundlage dienen soll.

Viele Werke, welche Vauban gebaut hat, sind nicht erhalten worden, weil die heutige Kriegskunst nicht mehr großen Werth auf kleine, leicht befestigte Stützpunkte von Gefechtsstellungen legt, und weil sie die großen Stellungen unter andern Gesichtspunkten betrachtet. Mehrere Befestigungen wurden gesprengt, aber wenn wir auch nur den gegenwärtigen Zustand der Befestigungssysteme an der Rheingrenze betrachten, so werden wir doch die eine oder die andere dieser Befestigungen anführen müssen, welche man seit Jahren nicht mehr mit unter die vertheidigungsfähigen zählt.

1) Belfort, acht Stunden von Basel oder Hüningen zwischen der südlichen Abdachung der Vogesen und dem Jura, an der Sovoureuse, einem Zufluß zum Doubs, auf hüglichtem Boden gelegen, deckt den Straßenknoten, dessen wir bei anderer Gelegenheit gedachten. Die Stadt wurde im Jahr 1684 von Vauban nach seiner zweiten Manier befestigt. Er gab dem Platz eine bastionirte Umfassung, deren östlichen Schluß ein steiler Hügel bildet, welcher mit einem Werk als Citadelle gekrönt war. Einige Jahre nach der Schleifung von Hüningen wurde aus dem kleinen Platz ein befestigtes Lager gemacht. Die französischen Ingenieurs ließen die alte Umfassung, mit Ausnahme einer einzigen Fronte, die sie umbauten, bestehen, und legten auf der östlichen Höhe eine Befestigung an, deren Reduit die frühere Citadelle bildet. Zwei andere Hügel auf der nordöstlichen und nordwestlichen Seite der Stadt erhielten Festen, [1] welche starke Defensivkasernen zu

[1] Das Fort de Justice und das Fort de Miotte. Auf dem Hügel, auf welchem das letztere liegt, war ein uralter, viereckiger, vielleicht römischer Thurm, Tour de la Miotte, welcher von den Einwohnern sorgfältig unterhalten wurde. Er diente in alter Zeit als Warte, auf welcher man Feuersignale anzündete, welche in einem ungeheuren Umkreise gesehen werden konnten, wie man denn von hier die Felsen bei Istein am Rhein sieht. Von dem jetzigen Fort de Miotte hat man

Kernwerken und verschiedene vorliegende, den Eigenthümlichkeiten des Bodens angepaßte Werke haben. Zwischen den beiden Höhen an der Straße von Lyon nach Straßburg liegt ein defilirtes Hornwerk mit sehr hohen Stützmauern, und westlich jenseits des Flusses liegt ebenfalls ein großes detachirtes Werk. Durch diese detachirten Forts wird ein Lagerraum für eine beträchtliche Heeresabtheilung gesichert, welche sich auf den fünf Hauptstraßen, die sich hier durchschneiden, nach jeder Richtung bewegen können. Die Stadt ist nicht anzugreifen, so lange die Festen nicht genommen sind, und die Belagerung dieser würde bedeutenden Schwierigkeiten unterliegen, da sie sich zum Theil wechselseitig unterstützen, und da der felsige Boden, ein harter Jurakalk, beinahe zu Tag liegt.

2) Hüningen, eine halbe Stunde unterhalb der Stelle, wo das Gebiet der Stadt Basel den Rhein schneidet. Ursprünglich war hier kein bewohnter Ort. Ludwig XIV. ließ im Jahre 1680 durch Vauban einen geeigneten Platz mit Festungswerken einfassen und nachher wurden Häuser innerhalb der Wälle gebaut.[1] Die Umfassung war ein regelmäßiges Fünfeck mit Außenwerken und bedecktem Weg. Die östliche Fronte war dem Strom parallel und lag so nahe am Ufer, daß die Spitze des Ravelins dasselbe übergriff. Vor der nördlichen und südlichen Fronte waren Hornwerke und sonst noch verschiedene zu verschiedener Zeit angelegte Vorwerke. Früher theilte die Schusterinsel, gerade gegenüber von Hüningen, den Rhein in zwei Arme, deren kleinerer am rechten Ufer lag. Unmittelbar nach Herstellung der Festung, die in einem Jahre bewirkt wurde, bauten die Franzosen eine Brücke über beide Arme des Rheins, befestigten die Schusterinsel, deren obere Hälfte dem Canton Basel gehört, und legten einen Brückenkopf auf das rechte Ufer. Diese Werke wurden in Folge des Ryswicker Friedens abgebrochen, und fortan wiederholt hergestellt und zum Scheine wieder geschleift, bis man sie endlich nach der

eine der schönsten Fernsichten, welche der Verfasser im Innern des Festlandes jemals erblickt hat.

[1] Ueber einem Thore war die Inschrift: Ludovicus M. rex Christianissimus, Belgicus, Sequanicus, Germanicus, Pace Europae concessa, Huningam arcem, sociis tutelam, hostibus terrorem exstruxit MDCLXXXI.

Belagerung im Jahr 1797, gerade hundert Jahre nach dem erwähnten Frieden, gänzlich zerstörte.

Der Zweig des Rhein-Rhonekanals mündet dicht oberhalb Hüningen in den Hauptrhein, welcher, da die Ufer hoch sind und der Unterschied der äußersten Wasserstände 19 Fuß beträgt, sehr tief in den Boden eingeschnitten ist. Unmittelbar unter dem Wasserfang liegt die erste Schleuße, deren Fallhöhe eine gewöhnliche, deren Kammerwände aber begreiflich sehr hoch sind. Bald unterhalb dieser Schleuße ist die Kanalsohle breiter und bildet einen kleinen Hafen. Der tief eingeschnittene Kanal zieht am Fuße der Glacis der südlichen Fronte, so daß er in der Kehle des ehemaligen Hornwerkes eine Art Zangenwerkes bildet, und demnach diese Fronte des Platzes bedeutend verstärkte.

Im Jahr 1815 wurde Hüningen von den Oesterreichern förmlich belagert [1] und nach Eröffnung der zweiten Parallele übergeben. In Folge einer bekannten Bestimmung des zweiten Pariser Friedens (Artikel III.) wurde die Festung Hüningen demantelirt. Die Oesterreicher sprengten die Futtermauern so geschickt, daß sie nur auf ihren Gründungen umgedreht wurden. Im Jahr 1831 auf 1832 war viel von der Wiederherstellung der Festung die Rede, — es befanden sich auch Genieofficiere dort, welche die Gründungen der umgestürzten Futtermauern untersuchten; — aber die Herstellung unterblieb; sie ist auch unnöthig, denn im Fall eines Krieges würden die Erdwerke des Hauptwalles in kurzer Zeit wieder brauchbar gemacht werden können, und so hergestellt, würde Hüningen gewissermaßen eine große Redoute, einen vorgeschobenen Posten von Belfort bilden, welcher bestimmt wäre, den Rheinübergang gegenüber einer vortrefflichen Stellung auf der deutschen Seite zu beherrschen. Daß die französische Regierung daran denkt, geht aus dem Umstand hervor, daß der Boden, auf welchem die Werke liegen, noch immer nicht veräußert worden ist, wie es doch in Fort-Louis geschah.

3) Neubreisach. Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts legte Ludwig XIV. auf einer Insel gegenüber von Breisach das Städtchen St. Louis an, sonst auch die Strohstadt genannt,

[1] Bei dieser Belagerung, welche der Erzherzog Johann, und unter diesem der Markgraf Wilhelm von Baden commandirte, wirkten auch eidgenössische Truppen und Geschütze mit.

welchen Namen die Ueberreste jener Insel heute noch führen. Als sie in Folge des Ryswicker Friedens geschleift wurde, wählte Vauban jenseits des Biesheimer Rheins, der damals eine große Wassermasse abführte, einen geeigneten Platz, welchen er in den Jahren 1698 bis 1701 mit einem regelmäßigen Achteck umschloß. Als die Festung fertig war, legte man innerhalb der Umfassung die Stadt an.

Neubreisach, ein regelmäßiges Achteck, ist der Modellbau von Vaubans dritter Manier und deßhalb allgemein bekannt. Weniger aber kennt man das System, dessen Kern dieser Platz ist.

Gegenüber von dem deutschen Dorfe Gretzhausen, eine Stunde oberhalb Breisach, entstand ein großer Rheinarm, welcher auf dem linken Ufer an dem Dorfe Vogelgrün vorüber, dann mit einer großen Wendung nach Innen an das Dorf Biesheim zog, als Biesheimer Rhein dem Hauptstrom sich wieder nähert und gegenüber von Ichtingen etwas über zwei Stunden unterhalb Breisach, dicht bei der obern Mündung des Königsgießen, wieder in den Rhein fällt. Zwischen diesem und dem bezeichneten Rheinarm läuft ein zusammenhängender Rheindamm und der Raum hinter diesem ist mit Ausnahme weniger Stellen ein durchschnittener bewaldeter Boden, der jeder Zeit sumpfig, bei höherem Rheinstand aber großentheils unter Wasser ist.

An dem linken Ufer eines kleinen eingehenden Bogens des Biesheimer Rheins, etwa 1300 Fuß vom linken und 2800 Fuß vom rechten Rheinufer, d. i. vom Schloßberg von Altbreisach entfernt, liegt das Fort Mortier, ein Werk von eigenthümlichem Umriß, beinahe ein Quadrat, von welchem die Kehle so lang als die Streichlinien eine Spitze abschneidet. Jene sind etwa 400 Fuß lang, die Kehle liegt dicht am Biesheimer Rhein und die 425 Fuß lange Capitale steht senkrecht auf dieser.

Die Streichlinien haben Graben, bedeckten Weg und Glacis, die Kehle hingegen zeigt ohne Deckung von Erdwerken die hohen Stützmauern, deren innere Strebepfeiler Gewölbe tragen, auf welchen der Wallgang liegt (Révétements en decharge). Diese kleinen Casematten haben nur Schießlöcher, aber keine Scharten für Geschütze.

Von der Uebergangsstelle von Altbreisach zieht die Hauptstraße nach Colmar zuerst an der innern Seite des französischen Rheindammes, wendet sich dann gegen den Gießen, erreicht ihn

auf der Höhe des Forts, folgt ihm etwa 3000 Fuß lang auf seinem rechten Ufer und überschreitet ihn dort mit einer kurzen Wendung. Dieser Uebergang ist zu beiden Seiten durch kleine gemauerte Werke (Tambours), „dem Salzbüchsle,“ nahe bei dem Monumente des Generals Beaupuy gedeckt, und längs der ganzen Erstreckung des erwähnten Rheinarmes oder Gießens liegen Redouten.

Der Biesheimer Rhein führt wenig Wasser, denn seine obere Einmündung ist ziemlich verlandet, aber durch mehrere Zuleitrinnen, an deren einer die sogenannte Neumühle, sowie die Pulvermühle steht, kann man den Boden um das Fort und einen großen Theil des Raumes hinter den Rheindämmen unter Wasser setzen, deßhalb ist auch der Boden in der Umgebung des Forts sumpfig.

Von dem erwähnten Uebergang zieht die Straße nach Colmar über offenes Feld gegen Neubreisach und ist durch den Halbmond der nordöstlichen Fronte in die Festung geführt, welche 8000 Fuß von dem Fort Mortier entfernt ist.

Der Platz hat durch den Rhein-Rhonekanal eine wesentliche Verstärkung erhalten. Der Kanal ist von der Schleuße Nr. 57 schnurgerade bis an das Glacis des Halbmondes der südlichen Fronte geführt; er wendet sich dann in einem großen Bogen welcher, beinahe ein Halbkreis, die östliche Seite der Festung bis zur östlichen Bastionsspitze der nördlichen Fronte umfaßt, und geht dann wieder gerade zur Schleuße Nr. 59. Die Schleuße Nr. 57 ist 3700 Fuß von dem südlichen, die Schleuße Nr. 59 aber 7300 von dem nördlichen Hauptwall entfernt, die Schleuße Nr. 58 liegt in der Mitte der östlichen Front, gerade vor der Spitze des Halbmondes und ist durch eine vorliegende starke Brille gedeckt. Nahe an dem nördlichen Ende des Bogens geht die Straße von Breisach nach Colmar mit einer gewöhnlichen Zugbrücke über den Kanal. In dem ganzen Bogen, welcher die Umfassung bildet, ist die Sohle des Kanals breiter, das Glacis ist bis auf diese fortgeführt und so ist ein breites Becken entstanden, dessen äußerer Rand etwa 350 Fuß von der Krone des Glacis oder von dem bedeckten Weg entfernt ist und dessen äußerer Rand sich als ein vorliegendes Glacis in das Feld verläuft. Dieses Bassin kann, wir haben es oben bemerkt, eine große Menge von Fahrzeugen aufnehmen.

4) **Schlettstadt**, am Ausgange des Weiler- und Leberthales, in der schmalsten Strecke der linkseitigen Rheinthalebene am Zusammenfluß der Ill und der Leber gelegen, war eine Reichsstadt. Die Schweden nahmen sie im Jahr 1632, und gaben sie zwei Jahre später den Franzosen. Diese sollten sie nach dem Münsterfrieden dem Reich wieder abtreten, aber die Reunionskammern sprachen sie Frankreich zu. Ludwig XIV. nahm sie im Jahr 1673, schleifte die alten Vertheidigungswerke und ließ sie 1675 durch Vauban befestigen.

Die Befestigung von Schlettstadt ist eine Umfassung mit acht Bastionen nach der zweiten Manier von Vauban. Einige Basteien auf der westlichen Fronte haben Cavaliere, auf der ganzen Umfassung von der südwestlichen bis zur südöstlichen Fronte sind Brillen und ein doppeltes Glacis vorgelegt; auf der südlichen Fronte schien dieß nicht nöthig, weil sie die Ill deckt. Der Boden von dem Gießenbach an die Ill und auf der südlichen Fronte bis zur Straße nach Colmar ist ungemein sumpfig und kann theilweise unter Wasser gesetzt werden. Unter der Restauration wurde dieser Platz sehr vernachlässigt und er befand sich beim Ausbruch der Revolution 1830 in sehr verfallenem Zustand. Die Regierung von **Louis Philipp** wendete ihm aber sogleich ihre Aufmerksamkeit zu und schon im Jahr 1832 waren die schadhaften Fronten großentheils wieder hergestellt und mehrere der erwähnten vorliegenden Werke neu gebaut. Von Schlettstadt führt eine vortreffliche Straße nach Markolsheim an den Rhein, und auf eine stundenlange Erstreckung des Stromes von Markolsheim bis Schönau ist sie überall nur zwei Stunden vom rechten Ufer des Stromes entfernt.

5) **Straßburg**. Sobald Ludwig XIV. im Besitz dieser Stadt war, ließ er die alten Werke ausbessern, verändern und vermehren und die Citadelle aufbauen.

Aus dieser, der Umfassung der Stadt, einer Masse der vorliegenden Werke und dem kleinen Rhein (Bras Mabile) besteht nun das Befestigungssystem von Straßburg, des Kerns der französischen Linie am Oberrhein.

Den Raum der großen Stadt umschließt eine zusammenhängende Umfassung, deren Länge, nach der Feuerlinie auf dem Hauptwall bemessen, nicht viel weniger als zwei Stunden betragen

dürfte. Vauban verstärkte fast alle Fronten, er legte besonders auf der westlichen Seite eine Unzahl von kleinen Vorwerken, beim Kronenburger- und beim weißen Thurmthor zwei große Hornwerke und nahe bei letzterm ein gemauertes viereckiges Blockhaus an. Weniger verstärkt wurde die südliche Seite, da vor deren Fronten der Boden unter Wasser gesetzt werden kann, wozu die nöthigen Schleußen sich innerhalb der Werke befinden. Die Minengänge liegen vor den nordwestlichen und westlichen Fronten.

Die schmale östliche Seite des Platzes wird von der Citadelle geschlossen. Diese, im Jahr 1682 gebaut, ist ein regelmäßiges Fünfeck nach Vaubans zweiter Manier. Mehrere Fronten haben Contregarden, vor der nördlichen und östlichen Fronte liegen große Hornwerke, der Hauptwall des letzteren ist etwa 1100 Fuß vom kleinen Rhein und 4500 Fuß vom Hauptstrom entfernt. Die weit vorgeschobenen Lunetten mit einem Glacis reichen bis an das Ufer des Rheinarmes. Auf der nördlichen Seite liegt das große Hornwerk auf der Finkmatt und vom Fischerthor bis zu dem kleinen Rhein ein doppeltes Glacis; vor der Umfassung der Stadt und den betreffenden Fronten der Citadelle, aber außerhalb dieses Glacis ist ein mehr als 3000 Fuß breiter Raum von dem breiten tiefen Ausmündungskanal, der von der Ruprechtsau zum Rhein zieht, abgeschnitten, so daß zwischen der Ill, dem Kanal, dem kleinen Rhein und der Festung etwa 400 Morgen eines trockenen Landes liegen, auf welchem eine bedeutende Heeresabtheilung lagern könnte.

Besonders wichtig sind die Wasserverbindungen im Systeme von Straßburg. Auf der südwestlichen Seite der Stadt mündet der Rhein-Rhonekanal mit seiner letzten Schleuße Nr. 85 und wenig weiter abwärts die Breusch und der Breuschkanal in die Ill, welche nun unfern von dem Weißenthurmthor die Umfassung durchbricht und den Breuschkanal wieder abgibt.

Die Ill zieht im südlichen Theile der Stadt parallel mit deren Umfassung, ebenso der Breuschkanal im nördlichen, wendet sich aber bei der Finkmatt gegen Süden zur Ill. Oberhalb dieser Vereinigung geht bei der Wilhelmsbrücke der sogenannte Rheinkanal von dem Fluß ab, läuft innerhalb der südlichen Umfassung der Stadt, setzt sich zwischen den beiden

Glacis der Citadelle fort und erreicht außerhalb derselben mit einer kurzen Strecke den kleinen Rhein. Die Ausmündung liegt nur etwa 1200 Fuß weit von den Vorwerken des östlichen Hornwerkes der Citadelle. Diese Wasserwege liegen dicht an den Werkstätten des Zeughauses, der Gießerei und andern großen Anstalten, welche sie mit dem Rhein-Rhone, dem Rhein-Marne und unmittelbar mit dem Strome verbinden. [1]

Die Ill tritt bei dem Fischerthor durch die nördliche Umfassung wieder aus der Stadt, bildet die Insel Wacken, empfängt den Rhein-Marnekanal und gibt den andern Kanal ab, welcher etwa 600 Fuß lang in die untere Mündung des kleinen Rheins bei der Spitze des sogenannten Schiffbrückengrundes austritt.

Auf der nordwestlichen Seite innerhalb der Hauptwälle liegen die Höfe der Bahnen von Straßburg nach Paris und von Straßburg nach Basel.

Der kleine Rhein schneidet eine große Fläche vom linken Ufergelände ab; er ist breit und tief und wird sorgfältig offen erhalten; die obere Mündung an der Spitze der Sperreninsel (Isle des épis) vertheidigt eine starke Redoute. In dem stark eingehenden Bogen, nahe an den Vorwerken der Citadelle, geht die Hauptstraße von Kehl über den Rheinarm; eben hier tritt der sogenannte Rheinkanal ein, und in der Spitze zwischen der Straße und der Kanalmündung liegt ein gemauertes Blockhaus; von hier an aber liegt der kleine Rhein bis zu seiner jetzigen Ausmündung gänzlich im wirksamen Bereich der Citadelle und ihrer Vorwerke.

Aus diesen Andeutungen ergibt sich die offensive Bedeutung des Systemes von Straßburg; für dessen Vertheidigungsstärke dürften kurze Andeutungen genügen.

[1] Der Breuschkanal wurde von Vauban gebaut, um für die Citadelle und für Fort Louis die nöthigen Baumaterialien herbeizubringen. Er entsteht bei Sulz, empfängt sein Wasser aus der Breusch und der Mossig, hat bis zur Ausmündung in die Ill eine Länge von 19,740 Meter oder 4,44 bad. Stunden bei einem Fall von 98 Fuß. Dieser Fall ist durch 11 einfache Schleußen ausgeglichen. Er wird jährlich von etwa 1000 Booten befahren. In der ersten Abtheilung dieser Schrift (Deutsche Vierteljahrsschrift Nr. 68, S. 222) ist der Breuschkanal gar nicht, der sog. Rheinkanal aber unter dem Namen Kanal Vauban aufgeführt. Der sog. kleine oder französische Kanal ist nur eine Ableitung des Wassers von der Citadelle in die Ill; er ist 8000 Meter oder 1,8 Stunden lang.

Auf dem Bodenabschnitte zwischen dem kleinen Rhein und dem Hauptstrom kann sich niemals eine feindliche Truppe aufstellen. Könnte sie es, so würde der Boden die Führung von Belagerungsarbeiten außerordentlich schwer machen. Ein Angriff auf die östliche Seite der Citadelle ist rein unmöglich, nicht minder auf der südlichen, weil die Angriffe von den Werken der Stadt in die Flanke genommen und in der künstlichen Ueberschwemmung große Schwierigkeiten finden würden. Wo die nördlichen Fronten der Citadelle mit der Stadt zusammenstoßen, wäre der Angriff auf beide schwer, weniger wegen des doppelten Glacis und der fast geraden Entwicklung der verschiedenen Fronten, als wegen des vorliegenden Kanals, welcher den Arbeiten ein ungeheures Hinderniß böte. Die südliche und südöstliche Front der Umfassung der Stadt werden gewissermaßen von der Ill gedeckt, aber die westlichen und nordwestlichen Fronten sind die schwächsten und gerade die Anhäufung der vorgelegten Werke verräth ihre mindere Stärke. Die Werke von Straßburg haben wenig Hohlbau, gedeckte Geschützstände fast nirgends, aber eine große Stadt gibt der Hülfsmittel unendlich viele, welche man im kleinern Platz mit Mühe sich schaffen muß.

Straßburg wird mit ängstlicher Sorgfalt unterhalten, das Bauen hört nie auf; noch im Jahr 1831—32 hat man eine Fronte der nördlichen Seite mit neuen Contregarden verstärkt. Wenn es nun auch gewiß ist, daß man unter dem Schutz der Werke von Straßburg eine große Heeresabtheilung außer Angriff stellen kann, so drängt sich doch die Bemerkung auf, daß der Zweck des Befestigungssystems wohl besser erreicht worden wäre, wenn man die großen Kosten für die Verstärkung, für die Unzahl von Vorwerken aller Art auf den Bau zweckmäßiger detachirter Forts verwendet hätte.

Abwärts von Straßburg ist bis zur Lauter keine Befestigung mehr. Früher lag dem deutschen Dorf Sellingen gegenüber der rothe Rhein, ein mächtiger Arm, welcher die vereinigte Zorn und Moder aufnahm, und eine gewisse Fläche des Bodens umfassend, diese gänzlich von dem festen Ufer trennte. Auf dieser großen Insel, einem Abschnitt des Ried, baute Vauban im Jahr 1689 die Feste Fort Louis, mit einem Brückenkopf auf dem linken Ufer des rothen und einem andern auf dem rechten des Hauptrheins.

Nahe an der Ausmündung der Moder war der Flecken Drusenheim mit einem bastionirten Walle, von Erdwerken eingefaßt. Dieses System besteht nun nicht mehr. In Folge des Ryswicker Friedens wurde im Jahr 1697 der Brückenkopf auf dem rechten Ufer geschleift, im Jahr 1793 Fort Louis an den österreichischen General Bärenklau, übergeben und von diesem geschleift. Jetzt ist es ein Haufen von Trümmern, der Boden ist verkauft, der rothe Rhein ist verlandet und die Erdwerke von Drusenheim werden nach und nach abgetragen.

Am 1. Januar 1814 gingen bei Fort Louis die badischen Truppen unter dem Markgrafen Wilhelm und ein russisches Armeecorps unter Wittgenstein über den Rhein.

6) Die Stellung der Lauter glauben wir in ihrem Zusammenhang behandeln zu müssen.

Den Vogesen entströmen die Moder und die Lauter als Zuflüsse zum Rhein. Zwischen diesen beiden Flüssen erstreckt sich ein Höhenzug, der, von den Vogesen abfallend, die Ufer der Lauter bis zum Rheine begleitet, dann sich wendet und mit einem großen eingehenden Bogen gegen Mothern zieht, um dort das Rheinufer wieder zu erreichen. Auf der äußersten Spitze dieses Höhenzuges liegt Lauterburg, etwa 5500 Fuß weit vom linken Ufer des Rheins. Die nördlichen Abhänge dieses Höhenzuges senken sich gegen die Lauter, und diese hat Hochgestade gebildet, welche am rechten Ufer hoch und steil, am linken aber verflacht sind.

Die Lauter fließt am Fuße des Hochgestades, mit abnehmenden Gefällen, ihr Bett hat kein geräumiges Profil, es führt oft die größere Wassermasse nicht ab, und diese überschwemmt das Ufergelände bis zum Fuße des rechtseitigen Hochgestades, wie die sumpfigen Wiesen und die Beschaffenheit des Bodens es zeigen. Der tiefe Bienwald (bois des abeilles) zieht überall nah, von dem Dorf Scheibenhardt abwärts aber mehr als 2,5 Stunden lang dicht am linken Ufer der Lauter.

Die Linie des Flusses von seiner Ausmündung bis Lauterburg, von da längs des rechten Hochgestades bis Weisenburg und von Weisenburg über den Kamm der Vogesen bis Bilsch bildet nun die starke Stellung, welche wir als die Stellung der Lauter bezeichnen.

Die Annäherungen zu dieser Linie sind durch die beiden Parallelstraßen von Germersheim nach Lauterburg, von Landau nach Weisenburg und von Zweibrücken nach Bilsch gegeben; zwischen den beiden ersten liegen einige gangbare Fahrwege, welche, jedoch schmal, durch den langen Bienwald ziehen und im unmittelbaren Bereiche der Stellung aus diesem Walde treten. Die Straße von Landau nach Weisenburg aber gibt bei Schweighofen einen Zweig ab, welcher über die Remigiusmühle zieht, das rechtseitige Hochgestade ersteigt und sich nach verschiedenen Richtungen fortsetzt.

Die Stellung besteht demnach aus der Strecke der Lauter vom Rhein bis zum Hochgestade, der sogenannten Weisenburgerlinie von Lauterburg bis Weisenburg und dem ziemlich ungangbaren Gebirge von dort längs der französischen Grenze bis Bilsch.

a) Die Strecke vom Rhein bis Lauterburg ist durch Feldschanzen hergestellt, welche, wie z. B. die Redoute Berry, an dem Damm liegen, auf welchem die Straße vom Rhein bis Lauterburg zieht. Dieses Ufergelände, von Dämmen durchsetzt, liegt unter dem wirksamen Bereiche des Hornwerkes auf der östlichen Fronte von Lauterburg.

b) Lauterburg, die Spitze des Hügels, mit welchem die oben erwähnte Höhenkette ausgeht, fällt nach Osten und Süden und nach Norden stark in die Niederung ab; ihre Platte ist am westlichen Ende 700, am östlichen 200 Schritte breit. Die südliche Seite bildet einen eingehenden Bogen, in welchem der Fuß der steilen, etwa 40 Fuß hohen Wand von einem Bastion der östlichen Fronte eingesehen wird. Sie hat daher außer einigen Fleschen in der Niederung keine Werke, wohl aber reichen Häuser und Mauern bis an den Rand der Höhe. Die östliche Seite der Befestigung besteht aus zwei Fronten, welche auf der Platte des Hügels liegen; auf dem Abhang desselben, gerade vor dem Ravelin, ist ein Hornwerk, welches, wie oben erwähnt, die Straße, so wie das Gelände zum Rhein vollkommen beherrscht. Die westliche Seite besteht aus zwei halben Bastionen mit einem Ravelin. Die Wälle sind sehr hoch, haben ein starkes Profil, aber großentheils keine Mauerverkleidung. Die nördliche Seite ist die eigentliche Fortsetzung der Weisenburger

Linie; sie besteht aus einem einfachen Walle längs dem Rande des Hochgestades, dessen steile Wand durchschnittlich 30 Fuß hoch vom rechten Ufer der Lauter an steigt.

c) Die Weisenburger Linie besteht aus einer Brustwehr welche an dem Rande des Hochgestades in unzähligen ein- und ausgehenden Winkeln geführt und durch Redouten verstärkt ist, deren von Lauterburg bis St. Remy zehn, durchschnittlich 1500, und 1000 Schritte die eine von der andern liegen und Staudämme bestreichen, welche quer über die Niederung geführt sind. Die Brustwehr ist meistens aus dem rückliegenden Boden ausgehoben, die Krone liegt durchschnittlich 10—12 Fuß hoch über diesem und die auswärtige Böschung verläuft in die Abdachung des Hochgestades. Die Redouten sind in ihren Horizontalprojektionen meistentheils Quadrate, deren Seiten, nach der Feuerlinie gemessen, etwa 100 Fuß lang sind und deren Böschungen sich häufig auch in das steile Hochufer verlaufen. An manchen Stellen befinden sich etwa 200 Schritte rückwärts etwa 60 Fuß lange Schulterwehren, welche wahrscheinlich zum Schutze der Reiterei dienen sollen.

Etwa drei Viertelstunden von Lauterburg aufwärts liegt das Dorf Scheibenhardt, rittlängs der Lauter, und theilweise an dem Abhang des Hochgestades. Von da wird dieses niedriger, eine Viertelstunde weiter aufwärts aber gewinnt es wieder die Höhe von etwa 20 Fuß.

Die Lauter entfernt sich nun weiter von dem Fuße des Hochgestades und die Niederung wird breiter. Die Redouten liegen hier näher an einander, sie bilden ausgehende Winkel, und bestreichen deßhalb den Rand des Hochufers.

d) Das Fort St. Remy. Drei gute Stunden von Lauterburg aufwärts biegt sich die Lauter nach der linken Seite; auf dieser geht der Bienwald aus und auf der rechten wird das Hochgestade wieder niedrig und flach. Den Bogen des Flusses schließt als Sehne der Gewerbskanal; auf dessen linkem Ufer liegt eine große Flesche und in ihrem Raum ein Gebäude, zur Remigiusmühle gehörig. Auf dem rechten Ufer ist eine weitläuftige Verschanzung, ein Zangenwerk von starkem Profil, dessen Streichlinien etwa 150 Fuß lang sind, und in dessen eingehenden Winkeln kleine Waffenplätze liegen. Die südliche Seite des

Werkes hat Gräben, die nördliche zieht an dem flachen Hochgestade und verbindet sich mit der Linie. Im Innern des Zangenwerkes liegt als Reduit ein großes gemauertes Viereck, etwa von 100 und 120 Fuß Seitenlänge, mit vorspringenden Thürmen an den Ecken und breiten Gräben, die jetzt verschlammt sind, offenbar der Rest von dem Schlosse St. Remy oder St. Rymen, welches zur Beschützung der ehemaligen Abtei Weisenburg gebaut wurde. Dieß ist das sogenannte Fort St. Remy.

e) Von da geht die Linie mitten durch das Dorf Altenstadt. Bis dahin ist das Gelände offen und frei, das Hochgestade niedrig und flach und deßhalb die Staudämme sehr lang. Die Linie selbst besteht aus Graben und Brustwehr, deren Krone 10 bis 12 Fuß höher ist als der vorliegende Boden. Von Altenstadt wird das Hochgestade wieder höher und steiler, und die Krone der Brustwehr liegt wieder 16 bis 20 Fuß über der Niederung. Etwa 500 Schritt rückwärts liegen Schulterwehren, wie jene, deren wir bis zur Strecke bei Scheibenhardt erwähnten, aber in größerer Anzahl. Eine Viertelstunde oberhalb dem erwähnten Orte schließt die Linie sich den Werken von Weisenburg an.

f) Weisenburg liegt in einem kleinen Thale, welches die Ausläufer der Vogesen bilden. Die Stadt, zum Theil mit großen festen Gebäuden, liegt rittlings der Lauter. Die Befestigung besteht aus einer Umfassung, deren gerade Linie häufig nicht flankirt ist. Vor der westlichen und nördlichen Seite derselben liegt eine Art Kronwerk, dessen Raum eine Vorstadt mit einer großen Reiterkaserne enthält. Die Wälle, sowie die Contrescarpen sind mit Mauerwerk verkleidet, aber von den umliegenden Hügeln großentheils eingeschlossen und beherrscht. Die Gräben sind breit, aber nicht tief. Außerhalb des Grabens ist weder bedeckter Weg, noch irgend ein anderes Außenwerk.

g) Bitsch beherrscht alle Straßen, welche aus der langen Strecke des Rheinthales von der Moder bis zur Queich das Hochland des Gebirges ersteigen; denn fast alle Thäler fallen von diesem Punkt ab. Bitsch, früher ein Jagdschloß der Grafen von Hanau, wurde, von Vauban befestigt, in Folge des Ryswicker Friedens geschleift, nach dem Anfall von Lothringen an Frankreich in größerem Maßstabe wieder gebaut, befestigt und

in neuster Zeit zu einem bedeutenden Waffenplatz, einer Art befestigten Lagers gemacht.[1]

Die Lauterstellung ist eine Position im großen Styl; ihre Hauptpunkte verbindet eine Straße, welche, erst im Jahr 1829 bis 1831 gebaut, von Lauterburg unmittelbar an den Linien bis Weisenburg und von hier sich nach Lembach wendet, in das Sauerthal eingeht, bei Steinbuch das Hochland gewinnt und sich wieder zu den Quellen des Falkenstein, eines Zuflusses zur Ginsel, senkt und von diesen zur Festung Bitsch aufsteigt. Von da bis Lauterburg hat diese Straße eine Länge von 44,863 Meter oder 10,094 badischen Stunden.

Allerdings sind jetzt viele Werke der Weisenburger Linie fast gänzlich zerfallen, die Staudämme durchbrochen und Lauterburg und Weisenburg als feste Plätze überaus schwach; aber eben diese Plätze erfüllen hinreichend ihre Bestimmung als Stützpunkte der Aufstellung einer Heeresabtheilung. Sie sind immer noch besser als Freudenstadt, welches den äußersten linken Flügel gewissermaßen den Schlüssel der wichtigen Murgstellung, bildet. Auf dem Rande des steilen Hochgestades kann man die Brustwehren entbehren, und wo sie nöthig sind, kann man sie, wie die Staudämme, schnell wieder herstellen. Der schwache Theil der Stellung ist die Strecke von St. Remy bis Weisenburg, aber gerade hier kann die Masse des Vertheidigungsheeres aufgestellt werden, um gegen den Angreifer unter günstigen Verhältnissen zu schlagen. Bitsch ist, und zwar in mancher Beziehung viel wirksamer, für die Lauterstellung das, was Rastatt für die Murgposition seyn soll.

7) Die Stellung von Mothern. Das linke Hochufer zieht hoch und steil an der Abdachung der Höhen, welche von Lauterburg in einem eingehenden Bogen rheinaufwärts streichen, bei Mothern bis an den Strom vortreten, sich wieder zurückziehen und bei Münchhausen abwärts von der Mündung des Selzbaches das unmittelbare Ufer des Rheins wieder erreichen. Diese Höhen umfassen demnach die ganze, mehr als zwei Stunden lange Stromstrecke des Rheins zwischen der Lauter und dem Selzbach, und bilden so, der Murgmündung gegenüber, eine vortreffliche Aufstellung, welche mit der Lauterstellung zusammen-

[1] Der Verfasser hat die neuen Bauten von Bitsch noch nicht gesehen, er kennt sie nur aus Beschreibungen und einem sehr mangelhaften Plane.

ihren rechten Flügel in Selz und ihren linken in dem befestigten Lauterburg und in Mothern ihre Mitte hat. Der Höhenzug von Lauterburg bis Mothern kann auch als eine besondere Stellung für ein kleineres Corps benützt werden, dessen rechter Flügel der Murgmündung gerade gegenüber in Münchhausen stünde. Diese vortreffliche Aufstellung, in mancher Beziehung der deutschen bei Haltingen ähnlich, ist allerdings nur eine Gefechtsstellung, aber sie ist wichtig, weil sie, mit der Lauterposition zusammengenommen, eine Vertheidigungsstellung nicht nur gegen die Rheinpfalz, sondern auch gegen das System von Rastatt darbietet.

XXVII. Erfüllung der Forderungen an die strategische Grundlinie.

Die folgende Ausführung dürfte nun zeigen, in wiefern die Oberrheingrenze den Forderungen genügt, welche der Krieg an eine strategische Angriffsbasis stellt.

1) Ausrüstungen und Bedürfnisse des Heeres.

In Straßburg sind die Hauptniederlagen für die Ausrüstung von vier Armeecorps, jedes zu 30,000 Mann. Für diese Stärke enthält das Arsenal die vollkommene Waffenausrüstung, sowie die nöthigen Feldgeschütze, und für beide noch einen größeren oder kleineren Ueberschuß. Die nahe Gewehrfabrik in Mutzig lieferte vom Jahr 1830 bis 1831 über 30,000 Gewehre an das Hauptarsenal. War damals die Produktion dieser Anstalt auch wohl künstlich in die Höhe getrieben, so wird sie, wenn nicht besondere Ereignisse eintreten, doch immer den geforderten Stand vollzählig erhalten. Dasselbe gilt von der Manufaktur für blanke Waffen u. dgl. zu Klingenthal, welche ebenfalls nur wenige Stunden von Straßburg entfernt ist. Die Geschützgießerei ist in Straßburg, sie hat in dem oben erwähnten Jahr gegen 200 Geschütze fertig gemacht und wird, wenn der Stoff nicht fehlt, mit den bedeutenden Werkstätten des Arsenals ausreichen, um immer das nöthige Artilleriematerial beizuschaffen. Die übrigen Ausrüstungsgegenstände können, wenn nicht von den Werkstätten des Staates, doch gewiß von der Industrie des Elsaßes schnell und billig aufgebracht werden.

Das Pulver, welches ebenfalls in großen Massen vorhanden

ist, wird aus mehreren Pulverfabriken im Elsaß bezogen, deren eine sich bei Fort-Mortier, eine andere in der Nähe von Colmar u. s. w. befindet. Die Eisenmunition liefern die zahlreichen Hütten in Lothringen und im Elsaß.

In Straßburg befindet sich viel des Materials, welches die Bildung der Fuhrwesenscolonnen erfordert. Allerdings wird häufig davon abgegeben im rohen oder im verarbeiteten Zustand, aber die Werkstätten der Artillerie, die Gewerbe der Stadt und die Industrie des Landes können in kurzer Frist sehr großen Anforderungen genügen.

Längs des Oberrheins liegen in verschiedenen Plätzen, besonders in Breisach und Straßburg, vier gänzlich ausgerüstete Brückenzüge von je 30 Pontons. Manchmal geht einer derselben nach Metz, um dort der Artillerie- und Genieschule zum Unterricht zu dienen. Kommt es denn wohl auch vor, daß dieses Material wo anders verwendet wird, so sind die Mittel vorhanden, dasselbe bald wieder zu schaffen.

An Belagerungsgeschützen besaß Straßburg sonst keine sehr bedeutende Zahl. Seit aber Germersheim, Rastatt und Ulm gebaut sind, wird man vielleicht dieses Material vermehren. Wäre es aber nicht, so ist es leicht, dasselbe auf dem Kanal und auf der Eisenbahn von Metz zu beziehen, wo dessen sonst immer eine große Masse lag.

Daß in Straßburg die Geschütze mit zugehörigem Material vorräthig sind, welche die Bewaffnung seiner Werke erfordert, das versteht sich von selbst. Auch die Citadelle und die andern Plätze sind damit versehen, aber ihre Zeughäuser enthalten immer nur ihr eigenes Bedürfniß, welches von Straßburg unterhalten und ergänzt wird.

Die schon öfter besprochenen Verbindungen machen alle Versendungen leicht und setzen Straßburg, selbst wenn der Rheinstrom gesperrt ist, in den Stand, die nöthigen Fabrikate oder Rohstoffe, z. B. Kohlen von Belfort, von den Hütten des Elsaßes und Lothringens das Eisen, aus Burgund das Eichen-, aus der Schweiz Tannenholz, und was es sonst noch nöthig hat aus dem Innern des Reiches und von den französischen Seehäfen zu beziehen. Das Elsaß ist allerdings ein fruchtbares Land, aber dennoch werden viele der ersten Bedürfnisse

aus Deutschland, und zwar selbst für Rechnung der Kriegsverwaltung eingeführt, z. B. Holz, Heu, Getreide, Obst, Gemüse, Vieh und vielerlei Lebensmittel. Würde aber auch der Verkehr mit Deutschland gänzlich gesperrt, so würden die vortrefflichen Verbindungen des französischen Rheinufers mit dem südlichen wie mit dem nordwestlichen Theile von Frankreich alles Nöthige schnell herbeibringen.

Es war sonst ein stehender Grundsatz der französischen Regierung, daß die Basis des Oberrheins nicht nur für die Vertheidigung, sondern auch für den Angriff vollständig ausgerüstet und versorgt sey mit all den Gegenständen, die sich nicht schnell herbeischaffen lassen. Es könnte jedoch vielleicht jetzt vorkommen, daß man diesem Grundsatz nicht ganz getreu bliebe; es könnte vorgekommen seyn, daß manches von dem Hauptdepot der oberrheinischen Basis abgeführt und anderswo verwendet worden ist. Wäre dieß auch nicht im Geiste des traditionellen französischen Systems, so läßt sich nicht läugnen, daß man jetzt freier verfahren kann, da die neuen Communicationen und vor allem die Eisenbahn nach Paris und Havre, und der Canal von der Marne zum Rhein viele Dinge schnell und wohlfeil herbeischaffen können.

Allerdings war schon öfter die Rede davon, daß kleinere Depots von Waffen und Ausrüstungsgegenständen in Belfort und in Bitsch angelegt werden sollen. Bis jetzt ist es schwerlich geschehen, aber es würde in das System passen.

2) Versammlung der Truppen.

Die Franzosen können, wenn sie einen Angriff auf die südwestliche Grenze von Deutschland ausführen wollen, eine große Truppenmasse im Rheinthal unterbringen, indem sie die Truppen in den festen Plätzen in Garnisonen und Cantonirungen vertheilen. Wollen sie aber nicht ihre Absicht verrathen, so werden sie diese Truppen hinter den Vogesen im Meurthe- und im Moselthale u. s. w. aufstellen, und durch eine geschickte Dislocation die eigentliche Stärke so verbergen, daß nur unbestimmte Gerüchte über den Rhein kommen.

Die Vogesen sind weit weniger massenhaft als der Schwarzwald, die Thäler sind mehr unter rechten Winkeln zu dem Gebirgskamm geneigt, sie sind kürzer und die Bewegung von der

einen Abdachung des Gebirges auf die andere erfordert weit weniger Zeit und deßhalb einen geringern Aufwand an Kräften jeglicher Art, als ein deutsches Heer verwenden muß, welches von der östlichen Seite des Schwarzwaldes in das Rheinthal vorrücken soll. Die Franzosen können bei der Lage ihrer Verbindungen in vielen Colonnen marschiren, sie können theilweise die Eisenbahnen benützen, und deßhalb schnell und unvorgesehen eine gewaltige Truppenmasse an irgend einen Punkt des Rheinufers werfen. Wie schnell hat Moreau im Jahr 1796 seine Truppen zum Rheinübergang bei Straßburg versammelt, und doch hatte er damals noch nicht die Mittel, die heute einem französischen Feldherrn zu Gebot stehen! Im Herbst des Jahres 1831 hatten die Garnisonen der festen Plätze am Rhein keine ungewöhnliche Stärke, diesseits der Vogesen lagen nur wenige Truppen, und doch konnten sie in wenig Tagen 54,000 bis 60,000 Mann bei Breisach oder bei Straßburg versammeln.

3) Material zur Ausführung eines Rheinüberganges.

Da die Franzosen keine Brückenköpfe mehr auf dem rechten Rheinufer besitzen, so müssen sie, wenn dieses vertheidigt wird, gewaltsame Uebergänge versuchen. Es wurde oben (Abschnitt **XVII.** und **XVIII.**) erwähnt, daß den Franzosen, die Träger der Kehler Brücke, die sich auch über Land transportiren lassen, eingerechnet, 180 Pontons zur Verfügung stehen, ein Material, welches zur Herstellung der Schiffbrücken über den Hauptstrom sowohl, als über Rheinarme unter allen Umständen ausreicht.

Bei dem gewaltsamen Uebergang hat der Angreifer die Initiative, und deßhalb, wenn er nicht ganz schlechte Anordnungen trifft, die Vortruppen immer zur Hand. Je besser nun die Verbindungen auf dem deutschen Ufer, je zweckmäßiger die Anordnungen des Vertheidigers sind, um so größer muß die Masse dieser Vortruppen seyn, und um so mehr Fahrzeuge muß also der Angreifer zum Uebersetzen besitzen. Wären die Franzosen auf die Fahrzeuge beschränkt, die sie im Rheinthale selbst aufbringen können, so wäre bei den gegenwärtigen Verhältnissen ein gewaltsamer Rheinübergang kaum möglich; aber die neuen Verbindungen geben ihnen sichere Mittel, um das nöthige Material von anderen Flüssen zu holen, denn, wir haben es oben bemerkt,

auf dem Rhein-Rhonecanal können Fahrzeuge aus der Saone, auf dem Rhein-Marnecanal aus der Marne, Mosel und selbst der Seine beigeschafft werden. Es ist wahr, sie gehen langsam auf diesen Canälen, aber zum gewaltsamen Rheinübergang entschließt man sich nicht über Nacht. Die Schiffe können beladen oder unbeladen gehen, und wenn die Scheidestrecken ihre gehörige Wassermasse vorräthig haben, so können auf beiden, gering gerechnet, täglich vierzig Schiffe in Straßburg ankommen, und diese Schiffe sind viel brauchbarer auf dem Rhein, als die Illschiffe, denn sie haben Steuerruder und sind stärker gebaut. Ist große Eile nothwendig, so können kleine, aber brauchbare Fahrzeuge auf den Eisenbahnen transportirt werden.

Diese Fahrzeuge kann man sammeln, wo man will, man kann sie in den kleinen Canalhäfen (gares) von Mühlhausen bis nach Damkirchen (Dammemarie), man kann sie in dem Zornthal oder jenseits der Vogesen ganz oder theilweise zurück lassen, bis man sie nöthig hat am Rhein. Von diesen Sammelorten nun können die Fahrzeuge ohne sonderliche Mühe schnell an die Uebergangsstelle gebracht werden.

Sollen die Schiffe z. B. in Straßburg versammelt werden, so können die Ill und der Breuschcanal innerhalb der Stadt oder dicht an den Werken eine große Masse derselben aufnehmen, und wenn diese nicht Raum genug bieten, so mögen die Boote noch immer in den nächsten Haltungen der beiden Canäle liegen. Will man aus der obern Mündung des kleinen Rheins in den Strom gehen, so kann man in diesem Arme die Colonnen ordnen, ohne daß es auf dem rechten Ufer eher bemerkt wird, als ihre Spitzen die Sporreninsel umfahren. Soll die erste Einschiffung weiter unten in den Strom gehen, so kann sie ebenfalls im kleinen Rhein geordnet und bemannt, aus dessen unterer Ausmündung, an der Spitze des sogenannten Schiffbrückengrundes auslaufen. Der Canal, welcher von der Ruprechtsau in den Rhein geht, könnte eine große Menge dieser Fahrzeuge fassen; aber beim Auslaufen wird die Zeit der Durchschleußung für jedes einzelne derjenigen verloren gehen, welche oberhalb der Schleuße liegen. Dieses Hinderniß mehrt oder mindert sich mit dem Steigen oder Fallen des Rheins und verschwindet ganz bei einem gewissen Wasserstand des Stromes.

Wenn die Wasser des Rheins hoch stehen, so kann die natürliche Mündung der Ill, welche man bisher verbessert hat, sehr gut benützt werden, um die erste Einschiffung in den Strom zu bringen. Allerdings aber müßte man bessere Anordnungen treffen, als sie im Jahr 1797 getroffen waren.

Unterhalb der natürlichen Illmündung bei Wanzenau besteht keine große Wasserverbindung zum Rhein und die Franzosen müßten, wollten sie dort einen Uebergang ausführen, alles Schifffahrtsmaterial auf der Achse verbringen, in einem tauglichen Rheinarm aufstellen und bemannen.

Aufwärts von Straßburg sind die Verhältnisse günstiger. Der Canal hat an manchen Stellen eine doppelte Breite der Sohle. Könnten nun diese kleinen Hafen auch nicht die gehörige Anzahl von Fahrzeugen fassen, so könnten sie in den stundenlangen Canalhaltungen liegen, ohne daß die Schifffahrt gestört würde. Kommen die Fahrzeuge aus der Saone, so können sie gleich an tauglichen Stellen beigelegt werden, kommen sie aus der Marne, so müssen sie von Straßburg aufwärts gehen, um diese zu erreichen.

Der Canal entfernt sich so wenig vom Rhein, daß die Fahrzeuge durchschnittlich nicht einmal eine Stunde weit über Land gefördert werden müssen, um in den Strom zu gelangen.

Der Hafen von Neubreisach, dessen wir oben erwähnten, kann eine große Masse dieses Schifffahrtsmaterials aufnehmen, und erst drei Stunden oberhalb dieses Platzes liegt der Canal so weit vom Strome ab, daß der Landtransport des Schifffahrtsmaterials, wenn nicht schwierig, doch zeitraubend ist.

In dem kreisförmigen Hafen (dem sog. Carrefour), aus welchem der Seitenkanal von Hüningen abgeht, kann eine große Menge von Fahrzeugen versammelt werden und er ist besonders geeignet für diejenigen, welche vom südlichen Theil des Canals herbei kamen. Oberhalb der Mündung des Hohlebaches treten die langen Haltungen des Seitencanals wieder nahe an den Rhein, und so mag man aus dem bezeichneten Hafen die Schiffe auf diesem gegen Hüningen oder auf dem Hauptcanal über Breisach gegen Straßburg abgehen lassen. Der Ausgang aus dem Canal von Hüningen in den Rhein unterliegt jedoch im ersten Fall einer besondern Schwierigkeit. Dicht an dem Wasserfang

liegt die erste Schleuße; müßten nun bei der Ausführung eines gewaltsamen Ueberganges die Schiffe durch diese bei niederem Rheinstand herausgehen, so käme jedes bei der besten Bedienung und hinreichendem Wasser im Canal wenigstens sieben bis acht Minuten nach dem andern in den Strom. Jedes ausgehende Fahrzeug würde sogleich vom rechten Ufer gesehen, jedes müßte allein überfahren, oder eine gewisse Anzahl derselben müßte sich im vollen Rhein sammeln, also vielleicht lang unter dem wirksamen Feuer der Geschütze bleiben. Die Schiffe nach ihrer Ausfahrt aus dem Canal im Rhein aufwärts zu schleppen, sie dort dem schweizerischen Ufer gegenüber zu bemannen, das wäre ein sehr zweifelhaftes Mittel, denn es müßte Stunden verbrauchen, welche ein mäßig wachsamer Feind benützen würde, um das Ufer zu besetzen und die Landung unmöglich zu machen. Besser wäre es noch, die Schiffe von Hüningen aus über Land an die abwärts liegende Stromstrecke zu bringen. Wenn der Wasserspiegel des Rheins mit dem der gefüllten Kammer der erste Schleuße gleich hoch steht, so würde der Uebelstand wegfallen oder wesentlich vermindert werden; denn nun thäte jene keinen Dienst, die Fahrzeuge könnten sich in der ersten Haltung, die mehr als eine halbe Stunde lang ist, sammeln und unmittelbar ausgehen. Dieser Fall ist aber ein besonderer, der nicht allzuhäufig eintritt.

Wollte man den Uebergang in der ersten Strecke der französischen Rheinlinie versuchen, so würde es besser seyn, die Schiffe unterhalb Neudorf im Canal zu sammeln und sie in den Rheinarm zu bringen, der jetzt noch fahrbar ist, und in der Gegend von Kirchen zu landen.

4) Die Sicherheit der Basis

liegt zunächst in ihrer Vertheidigungsstärke, welche sich aus dem Angeführten ergibt.

Man sagt, „eine flankirte Linie ist keine strategische Grundlinie mehr"; wenn dieß im Allgemeinen wahr ist, so ist es auch gewiß, daß jede feste Linie, wenn sie nicht eine unendliche Entwicklung hat, von einem beweglichen Feinde umgangen werden kann, daß aber ein anderes Heer sie hinreichend sichert, so lange dessen Vertheidigungsräume dem Feinde näher sind, als das

Ende der betreffenden Linie, oder so lange, als das Vertheidigungsheer Meister der Operationslinien ist, welche die Basis in der Richtung ihrer Länge übergreifen. Ferne Umgehungen sind niemals gefährlich, und gegen nahe kann sich die französische Oberrheinbasis selbst schützen.

Allerdings könnten die Deutschen ihre oberrheinische Grenze am besten dadurch vertheidigen, daß sie aus der Rheinpfalz in das Elsaß eindrängen und Straßburg unwirksam machten. Sie könnten dazu mehrere Linien wählen; sie könnten im Rheinthal vorrücken, oder sie könnten durch das Anweiler- oder Speierthal die Wasserscheide des Hardtgebirges ersteigen, um den linken Flügel der französischen Stellung zu umgehen. Im ersten Fall müßten sie die Stellung der Lauter in der Front angreifen, im andern Fall müßten sie Bitsch außer Wirkung setzen. Wird die Lauterstellung gut vertheidigt, so ist dieser Angriff eine sehr zweifelhafte Unternehmung, denn außer ihrer natürlichen Stärke hat sie Straßburg im Rücken, welches sie mit allem Nöthigen versieht. Die Festung Bitsch aber sichert eine bewegliche Heeresabtheilung gegen jeden unmittelbaren Angriff, und diese kann sich aus ihrer unangreifbaren Stellung auf jede Colonne werfen, die aus den östlichen Thälern des Hardtgebirges aufgestiegen ist, und nun etwa über Pirmasenz gegen den westlichen Abhang der Vogesen vorrückte. Die Deutschen würden sich unter den ungünstigsten Umständen schlagen müssen, und die größten Opfer könnten den Erfolg nicht verbürgen.

Gegen eine nahe Umgehung ihres nördlichen Endes wäre also die französische Oberrheinbasis gesichert, in soweit überlegene Stellungen und eine gute Verwendung tapferer Truppen zu sichern vermögen. Das südliche Ende kann in der Nähe nicht umgangen werden, denn dagegen schützt sie die Schweiz. Wir haben früher[1] die strategischen Verhältnisse der Schweiz berührt in Beziehung auf die französische Grenzlinie. Kann jene ihre Neutralität behaupten, so ist der rechte Flügel der französischen Rheinbasis jedem Angriff entzogen. Rücken aber die Deutschen in die Schweiz ein, so werden die Franzosen nicht auf sich warten lassen, wenn sie nicht etwa schon zuvorgekommen sind,

[1] S. deutsche Interessen an der oberrheinischen Grenze in der Deutschen Vierteljahrsschrift April — Juni 1852, Nr. 58, S. 204.

und jetzt gerade wäre der Zeitpunkt eingetreten, um den Oberrhein zu überschreiten und die linke Flanke der französischen Heeresabtheilung, die auf Schweizer Boden steht, zu decken. Werden die Franzosen aber auch über den Jura zurückgetrieben, so sind die Deutschen eben nur wieder an die mächtige Vertheidigungslinie von Frankreich gelangt, und überschritten sie diese, so würde Belfort auf der südlichen Seite die Aufgabe lösen, welche Bitsch auf der nördlichen gestellt ist.

So lange die Franzosen ihre Nordgrenze halten, so lange ist ihrer Linie am Oberrhein die Wirkungsfähigkeit bewahrt. Wenn die Deutschen Frankreich auf seiner nördlichen Grenze angreifen, wenn sie diese durchbrochen haben und concentrisch gegen Paris vorrücken, so ist freilich die Rheingrenze als Vertheidigungslinie und als Basis gänzlich unnütz geworden. Damit dieses aber geschehe, müssen mancherlei Bedingungen erfüllt werden, Belgien muß seine Neutralität aufrecht erhalten und die Deutschen müssen ihre erste Schlacht auf französischem Boden gewinnen. Das Kriegsglück ist aber zweifelhaft gegen eine Macht, welche so große Hülfsmittel wie Frankreich besitzt. Kein Krieg ward unter unglücklicheren Verhältnissen geführt, als der Vertheidigungskrieg, welchen Napoleon im Jahr 1814 gegen die ungeheure Uebermacht der Verbündeten geführt hat, und dennoch kann jener Winterfeldzug uns lehren, daß auch mit bedeutender Uebermacht der „concentrische Marsch“ auf Paris eben keine leichte Arbeit ist.

Man frägt, ob die Franzosen, wenn sie angriffsweise verfahren, nicht lieber in die Rheinpfalz einrücken würden? Allerdings würden sie das, aber sie würden sich schwerlich mit langwierigen Belagerungen von Germersheim und von Landau befassen, sondern sie würden über den Rhein gehen, um die Lande seines linken Ufers an der Donau zu erobern.

XXVII. Stellungen auf der rechten Seite des Rheinthales.

Dem französischen Systeme haben die Deutschen zur unmittelbaren Vertheidigung des Oberrheins nur die Festung Rastatt entgegengestellt, deren Aufgabe für die Vertheidigung des Schwarzwaldes bei anderer Gelegenheit berührt worden ist. Von der Murg bis zur schweizerischen Grenze ist keine Vertheidigungsanstalt, und ein deutsches Heer, welches den Rhein und das

Rheinthal vertheidigen will, ist außer jenem Platz ganz und gar auf die Vortrefflichkeit seiner Truppen und auf die Stellungen angewiesen, welche diese zwischen dem Rheinufer und dem Gebirge einnehmen können.

Gute Gefechtsstellungen sind fast überall so häufig, als große strategische Positionen selten sind; wir meinen Positionen, welche, an wenigen Punkten angreifbar, große Vertheidigungsräume decken, offensive Bewegungen schützen und dadurch den Gegner auf große Entfernungen im Schach halten. Eine solche Position ist die Stellung der Murg, einige andere nähern sich dem eben aufgestellten Begriffe, indem sie zwar nicht Drehachsen für strategische Bewegungen geben, aber größere Truppenabtheilungen nicht in der unbeweglichen Vertheidigung festhalten, sondern diese nicht hindern, die Vertheidigungslinie zum taktischen Angriff zu überschreiten und dadurch immer einen gewissen Raum zu beherrschen. Die meisten haben freilich nur einen passiven Charakter, d. h. sie machen es einer kleineren oder größeren Truppenabtheilung möglich, sich stehenden Fußes gegen den Angriff einer überlegenen Macht zu halten, und dieser Unterschied zeigt sich bei den kleinsten Stellungen, welche nahe am Strome eine gewisse Fläche des Ufergeländes abschneiden, wie bei jenen größeren, in welche das Vertheidigungsheer sich zurückziehen mag, wenn sein Gegner den Uebergang vollzogen hat.

Es geht aus dem, was wir über die Rheingelände angeführt haben, hervor, daß es am Oberrhein keine Stromstrecke geben wird, an deren Ufer nicht Wasserrinnen, sumpfige Strecken, Dämme und Dörfer u. s. w. Linien bilden, welche ein Stück des zerrissenen Geländes abschneiden und eine verhältnißmäßig haltbare Aufstellung darbieten. Diese kleinen Stellungen, für die erste Epoche der Uebergänge von großer Wichtigkeit, sind aber doppelte, d. h. sie geben demjenigen den Vortheil, welcher sie im Besitz hat. Der Vertheidiger, mit Front gegen den Strom, beherrscht den vorliegenden Raum und hält den Gegner darin fest. Wird die Linie von diesem genommen, so ist die Front gegen das Land gekehrt und deckt die Uebergangsstelle. Wenn jedoch eine solche Linie vom Hochgestade gebildet wird, wenn es mit den Flügeln nahe an den Rhein rückt und in der Mitte weiter zurückbleibt, so nimmt sie mehr oder weniger die Eigenschaft einer

ausschließlichen Vertheidigungsstellung an und hat je nach ihrer Entwicklung eine mehr als örtliche Wirkung.

Was sich über die kleinen Vertheidigungslinien an den Uebergangsstellen etwa noch anführen ließe, das ergibt sich dem von selbst, welchem unsere Darstellung des Rheingeländes ein Bild desselben hervorgerufen hat.

Die größeren Stellungen im Rheinthal, um die es sich hier handelt, werden durch die folgenden Verhältnisse des Bodens gebildet.

1) Die größeren Zuflüsse des Rheins bilden solche Stellungen auf dem einen oder andern Ufer; diese Stellungen liegen oft in der Ebene des Rheinthales, manchmal aber auch in ihren Thätern; manche, z. B. die Murg, geben mit ihren untern Strecken brauchbare Aufstellungen, während ihr ganzer Thalweg von der Wasserscheide des Schwarzwaldes bis zu ihrem Ausfluß in den Rhein Positionen für große Heeresabtheilungen bildet. Als Gefechtaufstellung haben die untern Theile dieser Zuflüsse oft bedeutende Stärke, besonders wenn sie in die eigentliche Thalsohle tief eingeschnitten sind oder in der Niederung häufig austreten und deßhalb in sumpfigem Boden liegen. So z. B. auf dem linken Ufer die tief eingeschnittene Lauter, der untere Theil der Murg auf dem rechten, der Elzkanal, oder nach der andern Beziehung die Rench rc.

2) Wenn an die Gebirgsäste, welche die Zuflüsse begleiten, bei dem Austritt dieser in das Hauptthal sich kleine Höhen anschließen, welche zwischen je zwei Zuflüssen mehr oder weniger parallel mit dem Rhein streichen, so bilden sie oft brauchbare Stellungen. Diese liegen dann mehr oder weniger in der Längenrichtung des Hauptthales und beherrschen die Bergstraße sowohl als die Operationslinien, welche durch die Thäler der nächsten Zuflüsse ziehen. Von dieser Art z. B. ist die Stellung von Achern oder Sasbach, in welcher im Jahr 1675 Turenne und Monticuculi sich gegenüber standen; dahin gehört theilweise die Aufstellung bei Malsch zwischen der Murg und Alb, in welcher der Erzherzog Karl beim Beginnen des Feldzugs vom Jahr 1796 den Franzosen eine Schlacht anbot. Diese Stellungen in der Längenrichtung des Rheinthales haben auf die unmittelbare Vertheidigung der Rheinufer höchstens einen mittelbaren Einfluß. Sie zwingen den Feind, welcher seinen Uebergang ausgeführt hat, nicht einmal zum

Angriff, denn er hat meistens, wo das Thal breit ist, Raum und Gelegenheit, um den Gegner durch Manöver in eine Lage zu bringen, welche ihm die Stellung unhaltbar macht.

3) Wenn zwei Gebirgszüge, welche zwei Zuflüsse begleiten, nahe an den Strom ausgehen, so schließen sie einen gebogenen Raum ein, dessen Sehne der Rhein ist. Die Höhen, welche die bogenförmige Einfassung dieses Raumes bezeichnen, bilden dann eine Stellung, welche alle Uebergänge zwischen den Mündungen der beiden Zuflüsse mittelbar oder unmittelbar beherrscht.

Reichen zwar nicht die eigentlichen Höhen, wohl aber steile Hochgestade, die sich an diese anlegen, bis an den Rhein, so wird dann ebenfalls eine solche bogenförmige Stellung gebildet. Dahin gehört auf der rechten Seite die Stellung von Friedlingen, welche alle Uebergänge von Basel bis Istein beherrscht, auf dem linken Rheinufer aber die Stellung zwischen der Lauter und der Selz.

4) Wenn ein Zufluß bis zum Rhein an dem Fuß eines Gebirgsastes läuft, dieser also das Rheinthal absperrt, so gibt er eine Stellung, die im Hauptthal vielleicht nur klein, aber durch das betreffende Seitenthal fortgesetzt, eine sehr große seyn kann. Solche Stellungen sind Flankenstellungen in Beziehung auf die Operationslinien des Heeres, welches den Rhein überschritten hat, sie sind aber häufig nur zur Vertheidigung gerecht und sperren die Parallelstraßen des Rheinthales. Dahin gehört die bekannte Stellung von Schliengen, in welcher Moreau am Schlusse des Feldzugs 1796 sich um seinen Rückzug schlug.

Nach dieser allgemeinen Betrachtung glauben wir die vorzüglichsten dieser Stellungen zwischen der Wiese und Murg übersichtlich bezeichnen zu müssen.

1) Die Stellung von Friedlingen [1] kann in größerer oder geringerer Ausdehnung genommen werden. Die Linie derselben beginnt unmittelbar am Rheinstrom, bei dem Felsen von

[1] Diese Stellung ist manchmal auch die Stellung von Haltingen genannt, mit Unrecht, denn das Dorf dieses Namens liegt fast eine halbe Stunde weit rückwärts am Fuß des Gebirges. Der Name, unter welchem sie hier aufgeführt wird, ist geschichtlich, denn die Schlacht, welche im Jahr 1702 der Markgraf Ludwig von Baden in dieser Stellung gegen Villars schlug, hat nie anders als die Schlacht von Friedlingen geheißen.

Istein, zieht sich an den Höhen bis Efringen, überschreitet die Mündung des Engethals und läuft von Kirchen längs dem Hochgestade quer über die Niederung der Kander, dann von Emeldingen längs dem Hochufer über den Friedlinger Rain bis zur Wiese und dreht sich von dort, dieser aufwärts folgend, bis an die Höhen von Tüllingen, an deren Fuß das Dorf Weil liegt. Die Stellung ist gegen den Rhein gekehrt, der rechte Flügel steht bei Istein, der linke bei Weil. Von Istein bis Efringen ist kein Angriff denkbar, von Kirchen wird das Hochgestade immer höher und steiler und von der Spitze, dem sogenannten Seerain, wo es von der Niederung der Kander durchbrochen wird, bis Weil sind die steilen Wände 60 bis 80 Fuß hoch und ziehen in ein- und ausgehenden Bogen. Die Niederung zwischen dem Hochgestade und dem Rhein ist an manchen Stellen nur 800, Hüningen gegenüber von der Spitze des Friedlinger Rains nur 1600 Schritte, von der ausgehenden Spitze bei Weil bis Kleinbasel eine starke halbe Stunde, und von dort bis abwärts des Grenzacher Horns höchstens 2400 Schritte breit; die Rheinniederung wird also gänzlich von der Stellung beherrscht, welche theilweise dicht an der Grenze des Basler Gebietes, aber doch ihrer ganzen Ausdehnung nach auf deutschem Boden liegt, und auf eine Strecke von beinahe vier Stunden alle Rheinübergänge umfaßt, während von Istein abwärts bis Schliengen, also wieder auf einer beinahe drei Stunden langen Strecke, keiner von den Franzosen ausgeführt werden kann. Behauptet die Schweiz ihre Neutralität, so kann auch von Klübeck aufwärts bis zum Grenzacher Horn eine 2½ Stunde lange Stromstrecke nicht zum Uebergang benützt werden.

Wollte man sich etwa für ein Treffen nicht so weit ausdehnen, so würde der rechte Flügel in Emeldingen sich unter einem Winkel brechen und in Binzen und den umliegenden Höhen festsetzen, um die Straße von Kandern zu sperren und die wahrscheinliche Rückzugslinie über die Thumringer Lucke zu sichern. Es sind nur wenig Angriffspunkte vorhanden, deßhalb kann sie ein kleines Truppencorps halten. Kann die Schweiz ihre Neutralität nicht wahren, so geben die rückliegenden Höhen von Istein über Haltingen und Weil nach Riehen und das Grenzacher Horn dicht am Rheinstrom eine zweite großartige

Aufstellung, welche eine mehr als vier Stunden lange Stromstrecke gänzlich absperrt und in deren Rücken die Straße nach Kandern, jene über Thumringen nach Lörrach, so wie jene beide, welche von Basel über Riehen in das Wiesenthal und über Grenzach in das obere Rheinthal ziehen.

2) Die Stellung von Schliengen ist, wie oben bemerkt wurde, durch die Schlacht von Schliengen am 24. Oktober 1796 hinreichend bekannt und von Guilleminot kurz aber vortrefflich beschrieben.[1] Diese Stellung ist die gegen Norden gekehrte Thalwand der Hohle bis Liel, von dort über die Hähr von Feuerbach bis an die Kander, wo der zurückgezogene rechte Flügel, der linke am Rhein bei Steinenstadt steht. Diese Stelle ist durchaus eine Vertheidigungsstellung, als solche aber vortrefflich, da nur ein einziger Zugang, nämlich die Straße von Freiburg nach Basel, auf ihre Fronte führt und überhaupt nur wenige Punkte der Linie angegriffen werden können. Die Stellung von Schliengen dient hauptsächlich für eine Heeresabtheilung, welche vom Feinde gedrängt sich rheinaufwärts zurückzieht.

3) Die Höhen von Breisach, die südwestliche und östliche Abdachung des Kaiserstuhles bis an die nördliche Abdachung bei Sponek und von dort bis an den Lüzelberg bei Sasbach bilden keine Stellungen in dem Sinne der heutigen Auffassung, aber sie müssen erwähnt werden, weil sie den Franzosen auf dieser ganzen, drei Stunden langen Strecke einen gewaltsamen Rheinübergang unmöglich machen.

Von der Hohle weiter abwärts finden sich viele Gefechtsstellungen, aber keine eigentliche Position mehr im Rheinthal. Die Höhen um Freiburg auf dem linken Ufer der Dreisam, wo Mercy im Jahr 1644 so ruhmvoll gegen Condé und Turenne schlug, ist keine Stellung mehr, seit die Werke von Freiburg zerstört sind. Allerdings hat Vauban, wie oben bemerkt wurde, die neue Befestigung erst 55 Jahre später gebaut, aber vor dieser Zeit war Freiburg, wie alle alten Städte, mit mittelalterlichen

[1] **Réconnaissance de la forêt noire.** Da diese Schrift allgemein bekannt ist, so werden wir uns damit begnügen, die folgenden Stellungen nur zu bezeichnen, insofern der Zweck gegenwärtiger Schrift nicht etwa mehr Einzelnheiten erfordert, als der angeführte Bericht enthält.

Vertheidigungswerken umgeben und gewährte demnach einen vortrefflichen Stützpunkt für die Reiterei, welche vom Lorettoberg bis an die damalige Vorstadt auf dem linken Ufer der Dreisam stand. Von der Dreisam bis zur Kinzig ist ebenfalls keine größere Stellung auf der rechten Seite des Rheinthales, denn die Höhen an der Elz, welche Moreau während des Treffens bei Emmendingen am 19. Oktober 1796 besetzt hielt, waren gute Gefechtsstellungen hauptsächlich deßhalb, weil die ganze Niederung von der Elz bis zum Rhein überschwemmt war; ein Umstand, der jetzt nach der Ausführung des s. g. Leopoldskanales vor Riegel in den Rhein und der Rectificationsarbeiten an den aufwärtsliegenden Strecken der Elz und der Dreisam, nicht mehr eintreten kann. Erst abwärts der Kinzig sind Aufstellungslinien, welche den Namen von Positionen verdienen. Wir werden sie kurz bezeichnen:

4) Stellung von Offenburg auf dem dem rechten Ufer der Kinzig; ihr linker Flügel an dem Hochgestade bei Bühl, die Mitte bei Bolsbach und der rechte an den Höhen, an welchen der Durbach in das Rheinthal austritt. Auf dem linken Flügel nach Bühl zieht die Straße von Kehl nach Offenburg, die Mitte wird von der Frankfurter Straße und der Eisenbahn durchsetzt, bei Windschläg löst sich von jener die Vizinalstraße über Ebersweier in das Durbacherthal ab, welche in dem Dorf Ebersweier noch den Weg von Appenweier aufnimmt. Vor der Fronte des linken Flügels liegt die fast ungangbare sumpfige Niederung des Bolsbaches, der rechte Flügel liegt auf den Höhen zwischen diesem und dem Durbach. Es sind demnach nur drei Angriffspunkte und die Stellung kann von einem mäßigen Truppencorps behauptet werden. Sie dient, um den Franzosen, welche bei Kehl übergegangen, den Eingang in das Kinzigthal zu verlegen.

Wäre jedoch Offenburg nicht sehr stark besetzt, und die Franzosen rückten auf der sehr guten Straße über Kork und Willstädt oder auch über Goldscheuer gegen Offenburg vor, so wäre die Stellung nicht haltbar und sie ist demnach nur eine vortreffliche Gefechtstellung.

5) Die Stellung an der Rench ist eine Position im größern Styl. Der linke Flügel ist auf dem steilen Hochgestade am rechten Ufer der Rench bis zum Städtchen Renchen. Dieses

und Wachshurst bilden die Mitte, vor deren Front ein Boden liegt, welcher bei Regenwetter beinahe ungangbar wird. Der rechte Flügel ist das Dorf Membrechtshofen bis zu dem nahen Hochgestade des Rheins. Von Wachshurst bis Membrechtshofen ist die Niederung der Rench ein morastiger Wald, in welchem selbst bei trockenem Wetter Fuhrwerke nicht durchkommen können. Bei Membrechtshofen geht die Niederung der Rench in die des Rheins über, und das durchschnittene Hochgestade bildet einen Vorsprung, welcher die ganze Niederung beherrscht. Diese Renchlinie ist allerdings 3,5 Stunden lang, kann aber, da nur drei Punkte, Stadelhofen, Renchen und Membrechtshofen, Angriffspunkte sind, von einer mäßigen Heeresabtheilung gehalten werden. Erlaubt es die Stärke der Truppen, so wird man Oberkirch als den äußersten linken Flügel besetzen. Der Vizinalweg, rückwärts vom rechten Ufer der Rench, von Renchen über Wachshurst nach Membrechtshofen gibt, wenn er gehörig hergestellt wird, eine brauchbare Verbindung zwischen den Hauptposten dieser großen Stellung, welche sich unmittelbar mit der des Kniebis verbindet.

6) Die Stellung von Bühl ist in der Kriegsgeschichte des vorgangenen Jahrhunderts unter dem Namen der Stollhofer Linie bekannt. Ihr linker Flügel liegt auf den Höhen bei Kappel, von Bühl folgt sie dem rechten Ufer des Sandbaches bis Rimbuch, oder sie zieht von Bühl über Oberweier nach Balzhofen und folgt dem Sulzbach über Leiberstung nach Stollhofen an der Rheinstraße, wo ihr äußerster rechter Flügel sich von dem Hochgestade an den nahen Strom verlängern mag. Die Stärke dieser Stellung bestand darin, daß man die Unzahl von Bächen, deren jeder eine Niederung hat, welche in die Niederung des ehemaligen Ostrheins ausläuft, abdämmte, dadurch eine Ueberschwemmung bewirkte, und die Stauwerke durch Verschanzungen deckte. Ist dieses geschehen, so bietet die Stellung nur zwei Angriffspunkte dar, nämlich die Strecke von Bühl bis Kappel und das Dorf Stollhofen. Der Markgraf Ludwig von Baden stellte im Jahr 1703 eine zusammenhängende Linie her und schlug in dieser Stellung mehrere ernsthafte Angriffe des Marschall Villars ab. Man würde heutzutage keine zusammenhängende Linie mehr bauen, aber man dürfte für eine

Heeresabtheilung, die sich auf Rastadt zurückzöge, immer die Zeit finden, um einige detachirte Werke herzustellen.

XXVIII. Die Uebergangsstellen der Franzosen.

Wo werden die Franzosen die lange Linie ihrer Rheingrenze überschreiten?

Wenn wir dieser Frage eine Antwort suchen, so nehmen wir sie in größerm Sinne; denn wir können nur gewisse Stromstrecken, keineswegs aber die geeigneten Stellen derselben bestimmen. Diese einzelnen Uebergangsstellen verändern sich in jeder Strecke mit dem Zustande des Stromes und können nur durch besondere örtliche Untersuchungen ermittelt werden, die man in jedem vorkommenden Falle vornimmt, und wir glauben in dem Vorhergehenden die Grundlage zu solchen Untersuchungen gelegt zu haben.

Die Uebergangspunkte der Franzosen liegen in den Stromstrecken, in welchen die Verlängerungen ihrer Operationslinien auf der rechten Seite des Rheins[1] in den Wirkungskreis ihrer Befestigungssysteme eintreten; aber sie werden die Stellen vermeiden, von welchen die nächsten Verbindungen zu ihren Operationslinien durch starke Stellungen verlegt sind. Die Franzosen werden ihre Uebergangspunkte an solchen Stellen nicht wählen, wo sie ihr Material nicht mit Leichtigkeit hinbringen können; sie werden sie nicht wählen, wo die vorspringenden Gebirgsäste oder andere Beschaffenheiten der Ufer es ihnen schwer oder unmöglich machen, sich auszudehnen und schnell die Verbindungen zu dem Innern des Landes zu gewinnen, und sie werden sie nicht wählen, wo die Gestaltung des rechten Ufergeländes dem Widerstand eine taktische Ueberlegenheit sichert.

Der Kern und die Stärke der französischen Operationsbasis liegt in dem Systeme von Straßburg, und dieses am Ende der untern Hälfte ihrer Entwicklung 27,1 Stunden von Basel und 11,3 Stunden von Lauterburg, und nimmt die Operationslinien der Kinzig und der Rench auf. Wenn nun auch alle Angriffe auf den deutsch-französischen Rhein mittelbar von Straßburg

[1] Diese Operationslinien sind bezeichnet in der Deutschen Vierteljahrsschrift Juni—September 1854, Befestigung des Schwarzwaldes, Art. 4, Seite 20.

ausgehen, so liegt in dem unmittelbaren Wirkungskreise dieses Platzes doch nur eine etwa acht Stunden lange Strecke des Stromes, und in dieser ist immer Kehl die nächste und die gefährlichste Stelle. — Der Hauptangriff wird aller Wahrscheinlichkeit nach von der obern Mündung des kleinen Rheins ausgehen; denn würden die Einschiffungen aus der untern ausfahren, so wären die übergesetzten Truppen zwischen der Kinzig und dem Rhein eingeklemmt, eingeschlossen in eine Stellung, deren starke Flügelpunkte Kehl und Auenheim bilden. Ein Uebergang in diesen engen Raum würde immer nur ein untergeordneter seyn, um Kehl durch einen combinirten Angriff zu nehmen. Wenn die Franzosen hinreichendes Material zur Verfügung haben, so dürften sie, besonders bei höherem Wasserstand der Jll, wohl noch einen Nebenangriff aus deren Mündung ausführen, und wäre es nur, um, schnell auf der Rheinstraße vorrückend, sich des Postens Membrechtshofen, als des rechten Flügels der Renchstellung, zu bemächtigen.

Abwärts der natürlichen Jllmündung bei Wanzenau wäre den Franzosen der Uebergang günstig in der Strecke von Lichtenau bis Greffern, weil sie dort die Renchstellung auf ihrem rechten Flügel umgehen und folglich das deutsche Heer zum schnellen Rückzug auf Rastatt nöthigen würden. Hier sind aber die Hochgestade wieder hoch und steil, in der Niederung ist eine Entwicklung nicht möglich, der Angriff auf die Hochufer aber schwer. Legt man nun aber auf diesen Umstand nur eine geringe Wichtigkeit, so ist von größerer Bedeutung der Mangel einer Wasserverbindung, welcher die Herbeibringung des Materials gar sehr erschwert. Es würde also hier nur etwa ein Scheinangriff zu erwarten stehen.

Können wir den unmittelbaren Wirkungskreis von Straßburg kaum noch bis zur Moder ausgedehnt annehmen, so erstreckt er sich aufwärts nicht viel weiter. Die Wasserverbindung in Straßburg ist durch den Rhein-Rhonekanal allerdings hergestellt: aber sie ist unvollkommen in der Art, daß das Uebergangsmaterial von diesem ½ bis ¾ Stunden weit über Land transportirt werden muß. Für die Pontons liegt in diesem Umstand keine Schwierigkeit; andere Fahrzeuge aber können nur über Land gefördert werden, wenn sie Nachen aus der Jll und Saone

oder leichte Rheinnachen sind. Diese Arbeit erfordert allerdings viel Zeit und läßt sich an manchen Stellen nicht verbergen; wenn aber eine geeignete Stelle gewählt wird, in welcher sich ein Rheinarm befindet, um die Fahrzeuge aufzunehmen und zu bemannen, und wenn dieser, sowie der rückliegende Boden also gedeckt ist, daß die Bewegung dem rechten Ufer verborgen bleibt, Stellen, wie sie in dieser Strecke häufig vorkommen, so kann ein gewaltsamer Uebergang recht gut gelingen. Er würde aber wahrscheinlich erst oberhalb Illkirchen in der Gegend von Eschau oder Plobsheim ausgeführt werden, um dort sogleich die Rheinstraße, sowie die Straße vom Rhein nach Offenburg gewinnen und die Offenburger Stellung umgehen zu können.

Unterhalb des Bezirkes von Straßburg stellen die sehr bestimmten Hochgestade der Entwicklung übergegangener Truppen nicht unbedeutende Hindernisse entgegen. Diese würden jedoch unternehmende Führer nicht abhalten, aber wichtiger ist es, daß hier keine Wasserverbindung zum Rheine geht, und daß daher alles Material über Land gefördert werden müßte. Ehe man aber annimmt, daß die Franzosen dieses Hinderniß bekämpfen wollten, muß man fragen, was sie mit einem Uebergang über diese Stromstrecke eigentlich wollten?

Nehmen wir, wie früher, an, das deutsche Heer, welches den Rhein vertheidigen soll, habe sich bei Rastatt und bei Offenburg aufgestellt,[1] so ergeben sich die folgenden einfachen Betrachtungen:

Von dem Austritt des Renchthales bis zu der Murg tritt keine Hauptoperationslinie in die Rheinebene aus; geht daher ein Heer der Franzosen in dem untern Theil ihrer Grenze über den Rhein, so könnte es nur die Absicht haben, sich auf die Linien der Murg oder der Alb oder der Pfinz zu werfen, während eine gehörige Abtheilung die Deutschen an der Lauterstellung so lange festhielte, als diese nicht um ihrer eigenen Sicherheit willen die Rheinpfalz räumen müßten. Diese Operationslinien aber sind verlegt, wenn 20,000 bis 30,000 Deutsche im befestigten Lager bei Rastatt stehen. Die Franzosen könnten deßhalb diese Operationslinien nur gewinnen, wenn sie im Rücken der Murgstellung aus der Rheinpfalz an das rechte Ufer gingen. Sie

[1] A. a. O. Abschn. 7, S. 45.

könnten nicht die Absicht haben, die beiden bei Rastatt und Offenburg stehenden Heeresabtheilungen zu trennen, die eine an der Murg festzuhalten und die andere in die Gebirge zu werfen, denn ehe der Uebergang vollzogen wäre, hätten die deutschen Heeresabtheilungen sich vereinigt, und jene würden unter den ungünstigsten Umständen schlagen müssen, wenn je der Uebergang gelänge, d. h. wenn das gänzlich Unwahrscheinliche einträte. Wäre aber durch irgend eine Demonstration die eine Abtheilung des deutschen Heeres im Rheinthal aufwärts gerückt, so könnten sie den Uebergang versuchen, um beiden den Rückzug nach der Murgstellung zu verlegen; aber auch dieß ist nicht denkbar, weil bei den jetzigen Verbindungsmitteln der eigentliche Uebergangspunkt den deutschen Truppen schnell bekannt werden müßte, weil dann in wenig Stunden ein bedeutender Theil dieser Truppen entweder die Uebergangsstelle oder doch das Lager von Rastatt erreichte, also jenen gehindert oder unnütz gemacht hätte. Die Franzosen könnten übergehen wollen, um die Renchstellung im Rücken zu nehmen, um die Gefechte zu vermeiden, mit welchen die Räumung der Strecke des Rheinthales von Appenweier bis Rastatt sonst erzwungen werden müßte. Aber auch diese Absicht wird die französischen Führer nicht bestimmen, denn der Uebergang selbst würde größere Opfer kosten und in seinem Ausgange viel unsicherer seyn, als diese Gefechte. Eine Diversion, um den Angriff der Deutschen von der Lauterstellung abzuleiten, würde in der Nähe nichts helfen, weiter oben gemacht aber hätte sie eine Wahrscheinlichkeit der Wirkung für sich.

Es war fast unnöthig, diese kurze Betrachtung anzuführen, denn wenn Rastatt auch kein befestigtes Lager, sondern nur seine gewöhnliche Besatzung von 8 bis 10,000 Mann hat, so ist diese — wir haben es oben bemerkt — allein hinreichend, einen Uebergang in der Nähe des Platzes zu hindern oder so lange aufzuhalten, bis andere Truppenmassen herankommen. Die Franzosen werden demnach unterhalb der Illmündung bei Wanzenau keinen Uebergang ernsthaft versuchen; ob sie Scheinangriffe auf diese Stromstrecken machen wollten, steht dahin, denn sie würden wenig helfen, weil man sie bei der ungeheuren Schnelligkeit, mit welcher jetzt die Nachrichten laufen, sogleich für das erkennen würde, was sie sind.

Oberhalb des Bezirkes von Straßburg läuft der Schifffahrtscanal nahe an den Strom, die Verbringung des Materials verursacht auf die kurzen Strecken keine erhebliche Schwierigkeit. Der Rhein bietet viele Stellen, die für den Uebergang geeignet wären, und die Hochufer auf der rechten Seite sind häufig flach, an manchen Orten kaum wahrnehmbar, und dennoch sind auch hier die Stromstrecken beschränkt, auf welchen vernünftiger Weise die Franzosen übergehen können.

Von Offenburg bis Emmendingen, d. h. von der Kinzig bis zur Elz, tritt kein Hauptthal des Schwarzwaldes aus, in dem ganzen Raum liegt demnach keine Operationslinie für die Franzosen, denn die Schöneberger Straße von der Schutter zur Kinzig ist nur eine untergeordnete Verbindung, ein Paß, der mit geringen Mitteln gesperrt werden kann. Ein französisches Heer, welches auf der betreffenden Strecke über den Rhein gegangen wäre, müßte sich erst die Bergstraße und aufwärts oder abwärts den Eingang in die Thäler erkämpfen. So wichtig der Wirkungskreis von Schlettstadt für die Vertheidigung ist, so wenig könnte er dem Angriff helfen.

Erst oberhalb von Sasbach nach Markolsheim wird der Rheinstrom von der verlängerten Linie der Elz überschritten; das Elzthal bietet beschwerliche Straßen, die gewissermaßen nur Zwischenlinien sind zwischen der Kinzig und der Dreisam; erst wenn die neue Straße durch den Simonswald über den Kilpen vollendet seyn wird, hat diese Linie eine größere Bedeutung. Würde sie, was jedoch nicht wahrscheinlich ist, von einem französischen Heerführer gewählt, so wird ihm doch durch die Bodenverhältnisse der Uebergang bei Sasbach verboten. Denn dicht an dem Strom liegen aufwärts der Uebergangsstelle die Höhen, welche, von der nördlichen Abdachung des Kaiserstuhles abfallend, vom Sponeck über Ichtingen bis zu dem Eichert ziehen; abwärts liegen der Lützelberg und die Limburg.

Diese Höhen haben großentheils steile, selbst felsige Wände und sehen und beherrschen beide Ufer. Der 1200 bis 1500 Schritte breite Raum zwischen den beiderseitigen Höhen wird von dem Dorfe Sasbach gesperrt, welches ebenfalls dicht an dem Strom liegt; hier ist vom linken Ufer kein Uebergang möglich, wenn man nur den Willen hat, ihn zu verwehren. Sollte ein solcher

auf die Elzlinie gemacht werden, so müßte man ihn weiter unten, etwa bei Wihl oder Weisweil oder wenig weiter abwärts unternehmen und die Elz bei Riegel auf Vizinalwegen erreichen. Weiter abwärts würde die Franzosen der Leopolds- (Elz-) Canal hindern, denn sie müssen daran denken, sogleich dessen linkes Ufer zu gewinnen.

In den Kreis von Breisach fällt die Operationslinie der Dreisam, aber die Uebergänge sind ebenfalls beschränkt. Von Ichtingen oder vom Sponeck aufwärts liegt, wir haben es früher bemerkt, die westliche Abdachung des Kaiserstuhles mit steilen, manchmal felsigen Wänden, dicht an dem Strom. Keine Straße von Bedeutung geht an den Rhein, denn die von Burgheim über Rothweil ist beschwerlich und liegt, während sie das Gebirge durchsetzt, in fortlaufenden Engpässen, die am Rhein unmittelbar anfangen und auf der östlichen Seite des Kaiserstuhles den Austritt in eine sumpfige Ebene je nach Umständen gefährlich machten. Von Niederrothweil bis zur südlichen Abdachung des Kaiserstuhles sind die Bergwände allerdings manchmal eine halbe Stunde weit vom Strome entfernt, aber vor dieser Bergwand liegt die faule Waag, ein sumpfiger, fast ungangbarer Boden, dessen Fläche eine Stunde lang ist. Die vereinzelten Hügel von Altbreisach liegen allerdings drei Viertelstunden weit von dem südwestlichen Ende des Kaiserstuhles, aber gegenüber den Höhen zu landen, den sumpfigen Boden zu überschreiten, und in diesem Zwischenraume herauszutreten, das wäre unter allen Umständen ein gewagtes Beginnen.

Altbreisach ist der Punkt, in welchem die Operationslinie der Dreisam den Rhein überschreitet. Die Straße ist in dem engen Raum zwischen dem Schloßberg und dem Eckartsberg geführt. Beide liegen dicht an dem rechten Ufer, sind aber von diesem nicht zu ersteigen, und in mäßiger Höhe sehen und beherrschen sie vollständig das linke. Ungeachtet dieser Gestaltung des Bodens würden die Franzosen doch wohl lieber Breisach angreifen, als sie an dem Abhang des Kaiserstuhles den Uebergang versuchten. Wäre dieser Posten nicht stark besetzt, und wären dort nicht schwere Geschütze aufgestellt, so wären die Franzosen die Leute, um unter dem Schutze ihrer Festungsbatterien die Höhen zu ersteigen. Wären aber dort auch einige Feldgeschütze aufgestellt,

so würden sie dieselben, wenn nicht vom Fort Mortier, doch aus vorliegenden Batterien schnell zum Schweigen bringen. Der Uebergang wäre schwer, aber er könnte gelingen, wenn der Energie der Franzosen nicht zweckmäßige Anstalten entgegengesetzt würden. Wollten sie jedoch nicht den Stier bei den Hörnern fassen, so würden sie nicht bei Breisach, sondern weiter oben, etwa bei Gretzhausen oder bei Hausen übergehen. Ihr Material können sie von Neubreisach mit Leichtigkeit, wenn auch zu Lande, an den Rhein bringen, und übergegangen würden sie die Straße nach Freiburg gar schnell erreichen.

Weiter aufwärts als Hausen und Hartheim oder Nambsheim wirkt das System von Neubreisach zum Angriff unmittelbar nicht mehr. Der Rhein-Rhonecanal entfernt sich hier weiter vom Strom, und wenn darin auch gerade keine große Schwierigkeit läge, so sind Uebergänge bis zur Mündung der Hohle unwahrscheinlich, weil auf dieser ganzen Strecke keine Operationslinie den Rhein überschreitet. Wohl ist der Eingang des Münsterthales nahe, aber auch die neue Straße durch Wieden ins Wiesenthal ist, wir haben es früher nachgewiesen, von untergeordneter Bedeutung. Eine Heeresabtheilung, die in dieser Strecke übergienge, müßte thalabwärts ziehen, um die Dreisam zu erreichen, und eine Seitencolonne, die sie durch das Münsterthal schickte, wäre gewaltig ausgesetzt, wenn nicht eine andere Abtheilung schon in die Mündung des Wiesenthales eingedrungen wäre. Ein Uebergang weit oberhalb Breisach bedingt also einen andern bei Hüningen, oder aber es müßte eine starke Abtheilung thalaufwärts gehen, und dann träte sie vor die Stellung von Schliengen und müßte sich, wäre diese mit blutigen Kämpfen genommen, stundenlang auf steilen, beschwerlichen, großentheils gefährlichen Wegen fortschieben, um zu dem Eingang der eigentlichen Schwarzwaldpässe zu gelangen. Wenn also auch die bezeichnete Stromstrecke sehr gute Uebergangsstellen anbietet, so ist es nicht wahrscheinlich, daß man sie benützt.

Von der Mündung der Hohle bis nahe zur Mündung der Kander auf drei Stunden Erstreckung liegt dicht am rechten Ufer des Rheins die steile, großentheils felsige Wand des oft erwähnten jurassischen Gebirges, welche die Eisenbahn noch weniger ersteigbar gemacht hat, als sie es war. Diese wäre für Truppen,

welche nach oben oder unten in den weitern Thalraum eintreten wollten, ein höchst gefährlicher Paß, und quer durch den Gebirgsast führen nur schlechte Vicinalwege, welche, mit Defileen am Rhein anfangend, über rauhe Platten gehen, um sich wieder in andere Päße zu senken. Auf dieser Stelle ist auch kein Uebergang zu befürchten, höchstens ein Ueberfall, um die Eisenbahn unfahrbar zu machen.

Oberhalb dieses ausgehenden Gebirgsastes tritt die Operationslinie des obern Rheinthales in den Hüninger Bezirk, aber alle Uebergänge sind von der Stellung von Friedlingen umfaßt. Gelang er im Jahr 1702, so gelang er nur, weil die Vortheile der Lage nicht gehörig von den Deutschen benützt wurden. Im Jahr 1800 aber waren die Franzosen schon Herrn der Uebergangsstellen, und die Schweiz war damals der Bundesgenosse von Frankreich. Tritt dieser Fall in einem künftigen Kriege wieder ein, oder kann nur die Schweiz ihre neutrale Stellung nicht schützen, so gehen die Franzosen über Basel, wo sie Brücke und Brückenkopf fertig finden. Wird aber die schweizerische Neutralität aufrecht erhalten, so hat die neue Straße über die Thumringer Lucke ins Wiesenthal und von dort ins obere Rheinthal ihnen den Eingang in beide geöffnet. Diese Straße ist allerdings vortrefflich, aber auch sie ist in ihrer ganzen Länge ein fortwährender Engpaß, welcher nur wieder zu den eigentlichen Päßen des Schwarzwaldes führt. Wird die Stellung von Friedlingen vertheidigt, wie sie es werden soll, so kann ein Uebergang nicht gelingen, auch wenn die Wälle von Hüningen hergerichtet und bewaffnet werden. Diese Maßregel kann aber bewirken, daß die Franzosen das rechte Ufer erreichen, und alles steht auf einem Treffen, wenn sie es versuchen, das Hochgestade zu ersteigen. Das ist aber genug für die Franzosen, wenn ja andere Gründe sie bestimmen, die Operationslinie des obern Rheinthales zu wählen. Sie haben schon viel halsbrechendere Dinge unternommen, und die Energie und zum Theil auch die Intelligenz der Soldaten macht häufig gut, was die Anordnung ihrer Führer verfehlt hat.

Hinter diesem Angriff an dem obersten Theil des deutsch-französischen Rheins steht Belfort, und zwei Stunden von demselben zieht der Rheinkanal; von hier aus können sie, wie schwach

der Posten von Hüningen auch sey, jedem Angriff den gehörigen Nachdruck geben.

Wie leicht nun aber die französischen Truppen von der obern Strecke der Mosel, von der Meurthe, Marne und von der Saar jeden beliebigen Punkt des Rheines erreichen, das zeigt das sehr entwickelte System ihrer Verbindungen.

XXIX. Die Vertheidigung des rechten Rheinufers.

In den Revolutionskriegen sind den Franzosen alle Rheinübergänge gelungen, und daraus haben die Deutschen geschlossen, daß ihre Grenze nicht vertheidigt werden könne. Man hat angeführt, den Franzosen machen es ihre festen Plätze möglich, die Sammlung der Truppen und alle andern Vorbereitungen des Angriffs zu „maskiren,“ und die zerrissenen Ufergelände können alle Bewegungen um so mehr verbergen, als zuverlässige Nachrichten von dem linken Rheinufer sehr schwer zu erhalten seyen. Man hat ferner angeführt, die Franzosen können durch Scheinangriffe den Vertheidiger irre führen und sich mit großer Macht an irgend eine Stelle des rechten Rheinufers werfen, ehe der Vertheidiger herangekommen ist; man sagt, der Vertheidiger müsse sich zersplittern und werde nicht einmal der Vorhut gewachsen seyn, wenn er den Strom gebührend bewache; er werde aber überall zu spät kommen, wenn er seine Truppen in einzelne Stellungen versammle, und eine Diversion sey ihm gar nicht möglich.

Viele dieser angegebenen Schwierigkeiten sind vollkommen begründet, aber entweder beweisen sie nicht, was sie beweisen sollen, oder man hat den Mitteln nicht Rechnung getragen, welche in der neuern Zeit diesen Hindernissen wirksam entgegentreten. Die Geschichte dieser Rheinübergänge wurde fast überall höchst mangelhaft gegeben, denn man vermißte in der Darstellung gerade die Umstände, in welchen die Ursachen des üblen Erfolges der Vertheidigung liegen. Man hat anerkannt, daß der gewaltsame Uebergang über einen Strom, wie der Oberrhein, zu den gefährlichsten Unternehmungen des Krieges gehört, aber man hat daraus nicht die nahe liegenden Folgerungen gezogen; man hat über den Rhein geschrieben und verhandelt, und man hat den Rhein nicht gekannt.

Aus der Idee des Angriffs ergibt sich das Verfahren der Vertheidigung.

Der Uebergang über den Oberrhein besteht darin, daß eine gewisse Truppenmasse das jenseitige Ufer besetze, daß sie sich fortwährend verstärke, immer mehr Boden gewinne, die Herstellung des Uebergangs der größern Heeresmassen schütze und diesen den Raum zur Entwicklung und die Anfänge ihrer Operationslinie erkämpfe. Die Vertheidigung soll an der Angriffsstelle ihre Kräfte vermehren in dem Maß, in welchem der Gegner sich auf dem rechten Ufer verstärkt; nur darauf kommt es an, denn wie viel Franzosen auf der andern Rheinseite stehen, ist gänzlich gleichgiltig, ehe der Uebergang vollzogen ist. Die Vertheidigung muß den Gegner in einem möglich kleinen Raum festhalten; aber sie soll, wie man es heute von den Festungen verlangt, nicht passiv seyn, sondern sie soll angriffsweise verfahren. Nicht von Stellung zu Stellung soll der Vertheidiger sich drängen lassen, nicht bloß festen Fußes soll er in diesen fechten, sondern er soll daraus hervorbrechen, um durch entschiedene Angriffe den Feind aus den seinigen in immer kleinere Räume bis an den Strom zu werfen; denn ein großer Vortheil liegt darin, daß in gewissen Stadien der Feind seinen Angriff vertheidigungsweise führen muß.

Solche Principien auszusprechen ist nicht schwer, schwerer ist es, sie fruchtbar zu machen, und sie werden nur fruchtbar, wenn gezeigt wird, wie sie durchgeführt werden können.

1) Beiderseitige Stärke und Aufstellung.

Die Franzosen haben bisher die Stärke einer künftigen Oberrheinarmee zu vier Armeecorps von je 30,000 Mann, also im Ganzen zu 120,000 Mann angeschlagen, und dafür, wie oben bemerkt wurde, das Material in Straßburg gesammelt. Wir müssen diese Stärke annehmen, obwohl Frankreich in einem mitteleuropäischen Kriege mehrere, wenigstens gleich starke Heere aufstellen müßte. Die Kriegsbesatzung in den rheinischen Plätzen dürfte wenigstens 30,000 Mann betragen, und diese müßte in ihrem vollen Bestand erhalten werden, so lange die Franzosen nicht in der Rheinpfalz oder auf der rechten Seite des Stromes bedeutend vorgerückt sind. Da sie aber die Reserve- oder die

Depotsbataillons in die Festungen legen würden, so darf man annehmen, daß diese Besatzungen der festen Plätze der Oberrheinarmee nur etwa 10,000 Mann entziehen würden. Für die Behauptung der Stellung an der Lauter und die Besetzung der Stellung von Bitsch wären, die Garnison ungerechnet, wenigstens 30,000 Mann nöthig, und es würden demnach höchstens 80,000 Mann über den Rhein geworfen werden können. Wie diese aufgestellt werden, ist gleichgültig, weil man sie, wie aus dem Vorgetragenen folgt, in gar kurzer Zeit zu versammeln vermag.

Für die Vertheidigung des rechten Rheinufers und des rückliegenden Gebirges haben wir früher,[1] ungerechnet der Besatzung von Rastadt, 60,000 Mann in zwei Heeresabtheilungen angenommen. Wir halten diese ungünstige Annahme fest, wollen aber die Aufstellung durch Angabe der Vertheidigungsräume genauer bezeichnen.

Da jeder Operationslinie der Franzosen ein gewisser Raum im Rheinthal entspricht, so könnte man dieses in Vertheidigungsräume theilen, welche zu jenen des Gebirges in unmittelbaren Beziehungen stehen. Diese Beziehungen sind nicht zu verkennen, aber sie sind bei weitem nicht die einzigen. Die Befestigungssysteme an der französischen Grenze und die wahrscheinlichen Punkte des Angriffes geben noch andere Gesichtspunkte, und da diese Räume nicht durch natürliche Abschnitte getrennt werden, so ist die Bestimmung mehr oder weniger willkürlich. Weit schärfer werden diese Abtheilungen von den unabweislichen Forderungen bestimmt, welche aus der Idee der Vertheidigung hervorgehen. Denkt man sich das rechtseitige Rheinthal von der Wiese bis zur Murg in solche Theile zerlegt, und in jedem derselben einen Truppenkörper stehen, so sollen die beiden, die unmittelbar von ihm thalaufwärts und thalabwärts stehen, den Punkt des Rheins, welcher dem mittleren zunächst, diesen also am meisten entfernt liegt, in einer gewissen Zeit erreichen. Diese Zeit muß aber eine kurze seyn, weil die Operation des Ueberganges selbst nur nach Stunden gemessen wird. Diese Zeit hat aber auch auf der andern Seite ihre Grenze, denn man kann

[1] Befestigung des Schwarzwaldes Abschn. 7.

eben nur über eine gegebene Macht verfügen und diese würde zersplittert werden, wenn man jene Zeit zu kurz dächte, nirgend stünde eine Masse, mit der ein tüchtiger Stoß ausgeführt werden könnte.

Wir bezeichnen nun die folgenden Räume, deren Längen nach dem Rheinlauf und auf der Eisenbahn gemessen sind, mit deren Entwickelung die Parallelstraßen, wenige Strecken ausgenommen, ziemlich übereinstimmen.

	Bezeichnung des Vertheidigungsraumes.	Rheinlauf. Länge.	Eisenbahnstrecke.	
			Bezeichnung.	Länge.
		Stunden.		Stunden.
I.	Wiese bis Hohle . . .	4,2	Weil bis Schliengen . .	4,6
II.	Hohle bis Neumagen .	5,5	Schliengen bis Krotzingen	5,4
III.	Neumagen bis Elz . .	6,8	Krotzingen bis Riegel .	8,3
IV.	Elz bis Schutter . . .	6,4	Riegel bis Dinglingen .	5,2
V.	Schutter bis Rench . .	7,6	Dinglingen bis Renchen .	6,2
VI.	Rench bis Murg . . .	7,5	Renchen bis Rastatt . .	7,6

Fassen wir die Ergebnisse der Erörterung über die Uebergangspunkte zusammen.

In der oberen Strecke steht der Vertheidiger ziemlich vereinzelt; er ist, wenn die Eisenbahn nicht benützt werden kann, mit dem abwärtsliegenden Theil des Rheinthales nur durch eine Stunden lange sehr beschwerliche Straße verbunden. Dagegen aber hat er die vortreffliche Stellung von Friedlingen. Der gefährlichste Punkt des III. Raumes ist oberhalb Breisach: abwärts hindert, wie oben bemerkt worden, der Kaiserstuhl jede Unternehmung. Der Hauptangriffspunkt liegt immer in dem V. Raume, d. h. in dem Wirkungskreise von Straßburg. In der unmittelbaren Nähe von Rastatt wäre die Besatzung des festen Platzes allein hinreichend, um einen Rheinübergang zu hindern, aber in der untersten Strecke ist, wenn die Deutschen in Rheinbayern stehen, ein Uebergang nicht denkbar.

Aus der Bezeichnung der Vertheidigungsräume und der oben angegebenen Angriffspunkte der Rheinlinie geht nun sogleich hervor, daß das eine Armeecorps die drei oberen, das andere die drei unteren Vertheidigungsräume bewachen, daß also die eine Abtheilung des Heeres Straßburg gegenüber, zwischen

der Rench und Kinzig, das andere gegenüber von Neubreisach, also oberhalb der Dreisam an dem Neumagen und der Möhlin stehen, und daß der oberste Raum von einem besonderen Truppenkörper besetzt werden müsse. Würden nun aber die Franzosen den Rheinstrom in dem II. und in der obern Strecke des IV. Raumes angreifen, so wären die beiden Armeecorps zu weit entfernt, als daß sie schnell genug eine gehörige Truppenmasse an den Angriffspunkt werfen könnten. Daraus ergibt sich die Nothwendigkeit, daß das eine Armeecorps eine Abtheilung auf dem rechten Ufer der Elz, und das andere eine solche auf dem linken Ufer der Kinzig aufstellen müsse. Es ergibt sich ferner, daß alle diese Truppenkörper zwischen der Eisenbahn und dem Rhein stehen müssen. Die Aufstellung des Vertheidigungsheeres wäre demnach etwa die folgende:

I. Armeecorps.
Vertheidigungsraum von der Rench zur Schutter.
14,0 Stunden

		Mann.	Mann.
1. und 2. Division	im V. Raum zwischen Rench und Kinzig . .	20,000	
3. „	im IV. Raum zwischen Kinzig und Schutter .	10,000	
			30,000

II. Armeecorps.
Vertheidigungsraum von der Elz zur Wiese.
16,5 Stunden.

1. Division	a) im III. Raum auf dem rechten Ufer der Elz	5000	
	b) im III. Raum zwischen Dreisam und Neumagen	5000	
2. Division	im III. Raum auf dem rechten Ufer des Neumagens . .	10,000	
3. Division	a) im II. Raum oberhalb dem Neumagen	5000	
	b) im I. Raum zwischen Hohle und Wiese	5000	
			30,000
			60,000

Es versteht sich von selbst, daß mehrere Plätze, als z. B. Kehl und Breisach, stark besetzt und daß eine zur Bewachung hinreichende Postenkette längs des Rheins aufgestellt werden müßte.

Es wäre am besten, wenn die Truppen in Lagern versammelt blieben, weil dadurch viel Zeit gewonnen würde, wenn es einmal Alarm gibt; auf jeden Fall müssen die Cantonnirungen sehr eng und die Truppen immer marschfertig seyn.

Diese so aufgestellten Truppenkörper wären durchaus gut unter sich selbst verbunden, wenn die Rheinstraße von Breisach bis Schliengen besser hergestellt werden würde. Nur die Abtheilung, welche Hüningen gegenüber im ersten Vertheidigungsraum steht, wird vereinzelt, weil nach dem Beginn der Feindseligkeiten die Eisenbahn von Schliengen bis Efringen schwerlich mehr befahren werden kann; denn wenn die Franzosen eine Batterie an den Rhein bringen, so ist jeder Zug ihr preisgegeben. Allerdings würden schwere, und wären es auch nur 12pfündige Feldgeschütze, auf der Eisenbahn aufgestellt, die französischen vollkommen beherrschen, wären aber diese an einem Orte zum Schweigen gebracht, so würden andere auf einer andern gelegenen Stelle die Arbeit wieder beginnen, man hätte also ein fortwährendes Kanonieren und dürfte es demnach nicht wagen, einen Zug gehen zu lassen.

Die Einrichtung eines Ordonnanzcurses und ein sehr geordneter Signaldienst sind unendlich wichtige Erfordernisse zur Vertheidigung. Nicht minder wichtig sind die Telegraphen; und man müßte deshalb Drähte vom Rhein oder wenigstens von den Hauptquartieren der Armeecorps und der Divisionen zur Hauptleitung ziehen.

Das Material des Eisenbahndienstes würde so auf der Linie vertheilt werden, daß jeder Division einige Züge zur Verfügung ständen, und man würde Vorsorge treffen, daß auf den ersten Befehl, der durch telegraphische Depesche versendet würde, eine gehörige Anzahl von Bahnzügen ohne Zeitverlust an die Orte abgehen könnte, wo Truppen aufgenommen werden sollen. Diese Sache ist nicht so schwer, als sie aussieht; für die Aufnahme von Reiterei und Geschützen müßte man freilich wohl auch auf den kleinern Bahnhöfen einige Vorsorge treffen, damit das Laden der Fahrzeuge nicht allzu viele Zeit kostete; Fußvolk jedoch kann einsteigen an jeglicher Stelle der Bahn.

2) Gang der Vertheidigung.

Die erste und wichtigste Frage ist nun eine Frage der Zeit; es ist die Frage, ob die Deutschen in der ersten Periode des Ueberganges eine stärkere Truppenmasse an den Angriffspunkt bringen, als die Franzosen über den Strom setzen konnten.

Wir wollen bei Beantwortung dieser Frage die Gunst der Umstände dem Angreifer zuwenden.

Die Franzosen sollen so viel Schifffahrtsmaterial beigebracht haben, daß sie außer den Brückenträgern und der fliegenden Brücke 100 Fahrzeuge zur Ausführung des Ueberganges verwenden können. Es ist dieß eine große Masse, wenn man bedenkt, daß die französische Regierung die Anzahl der Schiffe auf ihren inneren Flüssen nicht bis zur Stockung des nöthigen Verkehres vermindern kann. Da diese Fahrzeuge nun, wenn der Uebergang gerade nicht bei Straßburg vollzogen werden soll, eine gewisse Strecke weit über Land verbracht werden müssen, so können sie nicht groß seyn und man wird demnach vorzüglich auf Nachen rechnen müssen, deren einer durchschnittlich 50 bis 60 Mann aufnimmt. Von diesen Nachen werden wohl 30 zu Scheinangriffen u. dergl. verwendet, und so werden höchstens 70 Fahrzeuge und 2 Nähen für das Uebersetzen der Vorhut zur Verfügung stehen. Rechnet man alles andere ab, so werden diese 70 Nachen mit je einer Fahrt etwa 4000 Mann auf das rechte Ufer bringen. Man bedürfte eines sehr geräumigen Rheinarmes, um darin alle diese Fahrzeuge unterzubringen und zu bemannen. Besäßen die Franzosen einen solchen, so würden sie dennoch, wie im Jahr 1797, sich großen Uebelständen aussetzen, wenn die ganze Masse der Fahrzeuge auf einen Landungsplatz geworfen werden sollte. Würden sie aber zwei Stunden weit auseinander liegende Angriffe bilden, so würden sie, wie es im Jahr 1796 geschah, nicht zusammen treffen, und einer derselben könnte durch kleine Zufälligkeiten mißlingen. Bei der besten Anordnung wird das letzte Schiff erst eine halbe Stunde nach dem ersten seine Mannschaft ans Land setzen, und von der ersten Landung an werden immer drei Stunden ablaufen, ehe die Fahrzeuge zum zweitenmal ihre 4000 Mann wieder ausgeschifft haben.

Die fliegende Brücke kann nicht in den Rhein gehen, ehe die Nachen nach ihrer ersten Fahrt zum Einschiffungsplatz zurückgekehrt sind. Rechnen wir nur zwei Stunden für die Aufstellung derselben, so wird sie im günstigsten Falle erst 3—4 Stunden nach dem Vollzug der ersten Ausschiffung dienstfähig seyn. Die Aufstellung der Schiffbrücke hängt von dem Gang der Gefechte ab; man kann mit derselben nicht in den Strom auslaufen, ehe der Vertheidiger so vom Ufer entfernt ist, daß er keinen Punkt mehr hat, von welchem seine Geschütze die Brückenstellen erreichen und ehe nicht so viel Raum gewonnen ist, daß die übergesetzten Truppen durch einen gelungenen Angriff des Vertheidigers auf die Brücke zurückgeworfen werden. Es ist unmöglich, hier eine bestimmte Wahrscheinlichkeit aufzufinden, aber aller Erfahrung nach wäre es ein seltenes Glück des Angreifers und eine große Nachlässigkeit oder Schwachheit des Vertheidigers, wenn die Schiffbrücke früher als 10 Stunden nach dem Abgang der ersten Ausschiffung gangbar wäre.

Sollte nun mit den obigen Annahmen eine umständliche Lösung der schwebenden Frage versucht werden, so müßte man jedem wahrscheinlichen Uebergangspunkt eine eigene Rechnung führen, und man müßte deßhalb ebenso viele besondere Dispositionen entwerfen. Diese Arbeit wäre aber unfruchtbar, weil man eben immer neue Annahmen machen müßte, die durchaus willkürlich wären, und sie wäre unnütz, weil dem Zweck gegenwärtiger Schrift einfache Betrachtungen genügen.

Die Vorbereitungen zu einem Rheinübergang sind so zahlreich und so mannigfaltig, daß sie in keinem Fall ganz verborgen bleiben können. Dieß gilt besonders von der Verbringung des Schifffahrtsmaterials, denn die Versammlung von Truppen kann täuschen, weil sie auf der Eisenbahn schnell von einem Orte zum andern gebracht werden können. Wenn die Fahrzeuge auf dem Kanal gehen, so kostet die Durchschleußung derselben viele Zeit. Man wird im günstigsten Fall für die angenommenen 70 Fahrzeuge 12—15 Stunden anschlagen, und der Landtransport wird natürlich noch weit eher bemerkt. Fängt es der Vertheidiger recht an, so muß er 12 Stunden vor der Ausführung des Angriffs von dieser Bewegung Nachricht erhalten haben, und daraus wird ihm die Stromstrecke verrathen, in welcher der Uebergang

stattfinden soll. Besitzt er nun die erforderliche Kenntniß von der Oertlichkeiten und den Eigenschaften des Stroms, so wird er über die Stelle des Angriffs schwerlich im Zweifel seyn, und er hat Zeit, um Vorbereitungen zu treffen. Er wird demnach gegen den wahrscheinlichen Uebergangspunkt so viel Truppen und Geschütze vorschieben, daß sie der ersten Einschiffung des Angreifers gleich oder überlegen sind. Das haben die Oesterreicher im Jahr 1797 gethan, denn sie haben die Uebergangsstelle geahnt, aber ihre Maßregel war eine halbe, weil ihre ganze Aufstellung durchaus verfehlt war.

Fast überall wird man eine Stelle am rechten Ufer finden, von welchen die Schiffe, wenn sie in den Strom auslaufen, erreicht werden können; dazu wird man Geschütze ganz in der Nähe bereit halten, und diese werden der Unternehmung viel Zeit rauben, auch wenn der Feind eine Batterie gegenüber aufgestellt hat. Bei dem Uebergang von Diersheim waren die beiden Geschütze der Oesterreicher auf den Bischofsheimer Gründen vortrefflich aufgestellt; sie haben die französischen Einschiffungen gehindert, in der zweiten und dritten Stromstrecke zu Thal zu gehen und an der vorgeschriebenen Stelle zu landen; hätten sie aber auch einige derselben in der Verlängerung der Illmündung an das rechte Ufer gebracht, so wären die Einschiffungen wahrscheinlich gar nicht, oder mit großem Verlust an Zeit und Material in den Rhein gekommen. Gelingt es, die Ueberfahrt zu hindern, oder die übergesetzte Vorhut in einem engen Raum zu halten, oder gar auf den Strom zurückzuwerfen, so ist dieß ein Glück, auf welches man nicht rechnen kann. Wenn aber auch die Feinde an einer gänzlich unbesetzten Stelle landen, so ist der Vertheidigung allerdings ein großer Vortheil nicht geworden, aber sie hat noch immer nichts verloren.

Darf man voraussetzen, daß der Signaldienst gehörig geordnet ist und gut ausgeführt wird, so werden die deutschen Truppen, welche der Uebergangsstelle zunächst stehen, von dem Angriff unterrichtet, ehe die Schiffe noch beigelegt haben; darf man ferner annehmen, daß die Truppen des Vertheidigers immer marschbereit sind, und daß ihre Führer die nöthigen Weisungen haben, so wird Alles, was in dem Umkreis einer Wegstunde vom Angriffspunkt liegt, bei diesem spätestens 1,5 Stunden nach

dem Auslaufen der ersten Einschiffung, also höchstens eine Stunde nach vollzogener Landung eintreffen. Sind diese Truppen jetzt auch nicht an Zahl, so sind sie doch in der Zusammensetzung der Waffengattungen, besonders der Artillerie, überlegen, da die beiden französischen Nähen nur etwa 3 Geschütze ans Land bringen konnten. Allerdings muß man wieder voraussetzen, daß die Dislocation durchdacht und zweckmäßig war.

Mit Ausnahme des I. und des untersten Theiles des VI. Vertheidigungsraumes liegen überall etwa von den Uebergangspunkten 4 Stunden auf- und abwärts wenigstens 1,5 Divisionen oder 15,000 Mann. Die Meldungen werden in die Hauptquartiere derselben eine Stunde nach vollzogener Landung so angekommen seyn, daß man über den eigentlichen Angriffspunkt keinen Zweifel hat, besonders da dort alle andern Meldungen von etwa vorgenommenen Demonstrationen und dergleichen sich vereinigen. Liegen die Truppen im Lager, so werden sie aufgestellt und marschfertig seyn, wenn diese Meldung ankömmt. Sind sie aber in engen Cantonnirungen untergebracht, so haben die betreffenden Commandanten eventuelle Befehle, so daß keine Zeit mit Meldungen und Ordres verloren geht, wie sie die Generalstabsoffiziere besonders im kleinen Dienst gar sehr lieben.

In Folge dieser Befehle werden die Truppen, die schon durch Signale benachrichtigt sind, einzeln zu dem Uebergangspunkt eilen, und nur, wenn dadurch gar keine Zeit verloren geht, in größern Massen sich sammeln. Die Schlachtordnung (ordre de bataille) geht allerdings dadurch verloren, man wird sie aber zur gelegenen Zeit schon wieder herstellen. In beiden Fällen sind die 1,5 Divisionen etwa fünf Stunden nach der Landung der Feinde an der Angriffsstelle, mit dem Unterschied jedoch, daß im ersten Fall die ganze Division zu gleicher Zeit in Masse, im andern nach und nach in einzelnen Abtheilungen ankömmt. Es werden demnach an dem Uebergangspunkt, wenn dieser in dem obern Theil des zweiten Raumes, also in der Gegend von Neuenburg liegt, etwa 15,000, wenn er aber von dem Neumagen abwärts liegt, bis zur Acher 15—20,000 Mann ankommen, während die Franzosen in derselben Zeit noch nicht 8000 Mann am Ufer haben. Bei jenen aber bestände das richtige Verhältniß zwischen den verschiedenen Waffengattungen, während die

Franzosen, wenn man die Leistung der fliegenden Brücke mit eingerechnet, nur etwa 200 Pferde und 6 Geschütze übergesetzt hätten. Allerdings wären den Truppen tüchtige Eilmärsche, aber doch keine beschwerlicheren zugemuthet, als sie bei andern minder wichtigen Gelegenheiten auch machen müssen. Diese Macht ist nun hinreichend, um die übergesetzten französischen Truppen in einem kleinen Raum festzuhalten. Kamen die Deutschen in einzelnen Abtheilungen an, so ist dieß auch bei ihrem Gegner der Fall, und sie sind immer stark genug, um dessen Angriffe zurückzuweisen; rücken sie aber in größern Massen heran, so hat der Gegner allerdings mehr Boden gewonnen, aber der Stoß jener kann um so stärker und die Folgen desselben werden weit größer seyn. So lange also die Schiffbrücke nicht gangbar ist, werden die Truppen, welche 6 Stunden nach dem Beginnen des Ueberganges herankommen, stark genug seyn, um den Gegner, wenn nicht ganz zurückzuwerfen, doch auf einem kleinen Abschnitt des Bodens zu halten, ihm jede Ausdehnung zu verbieten, und wahrscheinlich, mittelbar wenigstens, die Aufstellung der Schiffbrücke zu verzögern.

Ist die Schiffbrücke einmal geschlagen, so wird der Angreifer sehr schnell verstärkt, darum muß der Gegner seine Verstärkungen aus größern Entfernungen heranziehen, und dafür treten nun die Eisenbahnen in Wirkung. Durch den Telegraphen werden der Obergeneral, die Armeecorps und die Divisionscommandanten u. s. w. die erste Nachricht von dem Uebergang sehr schnell erhalten und es werden sich dann, nach vorliegenden Bestimmungen, die Truppen schnell, wo es nöthig ist, sammeln und zum Marsche bereit stellen. Der Eisenbahndienst aber auf der ganzen Linie wird den Befehl erhalten, seine Züge zum Abgang fertig zu machen. Nach 2 bis 2½ Stunden werden die Commandanten der entfernteren Divisionen schon Meldungen erhalten, welche ihnen zeigen, daß es mit dem Uebergang Ernst ist, und nun beginnt die Bewegung.

Für diese Bewegung sind aber ohne allen Zweifel längst vorläufige Anordnungen gegeben, denn ohne diese würden Gewirr und Stockungen, Zeitverlust und Unglück entstehen. Die Eisenbahnzüge fahren nun nach Befehlen, die der Telegraph bringt, den marschirenden Truppen entgegen, und an die Orte, die

ihnen zur Aufnahme von Reiterei und Artillerie angezeigt sind, wenn sie ja etwa noch nicht dort stehen. Rechnet man nun, daß 8 Züge zu je 38—40 Wagen Infanterie aufnehmen, so fördern sie eben so viel Bataillons in der Stärke von etwa 8000 Mann. Bei guter Anordnung können sich diese 3½ bis 4 Stunden nach Beginn des Ueberganges in den Eisenbahnwagen befinden, und wenn sie auf diesen Entfernungen von 6—9 Stunden mit der gewöhnlichen Geschwindigkeit zurücklegen, so sind sie nach 0,9 bis 1,5 Stunden an dem Ort, wo sie aussteigen. Das Fußvolk kann an jedem Ort der Bahn die Wagen verlassen, und deßhalb werden diese dort anhalten, wo die Entfernung von der Uebergangsstelle die kürzeste ist; diese wird in wenigen Fällen mehr, in den meisten weniger als 2 Stunden betragen. Es werden daher 6—7 Stunden nach dem Beginn des Angriffs durch Hülfe der Eisenbahn 8000 Mann an der Stelle seyn. Fahren diese Züge sogleich wieder zurück, [1] so werden sie eine Stunde später wieder eben so viel Fußvolk aufgenommen haben, denn sie werden es auf dem Marsch treffen, und 4½—5½ Stunden später, also 10 oder 12 Stunden nach der ersten Landung der übergesetzten Truppen werden wenigstens wieder 8000 Mann Fußvolk zur Stelle seyn. Reiterei und Artillerie, die nicht weiter als 7—8 Stunden entfernt sind, marschiren unmittelbar zur Uebergangsstelle und kommen dort etwa 10 Stunden nach dem Anfang des Angriffs an. Will man einige dieser Truppen, z. B. etwa noch 700 Pferde und 12 Geschütze, mit der Eisenbahn herbeibringen, so werden diese auf die angewiesene Station marschiren. Haben sie 1,5 Stunden nöthig, um auf dieser anzukommen, und brauchen volle 2 Stunden zum Laden, so sind

[1] Diese Züge müssen freilich wohl bis zu einer Station, wo Drehscheiben liegen, zurückgeschoben werden; das muß allerdings beim gewöhnlichen Dienst nicht vorkommen, im dringenden Fall aber kann man es mit leeren Zügen wohl wagen, weil dadurch Stunden gewonnen werden können, wo sie so kostbar sind. Es ist übrigens kaum nöthig zu bemerken, daß die Ausführung dieser Transporte ungemeine Schwierigkeiten darbietet, welchen man nur durch genau vorhergegebene Anordnungen begegnen kann. Diese Anordnungen müssen für zwei mögliche Fälle gegeben seyn, nämlich für die Fälle, daß von einer gegebenen Station die Züge aufwärts oder abwärts gehen, und wäre es nicht möglich, die Aufnahmsstelle des Fußvolkes zum voraus zu bestimmen, so erhalten sie diese Weisung mit dem Befehl zur Abfahrt.

sie nach 9—10 Stunden an der Uebergangsstelle. Fassen wir alles zusammen, so hat 10 Stunden nach dem Anfang der Unternehmung der Vertheidiger etwa 30,000 bis 36,000 Mann, und in den obersten Räumen wenigstens 20,000—25,000 Mann an der angegriffenen Stelle des Rheinufers.

Wenn man annimmt, daß die Nähen und die fliegende Brücke fortwährend Reiterei und Geschütz übergesetzt haben, so stehen die Franzosen unmittelbar vor der Vollendung der Schiffbrücke höchstens mit 16,000—18,000 Mann Fußvolk, 800 Pferden und 12 Geschützen auf deutschem Boden, und der Vertheidiger ist ihnen daher weit überlegen.

Es können, wenn die Brücke 800 Fuß lang ist, nun in der Stunde höchstens 9 Bataillons zu 900 Mann, oder 15 Escadrons zu 132 Pferden, oder 8—9 Batterien zu 6 Geschützen mit Munitionswagen u. dgl. über die Brücke gehen. [1]

Würde man es von Seite der Deutschen vorziehen, statt Reiterei und Artillerie nur Fußvolk auf der Eisenbahn zu versenden, so würde man mit den Zügen, welche diese erfordert haben, etwa 10,000 Mann zu der Zeit heranbringen, wenn der Uebergang über die Schiffbrücke beginnt, und die zugehörige Reiterei und Geschütze könnten etwa nach 12 bis 24 Stunden nach Beginn des Ueberganges, also, wenn dieser auf Morgens 3 Uhr gesetzt wird, bis Abends 5 Uhr großentheils angekommen, und der Angreifer würde, da er vor allem Reiterei und Geschütze heranbringen muß, erst Nachts dem Vertheidiger gleich seyn.

Solche Schätzungen, wer wüßte es nicht? treffen niemals genau zu, aber sie beleuchten die Frage. Die Erfahrung spricht gegen die Zahlen unserer Rechnung, aber zu Gunsten des Vertheidigers; denn immer hat noch der Gegner eine viel größere Zeit verwendet, ehe er am angegriffenen Ufer so stark war.

XXX. Frühere Uebergänge über den deutsch-französischen Rhein.

Wenn aus den angeführten Erörterungen, in welchen die Annahmen großentheils zu Gunsten des Angriffs gestellt sind,

[1] Berechnet aus den Daten des Aide-mémoire à l'usage des officiers du génie.

ersehen worden, daß der Vertheidiger bald nach der ersten Landung des Gegners 14—16 Stunden lang diesem immer überlegen seyn wird, so ist der Umfang unserer Betrachtungen geschlossen. Wollten wir die Verwendung der überlegenen Streitkräfte erörtern, so würden wir uns in allgemeinen Lehren von der Vertheidigung der Engpässe (Defileen) verlieren. Die Vertheidigung einer Uebergangsstelle ist nur eine Anwendung dieser Lehre, die sich von andern Fällen wesentlich nicht unterscheidet. Was sie Besonderes haben mag, das liegt in den Verhältnissen des Stromes, die wir bezeichnet haben, und ist durch die Geschichte des Rheinübergangs vom 20. April 1797 klarer geworden, als es durch eine allgemeine Erörterung werden könnte, und wäre diese noch so ausführlich. Dieser Angriff war fehlerhaft angeordnet und er ist doch einer heldenmüthigen Vertheidigung Meister geworden. Andere Rheinübergänge sind mißlungen, weil der Vertheidiger die örtlichen Verhältnisse besser als sein Gegner benützte.

Im Jahre 1709 ging Mercy bei Neuenburg über den Rhein. Er fand keinen Widerstand und rückte bis Banzenheim und Rumersheim, also eine Stunde weit von der Uebergangsstelle vor. Hier wurde er durch eine vorgeschobene Abtheilung französischer Truppen aufgehalten; der Marschall Dubourg, schnell benachrichtigt durch seine Milizen, kam mit einer größern Masse herbei, warf ihn auf den Rhein zurück, und nur die Gewandtheit des Feldherrn und die Tapferkeit der Truppen konnte bewirken, daß er mit dem größten Theil derselben das rechte Ufer wieder erreichte.

In der Nacht vom 3. zum 4. September 1743 ging der Prinz Carl von Lothringen bei Breisach über den Rhein. An den Höhen dieser Stadt waren 18 schwere Geschütze aufgestellt, um seinen Uebergang zu decken, und seine Vorhut landete auf einer Insel,[1] auf welcher eine kleine Abtheilung französischer Truppen stand. Nur ein kleiner Rheinarm trennte ihn vom festen Lande; er behauptete diese Insel bis zum 17. Oktober, aber er konnte diesen Rheinarm nicht überschreiten.

Der Prinz Carl versuchte den Uebergang zwischen Rheinweiler und Bamlach, wo das linke Rheinufer, wie bei Breisach,

[1] Diese Insel hieß Reinach, und ist jetzt wahrscheinlich längst schon verschwunden.

vom rechten gänzlich gesehen und beherrscht ist. Er setzte seine Vorhut mit 32 Schiffen über den Strom, aber diese stieß auf eine Redoute, welche, nur mit 100 Infanteristen und Dragonern bemannt, sie aufhielt, bis eine beträchtliche Masse herbeikam. Die übergesetzten Truppen wurden geworfen, getödtet, gefangen oder in den Rhein geworfen. Keiner kam zum rechten Ufer zurück.

Der Uebergang des Marschall Villars 1702 auf einem Raume, der von einer starken und theilweise verschanzten Stellung umfaßt war, ist allerdings eine glänzende Waffenthat, zeigt aber, wie zweifelhaft der Erfolg einer solchen Unternehmung ist. Die Franzosen hatten damals Hüningen gegenüber keinen Punkt auf dem rechten Ufer, und der Prinz Ludwig von Baden hielt die Stellung auf dem Hochgestade besetzt, welche durch eine Sternschanze auf dem Friedlinger Rain verstärkt war. Auf der Schusterinsel sollte das geschleifte Hornwerk wieder hergestellt werden, aber es war erst eine Halbbastion fertig. Villars schlug eine Brücke über den großen Rhein und bewaffnete dieses Werk mit zwölf 24pfündigen Geschützen. Diese, sowie jene der Wälle von Hüningen deckten seinen Uebergang, und der Prinz von Baden schob durch Hülfe von Redouten und Laufgräben seine Truppen in der Niederung vor. In der Nacht vom 1. Oktober versuchte Villars über den kleinen nur 60 Fuß breiten Rheinarm zu gehen, welcher die Schusterinsel vom festen Land trennte, aber erst in der folgenden Nacht gelang es ihm, sich auf dem festen Lande festzusetzen, nachdem er den Gegner durch seine überlegene Artillerie vom Ufer entfernt hatte. Villars verschanzte sich sogleich in der Niederung, rückte erst am 14. Oktober gegen Weil vor und schlug dann die Schlacht von Friedlingen. Hätte der Prinz Ludwig von Baden, durch einen Scheinangriff bei Chalampe getäuscht, nicht einen Theil seiner Truppen nach Neuenburg gezogen, so wäre die Schlacht bei Friedlingen nicht verloren worden; die Franzosen hätten vielleicht den Fuß des Hochgestades erreicht, aber nimmer dessen Wände erstiegen.

Ist der Uebergang gelungen, so beginnen die Manövers und Gefechte im Rheinthal, und beginnt die Vertheidigung des Gebirges. Jene haben wir schon früher in allgemeinen Umrissen angedeutet und diese mit einiger Ausführlichkeit behandelt.[1]

[1] In der öfters angeführten Abhandlung über die Befestigung des Schwarzwaldes.

XXXI. Besondere Anstalten zur Vertheidigung des Grenzlandes. Eisenbahnen.

Haben die Franzosen in keiner Zeit die Verstärkung ihrer Rheingrenze unterlassen, so sollte man denken, die Deutschen müßten wohl auch etwas thun, um die Vertheidigungsfähigkeit dieser Linie auf ihrer Seite zu erhöhen. Die beste Anstalt für die Vertheidigung des Rheinthales und des Gebirges wäre immer ein tüchtiger Waffenplatz in dem obern Theil der betreffenden Erstreckung des Rheinthales. Würden die Deutschen wie die Franzosen verfahren, so müßten sie diesen ihre besten Rheinübergänge durch gute Werke entziehen. Solche wären bei Kehl auf dem rechten Ufer der Kinzig und Schutter, starke bombenfeste Batterien in Breisach und auf dem Eckartsberg, eine starke Feste oder einige kleine, aber tüchtige Werke auf den Spitzen des Hochgestades bei Eimeldingen, auf dem Friedlinger Rain (Leopoldshöhen) u. s. w. Es ließe sich ein schönes Vertheidigungssystem entwerfen, aber wenn die Ausführung auch keine großen Mittel erforderte, so wäre ein solcher Entwurf immer eine vergebliche, vielleicht eine ärgerliche Arbeit, so lange man sehen muß, daß man nicht einmal bei Rastatt das befestigte Lager anlegt, ohne welches dieser Platz nun einmal seine Bestimmung nicht erfüllt.

Der Dienst der Bewachung des Rheins ist ein strenger, beschwerlicher Dienst, er erfordert eine große Ortskenntniß, welche herbeigekommene Truppen und ihre Führer nicht haben, und in kurzer Zeit auch nicht erwerben können. Ein angesehener Militär in einem großen Dienst hat vor Jahren den Vorschlag gemacht, man solle aus den „kriegerischen" Bewohnern der Ufer des Oberrheins Milizen bilden und diese mit der Bewachung des Stromes beauftragen; also man solle thun, was die Marschälle Dubourg und Coigni mit so gutem Erfolg im Elsaß gethan haben. Es ist wahr, diese Uferbewohner des Rheines sind muthig und kriegerisch gewesen, sie haben es in manchem blutigen Kampfe gezeigt, sie haben noch in den Jahren 1796—1800 die französischen Posten auf dem rechten Rheinufer, besonders die Besatzung von Altbreisach, im Schach gehalten, sie haben ihre Dörfer, z. B. Bürkheim, mit Erfolg vertheidigt und öfters ihre Ernten bewaffnet und unter Gefechten eingethan; aber seit 40 Jahren hat man

alle Mittel versucht, um diesen Geist der Einwohner zu unterdrücken, sie sind besonders an den obern Strecken des Rheins herabgekommen, viele sind gänzlich verarmt, und wenn es auch dem bureaukratischen Regierungswesen nicht gelungen ist, die Natur dieser Menschen gänzlich zu ändern, so müßte erst ein großer nationaler Aufschwung sie wieder erregen. Sie müßten erst wieder fühlen, daß ihr Strom die Marke von Deutschland ist, und ein solches Gefühl kann unter den Einflüssen der Kleinstaaterei sich nimmer erheben.

Bei dem Kriegssystem der jetzigen Zeit und bei der Idee einer selbstthätigen Vertheidigung ist eine gute Straße längs der Vertheidigungslinie eine unerläßliche Bedingung, so an dem Ufer des Rheins, wie auf dem Hochlande des Schwarzwaldgebirges. Nun zieht aber, wir haben es früher (Abtheilung I. Abschnitt IX.) angeführt, eine gute Rheinstraße von Mannheim nach Ichenheim oberhalb Kehl; ihre Fortsetzung ist brauchbar bis Hartheim oberhalb Breisach, aber von dort bis Bellingen, also auf 7 bis 8 Stunden Länge, müßte aus den bestehenden Vicinalwegen eine solche gebildet werden. Diese wenig kostspielige Arbeit wäre zum Vortheil der Uferbewohner und deßhalb eine Handlung der Billigkeit.

Denkt man an Vertheidigung des rechtseitigen Rheinthales und des Gebirges in ihren großen Verhältnissen, so stellt sich die Nothwendigkeit von Verlängerungen oder Zweigen der Eisenbahn heraus. Allerdings baut Baden jetzt eine solche von Basel aufwärts im obern Rheinthal, aber diese Bahn findet ihren Endpunkt in Zürich, sie wird schwerlich Schaffhausen, niemals aber Konstanz erreichen. Wäre es aber auch, so wäre sie immer mehr eine schweizerische, als eine deutsche Verbindung, eine Bahn, welche dem Großherzogthum Baden als Einzelstaat nur mittelbar Vortheile bringt. Daß dieser Staat die Hauptlinie seiner Verbindung auf die äußerste Grenze von Deutschland legte, das liegt in der Gestaltung des Landes und in der Lage des Rheinthales, welches von Frankfurt bis Basel die Hauptstraße von der Nordsee zu den Alpen enthält; aber schwerer ist es zu verstehen, daß er eine Linie herstellt, welche, von fremdem Gebiet unterbrochen, gänzlich ungedeckt bis in das Herz von Oberschwaben zöge, wenn sie sich so an den Bodensee fortsetzte. Wird

sie auf der rechten Rheinseite auch nicht weiter als bis Waldshut oder Koblenz gebaut, so wird sie nach dem Wortlaut des Vertrags alle Vorbereitungen zur Vertheidigung wenig befördern, sie wird im Fall eines Krieges für die Deutschen unbrauchbar werden, wenn sie auch nicht ganz in die Hände der Feinde fällt.

Wichtiger wäre für die Vertheidigung und den Verkehr eine unmittelbare Verbindung des Oberrheins mit dem Main, eine Bahn von Heidelberg nach Würzburg.

Die unmittelbaren und nächsten Interessen des südwestlichen Deutschlands fordern aber noch eine andere Linie, eine Linie, welche mit dem Streichen des Schwarzwaldes zieht, aber nicht verloren ist mit der Ebene des Rheinthales. Eine solche Linie zieht theilweis jetzt im Neckarthal von Heilbronn bis Ludwigsburg, sie sollte verlängert werden bis auf die Hochebene des Schwarzwaldes, um sich von dort mit dem Ende der württembergischen und bayerischen Bahnen am Bodensee zu verbinden. Die Vertheidigung des Schwarzwaldes sowohl als des Rheinthales kann, wir haben es früher bemerkt, nur eine durchaus selbstthätige seyn, eine passive hat keine Wahrscheinlichkeit des Erfolgs. Ein großer Theil dieser Vertheidigung und besonders die Wirkung von Rastatt liegt darin, daß man größere oder kleinere Truppenkörper aus der Murgstellung auf das Hochland oder an gewisse Pässe des Schwarzwaldes bringen und von diesen wieder zurückziehen könne, um dadurch in der Flanke und im Rücken des Feindes zu erscheinen, wenn er das Rheinthal besetzt hat und in das Gebirg eindringt. Die Wechselwirkung zwischen der Stellung der Murg und der Centralposition des Schwarzwaldes bei Donaueschingen oder dem wichtigen Straßenknoten von Stockach bedingt allerdings die Bewegung größerer Massen, aber in dem Kriege des Mittelgebirges wird oft ein kleiner Truppenkörper entscheidend wirken, wenn er zur rechten Zeit auf dem rechten Ort erscheint. Von Rastatt über Freudenstadt nach Donaueschingen hat ein Truppencorps beinahe fünf beschwerliche Märsche, in fünf Tagen können aber alle Verhältnisse geändert, kann alles entschieden seyn, was man mit dieser Entsendung zu bewirken gedachte. Auf der Eisenbahn, und stiege sie auch ganz im Neckarthal aufwärts, könnte ein solches Corps den Weg in zwölf Stunden zurücklegen, und hätte dann Zeit genug, um

diesen oder jenen Punkt vor dem Feinde oder vor der Entscheidung der Sache zu gewinnen. Die Verbindung des süddeutschen Gebirges mit Mitteldeutschland wäre gänzlich gedeckt, thätig und unberührt, wenn auch schon das ganze Rheinthal verloren wäre. Die Verbindung mit dem übrigen Theil des südwestlichen Deutschlands wäre jetzt erst eine vollkommene, würde für die Vertheidigung desselben günstigere Verhältnisse geben und strategische Manöver ausführbar machen, die jetzt, wo nicht unmöglich, doch sehr zweifelhaft sind. Die Hoffnung, eine größere Vertheidigungsanstalt des Schwarzwaldes eingerichtet zu sehen, ist schwach; man wird daran denken, wenn es zu spät ist. Die württembergische Schwarzwaldbahn aber hat günstigere Aussichten, denn sie wird dem Verkehr des industriellen Gebirges nothwendig, besonders da es jetzt durch die Ausführung der badischen Bahn im obern Rheinthal auf allen Seiten von Eisenbahnen umringt ist, wie man eine nasse Bodenfläche mit Gräben umgibt, um sie trocken zu legen.

Schluß.

Die vorliegende Arbeit hat sich mehr mit Einzelnheiten als mit größern Combinationen beschäftigt; sie hat sich aber auf jene Dinge nicht eingelassen, welche überall gleich sind. Die Einzelheiten der Gefechte des Vertheidigers mit den übergegangenen Truppen sind, wir haben es eben bemerkt, nur Anwendungen taktischer Lehren und als solche bekannt; aber eben die besondere Anwendung wird von einer genauen Kenntniß des Bodens, dessen Eigenheiten und manchen Verhältnissen bedingt, die schwerer als bei einer andern Unternehmung erkannt werden. Diese Verhältnisse zu ermitteln, eine Anschauung derselben zu bewirken, ohne welche die örtliche Kenntniß kaum möglich ist, das war die Aufgabe dieser Schrift.

Als Operationsbasis der Deutschen haben wir den Oberrhein nicht betrachtet, denn er kann es nur werden, wenn ein Heer ihn dazu macht. Gewaltsame Uebergänge vom rechten auf das linke Ufer sind hier nicht zu erwarten, denn der Manöverkrieg des 17. und 18. Jahrhunderts ist gänzlich veraltet, und wenn deutsche Heere den Weg nach Frankreich vom Unterrhein oder über die Alpen her finden, so werden die Franzosen den Oberrhein schwerlich vertheidigen wollen.

Wenn es einigermaßen gelungen ist, unsere Aufgabe zu lösen, so wird es doch immer als ein verfehltes Beginnen erscheinen, daß sie jetzt, daß sie in der Zeit behandelt worden ist, in welcher Oesterreich sich mit Frankreich verbündet und der deutsche Bund jenem sich angeschlossen hat. Wir tragen diesen Verhältnissen gehörige Rechnung, aber sie beirren uns nicht. War nicht am Ende des Jahres 1741 fast ganz Europa gegen Oesterreich verbündet? galt es nicht damals die Zertrümmerung der habsburgischen Macht? — Es wäre nicht angemessen, wollten wir uns auf die Dauer der österreichisch-französischen Allianzen vom 30. September 1758 und vom 14. März 1812 berufen, oder uns auf die Verträge der Rheinbundsstaaten vom October und November 1813 zu beziehen. Wer kennt nicht die Unterhandlungen über die Revision der Karte von Europa, welche im Jahr 1829 bis 1830 zwischen Frankreich und Rußland geführt wurden? Kein Fall gibt eine Regel für den andern, in so fern er nicht eine internationale Rechtsform betrifft. Staaten, welche gleiche Interessen haben, bedürfen keiner allgemeinen Traktate, ihnen genügen besondere Vereinbarungen über einzelne Fragen. Allianzverträge zwischen großen Mächten haben immer einen bestimmten, aber vorübergehenden Zweck, sie können sich nur binden für diesen; ist er erreicht, so treten beide wieder in ihr natürliches Verhältniß zurück. Es steht uns noch weniger zu, hinter dem ausgesprochenen Zwecke der neuesten Bündnisse andere Gedanken zu suchen, aber eben der ausgesprochene Zweck ist bereits schon erreicht, ob Sebastopol falle oder ob die Verbündeten die Belagerung aufheben müssen. Vor einem Jahrhundert war es eine neue Erscheinung, daß der Czar in Händeln des Westens den Ausschlag gab;[1] seit dem Jahr 1815 hat man sich darüber nicht mehr gewundert. Jetzt ist der überwiegende Einfluß des Slavenreiches gebrochen und die Folgen werden nicht ausbleiben, aber andere Folgen, als man erwartet. Die gegenwärtige Lage der Dinge mochte eine nothwendige seyn, aber sie ist, wir wiederholen es, eine Lage des Augenblicks, welche ganz besondere

[1] Defensivallianz zwischen Oesterreich und Rußland 12. Juni 1746. Eine russische Hülfsarmee sollte an den Rhein marschiren. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß Oesterreich die Russen nach Europa gerufen hat, und jetzt nach einem Jahrhundert berufen ist, sie wieder in ihre natürliche Stellung zurückzudrücken.

Verwicklungen im Staatensystem von Europa hervorrufen wird. Die Zustände in Frankreich machen dem Kaiser Napoleon den Krieg nothwendig, und deßhalb wird die gegenwärtige Katastrophe mit der Ausführung des österreichisch-französischen Allianzvertrages noch immer nicht am Ende seyn — sie wird nicht am Ende seyn, wenn ein Friede erzwungen, und sie wird eine andere hervorrufen, wenn selbst die Entschädigungsfrage gelöst ist.

Haben wir es versucht, die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Oberrhein als Operationsbasis gegen das südwestliche Deutschland zu lenken, so war unser Versuch vielleicht verfrüht, aber doch nicht außer der Zeit.

Am Christabend 1854.

Umwandlungen im Weltverkehr der Neuzeit.

Auswanderung und Schifffahrt.

Eine lange Reihe von Ursachen ist zusammengetroffen, um in unsern Tagen dem großen Weltverkehr eine durchaus neue Gestaltung zu geben und jene merkwürdige Uebergangsepoche zu bilden, in welcher wir stehen. Fast dritthalb Jahrhunderte lang hat das Güterleben wesentlich in denselben Bahnen sich bewegt, welche ihm seit Entdeckung der neuen Welt und der Entstehung des Colonialsystems einmal vorgezeichnet waren. Dann aber folgten, seit dem letzten Drittheil des verflossenen Jahrhunderts, neue Anregungen in raschester Folge, die gleichsam einander drängten, auf der westlichen wie auf der östlichen Erdhalbe. Europa und Amerika erfuhren in staatlichen Verhältnissen und in der Denkweise der Menschen eine völlige Umwandlung, die mit den Fortschritten in den Wissenschaften und technischen Gewerben gleichen Gang hielt. Der Gesichtskreis der Völker wie der Individuen wurde räumlich und intellectuel ungemein erweitert, und eine mächtige Summe neuer Interessen hat sich zur Geltung gebracht. Wir sehen, daß die Menschheit in unsern Tagen auch ganz neue Ziele gewann, daß sie weit mehr Anregungen der mannigfaltigsten Art erhielt jemals zuvor, und daß in allen Lebensverhältnissen, bei dem unermeßlich gesteigerten und über den Erdball verflochtenen Verkehr, wichtige Faktoren auftreten, von welchen die Vorzeit nicht einmal eine Ahnung hatte.

Der Weltverkehr der Neuzeit kennt keine Abgeschlossenheit mehr und duldet ferner keine Vereinzelung; die Erdtheile sind gleichsam solidarisch mit einander verknüpft, seit durch die vervollkommneten Transportmittel alle Länder der verschiedenen

Erdgürtel mittelbar oder unmittelbar in Verbindung gebracht wurden und Wechselwirkung auf einander ausüben.

Im Februar 1854 gingen eintausend Fässer Mehl vom Ohio, die in Neuyork nach Triest verladen waren, von dort über Graubündten nach dem schweizerischen Kanton Appenzell, wo sie zum Verbrauch gelangten. Von Buenos Ayres kommen regelmäßig Knochen nach Europa, um hier zerstampft und als Dünger verwandt zu werden. Ein sonderbares Ereigniß in der Geschichte des Welthandels, daß man im östlichen Theile der nördlichen Halbkugel Rinder mit Rüben mästet, die mit Knochenmehl von Rindern aus dem östlichen Theile der südlichen Halbkugel befruchtet werden. Man bringt Honigbienen aus Europa nach Peru und schafft von den Cordilleren wolltragende Alpacas nach unserm Erdtheil herüber. Mit Einem Worte: der Austausch ist kosmopolitisch geworden auf dem Gebiete der stofflichen wie der geistigen Belange. Wenn es auch eine irrige Meinung ist, daß der Kaufmann als solcher die Entwicklung und Ausdehnung der Gesittung befördere, so wird doch nicht in Abrede zu stellen seyn, daß schon der bloße Waarenballen anregend und aufmunternd wirkt, wohin er auch komme. Er schafft und befriedigt Bedürfnisse, er zieht menschlichen Verkehr nach sich, schon seine Beförderung aus einer Gegend zur andern bedingt einen solchen, und die Handelswege sind deßhalb zu allen Zeiten recht eigentlich Culturbahnen gewesen.

Diese Culturbahnen umspannen heute unsern ganzen Planeten. Seit zwei Menschenaltern sind es ganz neue Antriebe, welche die Völker beseelen; diese richten die bei weitem größte Summe ihrer geistigen Thätigkeit auf die Entwicklung der Künste des Friedens; das Eisen ist in der Gewerbsamkeit von größerem Belang geworden als im Kriege; die Feuerwagen und Rauchschiffe, welche Länder und Oceane durchziehen, sind recht eigentlich Boten des Friedens und freundlichen Einvernehmens, indem sie die Interessen zwischen Ländern und Völkern unauflöslich verknüpfen. Dadurch haben die Anliegen des Verkehrs aufgehört partikularistisch zu seyn; sie sind theils international, theils im guten Sinne des Wortes kosmopolitisch geworden. Diesen Umständen muß die Theorie wie die Praxis volle Rechnung tragen; deßhalb sind auch die alten Formeln und Systeme der

Staatsökonomie und Handelspolitik nun abgelebt und verbraucht; sie haben der Neugestaltung der Dinge gegenüber jene Berechtigung verloren, welche sie unter völlig andern Umständen für sich in Anspruch nehmen durften. Heute hat sich der Handel in früher weder gekannter noch auch nur geahnter Ausdehnung zum Welthandel umgestaltet; und an ihm nehmen alle großen Culturvölker beider Erdhälften thätigen Antheil, während zugleich die weniger entwickelten Nationen auf die eine oder andere Weise von demselben gleichfalls mindestens berührt werden. Der Blutumlauf im Weltverkehr ist rascher, seine Pulsschläge sind voller und kräftiger als ehemals. Denn die Dampfschifffahrt ist oceanisch, die Eisenbahn international, der elektrische Telegraph ein allen zugängiges Verkehrsmittel geworden. Eben deßhalb gilt die Solidarität. In das abyssinische Hochland und an den Tschad-See, nach Buchara und an die Quellen des Amazonenstroms und des Mackenzie bringt keine europäische Kanone, wohl aber ein Stück Baumwollenzeug, eine Sichel oder Nürnberger Tand. Der Schlag, welcher einen großen Handelsplatz heimsucht, wirkt gleichsam elektrisch auf alle Handelsstädte und Börsen beider Erdhalben. Die Schiffe liegen unthätig im Hafen, sobald die Räder in den Fabriken stocken, und große politische Krisen wirken lähmend auf den Umsatz des Kapitals in allen Ländern. Ein Ausfall in der Ernte Europas äußert seine Folgen bis an den Ohio und nach Wisconsin. So steht im gesammten Güterleben nichts mehr vereinzelt da; es macht die ganze Menschheit pulsiren.

Alle fünf Erdtheile sind heute durch Dampferlinien mit einander in regelmäßiger Verbindung. Sie ist ununterbrochen vom europäischen Nordkap bis zu den südlichen Häfen von Chile, von Deutschland bis zu den Molukken, nach China, nach San Francisco und dem Puget-Sunde. Auf beinahe allen großen Strömen, selbst auf dem Niger und dem Paraguay, wirbeln Dampfsäulen empor. Die beiden Weltmeere sind durch einen eisernen Schienenweg einander bis auf wenige Stunden nahe gebracht; kein Culturland ist gegenwärtig ohne Eisenbahnen und elektrische Telegraphen. Hauptsächlich durch diese Beförderungsmittel hat das gesammte Güterleben seine neueste Gestalt gewonnen; sie trugen wesentlich dazu bei, daß der Sinn für das Große und

Unbegrenzte so außerordentlich regsam geworden, daß der Weltverkehr in unsern Tagen seine gewaltige Entwicklung erhielt. Und doch steht alles, was wir staunend sehen und mit erleben, erst noch in den Anfängen, und gleichsam erst embryonisch ist vieles vorhanden und angebahnt, das eine große Entfaltung in sich trägt, seitdem einmal der mächtige Anstoß gegeben wurde.

Jene Transportmittel sind die Hauptwaffen in den friedlichen Kreuzzügen des Verkehrs der Gegenwart; sie werfen alle lästigen Schranken nieder. Ein Zeitalter, das die Bahn über den Sömmering und die Menaibrücke geschaffen, darf die Römer nicht mehr um ihre vielgepriesenen Werke beneiden. Die Dampfschifffahrt allein hat den alten seit dreihundert Jahren verödeten Handelswegen ihre frühere Bedeutung zurückerobert, während die neuen Wasserbahnen, welche seit Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung und der Entdeckung Amerikas Hauptwege des überseeischen Verkehrs wurden, von ihrer Lebhaftigkeit nicht das Mindeste einbüßen. Seit Anbeginn des laufenden Jahrhunderts hat der Seeverkehr sich mehr als versechsfacht. Das rothe Meer, Ostasien, die amerikanische Westküste sind erst in der neuesten Zeit recht eigentlich eröffnet worden; Kathai und Zipangu, einst so sagenreiche Länder, sehen europäische Flaggen und das nordamerikanische Sternenbanner in ihren Häfen flattern. Seit Entdeckung der Goldgruben Californiens ist die amerikanische Westküste aus ihrem langen Schlafe zur Thätigkeit auferweckt worden; dasselbe Gold hat dem australischen Inselcontinente eine gesteigerte Wichtigkeit gegeben, welche dieser halbfertige, nur am Rande der eigentlichen Besiedelung fähige Erdtheil durch Wolle, Pferde, Talg und Kupfer allein niemals erlangt haben könnte. Es hat sich gefügt, daß die Anwendung der Dampfkraft auf oceanische Fahrten; die Benützung des elektrischen Telegraphen, für welchen auch Meeresarme kein Hinderniß mehr bilden; die Eröffnung Chinas und Japans für den Welthandel; die neue Völkerwanderung über See von Osten nach Westen; die wichtigsten technischen Erfindungen und Vervollkommnungen; die Verallgemeinerung der Eisenbahnen; die Auffindung der unermeßlichen Goldreichthümer in zwei Erdtheilen, die ergiebigere Ausbeutung derselben am Ural, der unendlich

gesteigerte Verbrauch von Colonialwaaren, namentlich von Baumwolle: es hat sich, sagen wir, gefügt, daß alle diese Thatsachen und Erscheinungen in der geringen Spanne Zeit von kaum zehntausend Tagen sich zusammendrängten, in zwei oder drei Jahrzehnten, in welchen Europa von langen Kriegen ausruhte, und die Kräfte der Menschen sich mit einer Art von Inbrunst den Gewerben und Künsten des Friedens zuwandten. In derselben Zeit haben die Naturstudien eine bewundernswürdige Ausdehnung und Tiefe gewonnen und die herrlichsten Ergebnisse gebracht; viele der besten Köpfe haben ihre geistige Thätigkeit weniger auf das Abgezogene als auf praktische Ziele gerichtet. Alle aber bestreben sich die Wissenschaft auch für den bürgerlichen Verkehr möglichst ersprießlich zu machen. Amerika consolidirte inzwischen seine neue unabhängige Stellung; der große Staatenbund im nördlichen Theile der neuen Welt gewann die ganze Breite des Continentes, und kehrt nun seine Gestade zugleich dem Westen wie dem Osten der alten Erdhalbe zu. Seit jener wunderbar rasch emporgewachsene Staat germanischen Ursprungs sich erhob, dessen üppiges Gedeihen und großartige Machtentfaltung in der Geschichte ohne Beispiel sind, hat Amerika gegenüber Europa eine durchaus veränderte Stellung erhalten. Es ist nun recht eigentlich das Land der Mitte auf dem Erdball geworden, und wird mit Nothwendigkeit einen großen Theil des Weltverkehrs in seine Handelsbahnen lenken. Während das mittelländische Meer, welches in der alten Welt drei Erdtheile bespült, durch den Dampf und die neuen Bewegungen im Welthandel einen großen Theil seiner alten Wichtigkeit wieder erhielt, gelangte auch der große Ocean, der Amerika von Asien scheidet, und Australien sammt hunderten verschiedener Eilandfluren umwogt, zu hervorragender Bedeutung. Außer den Polarmeeren gibt es fortan keine passiven Meeresstrecken. Kein einziger großer Strom entzieht sich ferner der internationalen Schifffahrt, nicht einmal der Yangtsekiang, nach dem 1853 die Schaufelräder eines nordamerikanischen Kriegsdampfers seine trübe Fluth zu Schaum gepeitscht haben.

Das alte Colonialwesen ist zu Grunde gegangen, seit Amerika selbstständig wurde; damit war das Colonialsystem ein für allemal gebrochen. Auch die alten Handelsmonopole verschwanden

zumeist, und was von ihnen etwa noch übrig ist, steht in den gesammten Verkehrsbewegungen der Neuzeit als eine Ausnahme da, und darf sich keine Rechnung auf lange Fortdauer machen. Die einst so mächtigen alten Handelscompagnien waren auf Ausschließlichkeit und Monopol gegründet; auch sie haben fast alle aufgehört, nur einige wenige sind noch vorhanden, und diese haben sich veranlaßt gesehen, ihre früheren Grundsätze und Verfahrungsweisen erheblich zu verändern. An die Stelle der alten monopolistischen Compagnien traten in Gewerben und Handel die freien Vergesellschaftungen, welche keine exclusiven Grundsätze aufstellen. Das Zusammenlegen und das gemeinsame Wirken von Talent und Kapital wurde unumgänglich nothwendig in einer Zeit, in welcher die Handarbeit von der Maschine, die kleine Produktion von der Erzeugung in Masse durch mechanische Kräfte, und das kleine Kapital vom großen überflügelt worden ist. Indem aber die Art und Weise der Produktion und die Beförderungsmittel, neben den Kapitalverhältnissen, eine durchgreifende Umgestaltung erfuhren, waren, wie schon angedeutet, auch die alten wirthschaftlichen Maximen nicht mehr haltbar, und die Schulweisheit von ehedem muß der Praxis ihr gutes Recht gewähren: das Alte hält eben nicht mehr vor; in unsern Tagen des Ueberganges tastet man nach Neuem umher; Definitives ist nur erst theilweise gestaltet worden; man befindet sich in der Periode der Versuche. So viel aber ist klar, daß die alten Zolltarife, Schifffahrtsakten und nationalökonomischen Systeme und Maximen, specifisch schutzzöllnerische wie freihändlerische, ihre Zeit gehabt haben. Was sich als lästige Beschränkung zeigt, wird, trotz allen Widerstandes, dem Drange des großen Weltverkehrs, der seine Anliegen stets zur Geltung zu bringen weiß, weichen müssen, namentlich das widersinnige Rococco der deutschen Stromzölle und des Sundzolls. Auch die Binnengewässer werden frei seyn, und Europa wird in dieser Beziehung um so weniger zurückbleiben dürfen, seitdem sogar die südamerikanischen Staaten ihre mächtigen Wasseradern der fremden Schifffahrt ohne Belästigung zugängig machten. Heute greifen die neuen Frachtverhältnisse überall ein; es macht sich der Parallelismus der verschiedenen Verkehrswege und deren Wettbewerb geltend. Unsere Tage sehen die Eröffnung neuer Karawanenstraßen auch in den Steppen und

Einöden Amerikas. Neue Getreideländer sind aufgetaucht und haben den Handel mit Brodfrüchten durchaus umgestaltet. Es ist gleichfalls neu, daß zum Beispiel aus dem deutschen Hafen Bremen im Laufe des Jahres 1854 nicht weniger als 24 große Schiffe nach Akyab in Arrakan segelten, um Reis zu holen, der seine Verbraucher an der Weser wie an den Alpen, in Westphalen, in Schlesien und der Steyermark findet. Die Concurrenz im Handel beschränkt sich nicht mehr auf einzelne Handelshäuser, einzelne Plätze oder Länder, sondern der Wettstreit findet zwischen ganzen Erdtheilen statt, die einander überflügeln möchten. Und da alle Gewerbs- und Handelsländer über den ganzen Erdball mit einander in innigster Verbindung stehen, ihre Anliegen durch und mit einander verflochten sind, so hat sich in unserer Zeit auch eine Gemeinschaftlichkeit, eine Solidarität der Geldinteressen gebildet, wie die Vergangenheit sie nicht einmal annähernd kannte. Dazu kommt die Ausdehnung des Handels mit Staatspapieren, welche dem Börsenwesen ein ganz neues Gepräge gaben, die Aktien von tausend und aber tausend verschiedenen gewerblichen Unternehmungen, die große Ausdehnung des Assecuranzwesens und die Stellung, welche die ins Zahllose vermehrten Bankanstalten im neuen Verkehr gewonnen haben. Der Welthandel bringt eine Menge neuer Produkte auf die Märkte, die Industrie hat ihre Weltausstellungen, die Kohle, das Eisen, die Baumwolle sind Faktoren erster Klasse geworden und wirken geradezu bestimmend und entscheidend auf das Leben. Die Verhältnisse der Arbeit und der arbeitenden Klassen sind gegen früher durchaus andere, der Ackerbau ist zu wissenschaftlicher Höhe emporgebracht worden. Selbst die Sprachen der verschiedenen Handelsvölker spüren den Einfluß des Verkehrs, sie entlehnen einander eine Menge von Ausdrücken, und das Englische ist zur Weltsprache geworden.

Alle diese Neugestaltungen und Umwandlungen verdankt die Welt vorzugsweise und im Wesentlichen Völkern deutschen Stammes. Sie stehen an der Spitze der Verkehrsbewegungen, gaben zu ihnen den Anstoß, lenken und leiten sie. In Europa, Asien, Amerika und Australien sind germanische Nationen vorwiegend und bestimmend. Drei germanische Völker, Engländer, Nordamerikaner und Deutsche, sind voran im Welthandel und in

der Schifffahrt; Germanen sind es, die das Reich des großen Moguls einer kleinen europäischen Insel dienstbar machten, die indischen Eilandsfluren unterwarfen, Japan und China eröffneten, Californien und Oregon besiedelten, den Handel der gesammten amerikanischen Westküste in ihre Hände nahmen, Dampfer auf den La Plata und Orinoco sandten, Südafrika unter Cultur brachten. Die slawischen Völker sind im Weltverkehr zu allen Zeiten passiv geblieben, weil ihnen die Seebegabung fehlt, und die Natur ihre Länder fern ab vom Ocean gelegt hat. Wer aber von Hause aus unfähig ist, auf dem flüssigen Elemente zur Geltung zu gelangen, wird unter allen Umständen nur einer einseitigen und beschränkten Culturentwicklung fähig seyn; die Slawen sehen sich deßhalb stets darauf angewiesen, ihren Rang unter den Völkern der Erde in zweiter Linie einzunehmen; sie haben viel zu empfangen und wenig zu geben. Die romanischen Nationen, unter welchen Italiener, Portugiesen und Spanier einst auch zur See mächtig und vorwaltend gewesen, haben nur noch schwache Spuren ehemaliger oceanischer Größe aufzuweisen. Die Franzosen bilden eine Seemacht, ohne eigentlich jemals ein seefahrendes und colonisirendes Volk im eigentlichen Sinne des Wortes gewesen zu seyn. Ueberall haben sie sich von den Germanen überflügeln lassen, in Canada und Louisiana, in Westindien und in Ostindien.

Allen diesen Völkern fehlt der ausdauernde germanische Hang und Drang in die Weite, die abenteuerliche Wanderlust, die oceanische Spürkraft, die zähe Ausdauer, durch welche die Völker deutscher Abkunft sich auszeichneten, seitdem sie in die Geschichte eingetreten sind. Nur sie haben in fremden Erdtheilen dauernde Reiche gegründet, und sind Herren geblieben, weil sie in Indien wie in Amerika nicht zu einer Mischlingsrace herabsanken, sondern den Stamm rein erhielten. Eben dadurch ist ihren Staaten das Fortbestehen gesichert; sie werden niemals von Negern oder Indianern absorbirt werden, und sich nicht, wie die entarteten Spanier und Portugiesen, wie die romanischen Kreolen überhaupt, in den Mischlingen gefährliche Feinde erziehen. Sie werden um so zuverlässiger stets die Mehrheit bilden, da die Völkerwanderung der Neuzeit sich fast durchaus auf die germanischen Völker beschränkt, und die romanischen Nationen bis

heute so gut wie völlig unberührt gelassen hat. Außer Menschen germanischer Abkunft haben nur die Kelten von der Insel des heiligen Patrick, aus dem Lande Wales und den schottischen Hochlanden sich an dieser großartigen Bewegung betheiligt, die für unsere Zeit so charakteristisch erscheint. Aber diese Iren und Kymren und Gaelen verlieren gleich im zweiten Geschlecht ihre keltischen Mundarten und Eigenthümlichkeiten; sie werden von den Germanen aufgesogen, anthropologisch und ethnisch zersetzt. Seit Jahrhunderten schon hart an den Westrand Frankreichs und der britischen Inseln zurückgedrängt und ein völlig passives Daseyn lebend, verschwimmen und verschwinden die Reste eines Volksstammes, der einst einen so großen Theil unseres Continents einnahm, auf der fernen westlichen Erdhälfte in denselben Germanen, welchen sie auch in Europa erlagen. Die Kelten besaßen Länder am Ocean; sie waren aber ohne Seebegabung und ohne Seetüchtigkeit, deßhalb mußten sie ihre Selbstständigkeit einbüßen, sobald sie mit Deutschen und Normannen in Berührung kamen.

Es ist nicht unsere Absicht, näher auf die Ursachen und Beweggründe einzugehen, welche gerade in den letztverflossenen Jahrzehnten die Auswanderung zu einer so massenhaften gemacht haben, daß alles, was frühere Zeiten in dieser Hinsicht aufzuweisen hatten, gegen den Andrang unserer Tage durchaus unerheblich erscheint. Wir lassen daher das Mißbehagen an den europäischen Staats- und Erwerbsverhältnissen, die lockenden Goldgruben, das Verführerische des Beispiels, die Neugier, den abenteuerlichen Drang in die Weite, und was sonst alles hier einwirkt, bei Seite, um Thatsachen zu betrachten und einige neuerdings bei der Auswanderung sehr bemerklich hervortretende Erscheinungen zu erörtern.

Die germanischen Völker sind über den ganzen Erdball verbreitet und zerstreut; es gibt von ihnen gegründete Ansiedelungen in Brasilien und Venezuela, in Chili und Afrika, und überall, wo englische und holländische Colonien sind. Aber den Hauptkern bilden Nordamerika und Australien. Diese beiden Länder sind die eigentlichen Aufnahmebecken für die Einwanderer geworden. Die australischen Colonien zählen höchstens 600,000 Seelen, Canada hatte 1852 deren 1,842,000, die Vereinigten Staaten

von Nordamerika 1850 etwa 23¼ Millionen. Laut den Census-berichten von diesem letzteren Jahre hat die Zahl der Eingewanderten und ihrer Abkömmlinge für die sechzig Jahre von 1790 bis 1850 sich belaufen auf 4,304,416 Seelen. Es liegt im Wesen der Sache, daß die Ziffern und Berechnungen nur annähernd seyn können, und daß eine unbedingte Genauigkeit nicht zu erreichen ist. Darauf kommt im Grunde auch nicht viel an, und es schadet eben so wenig, wenn in den Zahlenangaben, welche wir sehr verschiedenen Quellen entlehnen, manche Abweichungen sich herausstellen. Die Hauptsache bleibt, darzulegen, in wie großartiger und mannigfaltiger Weise die friedliche Völkerwanderung der Neuzeit sich gestaltet hat.

In den zehn Jahren von 1840 bis 1850, und zwar vom 30. Juni an gerechnet, mit welchem Tage das Fiskaljahr in den Vereinigten Staaten schließt, kamen fremde Einwanderer dort an 1,569,850. Sie vertheilen sich in folgender Weise: 1840 auf 1841: 83,504; 1842: 101,107; 1843: 75,159; 1844: 74,607; 1845: 102,415; 1846: 202,157; 1847: 234,756; 1848: 226,534; 1849: 296,610; 1850: 173,011. Zusammen 1,569,850.

Die Heimath dieser Einwanderer, welche 1850 in den Vereinigten Staaten lebten, wird im Census, sammt der Ziffer aller den verschiedenen Nationalitäten Angehörenden, in folgender Weise angegeben. Wir bemerken, daß uns die für unsere deutschen Landsleute angenommenen Zahlen viel zu niedrig erscheinen. Es waren dem Census zufolge geboren in:

England 278,675; Irland 961,719; Schottland 70,550; Wales 29,868; Deutschland 573,225; Frankreich, zumeist aus dem deutschen Elsaß und Lothringen, 54,069; Spanien 3113; Portugul 1274; Belgien 1313; Holland 9848; Türkei 106; Italien 3645; Oesterreich 946; Schweiz 13,358; Rußland 1414; Norwegen 12,678; Dänemark 1838; Schweden 3559; Preußen, also zu Deutschland gehörend, 10,549; Sardinien 34; Griechenland 86; China 758; übriges Asien 377; Afrika 551; Britisch Amerika 147,700; Mexiko 13,317; Centralamerika 141; Südmerika 1543; Westindien 5772; Südseeinseln 588; aus andern Ländern 8214; Gesammtzahl der im Auslande Geborenen 2,210,828. Dazu kommen noch 39,014, deren Heimath nicht zu ermitteln stand.

Vor uns liegt eine Uebersicht, welche über die Auswanderung aus Großbritannien und Irland von dem Land- und Auswanderungsamte für die Jahre von 1825 bis 1850 aufgestellt worden ist. In diesen 26 Jahren verließen 2,566,033 Köpfe die britischen Inseln; es kommen also durchschnittlich auf das Jahr 98,693. Nach den englischen Colonien in Nordamerika wanderten 841,701; nach den Vereinigten Staaten 1,483,325; nach Australien und Neuseeland 201,323; nach andern Ländern 39,684. Es ist von Interesse zu verfolgen, wie die Auswanderung allmählig anwächst. Sie betrug in Summa:

1825: 14,891 Köpfe; 1826: 20,900; 1827: 28,003; 1828: 26,092; 1829: 31,198; 1830: 56,907; 1831: 83,160; 1832: 103,140; 1833: 62,527; 1834: 76,222; 1835: 44,478; 1836: 75,417; 1837: 72,034; 1838: 33,222; 1839: 62,207; 1840: 90,743: 1841: 118,592; 1843: 57,212; 1844: 70,686; 1845: 93,501; 1846: 129,851; 1847: 258,270 (das Hungerjahr); 1848: 248,089; 1849: 299,498; 1850: 280,849. Wir sind im Stande, diese Angaben der Emigrationscommissäre zu ergänzen. 1851 wanderten aus 333,979; 1852: 368,764; 1853 nur 318,680, denn in Island, das halb erschöpft ist, haben sich die Arbeiterverhältnisse günstiger gestaltet, und in England und Schottland waren die Fabriken vollauf beschäftigt. Da wir diese Zeilen vor dem Schlusse des Jahres 1854 schreiben, so fehlen uns die Angaben über dieses letztere; wir nehmen aber in runder Summe für dasselbe eine Ziffer von 300,000 Köpfen an, und haben somit für die Auswanderung aus britischen Häfen von 1825 bis und mit 1854 eine Gesammtmenge von 3,887,456 Köpfen! Wie wenig Anziehungskraft Australien trotz seiner Goldgruben übt, ergibt sich daraus, daß 1852 nur 87,781 und 1853 nur 59,931 Köpfe dorthin schifften, während in den genannten Jahren 224,090 und 225,250 nach den Vereinigten Staaten, und 33,000 und 30,563 nach den britisch-amerikanischen Colonien wanderten.

Die steigende Auswanderung wird zu nicht geringem Theil dadurch ermöglicht, daß die Ansiedler, nachdem sie in günstige Umstände gerathen sind, ihren zurückgebliebenen Angehörigen die zur Ueberfahrt erforderlichen Gelder nach Europa schicken. Aus Nordamerika kamen an vorausgezahlten Ueberfahrtsgeldern in

den Jahren 1841 bis 1851 nicht weniger als 2,947,000 Pfund Sterling oder 35,364,000 Gulden rheinisch; und zwar 1848: 460,000; 1849: 540,000; 1850: 975,000; 1851: 990,000 Pfd. Sterling.

Mehr als drei Viertheile aller in Nordamerika anlangenden Auswanderer landen in Newyork, das längst die bedeutendste Stadt Amerikas geworden ist, und an Handelsbedeutung auf Erden nur noch hinter Liverpool und London zurücksteht. Die Einwohnerzahl dieses großen Weltemporiums, das für die oceanische Dampfschiffahrt einen Hauptausgangs- und Zielpunkt bildet, betrug 1850, mit den Nebenstädten Williamsburg und Brooklyn (die freilich eigene Municipalverwaltung haben, aber in Bezug auf den Verkehr mit Newyork einen und denselben Platz bilden), schon 737,000 Seelen, und zum Schlusse des Jahres 1854 wird sie die Ziffer von 1 Million erreicht haben. Zu Anfang des Jahrhunderts hatte Newyork noch nicht 40,000 Seelen; 1830 schon 197,112; 1840 bereits 312,710. Es ist von erheblichem Belang zu verfolgen, wie der Aufschwung des Hafens von Newyork hauptsächlich durch die massenhafte Einwanderung befördert wird. Vom 1. bis zum 21. Mai 1854 liefen aus fremden Häfen, 89 an der Zahl, nicht weniger als 421 Schiffe ein mit 48,054 Passagieren. Von jenen waren 10 Dampfer, 128 Vollschiffe, 88 dreimastige Barken, 120 Briggs und 78 Schooner. Wir führen an, aus welchen Häfen sie kamen, um übersichtlich auf Einen Blick darzuthun, wie der Newyorker Seeverkehr alle Meerestheile und alle wichtigen Häfen der Erde in seinen Bereich gezogen hat. Es kamen von

Aspinwall	1	Belize	1	Cap Hayti	2
Antwerpen	20	Bahia	1	Canton	1
Aux Cayes	1	Belfast	1	Cardiff	5
Bermuda	4	Bolivar (Angostura)	1	Dublin	2
Bremen	29	Canarische Inseln	1	Glosgow	5
Baracoa	7	Cutania	1	Gibara (Cuba)	1
Bordeaux	3	Cieufuegos	10	Genua	1
Bristol	7	Cardenas	22	Havre	27
Buenos Ayres	3	Coquimbo	1	Hamburg	10
Bahama Inseln	1	Callao	8	Havana	20
Bonaire	1	Curacao	3	Honolulu	1

Hull	1	Nuevitas	8	Shields	3
Jacmel	1	Nassau (Neu-Providence)	1	Schanghai	1
Liverpool	43	Newport	5	Sagua la Grande	9
London	7	Portorico	27	St. Croix	1
Londonderry	2	Port au Prince	4	Santo Domingo, Stadt	1
Lissabon	6	Pool	1	Santiago de Cuba	5
Laguayra	1	Porto Plata	1	St. Thomas	1
Limerick	2	Palermo	4	St. Barthelemy	1
Messina	4	Puerto Cabello	1	San Juan (Cuba)	4
Matanzas	9	Port Vendres	1	Stigo	1
Marseille	3	Para	2	Sunderland	1
Maracaybo	3	Penzance	1	St. Ubes (Setubal)	1
Mondevideo	1	Plymouth	1	Tahiti	1
Monzanilla	2	Rotterdam	1	Tarragona	1
Malaga	1	Rio grande	1	Trinidad (Cuba)	6
Manila	1	Rio Janeiro	3	Turks Island	1
Neufundland	1	Sabanilla	1	Tralee	1
Neu-Braunschweig	3	San Juan (Nicaragua)	1	Zaza (Cuba)	3
Neu-Schottland	13				
Newcastle	10				

Eine so bunte Musterkarte von Schiffseinläufen in der kurzen Zeit von drei Wochen bietet kein anderer Hafen der Welt dar. Jene Plätze, von welchen hauptsächlich Auswanderer nach Amerika verschifft werden, sind mit durchschossener Schrift gesetzt worden. Diese Emigrantenschiffe bilden von der Gesammtziffer, welche 421 beträgt, über ein Viertel, nämlich 129; davon brachten 86, nämlich jene aus Bremen, Hamburg, Antwerpen und Havre, Einwanderer aus Deutschland und der Schweiz; die 43 Liverpooler, alles Schiffe von sehr großem Tonnengehalt, britische und irische Emigranten.

Wir wollen an einem deutschen Hafen nachweisen, wie ganz ungemein die Auswandererbeförderung die Schifffahrt belebt und steigert. Zu diesem Behuf haben wir zeitraubende Nachsuchungen und Rechnungen nicht gescheut. Bremens Handel und Schifffahrt sind an und mit dem deutschen Zollverein und dessen wachsender Industrie, an und mit der deutschen Auswanderung groß geworden. Im Jahre 1826, also vor nun 28 Jahren, besaß Bremen im

Ganzen 87 Handelsschiffe, zusammen von 7627 Last oder 15,254 Tonnen Trächtigkeit. Dazu kamen noch 3 Grönlandsfahrer und 10 Häringsbuysen. Jene Handelsschiffe waren in der bei weitem überwiegenden Mehrzahl nur kleine Fahrzeuge, zumeist Briggs, Schooner und Gallioten; die Zahl der Dreimaster war sehr gering, nämlich nur 7 Barken und 1 Fregattschiff. Unter der ganzen bremischen Handelsflotte befand sich nur ein einziges Fahrzeug von 200 Last = 400 Tonnen, der „Nordstern.“ Auch ein Grönlandsfahrer, „Bremen,“ hielt 200 Last; über diese Lastenzahl hinaus gab es kein Schiff. Dagegen hatte Bremen am 1. Januar 1854 schon 243 Seeschiffe von zusammen 58,731 Last oder 117,462 Tonnen; davon waren 57 Vollschiffe, 87 Barkschiffe, (also 146 waren große Dreimaster) 62 Briggs, 8 Schoonerbriggs, 1 Schoonerbark, 7 Gallioten, 6 Schoonergallioten, 11 Schooner, 1 Kuff und 2 Dampfer. Davon waren 227 kupferfest gebaut, mit Kupfer, Muntzmetall oder Zink beschlagen; 211 hatten Chronometer an Bord. Von der Gesammtzahl hielten 25 Schiffe mehr als 400 Last oder 800 Tonnen, darunter einige 600, 800 und eines 1266 Last; und es stellt sich heraus, daß diese 25 Schiffe, zusammen mit einem Gehalt von 13,258 Lasten oder 26,576 Tonnen, beinahe die doppelte Trächtigkeit der gesammten Handelsmarine Bremens von 1826 haben.

Vor dem Jahre 1832 war die Auswanderung über Bremen noch von keiner großer Erheblichkeit. Diese Hansestadt hatte einige Jahre vorher am rechten Ufer der Unterweser an der Mündung der Geeste einen See- und Stromhafen erworben, der auch die tiefgehenden größten Seeschiffe aufnehmen kann. Bremen gründete dort Bremerhafen, und wurde dadurch in den Stand gesetzt, sich in angemessener Weise an der transatlantischen Schifffahrt zu betheiligen. Es traf sich, daß die Anlage dieses Hafenplatzes, der jetzt eine lebhafte Stadt mit etwa 8000 Einwohnern bildet, in eine Zeit fiel, da durch den mehr und mehr anwachsenden Zollverein eine Handelseinheit für Deutschland angebahnt wurde, die Zollschranken im Innern sich verminderten, die Gewerbsamkeit höhern Aufschwung nahm, die überseeischen Verbindungen lebhafter und ausgedehnter wurden. Die Auswandererbeförderung kam hinzu. In Bremen begriff man von

vorneherein, von wie großer Bedeutung dieselbe werden konnte. Man wandte ihr deßhalb die gebührende Aufmerksamkeit zu, und traf die nöthigen Vorkehrungen und Einrichtungen, während man anderwärts lange Zeit mit diesem angeblichen „Menschenhandel,“ dieser „Seelenverkäuferei,“ wie man an der Elbe sagte, sich nicht befassen wollte. Die Folge war, daß Bremen seine Beziehungen mit Nordamerika in großartigster Weise ausdehnte, indem es bei vortheilhafter Ausfracht, welche die Auswanderer gewährten, billige Rückfrachten stellen konnte. Und eine weitere Folge war, daß die Rhederei Bremens bald jene des ungleich größeren und reicheren Hamburgs weit überholte. Erst gegenwärtig, und seitdem auch Hamburg die Auswandererbeförderung in den Kreis seiner Geschäftsthätigkeit gezogen hat, stellt sich das Verhältniß beider Hansestädte in Bezug auf die eigene Rhederei ziemlich gleich. Wir wiesen oben nach, daß Bremens Rhederei zu Anfang 1854 aus 243 Seeschiffen von 58,731 Roggenlasten je zu 2000 Pfund, oder aus 117,462 Tonnen bestand. Von der Weser fuhren gleichfalls aus: unter oldenburgischer Flagge 145 Seeschiffe von 13,869 Last oder 27,738 Tonnen; unter hannoverischer Flagge 19 Seeschiffe von 2187 Last oder 4374 Tonnen; zusammen 407 Seeschiffe von 74,787 Last oder 149,574 Tonnen. Dazu kommen noch 344 sogenannte Kähne, d. h. Leichterschiffe, welche die Fahrten zwischen den Seehäfen der Weser und Bremen besorgen, die aber insofern für Seeschiffe gelten müssen, als sie auch zur Küstenfahrt sich eignen und für diese benützt werden; dergleichen Fahrzeuge werden deßhalb in andern Ländern auch den Seeschiffen zugezählt. Diese 344 Kähne, welche bis zu 30 und 40 Last halten, haben zusammen 8718 Last oder 17,436 Tonnen; so daß sich für die Rhederei der Unterweser, von Bremen bis Bremerhafen, eine Summe von 751 Schiffen mit 83,505 Last oder 167,010 Tonnen herausstellt, ein stattliches Verhältniß, das, so viel der Schreiber dieser Zeilen weiß, kein anderer Strom auf dem europäischen Festlande aufweisen kann. Die Rhederei der Weser allein ist um ein volles Drittel beträchtlicher als jene des ganzen Küstenstriches von Frankreich, der am mittelländischen Meere liegt, Algerien mit eingeschlossen. Und dabei ist wohl in Obacht zu nehmen, daß die deutschen Schiffe und Seeleute zu den

besten gehören, welche die Welt aufzuweisen hat. Bremen hat jüngst die Zahl der zur Auswandererbeförderung vorzugsweise brauchbaren Dreimaster wieder um 15 vermehrt, so daß deren Zahl auf 161 stieg.

Hamburg besaß Anfangs 1854 schon 408 Schiffe mit zusammen 42,565 Commerzlasten zu 6000 Pfund, also etwa 63,847 bremischen Roggenlasten oder 127,694 Tonnen, also gleichfalls eine stattliche Handelsflotte. Von derselben hielten 127 Schiffe unter 100 Commerzlast, 193 zwischen 100 und 200; 52 zwischen 200 und 300 Last, 21 zwischen 300 und 400, 10 zwischen 400 und 500, und 5 über 500 Last. Der Bauart nach zerfallen sie in 43 volle Schiffe, 120 Barken, 122 Briggs, 22 Schoonerbriggs, 46 Schooner, 2 Schoonerkuffs, 8 Gallioten, 7 Schoonergallioten, 1 Schoonerewer, 9 Galeassen, 9 Galeasse-Ewer, 40 Kuffs, 2 Ewer, 1 Schaluppe, 5 Dampfer. Man sieht, daß die hamburgische Rhederei der Zahl nach jene von Bremen um 165 Schiffe übertraf; dagegen steht Bremen voran in der Zahl der größeren Schiffe und in der Durchschittsgröße der Schiffe, die bei den hamburgischen etwa 156, bei den bremischen 242 Last beträgt, also 86 Last mehr.

Wir möchten die Leser ausdrücklich darauf hinweisen, daß Deutschland allein an der Weser und in Hamburg 1159 Seeschiffe von 294,704 Tonnen Gehalt hat. Dazu kommen die Elbhäfen, die Emshäfen, Holstein und die etwa 30 Ostseehäfen. Und bis auf diesen Tag stellt sich die klägliche bedauernswerthe Anomalie heraus, daß wir, die in der Seeschifffahrt die dritte Nation sind, und außer England und Nordamerika alle andern weit hinter uns lassen, als Deutsche zur See wehrlos sind. Preußen hat schwache Anfänge zu einer Kriegsflotte gemacht und wir wünschen ihr das beste Gedeihen; Oesterreich begreift die Wichtigkeit der Seewehr vollkommen, und weiß den Handel von Triest, das auch ein deutscher Hafen ist, zu schützen. Aber eine deutsche Flotte haben wir nicht, und der unerleuchtete Particularismus im Binnenlande hält eine solche vielleicht gar für überflüssig. Das ist der möglichst hohe Grad von Kurzsichtigkeit und Unkenntniß der commerciellen Angelegenheiten. Die Geltung der Nationen wird wesentlich von der Seegeltung bedingt. Die deutsche Nation begrüßte

die Anfänge ihrer deutschen Flotte mit innigster Freude, und nichts ist ihr tiefer und schmerzlicher in die Seele gegangen als die schmachvolle Art, in welcher man sie wieder zu Grunde richtete, und zuletzt in der Vergantung einen schwarzbemalten Sarg unter den Hammer brachte. Diese Art und Weise, wie man die eben gegründete Seewehr dem Untergange weihte, ohne etwas Besseres an die Stelle zu setzen, bildet eine der unrühmlichsten Thatsachen in der deutschen Geschichte!

Wir haben gesagt, daß die Auswanderung über Bremen erst im Jahre 1832 eine größere Lebhaftigkeit gewann. Es wird angemessen seyn, sie in ihrem Anwachsen zu verfolgen. Es wurden befördert: von 1832 bis und mit 1840:

1832	in	95	Schiffen	10,343	Auswanderer
1833	„	81	„	8891	„
1834	„	125	„	13,086	„
1835	„	79	„	6185	„
1836	„	173	„	14,137	„
1837	„	179	„	15,087	„
1838	„	104	„	9312	„
1839	„	114	„	12,421	„
1840	„	131	„	12,806	„

Im Ganzen also im Laufe jener 9 Jahre in 1081 Schiffen 102,268 Auswanderer. Die höchste Ziffer fällt ins Jahr 1837 und beträgt etwas über 15,000 Seelen.

In den folgenden neun Jahren finden wir die Zahl der Auswanderer schon mehr als verdoppelt; in einem dieser Jahre ziehen von Bremen aus schon mehr als 33,000 über das Weltmeer. Das Verhältniß stellt sich in folgender Weise. Es wurden von Bremen befördert von 1841 bis und mit 1849:

1841	in	109	Schiffen	9504	Auswanderer
1842	„	122	„	13,619	„
1843	„	144	„	9927	„
1844	„	150	„	19,857	„
1845	„	217	„	31,822	„
1846	„	236	„	32,372	„
1847	„	235	„	33,686	„
1848	„	219	„	30,039	„
1849	„	213	„	28,643	„

Hier stellt sich die Summe schon auf 211,559 Auswanderer, die in 1645 Schiffen befördert wurden, und wir sehen dieselbe Erscheinung in Bremen, auf welche wir weiter oben in Bezug auf Großbritannien aufmerksam machten. Hier bei uns war über Bremen in dem Hungerjahre 1847 die Auswanderung dreimal stärker, als vier Jahre vorher. Auch die deutschen Auswanderer schicken, sobald sie einmal in der neuen Heimath sich zu einigem Wohlstand emporgearbeitet haben, Geldsummen an ihre zurückgebliebenen Verwandten und bezahlen die Ueberfahrtskosten für diese. Es läßt sich aber nicht einmal annähernd schätzen, welchen Betrag dieselben erreichen; soviel aber kann man aus einer großen Anzahl einzelner Beispiele mit Sicherheit abnehmen, daß diese Summen äußerst beträchtlich sind. Der Schreiber dieser Zeilen kennt einzelne Schiffe, die unablässig schon im amerikanischen Hafen von früher Ausgewanderten für die nachfolgenden Angehörigen belegt werden, um diesen die Ueberfahrt unter einem beliebten Kapitän zu sichern.

In den letztverflossenen fünf Jahren stellt sich der Andrang der Auswanderer in Bremen immer massenhafter heraus. Es wurden befördert:

1850	in 183	Schiffen	25,838	Auswanderer.
1851	„ 236	„	37,493	„
1852	„ 339	„	58,551	„
1853	„ 297	„	58,133	„

Also in vier Jahren in 1055 Schiffen 180,015, und binnen diesen vier Jahren 80,000 mehr als von 1832 bis 1840 in neun Jahren, oder nur etwa 40,000 weniger als von 1841 bis 1849.

Während wir diese Zeilen schreiben, sind die Aufstellungen über die Auswanderung von 1854 noch nicht veröffentlicht; wir dürfen aber in runder Summe und mit einiger Sicherheit annehmen, daß sie in etwa 340 Schiffen mindestens 75,000 erreicht hat; denn schon Ende Septembers waren in 299 Schiffen 62,746 Passagiere befördert worden, was gegen die ersten neun Monate von 1853 ein Mehr von 86 Schiffen und 20,750 Reisenden ergibt. Während den achtzehn Monaten vom Juli 1853 bis Dezember 1854 sind über Bremen 30,000 Menschen mehr ausgewandert, als in den neun Jahren von 1832 bis 1840!

Rekapituliren wir. In den drei und zwanzig Jahren von 1832 bis und mit 1854 wurden in Bremen in 4112 Schiffen nicht

weniger als 568,820 deutsche Auswanderer befördert. Neun Zehntel derselben haben sich in den Vereinigten Staaten niedergelassen, und schon aus obiger Ziffer ergibt sich, daß der Census von 1850 die Zahl der in Deutschland geborenen Ansiedler viel zu gering veranschlagt. Wir können im Durchschnitt annehmen, daß von diesen Passagieren jeder 30 Thaler Gold an Ueberfahrtsgeld bezahlt hat; die Passagepreise schwanken beständig, denn auch sie bleiben dem Angebot und der Nachfrage unterworfen, und sind schon, einschließlich Beköstigung, auf 23 Thaler gefallen, und auf 48 bis 52 Thaler, für Zwischendeckspassagiere nach nordamerikanischen Häfen, gestiegen. Insgemein, bei regelmäßigen Verhältnissen, halten sie sich zwischen 28 und 34 Thalern. Bremen hat demnach binnen 23 Jahren allein an Passagegeldern die Summe von 16,614,600 Thalern eingenommen, oder 33,000,000 Gulden rheinisch. Schon diese Eine Ziffer liefert den Beweis, von welcher Bedeutung die Beförderung der Auswanderer ist. Aber diese hat eine lange Reihe von direkten und indirekten Vortheilen im Gefolge, die sich nicht einmal alle nachweisen lassen. Sie gewährt sichere und lohnende Ausfracht, macht es möglich, daß Bremen bei der Rückfracht mit andern Häfen theils concurriren, theils dieselben in Bezug auf Wohlfeilheit überflügeln kann; sie gibt eben dadurch dem ganzen Handelsverkehr des Platzes und der Schifffahrt einen ungemeinen Aufschwung, fördert den Schiffsbau und alle mit demselben in Verbindung stehenden Gewerbe, gewährt den Seeleuten eine lohnende Beschäftigung und bringt durch den Zufluß der Reisenden aus dem Binnenlande, welche sich einige Tage in der Stadt aufzuhalten pflegen und mancherlei Einkäufe für die Seereise machen, beträchtliche Summen in Umlauf. Wir rechnen unter der Wirklichkeit, wenn wir annehmen, daß der Kopf, Alles in Allem gerechnet, etwa sechs Thaler in Bremen verausgabe. Es sind somit in dem angegebenen Zeitraume dem Kleinhandel Bremens zum wenigsten vierthalb Millionen Thaler zugeflossen.

Es fehlt an Nachweisen darüber, wie hoch sich die **Gesammtmenge der deutschen Auswanderer**, welche über See in die Fremde zogen, seit 1832 beläuft. Wir können also nur annähernde Schätzungen geben. Im Jahre 1853 wurden, nach möglichst zuverlässigen Angaben, deutsche Auswanderer befördert: direkt über

Bremen 58,133, Hamburg[1] 18,585, Altona 2341, Brake 6388, Harburg 441. Ueber Hamburg wurden 10,511 indirekt, d. h. über London und Liverpool verschifft. Havre beförderte direkt 38,566, Antwerpen 15,262, holländische Häfen 1789. Von diesen drei letzteren gingen 10,058 indirekt über England. Genua beförderte 132 deutsche Auswanderer. Wir haben demnach für 1853 eine deutsche Gesammtauswanderung über See: 20,569 Köpfe indirekt und 141,637 direkt, zusammen 1853: 162,206, 1852: 162,301, 1851: 112,547, 1850: 82,404, 1849: 89,102, 1848: 81,895, 1847: 109,531, 1846: 94,581 Köpfe, oder in Summa: für jene acht Jahre hat sich die deutsche Auswanderung auf 894,567 Köpfe gestellt; für 1854 sind mit Sicherheit mindestens 200,000 anzunehmen, so daß sich für die letztverflossenen neun Jahre eine Ziffer von 1,100,000 ergibt.

Wir veranschlagen sicherlich gering, wenn wir annehmen, daß seit 1832 mindestens zwei Millionen Deutsche über See gewandert sind, und es ist ebenso gering angenommen, wenn wir sagen, daß der Kopf durchschnittlich 100 Thaler mit sich nehme. Hier ergibt sich also ein Abzug von 200,000,000 Thalern. Laut amtlichen Nachrichten über die Auswanderung der Jahre 1848 bis 1852 im Großherzogthum Baden stellte sich heraus, daß von dort durchschnittlich jeder Ausgewanderte an Vermögen mitnahm 195 Gulden. Es wanderten von jenem Staate aus 1848: 1483 Personen, wovon jeder im Durchschnitt 311 fl. besaß; 1849: 1527 mit 275 fl., 1850: 1797 mit 277 fl., 1851: 5170 mit 158 fl., 1852: 9799 mit 154 fl. Sie nahmen in den angeführten Jahren mit respektive 602,388 fl., 461,346 fl., 420,432 fl., 498,930 fl., 818,375 fl., 1,511,485 fl.; zusammen in fünf Jahren 19,776 Personen 8,529,643 fl. Beim Frankfurter Verein zum Schutze der Auswanderer meldeten sich im Jahre 1853 im Ganzen 1855 Personen zur Auswanderung, die ein Vermögen von etwa 700,000 fl. besaßen. In andern deutschen Staaten gestalten sich die Verhältnisse in ziemlich derselben Weise.

Dieser Abzug von Millionen Menschen, die sich zumeist in kräftigem, arbeitsfähigem Alter befinden, hat in Großbritannien

[1] Hamburg hat von 1846 bis und mit 1853 in 710 Schiffen 85,261 Auswanderer befördert.

und Deutschland, den beiden Hauptauswanderungsländern, fühlbare Lücken gerissen. Die Frage nach Arbeitern hat sich nicht vermindert und die Arbeit ist daher theurer geworden. Wenn aber die Lebensmittel jahrelang sich nahe an der Höhe der Hungerpreise halten, so ist allemal ein verstärkter Anreiz zu massenhaftem Anschwellen der Auswanderung gegeben. Dazu kommt, daß viele tausende von Familienvätern auswandern, nur um ihre heranwachsenden Söhne der Militärpflicht zu entziehen; gerade deßhalb ziehen sie nach Amerika, und sie würden bei gleichen Aussichten und noch größeren Vortheilen doch die Donauländer nicht wählen, sobald man ihren Söhnen nicht für eine Generation die Befreiung vom Heerdienste bewilligte. Darüber darf man sich nicht täuschen.

In die Auswanderungsverhältnisse der einzelnen Staaten Deutschlands wollen wir nicht näher eingehen, und nur noch bemerken, daß dieselben Erscheinungen sich in ähnlichem Verhältnisse auch in der Schweiz und Skandinavien zeigen.

Die beiden Häfen Bremen und Hamburg befördern die Auswanderer vorzugsweise in deutschen Schiffen. Es wird gleich klar werden, wie viel darauf ankommt. Unter den 297 Schiffen, welche 1853 den Bremer Hafen mit Passagieren verließen, waren 254 deutsche und nur 43 fremde; unter den 123 Schiffen, welche in demselben Jahr mit Auswanderern von Hamburg in See gingen, waren 105 deutsche (79 Hamburger, 10 Oldenburger, 9 Bremer, 5 preußische und je 1 hannover'sches und mecklenburgisches) und nur 18 fremde. Nicht genug kann vor der indirekten Beförderung über englische Häfen gewarnt werden, insbesondere von hier über Liverpool, die für den Reisenden eine unendliche Menge von Nachtheilen und Beschwerden hat. Sie hat vielen hunderten unserer Landsleute das Leben gekostet.

Wir wollen jetzt näher auf die Klagen eingehen, welche besonders in der jüngsten Zeit von Seiten der Schiffspassagiere immer lauter erhoben werden. Sie sind vorzugsweise gegen nordamerikanische Kapitäne gerichtet. Man weiß, daß dem Yankee in der Regel mehr oder weniger abgeht, was wir Deutschen als Gefühl und Gemüth bezeichnen. In dem Auswanderer sieht er lediglich eine Waare, und obendrein eine solche, die ihm weit mehr zu schaffen macht als ein Faß Tabak oder ein Sack Kaffee. Diese, wenn einmal im Schiffsraum oder im Zwischendeck weggestaut, bleiben bis zum Aus-

schiffungshafen liegen; die menschliche Waare dagegen ist lebendig, verursacht Unbequemlichkeiten, verlangt Aufmerksamkeit und Fürsorge, sie will regelmäßig gefüttert seyn und ihren Durst löschen. Das wird dem Yankee leicht zu viel, die Geduld geht ihm aus, er behandelt die Leute nachläßig oder schlecht und läßt ihnen nicht selten auch vom Schiffsvolke übel begegnen. Wer mit den Seefahrtsverhältnissen bekannt ist, weiß sehr wohl, wie viele Unbequemlichkeiten eine Reise über den Ocean auch unter den günstigsten Umständen mit sich bringt. Nun denke man sich mehrere hundert Menschen, seekranke und gesunde, Männer, Weiber und Kinder durch und neben einander in einem höchstens sieben Fuß hohen Zwischendeck während eines Sturmes und bei geschlossenen Luken! Man hat so viel von den Gräueln des Sklavenhandels gesprochen, und so oft die entsetzlichen Auftritte geschildert, die auf der sogenannten Mittelpassage von Westafrika nach den Antillen sich ereigneten. Unserer „humanen" Zeit blieb es vorbehalten, alle diese Abscheulichkeiten gegen weiße Menschen, gegen Europäer wieder ins Leben zu rufen, nachdem der Negerhandel in Abnahme gekommen ist. Und die Schiffe dieser neuen Mittelpassage gehören zumeist Nordamrikanern an. Es würde uns wenig Mühe kosten, ganze Bände mit haarsträubenden und beglaubigten Erzählungen zu füllen, welche dem binnenländischen Leser einen Begriff von diesen auf See verübten Unthaten und der ungeheuern Summe von Jammer und Weh geben könnten, denen Tausende von Auswanderern preisgegeben sind. Aber einige wenige, urkundlich beglaubigte Vorfälle werden genügen.

In allen nichtdeutschen Häfen sind unsere Auswanderer mehr oder weniger ungeschützt und mannigfachen Erpressungen und Beutelschneidereien ausgesetzt. Insbesondere gilt das von Liverpool, wo eine nicht geringe Anzahl erfahrener Gauner den Koffern und Börsen auflauern und die „Blutsauger" in Schenken und Gasthäusern reichliche Ernte zu halten wissen. Die auf dem Festlande abgeschlossenen Verträge werden nicht gehalten, auf den Schiffen herrscht ungezügelte Willkür. Wir nehmen einen concreten Fall. Zwei deutsche Israeliten schließen im Juni 1851 in Hamburg mit einem Agenten, der für Liverpool thätig ist, Verträge, denen gemäß sie für die Ueberfahrt nach Amerika 36 Thaler, einschließlich der Beköstigung, zahlen mußten. Man hatte ihnen ein deutsches Schiff, gute Kost und freundliche Behandlung versprochen. In Liverpool entzieht man

ihnen das Fleisch, bringt sie auf ein englisches Fahrzeug, und sie erhalten keine Beköstigung außer etwas Schiffsbrod, Griesmehl und Wasser. Sie hätten, nach ihrer eidlichen Aussage, verhungern müssen, wenn sie nicht durch einige Einkäufe in den Stand gesetzt worden wären, sich nothdürftig zu erhalten. Das Brod war voll Schimmel und lebendig von Würmern, Zucker und Syrup hatten einen Geruch wie von einem in Verwesung übergegangenen Thiere; zu dem überfüllten Feuerherde gelangten beide Passagiere immer nur, nachdem sie von den Matrosen entsetzliche Mißhandlungen erfahren hatten. Beschwerden, die in bittendem Tone bei Kapitän und Steuermann angebracht wurden, hatten Stöße und Prügel zur Folge; den einen der Reisenden holten eines Tages die Matrosen aus seiner Schlafstelle, schleppten ihn aufs Deck, zogen ihn nackt aus und gossen ihm dreißig Eimer kalten Wassers über den Leib, dann wurde er mit groben Besen so lange gebürstet, bis sein ganzer Leib geschunden war. Beide Passagiere lagen nach ihrer Ankunft in Newyork monatelang auf dem Siechbett und waren Bettler, als sie allmählig genaßen. Kapitän und Mannschaft blieben, wie fast immer in solchen Fällen, unbestraft.

Am 16. September 1853 ging das Schiff Isaac Wright aus dem Hafen von Liverpool in See. Gleich von Anfang an wurden die Reisenden, zumeist Auswanderer aus Deutschland und Irland, auf Hungerrationen gesetzt; man gab ihnen ungenießbares Brod, kein Salz und schon am 20., also am vierten Tage, rothes, übelriechendes Wasser. Am 27. begann die Sterblichkeit; sieben Zwischendeckpassagiere gaben ihren Geist auf. An demselben Tage litt der Isaac Wright in der Nähe des Kap Clear, an der Südküste von Irland, Schiffbruch, wurde leck und die Reisenden mußten an den Pumpen arbeiten. Ein vorbeifahrendes Schiff fragte an, ob es Hülfe leisten könne; es erhielt aber eine verneinende Antwort. Inzwischen erlaubte sich die Mannschaft arge Mißhandlungen; der Schiffskoch, ein Neger, goß einem armen Irländer, der warmes Wasser erbeten hatte, einen Topf siedend heißer Flüssigkeit über den Körper, faßte ihn dann beim Kopfe, schleifte ihn auf dem Deck umher und trat ihn mit Füßen, zuletzt legte man den Mißhandelten obendrein in Eisen. Am 29. September griff die Seuche weiter um sich; die Kranken wurden bei den Haaren aus den Kojen geschleppt und von den Matrosen mit Knütteln oder dicken Tauenden

unbarmherzig gepeitscht. Warmes Wasser wurde nur gegen baar Geld verabfolgt; ein Töpfchen voll mußte mit 18 Kreuzer rheinisch (1 Sixpence) bezahlt werden. Viele Kranke starben, ohne auch nur die geringste Labung erhalten zu haben, mit verdorrter Zunge. Der Arzt gab Allen ein und dasselbe Pulver, ein Quacksalbermittel, das unter dem Namen Doctor Hornbooks Panacee bekannt ist; er half die Siechen mißhandeln und sorgte nie für warme Speisen und Getränke. Selbst die Todten blieben von der Barbarei nicht verschont, man warf sie mit Fußtritten über Bord, ehe die Leichen noch kalt waren, und erlaubte sich dabei höhnische, gotteslästerliche Reden. Eines Tages mußten sämmtliche Passagiere aus dem Zwischendeck auf das Oberdeck kommen, weil die Matrosen mit Chlor räuchern wollten; sie nahmen aber dieses Reinigen der bösen Luft nur zum Vorwande, um die Koffer zu erbrechen, die Habe der Auswanderer zu stehlen, und entgegneten auf die ihnen gemachten Vorwürfe: wer nicht um seine Sachen kommen wolle, müsse die Augen offen halten. Der weibliche Theil der Reisenden war nicht minder einer höchst unwürdigen Behandlung ausgesetzt; der Kapitän ließ sein rohes Schiffsvolk in allen Stücken gewähren. Endlich kam ein Dampfer aus Liverpool und holte die Passagiere vom Wrack dorthin zurück. In etwa zehn Tagen waren nicht weniger als fünfzig gestorben. Man hat nie gehört, daß der Kapitän bestraft worden sey.

Hier noch ein Beispiel aus dem Jahre 1854, das von der Illinois-Staatszeitung mitgetheilt wurde. Am 4. April traten 150 Deutsche von Hamburg aus die Reise nach Nordamerika an; sie ging den indirekten Weg über Hull und Liverpool. Als Beköstigung erhielten die Passagiere auf dem amerikanischen Schiffe „Nordamerika" für die Zeit von acht Tagen für den Kopf etwa 8 Pfund Hafergrütze, 2 bis 3 Pfund Reis, ½ Pfund Mehl, 6 Stück Schiffszwieback, etwas Streuzucker und Thee, Alles in rohem Zustande: Suppe, Fleisch, Kartoffeln, Erbsen und dergleichen erhielten sie nie, und zum Trinken und Kochen täglich etwa 3 Pinten Wasser. Es waren nicht weniger als 660 Irländer an Bord gekommen, so daß etwa 800 Passagiere in den Räumen der Nordamerika zusammengedrängt waren. Die Kinder der Smaragdinsel blieben auch hier der Vorliebe für den Schmutz getreu; schon nach wenigen Tagen lag er schuhhoch und bald entstand eine pestartige Seuche, die so

viele Menschen hinwegraffte, daß man die Todten nicht mehr zählte, sondern die Leichen zur Nachtzeit heimlich über Bord warf. Die Krankheit war durch jene Unreinlichkeit und schlechte Verpflegung verursacht worden; denn die Irländer erhielten nur Häringe und ein Gebäck, das aus etwas Mehl und Wasser bestand und auf einer heißen Platte gebacken wurde. Am einunddreißigsten Tage, also nach einer sehr schnellen Reise, lag das Schiff vor Newyork, bei Staten-Island. Aber auch hier war das Ende der Leiden noch nicht gekommen. Passagiere sagten eidlich aus wie folgt: „Als wir auf Staten-Island landeten, fuhr der Kapitän bei Nacht und Nebel ans Land, um Anzeige zu machen, daß auf seinem Schiffe die Cholera ausgebrochen sey. Bald nachher erschien der Arzt und ließ alle Menschen, die nur etwas Schwäche zeigten, und diese kam zumeist von der schlechten Nahrung, als cholerakrank ins Spital schleppen und demgemäß behandeln, bis sie todt waren. Wir (zwei deutsche Passagiere aus Güstrow in Mecklenburg) klagen den Arzt und den Kapitän als die Mörder unserer lieben Frauen und Kinder an; diese waren von Herzen gesund und nur durch Hunger so matt geworden. Durch kräftige Speisen hätten sie sich bald wieder erholt. Die übrigen, ebenfalls Halbverhungerten, welche auf dem Schiffe zurückbleiben mußten, erhielten sogar in diesen Tagen nur zwischen ein bis drei Stück Schiffszwieback zur Nahrung, weiter nichts. Die Brutalität des Steuermannes ging so weit, daß er sogar das Feuer, welches wir uns anmachten, um Thee zu kochen, ausgoß. Viele Irländer erwirkten sich durch Bestechung der Mannschaft die Erlaubniß, das Schiff verlassen zu dürfen; alle übrigen bis zum Tode gequälten Passagiere haben noch vier Tage lang in dem Hospital zubringen müssen."

Einige deutsche Regierungen haben, wie billig, solchen Abscheulichkeiten gegenüber dem Auswanderungswesen gesteigerte Aufmerksamkeit zugewandt. Im September 1853 entzog der preußische Handelsminister, der offenen Blick mit Energie vereint, einem bremischen Auswanderungsexpedienten die Concession zur Beförderung preußischer Emigranten. Die Ursache lag in Folgendem. Am 31. Oktober 1853 war von Bremen aus das nordamerikanische Schiff „Neuengland" in See gegangen und am 27. December zu Neworleans angekommen. Hier in Bremen war dasselbe ganz nach Vorschrift mit allem Erforderlichen ausgerüstet worden. Allein der

amerikanische Kapitän ließ die Speisen nicht reichlich genug verabfolgen, ließ sie schlecht zubereiten, und gab nicht genug Trinkwasser. Was er an Proviant ersparte, floß natürlich in seine Tasche, er veruntreute Gut, das ihm zu vorschriftmäßiger Verwendung anvertraut war; an einer moralischen Controle lag ihm nichts, und eine andere war nicht vorhanden. Solch ein Mann gehört einem deutschen Hafen nicht an; er kommt wohl nie wieder nach Bremen, wo man ihn möglicherweise zur Rechenschaft ziehen könnte, und weiß sich vor Strafe gesichert. Die deutsche Gesellschaft in Neworleans nahm sich der Mißhandelten an und leitete eine Klage ein. Viele Passagiere wiesen bei der gerichtlichrn Vernehmung einstimmig und überzeugend nach, daß sie während der Reise von den Offizieren des Schiffs „auf die niederträchtigste Weise“ mißhandelt worden seyen, und die deutsche Gesellschaft rechnete, wie sie in ihrem Berichte sagt, mit Sicherheit auf ein Urtheil, das, wenn auch nicht auf den für solche Fälle gesetzlich bestimmten Schadenersatz lautend, wenigstens eine Rüge ausspräche, um Kapitänen etwas mehr Menschlichkeit und Rücksicht auf die Bedürfnisse der armen Reisenden einzuflößen. Dann fährt sie fort: „Leider wurden wir bitter enttäuscht. Die Aussagen der Offiziere und der Mannschaft des Schiffes hatten nicht mit denen der Passagiere übereingestimmt, und der richterliche Spruch lautete deßhalb auf Nichtbegründung und Abweisung der Klage! Es ist aber Thatsache, daß lediglich in Folge verweigerter Lebensmittel und schlechter Behandlung etwa sechzig Passagiere, während einer achtwöchentlichen Fahrt, umgekommen waren“.

Durch die oben erwähnte Concessionsentziehung bewies der preußische Handelsminister, wie ernsthaft er diesen Vorfall genommen hat, und daß er seinen auswandernden Landsleuten Schutz und Fürsorge angedeihen lassen will. Dabei kommt aber ein anderes Verhältniß in Frage. Die Gesetze und Verordnungen über Beförderung der Passagiere in Bremen sind anerkannt bei weitem die besten und zweckmäßigsten, die es überhaupt irgendwo gibt; in andern Häfen, wo man es ehrlich mit diesem lästigen und verwickelten Geschäfte meint, hat man sie zum Muster genommen und sicherlich wohl daran gethan. In Bremen wirken Senat, Handelskammer und Rheder, unterstützt von der öffentlichen Meinung, zusammen, um viele Uebelstände zu beseitigen, die in außerdeutschen Städtehäfen zu einer wahren Plage geworden sind und alljährlich viele

tausende von Auswanderern dem Tode oder dem Bettelstabe preisgeben. Man kann in der That fragen, ob sich, wie die Dinge einmal liegen, überhaupt noch mehr thun läßt, als von Seiten der verschiedenen Behörden in Bremen der Fall ist, wo man nicht zaudert, Abhülfe und Besserung zu gewähren, sobald irgend ein Uebelstand sich zeigt. Es ist eine erfreuliche Wahrnehmung, daß, laut Ausweis der überseeischen Listen, namentlich jener, welche von den deutschen Gesellschaften in Newyork, Neworleans ꝛc., regelmäßig veröffentlicht werden, Klagen über mangelhafte Beköstigung oder unfreundliche Behandlung auf deutschen Schiffen ganz ungemein selten sind, während sie bei den von Liverpool fahrenden amerikanischen fast die leidige Regel bilden. Auch in Havre ist noch bei weitem nicht genug Fürsorge getroffen worden. Auch dort herrscht noch der vom praktischen Standpunkte durchaus verwerfliche, in Hamburg und Bremen längst abgeschaffte Gebrauch, daß die Passagiere sich selbst beköstigen und ihre Speisen auf dem Schiffsherde selbst zubereiten. Gar nicht selten kommt es da vor, daß die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, insbesondere Brod und Kartoffeln, vom Schiffsvolke unter Frachtgütern so verpackt und verstaut werden, daß die Eigenthümer während der Reise nichts davon erhalten können, und dann unentbehrliche Bedürfnisse sehr theuer vom Kapitän einkaufen müssen.

Die bremische Verordnung vom 14. Juni 1854, durch welche der Senat nach sorgfältiger Prüfung, in Uebereinstimmung mit der Handelskammer und nach Vernehmung des Kaufmannsconventes, zweckmäßige Abänderungen an dem Erlaß vom 9. April 1849 vornahm, verdient als musterhaft in den weitesten Kreisen bekannt zu werden. Ihr wesentlicher Inhalt ist folgender: Die Behörde für das Auswandererwesen besteht aus einigen Mitgliedern des Senats, welche zugleich die obrigkeitliche Inspection wahrnehmen, und einigen Mitgliedern der Handelskammer. Zur Annahme und Beförderung von Schiffspassagieren sind nur Männer befugt, welche das bremische Bürgerrecht mit Handlungsfreiheit besitzen, unbescholten und im bremischen Staate wohnhaft sind. Sie müssen eine Caution von 5000 Thalern leisten; diese erstreckt sich auf alle Verbindlichkeiten, welche dem Expedienten, er sey Schiffsexpedient (Rheder, Correspondent, Befrachter), oder er sey Passagierexpedient (der mit Passagieren Ueberfahrtsverträge geschlossen hat), entweder den Passa-

gieren oder dem Staate gegenüber obliegen, namentlich auch auf die Bezahlung etwaiger Assekuranzprämien und Strafen. Die Vermittlung der Passagiere steht ausschließlich den Schiffsmäklern zu. Jeder Passagierexpedient, welcher im bremischen Staate oder auswärts Passagiere annimmt oder annehmen läßt, muß denselben sofort einen zwiefach gleichlautend ausgefertigten Vertrag über diese Annahme zustellen oder zustellen lassen. In denselben ist anzugeben: Vor- und Zuname des oder der Angenommenen, bisheriger Wohnort derselben, Betrag des Passagegeldes, mit Einschluß des im Bestimmungshafen etwa zu entrichtenden Armengeldes, und Angabe, wie viel davon bezahlt worden, Bezeichnung wie viel Kubikfuß Raum jedem Passagier für seine Reiseeffekten unentgeltlich bewilligt ist, endlich genaue Angabe sowohl des Tages, an welchem die Passagiere in der Stadt Bremen eintreffen müssen, als auch desjenigen Tages, an welchem sie weiter befördert werden sollen. Eine Ausfertigung desselben muß stets im Besitz des Passagiers bleiben, während die andere dem Passagierexpedienten gegen einen dem Passagier zu seiner Legitimation auf dem Schiffe dienenden, beim Antritt der Seereise dem Kapitän einzuhändigenden Ueberfahrtsschein abzuliefern ist. Es wird Allen ohne Unterschied auf's Strengste verboten, die ankommenden Reisenden, sey es am Bahnhof, am Landungsplatze der Dampfschiffe, oder an sonstigen Orten irgendwie mit Anfragen, Anpreisungen ꝛc. zu behelligen, oder gar zu versuchen, sie für ein Wirthshaus, eine Schiffsgelegenheit, ein Fuhrwerk oder einen sonstigen Geschäftsbetrieb zu gewinnen, unbeschadet der obrigkeitlich genehmigten Wirksamkeit des Nachweisungsbureaus für Auswanderer, sowie der von diesem angestellten oder verwendeten Personen. Wer diesem Verbote zuwiderhandelt, verfällt in eine Geldstrafe bis zu zehn Thalern oder verhältnißmäßige Gefängnißstrafe. Im Wiederholungsfalle wird diese Strafe nicht nur verschärft werden, sondern auch außerdem für die Schuldigen die Folge haben, daß die ihnen etwa zur Wirthschaft oder zu einem andern Gewerbe ertheilte Concession, die Zulassung zur Theilnahme an der Droschkenfahrt oder die Anstellung als Kofferträger zurückgenommen, und den in einem Dienstverhältnisse stehenden Fremden die Fortsetzung dieses Verhältnisses und der Aufenthalt im bremischen Staate nicht ferner gestattet werden wird. Für das Zuweisen und Zuführen der Reisenden zu Handel- und Gewerbtreibenden, um deren Geschäft Abnehmer

und Kunden zu verschaffen, insbesondere auch zu Expedienten, Schiffsmäklern oder Gastwirthen, darf Niemanden eine Vergütung in Geld oder Geldeswerth, wenn auch nur mittelbarer Weise, geleistet oder versprochen werden, und jede Uebertretung dieses Verbotes zieht eine nach den Umständen zu ermessende Strafe nach sich, sowohl für den, welcher sich eine Vergütung hat leisten oder versprechen lassen, als auch, sofern der Reisende nicht etwa selbst dazu verleitet seyn sollte, für jeden Andern, der sie geleistet oder versprochen hat. Sämmtliche Handel- und Gewerbtreibende haften wegen der eben erwähnten Vergehen ihrer Gehülfen und Dienstboten persönlich. Deserteure und Militärpflichtige deutscher Bundesstaaten, sodann Personen, welche sich wegen begangener Verbrechen oder Vergehen der Strafe zu entziehen suchen, oder solche, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet sind, dürfen nicht befördert werden. Das nämliche Verbot trifft die Beförderung solcher Personen, welchen nach den Gesetzen des Bestimmungsortes die Einwanderung untersagt ist. Im Betretungsfalle werden alle solche Personen im polizeilichen Wege in ihre Heimath zurückgeschickt. Wer wissentlich diesem Verbote entgegen handelt, verfällt nicht nur in eine angemessene Strafe, sondern ist auch dem Staate für alle Kosten verantwortlich, welche diesem etwa erwachsen. Die Schiffsmäkler sind bei Vermeidung gleicher Nachtheile angewiesen, sich jeder Abschließung von Ueberfahrtsverträgen für solche Personen zu enthalten. Auch haben sie, sobald sie in Erfahrung bringen, daß die durch sie angenommenen Passagiere Individuen der erwähnten Art seyen, dieses der Polizeibehörde anzuzeigen und deren weitere Anordnungen zu befolgen. Der Schiffsexpedient hat der Inspektion ein vollständiges Verzeichniß sämmtlicher Passagiere mit Angabe des Geburtslandes und Bestimmungsortes einzureichen und dasselbe mit einer Erklärung auf seinen geleisteten Bürgereid zu versehen: „daß sich nach seinem besten Wissen unter den in diesem Verzeichnisse stehenden Personen keine befinden, deren Beförderung verboten ist, und daß er auch keine solche Personen wissentlich befördern wolle."

Wie sorgfältig die Interessen der Auswanderer von der Behörde Bremens wahrgenommen worden, geht unter anderem ferner auch aus folgenden Bestimmungen hervor. Der Passagierexpedient ist verbunden, von der Zeit seiner Verpflichtung zur Beförderung der Passagiere mit dem Seeschiff an für deren Unterhalt und Unterkommen

in angemessener Weise zu sorgen, und ist dafür nicht allein den Passagieren, sondern auch dem Staat verantwortlich. Der für die Passagiere bestimmte Raum im Seeschiffe muß für jeden derselben mindestens zwölf Quadratfuß der Oberfläche des Passagierdecks betragen, und er muß für die Passagiere während der ganzen Reise des Schiffes frei gehalten werden. Es ist durchaus verboten, ihn in irgend einer Weise durch Frachtgüter oder Proviantgegenstände zu beschränken. Die genaue Aufgabe und Nachweisung, daß der nach der vorstehenden Bestimmung erforderliche Raum vorhanden sey, muß, bevor die Passagiere an Bord des Schiffes gehen, der Inspektion eingereicht werden.

Für die Einrichtung der Seeschiffe gelten folgende Vorschriften: Zunächst muß der Expedient dafür sorgen, daß das Schiff in einem für die beabsichtigte Reise und die Beförderung der Passagiere völlig tüchtigen Zustande sich befinde, vorschriftsmäßig ausgerüstet und mit gesundem, haltbarem und hinreichendem Proviant versehen werde. Das Zwischendeck muß von Deck zu Deck mindestens 6 Fuß hoch und das Deckholz mindestens 1½ Zoll dick seyn. Auf jedem Schiffe muß für hinreichende Lüftung unter Berücksichtigung des Klima's, nach welchem das Schiff abgehen soll, gesorgt, und dieselbe während der Reise gehörig unterhalten werden. Abkleidungen im Zwischendeck, welche den freien Umlauf der Luft hindern, sind untersagt. Die Zahl der erforderlichen Aborte ist genau vorgeschrieben, die Kojen und sonstigen Schlafstellen müssen bequem und angemessen eingerichtet, die hölzernen von trockenem Holze ohne scharfe Kanten hergestellt, und es dürfen nicht mehr als zwei Reihen über einander angebracht seyn. Sie sollen mindestens eine Länge von sechs Fuß im Lichten und eine Breite von 18 Zoll für jede Person haben, die untersten auch wenigstens sechs Zoll vom Deck entfernt seyn. Das Schiff muß mit dem nöthigen Kochgeschirr zur Speisung der Passagiere und mit dem zum Austheilen der Speisen erforderlichen Geschirre, einer richtigen Wage und bremischem Gewicht versehen seyn. Alle für die Passagiere bestimmten Räume sind von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang hinreichend zu erleuchten, das Zwischendeck durch wenigstens zwei Laternen. Jedes Schiff muß wenigstens zwei Rettungsbojen haben, und wenn es über 150 Passagiere führt, außerdem noch mit mindestens einem Rettungsboote versehen seyn. Hat es mehrere Verdecke, so darf

das unterste Deck zur Aufnahme von Passagieren nicht benützt werden, „es sey denn, daß wegen der besonderen Einrichtung derselben die Behörde nach genauer Untersuchung ausnahmsweise es für unbedenklich erachtet und eine schriftliche Erlaubniß dazu ertheilt.“ Auf jedem Schiffe muß mindestens Ein erfahrener Koch für die Passagiere sich befinden.

Die Ausrüstung und Verproviantirung (das alte deutsche Wort dafür, wie es Albrecht Dürr und Götz von Berlichingen gebrauchen, ist Bespeisung) eines jeden Seeschiffes muß für die wahrscheinlich längste Dauer der Reise erfolgen. Als solche werden angenommen: 13 Wochen für Reisen nach einer Gegend nördlich vom Aequator; 16 Wochen für Reisen nach der Ostküste von Amerika, südlich vom Aequator bis zum La Platastrome, diesen eingeschlossen; 18 Wochen für alle andern Reisen südlich vom Aequator, jedoch nicht über Kap Horn oder das Vorgebirge der guten Hoffnung hinaus; 24 Wochen für Reisen über Kap Horn oder das Vorgebirge der guten Hoffnung hinaus, wenn der Aequator nicht zum zweitenmale passirt wird; 28 Wochen für Reisen, auf denen der Aequator zum zweitenmale passirt wird. Die Verproviantirung der Passagiere darf nicht diesen überlassen, sie muß, was die Hauptartikel betrifft, für jeden Passagier mitgenommen werden, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, mit alleiniger Ausnahme der Kinder unter Einem Jahre. Wir theilen hier die Bestimmungen über eine Fahrt nach den Vereinigten Staaten mit, die durchschnittlich sechs bis acht Wochen höchstens dauert. Das Schiff muß, wie bemerkt, Nahrungsmittel auf dreizehn Wochen einlegen. Der Passagier des Zwischendecks erhält für jede Woche zwei Pfund Rindfleisch und ein Pfund Speck; für je 100 Passagiere wird eine Tonne Häringe gerechnet, zu 800 Stück; Brod, $2\frac{1}{2}$ Pfund schwarzes und 2 Pfund weißes; Butter $\frac{5}{12}$ Pfund; Wasser im Ganzen $1\frac{1}{6}$ Orhoft, nach Neworleans oder Texas aber $1\frac{1}{3}$; an Mehl und Reis 6 Pfund, Sauerkraut 5, an getrocknetem Obst 2 Pfund; der Rest bis zu 35 Pfund besteht in Hülsenfrüchten und geschälter Gerste; Kartoffeln $1\frac{1}{2}$ Viertel; $1\frac{1}{2}$ Pfund Syrup, $1\frac{1}{2}$ Pfund Kaffee, $\frac{1}{2}$ Pfund Cichorien, $\frac{1}{5}$ Pfund Thee, $\frac{1}{6}$ Bremer Viertel Essig. Außerdem ist für Kranke und Kinder nach Verhältniß eine hinreichende Menge von Sago oder Pfeilwurz, Wein, Zucker, Pflaumen, Hafergrütze mitzunehmen; auch muß ein

Kasten mit Arzneien sammt Gebrauchsanweisung in deutscher und englischer Sprache am Bord seyn. Ferner ist vorgeschrieben und es wird darauf geachtet, daß genügender Feuerungs- und Beleuchtungsstoff nicht fehle, und daß Wachholderbeeren oder sonstige zum Räuchern geeignete Sachen vorhanden seyen. Mit besonderer Sorgfalt sieht man dahin, daß alle Speisen den Passagieren gehörig zubereitet und in der aus dem Verhältniß zu dem vorschriftsmäßig mitzunehmenden Proviant sich ergebenden Menge verabreicht werden.

Von wohlwollendem Sinne zeugen ferner folgende Bestimmungen: Wenn nach Aufnahme der Passagiere der Abgang des Schiffes sich um länger als 6 Tage verzögert, dann muß der Proviant und die weitere Ausrüstung wieder ergänzt werden. Es ist verboten, während des Zeitraums vom 10. Oktober bis zum 10. März die Passagiere eher als am Tage vor dem Antritt der Seereise an Bord eines Schiffes zu beherbergen und zu beköstigen, so wie überhaupt von den für die Passagiere angeschafften Reisevorräthen etwas zu benützen. Dagegen darf während der gedachten Zeit das Schiff um eilf Tage weniger mit Fleisch, Speck, Brod und Butter verproviantirt werden. Vor der Abfahrt des Schiffes wird dasselbe durch einen der obrigkeitlich beauftragten Besichtiger untersucht werden, der das Recht hat, die Vorräthe rc. nachzuwägen und die Verbesserung und Ergänzung etwaiger Mängel zu verlangen. Die Schiffsexpedienten müssen demselben, nach dem amtlichen Formulare, die Ausrüstung specificiren, und der Abgang des Schiffes ist nicht eher gestattet, als bis diese Untersuchung stattgefunden und ein genügendes Resultat ergeben hat; vorher müssen auch die Bescheinigungen über die Tüchtigkeit des Schiffes und über den für die Reisenden bestimmten und vorhandenen Raum ausgewirkt werden, und zwar ehe noch die Passagiere an Bord gehen.

Von Erheblichkeit sind die §§. 42 bis 45: „Der Schiffsexpedient hat der Inspektion nachzuweisen, daß für den Fall eines dem Schiffe auf der Fahrt vom Ausgangsplatze bis zur erfolgten Landung am Bestimmungsorte etwa zustoßenden Ereignisses, durch welches dasselbe an der Fortsetzung der Reise verhindert oder die Reise unterbrochen werden sollte, das Passagiergeld sämmtlicher, sowohl der Kajüte-, als der übrigen Passagiere, und außerdem für jeden derselben eine auf zwanzig Thaler, bei allen Reisen nach der Gegend über Kap Horn oder Kap der guten Hoffnung hinaus auf dreißig

Thaler, und bei Reisen, auf denen der Aequator zweimal passirt wird, auf vierzig Thaler sich belaufende Summe zur Verwendung stehe." Man sieht, der eingeschachtelte Styl ist schlecht, aber die Sache selbst ist gut gemeint. Es wird weiter verfügt: „Der Schiffsexpedient hat die gedachten Summen in der Stadt Bremen bei einer der dortigen Assecuranzgesellschaften oder bei zwei von der Behörde für genügend erachteten Privatassecuradeurs, die für die Versicherungssumme solidarisch haften, gegen alle und jede Gefahr versichern zu lassen und mittelst Einlieferung der Police der Inspektion zur Verfügung zu stellen; und wird eine Verwendung des versicherten Betrages nöthig, so ist die Ergänzung desselben durch Nachversicherung zu bewirken. Bevor die Passagiere an Bord gehen, hat der Schiffsexpedient der Inspektion eine auf seinen Bürgereid auszustellende Deklaration auszustellen, in welcher er bekräftigt, „daß er gewissenhaft Sorge getragen habe, um das Schiff nach Maßgabe der gesetzlichen Vorschriften mit der vorgeschriebenen Quantität gesunder guter Lebensmittel, Wasser und sonstiger Ausrüstung auf so und so viel Zeit gehörig zu versehen; daß ferner das von den Passagieren bezahlte Ueberfahrtsgeld nebst den Verwendungsgeldern für dieselben nach Maßgabe des Gesetzes versichert sey oder zeitig versichert, auch die darüber auszufertigende Police der Inspektion eingereicht werden solle; daß endlich seines Wissens unter den Passagieren keine Personen sich befinden oder wissentlich befördert werden sollen, deren Beförderung gesetzlich verboten ist."

Auch die dem Kapitän auferlegten Pflichten sind streng. Er darf die Reise nicht antreten, bevor die oben erwähnten Bescheinigungen von den Schiffs- und Proviantbesichtigern ausgestellt sind, und haftet dafür, daß nach erfolgter Besichtigung des Proviants keine gut befundenen Vorräthe vom Bord des Schiffes weggebracht werden. „Er hat die Passagiere human zu behandeln und auch für ein gehöriges, anständiges Betragen der Mannschaft Sorge zu tragen." Er hat die Verpflichtung, den Proviant seinen Passagieren gehörig zubereitet und in den gesetzlich vorgeschriebenen Rationen austheilen zu lassen. Im Fall einer etwa nothwendig werdenden Verringerung der letzteren hat er die sofortige Aufnahme eines davon die Ursache angebenden Vermerks in das Schiffstagebuch zu bewirken und solchen, nebst dem Obersteuermann, am Tage der Eintragung zu unterzeichnen. Er hat die Einrichtung, Reinigung,

Lüftung, Räucherung und Erleuchtung der für die Passagiere bestimmten Räume zu veranlassen und zu überwachen, und ist verpflichtet, auch nach der Ankunft am Bestimmungsorte den Passagieren auf Verlangen noch zwei volle Tage Herberge und Beköstigung am Bord des Schiffes zu gewähren. Es ist seine Obliegenheit, für den Nachlaß der an Bord Gestorbenen thunlichst Sorge zu tragen.

Alle diese Bestimmungen gelten nicht nur für die Schiffsexpeditionen, welche von bremischen Häfen erfolgen, sondern auch für alle Fälle, in denen die Annahme oder die Beförderung von Passagieren durch einen bremischen Expedienten geschehen und die Einschiffung in einem andern an der Weser belegenen Hafen bewerkstelligt werden soll. Die Verordnung vom 14. Juni 1853, welche mit dem 1. Juli desselben Jahres in Kraft trat, muß in deutscher und englischer Sprache in einem beglaubigten Exemplare am Bord eines jeden Passagierschiffs vorhanden seyn, und Uebertretungen derselben werden, sofern nicht für einzelne Fälle ein anderes bestimmt ist, unter Berücksichtigung der jedesmaligen Umstände mit einer Geldstrafe bis zu 500 Thalern, bei vorhandenem Unvermögen mit verhältnißmäßiger Gefängnißstrafe geahndet. Bei wiederholter Uebertretung der Vorschriften kann die Strafe bis zum zwiefachen Betrage erhöht werden, und Verletzungen des Bürgereides unterliegen außerdem der gesetzlichen Bestrafung.

Man wird zugestehen müssen, daß diese bremischen Verordnungen das Interesse der Schiffspassagiere umfangreich genug zu wahren suchen, und die hamburgischen Vorschriften, welche sich denselben ziemlich genau anschließen, sind in einem ähnlichen guten Geiste gedacht und aufgefaßt. In unsern deutschen Seestädten sind die Rheder eben so wenig sentimental wie in ausländischen Häfen; sie sind Kaufleute, betrachten die Ueberschiffung der Auswanderer lediglich als ein gewinnbringendes Geschäft, und es wird nicht in Abrede gestellt werden können, daß hin und wieder auch auf deutschen Schiffen Unregelmäßigkeiten und Uebertretungen jener Vorschriften vorkommen. Aber in Bremen und Hamburg wird doch, im Allgemeinen und als Regel, mit Menschen auch menschlich umgegangen; die Rheder selbst sind es gewesen, welche, im eigenen wohlverstandenen Interesse und in jenem der Humanität, solche zweckmäßige Verordnungen entweder selbst veranlaßt haben oder denselben ihre ausdrückliche Billigung ertheilten, sobald die höchste Behörde der-

gleichen in Antrag brachte. Bremen und Hamburg liefern den Beweis, daß die Passagierbeförderung auch dann ein sehr profitables Geschäft ist, wenn dasselbe in redlicher und humaner Weise betrieben wird.

Wir haben weiter oben nachgewiesen, daß von der Weser ab die Auswanderer vorzugsweise und in bei weitem überwiegender Menge auf Schiffen unter deutschen Flaggen befördert werden. Wenn aber der Andrang so massenweise und gewaltig stattfindet, wie während der zwei oder drei letztverflossenen Jahre; wenn zugleich die Frachtverhältnisse von solcher Art sind, daß sie den Schiffen in andern Fahrten als in jenen zwischen Deutschland und Nordamerika eine höheren Gewinn abwerfende Verwendung geben, dann ist die natürliche Folge, daß es manchmal an deutschen Schiffen fehlt, und daß man sich zur Verschiffung der Auswanderer, die nun einmal befördert seyn wollen, auch der fremden Flaggen zu bedienen gar nicht umhin kann. In Bremen geschieht das in der Regel nur ungern, die fremden Schiffe bilden im Auswanderertransport lediglich die Ausnahme, wie sich aus folgenden amtlichen Ziffern ergibt: Bremen beförderte, wie schon weiter oben gesagt wurde, 1853 nicht weniger als 58,133 Passagiere in 297 Schiffen. Davon waren 214 Bremer, und deutsche überhaupt 254; von fremden Flaggen wurden nur 43 benützt; nämlich 37 Amerikaner, die Dampfer Hermann und Washington eingerechnet, 2 Dänen, 1 Engländer, 1 Norweger, 1 Kolumbier und 1 Spanier. Nun sind die Kapitäne fremder Flaggen den bremischen Vorschriften unterworfen, wenn sie von Bremen aus Passagiere befördern, auch die ausländischen Schiffe müssen vorschriftsmäßig mit Nahrungsmitteln rc. ausgerüstet werden und dürfen nicht eher in See gehen, bis sie dazu von der Inspektion ermächtigt worden sind.

Von da ab stellt sich jedoch ein wesentlicher Unterschied zwischen fremden und deutschen Flaggen heraus. Der deutsche Kapitän kehrt wieder in einen vaterländischen Hafen zurück; er ist seinem Rheder, dem Gesetz, den Behörden, endlich auch der öffentlichen Meinung verantwortlich, und kann für jede Uebertretung der Vorschriften zur Rechenschaft und Verantwortung gezogen werden. Sodann ist der deutsche Kapitän bei allerdings oft rauher Schaale doch insgemein ein Mann von Gemüth und hat ein Herz für seine Landsleute. Es sind unter unsern Schiffsführern Gottlob nicht

wenige, die, wie weiland der alte wackere Klaus Wencke, in den auf See so hülflosen und unbeholfenen Landratten ihre „unmündigen Kinder“ sehen. Man hört daher über Beförderung und Behandlung auf deutschen Schiffen verhältnißmäßig wenige Klagen und viel Lob. Dagegen ist ein fremder Kapitän viel schwerer zu controliren; der Expedient kann ihm Herz und Nieren nicht prüfen, und er muß, da auf dem Schiffe so viel vom subjectiven Ermessen des Befehlshabers abhängt, es darauf ankommen lassen, wie die menschliche „Waare“ bei einem solchen Ausländer fährt. Erspart er am Proviant, so macht er mit seinen Leuten Profit; die Auswanderer sind ihm, wie die Dinge einmal liegen, völlig preisgegeben, auf Gnade und Ungnade; der Expedient kann mit dem besten Willen daran nichts ändern. Wie wenig auf die amerikanischen Gerichte zu hoffen und zu zählen ist, haben wir oben gesehen.

Die preußische Regierung verlangt Garantie, daß Fälle, wie der vorerwähnte mit der „Neuengland,“ sich nicht wieder ereignen; sie will, daß der Expedient auch für gute Behandlung aufkomme. Wie läßt sich den beklagenswerthen Uebelständen abhelfen? Man kann antworten: Legt dem Expedienten die Verpflichtung auf, daß er den Schiffen, welche unter nicht deutscher Flagge Auswanderer befördern, einen Supercargo beigebe, der über regelrechte Vertheilung der Lebensmittel und gute Behandlung zu wachen habe. Ohne Zweifel erscheint ein solches Auskunftsmittel an und für sich sehr gerathen. Aber es bleibt dabei wohl in Anschlag zu bringen, daß auch ein solcher Supercargo auf See von dem Kapitän, dem Alleinherrscher des Schiffes, abhängig bleibt, und daß ihm keine Zwangsmittel zu Gebote stehen, den Schiffsführer zum Guten anzuhalten. Damit allein ist also noch keinerlei Gewähr dafür gegeben, daß den Reisenden nach Recht und Billigkeit begegnet werde. Da nun die Beförderung der Passagiere ein Geschäft ist, so wird es sich empfehlen, die Passagiere auf geschäftlichem Wege sicher zu stellen. Für den Rheder bleibt es allemal die Hauptsache, daß jede Fahrt seines Schiffes ihm einen guten Nutzen abwerfe, und er wird von selbst darauf Bedacht nehmen, denselben von seinem Kapitän nicht verkürzen zu lassen. Man muß also, im Interesse der Menschenfreundlichkeit, den Geldbeutel in Mitleidenheit ziehen, und dadurch den Reisenden zu ihrem guten Rechte verhelfen. Bei deutschen Kapitänen auf vaterländischen Schiffen sind, wie man

leicht begreift, weitere Vorkehrungen überhaupt nicht erforderlich; bei ihnen reicht das Gesetz aus, weil es seine Anwendung finden kann. In Bezug auf Kapitäne, die unter fremder Flagge fahren, wird sich vielleicht das Nachfolgende als ein praktisches Auskunftsmittel herausstellen. Man verfüge gesetzlich, daß ein solcher fremder Schiffsführer bei der Abfahrt aus dem deutschen Hafen nur die eine Hälfte der ausbedungenen Fracht zu empfangen habe, während die andere Hälfte auf eine von der Behörde näher zu bestimmende Weise sicher niedergelegt werden muß. Diese Restsumme wird dem fremden Schiffsführer erst dann verabfolgt, wenn er die Reisenden gut abgeliefert und wenn sich herausgestellt, daß er alle ihm obliegenden Pflichten redlich und nach Vorschrift erfüllt hat. Versäumte er es, seine Schuldigkeit zu thun, so wird man Klage am Ausschiffungsplatze gegen ihn erheben. Die deutschen Gesellschaften werden sich allemal der beeinträchtigten und geschädigten Landsleute gegen einen pflichtvergessenen Kapitän und dessen Mannschaft annehmen, und an der in Deutschland zurückbehaltenen Summe ist ein Fond vorhanden, der eine völlige oder doch zum mindesten eine theilweise Geldentschädigung möglich macht. Man muß noch weiter gehen, und dem Kapitän den ganzen Betrag des Passagiergeldes für alle jene in Abzug bringen, welche in Folge vorenthaltener oder schlecht zubereiteter Nahrungsmittel oder auch durch üble Behandlung krank geworden oder gestorben sind. Bei dem vielfach in der That miserabeln Zustande des amerikanischen Rechts- und Gerichtswesens, das gar keine Garantie bietet, wie unter anderm die oben angeführte Entscheidung in Neworleans beweist, darf man aber die Entscheidung über streitige Fälle einem amerikanischen Gerichtshofe nicht anheimgeben, sondern lediglich den in allen nordamerikanischen Hafenplätzen, wo Auswanderer gelandet werden, vorhandenen deutschen Gesellschaften, deren Ausschüsse und leitende Vorsteher durchweg achtbare Männer sind. Diese Ausschüsse und mit ihnen die Consuln derjenigen Staaten, welchen die Passagiere bis dahin angehörten, mögen die Körperschaft bilden, welche nach sorgfältig ermitteltem Thatbestand und nach Erwägung aller in Betracht kommenden Umstände unbedingt und endgültig entscheidet. Ein rechtschaffener Kapitän wird, in Rücksicht auf die leider schon allzu lange Reihe beklagenswerther Vorgänge, sich derartigen Vorkehrungen und Verfügungen willig unterwerfen, und er kann es um so mehr,

wenn der Vorsatz treuer Pflichterfüllung in ihm lebendig ist. Ein Schiffsführer aber, welcher an solchen Verordnungen Anstoß nähme und sich gegen sie auflehnen wollte, wäre von vorne herein nicht der Mann, welchem ein Auswandererexpedient unsere Landsleute anvertrauen dürfte. Er mag Fässer und todte Waaren laden oder in Ballast fahren.

Beiläufig mögen hier zwei Bemerkungen Platz finden. Erstens: In gewisser Beziehung sind manche Uebelstände damit verbunden, daß die deutschen Regierungen zu Consuln in den Seeplätzen lediglich Kaufleute ernennen. Allerdings fällt die Wahl in der Regel auf unbescholtene Männer. Diese aber sind in das Geschäftsleben ihrer respektiven Plätze so vielfach verflochten, in den specifischen Anschauungen derselben insgemein so sehr befangen, daß ihre Berichte über Personen und Sachen eine ganz andere Färbung tragen, von einer ganz andern Auffassung eingegeben werden, als der Fall seyn würde, wenn die respektiven Consuln nicht dem betreffenden Platze als Bürger und Kaufleute angehörten, sondern vollkommen unabhängig daständen und somit die Dinge mit voller Gegenständlichkeit zu betrachten im Stande wären. Wir wissen recht wohl, daß man nicht in allen Häfen die Consulate mit Eingeborenen und Bürgern des zu vertretenden Staates besetzen kann, aber an den Plätzen von hervorragender Wichtigkeit sollte es der Fall seyn. Unser Consulatwesen hat in neuerer Zeit eine gegen früher bedeutend erhöhte Wichtigkeit gewonnen und ist mancher Reformen bedürftig. Oesterreich hat angefangen den richtigen Weg zu beschreiten und auch Preußen besitzt einige sehr tüchtige Consulatsvertreter; doch bleibt noch viel zu thun übrig. Zweitens: Bremen hat bisher vorzugsweise nur für die Passagiere gesorgt, die bekanntlich auf jedem Auswandererschiffe eine äußerst bunt gemischte Masse bilden. Neben den friedlichen Menschen, welche allerdings die Mehrzahl ausmachen, gibt es aber häufig genug auch Leute, denen nichts recht zu machen ist und die auch den geduldigsten Kapitän in Harnisch bringen. Deßhalb sollte die Behörde auch eine Verordnung erlassen, welche die Pflichten der Passagiere feststellt und einschärft.

Wir kommen auf die Sterblichkeit zurück, welche bis vor wenigen Jahren auf den Auswandererschiffen, namentlich auf den deutschen, die auch gegenwärtig noch die am wenigsten ungünstigen Verhältnisse aufweisen, eine geringe war. Jenes günstige Resultat

auf unsern Schiffen wird zu nicht geringem Theil dadurch erreicht, daß die Reisenden sich nicht selber beköstigen dürfen, sondern daß sie die gut zubereiteten Speisen zu festgesetzter Tageszeit ausgetheilt erhalten; wobei natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß sie außerdem in beliebiger Menge Proviant und Erfrischungen für sich selbst mit an Bord nehmen und ganz nach ihrem Gefallen genießen. Seit etwa dreißig bis vierzig Monaten sind sehr viele Auswandererschiffe recht eigentlich zu schwimmenden Särgen geworden. Die Jahre 1853 und 1854 haben eine entsetzliche Menge von Reisenden auf See hinweggerafft. Schon oben wurden einige Beispiele angeführt. Ich habe eine Reihe von Newyorker Schiffslisten vor mir liegen, aus denen ich ersehe, daß z. B. im Jahre 1853 auf 44 Schiffen, welche dort im Laufe des Oktobermonats Einwanderer landeten, von 16,272 Passagieren während der Seereise 1118 starben; und auf 28 Passagierschiffen, die in demselben Jahre vom 1. bis 29. November einliefen, erlagen 1141 Menschen unter 13,671 auf See, und zwar bei einer durchschnittlichen Reisedauer von nur 39 Tagen. Somit wurden 8 Procent sämmtlicher Passagiere ein Raub des Todes. Man hat nachgewiesen, daß in demselben Jahre 1853 in Neworleans während einer fünfzehnwöchentlichen Dauer des gelben Fiebers etwa 10 Procent der Bewohner starben. Hätten aber jene Schiffsreisen eben so lange gedauert, dann würden während derselben nicht weniger als 22 Procent Passagiere erlegen seyn! Die amerikanischen Schiffe, welche in Liverpool Reisende eingenommen, hatten eine ungeheure Menge von Sterbfällen am Bord. Auf der Union starben binnen 38 Tagen von 620 Passagieren nicht weniger als 89, auf der Tapscott von 945 in 35 Tagen 62, auf der Constellation in 34 Tagen von 922 gerade 100 Reisende, auf der Neuworld von 700 nicht weniger als 90. Ueber dieses letztere Schiff brachte seiner Zeit die Times den Bericht eines Arztes, den wir uns vormerkten; er mag beweisen, daß die weiter oben geschilderten Fälle nicht etwa als vereinzelte Ausnahmen dastehen. Jener Arzt erklärt die Gräuel und namenlosen Leiden der Passagiere für unbeschreiblich. Jene 700 Menschen waren im Zwischendeck zusammengepreßt, bei einem Sturme wurden die Luken geschlossen, aller Luftzug fehlte und bald war die Atmosphäre geradezu verpestet. Die englische Regierung gestattet, in Rücksicht auf die bekannte Trunksucht

der Irländer, nicht, daß die Passagiere Spirituosen mitnehmen. Als am Bord der Neuworld die Seuche ausbrach, waren durch die Heftigkeit des Sturmes bereits alle Arzneiflaschen zerbrochen. „Aber," schreibt der Arzt, „wären sie auch vorhanden gewesen, sie würden doch der Krankheit keinen Einhalt gethan haben. Was ist eine Gabe Ricinusöl oder Jalape für einen Kranken, der wie in einem Schraubstock festsitzt, dessen Blut im Augenblick vergiftet ist, und der in einer Stunde stirbt? Nichts als eine starke Dosis des besten Rums, mit Cayennepfeffer vermischt, hätte hier wirken können. Der Kapitän besaß zwei Dutzend Flaschen Rum, das war die ganze Apotheke." Ehe die Fahrt auch nur zur Hälfte zurückgelegt war, hatte man schon die Krankheit sich selbst überlassen und konnte für die Patienten nichts mehr thun. Es war sogar schwierig Leute zu finden, welche sich mit den Leichen befassen wollten. An einem einzigen Tage wurden acht Leichen über Bord geworfen. Manchmal lagen mehrere Passagiere einige Tage lang neben einem Todten in derselben Koje, bis endlich der Leichenbestatter sich einfand. Der Schmutz in dem nicht erleuchteten Zwischendeck lag kniehoch und „das Ganze übertraf an Gräßlichkeit alle Vorstellungen, die man sich nur von der Hölle machen kann."

Die sogenannte Schiffscholera ist ohne allen Zweifel ein Erzeugniß verpesteter Luft, schlechter Nahrungsmittel, des Hungers, der Angst und der Verzweiflung; sie entsteht im Zwischendeck, wo das ansteckende Gift sich entwickelt, und fast immer nur auf solchen Schiffen, welche unsauber gehalten werden und auf denen die Passagiere darben. Sie war unbekannt, bevor man nicht eine so ungeheure Menge Menschen in einem engen Raume zusammendrängte; man hört auch heute kaum etwas von ihr auf Schiffen, die nur 100 bis 200 Passagiere einnehmen. Seit man aber sehr große Schiffe, sogar solche mit mehreren Decken zum Transport verwendet, und 600 bis 1000 Reisende am Bord unterbringt, ist sie häufig geworden. Aber auch große Fahrzeuge bleiben manchmal von ihr völlig verschont, wenn die Reisenden das Schiff sauber halten und angemessen verpflegt werden, wie auf den deutschen Schiffen fast ohne Ausnahme der Fall ist. In der oben erwähnten Reihe von 38 Schiffen ist kein deutsches, mit Ausnahme des „Rhein." Dieser verließ am 20. November 1853 Hamburg, hatte 40 Tage Fahrzeit und 205 Passagiere, von welchen nur 15 starben, aber

nicht an der Schiffscholera, sondern an der ächten Cholera, welche schon am zweiten Tage ausbrach und von den Reisenden aus der Heimath mitgebracht war. Welch großen Einfluß Sauberkeit oder Unreinlichkeit üben, ergibt sich daraus, daß auf allen jenen „Mordschiffen" die Kajütenpassagiere von Krankheiten verschont blieben; sie haben gute Nahrung und frische Luft, welche den Reisenden im Zwischendeck auf amerikanischen Schiffen so oft fehlen. Zweidecker taugen zur Passagierbeförderung schon aus dem Grunde nicht, weil das untere Deck nie gehörig Licht und Luft hat; deßhalb ist deren Benützung von der bremischen Behörde verboten und darf, wie oben nachgewiesen wurde, nur ausnahmsweise unter besonders günstigen Verhältnissen und nach sorgfältiger Specialuntersuchung gegen ausdrückliche schriftliche Erlaubniß gestattet werden. Die schwimmenden Colosse, welche 500 bis 1000 Reisende fassen können und große Räumlichkeiten für die Rückfracht darbieten, sind allerdings für den Handel vortheilhafter als die kleineren Fahrzeuge. Aber je größer die Menge der Fahrgäste ist, um so schwieriger wird die Verpflegung und jene Fürsorge, welche ein gewissenhafter und pflichtgetreuer Kapitän allen seiner Obhut Anvertrauten auf einem schwimmenden Gebäude angedeihen lassen kann.

Wenn der Zwischendeckpassagier den amerikanischen Hafen erreicht hat, harren seiner neue Leiden, von welchen er nur in seltenen Fällen eine Ahnung hat. Es ist wunderbar, welche Vorstellungen über die amerikanischen Verhältnisse im Volke gäng und gäbe sind; alle Warnungen und alle Darstellungen des wahren Sachverhaltes, an welchen keineswegs Mangel ist, haben bis auf den heutigen Tag wenig oder nichts gefruchtet. Amerika ist und bleibt dem gemeinen Manne ein für allemal ein Paradies, schon deßhalb, weil man dort nicht Soldat zu werden braucht und nicht mit einem „groben Amtmann" zu schaffen hat. Der Schreiber dieser Zeilen hat manches Hundert von Auswanderern vor und bei der Einschiffung gesprochen und glaubt hinlänglich von den Beweggründen unterrichtet zu seyn, aus welchen die meisten der ihrer Heimath Müden über's Meer ziehen. Sie mögen nicht Soldaten werden und führen beinahe alle ohne Ausnahme bittere Klagen über die Behörden, ob gerechte oder ungerechte, bleibe hier dahingestellt. Daneben erwarten sie jenseits des Oceans materiellen Wohlstand, und in dieser Beziehung hegen sie die übertriebensten Erwartungen. Wir

sammeln in unsern Tagen mit großem Eifer Flugblätter aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, weil sie uns den Volksgeist jener Zeit genau kennen lehren. Auch heute erscheinen dergleichen fliegende Blätter, die aus dem Volke herauskommen und auf dasselbe eine ausgedehnte Wirkung üben. Nicht selten werden sie auf Jahrmärkten zur Drehorgel gesungen; der Text kostet vier Pfennige und findet, wie ich selber gesehen, reißenden Abgang und lebhafte Erläuterungen. Solch ein Flugblatt ist: die neueste Fahrt aus Deutschland nach Amerika; gedruckt in diesem Jahr bei J. J. Spiegel in Hannover. Es verdient mitgetheilt zu werden, weil es vortrefflich ausdrückt, was der gemeine Mann von Amerika erwartet:

Auf, auf, ihr Leutchen groß und klein, Fahrt nach der neuen Welt,
Fahrt nach Amerika hinein, Denn dort verdient ihr Geld.
Und hat man Geld, dann ist man froh In diesem Erdenthal,
Und dieses war ja immer so, Und ist es noch zumal.

Dort lebt man froh und ohne Noth Und freut sich immerdar;
Hier fehlt uns oft das liebe Brod Im lieben langen Jahr.
Kartoffeln sind zuweilen schlecht, Das ist recht schlimm fürwahr,
Doch in Amerika mit Recht Sind wahrlich sie nicht rar.

Mein Vetter schrieb noch kürzlich mir Aus diesem schönen Land,
Und ich bleib' wahrlich nicht mehr hier, Will hin zum schönen Land.
Rosinen, Mandeln ißt man da, Wie hier zu Land das Brod,
Denn in dem Land Amerika Hat man gar keine Noth.

Es ist so schön in jenem Land, Wie einst im Paradies,
Und Tausenden ist es bekannt, Daß dieses ist gewiß.
Drum wer will glücklich leben dort, Verlasse Deutschland bald,
Und eile hin zum schönen Ort, Wovon mein Lied erschallt.

Und sind wir da, dann wollen wir Uns unsres Lebens freun,
Die Arbeit bringt mehr ein wie hier, Viel Dollars nimmt man ein,
Auch Kaffee, Bier und Wein ist da Und kostet wenig Geld,
Im schönen Land Amerika Ist Alles gut bestellt.

Und Zucker, Weißbrod und Rosin'n Hat man in Fülle da;
Drum wer will ziehn, zieh eilig hin Zum Land Amerika.
Das Land ist über alles schön, Im Himmel glaubt man sich;
Und sind wir da, wir werden's sehn, Gereuen wird's uns nicht.

Ich bin noch jung, hab frisches Blut, Was hält mich ferner auf?
Dort lebt man ja so froh und gut, Hat Alles dort vollauf.
Drum ist ein junges Mädchen da, Die mich liebt fest im Sinn,
Fahr mit mir nach Amerika, Schlag Deutschland aus dem Sinn!

Auch nicht ein einziges Wort der Betrübniß darüber, daß man das Vaterland hinter sich lasse; auch nicht eine entfernte Spur von elegischen Anklängen, die sonst so tief in unserm Volke stecken! Die Wirkungen Amerikas reichen schon heute bis in die entlegenste Dorfhütte hinein, und jenes offenbar aus der Volksmasse hervorgegangene Bänkelsängerlied drückt es recht prägnant aus, daß die Leute auf der andern Seite des Weltmeeres ein wahres Schlaraffenland zu finden meinen.

Freilich bleibt die Ernüchterung nicht aus, und Zornesflüche und Seufzer elegischer Wehmuth sind beim Einwanderer häufiger als „Dollars, Rosinen und Mandeln." Erst kommen die Runners, dann folgen die Fieber, ein erträglicher Zustand wird allemal erst nach Jahren erreicht. Während in unsern deutschen Häfen der Passagier von Seiten der Behörde durch zweckmäßige Vorkehrungen vor Betrügereien gesichert ist, sind dergleichen in den amerikanischen Häfen an der Tagesordnung. Dort halten die Expedienten eine große Anzahl von nichtsnutzigen Individuen, deren Aufgabe darin besteht, die Auswanderer, welche ins Innere befördert seyn wollen, gleich bei ihrer Ankunft mit Beschlag zu belegen, und ihnen Fahrbillete für die eine oder andere Eisenbahn oder Dampfschifffahrtslinie aufzudringen, die dann allemal um ein Beträchtliches theurer bezahlt werden müssen. Selbst in Deutschland halten sie Werber, welche schon hier Fahrbillette für die ins Innere führenden Straßen und Flüsse verkaufen. Mit Recht ist in Bremen und Hamburg diese allemal und ohne jegliche Ausnahme auf Prellerei begründete Industrie streng verboten worden. Jene Agenten, die unter dem Namen der „Runners" oder Läufer eine so leidige Berühmtheit erlangt haben, machen die Straßen von Newyork für jeden Auswanderer unsicher; es gibt ihrer Tausende, und unter ihnen viele, welche dafür bezahlt werden, daß sie den widerwilligen Passagier in das eine oder andere Beförderungsbureau, in dieses oder jenes Gasthaus hinein prügeln. Die Newyorker Behörden haben seither noch nichts gethan, um diesem Unfug entgegen zu arbeiten, auch ist von ihnen nichts zu erwarten. Damit man uns nicht der Uebertreibung beschuldige, möge ein amerikanisches Blatt, die zu Newyork erscheinende Weekly Tribune Nr. 689 vom 25. November 1854, Seite 2, unser Gewährsmann seyn. In einem mehrere Spalten langen Aufsatze schildert sie einige der üblichen Betrügereien, wie

sie in großer Menge an Einwanderern verübt werden. Nachdem sie bemerkt, daß 1853 nicht weniger als 370,902 Ausländer in den Vereinigten Staaten, und davon mehr als 276,000 in Newyork landeten, bemerkt sie, daß unter dem Schutze der städtischen Verwaltung und der Staatsregierung eine „organisirte Banditenrotte", eben die Einwanderer-Runner und Beförderungsagenten, viele Tausende von Fremden ganz ungestraft ausplündern. Die Stadtbehörde von Newyork gibt diesen gemeingefährlichen Gaunern alljährlich Erlaubnißscheine, auf deren Ermächtigung hin sie ihr unsauberes Gewerbe treiben, und hat davon eine Einnahme von mehr als 3000 Dollars; auch in Albany, an der Erie- und der Centralbahn, in Dunkirk und Buffalo gibt es eine Menge Runners; Newyork zählt 91 obrigkeitlich ermächtigte Runners, die für ihre „Licenz" 20 Dollars jährlich zahlen, 67 Kosthäuser für Emigranten, die jährlich 10, und 21 Mäkler, welche 25 Dollars für Ausübung ihrer Industrie zahlen. Alle diese Leute sind eingestandenermaßen darauf angewiesen, die Einwanderer zu beschwindeln und zu betrügen; davon haben sie ihren Lebensunterhalt. Zur Erreichung ihres Zweckes halten sie nicht Hunderte, sondern Tausende von Agenten, die über alle Plätze vertheilt sind, wo Passagiere landen; die Tribune behauptet nach zuverlässigen Angaben sachverständiger Leute, daß diese Gaunerverbindung den Einwanderern etwa über zwei Millionen Dollars jährlich raubt. „Diese Thatsachen sind so allgemein bekannt, daß es fast überflüssig erscheinen könnte, derselben auch nur zu erwähnen; man wird aber wohl nur dann auf Abstellung der Mißbräuche sich Rechnung machen können, wenn man nicht müde wird, immer und immer wieder auf sie hinzuweisen. Diese Runners rühmen sich, daß sie großen Einfluß auf die gesetzgebende Versammlung üben, und bedrohen Alle mit einem politischen Verdammungsurtheil, die etwa Muth genug hätten, ein Gesetz vorzuschlagen, das jenen Leuten das Handwerk legen könnte."

Sobald ein Auswandererschiff sich dem Hafen von Newyork nähert, sind die Runners bereit, ihre Beute in Empfang zu nehmen, und schon auf Staten-Island wird sie den Meistbietenden zugeschlagen; denn in neun Fällen von zehn verkauft der Kapitän seine Passagiere demjenigen Runner, welcher ihm das vortheilhafteste Angebot macht. Wir wollen hier erläuternd hinzufügen, daß dergleichen bei deutschen Schiffsführern kaum jemals vorkommt,

und daß es ein großes Aufsehen erregte, als jüngst bekannt wurde, ein bremischer Kapitän habe sich mit 125 Dollars von einem Runner bestechen lassen; er wird, wie wir hören, zur Verantwortung gezogen werden und jedenfalls seine Stelle verlieren. Der Runner bringt, wenn das Schiff einige Zeit in Quarantäne bleiben muß, ein Dampfboot herbei, nimmt die Passagiere sammt ihrem Gepäck in Empfang und schafft sie nach der Stadt, auf seine oder seines Principals Kosten, nachdem er dem Kapitän eine Gratifikation von 100—300 Dollars gezahlt hat, und wobei er manchmal noch obendrein das Seeschiff durch ein Schleppboot an den Werft bringen läßt. Nun sind die Reisenden dem Runner preisgegeben, wie Schafe dem Schlächter, sie befinden sich in der Gewalt von Menschen, die keine moralische Verpflichtung anerkennen, die darauf ausgehen, sie auch des letzten Hellers zu berauben, und die entschlossen sind, im Nothfall keinerlei Art von Gewaltthat zu scheuen. Insgemein beginnen sie damit, dem Einwanderer ein Fahrbillet nach einem beliebigen Platze im Innern, etwa Milwaukee, Cincinnati, Cleveland ꝛc. aufzudrängen, das auf die zweite Klasse lautet; der Runner läßt sich dafür wenigstens noch einmal so viel zahlen, als ein Fahrbillet erster Klasse nach demselben Orte am Bureau der Eisenbahn oder der Dampfschiffe kostet. Ein Einwanderer, der sich weigert und sperrt, wird mißhandelt, hin und hergestoßen, geprügelt, man hält ihm sein Gepäck zurück; und gelingt es ihm dennoch, sich dem Runner in dieser Angelegenheit zu entziehen, so muß er am Ende doch in die Falle, denn er wird in ein Gasthaus geführt, dessen Inhaber mit den Gaunern unter einer Decke steckt. Die Runners machen sich gewöhnlich zuerst an denjenigen unter den Reisenden, welcher auf seine Mitpassagiere einen gewissen Einfluß übt; sie versprechen ihm freie Fahrt und unentgeltliche Beköstigung, falls er ihnen behülflich ist, die Andern für eine gewisse „Linie" gewinnen zu helfen. In der Regel wird aber auch dieser Mann auf die eine oder andere Art betrogen, gleichviel ob er sich herbeigelassen hat, seine Gefährten zu verrathen oder nicht.

Der Runner schleppt die Passagiere, sobald er ihnen die Billette zur Weiterfahrt aufgezwungen hat, in ein Kosthaus, dessen Wirth, wie schon gesagt, mit ihm einverstanden ist. Sie werden in unreinlichen Stuben untergebracht, erhalten schlechte Speisen und zahlen dafür angeblich nur sieben Schillinge täglich. Aber für alle

Extraausgaben, und deren sind eine große Menge, müssen sie „ungeheuer bluten;" Getränke und Tabak werden ihnen zehnfach angerechnet, für das Herfahren ihres Gepäcks, für die Lagerung desselben und dergleichen belastet man sie schwer, und unter zwei Dollars täglich wird man sie in einer solchen Spelunke niemals abkommen lassen. Die Wirthe, zu welchen die Runners Einwanderer schaffen, stehen im Solde des Principals derselben und erhalten von diesem 20 bis 40 Dollars wöchentlich. Dafür haben sie die Verpflichtung, alle jene, die noch kein Fahrbillet vom Runner gekauft haben, an den Principal zu weisen, von welchem sie dann in jedem Falle betrogen werden. Es ist, wie man sieht, sehr schwierig, daß solch ein Einwanderer, der wildfremd aus Europa kommt, und, von der Seereise noch mehr oder weniger betäubt, sich auf einmal in den Strudel der Riesenstadt Newyork geworfen sieht, daß, sagen wir, solch ein unerfahrener Einwanderer den Betrügern entrinne. Auf die eine oder andere Art „muß er Haare lassen." Der Runner aber ist unbarmherzig; er will und darf sich kein Gewissen daraus machen, dem Einwanderer, gleichviel wie wohlhabend oder dürftig derselbe sey, auch den letzten Heller abzunehmen, und den Ausgeplünderten mit Weib und Kind auf eine Reise von dreihundert deutschen Meilen ins Innere zu schicken. Mag er selber zusehen, woher er Brod nimmt; verhungert er, nun so ist er nicht der erste, dem dergleichen begegnet. „Ein Runner ist ein Mensch, oder vielmehr ein viehisches Wesen, den kein Feuer brennt, der an keinem Stricke baumelt, der in keinem Wasser ersäuft; er hat Fäuste wie ein Schmiedhammer, und Muskelkraft genug, um einen Stier zu Boden zu schlagen. Daneben ist er auch ein pfiffiger, verschlagener Gesell (a smart fellow), der die Leute richtig zu nehmen weiß. Solch ein Subjekt leistet seinem Principal gute Dienste, und bezieht von diesem eine wöchentliche Löhnung von 50 bis 100 Dollars. Aber nicht selten verlangt das Geschäft, wenn es recht schwunghaft betrieben werden soll, eine Theilung der Arbeit. Irgend ein Runner kann ein äußerst smarter Gesell seyn und als solcher seinem Principal sehr erhebliche Dienste leisten, aber es gibt beim „Geschäft" sehr häufig Lagen und Umstände, in welchen die Pfiffigkeit allein nicht ausreicht. Deßhalb hat ein solcher Runner seine Gehülfen, die mit ihm gemeinschaftlich arbeiten und ergänzen, was jenem fehlt. Sie heißen „Muskelmänner," weil sie riesenstark und

in Schlägereien wacker geübt sind, ihre Aufgabe besteht darin, die Einwanderer, welche sich den Beweisgründen des Pfiffigen nicht fügen, zu Boden zu schlagen und so lange zu prügeln, bis sie sich zu allem, was man von ihnen verlangt, willfährig zeigen. Das alles sind Thatsachen und Umstände, die jedermann kennt; nichts desto weniger haben alle diese Gauner eine „Licenz" von der Stadtbehörde, bezahlen dafür, und treiben also ihr Handwerk — rechtmäßig! Um sie einigermaßen im Zaume zu halten, wird ein Theil der Polizeimannschaft gegen sie aufgeboten."

Aber diese Polizei ist unwirksam, sie steuert den Missethaten der Runners eben so wenig wie den Betrügereien, welche von den Gastwirthen systematisch verübt werden. In welcher Weise die Besitzer von Kosthäusern gegen Einwanderer verfahren, dafür geben hin und wieder die Verhandlungen vor der Stadtbehörde merkwürdige Belege. Im Mai 1853 erschien auf der Bürgermeisterei zu Newyork ein junger Engländer, Karl Bubb, und verklagte den Gastwirth Wild als Betrüger. Derselbe hatte ihm 184 Dollars Zeche gemacht für zwei Tage. Bubb war im Hause des Wirths mit einem Bruder, einer Mutter und einer kleinen Tochter abgestiegen. Anfangs läugnete der Wirth, dann behauptete er, der Bruder habe das Fieber, das kleine Mädchen die Pocken gehabt, deßhalb habe er höhere Preise angesetzt. Ein Arzt bewies, daß jene Behauptungen unrichtig seyen, und bezeugte außerdem, daß Wild seine Gäste äußerst brutal behandelt habe. Als er kam, um dem Bruder Bubbs, welcher sich unwohl befand, seinen Beistand angedeihen zu lassen, wies man ihn in einen Hinterhof, in dessen Ecke sich ein schmutziger Stall befand; in demselben lag der Kranke auf verfaultem Stroh zwischen einem Pferde und einem Düngerhaufen in der Mitte. In Folge solcher Behandlung war die Krankheit gefährlich geworden, und der Patient starb in der folgenden Nacht. Es wurde erwiesen, daß der Wirth demselben nicht einmal das Allernothwendigste verabfolgen wollte. Und für eine solche Behandlung hatte er eine Rechnung von 184 Dollars gemacht und Bubb mußte sie bezahlen. Ohne den Arzt würde dieser nie zu seinem Rechte gekommen seyn. Die Gauner wissen nämlich recht gut, wie sehr der Gerichtsgang ihre Prellereien begünstigt. Wer eine Klage beim Gericht gegen sie anhängig macht, muß allemal Monate warten, bis eine Entscheidung erfolgt; er muß in Newyork

anwesend seyn, um verhört werden und Rede stehen zu können. Welcher Einwanderer aber, dessen Reiseziel weit im Binnenlande liegt, hat Zeit und Geld genug, ein Vierteljahr und länger in Newyork zu verweilen, um eine gerichtliche Entscheidung gegen einen betrügerischen Runner oder Gastwirth abzuwarten? In obigem Falle mußte jener Wild die für zweitägige „Kost und Verpflegung" angesetzten 184 Dollars zurückzahlen. Noch mehr. Bubb erwähnte auf der Bürgermeisterei, daß derselbe Wild einem alten englischen Landmann, der an demselben Morgen nach Albany abgefahren war, für gleichfalls zweitägigen Aufenthalt 84 Dollars berechnet und die Zahlung dieser Summe erzwungen habe. Der Beamte ließ sogleich nach Albany telegraphiren, den beschwindelten Engländer nach Newyork zurückbescheiden, am andern Tage ihn vernehmen, und verschaffte auch ihm jene 84 Dollars. Aber eine so prompte Justiz gehört zu den Ausnahmefällen, und hier war es lediglich dem Arzte, welcher als Zeuge auftrat, zu verdanken, daß einmal Gerechtigkeit geübt wurde, das heißt theilweise, denn der Gastwirth erhielt weiter keine Strafe. Die Runner führen ihm nichts desto weniger neue Opfer zu.

Die Auswanderer sind aber auch dann der Gefahren noch nicht überhoben, wenn sie endlich, nach allerlei Fährlichkeiten, Newyork verlassen. Denn an dem Landeplatze der Dampfschiffe oder auf den Eisenbahnhöfen lauern abermals Schwindler ihnen auf. Man berechnet ihnen in unbarmherziger Weise Ueberfracht, und händigt ihnen den Zettel, auf welchem der Betrag verzeichnet ist, erst einige Minuten vor der Abfahrt ein. Alles Widerreden ist vergeblich, die Glocke hat geschellt, und dem Passagier bleibt keine Wahl, als zu zahlen oder seine Habe unter den Händen derselben Betrüger zurück zu lassen, welche ihn beschwindeln. Also zahlt er, und ist nun auf dem Hudson, mit Hunderten von Seinesgleichen auf dem Vorderdeck zusammengedrängt, zwischen Kisten und Waarenballen, jedem Unwetter preisgegeben, ohne Sitz, ohne Lagerplatz, und das alles bei Nacht; denn die Einwanderer werden meist in später Abendzeit befördert. Am andern Morgen kommen sie matt und müde in Albany an, wo sie abermals von Runners in Kosthäuser gelockt oder getrieben werden, und wo sich dieselben abscheulichen Auftritte wiederholen wie in Newyork. So geht es fort und fort, bis sie endlich an ihrem Bestimmungsorte anlangen, sehr oft ohne die allermindeste

Habe. Im Sommer 1853 landete ein deutscher Einwanderer, ein alter Mann, in Newyork; er besaß 450 Dollars baar Geld. Bevor er noch Buffalo erreichte, hatten die Runners ihm alles bis auf 30 Dollars abgenommen. Damit kam er nach Newyork zurück, um sich wieder nach Hamburg einzuschiffen. Die Runners brachten ihn aber, ohne daß er etwas davon ahnete, auf ein Schiff, das nach Liverpool fuhr, und „hatten großen Spaß von der Geschichte."

„Das schöne Land Amerika,
Im Himmel glaubt man sich!!"

Uebrigens sind alle diese entsetzlichen Vorgänge nicht bloß der Auswandererbeförderung zwischen Europa und Nordamerika eigenthümlich; die Abscheulichkeiten haben schon die Reise um den Erdball gemacht, und der große Ocean hat nicht minder gräßliche Auftritte aufzuweisen, wie das atlantische Meer, seit die Chinesen anfingen, in weitentfernten Gegenden ein „Glück" zu suchen, dessen sie im Reiche der Blume der Mitte entbehren. Sie waren zu allen Zeiten ein auswanderndes Volk; aber sie beschränkten sich auf die ostasiatischen Länder und auf die Eilande des hinterindischen Archipelagus, wo sie in vielen Gegenden die eigentlich arbeitende Klasse bilden. Einer der ausgezeichnetsten Sinologen, Neumann in München, hat einmal gesagt, die Chinesen seyen, nächst den Angelsachsen, das verständigste Colonialvolk. Wir möchten diesen Ausspruch nur unter gewissen Beschränkungen gelten lassen. Auch im indischen Archipelagus waren und sind die Chinesen nicht eigentlich Colonisten in dem Sinne, welcher gewöhnlich mit diesem Worte verbunden wird; denn sie haben weder dort, noch irgend anderswo Colonien der Art gegründet, wie Engländer, Spanier ꝛc. Sie leben in specifisch chinesischen Gemeinden neben den Landeseingeborenen, nicht eigentlich in und mit denselben; sie bilden vorzugsweise Gewerbs- und Handelscommunen, sind Unternehmer industrieller Anstalten, Bergarbeiter und sonst mancherlei, aber nicht eigentliche Agriculturcolonisten. Gewiß ist, daß sie außerhalb China's keine chinesischen Töchter- und Colonialstaaten bildeten, daß sie keine fremden, über See gelegenen Länder unterwarfen; auch haben sie nur selten und ausnahmsweise mit den Landeseingeborenen sich vermischt. Sie behalten stets mehr oder weniger die Rückkehr ins heimathliche himmlische Reich als einen Hauptzweck im Auge, und kommen in fremde Länder, ohne Weiber aus dem Vaterlande mitzubringen, denen

bekanntlich das Reisen außerhalb der chinesischen Grenzen verboten ist; sie erscheinen deßhalb jenseits derselben immer nur in geringer Anzahl. Aus alle dem folgt, daß der Chinese in der Fremde sich mehr oder weniger als Fremdling gefühlt hat. In jenen Gegenden, wo er mit Negern zusammentrifft, denen er ohnehin Concurrenz macht, hegt er gegen diese eine tiefe Abneigung, man möchte sagen einen specifischen Widerwillen. Da es eine ethnognostische Wahrnehmung ist, daß Mischlingsracen wenig taugen, so kann man es auch keineswegs bedauern, wenn zu den vielen schon vorhandenen Bastardarten nicht auch noch Blendlinge von Negern und Chinesen kommen.

In unsern Tagen haben die Chinesen den verhältnißmäßig engen Raum, auf welchen sie früher außerhalb ihrer Heimath sich beschränkten, weit überschritten; sie gewinnen gegenwärtig eine ausgedehnte Verbreitungssphäre, sind in den Strudel der neueren Verkehrsbewegungen hineingezogen und kosmopolitisch geworden. Schon weit über 50,000 der „Himmlischen" wurden durch den Schimmer des Goldstaubes nach Californien gelockt; man findet sie vereinzelt in allen Hafenplätzen der amerikanischen Westküsten, sie leben zahlreich in den Seestädten Australiens und als Schafhirten im Busche, sie graben auf den Chinchainseln Guano, pflanzen Kaffee und Zucker auf Cuba und im englischen Guyana, neuerdings hat man sie sogar bis in das Herz der Vereinigten Staaten geschafft, wo sie in den Eisengruben von Tennessee arbeiten. Es scheint, als wären sie in der großen Oekonomie des Weltverkehrs dazu bestimmt, die Negersklaverei in immer engere Grenzen einzudämmen. Denn gegen die billige freie Arbeit des Chinesen, der auch in heißen Ländern dem Klima widersteht, kann die theure Sklavenarbeit keinen Mitbewerb halten, und im gesammten Güterleben der Neuzeit gibt die Wohlfeilheit zuletzt allemal den Ausschlag. In Guyana und Trinidad ziehen die Pflanzer chinesische Arbeiter den Negern und den aus Indien eingeführten Kulies bei weitem vor, seit die Versuche alle günstig ausgefallen sind. Man lobt den unermüdlichen Fleiß und die Anstelligkeit des Chinesen, der sich rasch mit dem Gebrauche neuer Werkzeuge vertraut macht und einen nicht geringen Grad von Intelligenz bethätigt; ein Chinese beschafft reichlich die Arbeit von zwei Kulies, und er ist körperkräftiger als dieser; zudem liebt er schöne Kleider und gute Speisen, wodurch er ein nützlicher Consument wird, und züchtet mit großer

Vorliebe Federvieh und Schweine. Die Pflanzer haben deßhalb schon tausende solcher Arbeiter kommen lassen, und die eine Hälfte der Kosten wird von der Colonialkasse bestritten.

Die chinesischen Auswanderer kommen beinahe alle aus den südlichen Provinzen, und selten gehören sie einer achtbaren Klasse an. Wir wissen aus holländischen Berichten und englischen Parlamentspapieren, daß die Mandarinen sich ganzer Schwärme unzufriedener Menschen zu entledigen suchen, und daß in China die dortigen eingebornen Runners — um diesen nun einmal landläufigen und bezeichnenden Kunstausdruck auch hier anzuwenden — einen wahren Menschenraub treiben. In Canton und Schang-hai ist die Gaunerindustrie ganz dieselbe wie in Liverpool und Newyork. Die englischen Behörden in Hongkong, welche allzulange den Unfug gewähren ließen, konnten endlich nicht mehr umhin, die Auswandererschiffe zu untersuchen. Es ließ sich nicht geheim halten, daß auf manchen derselben ein volles Drittel der Passagiere von Seuchen hinweggerafft worden war, und daß, ganz wie auf den Liverpooler Schiffen, Ueberfüllung und schlechte Verpflegung die Ursachen einer solchen Sterblichkeit bildeten. Die Bark Libertad z. B. hätte gesetzlich nur 297 Reisende an Bord nehmen dürfen, sie schiffte aber 526 ein, mußte deßhalb 229 wieder ausladen, ließ aber, als sie außerhalb des Hafens sich befand, noch etwa 100 anrudern und betrog die Behörden. Chinesische Unternehmer besorgen die Einschiffung, locken die Passagiere oft unter falschen Vorspiegelungen an Bord, und lassen sie nach einem ganz andern Bestimmungsorte schaffen, z. B. statt nach Californien, wohin die Reisenden befördert seyn wollten, nach Westindien oder nach Peru, wo sie wie Sklaven verkauft werden und wo auf den Guanoinseln jährlich 30 bis 40 Procent von ihnen sterben. Der Chinese ist weniger geduldig als die Passagiere auf den Liverpooler Nordschiffen, deßhalb sind Meutereien nichts seltenes, und mehr als ein englischer Kapitän hat sein gottloses, trugvolles Verfahren mit dem Leben gebüßt. Die Chinesen auf den Auswandererschiffen pflegen, wenn die Verzweiflung einen gewissen Grad erreicht hat, wie rasend über die Schiffsmannschaft herzufallen und alles niederzumetzeln; sie morden das Schiff aus. Aber nicht selten wird die Mannschaft ihrer Meister, und so ist es vorgekommen, daß auf einem englischen Schiffe nahe an hundert meuterische Chinesen in den australischen Gewässern

über Bord geworfen wurden. Wir müssen hier bemerken, daß auch deutsche Schiffe, insbesondere Bremer und Hamburger, mehrfach Chinesen nach Californien befördert haben. Wir wissen aus dem Munde der betreffenden Kapitäne, daß die Chinesen sich am Bord ordentlich benahmen, weil man einen Dolmetscher mitgenommen hatte und sie gut behandelte und nährte, alles Dinge, welche von den englischen, spanischen und amerikanischen Kapitänen außer Acht gelassen wurden. Unsere Gewährsmänner sagen, daß die Schuld der Meuterei allemal und ohne Ausnahme den Kapitänen und niemals den Chinesen zur Last falle.

Die Auswanderung hat sehr wesentlich zur Belebung und Steigerung der Seeschifffahrt beigetragen. Diese gewann ferner an Ausdehnung, seitdem die Bedürfnisse, welche die verschiedenen Länder und Völker mit einander austauschen, so riesenhaft sich vermehrten, daß in manchen Waarengattungen Erzeugung und Verbrauch in einem Jahrzehnt sich verdoppelt und verdreifacht haben. Vor 30 Jahren betrug die gesammte Handelsbewegung von Bremen jährlich kaum 15 Millionen, jetzt ist sie auf beinahe 90 Millionen Thaler gestiegen, und Hamburgs Handel hat sich in gleichem Verhältnisse vermehrt. Der Werth der in diesem größten Handels- und Hafenplatze des Continentes eingeführten und ausgeführten Waaren betrug 1848 erst 460,721,920 Bankomark. Er stieg:

1849	auf	563,259,670	"
1850	"	666,965,320	"
1851	"	711,441,310	"
1852	"	764,524,270	"
1853	"	865,533,020	"

also in sechs Jahren nahezu um das Doppelte. Von der Handelsbewegung im Jahr 1853 kamen auf die Ein- und Ausfuhr seewärts 452,400,110 Mark Banko, auf jene land- und flußwärts 413,152,910 Mark Banko. Diese Waaren hatten ein Gewicht von 46,106,013 Centnern; im Jahr 1848 nur 33,207,445 Centner. Großbritannien war bei der Einfuhr nach Hamburg mit 142,561,990 Mark Banko betheiligt, also mit 32 Procent. Die Zahl der 1842 in Hamburg angekommenen Seeschiffe betrug 3330 von 173,588 Commerzlast Ladungsfähigkeit und 26,031 Köpfen Bemannung; 1853 aber 4174 von 247,831 Commerzlast Trächtigkeit und 31,002 Seeleute. Im Jahre 1842 kamen in Hamburg 346 Dampfschiffe an, 1853 schon

653. Die Rhederei, welcher wir schon weiter oben erwähnten, betrug 1841 nur 204 Schiffe von 16,749 Commerz- oder 25,123 Roggenlast, aber 1853 schon 408 Schiffe mit 42,565, respektive 63,847 Lasten. Die Seeversicherungen in Hamburg stellten sich 1836 auf nur 179,621,800 Mark Banko, aber 1853 schon auf 357,431,200 Mark Banko.

In ähnlicher Weise hat sich der Weltverkehr überhaupt gesteigert. Englands Ausfuhr an britischen Fabrikaten betrug 1842 schon die Summe von 47,381,023 Pfund Sterling, ging 1845 auf 60,111,081, 1847 auf 58,842,377, 1849 auf 63,396,025, 1850 auf 71,359,184 und erreichte 1853 die ungeheure Ziffer 98,933,791 Pfund Sterling. Es gingen an britischen Exporten: Nach

	1831	1842	1853	
fremden Ländern für	26,909,432	34,119,578	65,551,579	Pf. St.
Nach britisch. Colonien	10,254,940	13,261,436	33,382,202	"
Zusammen also:	37,164,372	47,381,023	98,933,791	Pf. St.

Die Ausfuhr nach den vereinigten Staaten von Nordamerika stieg von 9 Millionen im Jahr 1831 auf nahezu 24 Millionen; nach den Colonien Nordamerikas von etwa 2 auf 4¾ Millionen; nach Westinden, das durch die Sklavenemancipation zu Grunde gerichtet worden ist, fiel sie von 2,583,949 auf 1,906,639 Pf. St. Am interessantesten sind die Ziffern, welche Australien betreffen. Dorthin exportirte Großbritannien 1831 erst für 493,228, 1842 nur für 998,952, aber 1853, ehe tausend Tage seit Entdeckung der Goldgruben verflossen waren, schon für 14,513,700 Pf. St. oder für nahezu 100,000,000 preußische Thaler. Die Menge der Baumwollenwaaren (Zwirn und Twist abgerechnet), welche England 1851 exportirte, betrug 1,537,904,162 Yards gegen 918,640,205 im Jahr 1842, die Ausfuhr von Kohlen stieg in derselben Zeit von 1,866,211 Tonnen auf 3,477,060.

Die ungeheure Entwicklung der Industrie verlangt gegen früher eine außerordentlich gesteigerte Menge von Roherzeugnissen, und die Erzeugung dieser letzteren hält gleichen Schritt mit der Nachfrage. Während die Baumwollernte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu Anfang des laufenden Jahrhunderts noch nicht 50,000 Ballen betrug, war sie 1823 auf 509,158 Ballen gestiegen, 1842 auf 2,378,875, und 1852 auf 3,262,882 Ballen; die Ausfuhr Englands an Baumwollenfabrikaten hat in den drei

Jahren 1844 bis 1847 sich auf 77½ Million Pfund Sterling gesteigert, sie hat in den zehn Jahren seit 1843 sich auf die Summe von 1,820,000,000 Thaler belaufen.

Wir kommen auf die Seeschifffahrt zurück, welche hauptsächlich den Austausch der Rohprodukte wie der Fabrikate vermitteln hilft. Sie hat sich, wie wir schon sagten, im Laufe von 50 bis 60 Jahren etwa versechsfacht, und voran stehen auch in dieser Beziehung Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Wie die Schifffahrtsbewegung in den Seehäfen beider Länder binnen zehn Jahren anwuchs, ergibt sich aus folgenden Ziffern. Es liefen ein in den Seehäfen an Tonnengehalt:

Der Vereinigten Staaten.

	Amerikanische.	Fremde.	Total.	
1842	1,510,111	732,755	2,242,886	Tonnen.
1847	2,101,358	1,120,346	3,221,704	„
1851	3,054,349	1,939,091	4,993,440	„

Großbritanniens.

	Britische.	Fremde.	Total.	
1842	1,680,838	974,769	2,655,607	Tonnen.
1847	4,238,056	1,552,096	4,790,152	„
1851	4,388,245	2,599,988	6,988,243	„

Rechnet man die kleinen Küstenschiffe ꝛc. hinzu, so stellt sich die Tonnenzahl der in den englischen Häfen eingelaufenen Fahrzeuge für 1851 auf 8,535,252 Tonnen. Dem Bericht über Handel und Schifffahrt, welcher die Präsidentenbotschaft vom 3. December 1854 begleitet, entnehmen wir die Angaben, daß die Vereinigten Staaten am 30. Juni 1854 eine Handelsflotte von 5,661,416 Tonnen besaßen; davon kommen 2,333,819 Tonnen auf Schiffe langer Fahrt für den Handel mit dem Auslande, 2,622,114 auf Küstenschifffahrt, die freilich von großer Ausdehnung ist, 146,965 auf die Stockfischfänger, 181,901 auf die Wallfischfänger. Die Dampfschiffe in den Vereinigten Staaten haben einen Gehalt von 677,613 Tonnen. Vom Jahre 1845 bis 1852 wurden 1620 Dampfer und 11,615 andere Schiffe in jenem Lande gebaut.

Die gesammte Seeschifffahrt erfuhr eine völlige Umwandlung, seit von 1837 an die Dampfer auch über den Ocean steuern. Allmählig hat sich das Güterleben in der Weise gestaltet, daß viele Geschäfte mehr oder weniger nur vermittelst der Dampfschiffe

betrieben werden, namentlich solche, bei welchen es sich um Regelmäßigkeit und Raschheit handelt. Deßhalb wird auch die Correspondenz nicht mehr auf Segelschiffen befördert; die englische Regierung zahlte 1853 an 11 verschiedene Dampfschifffahrtslinien 822,390 Pfund Sterling für Postbeförderung, und auch die Vereinigten Staaten unterstützen die oceanischen Dampfer ihres Landes im Interesse der Postbeförderung mit erheblichen Summen.

Wir wollen die einzelnen Dampfschifffahrtslinien hier nicht aufführen, und uns damit begnügen, auf einzelne Merkmale und Thatsachen hinzuweisen, welche den Umschwung auch in der Schifffahrt der Neuzeit charakterisiren. Seitdem es einmal ausgemacht war, daß die Oceane von Dampfschiffen befahren werden konnten, entwickelten die Engländer eine große Energie, um in diesem neuen Beförderungsmittel nun den Vorsprung vor allen übrigen Ländern zu gewinnen. Nach einigem Zaudern folgten die Nordamerikaner, und da die übrigen Nationen nicht einen gleichen Grad von Regsamkeit bethätigten, so war es die natürliche Folge, daß jene beiden den eigentlich oceanischen Dampfschifffahrtsverkehr beinahe völlig in ihren Händen haben. Preußen und die skandinavischen Länder besitzen Dampfer nur auf der Ostsee, Frankreich und der durch seine Rührigkeit musterhafte Lloyd in Triest auf dem Mittelmeere. Die beiden großen Oceane aber, der atlantische wie der pacifische, werden fast nur von amerikanischen und englischen Dampfern befahren. Deutschland hat zwei transatlantische Dampfer; einige andere sollen demnächst hinzukommen, und es ist in der That hohe Zeit, da auch Belgien, Holland und Frankreich sich rühren, und fast allmonatlich eine neue Dampfschifffahrtslinie ihre Fahrten beginnt. Diese reichen der ganzen amerikanischen Westküste entlang bis nach der Vancouver-Insel, und nach den Sandwichs-Inseln haben sie bereits begonnen, um bis Japan und China fortgesetzt zu werden. Die chinesischen Häfen, jene des indischen Archipelagus und Ostindiens besitzen ihre regelmäßige Verbindung, die bis Suez reicht, und jenseits der Wüste in Alexandria an die verschiedenen europäischen Linien im Mittelmeer sich anschließt. Australien hat eine dreifache Dampfschifffahrtsverbindung, eine direkte, eine mit Indien, eine dritte von und nach Panama. Der atlantische Ocean sieht Dampfer von Norwegen bis zum La Platastrom; gegenwärtig mögen zwischen 300 und 400 oceanische Dampfer auf der Fahrt seyn.

Der Schiffsbau hat in der neueren Zeit durchgreifende Veränderungen erfahren. Wir haben oben gesehen, daß ein Hafen, wie Bremen, vor dreißig Jahren noch kein einziges Schiff über 400 Tonnen Trächtigkeit besaß. Aber auch in andern Ländern waren große Seeschiffe eine Seltenheit, und ein holländischer oder englischer Ostindienfahrer von 1000 Tonnen galt gleichsam für einen Leviathan. Unsere Tage kennen Schiffe von 3000 bis 4000 Tonnen. Man hat gefunden, daß ein Schiff sich um so viel vortheilhafter führt, je größer es ist; und während man früher Schiffe von 300 bis 600 Tonnen vorzog, begreift man nun, daß dergleichen von 1200 und 1500 Tonnen in langer Fahrt weit mehr Nutzen abwerfen. Diese größeren Schiffe erfordern im Verhältniß weniger Bemannung, als die kleineren und können drei bis viermal mehr an Gütern einnehmen; sie machen sich, da sie bessere Frachten abwerfen, weit eher bezahlt. Der gesteigerte Verkehr, der größere Bedarf an Waaren verlangte mehr und größere Schiffe als die frühere Zeit. Im Jahre 1814 hielten die in Großbritannien gebauten Schiffe im Durchschnitt jedes nur 122 Tonnen, 1852 schon 235 Tonnen; wie sich das Verhältniß in den beiden deutschen Häfen Hamburg und Bremen stellt, haben wir weiter oben nachgewiesen. Der Schiffsbau blieb hinter der neuen Aufgabe, welche er sich gestellt sah, nicht zurück, er hat sie glänzend gelöst, und ist aus dieser Revolution im Schiffswesen siegreich hervorgegangen. Früher zimmerte man den Bug, das Vordertheil des Schiffes, fast ebenso breit, als das Hintertheil, recht bauchig, wie man das namentlich an den Kuffschiffen sehen kann. Jetzt baut man auch Schiffe nach dem sogenannten Diagonalprincip, das heißt, man bildet den Schiffsrumpf aus drei Lagen Holz, von welchen zwei in rechtem Winkel gegen die dritte liegen. Nun kann man den Bug so scharf wie ein Messer zimmern und dadurch den Lauf des Schiffes ungemein beschleunigen, während doch der Bug an Stärke nichts einbüßt. Die englisch-westindische Dampfschifffahrtscompagnie machte den Versuch, ein kolossales Schiff zu bauen, das bei möglichst geringem Kohlenverbrauch die möglichst große Schnelligkeit erreichen sollte. Da die größten Dampfer seither bis zu 130 Tonnen Kohlen, je zu 2000 Pfund, täglich verbrauchten, so begreift man, wie viel auf Ersparung von Brennstoffen ankommt. Sie ließ einen Dampfer von 1800 Tonnen mit Maschinen von nur 400 Pferdekraft vom

Stapel, während bis dahin die raschesten Dampfer nur doppelt so viel Tonnengehalt hatten, als die Pferdekraft der Maschine betrug, also etwa 800 zu 400. Die „Solent" aber hatte viermal mehr Tonnengehalt als Pferdekraft, und doch legte sie 16 englische Seemeilen in der Stunde zurück. Seitdem gibt es Dampfer, die 4000 Seemeilen weit über den Ocean fahren und trotz Sturm und Gegenwind im Durchschnitte doch 12 Meilen in der Stunde machen. Die amerikanischen Collins- und die englischen Cunard-Dampfer, die zwischen Liverpool und Boston oder Newyork laufen, machen durchschnittlich 14 Meilen in der Stunde. Man hat sich überzeugt, daß ein Schiff um so rascher fährt, je länger es ist, weil es dann besser durch und über die Wellen geht, als ein kürzeres, und ferner weiß man, daß ein scharfer Bug gleichfalls die Schnelligkeit wesentlich befördert. Die „Bengal," ein Dampfer der orientalischen Compagnie, hat 320 Fuß Länge, der Schraubendampfer Himalaya 360 Fuß und hält 3200 Tonnen; der Raddampfer Atrato, ein Westindienfahrer, hat 340 Fuß Länge und 2720 Tonnen; der amerikanische Dampfer Golden Age hat 3000 Tonnen. Man weiß ferner, daß die Schnelligkeit des Schiffes nicht in direktem Verhältniß zur Menge der Pferdekraft gesteigert wird.

Die zwischen Liverpool und Newyork fahrenden Dampfer haben die Fahrt über den Ocean von Hafen zu Hafen, mehr als 3000 Seemeilen, schon in 9 Tagen 16 Stunden zurückgelegt; Nachrichten zwischen San Francisco in Californien und Newyork werden über den Isthmus von Panama jetzt in 22 bis 23 Tagen befördert, und über Nicaragua mindestens ebenso schnell. Hier ein Beispiel. Der Dampfer Golden Age verließ San Francisco am 16. November 1854 um 10 Uhr Morgens, war am 23. um 7 Uhr Abends in Acapulco, fuhr von dort am 24. um 6 Uhr früh nach Panama, wo er am 26. Abends ankam; er hatte 11 Tage 20 Stunden Fahrzeit von San Francisco gehabt. Die Reisenden und die Post wurden dann über die Landenge nach Aspinwall befördert am Morgen des 29. November, kamen noch an demselben Tage in Aspinwall an, wo am 28. die North Star von Newyork eingetroffen war, die Passagiere an Bord nahm, am 30. um 2 Uhr Nachmittags in See stach und in Newyork am 9. December, 11 Uhr Morgens, eintraf. Sie hatte unterwegs sehr stürmisches Wetter. Es traf sich, daß eben ein Collinsdampfer, die

Baltic, nach Liverpool abgehen wollte; sie nahm Posten und Passagiere auf, und sie sind auf diese Weise in 33½ Tagen von San Francisco nach England befördert worden! Der Dampfer Golden Gate kam von Panama her in San Francisco am 13. November 1834 an; er brachte dorthin Briefe, die am 20. Oktober Newyork verlassen hatten; die Beförderung von Stadt zu Stadt hatte 23 Tage und 10 Stunden gedauert, und es ist dabei in Rechnung zu bringen, daß man in Panama 24 Stunden warten mußte, um die Post von Neworleans einzunehmen, die sich verspätet hatte. Raschere Fahrten sind noch nie gemacht worden.

Die Dampfer haben auch in der Kriegsmarine eine bedeutende Stellung gewonnen. Als im Spätherbst 1853 die englische Flotte unter Admiral Dundas vor den Dardanellen Anker warf, zählte sie nur 10 Segelschiffe und 19 Dampfer, zusammen von 7492 Pferdekraft. Die Compagnien, deren Dampfer von den Regierungen für Beförderung der Post Unterstützung erhalten, sind in England wie in Nordamerika verpflichtet, ihre Schiffe für den Kriegsdienst zu stellen, sobald der Staat es verlangt. Als die Feindseligkeiten mit Rußland ausbrachen, setzte die englische Admiralität einen Ausschuß nieder, um zu untersuchen, wie viele Handelsdampfer im Nothfall als Kriegsschiffe ausgerüstet werden könnten. Es ergab sich, daß die Peninsular- and Oriental-company und die Royal Westindia-Mailcompany zusammen über 53 Dampfer verfügten. Von jenen der erstgenannten Gesellschaft, 33 an der Zahl, waren 11 von Holz und 22 von Eisen, zusammen von 11,567 Pferdekraft und 39,249 Tonnen. Von den 20 Schiffen der zweiten Gesellschaft waren 19 von Holz und 1 von Eisen; sie hatten 9550 Pferdekraft und 35,332 Tonnen. Von denselben fuhren Anfangs 1854 regelmäßig 16; von ihnen wurden 8 zum Kriegsdienst tüchtig befunden. Diese Handelsdampfer aber können, so werthvoll sie auch als Transportschiffe und dergleichen sich verwenden lassen, doch niemals die eigentlichen Kriegsdampfer ersetzen. Was für die Handelsfahrten vortheilhaft ist, der scharfe Bau des Bugs, erschwert das richtige Zielen; auch sind sie von vorne herein nicht darauf eingerichtet, viele Matrosen und Seesoldaten zu fassen; ihre sehr großen Schaufelräder können leicht zerschossen werden.

Bekanntlich werden jetzt viele eiserne Segel- und Dampf-

schiffe gebaut, und von den Werften an der Clyde, namentlich zu Glasgow, Dumbarton, Dundee und Greenock sind dergleichen schon zu hunderten abgelaufen. Sie haben indessen, nach dem Ausspruch von Sachverständigen, bei manchen Vorzügen auch einige Nachtheile. Wenn sie leck springen, so gehen sie rasch zu Grunde „wie ein Stein." Man baut sie deßhalb jetzt in der Weise, daß das Schiff in mehrere Abtheilungen gesondert wird, die sich im Nothfall völlig von einander absperren lassen. Sodann wirkt das Eisen, aller sorgfältigen Vorkehrungen ungeachtet, immer störend auf den Compaß, und bis heute hat man noch kein sicheres Mittel gefunden, diese nachtheilige Einwirkung zu beseitigen. Der Hamburger Dampfer Helene Sloman war von Eisen; er ging in Folge der Unregelmäßigkeiten des Compasses verloren, und ein Gleiches ist manchen englischen Schiffen begegnet.

Vergleicht man die einfachen Schiffe der Griechen, Römer und Phönicier, die Heerschiffe der Wikinger, die venetianischen Galeeren, die Kauffahrer der alten Hansa, mit den Segelclippern und Dampfern unserer Tage, so gewahrt man auf Einen Blick die wunderbaren Verbesserungen und Fortschritte im Schiffsbau und der Seefahrt überhaupt. Wir gehen an Bord eines jener großen Dampfer, wie sie zwischen Bremen, Liverpool und Newyork in der Fahrt sind. Der Kapitän hat drei Officiere unter sich, einen Hochbootsmann und eine ganze Compagnie von Seeleuten, dazu kommen die Ingenieure mit ihren Gehülfen. Unablässig sind zwei Officiere auf Deck in Thätigkeit; der eine steht auf der Fallreepstreppe beim Radkasten und schaut nach vorne aus, der andere steht am Compaßhäuschen und gibt dem Mann am Steuerruder Weisungen. Die Befehle, welche der Kapitän oder erste Officier austheilt, werden vom zweiten Officier laut wiederholt und weiter gegeben, bis sie zum Mann am Steuerruder gelangt sind. So ist das ganze Schiff trotz seiner Größe und zahlreichen Bemannung auf die einfachste Weise unter einheitlicher Leitung. Die Weisungen an den Ingenieur, schneller oder langsamer zu fahren, die Maschine zu stoppen oder wieder in Bewegung zu setzen, werden vermittelst einer Glocke gegeben, die am Radkasten befestigt ist, und welcher eine andere am Vorderkastell antwortet. Die Wachen, deren jede vier Stunden dauert, werden alle halbe Stunden angedeutet durch Anschlagen

von 1—8mal. Der Kapitän darf in seiner Aufmerksamkeit nie nachlassen, selbst bei Nacht brennt Licht in seiner Kajüte, damit er stets Karten, Compas und Barometer überblicken kann. Von Zeit zu Zeit kommt ein Seemann zu ihm, meldet, wie und woher der Wind weht und wie viel Knoten das Schiff in der Stunde zurücklegt. Der Kapitän gibt alle seine Befehle an den ersten Officier schriftlich, um Mißverständnisse zu vermeiden. Von größter Wichtigkeit ist die genaue Beobachtung des Compasses, aber auch der beste kann vollkommen unbrauchbar werden und Gefahr bringen, sobald irgend ein kleiner, an sich vielleicht durchaus unerheblicher Umstand der Beobachtung entgeht. Im Winter 1852 fuhr der Cunarddampfer Amerika, Kapitän Shannon, von Newyork nach Liverpool. Er war Halifax in Neuschottland bei dichtem Nebel angelaufen, und hatte dem wachthabenden Officier Befehl gegeben, das Schiff nach einem Punkte steuern zu lassen, der 30 Seemeilen östlich von Neufundland liegt. Er war sicher und wußte zuverlässig, daß das Schiff in diesem Falle von der felsenumgürteten Küste fern blieb. Der Punkt auf dem Compaß, bei welchem man die richtige Fahrt einhalten mußte, war genau bezeichnet. Als beim Morgengrauen der Kapitän auf Deck kommt, findet er zu seinem Schrecken, daß die Amerika in eine kleine Bai gelaufen war, und daß sie nach wenigen Minuten an den Steilklippen zerschellen mußte, die eben durch den Nebel zu erkennen waren. Er ließ sogleich die Maschine anhalten, dann zurückschlagen und rettete nur mit großer Mühe die Amerika in sicheres Fahrwasser. Alle seine Befehle waren genau befolgt worden, am Compaß schien alles in bester Ordnung, und doch war eine Mißweisung von 30 Seemeilen vorhanden. Man kam auf die Vermuthung, daß eine örtliche Derangirung vorhanden seyn müsse, man brachte alle am Bord befindlichen Compasse auf Deck, beobachtete sie und fand, daß auch nicht Einer mit dem andern übereinstimmte. Nach vielem Hin- und Hersuchen stellte sich heraus, daß der Punkt, welcher die beinahe verhängnißvoll gewordene Unordnung verursachte, nahe beim Schornstein des Ofens lag, welcher sich im Salon befand. Aber dieser Schornstein war von Messing und hatte noch nie nachtheilig auf den Compaß gewirkt. Bei näherer Besichtigung und Nachforschung ergab sich, daß zu Halifax in das

etwas beschädigte Messingrohr ein eisernes Rohr ohne Vorwissen des Kapitäns eingelassen worden war. Daher die Störung. Man sieht, auf wie scheinbar geringfügige Dinge es am Bord eines Schiffes ankommt.

Wir sagten schon, wie sehr die Frage nach Produkten die Schifffahrt gesteigert habe. Seit die Fabriken mit Dampf arbeiten, so viele Schiffe mit Dampf fahren, hat sich der Kohlenverbrauch ungeheuer gesteigert. Gegenwärtig laufen allein in die Tyne bei Newcastle jährlich mehr als 25,000 Kohlenfahrzeuge ein und aus, vor zwanzig Jahren kaum 10,000. Im Hafen von Marseille kamen vom 12. bis 15. November 1853 nicht weniger als 103 mit Getreide beladene Schiffe an; in der dritten Januarwoche 1854 warf eine kleine Flotte amerikanischer Schiffe bei Liverpool Anker. Sie brachte 66 Quarter Weizen, 140,892 Fässer Mehl, 36,438 Quarter Mais und 3350 Fässer Maismehl, alles aus den Vereinigten Staaten, im damaligen Marktwerth von 678,000 Pfund Sterling.

Als Californien plötzlich zu einer großen Bedeutung für den Weltverkehr gelangte und große Mengen von Waaren aller Art verbrauchte, kam es für die Kaufleute vor allen Dingen darauf an, die Güter, zum Beispiel aus Newyork und Boston, möglichst rasch nach Californien zu schaffen. Es konnte den Nutzen um 200 bis 300 Procent steigern oder mindern, ob ein Schiff einen Tag oder zwei Tage später oder früher in San Francisco eintraf. Diesen neuen Verhältnissen waren die alten Segelschiffe nicht gewachsen und die Dampferlinien waren noch nicht vorhanden; auch konnten diese keine Güter befördern, weil die Wege über Panama und durch Nicaragua noch nicht gebahnt waren. Man mußte also nach wie vor um das Kap Horn steuern. Der sinnreiche Kopf eines aus Schottland stammenden Yankees in Boston, Mac Kay, schaffte Hülfe in der Noth. Seit langer Zeit werden in Baltimore kleine scharf geschnittene Schiffe gebaut, die ungemein schnell segeln und unter dem Namen der Baltimore Clipper bekannt sind. Diese nahm Mac Kay zum Muster und brachte Verbesserungen bei seinen Clipperschiffen an, die er sehr groß baute, so daß sie 2000 Tonnen Trächtigkeit hatten. Sein erster Clipper war die fliegende Wolke, und sie eröffnete jenes wunderbare oceanische Wettrennen, das seit vier Jahren

immer lebhafter geworden ist; die fliegende Wolke legte, zum Erstaunen der seefahrenden Welt, die Fahrt von Newyork um die Südspitze Amerikas herum nach San Francisco in der beispiellos kurzen Zeit von 87 Tagen zurück, an manchen Tagen machte sie 374 Seemeilen. Das war noch nicht genug. Mac Kay baute wieder einen Clipper, die Sovereign of the Seas, die 56 Meilen mehr in 24 Stunden segelte als ihr Vorgänger. Das Schiff wurde einem deutschen Handelshause verkauft, das mit diesem Clipper binnen 11 Monaten eine Fracht von 40,000 Pfund Sterling, sage 280,000 Thaler preußisch realisirte. Seitdem sind hunderte von Clipperschiffen vom Stapel gelassen worden. Ein Bremer, an der Weser gebrauchter Clipper, Orpheus, Kapitän Schilling, kam am 23. December 1854 von Newyork in Bremerhafen an, er hatte die Reise in der unerhört kurzen Zeit von 18 Tagen und 6 Stunden zurückgelegt; diese Fahrt ist die schnellste, welche je ein Segelschiff von den Vereinigten Staaten nach dem Norden von Europa machte. Die Sovereign of the Seas hat im Sommer 1853 die Fahrt von Newyork nach Liverpool in 13 Tagen und 19 Stunden zurückgelegt.

Anfangs wagten es selbst die sonst so unternehmenden Nordamerikaner kaum, so keck und scharf gebauten „Schiffsungeheuern" eine Ladung Waaren anzuvertrauen; sie meinten, es könne mit den riesengroßen Clippern nimmermehr gut gehen. Bald aber stellte sich die Wahrnehmung heraus, daß ein Schiff den Stürmen, namentlich auch den so gefährlichen am Kap Horn, um so besser trotzt, je länger und breiter es ist. Man fand bald, daß die fliegende Wolke und die Sovereign of the Seas noch nicht groß genug seyen, und Mac Kay ließ im Herbst 1853 einen Clipper von 4000 Tonnen vom Stapel, die Great Republic. Zu demselben verwandte er 1,500,000 Fuß Tannenholz, 2056 Tons, je von 2000 Pfund, Eichenholz, 336½ Tons Eisen, 56 Tons Kupfer zum Verbolten, sodann Metallbekleidung, 4 Masten und 16,000 Quadratyards Segelwerk. Die schwerste Arbeit am Bord wird von einer Dampfmaschine verrichtet, die 15 Pferdekraft hat, sie besorgt das Ein- und Ausladen und hilft beim Aufziehen der Segel. Auf dem Schiffe befindet sich eine Vorkehrung, um das Salzwasser süß und trinkbar zu machen, und ein Blitzableiter sichert vor Gewitterschäden.

Der beispiellose Aufschwung im Verkehr und die ungemeine Regsamkeit im Schiffbau fällt in eine Zeit, welche in der Meteorologie, der Hydrographie der Oceane und in der Nautik großartige Fortschritte und Resultate aufzuweisen hat. Dove in Berlin, Redfield, Reid rc. fanden und erklärten die Gesetze, von welchen die Luftströmungen abhängig sind. Maury, Vorsteher der Sternwarte zu Washington, gab für die Schifffahrt praktische Weisungen, die von noch unberechenbarem Einflusse seyn werden. Schon jetzt stellt sich ihre Bedeutung als so erheblich heraus, daß man behaupten konnte, seit der allgemeinen Benützung des Compasses und der Erfindung des Chronometers habe die Seeschifffahrt kein so wirksames Förderungsmittel erhalten, als Maury's Nachweisungen über neue oceanische Fahrbahnen (Sailing directions).

Die großen Ergebnisse entsprangen aus kleinen Anfängen. Ein Schiffsführer, der zum erstenmal die Reise nach Rio Janeiro machen sollte, fragte einen in dieser Fahrt bewanderten Kapitän, welchen Cours er einschlagen solle, um schnell ans Ziel zu gelangen. Maury hörte diese Frage, und sie veranlaßte ihn zu dem Vorhaben, die von den Seeleuten auf ihren Reisen gemachten Erfahrungen zu sammeln, auf Seekarten zu verzeichnen, und dann aus einer Reihe von Thatsachen Folgerungen und Schlüsse zu ziehen. Zu diesem Behuf setzte er sich mit erfahrenen Seeleuten und mit den Beamten des hydrographischen Bureaus in Washington in Verbindung, und erließ ein Rundschreiben an Rheder und Kapitäne in aller Welt, mit der Bitte um Förderung und Unterstützung für sein gemeinnütziges Unternehmen. Freilich wurde dieselbe anfangs nur in sehr dürftigem Maße gewährt. Die ersten Anhaltpunkte gaben die Tagbücher im Seearchiv zu Washington; aus einer Zusammenstellung der in denselben enthaltenen Bemerkungen überzeugte sich Maury, daß von Newyork nach Rio de Janeiro eine kürzere Fahrbahn vorhanden sey, als jene, welche bisher die Kapitäne einschlugen. Ein Schiffsführer aus Baltimore verstand sich dazu, den neu vorgezeichneten Weg zu versuchen; demgemäß durchschnitt er die Linie unter dem 31 Grade westlicher Länge, am 24sten Tage nach seiner Abfahrt, während auf dem alten Wege der Aequator kaum vor dem 41sten Tage durchkreuzt wurde. Jener Kapitän machte

die Fahrt von Baltimore nach Rio und zurück in 75 Tagen, während es manche Beispiele gibt, daß ein Schiff allein für die Hinfahrt nahe an 100 Tage nöthig hatte. Dieses günstige Ergebniß erregte Aufsehen, von nun an liefen viele hunderte von Schiffstagebüchern bei Maury ein, und gegenwärtig sind tausende von Seefahrern auf allen Meeren Tag und Nacht thätig, um Beobachtungen niederzuschreiben, deren Benützung dem Handel und der Schifffahrt förderlich werden.

Ehe Maury's Wind- und Strömungskarten erschienen waren, bedurfte ein Schiff, das aus einem der nördlichen atlantischen Häfen der Vereinigten Staaten nach Rio de Janeiro segelte, wie bemerkt, durchschnittlich 41 Tage, um bis zum Aequator zu gelangen; auf der neuen Fahrbahn ist die Durchschnittszeit etwas weniger als 30 Tage. Aber die „Seeschlange" legte einmal, im Märzmonat, die Strecke in 18 Tagen zurück, und der Kapitän der „Stag Hound" meint, er würde sie in 16 Tagen gemacht haben, wenn ihm nicht im Sturm sein Topmast über Bord gegangen wäre, so daß er neun Tage lang ohne Haupttopsegel und zwölf Tage ohne Topgallantsegel war. Wie wichtig eine solche Abkürzung dieser Fahrt ist, kann man schon ermessen, wenn man weiß, daß vom Aequator südlich die Fahrt nach Rio gar keine Gefahren mehr darbietet. Zeit ist Geld. Allein auf der Fahrt nach Brasilien wird jetzt, gegen früher, mindestens 25 Procent an Zeit erspart. Solche handgreifliche Vortheile der neuen Methode brachen denn auch den Eigensinn der alten Seeleute, die bekanntlich gern steifnackig am Gewohnten und Hergebrachten hängen und sich nur ungern zur Annahme von Verbesserungen herbeilassen.

Nicht selten haben Schiffe alter Bauart zwischen Newyork und San Francisco auf gewöhnlichem Wege eine Fahrzeit von 180 Tagen gehabt; ein Clipper, der die auf Maury's Karten verzeichneten Richtungen und Bahnen einschlägt, gebraucht 90 bis höchstens 107 Tage. Wir sagten oben, daß unsere Zeit oceanische Wettrennen erlebe; sie kommen am häufigsten zwischen den oben genannten Plätzen vor. Dabei werden allstündlich die Course verzeichnet, die Bekalmungen angemerkt, welche in dem Stilltegürtel am Aequator (den sogenannten Pferdebreiten, horses latitudes) und jenen an den Wendekreisen (den sogenannten Doldrums) die Wettrenner aufhalten, und die Stürme

oder Strömungen, welche den einen zurückpeitschen, den andern vorwärts treiben.

Ein wirklich glorioses Schifferstechen, wenn wir unsern guten deutschen Ausdruck auf ein so großartiges Schauspiel anwenden dürfen, fand im Spätjahr 1852 statt. Eine Anzahl von Clippern ging von Newyork nach Californien in See: die wilde Taube am 12. Oktober, der John Gilpin am 29., der fliegende Fisch am 1. November, der Passatwind am 14. November. Diese Jahreszeit war für die Fahrt sehr günstig; alle vier Schiffe hatten Maury's Wind- und Strömungskarten am Bord, um den besten Nutzen aus den in ihnen enthaltenen Weisungen zu ziehen. Der fliegende Fisch machte seinem Namen Ehre, er glitt über die Wellen wunderbar rasch dahin, setzte Segel bei, was Masten, Raaen und Stengen nur tragen konnten, hielt sich aber etwa 200 Meilen leewärts von der vorgezeichneten Bahn. Schon am 16ten Tage war er unter 5 Grad nördlicher Breite und am andern Tage in den Doldrums in 4 Grad südlich und 34 Grad westlich. Von da ab erfuhr er keine Gunst mehr, weil er von der rechten Fahrbahn der Karten völlig abwich, er ging zu weit östlich. Maury's Anleitung zufolge soll ein Schiff den Stilltegürtel in so gerader Linie durchschneiden, wie es der Wind nur irgend erlaubt. So kam die wilde Taube zuerst beim Kap Horn an; dort wurde sie zehn Tage lang von einem Sturm aus Westen zurückgehalten, dort vom Fisch und vom Gilpin eingeholt, und alle drei doublirten gemeinschaftlich jenes gefährliche Vorgebirge. Nun waren sie im großen Ocean, durchschnitten am 30. December den 35sten Grad südlicher Breite, voran die Taube; die Aufregung der Mannschaften auf den verschiedenen Schiffen wurde immer größer; sie hatten freie See, guten Wind und bis zum Aequator 2500 Meilen. Der fliegende Fisch hatte wieder den Vorsprung gewonnen, die wilde Taube sausete hart hinter und neben ihm; der Gilpin blieb zurück und trieb nach Westen hin ab. Die beiden ersten erreichten den Aequator am 13. Januar; der Fisch durchschnitt ihn unter 112 Grad 17 Minuten, die Taube 40 Meilen weiter nach Osten, der Gilpin zwei Tage später unter dem 116ten Grade, und machte dann von dort die Fahrt bis zu den Pilot Grounds auf der Höhe von San Francisco in 15 Tagen. Aber der fliegende Fisch blieb Sieger; er war nach 92 Tagen und 4 Stun-

den an Ort und Stelle, der Gilpin in 93 Tagen 20 Stunden, die wilde Taube fuhr 118 Tage, der Passatwind 102 Tage; er hatte unterwegs eine Feuersbrunst am Bord gehabt.

Durch die Benützung der Wind- und Strömungskarten ist in der Fahrt zwischen Newyork und San Francisco eine Zeitersparniß von mindestens 35 Tagen durchschnittlich gewonnen worden. Die Fahrten von Europa nach Australien werden um 20 bis 30 Tage, also um einen vollen Monat abgekürzt; ein amerikanisches Schiff ist von Liverpool nach Sidney in 78 Tagen gefahren, sonst dauerte die Reise durchschnittlich 111 Tage. Wir ersehen aus Maury's Karten, daß die mehrfach erwähnte Sovereign of the Seas in 22 Tagen nicht weniger als 5391 nautische Meilen oder 6254 Statute Miles zurücklegte, das heißt also so viel, als der vierte Theil des Erdumfangs beträgt. Sie machte im Durchschnitt täglich etwa 283 Statute Miles, einmal 11 Tage hinter einander durchschnittlich 354 Statute Miles und 4 Tage lang durchschnittlich 398¾.

Maury unternahm seine Arbeiten allerdings zunächst für praktisch commercielle Zwecke, aber schon jetzt hat auch die Wissenschaft durch seine Bemühungen wesentliche Bereicherungen erfahren, namentlich die Meteorologie und die Hydrographie der Oceane. Abgesehen davon, daß die Fahrbahnen auf dem Meer so wesentlich kürzer geworden sind, ist ein System südlicher Monsune in den Aequatorialregionen und an der Westküste Amerika's entdeckt worden; sodann ist die vibratorische Bewegung der Passatwindzonen mit ihren Stilltegürteln und ihren Grenzen für jeden Monat im Jahre nachgewiesen worden. Der Lauf, die Gabeltheilung, die Grenzen und andere Erscheinungen des großen Golfstromes sind genauer bestimmt, und das Vorhandenseyn eben so merkwürdiger Systeme von Strömungen im indischen Ocean, an der Küste von China und an der Nordwestküste Amerika's ist näher nachgewiesen worden. Der Text, welcher die Wind- und Strömungskarten begleitet (Explanations and Sailing Directions to accompany the Wind and Current Carts, by Lieut. M. F. Maury. U. S. N. Superintendent of the National Observatory. Washington 1852; ich benütze diese vierte Auflage; es ist 1854 schon die sechste erschienen), enthält eine Reihe werthvoller Abhandlungen über den Einfluß des Golfstroms auf den Handel von Charleston, über die Meeresströmungen, über Erdmagnetismus und die Cir-

culation der Atmosphäre, den rothen Nebel und den Seestaub, die Wolken und den Aequatorialwolkenring, die geologische Wirkung der Winde, den Salzgehalt des Meeres und das offene Meer im arktischen Ocean. Von großem Interesse und eine Bereicherung der physischen Geographie des Meeres sind auch die auf Maury's Veranlassung gewonnenen bathymetrischen Resultate, namentlich jenes, durch welches sich herausstellt, daß der Boden des Meeres von der Küste Neufundlands bis nach Irland eine ebene Fläche, ein submarines Plateau bildet, das an keiner Stelle eine Tiefe über 1500 Faden hat. Diese Fläche hat keine Strömungen, und Maury hält dafür, daß das Anlegen eines elektrischen Telegraphen in dieser Region auf unüberwindliche Schwierigkeiten nicht stoßen werde.

Auf dem vielbesprochenen statistischen Congresse zu Brüssel befanden sich die Beauftragten vieler Regierungen, um gemeinschaftlich über ein gleichartiges System meteorologischer Beobachtungen auf See, und über wichtige hydrographische Fragen zu berathen. In dem vor mir liegenden Berichte finde ich, daß die Regierungen von Belgien, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Niederlande, Norwegen, Portugal, Rußland, Schweden und die Vereinigten Staaten von Nordamerika vertreten waren. Repräsentanten deutscher Regierungen finde ich nicht erwähnt.

Wer sich im Seewesen nicht geltend zu machen weiß, gilt überhaupt in den Augen der Völker nicht viel. Wir hoffen, in der hier entworfenen Skizze hinlänglich angedeutet zu haben, von welch ungeheurer Wichtigkeit das Seewesen auch für unser Vaterland ist. Sey man doch im Innern nicht ferner so binnenländisch beschränkt, sondern kräftige und schärfe den Blick, indem man ihn auf den Ocean richtet; lasse man das leidige Landrattenthum fahren, mache man sich die Bedeutung einer maritimen Machtstellung Deutschlands klar, und lasse den absurden Irrthum bei Seite, als seyen die Seeinteressen lediglich eine Angelegenheit der Hafenplätze und der deutschen Lande an der Seekante. Man sollte den Kindern an den Alpen und in Thüringen, in Bayern und Württemberg, oder wo sonst, Modelle von Seeschiffen in die Hände geben, und sich überhaupt mehr um ein Element kümmern, das so frisch ist und so frisch macht.

Auf jenem Brüsseler Congresse wurden die Regierungen zum

Theil durch höhere Militärs vertreten, Soldaten arbeiteten an einem Werke des Friedens, und beriethen über Beschleunigung des Verkehrs. Maury entwarf den Bericht, in welchem beantragt wurde, man möge alle Regierungen bitten, daß Schiffe, welche auf Entdeckungs- und Beobachtungsreisen sich befinden, überhaupt zu wissenschaftlichen Zwecken ausgesandt wurden, auch in Kriegszeiten unbelästigt bleiben.

Noch eine Bemerkung zum Schlusse. Unser Deutschland ist, wie schon bemerkt, unter den Ländern der Welt, in Bezug auf Seefahrt und Handel, das dritte an Bedeutung. Es hat aber keine Kriegsflotte zum Schutze seiner Interessen auf See. Es hat sodann stets gehabt und hat noch die größten Astronomen, Mathematiker und Physiker. Es besitzt aber nicht eine einzige Schule für Seefahrer, die auch nur annähernd von irgend welcher Bedeutung wäre; was vorhanden ist, das sind Anstalten, in welchen Steuerleute zum Kapitänsexamen abgerichtet werden. Es gibt keine höhere nautische Schule für Deutschland, nicht einmal in der Weise, wie Handelsschulen vorhanden sind. Wir müssen es leider gestehen, daß wir „denkenden und wissenschaftlichen" Deutschen für die praktische Nautik und die nautischen Wissenschaften sehr wenig geleistet haben. Unsere Schiffsführer sind durchschnittlich tüchtige, brave, wackere, unerschrockene Leute, und sie fahren ihre Schiffe gut; aber es sind verhältnißmäßig sehr wenige unter ihnen, die eine höhere, die eine wissenschaftliche Bildung haben. In der neuesten Zeit, seitdem manche Söhne gebildeter Eltern sich von Jugend auf dem Seedienst widmen, zum Theil junge Leute, die auf Gymnasien und Realschulen gute Grundlagen gewonnen, gestalten sich die Dinge etwas günstiger. Selbst die rohe Plumpheit solcher Rheder, die erklären, daß sie einem gebildeten Kapitän kein Schiff geben wollen, wird allmählig verschwinden, und es wird dahin kommen, daß unsere Seefahrer nicht bloß praktisch tüchtig, sondern auch in größerer Anzahl als seither wissenschaftlich und weltmännisch gebildet sind.

Karl Andree.

Die Gemeindeordnung in Württemberg

und

der neue Entwurf wegen Aenderung derselben.

Das Ministerium des Königreichs Württemberg hat zur Abänderung der bestehenden Gemeindeordnung dem ständischen Ausschuß einen Entwurf vorgelegt, der eine in dieser Zeit politischer Erschlaffung ungewöhnliche Bewegung, viele Versammlungen und zahllose Petitionen hervorgerufen hat, und der für die Wirksamkeit der jetzt versammelten Stände und die Entwicklung des politischen Lebens in Württemberg jedenfalls von großer Bedeutung ist.

Zur Orientirung über die bei diesem Entwurf entscheidenden Fragen, besonders für Leser, welche mit den württembergischen Zuständen weniger bekannt sind, mag Folgendes dienen.

Die gemeindebürgerlichen activen und passiven Wahlrechte waren bisher ohne allen Zweifel auf die liberalste Weise, oder vielmehr den am weitesten ausgedehnten Forderungen des extremsten Liberalismus gemäß geordnet, und nehmen unter allen deutschen Gemeindegesetzen Deutschlands eine ganz abweichende, exceptionelle Stellung ein.

Alle andern deutschen Gemeindegesetze, mit Ausnahme des wieder suspendirten preußischen von 1850, und theilweise des Gesetzes von Hessen-Darmstadt, bedingen das active gemeindebürgerliche Wahlrecht durch den Besitz des Bürgerrechts; die meisten Gesetze fordern außerdem von dem, welcher dieses Recht ausüben will, den Besitz eines bestimmten Vermögens, oder theilen die Wähler im Verhältniß ihres Vermögens nach Klassen ein, wie die Gesetze von Hessen-Darmstadt, Baden, Preußen; sie fordern ferner,

wie im Königreich Bayern, für die wichtigeren Aemter indirekte, sorgfältigere Prüfung, erleichternde Wahlen oder Prüfung und Bestätigung der Wahlen durch die Aufsichtsbehörden.

Von allen diesen, die Güte der Wahlen verbürgenden Beschränkungen enthält die württembergische Gemeindeordnung nichts.

Hier gelten direkte Wahlen ohne allen Census, ohne alle Bedingung des Besitzes von Vermögen, selbst ohne die Bedingung des Bürgerrechts bei denjenigen, welche drei Jahre lang auch nur die geringste Steuer zahlten. Hier findet auch kein Prüfungs- und Bestätigungsrecht für die Aufsichtsbehörden bei allen Gemeinderathsstellen statt, und nicht einmal bei der Wahl des Ortsvorstehers, wenn für ihn zwei Drittheile aller Stimmen sich vereinigten, so daß die Regierung Männer, welche die Woge der Volksgunst zu den Gemeinderaths- und Ortsvorsteherstellen emporgehoben hat, annehmen und verpflichten muß, auch wenn sie nicht die geringste Bürgschaft ihrer Befähigung und Unparteilichkeit darbieten, daß sie Männer, welche nicht einmal lesen oder schreiben können, zu Ortsvorstehern verpflichten muß, bei welchen doch so ungemein viel geschrieben wird, und so viele Kenntnisse und Erfahrungen nöthig sind.

Einen auffallenden Gegensatz gegen diesen Ultraliberalismus der Wahlrechte bilden dagegen die materiellen Rechte der Gewählten und der Gemeinden überhaupt.

In keinem andern deutschen Land sind die materiellen Rechte der Gewählten und der Gemeinden so eng zugemessen, so sorgfältig unter Aufsicht gestellt, als in Württemberg.

Die Städteordnung Preußens von 1808, auch die revidirte von 1831, erklärt die Fertigung der Gemeindeetats und die Prüfung der Gemeinderechnungen in der Regel unabhängig vom Aufsichtsrecht des Staats. Auch die neueste Gemeindeordnung des Königreichs Hannover von 1851 überläßt die Entwerfung der Etats und die Prüfung der Rechnungen den Magistraten, unbeengt durch das Aufsichtsrecht des Staats. Aehnliches bestimmt die Städteordnung des Königreichs Sachsen von 1832 und 1837. Auch die Gemeindeordnung des Großherzogthums Sachsen-Weimar erklärt, bei einstimmig gefaßten Beschlüssen der Gemeindebehörden, die Genehmigung der Aufsichtsstellen nicht für nöthig. Alle diese Gesetze erkennen in der Regel ein

Bedürfniß der Staatsregierung, in den Geschäftskreis der Gemeinden einzugreifen, nur wenn Beschwerden aus denselben an sie gelangen, und erklären die innere Einheit und Einstimmigkeit einer Gemeinde als Bedingung ihrer Selbstständigkeit.

Andere Gesetze, welche nicht so weit gehen, beschränken doch die Pflicht anzufragen auf einzelne Fälle, besonders in größern Gemeinden. Im Königreich Bayern ist durch das Edikt von 1818 der Unterschied ausgesprochen, daß die kleinern Städte und Gemeinden, bei allen Erwerbungen, Veräußerungen von Realitäten, Aufnahme von Passivkapitalien, Anlehen an Magistratsmitglieder, anzufragen haben, größere Gemeinden aber nur wenn sie bestimmte Summen dabei überschreiten. In Kurhessen haben die größern Städte nur bei Veräußerung von Liegenschaften im Werth von 600 Thalern, die kleinsten bei solchen von 50 Thalern anzufragen. Das neue Gemeindegesetz des Herzogthums Nassau vom 12. December 1848 verlangt die Einholung der Erlaubniß von großen Gemeinden nur bei Veräußerungen des Gemeindevermögens, im Werth von 150 fl., von kleinern Gemeinden, wenn der Werth 50 fl. beträgt; ferner bei Waldausstockungen und außerordentlichen Holzhieben, bei Abänderung des Allmandgenusses und Einführung neuer Abgaben.

Das Gesetz des Großherzogthums Baden vom 17. Februar 1832, welches durch neuere Gesetze in dieser Beziehung keine Aenderung erhielt, unterscheidet in §. 151 bei der Aufsicht des Staates zwischen Gemeinden unter 3000 Seelen und den andern größern, verlangt die Staatsgenehmigung von den erstern nur bei Veräußerung des unbeweglichen Gemeindevermögens, das den Anschlag von 1000 fl. übersteigt, bei der Vertheilung desselben und der Art der Vertheilung, bei Verwendungen des Grundstocksvermögens zu laufenden Bedürfnissen, bei allen Kapitalaufnahmen, die nicht zur Tilgung von aufgekündigten Kapitalien verwendet werden, bei Neubauten, welche nicht von den ordentlichen Einkünften der Gemeinde bestritten werden, bei Einführung eines Octroi, bei außerordentlichen Waldhieben und bei Gehaltsveränderungen der Gemeindebeamten. Dieses Gesetz geht hingegen weiter bei Gemeinden unter 3000 Seelen, jedoch auch mit der Beschränkung, daß selbst diese Gemeinden bei Veräußerungen

unbeweglicher Güter nur anzufragen haben, wenn der Betrag 50 fl. übersteigt.

Auch die neue Gemeindeordnung des Großherzogthums Sachsen-Weimar von 1852 unterscheidet in dieser Beziehung zwischen Gemeinden unter 2500 Einwohnern und andern.

Nur das Gemeindegesetz des Großherzogthums Hessen von 1821 anerkennt keinen Unterschied zwischen großen und kleinen Gemeinden und verpflichtet immer ihre Vorsteher anzufragen, wenn bei Versteigerungen nicht der Betrag des Ueberschlags erreicht wird, und bei allen Veräußerungen ohne Aufstreich, die nicht ganz unbedeutend sind. Aber dieses Gesetz war der französischen Gemeindeverfassung und dem dort herrschenden bureaukratischen Centralisationssystem ganz genau nachgebildet, und hat die Gemeinden unter die unmittelbare Aufsicht des Staats gestellt, die Befugnisse des Bürgermeisters ganz denen eines Maire in Frankreich gemäß geordnet. Doch unterschied auch dieses Gesetz noch zwischen unbedeutenden Veräußerungen und bedeutenden, zwischen Fällen, wo kein Mitglied des Gemeinderaths widerspricht und wo Einstimmigkeit herrscht, und beschränkt die Pflicht anzufragen bei unbedeutenden Fällen und einstimmig gefaßten Beschlüssen.

Abweichend von allen diesen Gesetzen und nur theilweise übereinstimmend mit dem der französischen Doktrine nachgebildeten Gesetz des Großherzogthums Hessen-Darmstadt, verlangt nun dagegen das Gemeindeedikt Württembergs von 1822 die Vorlegung aller Gemeindeetats und Gemeinderechnungen zur Prüfung und Genehmigung, ferner die Genehmigung der Staatsbehörden für einzelne Handlungen, in einer bei den andern Gesetzen nicht bekannten Ausdehnung, und zwar ohne alle Rücksicht auf die Größe oder die Unbedeutendheit des Betrags und der Gemeinden und auf die Einstimmigkeit oder die Verschiedenheit der Stimmen, ganz im Geist des französischen Nivellirungssystems, so daß die größten Gemeinden nicht über eine Scholle Land verfügen dürfen, ohne angefragt zu haben. Es verlangt nämlich dieses Edikt die Staatsgenehmigung nicht bloß in einzelnen, genau bestimmten Fällen als Ausnahmen der im übrigen anerkannten Freiheit, sondern es bezeichnet 13 besondere Fälle, welche denen der Gesetze anderer Länder ziemlich gleich sind, bezeichnet

aber diese 13 Fälle ausdrücklich nur als Beispiele von drei allgemeinen Regeln, unter welche man ohne Schwierigkeit alle Fälle subsumiren, und mit welchen man die ganze Freiheit der Gemeinden zudecken und absorbiren kann. Denn es sollen die Gemeinden immer anfragen, so oft das Interesse der gegenwärtigen Bürgerschaft und der künftigen, der Gemeindebehörden und der Gemeinde, endlich der Gemeinde und der übrigen Staatsgenossen getheilt ist, und es sollen jene 13 Fälle nur Beispiele seyn, in welchen jene Regeln vorzugsweise Anwendung finden.

Die Folge dieser ganz eigenthümlichen, die Aufsichtsbehörden ausdrücklich zur analogischen Auslegung verpflichtenden, die Unfreiheit zur Regel erhebenden Bestimmung ist nun auch, daß vorsichtige Gemeindebehörden, um sich keiner Verantwortung auszusetzen, in der Regel immer, oft zur großen Belästigung der Staatsbehörden selbst, anfragen, daß in Städten von nur mittlerer Ausdehnung die Fälle, in welchen angefragt wird, oft mehrere hundert des Jahres betragen, daß nicht selten die Zahl der Fälle, in welchen angefragt wird, sogar größer ist, als die derjenigen, welche ohne anzufragen erledigt werden.

Als die Edikte von 1819 und 1822 die Pflicht, in so vielen Fällen anzufragen, aussprachen, fiel diese Bestimmung zwar nicht besonders auf. Man war in Württemberg seit langer Zeit an ein anderes Verhältniß nicht gewöhnt. Große Beschränkungen der ursprünglichen Freiheit wurden schon durch die Landesordnung vorgeschrieben, diese wurden noch durch die Communordnung vermehrt, unter der unumschränkten Herrschaft des Königs Friedrich war vollends jede Spur von der materiellen wie der formellen Gemeindefreiheit verschwunden, und man kannte die Gemeinderäthe nur als die untersten abhängigen Diener der Staatsgewalt, als die gefügigen Werkzeuge der Bureaukratie.

Aber als König Wilhelm bald nach seiner Thronbesteigung zuerst durch einzelne Verordnungen, alsdann durch die Edikte von 1819 und 1822, die unter zweihundertjährigem Moder vergrabene Gemeindefreiheit wieder in's Leben zurückzurufen unternahm, blieb unläugbar der materielle Theil derselben, die Befugniß der Gewählten, weit zurück gegen die formellen Rechte, das Recht zu wählen und gewählt zu werden, und verglichen mit der Ausbildung dieser materiellen Rechte in mehreren andern

deutschen Staaten, besonders in der preußischen Städteordnung von 1808, welche doch den Anstoß zu allen neuen Gemeindeordnungen in Deutschland gegeben hat.

Auch die andern Rechte der Gemeinden, welche die moderne Staatskunst nicht als denselben eigenthümliche, sondern nur als ihnen anvertraute bezeichnet, die Jurisdiktion, die Polizei, das Besteuerungsrecht, wurden nicht in dem Verhältniß zurückgegeben, wie nach der verkündigten Wiederherstellung der Freiheit der Gemeinden erwartet werden konnte, wiewohl in dieser Beziehung die Gemeindeordnung Württembergs von der anderer deutschen Staaten weniger abweicht.

Insbesondere wurde erst durch diese Edikte das Hauptrecht der Gemeinden, welches man früher immer als die sicherste Grundlage aller Gemeindefreiheit betrachtet hatte, die Jurisdiktion der ersten und zweiten Instanz den Gemeinden bis auf einige Reste förmlich abgenommen.

Der Sache nach war zwar, als jene Edikte erschienen, dieses wichtige Recht auch nicht mehr in den Händen der Gemeinden. Die Organisationen, welche mit der Aufhebung der alten Verfassung, seit dem Jahr 1806 in's Leben traten, hatten die wesentlichsten Theile der Rechtspflege bereits den Provinzialjustizkollegien, Kriminalräthen und höhern Gerichten übertragen. Aber die Stadt- und Dorfgerichte bestanden doch noch, wenn auch nur mit der Vorbereitung der Prozesse und der Vollziehung der Erkenntnisse beauftragt. Bis zum Jahr 1806 hatten aber die Stadt- und Dorfgerichte die Jurisdiktion unbeschränkt und zwar die der ersten und der zweiten Instanz, wenn sie gleich dieses Recht nur mit der Verpflichtung und Gewohnheit in schwierigeren Fällen bei gelehrteren Behörden oder Personen Rath zu holen ausübten.

Abweichend von der Gerichtsverfassung der meisten deutschen Länder, besonders in den letzten Jahrhunderten, war für die Gerichtsbarkeit der ersten Instanz nicht ein bloßes Privilegium größerer Städte, sondern ein integrirender Theil der Gemeindeverfassung des ganzen Landes, und nannte man die Mitglieder der Dorfgemeinden immer Bürger und Bauern, nicht wie in so vielen andern Ländern bloß Bauern im Gegensatz der Bürger. Dieses Urrecht des deutschen Volkes, seiner Gemeinden, sich selbst Recht

zu sprechen, nicht von Fremden sich sprechen lassen zu müssen, welches sich in Württemberg, umgeben von vielen freien Städten, noch am besten, wenigstens der Form nach, erhalten hatte, und das auch im Jahre 1806 mehr suspendirt als aufgehoben war, ging formell und thatsächlich erst durch die Edikte von 1819 und 1822 für die Gemeinden verloren. Die Polizei wurde zwar den Gemeinden zurückgegeben, aber mit der Beschränkung auf die Ortspolizei, und bei der großen Unbestimmtheit und Dehnbarkeit dieses Worts vielfacher Deutung und Beschränkung fähig. Bei dem uralten Recht der Besteuerung erhielten die Gemeinden auch mehr Lasten als Vortheile zurück. Insbesondere wurde bald das Recht der Gemeinden, die direkte Staatssteuer zu erheben, durch ihre Folgen und Kosten, vorzüglich durch die Pflicht, für die Ausfälle einzustehen, als eine große Last erkannt.

Aber diese enge Begränzung der zurückgegebenen materiellen ursprünglichen und der anvertrauten Gemeinderechte stand unverkennbar mit dem Ultraliberalismus der formellen Rechte, der Wahlrechte im engsten Zusammenhang. Die Regierung konnte deßwegen, weil die ultraliberalen Wahlformen ihr so gar wenig Bürgschaft für die Befähigung, Würdigkeit und Unpartheilichkeit der Gewählten gaben, den Gemeinden weniger Recht anvertrauen und zurückgeben, als sonst der Fall gewesen wäre, und sie mußte die zurückgegebenen Rechte sorgfältiger unter Aufsicht behalten, als in andern Ländern geschah und sonst ein Bedürfniß sich gezeigt hätte.

Wie konnte eine wohlwollende vorsorgende Regierung Befugnisse der höhern Polizei, der Rechtspflege Männern anvertrauen, welche gar keine andere Bürgschaften ihrer Tüchtigkeit aufzuweisen hatten, als die Stimmen einer Masse von Menschen, der jede Möglichkeit fehlt, die zu solchen Aufträgen nöthigen Fähigkeiten zu prüfen? Hatte nicht die Regierung hinreichenden Grund zu Besorgniß wegen zweckmäßiger Verwaltung des Gemeindevermögens, wegen Verschleuderung der Kapitalien-Realitäten der Gemeinden, so lange die ungegliederte Menge den letzten Ausschlag bei den Wahlen zu geben befugt ist? Auch die Größe der Gemeinden konnte die Regierung nicht zu Ausnahme von der allgemeinen Pflicht des Anfragens bestimmen, da man der

uneingetheilten Mehrzahl in den großen Gemeinden größere Einsicht nicht zutrauen kann, als der Masse in den kleinsten Städten und Gemeinden.

Die Vorsorge der Regierung, welche die materiellen Rechte der Gemeinden und der von ihnen ernannten Gemeindebeamten in umgekehrtem Verhältniß zu der Größe der formellen feststellte, wurde auch durch die Erfahrung seit der Veröffentlichung der Edikte von 1819 und 1822 hinlänglich gerechtfertigt. Die Mehrzahl der Gemeinden zeigte nicht einmal sich im Stande, die ihnen mit Vorsicht und Auswahl zurückgegebenen Rechte zweckmäßig zu handhaben und zu benutzen.

Die Rechte der den Gemeinden zurückgegebenen Jurisdiktion, die Gerichtsbarkeit in liquiden Schuldklagen, die freiwillige Gerichtsbarkeit und das Friedensrichteramt, auch die Entscheidung in geringfügigen Sachen wird von den meistens rechtsunkundigen, oft kaum des Schreibens vollständig kundigen und von den Gemeindegenossen gar zu abhängigen Ortsvorstehern und Gemeinderäthen der Dorfgemeinden häufig so ungenügend und nicht selten so nachlässig besorgt, daß darüber jetzt beinahe nur Eine Stimme und Klage im ganzen Land zu hören ist. Auch von den mehr befähigten, doch auch nicht hinreichend dafür ausgebildeten und dazu belohnten Gemeinderäthen und Ortsvorstehern der Städte geschieht in dieser Hinsicht bei weitem nicht das Genügende. Sie überlassen das Meiste dabei Aktuaren der Stadtschultheißen, welchen die nöthige Ortskenntniß und die Hauptbedingung des Wirkens, das persönliche Vertrauen fehlt.

Viele Gemeindevorsteher, besonders der Dorfgemeinden, verfügen Exekution bei den einfachsten und bei vollkommen liquiden Schuldsachen nur, nachdem sie bei den Oberamtsgerichten wegen Saumseligkeit in der Hülfeleistung verklagt worden, um das Gehässige der Maßregel bei ihren Gemeindegenossen von sich weg und auf die vorgesetzten Oberamtsgerichte zu wälzen. Das in tüchtigen Händen so wichtige Friedensrichteramt ist in den meisten Fällen nur eine Last und Zeitversäumniß für die Betheiligten, deren Klagen von den Oberamtsgerichten nicht angenommen werden, bis sie ein Zeugniß des fruchtlos betretenen Sühnversuches von den Gemeinderäthen beibringen, während die Erfolglosigkeit schon vor dem Versuch zu erwarten war. Selbst

die meisten Entscheidungen in Bagatellsachen gelangen im Beschwerdeweg an die Oberamtsgerichte. — Der Sache nach ist dieser ganze Theil der Jurisdiktion bereits aus den Händen der Gemeinderäthe in die der Oberamtsgerichte durch zahllose Beschwerden übergegangen, nur mit großer Belästigung dieser Oberamtsgerichte, welche meistens schneller die Geschäfte erledigen könnten, wenn sie ihnen ursprünglich und nicht erst im Beschwerdeweg zugetheilt wären, aber auch mit ebenso großem Schaden oder Unlust der Gemeinderäthe und der Betheiligten. Besonders der Credit der Genossen der Dorfgemeinden, auf welchen ohnedieß viele nachtheilige Umstände einwirken, wird noch mehr geschwächt durch die so ungenügende Rechtshülfe, die man oft von ihren Vorstehern zu erwarten hat.

Vorzüglich war auch die Uebertragung der freiwilligen Gerichtsbarkeit an diese Gemeinderäthe nachtheilig für den Credit.

Die allzu sehr begünstigte Niederlassung und Verehelichung mittelloser Personen, verbunden mit der freigegebenen Parcellirung des Bodens hatte eine unnatürliche Steigerung des Werths der Parcellen eine Zeit lang hervorgerufen, welche mit dem Werth ganzer Güter und mit dem aus denselben ohne den nöthigen Viehstand nachhaltig zu erzielenden Nutzen in keinem Verhältniß stand und nur vorübergehend, durch Begünstigung außerordentlicher Zufälle und durch Unterstützungen, sich zu begründen schien.

Die meisten Gemeinderäthe legten aber bei Einschätzungen zum Behuf von Geldaufnahmen diese übertriebenen, nur zufällig eine Zeit lang gerechtfertigten hohen Werthe zu Grund, leisteten dem Verlangen der Schuldner und der bei den Geldaufnahmen nicht selten wegen ihrer Gebühren und sonst interessirten Rathsschreibern und Hülfsbeamten nicht hinreichenden Widerstand, ließen sich sogar häufig zu weitern Steigerungen der Werthe zum Zweck der Geldaufnahmen auf Nachhypotheken hinreißen, als bereits die bisher angenommenen Werthe sich nicht mehr als nachhaltig zeigten, die außerordentlichen Hülfsquellen zu versiegen begannen, und der schon vorhandene Ruin nur noch durch neue Geldaufnahmen zu verhüllen war.

Zahllose Verluste, die Millionen von Gulden betragen, tausende von Gantungen wurden auf diese Weise hervorgerufen, die man bei Einschätzungen durch gehörig unberichtete und selbst-

ständigere, von der Volksgunst weniger abhängige Beamte vermieden hätte, und deren größter Nachtheil in diesem Augenblick besonders noch darin besteht, daß eine weit verbreitete Creditlosigkeit herrscht, und das Vertrauen nun auch den Besitzern fehlt, welche solches sonst verdienen würden.

Die eifrigsten Anhänger der alten liberalen Wahlformen sind auch vollkommen überzeugt, daß die auf solche Weise gewählten Ortsvorsteher diesen Theil der Jurisdiktion nicht gehörig besorgen können. Sie suchen aber diesen Widerspruch mit ihren sonstigen Ansprüchen dadurch zu beseitigen, daß von ihnen vorzugsweise wiederholt die Anträge ausgehen, die Jurisdiktion vollends den Gemeinderäthen abzunehmen und den Staatsbehörden zu übertragen, also die Gemeinden gerade desjenigen Rechts zu entkleiden, welches man früher so viele Jahrhunderte als den Mittelpunkt und den Kern der Gemeindefreiheit betrachtete, für dessen Erwerbung aus den Händen der landesherrlichen Beamten die Gemeinden die größten Opfer nicht gescheut und viele Generationen hindurch gekämpft hatten. Sie verlangen daher ganz im Widerspruch mit den frühern Vorkämpfern für die Volksfreiheiten, daß die Regierung den Gemeinden diesen Inhalt abnehme, um eine bloße glänzende Form der Freiheit zu erhalten.

Aber es ist das eine große Täuschung. Nicht einmal die Form der Freiheit wird man retten, wenn vollends die Gemeinderäthe nur noch auf die Vermögensverwaltung und Ortspolizei, besonders in der bisherigen Abhängigkeit, beschränkt werden. Diese glänzende Form wird, muß zusammenbrechen, so wie der Inhalt noch mehr verringert worden, selbst wenn die Regierung sie als ungefährliches Blendwerk nach der weiteren Entkleidung des Inhalts ganz ungeändert stehen läßt. Denn wo sind in Württemberg hinreichend viele Männer, welche ein so mühsames und undankbares Amt mit Eifer übernehmen wollen und können, besonders wenn vollends durch die Entziehung der freiwilligen Gerichtsbarkeit der letzte Theil der materiellen Belohnung, der Bezug von Sporteln den Gemeinderäthen entzogen wird.

Ebenso unfähig zeigten sich die so gewählten Magistrate, ungeachtet der Thätigkeit und Tüchtigkeit vieler einzelner Mitglieder, die Polizei auf entsprechende Weise auszuüben. Schon in den Jahren 1828 und 1833 wurde ihnen durch ein neues Bürgerrechtsgesetz

zwar noch die Entscheidung bei Bürgerrechts- und Verehelichungsgesuchen gelassen, aber mit so bedeutenden Beschränkungen, daß der ihnen dabei gestattete Spielraum sehr beengt war. Besonders beurkundet das ganz eigenthümliche Verbot, auf das örtliche Bedürfniß, die Einrede der Uebersetzung bei solchen Gesuchen Rücksicht zu nehmen, das man in den Gesetzen keines andern deutschen Landes in dieser Ausdehnung wieder findet, und das auch in dem Gesetz des Großherzogthums Baden nur mit Beschränkungen ausgesprochen ist, ein ungewöhnlich großes Mißtrauen in die Unbefangenheit, Unparteilichkeit und Einsicht der Gemeindebehörden.

Durch die Gewerbeordnung von 1836 wurde vollends die Polizei in Gewerbesachen den Gemeinderäthen ganz entzogen und den Staatsbehörden übertragen und damit die Unfähigkeit der Gemeinden, diesen wichtigen volkswirthschaftlichen Theil ihrer Befugnisse gehörig zu besorgen, ausgesprochen. Es gingen aber die tief in das Gemeindeleben eingreifenden Gesetzesvorschläge darüber bei den Kammern durch, ohne daß ein besonderer Widerspruch von den Abgeordneten und den Gemeinden bemerkt wurde; es wurde damit daher auch von den Organen des Volkes der Grund zu diesem Mangel an Vertrauen in die Gemeinderäthe stillschweigend zugegeben.

Schon im Jahr 1842 wurde dann auch derselben Ueberzeugung gemäß, gleichfalls mit höchst geringem Widerstand der Gemeinden und der Wortführer der Volksfreiheit, den die Polizei den zwei angesehensten Städten des Landes, Städten, bei deren Vorstehern man doch mehr Tüchtigkeit als in allen andern Gemeinden erwarten konnte, abgenommen und der Staatsgewalt übertragen.

Die sturmvollen Zeiten der Jahre 1848 und 1849 zeigten auch thatsächlich in so vielen Gemeinden die gänzliche Unfähigkeit dieser ganz abhängigen und oft so unkundigen Gemeinderäthe, die Ordnung und Sicherheit zu wahren, und begünstigten den Ausbruch von Excessen, welche gewiß nicht in der Ausdehnung bei anderer Organisation der Gemeinden vorgekommen wären.

Auch mit dem den Gemeinden noch gestatteten Recht, Octroigebühren zu erheben, wurden unglückliche Versuche gemacht.

Scheinbar etwas besser qualificirten sich längere Zeit die Gemeinderäthe bei Verwaltung ihres Gemeindevermögens. Man bemerkte wenigstens in den bis zum Jahr 1845 fortgesetzten Veröffentlichungen des Gemeindehaushalts ein erfolgreiches Streben

der Gemeinden, ihre Passiven zu tilgen und eine reine Vermögensverwaltung herzustellen. Aber wie häufig war auch hier nur alles Schein und stand der Erfolg in keinem Verhältniß zu dem Zweck der Gemeinde, dem allgemeinen Wohl der Gemeindegenossen!

Es besteht in Württemberg die ganz eigenthümliche Einrichtung, daß in die Gemeinderechnungen nur Activausstände und Activkapitalien bei der Berechnung des Grundstocks aufgeführt werden, dagegen regelmäßige Taxationen des Vermögens und der Realitäten nicht stattfinden und die darin ruhenden Werthe unbekannte Größen sind. Es hätte dieser Mangel schon des Credits der Gemeinden wegen längst verbessert werden sollen. Aber besonders diente diese mangelhafte Eigenthümlichkeit der Gemeindeverwaltung dazu, daß das Streben der Aufsichtsbehörden, einen reinen Gemeindehaushalt herzustellen und die Passiven ohne Verminderung des Grundstocks zu tilgen, häufig ganz illusorisch wurde.

Gar häufig wurde das Drängen der Aufsichtsbehörden auf Tilgung der Passiven nur durch Vernachläßigung der Realitäten, Unterlassung von Reparationen und Bauten oder durch Vertauschen von Realitäten von scheinbar geringem Werth erreicht. Wie ist eine reine Vermögensverwaltung, eine gehörige Aufsicht über dieselbe möglich, so lange die Größe des Vermögens unbekannt ist?

Aber auch da, wo man diese Unkenntniß nicht zu Täuschungen benutzte, wurde doch häufig die Tilgung der Schulden durch Gemeindeumlagen ausgeführt, ohne hinreichende Berücksichtigung der Geldkräfte der Gemeindegenossen und ihrer Erwerbsmittel, wie solches bei der abstrakten Ausscheidung des Gemeindehaushalts von dem Haushalt und Erwerb der einzelnen Gemeindegenossen, seit der Uebertragung der Gewerbepolizei auf die Oberämter und übrigen Aufsichtsstellen des Staates kaum anders zu erwarten war. Es wurde in vielen Gemeinden eine reine Gemeindehaushaltung, die Tilgung der Gemeindeschulden nur hergestellt auf Kosten und zum Nachtheil des Haushalts des Einzelnen, mit Vermehrung der Schulden der Gemeindegenossen.

Das Vermögen der Gemeinden schien nach der letzten darüber veröffentlichten Zusammenstellung zwar nur gegen acht Millionen Gulden zu betragen, wie auch in dem neuesten inhaltsreichen Werk des Freiherrn v. Reden, Statistik von Deutschland, diese Summe als der Betrag des Gemeindevermögens angegeben ist.

Aber weil dabei nur die Activausstände berechnet sind, die Waldungen der Gemeinden, Stiftungen hingegen nach Memminger gegen 600,925 Morgen umfassen, daher allein einen Werth von gegen 60 Millionen haben, so kann man den gesammten Werth des Gemeindevermögens in Württemberg an Aktivkapitalien, Waldungen, Weiden, Wasserwerken und Gebäuden zu wenigstens 100 Millionen Gulden, daher einen großen Theil des Nationalvermögens umfassend, anschlagen.

Dieser große Besitz, der nicht einmal gehörig bekannt und in den Rechnungen zusammengestellt ist, blieb nun großentheils für die Gemeindegenossen ein vergrabenes Pfund, ein verschlossener Schatz, häufig nur zum Nutzen der Verwalter, nicht zum Vortheil des Ganzen angewendet. Dieser Besitz war im Stand, und ist auch ursprünglich unläugbar dazu bestimmt, bei allen gewerblichen und landwirthschaftlichen Unternehmungen, welche mit anfänglichen, dem einzelnen Unternehmer zu großen Opfern verbunden sind, welche aber für die Gesammtheit Nutzen bringen, vorangestellt zu werden, durch theilweise Betheiligung, Anleihen, billige Ueberlassung von Wasserkräften und Gebäulichkeiten. Aber bei dem geringen Vertrauen in die Gemeinderäthe, bei der beinahe ausschließlichen Richtung auf reine Geldwirthschaft und dem Vorherrschen bureaukratischer und kameralistischer Ansichten der Aufsichtsbehörden, war eine volkswirthschaftliche Verwendung des Gemeinde- und Stiftungsvermögens auch in höchst beschränktem Maßstab nicht möglich. Die geringste Verwilligung an Industrielle war mit außerordentlichen Schwierigkeiten schon bei den Gemeindebehörden verbunden, und wurde, wenn die Gemeindebehörden am Ende sich darüber vereinigten, von den Aufsichtsbehörden nicht selten mit Mißtrauen in die Uneigennützigkeit der Magistrate behandelt.

In einer Stadt, die ein reiches Stiftungsvermögen und viele unbeschäftigte Arme hat, wollte der Stiftungsrath die unerwartet sich darbietende Gelegenheit zu Einführung eines viele Menschen beschäftigenden Unternehmens benützen, und verwilligte einige hundert Gulden, ohne vorher anzufragen, wie das auch nicht möglich war. Es wurden aber alle Mitglieder, welche für die Verwilligung gestimmt hatten, zur Verantwortung wegen dieser Eigenmächtigkeit gezogen und zum Ersatz des Aufwandes verurtheilt,

wobei Mißtrauen in die Uneigennützigkeit der Antragsteller, veranlaßt durch frühere Vorgänge, mitgewirkt haben mochte.

So wirkten beinahe überall Unfähigkeit der Gemeindebehörden und Mißtrauen der Aufsichtsbehörden zusammen, um mit einer äußern scheinbaren Ordnung des Gemeindehaushalts innere Unordnung desselben, oder wenigstens den Vermögensverfall der Gemeindegenossen zu verhüllen, und waren die Gemeinderäthe bei dieser Zusammensetzung und Beaufsichtigung, ungeachtet vieler aufopfernder Thätigkeit vieler Gemeinderäthe, häufig nicht einmal im Stand, die ihnen speciell obliegende Vermögensverwaltung so zu besorgen, wie es hätte seyn sollen und dem Zweck der Gemeinden Genüge geleistet hätte.

Die sturmvollen Jahre 1847 und 1848 dienten auch in dieser Beziehung, große Täuschungen, in welchen man sich befand, auf schmerzliche Weise zu enthüllen.

Die schwere Theurung des Jahres 1847, die schnellbeschlossene Volksbewaffnung des Jahres 1848 und die große Arbeitslosigkeit so vieler Bürger, welche man so lange ohne gehörige Mittel und Anleitung sich selbst überlassen hatte, erforderten in dieser Zeit große Opfer, außerordentliche Geldaufnahmen und Verminderungen des Grundstocksvermögens. Die mühsam oft nur scheinbar errungenen Ersparnisse und Schuldentilguugen von drei Jahrzehnten gingen in diesen wenigen Jahren bei vielen Gemeinden verloren und reichten oft nicht einmal hin, um tief eingreifende Verluste zu verhüten. Wirkliche Noth, das Ungestüm so mancher durch die Volksgunst in jener Zeit emporgehobener Ortsvorsteher und die Scheu der Aufsichtsbehörden, den Anforderungen Widerstand zu leisten, wirkten nicht selten zusammen, um tief eingreifende und schwer zu ersetzende Verluste den Gemeinden zu verursachen.

Die Folgen dieses Mißverhältnisses zwischen Ultraliberalismus der formellen Rechte und allzu geringer Zutheilung der materiellen Rechte der Gemeinden lagen zwar vor diesen Sturmjahren jedem unbefangenen sorgfältigen Beobachter dieser Zustände schon klar vor den Augen. Keiner, welcher sich die Mühe gab, diese Zustände genauer zu betrachten, konnte sich verbergen, daß die Gemeinderäthe auch die ihnen sorgfältig zugemessenen Rechte, selbst bei vortrefflicher, aufopfernder Gesinnung vieler einzelnen Mitglieder,

genügend anzuwenden nicht im Stande seyen. Nun hatten aber einige Wortführer des Volkes die Ansicht ausgesprochen, daß diese unläugbaren Mißstände nur in der Lebenslänglichkeit der Gemeinderäthe ihren Grund haben und leicht beseitigt werden können, wenn nur durch die Aufhebung dieser Lebenslänglichkeit dem Volke die Möglichkeit gegeben werde, nach freier Ueberzeugung zu jeder Zeit die ihm tauglichsten Männer emporzuheben und ihm mißliebige Vorsteher zu entfernen. Mit einer Beharrlichkeit, die einer bessern Sache als dieser in ihrer Allgemeinheit unrichtigen Ansicht werth war, wurde nun auf die Durchführung derselben hingearbeitet und bei jedem Mangel und Fehler der Gemeindebehörden auf die Lebenslänglichkeit, als die Wurzel des Uebels, hingewiesen. Zum Unglück war auch, nachdem dieses Verlangen einmal als Losungswort einer mächtigen Partei aufgestellt war, eine Nachweisung der Einseitigkeit derselben vor der Erfüllung und Ausführung nicht möglich. Die Männer, welche der März des Jahrs 1848 in das Ministerium führte, konnten nicht anders, wenn sie auch gewollt hätten, als diesem Verlangen unbeschränkt und unbedingt nachgeben. Das Gesetz vom 6. Juli 1849 wegen Abänderung der Gemeindeordnung hob die Lebenslänglichkeit allgemein ohne die in so vielen deutschen Ländern übliche Unterscheidung zwischen besoldeten, gesetzkundigen und andern Mitgliedern auf. Durch diese Bestimmung und die zugleich in demselben Gesetz ausgesprochene Ausdehnung der Wahl auf alle Bewohner, welche die geringste Steuer drei Jahre lang zahlten, auch welche nicht Bürger sind, noch werden wollten, wurde der Ultraliberalismus der Wahlformen weiter auf die Spitze getrieben. Nicht nur sollten nun alle Wahlen direkt von allen Bürgern und Bewohnern ohne allen Census geschehen, sondern es sollten dieselben oft nach bestimmten Zeiträumen sich wiederholen, um bald möglichst mißliebige Mitglieder entfernen zu können.

Bald stellten sich auch mehrere Folgen dieser Aenderung heraus, die zum Theil den früheren Vertheidigern dieser Ansicht selbst unerwartet waren, zum Theil aber auch die Regierung überraschten.

Im Vertrauen auf die Lebenslänglichkeit des Amtes und einige damit verbundene besoldete Nebenämter hatten sich in allen größern Gemeinden früher mehrere Männer die Gemeinderathsstelle zum

Beruf ihres Lebens gewählt, in der Ausübung des Amtes Erfahrungen gesammelt und Uebungen erworben, mit welchen sie den Uebergriffen der Hülfsbeamten und der Aufsichtsstellen hie und da einigen Widerstand leisten konnten, war überhaupt die Gemeinderathsstelle eine geschätzte und begehrte Auszeichnung des ganzen Lebens. Seit der Veröffentlichung dieses Gesetzes änderte sich dieses immer mehr. Man hört nun viel häufiger als früher, daß die vorgeschlagenen Männer öffentlich erklären, eine Wahl unter keinen Umständen annehmen zu können oder zu wollen. Immer mehr erscheint das Amt nur als eine Last, die man des allgemeinen Besten willen zwar übernimmt, von welcher man aber so bald als möglich wieder befreit zu werden sucht. Immer mehr suchen die mit dem lästigen Amt vertrauten Gemeinderäthe an vielen Orten so viel möglich auf die besoldeten Hülfsbeamten, Rathschreiber und Aktuare abzuladen.

In demselben Verhältnisse vermehrt sich aber auch der Einfluß, ebenso die Zahl der Hülfsbeamten und der Aufwand für dieselben, und in demselben Verhältnisse steigert sich auch das Bedürfniß der Aufsicht durch die Staatsbehörden und die Unfähigkeit, mit Erfolg den Ansprüchen und Anforderungen derselben wirksamen Widerstand zu leisten.

Die zweite Erscheinung aber ist, daß besonders in großen Gemeinden durch die demokratischen Wahlformen bei den vielen Wahlen immer mehr Männer in die Gemeinderäthe gerufen werden, deren Gedanken über die Zwecke der Gemeinde und die einzelnen concreten Fragen der Vermögensverwaltung hinausgehen, welche die Gemeinderäthe zwar von ihrer Abhängigkeit gegenüber den Hülfs- und Aufsichtsbeamten in den einzelnen ihnen oft fremden oder gleichgültigen Fragen auch nicht befreien, aber desto mehr ihre Stellung benützen, um bei Gelegenheit höhere allgemeine politische Fragen zur Sprache zu bringen, Adressen und Petitionen zu veranlassen.

Aber noch unpassender wurden die ultraliberalen Wahlformen bei der Erweiterung des Besteuerungsrechts der Gemeinden in Folge des Gesetzes vom 6. Juli 1849 und vom 19. Sept. 1852 bis 11. Juni 1853, durch welches auch die bisher von der Gemeindesteuer befreiten großen Gutsbesitzer, der Adel und der Staat zur Steuer der Gemeinden beigezogen werden. Durch diese Zutheilung

waren bei dem bestehenden Wahlgesetz nicht blos Inconvenienzen, sondern auch Unbilligkeiten, oft schreiende Ungerechtigkeiten unvermeidlich.

Nun mußten zu den Gemeindesteuern Personen und Korporationen beitragen, welche nicht die geringste Aussicht hatten, jemals bei Abfassung der Beschlüsse über jene Steuern mitzustimmen, wenn gleich ihr Steuerbeitrag oft so viel beträgt, als der aller übrigen Gemeindegenossen zusammen. Man hatte zwar schon seit dem Bestehen der Edikte von 1819 und 1822 die Erfahrung gemacht, daß bei direkten Wahlen ohne alle Gliederung der Wähler weniger Männer die Wahlen leiten, als wenn die Wähler abgetheilt sind und wenn mittelbar gewählt wird. Einzelne Männer, welche an der Spitze einer Partei stehen, fertigen hier auch in großen Gemeinden die Wahlvorschläge und legen solche einer von ihnen einberufenen, in ihrem Sinne geleiteten Versammlung vor, die mit wenigen Aenderungen die Vorschläge genehmigt und die Wahl, mit Umgehung Anderer, welche zur Partei nicht gehören, beherrscht. Man kannte schon bisher die bei diesen direkten Wahlen unvermeidlichen Wahlbeherrschungen. Doch konnte dabei in der Regel jeder in Vorschlag kommen, wenn er zu den Parteien sich in ein Verhältniß zu setzen verstand, oder wenn er sonst tüchtig war und eine der herrschenden Partei indifferente Stellung einnahm.

Aber nun wurden durch diese neuen Gesetze Personen und Corporationen Genossen der Gemeinde, die gar nicht gewählt werden konnten, nämlich der Staat in Betreff seiner Domänen und die großen Besitzer, besonders die Standesherren und der begüterte Adel, welche oft in mehreren Gemeinden Güter besitzen, unmöglich aber überall wohnen können, während sie doch überall zu den Steuern beigezogen werden, und die außerdem selbst da, wo sie wohnen, bei direkten Wahlen ohne Census wegen ihrer Stellung zu der Mehrzahl ihrer Wähler niemals Aussicht hätten, gewählt zu werden.

Nun wurden nicht selten die ehemaligen Grundherren dieser Gemeinden den Majoritätsbeschlüssen ihrer frühern Untergebenen unterworfen, den Beschlüssen von Mehrheiten, mit denen manche noch kurz vorher wegen Feudalrechten im Streit waren oder noch sich befanden.

Gegen offenbar ungerechte Beschlüsse war ihnen zwar durch das Aufsichtsrecht der Staatsbehörden und durch Rekurse an dieselben eine Hülfe möglich. Aber in zweifelhaften Fällen war diese Hülfe wegen der oft nicht zu verkennenden Abneigung der Staatsbeamten gegen sie und der Zuneigung derselben zu den Untergebenen nicht immer ganz sicher. Zudem sind in vielen Fällen diesen Aufsichtsbehörden und Rekursstellen die Hände durch das Gesetz gebunden, so daß sie beim besten Willen nicht helfen können.

Die Aufsichtsstellen sind zwar durch das Gesetz berechtigt und in ausgedehntem Maß in den Stand gesetzt, alle ungerechten Beschlüsse zu verhindern; aber dasselbe Gesetz verbietet ihnen auch, Verwendungen den Gemeinden zu gebieten, wenn nicht offenbare Rechtsnothwendigkeiten vorliegen. Abweichend von den Gesetzen mancher anderer Länder haben die Aufsichtsbehörden selbst bei entschiedener Uneinigkeit der Gemeindebehörden, sogar auf Beschwerden des Bürgerausschusses nicht die Befugniß, die fehlende Zustimmung zu ergänzen, sondern sie müssen alles ungeschehen, im alten Stand lassen, bis die Zustimmung erreicht ist. Viele Gemeinderäthe haben aber eine große Zähigkeit beim Festhalten ihres Nein, gleichsam zur Entschädigung für die vielen Nein, welche die Aufsichtsbehörden ihren Beschlüssen entgegensetzen dürfen.

Insbesondere durch das Unterlassen zweckmäßiger Maßregeln zur Beförderung des Gemeindewohls, zu Beseitigung herrschender Uebelstände fanden sich die großen Besitzer oft am meisten in Nachtheil gebracht und in ihren Interessen gefährdet.

Wenn Gemeindewege oder Gemeindebauten herzustellen sind, so ist die Geneigtheit der Gemeinden oft ganz gering, oft durch alles Zureden nicht zu erreichen, besonders in den Fällen, wo der Nutzen von solchen Einrichtungen theilweise auch den großen Besitzern zu gute kommt, welche doch zum wenigsten im Verhältniß zu ihren Beisteuern auf solche Verwendungen Anspruch haben. Wenn die Gemeinden am Ende zustimmen, so geschieht dieß mit solchen Beschränkungen oder so spät, daß der Nutzen ganz zweifelhaft wird.

Am meisten sind aber diese großen Besitzer durch die Pflicht der Gemeinden, für die Armen zu sorgen, beeinträchtigt, welche

Pflicht ohnedieß in ihrer abstrakten Allgemeinheit, ohne die entsprechenden Rechte, um der Armuth vorzubeugen, ohne den gehörigen Einfluß auf die Niederlassungen, für alle Steuercontribuenten oft eine große Härte ist und den Armen selbst doch nicht die rechten Früchte bringt. Wenn nun die großen Besitzer durchgreifende, aber zunächst Geldopfer erfordernde Mittel in Antrag bringen, um die Quellen der Armuth zu verstopfen durch Beförderung der Auswanderung oder durch Errichtung von Beschäftigungsanstalten, so haben sie mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen und haben bei den größten Anstrengungen keine Aussicht, ihre wohlthätigen Zwecke zu erreichen. Alle schriftlichen Communikationen und alle Verwendungen auch der Aufsichtsstellen führen selten vorwärts. Nichts könnte hier zum Ziele führen, als fortgesetzter collegialer mündlicher Verkehr mit den Gemeindebehörden, zu denen ihnen doch bis jetzt das Gesetz, der Parteigeist, das Vorurtheil den Weg verschlossen hatte.

Diesen großen Mißständen, welche die tiefsten Grundlagen des Staatsgebäudes und der Gesellschaft gefährden, zu begegnen, ist nun der Entwurf zu Abänderung der Gemeindeordnung bestimmt, welcher so großes Aufsehen erregt hat und der auch in der That die wichtigste Aenderung in Württemberg beabsichtigt, welche seit einer Reihe von Jahren hier vorgenommen wurde.

Nach diesem Entwurf soll in Zukunft das aktive Wahlrecht nach einem Census geschehen, welcher die Hoch-, die Mittel-, die Geringbesteuerten zu gleichen Theilen beruft, also nach der Form, welche bereits in einem Theil von Preußen, in Hessendarmstadt und in Baden mit Erfolg und Beifall, und in dem letzteren Staat schon seit einer Reihe von Jahren, nämlich seit 1837, besteht.

Nach demselben soll ferner dem großen Besitzer, welcher mehr als ein Achtel der direkten Steuer zahlt, eine Stimme im Gemeinderath ohne Wahl zustehen, jedoch so, daß er nicht mehr als ein Dritttheil aller Stimmen in Anspruch nehmen kann, auch wenn seine Steuerpflicht zwei oder dreimal ein Achttheil der Steuer beträgt; ferner sollen bei der Klasseneintheilung die Besitzer von untheilbaren Gütern ein Vorrecht vor den andern genießen.

Diese letztere Bestimmung enthält oft mehr eine Beschränkung

der großen Besitzer als eine Begünstigung, weil bei der Eintheilung nach dem Klassensystem dieselben oft die erste Klasse auch ohne Wahl allein ausfüllen und den andern größern Hofbesitzern die Sitze verengen würden, welche nun so wie sie ihren Besitz durch eine fideicommissarische Bestimmung gegen Theilbarkeit schützen, die erste Stelle neben den ohne Wahl berufenen Eigenthümern einnehmen.

Ferner verordnet dieser Entwurf die Beiziehung der großen Besitzer, welche 200 fl. Steuer zahlen, ohne Wahl zu der Amtsversammlung mit einem Viertheil der Stimmen, und der andern Besitzer, welche 20 fl. Steuer zahlen und ein untheilbares Ganzes bilden, mit einem Achttheil der Stimmen durch eine Wahl aus ihrer Mitte.

Durch diesen Entwurf soll daher das ehrwürdige Institut der Amtsversammlung, welches sich aus uralter Zeit in Würtemberg beinahe allein erhalten hatte, aber unter den Händen der beaufsichtigenden und der bevormundenden Staatsgewalt zu einem leeren lästigen Apparat, um Steuern zu decretiren, herabgesunken war, zu seiner frühern Bedeutung wieder emporgehoben werden.

Ferner schreibt der Entwurf indirekte Wahlen der Ortsvorsteher und ein allgemeines weit ausgedehntes Bestätigungsrecht in Betreff der Wahlen vor.

Daß nun gegen diesen Vorschlag die ganze demokratische Oppositionspartei einstimmig sich erklärt hat, war nicht zu verwundern. Diese ganze Partei kann nach ihrer ganzen Richtung ein kräftiges gesundes Gemeinde- und Corporationsleben nur als ein Hinderniß von dem erkennen, was nach ihrem Sinn zum Fortschritt gehört, sie kann nur vollständige Isolirung und Atomisirung des Volkes anstreben, um die Isolirten um so besser für Parteizwecke, für ihre Zwecke, welche die Gemeinden nicht berühren, verbinden und benützen zu können.

Aber daß auch die Mittelpartei, daß auch die ehemaligen unverdrossenen Vorkämpfer für Gemeindefreiheit sich gegen diesen Entwurf ausgesprochen haben, das läßt sich nur theils aus Unkenntniß der Sachlage erklären, vorzugsweise aber aus mehreren unläugbaren bedeutenden Mängeln des Entwurfs, welche übrigens entfernt werden können, ohne die wesentliche Richtung

desselben zu verlassen, vielmehr in einer Weise, welche geeignet wäre, die Richtung desselben noch besser zu sichern und auszubilden.

Der erste Uebelstand ist, daß diese Aenderungen hier vorgeschlagen sind ohne gleichzeitige Aenderung aller übrigen Theile der Gemeindeordnung. Alle Theile einer Gemeindeordnung müssen ein organisches Ganzes bilden. Man kann nicht wohl so wesentliche Theile ändern, ohne zugleich alle übrigen umzugestalten.

Insbesondere steht der Ultraliberalismus der Wahlformen im innersten Zusammenhang mit dem Ultraservilismus in Betreff der materiellen Rechte. Es mußte auch besonnenen, gemäßigten Freunden der Freiheit auffallen und Besorgniß erregen, daß nur jene formellen Rechte beschränkt werden sollten, während die daraus folgenden Verbesserungen der materiellen Rechte nur in den Motiven etwas gar zu unbestimmt angedeutet, nicht im Gesetzesentwurf selbst ausgesprochen sind.

Jeder mit der Gemeindeadministration Vertraute kennt die Belästigung und den Nachtheil, welche für die Gemeinden dadurch entstehen, daß nicht einmal die Behörden der größten Städte ihre Gemeindeetats endgültig beschließen, sondern nur mit Vorbehalt der Genehmigung der Aufsichtsbehörden entwerfen, daß sie nicht ihre Rechnungen selbst prüfen dürfen, sondern durch die Aufsichtsbehörden prüfen lassen müssen. Jeder Sachkundige ist überzeugt, wie die Beschlüsse der Gemeindebehörden deßwegen an Wirksamkeit und Bedeutung oft so sehr verlieren; wie deßwegen so manche Anträge unterbleiben, weil die Magistrate an der Genehmigung der Aufsichtsstellen verzweifeln, und daß auch manche Einwendungen gegen Anträge unterbleiben in der irrigen Hoffnung, daß dieselben von der höhern Stelle nicht genehmigt werden, welche denn doch zustimmt; wie verderblich besonders die Trennung der materiellen Prüfung der Gemeinderechnungen durch die sachkundigen Magistratsmitglieder, und der formelle durch die gesetzkundigen Aufsichtsstellen ist.

Wenn nun durch einen neuen Gesetzesvorschlag bestimmt würde, daß die Gemeinden, besonders alle größern, welche über die nöthigen Kräfte verfügen können, in Zukunft ihre Etats selbst fertigen, ihre Rechnungen selbst prüfen können, unter der

Voraussetzung, daß die dazu beauftragten Mitglieder der Gemeinderäthe, dazu befähigt sind, sich dazu vorbereitet haben, welcher aufrichtige Freund der Freiheit würde nicht einen solchen Vorschlag mit Freude begrüßen, auch wenn die Regierung die Prüfung und Bestätigung der dazu aufgestellten Gemeinderäthe sich vorbehalten würde? Jeder, welcher die Nachtheile der jetzigen Vertheilung der Rechtspflege zwischen den rechtsunkundigen Gemeinderäthen und den Oberamtsgerichten kennt, die große Belästigung, welche dadurch für die Justiz- und Gemeindebehörden entsteht, die große Versäumniß von Zeit und Geld, welche dadurch die Betheiligten zu beklagen haben, die Unzahl von Processen, die allein in dieser unglücklichen Trennung ihren Grund haben, wird mit Freuden einen Entwurf begrüßen, welcher größern Gemeinden oder auch einer Anzahl kleinerer einen größern Theil der Rechtspflege überträgt, unter der Bedingung, daß ein Theil der damit beauftragten Gemeinderäthe oder der Ortsvorsteher, Amtsrichter, Amtmann, seine Gesetzkunde beurkundet, und zu dem Zweck von den Aufsichtsbehörden geprüft und bestätigt wird?

Zwar hat man auch im Großherzogthum Hessen-Darmstadt durch das Gesetz vom 8. Januar 1852 diesen Weg in neuerer Zeit eingeschlagen, und die formellen Rechte der Wähler geändert, die materiellen Rechte der Gemeinden, wie sie das Gesetz von 1821 bestimmte, hingegen ungeändert gelassen. Aber dieses Zusatzgesetz erweiterte mehr die Wahlrechte, statt sie zu beschränken, verbesserte insbesondere die Wahl der Ortsvorsteher im Sinne der Gemeindefreiheit.

Auch im Großherzogthum Baden änderte man das Gemeindegesetz vom 31. December 1831 durch zwei nachfolgende Gesetze vom 3. August 1837 und 30. April 1851. Doch auch diese Gesetze änderten weniger, dienten vorzugsweise das in Württemberg gar nicht bekannte Institut der allgemeinen, oft unausführbaren Bürgerversammlungen zu beschränken und das Bestätigungsrecht der Regierung bei den Ortsvorsteherwahlen in der nun auch in dem neuen Entwurfe für Württemberg vorgeschlagenen Weise zu bestimmen. Aber im Ganzen gingen diese Gesetze doch nicht so weit als der württembergische Entwurf und bildeten keinen so großen Gegensatz gegen das bisher bestandene Recht. Zu

dem Gesetz vom 15. April 1851 bildete das vom 3. August 1837 einen Uebergang, woran es in Württemberg ganz fehlt.

Die Schwierigkeit sollte nicht unüberwindlich seyn, noch jetzt während des Landtags dem Entwurf, welcher nur die formellen Recht beschränkt und dadurch Verstimmung hervorruft, einen zweiten nachzusenden, welcher die materiellen Rechte vermehrt und dadurch einen guten Eindruck hervorbringt.

Auch im Königreich Hannover kam in kurzer und noch dazu sehr bewegter Zeit die neue Städteordnung vom 1. Mai 1852 zu Stand. Noch schneller und in noch stürmischerer Zeit wurde man im Herzogthum Nassau mit dem Gesetz vom December 1848 fertig, durch welches die nach französischem Muster gebildete bureaukratische Gemeindeordnung von 1816 beseitigt und eine deutschen Zuständen angemessenere eingeführt wurde. Auch das Großherzogthum Sachsen-Weimar erreichte eine durchgreifende Revision der frühern Gemeindegesetze durch das Gesetz vom 25. Februar 1851, in einer den Stürmen des Jahres 1848 und 1849 noch sehr nahen Zeit, und noch dazu in Verbindung mit mehreren andern thüringischen Staaten. Was dort möglich war, sollte auch in Württemberg auszuführen seyn. Man hat zudem bei solchen Arbeiten in Deutschland ein sehr gutes Mittel, um schnell voranzukommen, wenn man nämlich die Vorarbeiten anderer Länder zu Grund legt, die Erfahrungen, welche dort gemacht wurden, sammelt und benutzt.

Bei so vielfacher Uebereinstimmung der Zustände der verschiedenen deutschen Länder ist die Benutzung der Vorgänge anderer Länder nicht so schwierig noch bedenklich.

Man hat neuerdings in Württemberg zur Nachahmung die industriellen Einrichtungen und Fortschritte anderer Länder geprüft und sachkundige Männer zu solchem Zweck ausgesendet. Es wäre dieses Verfahren auch bei solchen tief eingreifenden Vorschlägen als ein gutes Mittel zum schnellen, sicheren Fortschreiten zu empfehlen.

Bei Aenderung der Gemeinde- und Bürgerrechtsgesetze ist eine Benutzung der Vorarbeiten und Erfahrungen anderer deutscher Länder um so mehr wünschenswerth, weil Württemberg hier bereits eine ganz exceptionelle Stellung den übrigen deutschen Ländern gegenüber einnimmt, ohne entsprechende Erfolge

dieser Abweichung aufweisen zu können, und bei der ungeänderten Verfolgung dieser singulären Richtung sich noch mehr zu isoliren Gefahr läuft.

Statt die Consequenzen der ganz singulären Bestimmungen des Art. 11 und 25 des veränderten Bürgerrechtsgesetzes von 1833 zu verfolgen, wäre auch ohne Zweifel dem allgemeinen Wohl zuträglicher, sie zu verlassen und sich den Gesetzen anderer Staaten mehr zu nähern.

Sollte aber auch nicht ausführbar seyn, der Revision des formellen Theils der Gemeindeordnung bald genug eine solche auch die materiellen Rechte ergänzende folgen zu lassen, so daß beide zugleich zur Berathung und Abstimmung kommen könnten, so ist doch nöthig, eine durchgreifende Revision jetzt zuzusichern und mit Berufung auf solche einige wesentlich materiellen Rechte jetzt sogleich als Consequenzen der theilweisen Aenderung auszusprechen, damit jedermann überzeugt wird, wie die Regierung nicht bloß nehmen, sondern auch geben, nicht bloß Rechte beschränken, sondern auch erweitern wolle. Der Entwurf, welcher bereits ein materielles Recht, das der Besteurung durch Oktroigebühren erweitert hat, dürfte nur in dieser Richtung noch einige Schritte weiter gehen.

Solche sogleich mit Vorbehalt einer durchgreifenden Revision zu verwilligenden Rechte könnten ohne Inconvenienz folgende seyn:

Jede Gemeinde, welche in ihrem Gemeinderath wenigstens zwei Mitglieder, die ein Diensteramen erstanden haben, zur Stellung und Prüfung der Gemeinderechnungen beauftragt, auch angemessen honorirt und von der Aufsichtsstelle bestätigen läßt, hat in Zukunft ihre Etats und Rechnungen nicht mehr zur Prüfung und Genehmigung den Aufsichtsstellen vorzulegen. Das Oberamt hat diese Rechnungen und Etats bloß dann zu prüfen, wenn Beschwerden erhoben werden von Mitgliedern des Gemeinderaths oder vom Bürgerausschusse. Diese Stelle ist dann befugt, so weit als die Beschwerde reicht, die Etatssätze zur Aenderung zurückzugeben.

Ein Gemeinderath, welcher wenigstens zwei geprüfte und bestätigte Gemeinderathsglieder in seiner Mitte hat, und diese mit der Führung der Rechnungen beauftragt, hat auch in Zukunft nur anzufragen bei neuen die Schuldenmasse vermehrenden

Kapitalaufnahmen, bei Ablösung von Aktivkapitalien, Veräußerung von Realitäten, Gebäuden, Grundstücken und Gefällen, Uebernahme von Passivrenten, wenn solche mehr als tausend Gulden betragen.

Einem solchen Gemeinderath ist auch gestattet, einem Mitglied des Gemeinderaths oder Bürgerausschusses eine Besoldung, ein Wartgeld oder eine Verehrung oder einen Vortheil zu verwilligen, ohne anzufragen, so lang nicht ein Mitglied des Gemeinderaths oder des Bürgerausschusses oder auch andere Mitglieder der Gemeinde Beschwerde dagegen erheben.

Ein Gemeinderath, welcher mit Einschluß des Ortsvorstehers wenigstens zwei Mitglieder in seiner Mitte hat, die in der Gesetzkunde geprüft und zum Eintritt in ein Richteramt oder zur juristischen Praxis legitimirt sind, und dessen Rathsschreiber die Prüfung zur Bekleidung des Geschäfts eines Notars erstanden hat, ist befugt, in erster Instanz zu entscheiden über Streitigkeiten, deren Werth weniger als 300 fl. beträgt, und Straferkenntnisse bis auf sechs Wochen Bezirksgefängniß auszusprechen, mit Vorbehalt des Rekurs- und Appellationsrechts an das Oberamtsgericht.

Die Regulirung der Besoldungen für die Mitglieder, welche mit diesen Geschäften beauftragt werden, ist den Gemeinderäthen unter Zuziehung der Bürgerausschüsse überlassen. Ihnen ist auch gestattet, Ruhegehalte denselben für den Fall auszusetzen, daß sie nach Ablauf der gesetzlichen Zeit nicht mehr gewählt werden und ihnen kein Vergehen und keine Nachlässigkeit zur Last gelegt werden kann, auf die Zeit, bis sie wieder ein Amt oder ein Einkommen erhalten, welches ihnen Ersatz gibt.

Die Kosten, welche die Gemeinden durch diese Bestimmung hätten, würden ihnen ersetzt theils durch die Sporteln, die sie im Verhältniß der den Notariaten und Oberamtsgerichten abgenommenen Geschäfte zu beziehen haben, vorzüglich aber durch die ihnen dadurch entbehrlichen Hülfsbeamten.

Ein geringerer Gehalt, als den jetzt Staats- und Hülfsbeamte fordern, würde in der Regel genügen, um hinreichende Capacitäten bleibend für den Gemeindedienst zu gewinnen. Viele würden bei einem geringern Gehalt den Vortheil in Anschlag bringen, welchen ein bleibender Wohnsitz gewährt, ebenso die

unabhängigere Stelle und die Auszeichnung. Die Erfahrungen, welche in Sachsen und Hannover darüber gemacht worden, würden sich auch in Württemberg wiederholen.

Wenn man nicht sogleich so weit gehen will, so könnte doch die Strafgewalt und die Polizeigewalt davon abhängig erklärt werden, daß geprüfte und bestätigte Ortsvorsteher von der Gemeinde gewählt werden.

So wie jeder kluge Fabrikant, Kaufmann und Unternehmer verfährt, indem er die größte Sorgfalt bei der Auswahl und Anstellung seiner Gehülfen anwendet, dann aber denselben im Verhältniß der erprobten Tüchtigkeit vieles anvertraut, ohne sie bei jedem einzelnen Schritt zu beaufsichtigen, so sollte man auch beim Haushalt der Gemeinden verfahren. Bisher galt unglücklicherweise gerade ein umgekehrtes Verfahren. Es herrschte eine große Sorglosigkeit bei der Anstellung der Ortsvorsteher und Gemeinderäthe, zugleich aber eine ungewöhnliche, Zeit und Geld verzehrende Beaufsichtigung bei allen einzelnen Handlungen derselben.

Auch für die Befugnisse der Amtsversammlungen und ihrer Ausschüsse könnte in dem Verhältniß der Tüchtigkeit ihrer Mitglieder und Beamten manche einzelne Beaufsichtigung entbehrlich werden. In dieser Beziehung könnte zunächst Folgendes ausgesprochen werden. Eine Amtsversammlung hat ihre Etatsrechnungen den Aufsichtsstellen nicht zur Genehmigung vorzulegen, wenn in ihrem Ausschuß zwei im Rechnungswesen erfahrene und von der Aufsichtsstelle geprüfte Männer sich befinden, und wenn sie eines ihrer Mitglieder, das nicht im Ausschuß ist, zur nochmaligen Prüfung und Berichterstattung an die Versammlung beauftragt, so lange nicht von einem Mitglied Beschwerde beim Oberamt oder der höhern Stelle erhoben wird.

Der zweite Fehler des Entwurfs ist, daß er unbedingt die Bestätigung aller Gemeinderäthe, derjenigen, welche Gesetzkenntniß nöthig haben und daher geprüft werden müssen, und aller andern verlangt, und auch die Gründe gar nicht angibt, durch welche das Recht zu verweigern näher bestimmt wird.

Dieses gar zu weit ausgedehnte und gar zu unbestimmt ausgesprochene Recht der Bestätigung der Wahlen hat am meisten Anstoß erregt, während es mit dem eigentlichen Grundgedanken

des Entwurfs gar nicht wesentlich zusammenhängt, vielmehr demselben widerspricht. Warum die Bestätigungsbefugniß so weit ausdehnen in einem Gesetz, in welchem durch den Census und die Beiziehung der großen Besitzer bereits ganz neue Bürgschaften für die Capacität der Gemeinderathsmitglieder gegeben sind, als früher vorhanden waren? Warum in einem Gesetz, welches bestimmt ist, der büreaukratischen und demokratischen Richtung zugleich eine Schranke zu setzen, auf einmal der ersten so weit nachgeben?

Es ist auch in andern deutschen Staaten, welche der Staatsregierung ein Bestätigungsrecht vorbehalten, solches beinahe immer nur auf die Minderzahl der gesetzkundigen und mit größern schwierigen Geschäften beauftragten Mitglieder beschränkt.

Der dritte Fehler des Entwurfs, welcher vielen Anstoß erregt hat, ist, daß ungeachtet der Eintheilung der Wähler nach drei Klassen doch noch dazu auch bei der Klasse der gering Besteuerten ein Census von einem Gulden Steuer verlangt und den andern Bürgern das aktive Wahlrecht ganz entzogen wird. Ein Census für die gering Besteuerten ist nicht nöthig und in den andern Ländern, welche diese Wahlart ausgeführt haben, auch nicht bekannt. Es ist eine Unterscheidung auch gar nicht möglich oder unrichtig, weil gering besteuert durchaus alle selbstständigen Bürger, auch die, welche keinen Grundbesitz haben, wenigstens auf indirekte Art sind.

Ein vierter Fehler des Entwurfs ist das Bestätigungsrecht der Staatsregierung bei den Ortsvorsteherswahlen mit der Wirkung, daß derselben überlassen bleiben solle, nachdem zwei mißliebige Wahlen geschehen, einen Vorsteher selbst zu wählen. Besser wäre und weniger Anstoß würde erregen, wenn von den Vorgeschlagenen bestimmte Eigenschaften gefordert würden und der Regierung ein Auswahlrecht zustünde, oder auch, wenn die Ausdehnung der materiellen Rechte von der Wahl eines von der Staatsregierung geprüften Vorstehers abhängen würde.

Endlich ist auch noch als ein fünfter und durchgehender Mangel des Entwurfs zu bezeichnen, daß er sich über die nivellirende Anschauung des Verwaltungsedikts und des Gesetzes vom 6. Juli 1849, in Betreff des Unterschieds zwischen Stadt- und Dorfgemeinden, zwischen Stadt- und Land nicht erhebt, und

die unnatürliche Gleichheit, welche jene Gesetze durchführen sollen, nicht aufhebt.

Gemeindeordnungen, welche Stadt- und Dorfgemeinden nach Einem Modell reguliren wollen, werden niemals weder den großen noch den kleinen genügen, weder ein rechtes Städteleben noch ein tüchtiges Leben in den Dörfern zur Entwicklung und Blüthe kommen lassen.

Bei einem Gesetz, welches die erzwungene, verkehrte Gleichheit bei den Wahlen aufhebt, und die Wähler zunächst wenigstens nach dem Vermögensbesitz unterscheidet, ist insbesondere widersprechend, inconsequent, noch die Gleichmacherei bei den Gemeinden festzuhalten. Diese Ueberzeugung machte sich auch in der Gemeindeordnung für den preußischen Staat vom 11. März 1850 geltend, obgleich dieselbe vorzugsweise bestimmt war, eine gemeinschaftliche für Stadt- und Dorfgemeinden zu seyn, und manche Rechte der Städteordnungen modificirte, um sie unter ein allgemeines Gesetz subsumiren zu können.

Hier wird, nachdem wenige allgemeine Bestimmungen vorangestellt sind, in einem besondern Titel, welcher 57 Paragraphen umfaßt, das Nöthige für die Gemeinden, welche mehr als 1500 Einwohner haben, geordnet und dann wieder in einem andern ebenso großen Abschnitt das Geeignete für die kleineren Gemeinden vorgeschrieben. Hier findet man deßwegen ganz andere Bestimmungen über die Zusammensetzung und Wahl des Gemeinderaths und Gemeindevorstands, für die Versammlungen und Geschäfte dieser Behörden, ihre Rechte, ihre Pflicht anzufragen und ihre Gehalte und Pensionen in größern und in kleinern Gemeinden.

Aber auch diese Unterscheidung erkannte man bald als noch ungenügend und zu abstrakt gehalten, daher sie auch in der überwiegend größeren Zahl der kleinern Gemeinden im östlichen Preußen gar nicht zur Ausführung kam, und das ganze Gesetz wieder überall suspendirt wurde, wo es noch nicht ins Leben getreten war.

Auch das Gemeindegesetz des Großherzogthums Baden vom 31. December 1831, welches nachher durch einen Census bei den Wahlen geändert wurde, bestimmt, wenn es gleich weniger die großen und kleinen Gemeinden unterscheidet, doch im §. 151

die Aufsicht des Staats über die Gemeinden, ganz anders bei großen als bei kleinen Gemeinden und unterscheidet noch in andern Beziehungen.

Wie kann man nun hoffen in Württemberg eine noch schärfer markirte Klasseneintheilung der Wähler ohne die größten Inconsequenzen durchzuführen, so lang man die unnatürliche Gleichheit zwischen Stadt und Land festhält, welche durch das Gesetz vom 6. Juli 1849 so weit getrieben wurde, daß sogar das ganz unverfängliche Wort Stadtrath ausgestrichen und mit dem Wort Gemeinderath ersetzt wurde, um jede Spur eines Unterschiedes zwischen Stadt- und Dorfgemeinden zu vertilgen und jede Eigenthümlichkeit beider Arten von Gemeinden auszulöschen, so weit es durch Gesetze und Worte möglich ist?

Wie wenig diese Gleichheit ausführbar ist, das beweist ein in der letzten Zeit von der Kammer der Abgeordneten angenommener Gesetzentwurf, durch welchen gegen 40 Dorfgemeinden unter ein Ausnahmegesetz gestellt werden, welche unter der für sie ganz unpassenden allgemeinen Verfassung in einen Zustand der Verwahrlosung gerathen sind.

Eine genaue Unterscheidung zwischen Stadt- und Dorfgemeinden könnte insbesondere für das Schicksal des vorliegenden Entwurfs von großem Einfluß seyn. Die stärkste und meiste Opposition gegen diesen Entwurf wurde von den Stadtgemeinden erhoben, bei welchen auch die jetzigen Wahlrechte besondere Bedeutung haben, und die insbesondere veranlaßt sind, wenigstens entsprechende Erweiterung der materiellen Rechte bei Beschränkungen der formellen zu erwerben.

Von Dorfgemeinden hört man verhältnißmäßig weniger Widerspruch. Bei ihnen ist auch das Bedürfniß nach Erweiterung der materiellen Rechte, weniger vorhanden und ausgesprochen, und erhielt sich bei den Wahlen der Unterschied zwischen großen und kleinen Besitzern, armen und reichen Bürgern wenigstens durch die Sitte in den Orten, welche noch einen kräftigen Bauernstand haben, in Geltung.

Das natürliche Gefühl, die Macht der Umstände, die Gewohnheit wirkten in diesen Gemeinden oft so, daß Taglöhner, Kleinhäusler, welche einen großen Theil des Jahres vom Arbeitsverdienst bei großen Besitzern leben, gar nicht wagen, neben

den Besitzern von Höfen, den Bauern, abzustimmen und auf deren Abstimmungen einzuwirken.

Deßwegen wäre wahrscheinlich ein einfaches Mittel bei den jetzigen Differenzen, wenn der Entwurf in der Art abgeändert würde, daß er bloß für die kleinen Gemeinden vorgeschlagen wird, für die großen Gemeinden aber das bisherige Recht ungeändert bliebe, demselben hingegen eine umfassende Revision nach dem Vorbild der preußischen Städteordnungen, oder der Städteordnung des Königreichs Sachsen, oder der Ordnung von Hannover in Aussicht gestellt würde.

Man könnte wahrscheinlich bei solcher Beschränkung auf die kleinen Gemeinden mit den geringsten Schwierigkeiten und den wenigsten Modifikationen des Entwurfs und des bestehenden Gemeinderechts eine Verständigung erreichen und zum Ziele kommen.

Wenn man aber von diesen Mängeln absieht, und wenn dieselben verbessert werden, wie es so leicht möglich ist, ohne die Hauptgrundsätze des Entwurfs zu verlassen, verdienen diese Vorschläge die sorgfältigste Beachtung und die freudige, dankbare Aufnahme des Volks.

Vor allem sollte das hier angenommene Klassensystem, die gleiche Betheiligung aller Wähler im Verhältniß ihres Vermögens auf entgegenkommende Weise gewürdigt werden. Nur die verhältnißmäßige Gleichheit ist die den jetzigen Verhältnissen, der jetzigen Culturstufe des Volkes angemessene und der Weg zum geordneten, nachhaltigen Fortschritt. Die absolute Gleichheit aber, welche auf die Verschiedenheit des Vermögens und der Bildung keine Rücksicht nimmt, ist nur angemessen bei Völkern, welche noch auf tiefer Stufe der Bildung den ursprünglichen Zuständen näher stehen, bei denen noch geringere Unterschiede der menschlichen Gesellschaft vorhanden sind, oder auch bei solchen Völkern, welche durch Ueberbildung dem gänzlichen Verfall ihrer politischen und socialen Grundlage nahe, socialistischen und communistischen Tendenzen Concessionen zu machen genöthigt sind. Nur die verhältnißmäßige Gleichheit sichert auch die wahre Freiheit, während die absolute zwar vorübergehend Parteihäuptern einen großen Einfluß verschafft, aber unfehlbar bald der absoluten Herrschaft vorarbeitend Bahn bricht. Das Beispiel, welches

Frankreich vor wenigen Jahren mit dem allgemeinen Stimmrecht, dem Vorläufer der absoluten Herrschaft gab, ist kein vereinzeltes und sollte in Deutschland nicht vergessen seyn.

Nur die verhältnißmäßige Gleichheit, welche den Reichen, dem Mittelstand und den Armen, jedem in seiner Art, gleiche Rechte gibt, sichert auch eine gleichförmige nachhaltige Theilnahme an der Ausübung der Wahlrechte, während die absolute Gleichheit in der Regel nur eine von Parteihäuptern geleitete Minderheit der Wähler zur Theilnahme veranlaßt, die große Mehrzahl der Uebrigen von den Wahlen hingegen entfernt, zurückdrängt und gleichgültig macht. Die aus Anlaß dieses Entwurfs von seinen Gegnern ausgesprochene Besorgniß, es werden durch die Unterscheidung nach Klassen Unterschiede hervorgerufen, die noch nicht vorhanden sind, widerlegt sich vollständig durch die Natur der Sache und durch die Erfahrung in andern Ländern, in welcher diese Unterscheidung seit längerer Zeit in Geltung ist, besonders durch die Erfahrung im Großherzogthum Baden.

Der zweite große Vorzug dieses Entwurfs ist, daß er die großen Eigenthümer aufmuntert, sogar drängt, nöthigt, an den corporativen, socialen und politischen Bestrebungen des übrigen Volkes lebendigen, thätigen Antheil zu nehmen, während sie sonst ohne solche Veranlassung so leicht geneigt und veranlaßt sind, in besondern corporativen und socialen Verbindungen sich vom übrigen Volke abzusondern und sogar eine seiner Freiheit, wenn nicht gefährliche, doch indifferente, Stellung einzunehmen. Der Entwurf spricht nirgends vom Adel, sondern nur von großen Eigenthümern, und er gibt jedem ohne Rücksicht auf Herkunft und Stand gleiche Rechte, der sich solchen Besitz zu erwerben weiß. Aber er muß auch wohlthätig wirken, er verdient auch Anerkennung, wenn er thatsächlich nach der jetzigen Sachlage vorzugsweise dem begüterten alten Geburtsadel eine angemessene Stellung in der Verwaltung der Gemeinden und Distrikte verschafft.

Der Adel in Württemberg hat durch die Aufhebung der Freiheit von Gemeindesteuern, die Incorporirung seiner Güter in den Gemeinden- und Oberamtsverband und die Aufhebung der Feudallasten die letzten Vorrechte vor dem Volk verloren und dem Allgemeinen zum Opfer gebracht.

Nun ist er bestimmt, berufen und im Stand, an der Spitze des Volks der Vorkämpfer für die Freiheit desselben für die Rechte der Gemeinden zu werden, voranzugehen im Kampf gegen die großen Feinde aller Volksfreiheit und alles Volkswohls und aller Bürger, welche noch etwas zu verlieren haben, gegen das Proletariat, das schon vor sieben Jahren so drohend an die Thüren aller Besitzer angeklopft hat, dessen Reihen inzwischen leider noch dichter und größer geworden sind, und das alle Errungenschaften einer sorgfältig herangezogenen Cultur, eines angestrengten Fleißes in den Schlamm der Anarchie herunter zu ziehen sucht, und gegen die Gelüste der Alleinherrschaft und deren Werkzeug, die centralisirende, alle Volksfreiheit bedrohende Büreaukratie. Noch hat zwar die sorgfältige, wohlwollende Regierung Württembergs diese von zwei Seiten drohenden Gefahren, diese zwei Feinde in Schranken zu halten gewußt. Aber wer kann wissen, was die Zukunft bringt? wer verkennt, daß die Gefahren für unser Vaterland von diesen zwei Seiten eher wachsen, als abnehmen, und daß jedenfalls, auch wenn solche Gefahren nicht drohen, unendlich viel noch zu thun ist, um fortzuschreiten auf der Bahn der Volksfreiheit, des allgemeinen Wohls, um allgemeine Zufriedenheit zu verbreiten? Jedenfalls wird das Volk, es mag Gefahren zu bestehen, Feinde zu bekämpfen oder in ruhigen Zeiten friedliche Fortschritte zu erringen haben, sicherer, leichter, schneller seine Zwecke erreichen, wenn seine Reichen und seine geringer Begüterten eng verbunden zusammenwirken, als wenn sie sich feindlich oder doch mißtrauisch, fremd gegenüberstehen.

Wenn aber je für ein Volk ein Bedürfniß vorlag, sich eng an seine großen Besitzer, an seinen begüterten Adel anzuschließen, so ist solches für das Volk Württembergs in dieser Zeit nöthig, nachdem durch eine zu lang und zu sehr begünstigte Parcellirung des Bodens und die zu weit fortgeschrittene Lockerung des Gemeindeverbandes, seine Widerstandskräfte gegen feindliche Angriffe, seine Bewegungskräfte zu nützlichen, Geldopfer erfordernder Anstrengungen so sehr vermindert worden sind, besonders aber bei einer ungeachtet aller Ordnung, Rechtlichkeit und Mäßigung doch gar zu zahlreich und mächtig gewordenen Staatsdienerschaft. Der Staatsaufwand Württembergs beträgt jährlich über 12 Millionen

Gulden. Ein großer Theil dieses Aufwandes ist bestimmt zu Besoldung der zahlreichen Staatsdiener und anderer abhängigen Beamten. Ein größerer Theil des Staatseinkommens fließt in Württemberg aus Staatsdomainen und Staatsanstalten, als in irgend einem andern Lande. Man berechnete schon im Jahr 1847, daß dieser Theil des Staatseinkommens 47 Procent des übrigen betrage, ein Verhältniß, welches gewiß sich nicht vermindert hat, seitdem die Posten und Eisenbahnen dazu gekommen sind, ungeachtet der Verluste, welche die Ablösung der Feudallasten verursachte. In dem Verhältniß der Größe dieses Einkommenstheils vermehrt sich aber auch die Zahl der von der Staatsgewalt abhängigen Beamten, der Kräfte und Capacitäten, welche bei allen Conflicten des Volkes mit der Staatsgewalt gegen das Volk gerichtet sind oder wenigstens nicht für dasselbe sich aussprechen und thätig seyn können.

Mit Dank sollte daher das Volk diese ihm hier in Aussicht gestellte Unterstützung annehmen, und gerne sollte es die ihm inzwischen fremd gebliebenen Besitzer in seine Reihen aufnehmen.

Noch ist ein großer Vorzug des Entwurfs, daß er den Eigenthümern eines sehr mäßigen Guts, welche sich zu einer Fideicommißbildung und Untheilbarkeit ihres Besitzes entschließen, eine bevorzugte Stelle neben dem vorzugsweise dem alten Adel bestimmten Platz gibt, daß daher die bevorzugten Stellen in der Klasseneintheilung nicht von den großen Besitzern ausgefüllt sind, sondern den Eigenthümern mittlerer und kleinerer ganzer, untheilbarer Güter vorbehalten bleiben.

Auf diese Weise werden zwei große Vortheile zu erreichen gesucht und auch wahrscheinlich erreicht.

Es wird dadurch der großen verderblichen Güterzersplitterung ohne äußere Nöthigung eine innere, aber nachhaltig ausdauernde Schranke gesetzt. Es kann nicht fehlen, daß nicht viele Besitzer, denen die traurigen Folgen der ungemessenen Zersplitterung klar vor den Augen liegen, ihre Nachkommen vor diesem Unglück zu bewahren bemüht seyn werden, besonders wenn auch äußere, sogleich sichtbare Vortheile oder doch Auszeichnungen durch solche Verfügungen erreicht werden können. Es wird dadurch insbesondere wieder ein Anfang zu Wiederherstellung und zu Erhaltung des so sehr verminderten Bauernstandes gemacht.

Außerdem wird aber durch diese Bevorzugung der Fideicommiß-güter von sehr mäßiger Ausdehnung auf den Amtsversammlungen und bei der Wahl der Gemeinderäthe ein natürlicher Uebergang von dem Stand des alten Gutsadels zum übrigen Volk, eine lebendige Verbindung zwischen zweien, bisher zum Unheil für beide getrennten Gliedern der Gesellschaft, zwischen dem Adel und dem Bürgerstand, dem großen und dem kleineren Besitz gebildet. Es erscheint alsdann der Adel nicht mehr als ein dem Volke fremder oder gar feindlicher Stand, sondern nur als der erste neben den übrigen, als ein Vorbild und Vorkämpfer bei allen friedlichen und ernsten Bestrebungen des Volks, als eine Stufe des Rangs, welche zwar Zwischenstufen von dem übrigen Volke trennen, zu welcher zu gelangen aber jedem tüchtigen, ausdauernden Streben der Weg offen steht.

Wenn in Folge dieses vorgeschlagenen Gesetzes auf den Amtsversammlungen und in den Gemeinderäthen die Mitglieder des Adels und des Bürger- und Bauernstandes in engem Raum bei der Erörterung so vieler concreter Fragen mit einander verkehren, werden ihnen viele seit Jahrhunderten vergessene Gedanken wieder zum Bewußtseyn kommen, werden sie sich wieder erinnern, Genossen Eines Stammes zu seyn. Der Adel wird dem Bürger näher kommen, aber auch der geringste Bürger und Bauer, welcher seinen ererbten Besitz ungeschmälert den Kindern zu übertragen vermocht hat, wird vom Geist des Adels etwas in sich aufnehmen.

Als den ersten, unter Kämpfen uud Widersprüchen mühsam errungenen Anfang dieser bessern Zustände wird der unbefangene Berichterstatter diesen jetzt so vielfach verkannten Gesetzesentwurf bezeichnen.

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Zweites Heft.

1855.

Stuttgart und Augsburg.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Betrachtungen eines Schulmannes.

Eine Zeitperiode, wie die unsrige, fordert jeden Mitlebenden zu aufmerksamer Betrachtung auf; wer in ihr mit rechtem Bewußtseyn stehen und ihr mit voller Kraft angehören will, darf nicht mit gleichgültigem Blicke über die zur Erscheinung kommenden Regungen und Bestrebungen, über die sie durchschneidenden Gegensätze und Kämpfe hinwegsehen, noch auch mit vornehmer Selbstgenügsamkeit des Urtheils über ihnen zu stehen meinen. Indifferentismus und Hochmuth sind gleich verwerflich und doch fast alltägliche Erscheinungen.

Der Indifferentismus entspringt oft aus geistlich-sittlicher Beschränktheit oder einem Absterben für höhere und allgemeinere Interessen; oft tritt er auch mit der Miene der Berechtigung auf und gibt seinem kleinlichen Wesen den Anschein einer in sittlichem Grunde wurzelnden Resignation. Er predigt, Jeder werde an der allgemeinen Aufgabe der Zeit am besten mitarbeiten, wenn er den engen Kreis seiner unmittelbaren Aufgabe in jeder Beziehung auszufüllen strebe; so wachse dann das Allgemeine unvermerkt aus den tausend einzelnen hie und da und überall zerstreuten besonderen Theilen zusammen. — Hier liegt ein Irrthum und eine falsche Voraussetzung verborgen. Denn einmal ist es nur zum Theil wahr, daß die allgemeine höhere Idee aus dem Einzelnen und Besondern wirklich erwächst, und dann ist es thöricht anzunehmen, daß der Einzelne durch den Antheil, den er am Großen und Ganzen nimmt, in der Erfüllung des besondern Pflichtenkreises beeinträchtigt werden müsse, während vielmehr die letztere wesentlich von jenem durchdrungen, gehoben, gekräftigt werden soll.

Aber freilich ist die Art der Theilnahme näher zu bestimmen;

sie ist auf ein warmes Herz und einen hellen Blick zu beschränken. Hier ist der Punkt, wo die Resignation eintritt und die Erkenntniß, daß auf der vollen, von rechtem Sinne getragenen Erfüllung des Einzelnen die Förderung des Ganzen mitberuht. Zwischen unermüdlichem Aufmerken, theilnehmendem Nachgehen, sorgfältigem Prüfen einerseits und voreiligem Verwerfen, unbedachtem Reformatorengelüste andererseits ist recht wohl ein Unterschied zu machen. Manche wähnen auch wohl, sie stehen über ihrer Zeit; sie meinen, es lasse sich gleich wie im Drama die Katastrophe mit leichter Mühe voraus erkennen; sie meinen, sie seyen auf dem Standpunkt des objektiv Betrachtenden angelangt, und die Zeitbewegung reiche an ihre überschauende Höhe nicht hinan. Diese Höhe ist aber nur eine erträumte: der Zuschauer ist in Wahrheit ein bei der Aktion unmittelbar Betheiligter, der, wenn er auch noch so unthätig neben den Bewegungen und Ereignissen steht, doch Theil hat an den Regungen der Zeit und aufhören müßte zu leben, wenn er wirklich außerhalb der Gegensätze und über denselben stände. Dieser Standpunkt führt souveränen Dünkel mit sich, er zeige sich nun in hochmüthigem Schweigen oder absprechendem Raisonnement. Mit beiden Wegen ist der Sache der Zeit nicht gedient, weder mit der theilnahmlosen, wenn auch noch so gut gemeinten Selbstbeschränkung noch auch mit der verwerflicheren, weil unsittlicheren Fiktion einer irrthumsfreien Höhe der Betrachtung.

Wir meinen vielmehr, unsere Zeit bedürfe im Großen und im Kleinen einer warmen Hingabe, die doch der vorsichtigen Prüfung nicht ermangle. Ein volles, jeden Irrthum ausschließendes Verständniß seiner Zeit ist kaum je einem Mitlebenden beschieden; es gehört nur eine geringe Kenntniß von dem Entwicklungsgange historischer Forschung dazu, um diesen Satz zu bestätigen. Aber doch soll jeder, dessen Bildungsstandpunkt ihn dazu befähigt, ein Verständniß seiner Zeit erstreben, nicht um dadurch in der Erfüllung des besondern Wirkungskreises zu ermatten, noch auch, um an dem Bestehenden zu rütteln und seine vielleicht hie und da auftauchenden Zweifel und Wünsche in die Wirklichkeit überzuführen. Vielmehr soll dieses Streben erst recht dazu leiten, seine Wirksamkeit zu einer gesegneten zu machen, manchen Irrthum ganz von ihm fern zu halten oder ihn von

demselben zu befreien, das Gute auch in diesen Regungen zu erkennen und zu fördern. Es gehört freilich zu solchem allmählich erwachsenden Verständniß ein lebhafter Sinn und ein scharfer Blick für das Reale, der uns Deutschen theils schon von vorn herein weniger eigen, theils auch weniger angebildet ist. Liegt schon in unserer Natur eine eigenthümliche Lust zu denken und zu sinnen, die uns nur gar zu leicht die Wirklichkeit nach subjektiven Anschauungen construiren läßt, so trägt auch die Entwicklung durch Lehre und Unterricht, unser ganzes wissenschaftliches Jugendleben bei, solchen Idealismus zu pflegen und oft neben einer großen Fähigkeit zu abstrahiren, eine große Unfähigkeit, das Reale zu betrachten und zu begreifen, bestehen zu lassen.

Ganz besonders aber wird es dem Einzelnen und dem Ganzen zum Heile gereichen, wenn jeder bemüht ist, das Wesen seines Berufes, die an denselben zu stellenden Forderungen und von demselben gemachten Voraussetzungen zu ergründen. Und hiebei wird es unvermeidlich seyn, nach dem Verhältniß zu fragen, in welchem diese oder jene Sphäre der Wirksamkeit zu den Richtungen und Bewegungen der Gegenwart, kurz zu dem steht, was man mit dem Namen Zeit zu bezeichnen pflegt. Denn Alles, was zum Leben gehört, wird von der Strömung der Zeit durchdrungen, und die Schwierigkeit liegt nicht darin zu erkennen, daß eine solche Einwirkung stattfindet, sondern in der Aufgabe, die Art und Weise dieses Einflusses zu ergründen. Dieses Bemühen, einen Zusammenhang zwischen der allgemeinen Stimmung der Zeit und dem besondern Lebenskreise zu finden, ist zwar für jeden, der die Fähigkeit hat zu begreifen, unerläßlich, aber je höher die Lebens- und Bildungsstellung des Einzelnen ist, um so mehr auch für denselben Pflicht und Gebot, weil ohne solche Erkenntniß eine Leitung der Strömung im Heranziehen oder Abwenden, im Stärken oder Schwächen unmöglich wird. Doch auch der niedern Stufe geziemt es, dieses Band zwischen dem Allgemeinen und dem Besondern zu suchen: geschieht die Betrachtung nur in rechtem Sinne und von den richtigen Grundsätzen aus, so wird der Segen der Pflichterfüllung gewiß um so reicher, je bewußter dieselbe inmitten einer Zeitperiode wird. Aber freilich bedarf — wir wiederholen es — das eben gesprochene

Wort: im rechten Sinne und von den richtigen Grundsätzen aus, der vollsten Betonung. Denn wer von vorn herein den Zeitverhältnissen und den innerhalb derselben lebenden Menschen das Gute abspricht, kann auch nichts Gutes beim Betrachten finden, denn er wird es theils nicht sehen wollen, theils gar nicht sehen können. Wer die Dinge nur darauf ansieht, daß sie anders seyn müssen, wird sich vielleicht bald ein neues Gebäude zusammengedacht haben, aber es wird auch, sobald es sich auf den Boden stellt, um zu stehen, sich als unhaltbar erweisen, denn es fehlt der richtige Unterbau. Die Grundlage aber, die einzig mögliche, auf der eine Förderung sich herstellen, ein Gebäude des Fortschrittes sich construiren läßt, ist die sorgfältige Prüfung des Vorhandenen, getragen nicht von der Lust am Zerstören, sondern von der Liebe zum Erhalten. Das ist der Conservatismus, der für die Entwicklung der Zustände befähigt ist, der aus dem Vorhandenen heraus und mit einer warmen Empfindung für dasselbe das Bestehende zum Besseren fortbildet. Sowohl das einseitige Beharren beim Gegenwärtigen, das nur darum am Bestehenden festhält, weil es eben besteht, als wie die vage Lust nach Neuerungen, die sich in nutzlosen Experimenten verpufft, sind sorgfältig zu meiden.

Also ohne den Hochmuth einer souveränen Kritik, die in ihrem Ich alle Weisheit der Erde concentrirt glaubt, noch auch mit einem verwerfen wollenden Mißbehagen, es wurzle dieß nun auf einem offen weltlichen oder vermeintlich geistlichen Boden, noch endlich mit der Miene eines Reformators, sondern mit ernstem, ruhigem und doch warmem, theilnahmsvollem Blicke betrachte ein Jeder seinen Beruf und das Verhältniß, das die erwählte und gepflegte Sphäre seines Wirkens zu dem großen Ganzen einnimmt. Er suche sich deutlich zu machen, welches ihre Bedeutung sey, wie sie zu dieser Stellung gekommen, was auf sie gewirkt habe und noch wirke, wie die verschiedenen Richtungen und Entwicklungen im Leben der Menschheit sich zu ihr gestellt und welches ihr Einfluß gewesen, was unter den gegenwärtigen Verhältnissen ihre Aufgabe sey, was sie zur Erreichung derselben zu ergreifen, was sie abzulehnen habe. Es wird freilich nicht ausbleiben können, daß ihm nicht Alles billigenswerth erscheint, er wird die eine oder andere Einrichtung, diesen oder

jenen Gebrauch tadeln zu müssen meinen. Dann erfolge die Verwerfung nicht gleich, nicht rasch, sondern nach oft wiederholter Prüfung und das Urtheil traue sich nicht zu eilig. Und wollte die Ueberzeugung von der Verkehrtheit einzelner Erscheinungen nicht weichen, so folge daraus weder Verneinen des Ganzen, noch auch ein Versuch selbstständig oder einseitig zu neuern. Denn in der That, wer da meint, er habe einen vorhandenen Mangel zuerst gesehen, dürfte sich nur zu häufig täuschen; der Mängel wird es immer und überall geben, und wer einen Uebelstand beseitigt, vermag dieß oft nur durch Schaffen eines im glücklichsten Falle geringeren Uebelstandes. Es ist aber leichter, in der engern Sphäre einzelne Mängel hie und da zu empfinden, als an der höhern leitenden Stelle alles Einzelne zu spüren, und selbst wenn es gespürt wird, ist zwischen der Erkenntniß, daß Etwas mangelhaft sey, und der Möglichkeit, es in genügender Weise zu verbessern, gar oft noch ein weiter, vom bloßen Tadel nicht auszufüllender Zwischenraum. Vor allem aber hüte sich der Tadel vor einseitigem Einreißen; zunächst gilt es, das Vorhandene zu pflegen, innerhalb des Kreises vorgeschriebener Pflichten treu stehen zu bleiben, Meinungen und Wünsche aber da niederzulegen, wo sie Widerlegung oder Beachtung finden können.

In diesem Sinne, den zu entwickeln gerade die letzten Jahre nicht für überflüssig erachten ließen, wollen wir in diesen Blättern unsere Ansichten über die Schule und ihr Verhältniß zur Gegenwart niederlegen. Gestehen wir von vornherein willig zu, daß wir nicht überall das Rechte getroffen haben mögen, so dürfen wir doch auch hoffen, daß unter der Spreu der Irrthümer manches Korn des Wahren und Guten sich finden werde, wenn eine frühe Gewöhnung zur Betrachtung der Dinge und ernste Gesinnung, die einen angewiesenen Kreis gern befruchten möchte, zu solcher Hoffnung berechtigt.

I.

Ueber die hohe Bedeutung der Schule sollte man billigerweise nicht zu reden haben; sie, die sich des Menschen in den Jahren größter Empfänglichkeit bemächtigt, die seine geistige Bildung und sittliche Stärkung wesentlich mit geben soll und gibt, sie, die so für jede Generation als die Pflanzstätte der folgenden

gelten soll und muß, hat so unbedingten Anspruch darauf, als einer der wichtigsten Punkte im Völker- und Staatsleben betrachtet zu werden, daß es unnütz seyn müßte, noch ein Wort über ihre Wichtigkeit zu verlieren. Und es mag in der That bei der Mehrzahl — und wir möchten gern überall die besser Denkenden in der Mehrzahl erblicken — der Fall seyn. Aber dennoch können wir nicht umhin, gleich beim Eingange dieser Blätter uns zwei Anschauungsweisen zu widersetzen, die leider nichts weniger als ungewöhnlich sind.

Viele nämlich betrachten die Schule als ein Institut sehr niederer Geltung; sie freuen sich, einen sichern Aufenthaltsort für ihre Kinder zu haben, der zugleich nicht ohne Gewinn ist, indem er allerlei nützliche Kenntnisse neben manchem Unnützen verschafft. Aber nur so lange hat er in ihren Augen Werth, als auf der einen Seite ein besserer Ausweg sich noch nicht zeigt, und bis auf der andern eine gewisse Anzahl von unentbehrlichen Kenntnissen gesammelt ist. Jeder höhere und tiefere Gesichtspunkt fehlt ihnen, indem sie auf dem bloßen Nützlichkeitsprincip stehen. Wir werden noch sehen, wie diese Art von Beurtheilung einen wahren Gewinn fast unmöglich macht, weil sich das Urtheil paralysirend daneben stellt.

Während diese wenig wollen und wenig erwarten, deßhalb aber auch wenig zugestehen, fallen Andere in den Fehler der Ueberschätzung. Diese glauben, nur oder doch fast nur in der Schule liege das Wohl der künftigen Generation, und bedenken nicht, daß im Leben nicht leicht etwas aus einer Quelle strömt, sondern daß sich Alles von verschiedenen Punkten aus bildet und entwickelt.

Recht aber haben diejenigen, welche in der Schule eine der reichsten und inhaltvollsten Quellen sehen für die Fortbildung der Menschheit, für die Förderung der kommenden Generation durch den bewahrten und gemehrten Besitz des lebenden und leitenden Geschlechtes. Freilich ist die Schule, die wir hier besprechen, noch nicht die Schule des Lebens, nicht die Schule der Erfahrung, vielmehr beginnt diese meist erst da, wo jene aufhört. Aber daß sie den Schüler fähig mache für jene weitere Schule, die ein Kampf des Individuums wird, in dem nur zu Viele unterliegen, daß sie ihn, soweit es in ihren Kräften steht, mit geistiger und

sittlicher Kraft ausrüste, das ist eine hohe, vielleicht unerreichbare, aber doch anzustrebende Aufgabe, die nicht hoch genug zu schätzen, nicht warm genug zu würdigen ist. Und je complicirter unsere Verhältnisse werden, je weniger sie Einfachheit, Natürlichkeit, Wahrheit in sich tragen, um so größer ist die Mühe, um so schwieriger das Werk. Die Schule hat es mit dem Menschen zu thun, der noch unberührt von äußerlichen, verderblichen Einflüssen, eindrucks- und bildungsfähig ist, wie er es nie wieder in gleichem Grade wird; — was kann sie da nicht zum Segen, was nicht auch zum Verderben der Jugend thun!

Und wenn zu irgend einer Zeit, so verdient wohl in der jetzigen dieser wichtige Faktor für die Förderung der Menschheit eine ernste Betrachtung und liebevolle Fürsorge. Wir haben schon oben gesagt, daß das Endurtheil über den Charakter einer Zeit, vielleicht niemals möglich, innerhalb derselben ganz und gar undenkbar sey; aber mitten aus dem Kampfe der Gegensätze heraus läßt sich doch sagen, daß sie vorhanden, und daß sie groß und bedeutungsvoll seyen. Unsere Zeit ist groß wie irgend eine; auch ihr ward zwar nicht das Glück zu Theil, das Erbtheil einer vorangehenden mühe- und kampfvollen Periode in Empfang zu nehmen und behaglich zu genießen, noch auch scheint es, als ob sie die gesammelte Kraft eines Jahrhunderts in einen gewaltigen, die Welt in neue Bahnen werfenden Schlag concentriren wolle, — aber groß und inhaltreich bleibt sie doch. Und wir glauben, jeder, der mit Herz und Sinn innerhalb der ihm von Gott angewiesenen Zeitengrenze steht, muß also von seiner Gegenwart denken. Denn überall und in jeder Zeit war des Guten ein reichliches Maß vorhanden; war es nicht die Stunde, da der Schnitter Ernte hält im fruchtreichen Felde, so war es die der Saat und des fröhlichen Gedeihens; lag hier ein ödes Feld vor Augen der Betrachtenden, so sproß dort nur um so üppiger die Saat der Sichel entgegen. Es behält im Großen der Optimismus ein unzerstörbares Recht; nur muß er die Entwicklung im Leben der Völker und der Menschheit als eine immerdar in großen Schwingungen fortgehende betrachten und nicht zu kurze und zu kleinliche Rechnung halten.

Wir leben in einer Zeit, die die verschiedensten Beurtheilungen erfahren und die verschiedensten Stimmungen mit sich gebracht

hat. Wir haben von der Herrlichkeit, wie von der Verworfenheit dieser Jahre sprechen hören, wir haben die Menschen jubeln und verzweifeln sehen, haben vielleicht mit ihnen gejubelt und sind vielleicht nahe daran gewesen, uns von der Hoffnung dieser den Menschen eingeimpften göttlichen Garantie des Optimismus loszusagen. Aber wenn auch unser Gedanke sich nicht mit Sicherheit der Zukunft zu nahen vermag, sondern nur hie und da den wahrscheinlichen Gang einer Entwicklung andeuten kann, Manches scheint unverkennbar. Einmal ist nämlich klar geworden, daß die Bewegungen dieser Tage ihre Anfänge weit zurück datiren, daß wir mitten in einem großen Zeitabschnitt stehen, der, von allen Seiten nach Reorganisirung und Gestaltung strebend, es zur Aufgabe macht, Reorganisation von Revolution zu trennen und diese durch jene unmöglich zu machen. Daraus folgt zugleich, daß wie die Bewegungen rückwärts reichen, so auch die Gestaltung und Fortbildung sich von der Vergangenheit Rath zu erholen hat, wobei der Hinblick auf das Höhere, Ewige die Betrachtung des Zeitlichen läutern muß. Und dann haben wir, wenn gleich durch schmerzliche Erfahrung, erkennen müssen, daß man nicht mit der großen allgemeinen Umgestaltung beginnen müsse, sondern aus dem Leben und seinen ersten Grundlagen und Bedingungen heraus. Die Erfahrung, die jeder Erzieher täglich machen kann, daß die Zucht und Erziehung an tausend kleinen Punkten anfangen und so allmählig in die Höhe führen muß, anstatt über großen, unrealisirbaren Gesichtspunkten das Kleine zu vernachlässigen, hat die Menschheit im Großen gemacht. Die Ideale, die ohne eine feste Basis verwirklicht werden sollten, sind zerplatzt, und es ist Vielen nichts als das Mißbehagen nach einem zerronnenen Traum übrig geblieben.

Unsere Zeit ist eine Zeit des Kampfes zwischen unvermittelten Gegensätzen: die Bildung und Verfeinerung des Jahrhunderts schärft die Contraste und schleift die Waffen zu gefährlicherem Kampfe. Das will wohl beachtet seyn zum Verständnisse der Aufgaben, daß jedes neue Jahr das Erbe der Vergangenheit, mit dem wir und um das wir streiten, mehrt; die Schwingungen werden größer, die Schläge gewaltiger, die Vermittlung zwischen den streitenden Gegensätzen ist in unserer Zeit, gerade um der Höhe willen, auf der sie steht, schwieriger geworden.

Wir haben es zunächst mit den geistigen Interessen zu thun. Da hat sich die Wissenschaft zu einer vorher nicht gekannten, in manchen Stücken kaum geahnten Höhe erhoben. Um nur einige Beispiele anzuführen, so hat die Naturwissenschaft zumal einen Standpunkt erreicht, der die inhaltreichsten Entdeckungen hervorgerufen, der das ganze Leben nach allen Seiten hin durchdrungen hat. Sprachforschung und Geschichte sind nicht zurückgeblieben und haben Verbindungen und Zusammenhänge enthüllt, die völlig neues Licht nach vielen Richtungen verbreiteten. Zugleich ist die intellektuelle Bildung so sehr Gemeingut der Welt geworden, daß wir selbst in den tiefer liegenden Schichten der Bevölkerung oft ein geistiges Besitzthum antreffen, das vor fünfzig Jahren noch Eigenthum der Bevorzugten war. Hand in Hand mit dieser Steigerung ist die Verfeinerung des materiellen Lebens gegangen und hat begreiflicherweise noch mehr um sich gegriffen, da sie an äußerlichere Bedingungen geknüpft war: der Luxus ist gestiegen, mit ihm die Begehrlichkeit, die Bedürfnisse der Menschen haben sich mehr als verdoppelt! So liegt in geistiger und materieller Hinsicht eine glänzende Oberfläche vor uns. Aber trotz der unbestreitbar großen Erwerbungen im Gebiete der Wissenschaft, der Kunst, der Industrie, trotz des unberechenbaren Vortheils, den die Erweiterung und Verbreitung allgemeiner Geistesbildung gewährt, ist doch auch der Schaden, der nicht aus den Dingen an sich, sondern aus ihrer einseitigen und verkehrten Erscheinung hervorgegangen, nicht gering anzuschlagen. Es ist eine unvermittelte Diktatur des Geistes an vielen Stellen eingetreten, welche mit der wahren Erfüllung unsrer irdischen Aufgabe in unauflöslichem Widerspruche steht: es ist die Bildung oft zu nichts als zu einem allgemein abglättenden Firniß geworden, der einen hohlen und schadhaften Kern scheinbar verdeckt; es ist mit dem Aufblühen der Industrie, mit dem Wachsthum aller äußern Mittel ein Materialismus in uns hineingekommen, der Einfachheit und Natürlichkeit zu zerstören begonnen hat; es ist, um es kurz zu sagen, hinter dem geistigen und materiellen Heraufschrauben der Menschheit die sittliche Seite, die unendlich wichtigere, zurückgeblieben, ja sie ist hie und da geradezu ausgestrichen worden. Es ist um keine Sylbe zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß der sittlich-religiöse

Lebensinhalt unserer Zeit an vielen Stellen gleich Null ist. Wir müssen dieß mit schwerem Herzen sagen, wenn auch der Rückschlag hie und da begonnen hat, wenn auch einzelne Erscheinungen zeigen, daß man in der Vernachlässigung dieses einen Faktors, des wichtigsten, den Hauptübelstand, dessen Folgen sich nach allen Seiten wendeten, zu erkennen anfängt.

Ein anderwärts vor einiger Zeit von ehrenwerthestem Munde gesprochenes Wort: die Wissenschaft muß umkehren! hat zu Aerger und Groll vielfach Veranlassung gegeben. Gewiß doch nur, weil man es mißdeuten wollte; denn allerdings muß die Wissenschaft unaufhaltsam vorwärts und darf vor keiner Aufgabe zurückweichen, die ihr zusteht. Aber sie soll den Glauben auf ihren Weg mitnehmen und von diesem durchdrungen seyn; sie soll auf diesem Gebiete eine Grenze anerkennen, wie sie dieselbe unabweislich hat. Dann wird sie, wie sie es soll, nicht auflösen, um aufzulösen, sondern um in der Höhe wieder zu vereinigen und einen wahrhaften Organismus herzustellen. Also nur die Wissenschaft, die des Glaubens ledig seyn will, soll umkehren, nicht die wahrhaft freie, vom Christenthum durchdrungene. Gefährlicher fast noch als das sich selbst tödtende atheistische Princip in der Wissenschaft war der rationalistische Eklekticismus, so recht angethan, um die bequeme kampfunlustige Menge nach sich zu ziehen. Denn man ließ es sich gar gern gefallen, das Göttliche herabzuziehen ins Menschliche, und, ohne Glauben und gläubiges Wesen ganz abzuthun, sich nach eigenem Belieben ein dem oberflächlichen Verlangen zureichendes Maß zu bestimmen. Diese mit Glauben versetzte Verstandeswirthschaft artete in völlige Flachheit und Schaalheit aus, tödtete das tiefere Bedürfniß und führte zu einer oberflächlichen Befriedigung und einer an sich rechtlichen, aber glaubensleeren Moral: sie trennte so recht eigentlich Religion und Leben. Wenn unsre Zeit sich von dem Rationalismus abwendet, so ist das ein gutes Zeichen für die nicht völlig zu verderbende Gesundheit der menschlichen Natur; wenn sie sich zunächst in dem Confessionalismus bewegt, so ist das nothwendig und natürlich. Aus dieser vagen Zerflossenheit kann nur durch strenge Scheidung und Sammlung der Ausweg gefunden werden: es muß ein bestimmter fester Mittelpunkt da seyn, um den sich das Einzelne ansetzt. Aber

man ist darauf bedacht oder wird es seyn, nicht beim starren Dogma stehen zu bleiben, sondern das Leben im Ganzen und Einzelnen zu glaubensvoller Aeußerung zu durchdringen: sonst ist auch auf diesem Wege, wie das Leben leicht nachweist, Trennung von Glauben und Thun unausbleibliche Folge. Es bedarf des religiösen Gewissens auf dem Grunde eines festen Glaubens, wenn nicht der Weg zum Formalismus und zur Mystik und damit direkt aus dem Protestantismus herausführen soll.

Nicht anders denken wir gegenüber der zweiten charakteristischen Seite des Jahrhunderts, gegenüber dem durch die Bildung und Ueberfeinerung getragenen Materialismus. Wer würde hier mit einiger Aussicht auf Erfolg sagen dürfen: das Leben muß umkehren! Und doch muß eine Umkehr stattfinden, aber nicht eine so gewaltsame, daß sie die bestehenden Verhältnisse völlig umrisse. Ja, es liegt hier wenigstens eben so viel Unheil wie in der Souveränität eines glaubenslosen Philosophirens, weil dieses doch immer nur Eigenthum einzelner Individuen oder Klassen bleibt, während das Heraufschrauben des äußern Lebens zu einer unerhörten Complicirtheit allen Schichten der Menschheit in niederem oder höherem Grade anklebt. Doch wäre es thöricht, um solcher Erscheinung willen die Industrie zu verdammen oder einfache culturlose Zustände zurückzusehnen. Die Aufgabe ist, inmitten solcher unwahren und unnatürlichen Verhältnisse einen Ausweg zu finden. Diese Aufgabe ist wichtig, denn es ist keine andere, als das Leben in seiner Gesammtheit und einzelnen Erscheinung vom ächten christlichen Geiste durchdringen zu lassen. Solches aber zu erreichen, das verlange Keiner von wenigen Jahresläufen, noch selbst von einem Jahrhundert: wohl aber suche er die Grundfesten des Lebens, die hauptsächlichsten Gestalten, in denen es sich bewegt, von verschiedenen Ausgangspunkten aus, in solchem Sinne unablässig zu pflegen und zu heben, zu durchdringen und zu beleben, und er wird seiner Kraft und Aufgabe genugthun. Ein Wirken, welches christlichen Sinn in Familie, Schule, Staat und Kirche zu erwecken strebt, wird dem Luxus und der Ueberreiztheit am besten Einhalt thun und zu einfacheren, wahreren, inhaltsvolleren Zuständen zurückführen; weil aber solches Werk nicht schnell zu erzielen, sondern nur hie und da sorgsam und allmählich

anzubahnen ist, unterlasse man nicht auch von anderer Seite her, so viel als immer möglich, gegen jene krankhaften Erscheinungen zu kämpfen. Es ist jenes und dieses zugleich die einzige wirksame Waffe gegen den herandrängenden Feind alles Bestehenden, gegen das Proletariat; doch glaube man ja nicht, jetzt, da man eine religiös-sittliche Wiederbelebung des Volkes erst begonnen hat, den Feind ohne äußere Opfer abwehren zu können. Man kämpfe aber rüstig gegen die Verfeinerung und Entsittlichung von oben, und man wird damit zugleich die Mittel für den Kampf nach unten finden.

Wir haben uns nicht vermessen wollen, ein Bild der Zeit zu geben: mancher Andere möchte solcher Aufgabe gewachsener seyn. Aber wir konnten nicht umhin, diejenigen Kennzeichen unserer Zeit, die uns als die wichtigsten erschienen, vorübergehend zu betrachten, weil sie auch für die specielle Aufgabe dieser Blätter von maßgebender Bedeutung sind; wir werden bei verschiedenen Gelegenheiten auf diese Erörterungen zurückkommen müssen. Ganz insbesondere aber ist es jetzt darum zu thun, zu zeigen, welche Wichtigkeit gerade in unsern Tagen der Schule und der Erziehung zugesprochen sey. Denn wir haben weder zu gewärtigen, daß die Lösung der innern Zeitconflikte noch in unsern eigenen Lebenssommer fallen werde, noch dürfen wir verkennen, daß die Heilung sich nicht wohl beim lebenden Geschlechte, das in der Krankheit groß geworden, bewirken lasse. Der nach uns wirkenden Generation sollen wir die Fähigkeit zu besserer Gestaltung als kostbarstes Erbe hinterlassen, eine Jugend erziehen in wärmerem Glauben, in treuerer Liebe zum Vorhandenen, mit ernsterem Sinne für Gesetz und Autorität, in willigerem Gehorsam gegen Gott und die von Gott eingesetzte Obrigkeit. Wir wollen eine von christlichem Sinne durchdrungene, frei geistig strebende, sich weise beschränkende, froh das Erlaubte genießende Gemeinschaft: darum müssen wir sie heranziehen, ohne dabei der eigenen Veredlung zu vergessen. Aber dem jungen frischen Holze überlassen wir dann die weitere Vollendung und greifen eben darum das Leben in seinen Wurzeln an. Und wenn wir dieß also sehen und also empfinden, welche Bedeutung erhält für uns die Schule? Ich meine, wir sehen sie in rechtem Lichte, nicht als die einzige Quelle der Jugenderziehung, nicht als die einzige

Pflanzstätte der Zukunft, aber wohl als eine der wichtigsten und ausgiebigsten Hülfen, um das als schadhaft Erkannte allmählich zu beseitigen und dem Guten und Wahren Eingang oder Förderung zu verschaffen.

II.

Welches ist der Zweck der Schule? Wie weit reicht ihre Wirksamkeit? Durch welche Mittel und in welcher Weise hat sie zu wirken? Das sind die Fragen, mit deren Beantwortung wir uns demnächst zu beschäftigen haben. Zwar weist uns die Erfahrung vorzugsweise auf das Gebiet der Gelehrtenschulen an, doch ziehen wir auch die übrigen Sphären des Schullebens, insoweit es ohne die speciellste Vertrautheit mit ihnen möglich, und soweit es für unsre Zwecke nöthig ist, in den Kreis der Betrachtung. Die erste Frage ist leicht zu beantworten: Aufgabe der Schule im Allgemeinen bleibt die sittliche und geistige Heranbildung der Jugend, verbunden mit einer weisen Sorgfalt für die körperliche Entwicklung; der allgemeine Inhalt der Aufgabe verengt und modificirt sich mit dem besondern Zwecke da, wo verschiedene Lebensrichtungen verschiedene Vorbildung erfordern. In der gegebenen Erklärung liegt deutlich ausgesprochen, daß wir uns mit denen nicht einverstehen können, welche die Schule nur für eine Lehr- und Lernanstalt ansehen, wir möchten fast sagen für ein geistiges Speisehaus. Es ist zwar das Lernen der nicht zu verlassende Mittelpunkt des Ganzen, aber die Menge des Gelehrten und Gelernten bedingt nicht allein die Trefflichkeit der Schule, sondern der Werth der gegebenen Stoffmasse, die Strenge und Genauigkeit sogar, mit der dieselbe geboten und aufgenöthigt wird, verliert die Geltung, wenn die Aufgabe sittlicher Veredlung darüber vernachlässigt wird. Wir vermögen aber das Sittliche nicht vom Religiösen zu trennen, darum kann die geistige Nahrung, welche die Schule darreicht, nur auf einem religiösen, christlichen Boden gegeben werden, und das Streben nach Veredlung muß das gesammte Schulleben zu durchdringen suchen. Wir werden zwar noch Gelegenheit haben, dieß weiter zu erörtern, wollen aber, da man das Wort „christlicher Standpunkt, christlicher Staat ꝛc.“ leider öfter mißbraucht als in Wirklichkeit umzusetzen sucht, uns hier schon gegen

eine Mißdeutung verwahren. Wir meinen keineswegs, daß darum jeder Unterricht sich an religiöse Stoffe anlehnen oder mit einem religiösen Anstriche äußerlich bekleidet werden solle, noch auch sind wir einem leicht einreißenden Formendienste geneigt; wer den Unterschied zwischen einer wahren, den ganzen Menschen durchdringenden Gesinnung und einer mystischen Schwüle oder einem Wortgeklapper zu machen weiß, wird nicht im Unklaren über unsere Ansicht seyn. Und eben so wenig wollen wir eine finstere Strenge, die das Unreife und jugendlich Mangelhafte mit wirklicher Sinnesverderbniß zusammenwirft. Aber wenn nicht bloß das Sammeln nothwendiger und nützlicher Kenntnisse in der Schule zu suchen seyn, wenn der ganze Mensch in ihr seine Veredlung finden soll, so haben wir in der Schule auch eine Erziehungsanstalt zu erblicken, auch da, wo nicht die Einrichtung der Schule ausdrücklich auf diesen Zweck mitangewiesen ist.

Die erste Aufgabe überläßt man der Schule willig, und nur selten wird in ihre Bemühungen von verständiger und unverständiger Hand eingegriffen. Um so schwieriger ist ihre Stellung im erziehenden Theile; hier collidirt sie mit der Familie, der eigentlich und hauptsächlich die Erziehung zusteht, und diese Collision pflegt sich auf zweifache Weise zu äußern. Einmal nämlich will man der Schule einen erziehenden Einfluß gar nicht zugestehen oder sucht denselben auf das knappeste Maß zurückzuführen. Freilich mag hier wohl manche Erfahrung vorliegen, daß eben die Sorge der Schule für den sittlichen Theil des Menschen schon innerhalb der Schulmauern eine höchst geringe und ungenügende war; in solchen Fällen, die hoffentlich selten sind und seltener werden, ist denn allerdings die Familie in die beklagenswerthe Nothwendigkeit versetzt, das Versäumte zu ergänzen, das Verdorbene auszubessern. Aber sie wird es mit weiser Vorsicht thun müssen, um nicht mehr zu zerstören als sie aufbaut, nämlich den Gehorsam und den Glauben an die Autorität. Viel öfter tritt diese muthwillige Vernichtung kindlicher Herzenseinfalt ohne eine wirkliche Schuld von Seiten der Schule auf, indem die häusliche Erziehung eifersüchtig auf die Autorität der Schule wird und das unentbehrliche Ansehen derselben durch Urtheile, vor den Kindern ausgesprochene Mißbilligung

und Parteinahme schwächt. Es kann kaum irgend etwas thörichter und kurzsichtiger seyn, als solches Verfahren; Kampf einer Autorität gegen eine andere mitberechtigte kann nur ihr selbst schaden. Und hielte das starke natürliche Band des Familienlebens diese Gefahr fern, obwohl dieß in unsern Tagen der seltenere Fall seyn dürfte, so bleibt es thöricht, ja es ist grausam, im jugendlichen Herzen Conflikte zu erregen, welche es noch nicht bewältigen kann. Im Gehorsam, in der Anhänglichkeit an Vorgesetzte, in der Pietät gegen Gesetz und Gesetzesvollstrecker blühen die besten Blumen, welche des Lebens Frühling hat; ein von der geträumten Höhe muthwillig herabgestürztes Ideal ist ein Verlust, der nicht durch eine nüchterne Wahrheit, für die noch die rechte Würdigung fehlt, aufgewogen wird. Die Familie soll der Schule willig Rechte der Erziehung eingestehen, soll sie in ihrem Ansehen und ihrer Geltung stützen und tragen, und nicht um jeder Meinungsverschiedenheit willen mit ihrer stärkern Autorität die schwächere brechen. Unter vielen Momenten, die zum Verfalle der Zucht beigetragen haben, dürfte dieses keines der letzten und schwächsten seyn.

Andere aber, und vielleicht die Mehrzahl, verlangen zu viel: sie schieben der Schule gern die gesammte Aufgabe des Erziehens zu und sind herben Tadels voll, wenn das, was sie, die reichen Mittel des Hauses ungenützt lassend, selbst nicht erreichen, von den schwächeren Mitteln der Schule nicht geleistet wird. Das ist schmählich und beklagenswerth und doch nur zu häufig der Fall, daß man der Schule zumuthet, sie solle in wenigen Jahren oder in wenig Stunden vom Tage wieder gut machen, was nicht nur vorher versehen war, sondern noch täglich versehen wird. So weit aber reicht die Kraft der Schule nie, am wenigsten in größeren Städten und bei zahlreichen Klassen, wo ein Verhältniß zum Einzelnen sich weniger gestalten und ausbauen läßt. Im Vereine mit der häuslichen Eeziehung vermag die Schule, — wenn beide von den richtigen Standpunkten ausgehen, — Alles, was von der Erziehung billigerweise verlangt werden kann, bei der doch auch der zu erziehende Mensch eine Rolle und nicht die geringste spielt; verlassen von derselben, auf sich beschränkt, vermag sie nicht viel mehr, als wenn sie, wie wir oben bemerkt haben, angefeindet wird.

Die Mittel nun, welche der Schule zu Gebote stehen, sind keine andern, als Unterricht und Zucht, beide zunächst innerhalb der Mauern der Schule und da in ihrer vollen Kraft und Stärke, außerhalb derselben, soweit es sich mit weiser Erwägung der Verhältnisse thun läßt. Wir haben es, was den Unterricht angeht, hier nur mit den allgemeinen Gesichtspunkten zu thun, und müssen eine Betrachtung einzelner Unterrichtsgebiete einer andern Gelegenheit versparen. Da wird denn wohl Keiner in Abrede stellen, daß das Unterrichtsmaterial in einer wahrhaft erschreckenden Weise angewachsen ist, so daß es unbezwinglich zu werden und jeder Anordnung zu widerstreben droht. Wir haben dabei aber kaum gewonnen, wenn wir nicht etwa in dem modernen Universalismus des Wissens das Heil erblicken wollen, das doch in der That nicht in ihm liegt. Vielmehr lauert hinter demselben Oberflächlichkeit, leerer Verstandeshochmuth und, was schlimmer als dieß, Gesinnungslosigkeit; zugleich wird mit der unersprießlichen Frühreife der Geister eine solche Schwächung des körperlichen Organismus herbeigeführt, daß nur zu häufig in dem Alter bester Kraft schon Entkräftung eintritt. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß hier eine weise Beschränkung Noth thut, zumal da ja die Schule an vielen Stellen nicht die Pflicht hat, den Unterrichtsstoff zu erschöpfen, sondern vielmehr zur eignen Ausschöpfung anzuregen. Je größer die Anspannung der jugendlichen Kräfte ist, und je zeitiger sie beginnt, um so eher tritt die Erschlaffung ein, und die Folge davon ist eben so offenkundig wie alltäglich: die Selbstthätigkeit und die Lust an der Fortbildung wird seltener. Zwar erhält durch die immer mehr in Aufnahme kommende Körperübung die Gesundheit und Frische eine Hülfe und Stütze; aber nicht überall nimmt sich die Schule unmittelbar der Gymnastik an, und wo es geschieht, ist meist nur knappe Zeit diesem Theile der Ausbildung zugemessen, noch abgesehen davon, daß es hier überhaupt mit dem Unterrichte nicht abgethan ist, sondern daß die Anwendung in freier Bewegung, in Spiel und Wanderung dazu kommen muß.

Das Wie einer solchen weisen Beschränkung zu finden, welche den Anforderungen unserer Zeit entsprechend, doch dem Uebermaße wehrt, ist eine schwere, des Meisters, nicht des Jüngers

würdige Aufgabe. Wir werden indeß auch unsern Beitrag zur Lösung dieser hochwichtigen Frage, die eigentlich den Schwerpunkt der jetzigen Schulfrage bildet, nicht vorenthalten; doch wird dieß bei einer andern Gelegenheit geschehen müssen, weil wir uns hier eine Betrachtung der einzelnen Unterrichtsgebiete versagen müssen; deßhalb genüge dießmal, wo wir uns mit allgemeineren Gesichtspunkten beschäftigen, die allgemeine Andeutung. Jedenfalls muß darauf hingestrebt werden, wenn auch nicht jeder Anlauf zum Ziele führen wird. Nach unserer Meinung hat man sich vor allem davor zu hüten, daß man nicht zu früh und mit zu vielerlei beginne. Schon mancher Lehrer wird die Erfahrung gemacht haben, daß vier nach einander in verschiedenen Unterrichtsgebieten gegebene Stunden abspannen und in eine unerquickliche Stimmung versetzen; mit welchen Eindrücken soll denn ein Kind von zehn Jahren die Schule verlassen, wenn ihm ein jeder Vormittag ein wahres Mosaik von Unterrichtsstoff darbietet. Man wird entgegnen, daß auch bei möglichster Vereinfachung Abwechslung unausweichlich, ja daß sie nothwendig sey, daß ferner der Schüler von diesem Wechsel in einem geringeren Grade berührt werde, aber man wird doch wohl bei der Anfertigung der Lektionsplane vor einer Zusammenstellung des zu Heterogenen sich hüten können und die Rücksicht auf den Schüler über andere Rücksichten stellen müssen. Schwer wird es immerhin bleiben, die Zahl der Unterrichtsgegenstände zu verringern, weil in der That die Anforderungen an alle Lebenskreise sich in solchem Grade gesteigert haben, daß man im Augenblicke schwer etwas hinwegnimmt. Vielleicht läßt sich indeß durch zweckmäßige Vertheilung hie und da zum Theile abhelfen. Nach unserer Meinung empfiehlt sich die schon oft gepriesene Methode der Concentration wenigstens in der Beziehung, daß man auf den einzelnen Bildungsstufen allerdings Einen Unterrichtsgegenstand zur Hauptsache machen könnte, und auf diese Weise das Einzelne energisch fördernd, ohne das bisher Gewonnene aufzugeben, doch die Kraft der Aufnehmenden nicht allzu sehr zersplitterte. Namentlich in den niedern Stufen wird diese Vertheilung sich als zweckmäßig bewähren, indem dadurch das gleichzeitige mit gleicher Berechtigung stattfindende Beginnen von zu vielen Dingen beschränkt wird. Uebrigens liegen bereits den meisten Stundenplanen diese

Anschauungen wenigstens theilweise zum Grunde, und eine größere Conformität im Verfahren wird zuverlässig mehr und mehr eintreten. In den höhern Klassen der Schulen tritt bei fortgeschrittener Entwicklung und gesteigerter Fähigkeit, Verschiedenes zugleich sich anzueignen, diese Rücksicht um ein Bedeutendes zurück; in den unteren Abtheilungen aber ist sie kaum genug zu empfehlen, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir einzelne Uebelstände, wie z. B. unrichtige Orthographie, schlechte Handschrift, mangelhaftes Lesen u. s. w., Hindernisse, welche in den spätern Jahren kaum zu überwinden sind, während eine energische Behandlung sie anfangs meist beseitigt oder gar nicht aufkommen läßt, der verkehrten Methode zu frühzeitiger Kraftzersplitterung mit zuschreiben. Doch nicht bloß die Anordnung des Lehrstoffes im Unterrichtsplane leistet hiebei Hülfe und ist in Anspruch zu nehmen, sondern auch, und zwar wesentlich, die Behandlung des zu lehrenden Gegenstandes. Hier gilt die möglichste Einfachheit und das Hinauswerfen des Ueberflüssigen als erstes Erforderniß. Zwar schreiben die den einzelnen Unterrichtsanstalten vorliegenden Regulative gewisse Grenzen für die einzelnen Klassen vor, aber diese Grenze ist leicht nur scheinbar inne gehalten, wenn nicht die ganze Art des Unterrichtes die rechte, dem Standpunkte des Schülers entsprechende ist. Man kann jede Sache, und gehöre sie auch zu den elementarsten, auf unendlich mannigfaltige Weise vortragen, die Schwierigkeit des zu Lernenden fällt und steigt mit der Art der Behandlung. Freilich ist auch das Lehren ein immerwährendes Lernen, und nicht leicht wird ein Lehrer ein Kapitel aus einem Schriftsteller das zweitemal erklären oder einen Abschnitt aus der Geschichte vortragen, ohne für die Art des Unterrichts die aus dem erstenmale gewonnenen Erfahrungen zu nützen. Aber das Experimentiren hat ein viel zu kostbares Objekt, als daß man es nicht möglichst beschränken möchte. Und da ist vor allem nichts nöthiger, als weise Beschränkung, oft vielleicht sogar schwierige Resignation dem eigenen Gedankenkreise gegenüber. Manche werden einwenden, ein plötzlich in dem Lehrer auftauchender Gedanke habe die Berechtigung, in einer, wenn auch kurz gegebenen Bemerkung sich zu äußern, und werden solche Befreiung von einer plötzlich sich aufwerfenden Gedankenlast nothwendig und heilsam

nennen. Das hat an manchen Stellen wohl Recht und Befugniß, aber auch da nicht ohne knappstes Maß, denn die Gefahr liegt nur zu nahe, daß die Rollen wechseln, daß der Unterrichtende mit seinem Gedankenkreise in den Vordergrund tritt, und Lernobjekt wie Schüler zurückgedrängt wird. Da entsteht dann ein Geistreichseyn, ein Spiel mit Gedankenblitzen, eine Freude an Subtilitäten, was selten nützt, aber stets viel versäumt, wenn es nicht gleich direkt schadet. Freilich blendet solches Wesen und gewinnt leicht die Zuhörer, aber die Täuschung wird bald genug zerrinnen, und wenn nicht früher, so doch gewiß, wenn es sich um die Resultate handelt. Denn wo die gelegentliche Erörterung höher und weiter liegender Dinge bevorzugt, wo das subjektive Verhältniß des Unterrichtenden zu dem Unterrichtsgebiete zu sehr hervorgehoben wird, weicht die eigentliche unmittelbare Aufgabe zurück und wird bei sonst vielleicht gewissenhafter Förderung durch die unpassende Zuthat gehindert und geschmälert. Man sagt freilich, es werde an geistiger allgemeiner Entwicklung gewonnen, man rege Gedanken an, und diese seyen von höherer Geltung, als das bloße positive Wissen, man könne den Schüler auf diese Weise unmerklich zum Lehrer heranziehen, es sey wunderbar, wie fähig manche Natur für Abstraktion und für das Begreifen von Feinheiten sey, und dergleichen mehr. Uns scheint an allen diesen Herrlichkeiten in dieser Weise nicht viel gelegen zu seyn. Die naturgemäße Entwicklung der geistigen Natur des Menschen läßt sich nicht so mir nichts dir nichts umkehren, und wenn in einzelnen Fällen solches künstliche Aufschrauben und frühe Gewöhnen an Abstraktion nicht von den nachtheiligsten Folgen ist, wenn immer noch sehr erfreuliche Resultate zum Vorschein kommen, so geschieht es nicht durch dieses Verfahren, sondern trotz desselben. Es liegt überhaupt die Probe darauf, ob ein Unterricht trefflich gegeben wurde, nicht darin, daß man sieht, wie weit der Schüler gebracht worden, nicht in dem Quantum des Gelernten, sondern darauf kommt es an, daß ein knapper zugemessenes Gebiet wirklich genügend ausgeschöpft ist. Es ist dieß doch eine so einleuchtende Wahrheit, daß man sie gar nicht mehr aussprechen sollte, und doch wird täglich gegen dieselbe gefehlt. Man kann das fast in allen Unterrichtsgebieten leicht nachweisen. Da verliert sich der Religionsunterricht,

anstatt die Glaubenslehren faßlich zu erläutern, fest einzuprägen und eine Vertrautheit mit der heiligen Schrift zu erstreben, in tiefsinnige Erörterungen und schwülstige Exegesen; die Geschichte vernachlässigt über einem Streben nach Pragmatismus die nothwendigsten Thatsachen; der Unterricht in den Elementen der alten Sprachen beginnt früh mit syntaktischen Regeln, die Erklärung der Schriftsteller holt die Kritik und den realen Apparat herbei, und dergleichen mehr. Freilich liegt hier unseres Erachtens ein anderer Mißstand mit verborgen, nämlich der, daß namentlich an Gymnasien der elementare Unterricht, der nächst dem in den obersten Klassen der schwierigste ist, dem jüngsten Lehrer übertragen zu seyn pflegt. Dadurch entsteht nur zu häufig der Uebelstand, daß eine formelle Sicherheit nie gewonnen wird, und mancher andere dazu. Denn nicht nur, daß ein Wechsel des Lehrers in der untern Klasse beim Aufrücken der Lehrer leichter eintritt, während gerade in den untern Klassen öfterer Wechsel schadet; so wird auch stets der erfahrungslosere Lehrer anfänglich mehr oder minder experimentiren müssen; ist dieß aber schon an sich bedenklich, so kann es ferner auch gefährlichere Stellen für Versuche nicht geben, als die untersten Klassen.

Also nicht die möglichste Erweiterung der Grenzen führt zur Erfüllung der Aufgabe, sondern die treue und sorgsame Ausfüllung des zwischen den Grenzen Liegenden. Damit ist immerhin noch dem Unterrichtenden Gelegenheit genug geboten, und Raum genug gelassen, hie und da ein weiter führendes, andeutendes, anregendes Wort einzustreuen, aber unter der Bedingung äußerster Sparsamkeit und Kargheit gegen sich selbst. Ganz besonders ist hier zu erwähnen, mit wie großem Unrecht man frühzeitig die Abstraktions- und die Produktionskraft weckt. Die Eigenthümlichkeit des Knabenalters liegt ganz besonders in der großen Fähigkeit zur Reception und Reproduktion; die Fähigkeit, Stoffliches in sich aufzunehmen und zu behalten, ist in keinem Lebensalter so groß, wie in der Jugend; Mahnung genug, in dieser Hinsicht zu wirken. Die Reflexion erwacht ganz von selbst und wäre wahrlich auch später bisweilen lieber in Schranken zu halten, als daß sie Alles unter ihre Füße träte. Es soll ja in den ersten Stufen nicht alles erklärt, dem Kinde nicht schon die Fähigkeit, etwas ohne ein Darum und Deßhalb hinzunehmen, entrissen

werden; es handelt sich um ein sorgfältiges Lernen und ein williges Gehorchen, nicht um die Verdeutlichung jeder Regel und Mahnung. Nicht minder schädlich ist die im Zusammenhange mit dem erwähnten Mißbrauch stehende Methode, früh die Produktionskraft zu wecken, welche sich besonders beim Unterricht in der deutschen Sprache zeigt. Anstatt sich auf Reproduktionen zu beschränken, in diesen alle Sorgfalt auf Ausführung und Form zu verwenden, und allmählich, nur sehr langsam, zu eigenen Gedankenschöpfungen aufzusteigen, pflegt man die Reflexion früh in Anspruch zu nehmen. Ein Blick in die deutschen Arbeitshefte der Jugend genügt, um den Nachweis zu liefern; man fordert Gedanken, wo noch keine Gedanken da seyn können, und bekömmt im besten Falle eine krankhafte, gezeitigte Frucht. Dann bleibt es meist bei solchen mittelmäßigen, schwülstigen, geschraubten, styllosen Erzeugnissen stehen, während im andern Falle auf der Grundlage eines in der Reproduktion gebildeten Darstellungsvermögens die Produktion ganz von selbst kommt und ganz andere Dinge zu Tage fördert. Demnach meinen wir, es gezieme sich eine weise, maßvolle, innerhalb gewisser Schranken sich mit möglichster Sorgfalt und Genauigkeit bewegende Behandlung der Unterrichtsgegenstände, und gerade in den niedern Stufen werde der Uebelstand des Vielerlei durch die dem Alter angemessene, Frühreife und Zeitigung meidende Weise, durch das Vorwiegen des Stofflichen eine wesentliche Abhülfe finden. Es versteht sich dabei von selbst, daß auch die Stoffmasse beschränkt bleibt, und es empfiehlt sich ganz vorzüglich eine Beschränkung der Forderungen an die Schüler in Bezug auf häusliche Arbeit. Aber auf der knapperen Forderung werde mit Strenge bestanden, das Lernen sey genau, die schriftliche Arbeit in Form und Inhalt sorgfältig, die Wiederkehr der Aufgabe regelmäßig. Hiebei kann der Wunsch nicht unterdrückt werden, daß mit der größten Regelmäßigkeit auch ein Einklang der verschiedenen Lehrer in Bezug auf das Maß der Aufgabe sich verbinde. Zwar bestehen auch darüber Vorschriften, aber schon durch die Art und Weise der Ausführung kann die Vorschrift paralysirt werden; Beschränkung auf das Nöthigste, namentlich Vermeiden allzu vieler Schreiberei ist dringend nöthig, um der schon durch die Weite des Unterrichtskreises herbeigeführten Anspannung nicht noch weitere und nachtheiligere Folgen zu geben.

Die letzten Bemerkungen leiten uns zu dem zweiten Hauptpunkte dieses Abschnittes, zu der Betrachtung der Zucht, als des zweiten Mittels der Schule.

Wir vermögen hier nicht anders als vom Allgemeinen auszugehen, und müssen mit der Bemerkung beginnen, daß wir die Zucht überhaupt zum guten Theile verloren haben, daß wir zuchtlos geworden sind. Ja, wir könnten noch mehr sagen: wir haben die Zucht nicht nur eingebüßt, sondern wir haben sie geradezu einbüßen wollen. Denn gewiß werden sehr, sehr Viele es einen großen Fortschritt nennen, daß die Strenge in Kirche, Schule, Familie gewichen war, und zum Theile auch noch nicht zurückgekehrt ist; als man auch den Staat zu einem disciplinlosen machen wollte, überschlug sich das Selbstständigkeitsprincip, und der Rückschlag begann. Es ist dieses Streben nichts als eine anderweite Aeußerung des Radikalismus und Rationalismus, es ist der Kampf gegen die Autorität, der durch die Zeit gegangen ist und noch durch dieselbe geht. Wie man sich vom Dogma und von religiöser Satzung zu emancipiren sucht, wie man das eigene Urtheil zum Maßstabe des Glaubens machen wollte, so strebte man auch in der staatlichen Gemeinschaft, sich der unbequemen Oberherrlichkeit von Regierung und Gesetz zu entledigen, oder doch wenigstens sich selbst den Gehorsam zurecht zu schneiden, anstatt sich in die Form zu fügen. Und wie solche Strömungen durch alle Adern des Lebens gehen, ward auch die Autorität, welche der Jugend zunächst entgegenstand, angegriffen, die Erziehung in Schule und Haus sollte auf strenge Zucht verzichten. Man hätte vielleicht hie und da am liebsten einen Vertrag geschlossen und gegenseitig das Recht der Aufhebung sich vorbehalten. Indessen wenn auch in den letzten Jahren dergleichen verkehrte Anschauungen am lautesten geworden sind, wollen wir doch die Schuld von solchen Zuständen und Erscheinungen nicht der Gegenwart allein zuschieben. Der Schaden schreibt sich von früher her und ist nur ärger geworden, weil man ihn nicht erkannte und sich überhaupt in Irrthümern verfangen hatte. Noch weniger aber wollen wir einer tyrannischen Willkür, einer barbarischen Zucht, welche die freie Entwicklung unterdrückt, und die Menschen schematisch behandelt, das Wort reden. Aber das Eine wird nicht geleugnet werden, daß fast in allen Verhältnissen die Zucht eine lose und lockere geworden ist, und daß selbst da, wo Gehorsam

und Unterwerfung stattfindet, die Motive oft nicht mehr die einfachen und edeln sind, aus denen Unterordnung und Einfügung hervorgehen sollte. Wenn Etwas der Zeit und uns, ihren Kindern, Noth thut, so ist es eine Wiederherstellung weiser Zucht, die zur Freiheit im Gehorsam und durch den Gehorsam führt, als den einzig sittlichen Weg einer Befreiung. Freilich liegt hier, wie bei der ganzen Erziehung, die hauptsächlichste Verpflichtung in der Familie, und dem Staate ist ein Eingreifen nur mittelbar möglich. Aber er wird durch Unterstützung des religiösen Lebens, durch Geltendmachen der Forderungen der Kirche, durch den ihm zustehenden Einfluß auf Heilighaltung und durch ein energischeres Stemmen gegen Lösung der Ehe nicht wenig dazu beitragen.

Aber ganz besonders ist ihm die Schule unterthan oder soll es doch seyn; und je mehr diese sich der unmittelbarsten Unterordnung unter die staatliche Fürsorge erfreut, desto besser wird es seyn, schon um der leichter zu erreichenden Einheit der Bestrebungen willen. Die Schule hat den Beruf, der Jugend gegenüber und gegenüber dem immer wieder sich erneuernden Andrange anarchischer Gelüste ein Bollwerk der Zucht zu bilden. Das ist eine Bedeutung der Schule, welche der lehrenden durchaus coordinirt ist, ja welche sogar den Erfolg des Lehrens wesentlich bedingt. Die Zucht ist nicht nur die Brücke zum Lernen, sondern sie ist eine Lehre selbst; sie sammelt und erhebt nicht bloß den sittlichen, sondern auch den geistigen Menschen. Darum ist eine strenge Disciplin in der Schule, eine strenge, nicht harte Handhabung derselben ein wesentliches Erforderniß. Darum ist auch mit den Mitteln derselben nicht allzusehr zu kargen, sondern vielmehr der Nachdruck im Strafen den zahlreichen kleinen Büßungen vorzuziehen, gerade so, wie beim Unterrichte energische Concentration die Zersplitterung an Wirkung weit übertrifft.

Strenge und Gerechtigkeit sind Eigenschaften, die zuletzt dem Kinde und dem Schüler nicht nur wohlthun, sondern von beiden verlangt werden, und die vor schwächlicher Gewährung und Duldung in ihnen stets den Sieg gewinnen, wenn auch im streitigen Momente sich die Stimmung gegen den Widerstand richtet. Die Schule begehrt darum eine unerbittlich aufrecht erhaltene innere und äußere Ordnung; äußere Ordnung in sorgfältiger Ueberwachung des Schulbesuchs, wobei der Pünktlichkeit von Seiten

der Schüler Präcision im Beginne und Schlusse des Unterrichts entspreche. Darin liegt durchaus noch nicht ein Verlangen nach minutiöser Pedanterie, aber man wird doch dem Schüler nicht zumuthen wollen, das mit vollem Ernst und voller Kraft zu ergreifen, was ihm nicht mit Ernst und Kraft entgegen gebracht wird. Ein sorgfältiges Achten auf eine anständige, geziemende Haltung mehrt nicht nur den äußerlichen Anstand, sondern erhöht die geistige Thätigkeit, wehrt zugleich innerhalb der Schule dem Ueberhandnehmen sittlicher Gebrechen, die leider gerade während der Unterrichtszeit nach vorhandenen Erfahrungen, wo das übersichtliche Auge des Lehrers fehlt, Nahrung und Verbreitung öfters gefunden haben und noch finden. In der Haltung der Hefte, in der Regelmäßigkeit der Ablieferung liegt ebenfalls viel mehr Gewicht, als gemeiniglich geglaubt wird; in der That ist es fast besser, von schriftlichen Arbeiten abzusehen, als sich mit unreinlichen, schlecht geschriebenen Heften zu begnügen. Gleichgültig können diese Dinge nur dem seyn oder unwesentlich, welcher in der Schule nichts als eine Anstalt zur Bereicherung mit nützlichen und nothwendigen Kenntnissen sieht. Nach unserer Meinung aber soll die Schule den ganzen Menschen, Leib und Seele, erfassen und zu bilden suchen; darum ist keine Aeußerung des Menschen so unbedeutend, daß sie nicht dem Lehrer Gegenstand der Betrachtung, Mahnung, Bildung, Erziehung werde, und darum hat auch eine wahrhafte Disciplin sich nach allen Seiten hin zu wenden. Denn von welchem vielleicht kleinen Ausgangspunkte das Heil dem Kinde kommen werde, das vermag bei der unendlichen Verschiedenheit menschlichen Wesens Niemand zu erkennen; darin aber sind sich alle Naturen gleich, daß sie sich irgendwo anfassen lassen. Diese Zucht der Schule richte sich auch, so weit es angeht, nach außen, wenigstens suche sie der oft im Elternhause nicht genug gesteuerten Sucht nach Genuß und Selbstständigkeit im äußeren Auftreten zu wehren. Sie suche in diesem Streben die Hülfe und den Schutz des Staates, der einem seiner wichtigsten Institute das Gesuchte bereitwilligst angedeihen lassen wird. Daß der Geist christlicher Liebe dieser Strenge nicht fehlen dürfe, brauchen wir nach dem Gesagten kaum hinzuzufügen; das Durchdrungenseyn von solchem Sinne haben wir zur Grundforderung in unsern Betrachtungen gemacht und machen

es zum Endzwecke alles Schullebens. Aber die Liebe des christlichen Lehrers und Erziehers darf keine schwache seyn, keine nur ausgleichende und auf der Oberfläche glättende; die christliche Liebe bedarf des ernsten, strengen Sinnes, der, Gehorsam, Gesittung, Gesinnung erstrebend und heischend, darum nicht der Wärme für jugendlichen Muth und Uebermuth, für Frohsinn und heitere Unbefangenheit entbehrt, der aber diese kostbaren Schätze der Jugend nicht ohne jene sie erst zum rechten Schmucke erhebenden Begleiter sehen will und darf.

III.

Wir haben in dem Obigen versucht, die Wichtigkeit der Schule für unsere Zeit insbesondere — obwohl jede Zeit Gründe haben dürfte, ein solches Insbesondere zu beanspruchen — darzustellen, und hierauf von ihrem Zwecke, von dem Umfange ihrer Wirksamkeit und von den Mitteln derselben gesprochen. Wir wollen nun das Verhältniß der Schule zu Staat, Kirche und Familie deutlich zu machen suchen, als den wichtigsten Faktoren unsers Lebens und unserer Lebensverhältnisse. Je umfang- und inhaltreicher das Gebiet ist, das wir betreten, um so lebhafter fühlen wir, wie wir am wenigsten das überhaupt Unerschöpfliche zu erschöpfen vermögen, und beschränken uns auf Umriß und Andeutung.

Schon früher haben wir darauf hingewiesen, daß aus dem Zusammentreffen verschiedener Elemente und aus dem Zusammenwirken verschiedener Kräfte das eigentliche Leben sich entwickelt; darum bleibt es mißlich, das was aus verschiedenen Strömungen in ein großes Ganze zusammenfloß, wieder auf seine einzelnen Bestandtheile zurückzuführen und die besondern Einflüsse nachzuweisen. Da es mit einem dürftigen Parallelismus nicht abgethan ist, sondern nur die energische Vereinigung der einzelnen Kräfte zum wirkungsvollen Leben führt, so ist nach einmal erfolgter Vereinigung das Verfahren nach rückwärts schwer, wenn nicht gar unmöglich. Das einmal von einander Durchdrungene auch nur in der Abstraktion des Gedankens völlig von einander zu lösen und zum einfachen Bestandtheile zurückzuführen, ist kaum möglich. So vermögen wir uns im vorliegenden Falle nicht wohl den Staat ohne die christliche Kirche, nicht diese außerhalb

des Staates als der nothwendigen Einheit menschlicher Genossenschaft, beides nicht ohne die Familie als die individuelle Gliederung im Ganzen, noch weniger diese ohne jene und außerhalb jener zu denken, wenigstens kommen wir in solcher reinen Abstraktion zu wesenlosen unmöglichen Schattengestalten. So ist auch das Verhältniß der Schule zu jedem einzelnen dieser Faktoren nur unter der Voraussetzung ihres Zusammenwirkens ein verständiges und lebendiges, und nur so weit gelingt die Auflösung. Sie soll uns hier um so weniger weiter gelingen, als wir es nicht mit inhaltlosen Spekulationen, sondern mit Betrachtung des Lebens und Anwendung auf dasselbe zu thun haben.

Der Staat, diese lebensvolle Einheit, wenn er sich zum christlichen Staate verklärt, der Gipfelpunkt irdischen Lebens, ist, wie keine zweite Erscheinung, den wunderlichsten Mißverständnissen ausgesetzt. Concret in seiner Bildung und in seinen Aeußerungen, ist er in seinem Wesen abstrakt; er sitzt nicht irgendwo in einem geheimnißvollen Verstecke, wie man aus mancher Leute Meinung vermuthen könnte, als ein besonderes Einzelwesen, sondern er ist eben die Einigung der Mehrheit zu einer Einheit, die sich unter bestimmten Verhältnissen zu einer bestimmten Gestalt herausgearbeitet hat. Jeder Einzelne aber ist Theil des Staates, und es ist lächerlich genug, wenn so oft dem Staate zugeschoben wird, was nur dadurch möglich wird, daß sich der Einzelne, und zwar jeder Einzelne als Glied der Gemeinschaft fühlt und darnach handelt. Der Staat nun — wir reden von dem wesentlich monarchisch-christlichen Staate — hat in der Schule den ersten Punkt, wo er durch seine Einrichtungen das Bestehen und Weiterfördern seiner eigenen Existenz, die nichts anderes ist als die volle Existenz alles Einzelnen, herbeiführen und leiten kann. Aus der Schule geht der zukünftige Staat wesentlich hervor, er muß von ihr die Kräfte, deren er zu seiner äußern Verwirklichung bedarf, entnehmen. Denn die Familie, welche zuerst den Menschen bei seinem Eintritte in das Leben aufnimmt, ist vielmehr die individuelle Absonderung und schon darum dem Staate die am wenigsten zugängliche Lebensgestaltung. Alle vor der Schule liegenden Berührungen des Staates und der Familie sind durch die Kirche

vermittelt, obwohl die Familie von dem Staate Nahrung und Belebung erhält, und zwar nicht bloß im materiellen Sinne. Dagegen tritt mit der Theilnahme des künftigen Staatsbürgers an dem öffentlichen oder doch unter der Oberaufsicht des Staates in dessen Sinne ertheilten Unterrichte der Staat wesentlich mit in den Vordergrund. Und dieß ist eben so nothwendig als heilsam. Denn wenn das gesammte Leben seine Träger durch die Schule empfängt, wenn Alle, die einst am Wohle des Staates mittelbar oder unmittelbar mitarbeiten sollen, durch die Schule hindurchgehen müssen, wenn ferner sowohl in Hinsicht auf Zeitdauer als auf Empfänglichkeit und Bildungsfähigkeit keine Zeit im menschlichen Leben so ausgiebig ist, als die Schulzeit, ist es dann nicht das höchste Interesse des Staates, dieses Gebiet in seinem Sinne zu gestalten, zu leiten und zu überwachen? Die Sorgfalt und Einsicht, mit der unser großes Vaterland, mit der Deutschland sein Schulwesen geregelt hat und geregelt hält, erwarb wesentlich mit den Ruhm deutscher Bildung, und vielleicht danken wir ihr auch, daß traurige Zustände und schmerzliche Erfahrungen uns wenigstens in geringerem Grade heimgesucht haben. Gewiß wird gerade unsere Zeit, welche unlängst trübe Erfahrungen machen mußte und sie gewissenhaft nützen soll, an dem Fortbau des großen Werkes rüstig arbeiten. Da, wo der Staat unmittelbarer Leiter der Schulangelegenheiten ist, ist ihm die Gestaltung und Ueberwachung derselben bedeutend erleichtert. Eine Erschwerung tritt schon da ein, wo die Commune zwischen Schule und Regierung als nächste Behörde steht. Nicht als ob wir an der einsichtsvollen Behandlung und der unermüdlichen Thätigkeit städtischer Behörden in diesem Verwaltungszweige zweifeln möchten, aber in allen Verhältnissen erschweren Mittelglieder, und Mittelglied bleibt denn doch jeder Magistrat, da die Regierung die oberste Leitung in Händen behalten muß. Wir gestehen zu, daß in einzelnen Fällen sogar jenes Verhältniß die allersegensreichsten Folgen haben kann, aber öfter wird wohl Hinderung und Hemmung des Geschäftsganges entstehen. Jedenfalls aber entstehen Ungleichheiten, wie sie im andern Falle selten sind, und die Mißstände mit sich führen, so gerne wir auch zugestehen, daß Ungleichartigkeit Gesetz und Bedingung des Menschlichen ist. Noch schwieriger wird

die Aufgabe den zahlreichen Privatschulen gegenüber, die einen größern oder geringern Grad von öffentlicher Berechtigung haben. Diese dürfen nach unsrer Meinung nicht zu sehr überhand nehmen, denn sie scheinen ein untrügliches Zeichen, daß für das Schulwesen entweder nicht genug oder nicht gut genug gesorgt ist. Endlich aber haben wir ganz besonders über die große Neigung zu klagen, welche sich zeigt, die Jugend dem öffentlichen Unterrichte überhaupt zu entziehen, oder erst sehr spät demselben zuzuwenden. Der Schulzwang richtet sich zunächst gegen die niedern Klassen, in der berechtigten Annahme, daß diese die Pflicht gegen ihre Kinder nicht oder nicht genügend erfüllen könnten, und daß bei diesen äußerlich gegebene Bildungsmittel sich weniger leicht oder gar nicht ersetzen lassen. Aber auch der andere Theil der Menschheit, der gebildetere und begütertere, versieht nicht wenig: einmal, indem er ganz nach Gutdünken bald in den frühesten Jahren mit allerlei Unterricht beginnt und die geistige Kultur verfrüht, bald auch beliebig spät anfangend in forcirten Märschen die versäumte Zeit einzuholen sucht. Vor allem sucht man jetzt Privatunterricht, theils weil die öffentlichen Schulen nicht ausreichende Gelegenheit zum Lernen bieten, theils weil es an sittlicher Ueberwachung fehle, theils weil man sich den Forderungen der Schule nicht fügen mag, oder aus Gesundheitsrücksichten es nicht thun zu können meint. Wir vermögen uns mit diesem Treiben durchaus nicht einverstanden zu erklären und halten es für kein gutes Zeichen, weder für den Sinn der Erziehung, noch für die Schulen, weil denn doch der eine oder andre Grund einen Grad von Berechtigung haben wird. Der Sinn der Erziehung überhaupt mißfällt uns, der sich auf das Experimentiren legt und, sich vom gewöhnlichen Wege entfernend, mit ganz neuen Methoden zu verfahren meint. In der That sind uns Fälle bei höchst ehrenwerthen Vätern und Müttern vorgekommen, welche von Jahr zu Jahr mit der Art des Unterrichts und der Erziehung ihrer Kinder wechselten und so, im unermüdlichen Streben Besseres zu finden und zu erfinden, mehr verdarben, als wenn sie das Vorhandene, vielleicht da und dort Mittelmäßige oder Schadhafte, weise ergänzend und nachbessernd benutzt hätten. Wir haben es aber in unsern Tagen viel mehr nöthig, uns nach festen Mittelpunkten zu

drängen und uns um dieselben zu schaaren, als uns auf tausend Nebenwegen zu zerstreuen; der im Centrum des Staates starke Strom zerrinnt sonst im Sande. Es ist dieß auch so eine Art von Rationalismus in der Erziehung, daß jeder sich seine eigene Methode macht und jeder von dem Vorhandenen nach Gutdünken nimmt, nicht erwägend, daß man durch theilnahmloses Abwenden die Möglichkeit aufhebt oder beschneidet, die vorhandenen Zustände zu vervollkommnen; denn Schulen bauen, erweitern, bessern, alles was Aenderung heißt pflegt Mittel zu fordern, die denn freilich bei den Meisten jene unsichtbare dunkle Person, die sie Staat nennen und die sie beim Tadeln und Fordern gern bei der Hand haben, herbeischaffen soll. Dann liegt auch ein Widerstreben gegen die Ordnung zu Grunde, indem man nur soweit Ordnung halten will, als die eigenen Interessen nicht berührt werden. Bei Privatunterricht läßt sich der Wohnort beliebig wechseln, Stunden- und Ferienordnung fällt der Willkür anheim, man erspart auch wohl gleich die Mühe häuslicher Erziehung und gewinnt noch für allerlei geistige und weltliche Bedürfnisse. Dabei spielt denn auch die Eitelkeit ihre Rolle, welcher die Gaben der Kinder viel zu glänzend erscheinen, als daß man ihnen nicht eine ganz besondere Pflege zu Theil werden lassen sollte. Allerdings soll man das besonders hervorstechende Talent besonders nähren, aber im Allgemeinen thut dem Talente nichts mehr noth, als die Reibung mit andern und größeren Talenten, wenn nicht Hochmuth angebildet und verdorbene Genies auferzogen werden sollen. Ferner kommt auch noch die jetzt herrschende Sucht in Betracht, den Menschen so früh wie möglich für einen bestimmten Zweck zuzuschneiden, ihn recht zeitig auf den besondern Weg zu bringen. Das thut nicht gut, denn der nothwendige Inhalt allgemeiner Bildung wird nur zum Schaden der besonderen verringert und Manches auf diese Weise dem Menschen für immer unzugänglich gemacht. Und doch lehrt die Geschichte, daß fast überall die bedeutendsten Erscheinungen aus dem hergebrachten Bildungsgange hervorgetreten sind.

Wir wollen hiebei aber auch nicht läugnen, daß Manches gegen die Schule spricht; wir können nicht von der Schule reden, die ihre Pflichten überhaupt vernachlässigt — denn eine solche

möchten wir am liebsten gar nicht kennen — sondern von der im Allgemeinen als gut anerkannten. Wir haben da auf Früheres zurückzuweisen, auf das von uns selbst aufgestellte Bedenken wegen der Menge des Lehrstoffes und des zu frühen Eintrittes dieser Menge. Das mag wohl Manche, und das muß sie abschrecken, daß das Kind nicht allmählich eingeführt, sondern gleich durch viele Stunden angespannt und mit einer Stoffmasse überschüttet wird. Dazu kommt an vielen Stellen, es ist das wohl nicht zu läugnen, mangelhafte Disciplin, die schon ohnehin bei der großen Zahl der Schüler in einer Klasse auf ein höchst dürftiges äußeres Maß beschränkt ist. In diesen übergroßen Klassen liegt ein Schaden, der gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann, und wenn einzelne Lehrer doch noch Bedeutendes erzielen, so sind das Ausnahmen, gewiß aber darf man nicht sagen, es geschehe wegen der zahlreichen Klassen, sondern trotz derselben. Denn über eine Anzahl von 50 Schülern geht, wenn wir ein wirklich Alles und Jeden übersehendes Auge verlangen, die Kraft eines Lehrers nicht hinaus. Wie viel aber Sorgfalt in unsern Tagen nöthig ist, das weiß nur der Lehrer, der darin Erfahrungen gemacht hat, und dem steht es zu, unverhohlen zu sagen, daß wir zu vielen Krankheiten und Schwächen neue heranziehen, wenn die Sorgfalt im Ueberwachen sich nicht auf's Kleinste erstreckt.

Im Ganzen aber kehren wir zu dem schon ausgesprochenen Wunsche zurück, es möge das viele Privatunterrichtwesen sich lieber zu den öffentlichen Anstalten zurückwenden, es möge die Willkür in diesem Verfahren einer gewissen Regelung unterliegen. Zuletzt muß, wenn alles versehen und verfahren ist, doch der Staat, wenn nicht helfen, doch dulden; warum sollte er nicht einen Weg zu einer strengen Aufsicht über jede Art von Bildung finden? Wir meinen — ohne unsere Ansicht irgendwie als maßgebend zu betrachten — daß eine gewisse Verpflichtung, ihre Kinder Schulen besuchen zu lassen, allen auferlegt werden könne, und daß da, wo dieser Pflicht nicht im öffentlichen Wege genügt werden solle, eine Dispensation eingeholt und ein genauer Nachweis über die Art des Ersatzes gegeben werden müsse. Zugleich würden nicht unbedeutende Hülfsquellen den Schulmitteln zugänglich werden, welche jetzt denselben

verschlossen sind oder sich zersplittern. Leiden einzelne weniger befähigte und durch ihre Trefflichkeit berechtigte Privatunternehmungen, so wäre das am wenigsten bedauerlich, da Gebiete für Unternehmung und Speculation genug vorhanden sind und das Unterrichts- und Erziehungsfach sich dazu am wenigsten eignet. Der Staat, der in jedem Schüler ein künftiges Mitglied seiner Gemeinschaft erblicken muß, hat das natürliche Streben, sich zum einheitlichen Ausgangspunkte aller Unterrichtsanstalten zu machen: in solchem Streben, das zuletzt nur auf das Wohl jedes Einzelnen gerichtet ist, soll er von dem Einzelnen und der einzelnen Gemeinschaft möglichst gefördert werden.

Erzieht sich aber der Staat durch die Schule seine einstigen Insassen und Bürger, so muß er auch an jene bestimmte Forderungen stellen, gewisse Grundprincipien zum unumstößlichen Gesetze machen. Wir berühren mit diesen Worten einen hochwichtigen Gegenstand, der vielfach erwogen und beherzigt, doch wegen seines unerschöpflichen Inhaltes und seiner unausmeßbaren Wichtigkeit nie genug erwogen und beherzigt werden kann. Es ist das die sehr einfach klingende Wahrheit, daß der christliche Staat eine christliche Schule verlangt. Sollen wir eine vom Christenthume durchdrungene Staatsgemeinschaft bilden, so können wir auch nicht ohne eine von demselben Geiste durchdrungene Schule bestehen. Das wird nur denen nicht einleuchten, die, wie man sich jetzt auszudrücken pflegt, auch das Christenthum schon als „überwunden," als einen „beseitigten Standpunkt" betrachten. Mit dieser Auffassung können wir hier nichts gemein haben, diese stellt sich eben außerhalb der christlichen Gemeinschaft. Nicht minder verwahren wir uns gegen diejenigen, denen sich die christliche Religion zu einer leblosen Philosophie verflacht hat; diese können freilich mit der christlichen Schule sich wohl einverstanden erklären, weil ihnen im Grund das Wort nur ein Schild, eine Firma ist, hinter der wenig oder nichts steckt. Aber wir meinen, selbst den offenbar gegnerischen und den indifferenten Standpunkt abgerechnet, finden wir innerhalb des Kreises der Wohlmeinenden nicht geringe Schwierigkeiten. Denn es handelt sich darum, dem Worte „christliche Schule" einen lebendigen Inhalt zu geben, und damit erwächst eine große, immer nur der Lösung zustrebende Aufgabe. Wir einigen uns leicht darüber,

daß in allen Unterrichtsanstalten der Religionsunterricht fort zu ertheilen sey, wo es sich um Unterricht, der ertheilt, nicht um solchen, der gesucht wird, handelt. Wir können nur hoch erfreut seyn, wenn überall besondere und besonders begabte Religionslehrer diesen Unterricht leiten, wenn der Besetzung dieser Stellen ganz vorzügliche Aufmerksamkeit zugewendet wird. Ja, es würde vielleicht von großem Segen seyn, wenn theils jüngere Geistliche dahin ihre Thätigkeit mit richten dürften, theils die den einzelnen Gemeinden vorstehenden Pfarrer sich der heiligen Sache der Glaubenserweckung und Glaubensnährung fort und fort annähmen. Auf dem Lande ist dieß leichter zu erreichen, und wir irren wohl schwerlich, wenn wir dort in der Jugend mehr Freude an Glaubenslehren und Bibelwort suchen, als in den Städten: hier wird die Möglichkeit vielfachen unmittelbaren Einschreitens und Einwirkens von Seiten der Geistlichen schon durch die Menge der Lehranstalten und den Umfang anderer Amtsgeschäfte gar sehr beschnitten. Um so nothwendiger wird jene Einsetzung geprüfter, durch Glaubenstreue und sittlichen Wandel sich empfehlender Religionslehrer, die man nicht allzusehr mit anderweitigem Unterrichte zu belasten suchen wird, weil von der geistigen und gemüthlichen Frische des Unterrichtes in der Religion das Maß des Erfolges bedingt wird. Denn verkennen wir auch nicht, daß die Größe und Heiligkeit der Sache schon allein zum jugendlich frischen und durstigen Herzen dringt, so ist doch bei allen Dingen, und selbst bei den göttlichen, das Organ von Wichtigkeit, durch welches sie zur Mittheilung gelangen. Wenn der fromme nach Erbauung trachtende Sinn aus den Kirchen flieht vor flachen und sowie nicht vom Glauben geweckten, so auch nicht Glauben weckenden Predigten, und wenn wir bei den Erwachsenen solche Flucht zwar nicht billigen, aber begreifen und vielleicht entschuldigen, so werden wir dem Schüler es nicht verargen, wenn er von trockenem und nüchternem Religionsunterricht die Theilnahme abwendet. Hat doch die Schule in allen Dingen bei aller Lust, die ihr entgegen kommt, auch mit der Scheu und dem Widerstreben, das sich gegen den Zwang erhebt, zu kämpfen. Der Religionsunterricht hat mehr denn jeder andere die Aufgabe und die Fähigkeit, den Zwang nicht empfinden zu lassen, er muß Verstandes- und zugleich Gemüthssache werden;

nicht Eines allein; es soll nicht bloß ins Herz gegriffen werden zur Erweckung des Glaubens, es soll auch das zu Erkennende erkannt werden. Aus beiden Momenten erst entwickelt sich ein lebendiger Glaubensinhalt, der zum Lebensschild und zum Wegweiser auf sittliche Bahnen wird. Um hier etwas zu erreichen, ist möglichste Uebereinstimmung der Lehrenden zu erzielen. Denn über einen Widerspruch zweier lehrenden Autoritäten bei einer grammatischen Frage, bei Erklärung einer Stelle in einem Schriftsteller, bei Entwicklung von historischen Thatsachen und Verhältnissen kommt der Lernende leicht hinweg; nicht so über Verschiedenheit des Lehrens in Glaubenssachen. Man sage da ja nicht, daß das Urtheil geweckt werden müsse: hier kommt nicht allein das Urtheil, sondern auch der Zweifel zum Vorschein, und dieser unentbehrliche Quäler der Menschheit darf dem Menschen erst nahen, wenn er eine Krisis überstehen kann. Ist nun aber auch in religiösen Dingen eine vollständige Meinungsgleichheit weder möglich, noch in gewissem Sinne wünschenswerth, so kann dem nachtheiligen Einflusse der Verschiedenheit innerhalb eines vielleicht schon ziemlich eng gezogenen Kreises nur durch weise Beschränkung auf das Nothwendige, allgemein Gültige, Wesentliche und durch Zurücktreten der Subjektivität, welche sich in der sittlich befruchtenden Gesinnung besser als in der Deutelei äußert, vorgebeugt werden.

Daß die Volksschule den Religionsunterricht schon deßhalb in die erste Linie des Unterrichtes zu stellen hat, weil in der Regel nach erfolgter Confirmation für die weitere religiöse Ausbildung im Wege der Belehrung nichts geschieht, leuchtet von selbst ein. Wir stehen diesem hochwichtigen Zweige des Unterrichtswesens nicht unmittelbar nahe genug, um unsere Beobachtungen bis zu einem Urtheil hinanleiten zu können; es scheint, als ob oft höchst Treffliches geleistet worden sey und geleistet werde, oft aber auch ein Streben, hinaufzuschrauben, Schaden gebracht habe. Gewiß gilt es hier, viel positiven Grund, Festigkeit in der Glaubenslehre mit einfachster Deutung zu geben und Vertrautheit mit der heiligen Schrift herbeizuführen.

Auf den höhern Bildungsanstalten, insbesondere den Gymnasien, ist der Religionsunterricht durch weise Fürsorge der leitenden Behörde zu neuem Leben erwacht und aus der oft leider

secundären Stellung zum Heile des Ganzen herausgetreten. Wir vermögen aber hiebei nicht die Bemerkung zu unterdrücken, daß wir gerne überall eine fortgesetzte Pflege religiösen Sinnes und religiöser Erkenntniß fänden. Namentlich würden wir dieß bei den höhern realen Anstalten wünschen. Denn findet hier auch der Eintritt erst nach der Confirmation der Schüler statt, so scheint doch damit nicht zur Genüge die Pflicht gegen dieses Lebensgebiet, diese Lebensgrundlage erfüllt. Die Confirmation erfolgt bei dem männlichen Geschlechte gerade in der schwierigsten Entwicklungsperiode, da wo die geistige Entwicklung theils hinter der leiblichen zurücksteht, theils auch in ihr selbst die auflösende Verstandesrichtung zu beginnen pflegt. In keiner Zeit fast ist es so schwer, auf das Gemüth des Knaben zu wirken, während doch auch der Geist zu tieferer Erfassung noch nicht geschickt ist. Wurde auch der für die Einsegnung vorbereitende Unterricht — wie wir hier annehmen müssen — noch so trefflich und warm gegeben, erzielte er auch einen leidlichen Grad von Hingabe an die köstlichen Güter, war auch die heilige Feier noch so erhebend und bewältigend, — nur selten ist die Wirkung bei dem fünfzehnjährigen Knaben eine nachhaltige. Der Funke, der nicht weiter unmittelbar angefacht wird, droht bald zu verlöschen, wenn nicht das Privatleben der Familie ganz besonders von religiösem Sinne durchdrungen ist, eine Annahme, bei der sich der Staat heut zu Tage nicht wohl beruhigen wird. Dazu kommt in diesen Jahren das große Gegengewicht, das die freiere Bewegung nach außen in die Wagschaale wirft, die fast überall gehegte, oft noch dazu im Hause gepflegte Sucht nach Genuß und Zerstreuung. Und dieß Alles wird noch durch den Umstand verstärkt, daß die realen Unterrichtsgegenstände, Mathematik und Naturwissenschaft, weit mehr zu Rationalismus und Pantheismus, zu Skepsis und Unglauben hinführen, als das historisch-philologische Unterrichtsgebiet; natürlich nicht in ihren Höhen, denn die Naturwissenschaft hat den Beruf in sich, zu Gott und glaubensvoller Anschauung hinzuleiten, wie irgend eine ihrer Schwestern, wohl aber in ihren zersetzenden und auflösenden Anfängen. Der Nahrung, welche der Verstandeshochmuth, das realistische Behagen am Zersetzen, der Dünkel, alles unter das Joch des Erkennens beugen zu können, empfängt, muß ein Widerstand

entgegengesetzt werden durch weitere Förderung des religiösen Gebietes und vielleicht — denn mehr glauben wir nicht sagen zu dürfen — durch nicht völliges Ausschließen des Historischen. Je mehr wir uns in den Ernst dieser Betrachtungen vertiefen, welche nichts als der Ausfluß mehrjährigen Gedankenlebens sind, um so mehr fühlen wir uns zu dem Ausspruche getrieben, daß keine Bildungsanstalt, sie stehe noch so hoch, die Pflege des religiösen Lebens gänzlich ausschließen und dem Einzelnen, der Familie völlig anheimgeben dürfe. Wir würden auch auf Akademien, wir würden auf Universitäten Vereinigung zu Gebet oder religiöser Feier als wohlthätige Einrichtung begrüßen, ja wir möchten bei allen höhern Prüfungen in Schule und Staat eine Unterredung über religiöse Dinge für nicht überflüssig erachten, die bei weiser Leitung nicht den Charakter einer dürren Prüfung anzunehmen brauchte, sondern nur die Gewißheit eines positiven Grundes gäbe. Will man einwenden, durch solche äußerliche Mittel erziehe man Heuchler, so müßte man lieber gleich ganz die Forderung eines christlichen Sinnes aus dem Staate herausstreichen; die Gefahr einer Heuchelei da oder dort bleibt mit der Forderung stehen. Aber es verkehrt sich vielleicht noch leichter ein äußerlich angeeigneter Standpunkt zu einem innerlichen und wahren, als daß aus dem Indifferentismus Früchte erwüchsen. Wir würden, ob mit Recht oder Unrecht, darüber wollen wir in so hochwichtiger Sache nicht entscheiden, der Ansicht seyn, daß die Fortsetzung des Unterrichtes in der Religion und die fortgesetzte Anregung in gemeinsamer Andacht die Vermittlung für die letzten Anforderungen, die dem Staate an seine heranwachsenden Mitbürger zu stellen die Möglichkeit sich darbietet, an die Hand gibt. Von segensreichem Einflusse sind in diesem Sinne die jetzt wieder aufgenommenen Kirchenexamina, denen wir auch in den größern Städten Eingang und Theilnahme wünschen, obschon sie nur ein Beitrag zu dem großen Werke sind. Denn von der Ueberzeugung können wir nicht abgehen: der nach dem Namen und Wesen eines christlichen strebende Staat hat überall, wo er für Bildung sorgt oder nach Bildung zu fragen berufen ist, des religiösen Elementes nicht zu entrathen.

Auch bei dieser Gelegenheit haben wir das Zurücktreten des

öffentlichen Unterrichtes gegen den in engern und engsten Kreisen gesuchten zu beklagen. Die Schwierigkeit, den religiösen Unterricht in befähigte Hand zu legen, kann für Privatanstalten, namentlich die kleineren, nur noch steigen, oder dieselben entziehen die besten Kräfte dem allgemeineren Kreise. Besonders ist hiebei auf die gesteigerte Schwierigkeit der Ueberwachung und auf den gar nicht genug zu beklagenden Nachtheil des häufigen Wechsels der Lehrer Rücksicht zu nehmen.

Es versteht sich nach allem Gesagten von selbst, daß wir den christlichen Standpunkt nicht allein in der sorgfältigen Pflege des religiösen Unterrichtes, in Gebet und Feier suchen. Wir suchen ihn in dem Sinne alles Unterrichtes und aller Unterrichtenden; darin, daß dieselben das Christenthum als den Brennpunkt betrachten, in dem sich alle Strahlen unsers Lebens zusammendrängen sollen; daß sie unchristliche und unkirchliche Lehre überall meiden und bekämpfen, dagegen Glauben und glaubensvolle Sittlichkeit selbst anstrebend überall fördern. Damit reden wir nicht einer Christianisirung des Unterrichtsstoffes das Wort; wir beklagen nicht den guten Willen, aber den Irrthum derer, die in den classischen Schriftstellern der Griechen und Römer Feinde des Christenthums erblicken, und wollen nicht den Unterricht in der Geschichte verkümmern und verfinstern. In der freien Lehre der Wissenschaft ist nirgends ein Feind christlichen Glaubens: nur die Unfreiheit des Unglaubens trägt die Feindschaft hinein. Vor starrem Dogmatismus und ängstlichem Obscurantismus haben wir uns nicht minder zu hüten, wie vor der Befreiung vom Dogma und der Nivellirungslust der Ueberbildung. Die Weisheit der an maßgebender Stelle Stehenden wird mit Gottes gnädigem Beistande, der der guten Sache nicht fehlen wird, den richtigen Weg finden.

Aber der Staat will auch die Gewähr seines Bestehens; er strebt nicht nach unbeweglicher Dauer, wohl aber nach einem Bestehen, dessen Ruhe die Bewegung steter Fortbildung gestattet; er trägt einen conservativen Charakter. Darum verlangt er von seinen Organen nächst dem christlichen ein conservatives Element. Wir könnten diese Forderung aus jener ableiten: denn es ist bei der Erfüllung jener diese mitgegeben, es ist ein conservativer Standpunkt ohne christlichen Sinn nur eine Floskel,

weil das Bestehen in der Erhaltung des historisch Gewordenen liegt, und das Christenthum der Ausgangspunkt unserer jetzt bestehenden Gemeinschaft ist. Wir haben die Trennung nicht um des Wesens der Sache willen, sondern wegen ihrer äußern Erscheinung vorgezogen, ohne eine innere Trennung in letzter Instanz auch nur entfernt für möglich zu halten. Dieses conservative Element, unzertrennlich mit dem christlichen verbunden, soll also auch in der Schule vorhanden seyn, soll eine ihrer Grundlagen bilden: das ist eine Forderung, an der der Staat um seiner Existenz willen festhalten muß. Zwar haben wir uns über das Wesentliche des Conservatismus schon geäußert, doch ist es vielleicht nicht überflüssig, gerade in dieser conservativen Zeit darauf hinzuweisen, daß nicht alles was sich so geberdet, wirklich conservativ ist. Unconservativ ist alles, was das Fortbestehen hindert oder unmöglich macht; darum ist das zu starre Festhalten, das zweckgemäße Reform scheut, wieder nichts anderes, als eine Art von Radikalismus, der das Ganze, wenn auch wider seinen Willen, bedroht oder gar umwirft. Auch irren diejenigen, welche den Conservatismus auf das politische Feld beschränken wollen; es läßt sich im Leben ein Standpunkt nicht nach einer Lebensseite hin abschließen, man kann die übrigen nicht unberührt von ihm erhalten. Es ist schlecht conservativ, wenn man die bestehenden Staatsformen überall deckt und den Kampf gegen nachtheilsvolle Lebensformen nicht mit aufnimmt. Man kann nicht unchristlich und unkirchlich und dabei bürgerlich und staatlich wohlgesinnt seyn; man kann sich aber auch nicht für einen Anhänger des weisen Conservatismus halten, wenn man der verderblichen Richtung der Zeit in Hyperkultur, Luxus und Erschlaffung der Zucht huldigt. Nur unter der Voraussetzung der Erkenntniß solchen Zusammenhanges und in Verbindung mit dem Streben, ihn in Gesinnung und That zu verwirklichen, können wir von einem wahrhaft conservativen Wesen sprechen. Ein solches soll in der Schule vorhanden seyn: sie soll Staatsbürger erziehen helfen, die demselben mit Treue und Liebe angehören. Darum muß sie Treue, Liebe, Ehrfurcht für das Vaterland und das geheiligte Oberhaupt desselben, den Landesherrn, hegen, lehren, nähren, Gehorsam gegen Gesetz und Obrigkeit predigen und selbst dazu erziehen, einen

unermüdlichen und unversöhnlichen Kampf gegen alles Unconservative führen. Und zwar nicht, indem sie sich unmittelbar in die Welt- und Staatshändel mischt, sondern mittelbar, indem sie den staatsgefährlichen Elementen Eingang und Zufluß abzuschneiden sucht. Die Politik hat mit dem Schulkatheder nichts zu thun, als daß die einfachsten Grundsätze, Liebe und Gehorsam, auf demselben wohnen sollen. Ihre conservative Bestimmung erreicht die Schule nicht durch Ausstreuen politischer Weisheit, durch Raisonnement, Kritik der Ereignisse, durch Hinleiten auf einen stark gefärbten Standpunkt oder durch äußere Gebote oder Verbote, sondern vor Allem dadurch, daß sie der ersten Forderung, der des Christlichen, genügt, und daß sie, was von diesem nicht abzulösen ist, weise strenge Zucht hält. In der vollen Erfüllung ihrer unmittelbaren lehrenden und erziehenden Thätigkeit in christlichem Sinne und Geiste ist die Schule auch conservativ und eine gewaltige Stütze und Nahrungsquelle des Staates. Dazu gehört eine gleiche Gesinnung von Seiten der Lehrenden. Die Ausübung ihres Berufes in dem nothwendigen Sinne soll nicht bloß eine Aeußerung ihres Wesens seyn, sondern der ganze Mensch soll sich widerspruchslos der Berufsthätigkeit zuwenden, d. h. er kann nicht als Lehrer conservativ und als Staatsbürger unconservativ seyn. Wer an solche Möglichkeit glaubt, müßte auch annehmen, es könne ein unchristlich und unreligiös gesinnter Mensch ein guter Familienvater seyn; das sind nur auf der Oberfläche mögliche Vereinigungen.

Im Grunde sollen wir das Gute nur, wenn es durch das Christenthum vermittelt ist, als gut anerkennen, sonst bleibt immer das Christliche etwas neben den Dingen Stehendes, während es das über und in den Dingen Stehende seyn soll und muß. Wie wir oben uns gegen das starre und leblose Wesen eines falschen Conservatismus im Allgemeinen ausgesprochen haben, so wiederholen wir dieß in Bezug auf alles mit der Schule Zusammenhängende. Eines warmen Sinnes für das Bessere vermag ja der Lehrer am wenigsten zu entrathen, dessen Aufgabe in allen Stücken die Fortentwickelung zum Besseren ist. Die Schule, die durch und durch Leben ist, kann nirgends Leblosigkeit vertragen. Aber diese Liebe zum Heben und Veredeln soll eben auf der Liebe zum Bestehenden

wurzeln und fußen, und vor Allem soll der Lehrer, indem er dem Schüler überall und immer Grenzen zieht und denselben auf Pflichterfüllung anweist, sich selbst eine solche Marke ziehen und selbst den Kreis seiner Pflichten auszufüllen streben. Das alles strömt dem großen christlich-conservativen Principe von selbst zu, was in festem Glauben für die Ausfüllung eines weitern oder engern Berufskreises gethan wird. Es ließe sich hier noch von manchen Aeußerungen solchen Sinnes reden; wir aber haben unsre Hauptaufgabe erfüllt, wenn wir dargethan haben, daß diese beiden Grundforderungen es sind, welche der Staat an die Schule zu stellen hat; in solchem Sinne soll sie ihr Werk thun, also gesinnte Bürger ihm bilden und erziehen helfen.

Dagegen verlangt und erlangt die Schule von Seiten des Staates das Recht freier Bewegung im vorgezeichneten Gebiete und im rechten Sinne, Schutz gegen Angriff und Eingriff. Sie verlangt eine stete Beachtung, eine gleichmäßige unausgesetzte Ueberwachung, welche zugleich eine liebende Fürsorge und freudige Anerkennung in sich schließt. Daß sie darum nach einem einheitlichen Mittelpunkte, dem Staate, hinstrebt, haben wir schon oben ausgesprochen und dessen unmittelbarstes Anrecht an den Schulen allerorts dringend gewünscht. Dem Wunsche gesellt sich noch der nach Betheiligung unmittelbar aus dem Schulleben hervorgegangener Männer bei der Schulverwaltung des Staates hinzu, ein Wunsch, zu dem die Betrachtung der Gelehrtenschule ganz besonders auffordert.

In solcher Wechselbeziehung des Gebens und Empfangens stehen Schule und Staat; dieser jener bedürftig, in ihr eine seiner wesentlichsten Säulen und unversiegbaren Hoffnungen erkennend, sie pflegend, schützend, in fester Hand haltend; jene aus des Staates innerstem Kerne hervorgehend, aus ihm lebend, nach ihm hinstrebend und hinführend. Auf diesem innigen, von beiden Seiten wohlerkannten und gehegten Zusammenhange und Zusammenklange beruht Beider Wohl.

Mit dem Staate eng verbunden ist die Kirche, über ihm und in ihm stehend, Bedingung desselben, die nach dem Reiche Gottes trachtende Gemeinschaft im Glauben. Wir sprechen hier von der protestantischen Kirche, welche nicht außerhalb der weltlichen Gemeinschaft des Staates zu stehen, noch dessen weltliche

Macht zu beeinträchtigen trachtet, sondern die religiöse Verklärung des Erdenlebens in der Erdengemeinschaft anstrebt. Die protestantische Kirche wird vom Staate getragen und trägt ihn hinwiederum; er erblickt in ihr die Verwirklichung der religiösen Gemeinschaft, das göttliche Band der Menschheit, und wünscht von ihr durchdrungen zu seyn, während die Kirche sich in den Staat stellt, um die staatlich-weltliche Gemeinschaft zum Vereine der Gläubigen zu gestalten. Das sind zwar Verhältnisse idealer Art, aber es sind die nach einer endlichen Verwirklichung unablässig ringenden Ideale, nicht bloße Schemen, welche erträumt werden. In seiner letzten Vollendung ist der christliche Staat mit der christlichen Kirche, wenn gleich in Aeußerung und Erscheinung verschieden, identisch.

Die Wiederbelebung der Wissenschaften und die Kirchenreformation stehen in engster Beziehung: diese ging zum Theil aus jener hervor und riß dann mit ihrer weiter greifenden Macht jene zu neuen Thaten mit sich fort. Freie Wissenschaftlichkeit blieb das Princip des Protestantismus und muß es bleiben, wenn er sich nicht selbst verläugnen will. Das mußte auch dem Schulwesen neues Leben bringen und mußte auch den widerstrebenden Theil der Christenheit mit sich fortreißen. Daß diese Wissenschaftlichkeit über ihr Ziel hinausgriff und sich gegen das Element, das sie selbst genährt hatte, richtete, ist eine in der Geschichte der Bewegung überall wiederkehrende Erscheinung. Der Protestantismus in seinem Streben, von der Form zum Inhalte zu gelangen, den Glauben zu verinnerlichen, verlor dabei öfters den äußern kirchlichen Zusammenhang und bot den Anblick trauriger Zerklüftung, die schon darum sichtbarer wurde, weil sie sich zwangloser äußerte. Die von Anfang an dem reformatorischen Zeitalter mangelnde Einigung ward auch in den folgenden Jahrhunderten nicht in einer festen kirchlichen Gemeinschaft gefunden, aber es regte sich fortwährend ein Streben nach solcher Einheit. Gerade unsere Zeit nun, nachdem sie in formloser Zerflossenheit den Höhepunkt erreicht, strebt mit Kraft und Entschiedenheit einem protestantischen Kirchenorganismus entgegen und hat gerade darin Centrum und Ziel ihrer Aufgabe. Wir vermögen bei so großem und heiligem Unternehmen nicht nach Decennien und nach getäuschten Hoffnungen zu rechnen, sondern

vertrauen der durch die innere Wahrheit verbürgten allmähligen siegreichen Entwicklung.

Hat der Protestantismus von vornherein auf das Schulwesen segensreich und nachhaltig eingewirkt, so hat auch die protestantische Kirche ihre Beziehung zu demselben forterhalten und wird sie immer aufrecht erhalten. Aber sie läßt den Staat Theil nehmen an der Leitung, der in seinem Streben nach Christlichkeit zu ihrem weltlichen Diener wird, und dem sie willig die eigenen Organe unterordnend einfügt. Denn die Kirche begehrt von der Schule die Heranbildung gläubiger Christen, die Erziehung zu frommem, Gott gefälligem Wandel, die Unterweisung in christlicher Lehre. Das will der Staat nicht anders und kann es nicht anders wollen. Aber der Kirche genügt nicht die allgemeine christliche Lehre, sondern weil sie selbst die Vereinigung in einem Dogma darstellt, verlangt sie nach kirchlicher Lehre. Auch hierin zeigt der Staat ein gleiches Bestreben, aber hier liegt eine Schwierigkeit für Staat, Kirche und Schule, die vielleicht nie, gewiß nur da überwunden werden kann, wo eine Confession die Staatsangehörigen vereinigt. Denn wir wollen allen christlichen Confessionen, die solches wirklich sind, im Staate wesentlich gleiche Berechtigung zugestehen; ja man hat sogar von der Toleranz des christlichen Staates diese Concession an Nichtchristen verlangt. Aber kann schon der Staat hier in eigentlichen Staatssachen nicht nachgeben, wie bereit er auch zu liebender Duldung seyn möge, ohne sich seines eigentlichsten Wesens zu entäußern: wie soll die Kirche hier nachfolgen können, die ohne Festhalten am Dogma zu einem inhaltlosen Conglomerat individueller religiöser Ansichten wird? Für den Staat ferner haben alle Religionen einen Einigungspunkt in äußerer Pflichterfüllung und äußerlich sittlichem Wandel, alle christliche Glaubensgenossenschaften bei ihrer Verschiedenheit in dogmatischer Hinsicht doch die Gemeinschaftlichkeit der wichtigsten Glaubenswahrheiten und damit noch größere Befähigung zu glaubensvoll sittlicher Lebensgestaltung. Die Kirche kann sich mit andern Confessionen nicht innerhalb ihres Glaubens einigen, sondern nur das Nebeneinanderstehen dulden. Wie soll nun die Schule zwischen diesen Standpunkten vermitteln? Daß sie es als die Lehrerin des Dogma nicht kann, leuchtet ein; sie kann den Unterricht in

christlicher Religion nur von dem Standpunkte einer Confession aus ertheilen. Denn der Religionslehrer steht selbst innerhalb der Verschiedenheit des Glaubens und nicht über derselben, ja er kann niemals über ihr stehen, ohne auf einen der früher bezeichneten Irrwege zu gerathen, und wenn er diese Höhe zu erreichen sucht, steht er nicht darüber, sondern draußen. Er muß von einer Wahrheit durchdrungen seyn und kann nur diese lehren. Das schließt alle leidenschaftliche Polemik gegen andere Confessionen aus; aber die Toleranz christlichen Sinnes kann nicht so weit getrieben werden, da wo es sich um die Unterscheidungslehren handelt, bloß neben einander zu stellen und die Irrigkeit anderer Standpunkte nicht zu betonen. Es ist vielmehr gerade um der Zerflossenheit willen, über die wir klagen müssen, Entschiedenheit und Schärfe in der Auseinandersetzung der Unterscheidungslehren nothwendig: denn nicht Wegwischen der Grenzen und dadurch scheinbare Vereinigung, sondern vielmehr scharfe Umgrenzung und dadurch Sonderung und Sichtung führt zur wirklichen Einheit. Demgemäß ertheilt die Schule den Religionsunterricht zunächst streng nach dem Bekenntnisse, das der Staat selbst zu dem seinigen macht. Da wo die beiden Hauptspaltungen der christlichen Lehren, der Protestantismus und Katholicismus gleichmäßig neben einander bestehen, bedarf jede ihrer besonderen Schulanstalten. Wo ferner Schüler verschiedener Confession derselben Schule angehören, tritt besonderer Religionsunterricht ein. Die religiöse Feier, welche alle Schüler vereinigt, wird sich bei dem Reichthum des ihr zustehenden Stoffes vor dem Heranziehen der Unterscheidungslehren und vor Einseitigkeit am unrechten Platze zu hüten haben; in der Andachtstunde hat jede christliche Confession Stärkung und Erbauung zu finden und darf nicht durch Polemik verletzt werden. Je stärker wir aber innerhalb des religiösen Unterrichtes das Dogma betonen und Scheidung wünschen, um so weniger können wir dem übrigen Unterrichte einräumen, daß er nach dieser dogmatischen Sonderung hinstreben dürfe; wollten wir dieß zugeben, was außerdem noch die Möglichkeit von Meinungsverschiedenheiten neben dem Uebelstande mit sich bringt, daß man dem unmittelbar Vorliegenden Zeit und Kraft entzieht, so müßten wir überhaupt die Frage verneinen, ob Schüler verschiedener Confessionen in einer

Schule vereinigt seyn können. Eine solche Scheidung aber durch alle Sphären der Schule ist weder wünschenswerth, noch in Betracht der äußern Mittel ausführbar. Wir haben bei diesen Bemerkungen vorzüglich zwei Unterrichtsgebiete im Sinne, die Geschichte und die deutsche Sprache. Die Geschichte muß die religiösen Bewegungen in ihr Gebiet hineinziehen, das wird gar nicht in Frage kommen können: wie soll sie sich nun der Reformationsgeschichte gegenüber verhalten? Soll sie rein objektiv verfahren und keinen bestimmten Standpunkt einnehmen? Solche Art der Betrachtung scheint unmöglich, wenn wir eine bestimmte Färbung des christlichen Dogma im vortragenden Lehrer annehmen, wie wir es doch thun müssen. Der bestimmte Standpunkt aber kann nicht urtheillos eingenommen werden, und das Urtheil tritt auf eine Seite: wie können die im Zuhörerkreise vorhandenen und in ihrer Anwesenheit berechtigten Standpunkte berücksichtigt werden? Vielleicht dadurch, daß die specielle Betrachtung der reformatorischen Bewegung in den Religionsunterricht, als an die Stätte der Sonderung, verwiesen werde, im historischen Unterrichte das Dogmatische weniger hervortrete, dagegen das Politische überwiege, so jedoch, daß der Standpunkt, den die Schule als den ihr zu Grunde liegenden anerkennt, den Vortrag aber ohne polemisirende Schärfe, durchdringe. Gleiche Rücksicht gebührt dem deutschen Unterrichte, der theils bei der Lectüre, theils, und wohl öfters, bei den schriftlichen Arbeiten besondere Beziehungen zum religiösen Gebiete einnimmt. Wir meinen zuerst die Erklärung der Gedichte und Dichter: waltete bei der Geschichte das Historische unmittelbar vor, so soll es hier das Dichterische nach Form und Inhalt. Die Auswahl des zu Lesenden gehe von dem richtigen Standpunkt aus, so daß nicht etwa durch Pflegen von dichterischem Pantheismus oder dergleichen das anderwärts positiv Gewonnene wieder gefährdet oder geschmälert werde. Im deutschen Aufsatze aber vermeide man confessionelle Erörterungen herbeiziehende Themata, wie etwa über die Reformation, über Gang und Wesen dieser Bewegungen; dergleichen raisonnirende Themata sind nur zu beliebt. Ist aber überhaupt zu frühe Gewöhnung an ein Urtheil nichts anderes, als eine Erziehung zu unreifem und oberflächlichem Urtheil, so thut es hier ganz besonderen Schaden. Wird auch der Aufsatz

überfließen von Begeisterung für den speciellen religiösen Standpunkt und von Verdammung des entgegenstehenden, so ist das doch weder die rechte Wärme, noch die rechte Streitbarkeit. Die besten Kämpen erhält die Kirche durch das Legen einer recht tüchtigen positiven Unterlage: diese wird ein besseres Schwert, als der unspitzige Degen unreifer Declamationen und Wortgefechte. Verlangt also die Kirche von der Schule, daß sie würdige, glaubensinnige, nach sittlicher That strebende Genossen ihrer Gemeinschaft zuführe, daß sie durch Unterricht und Zucht, durch Belebung und Nährung religiösen Gefühles und religiöser Erkenntniß, durch Gewöhnung zu Gebet und Kirchenbesuch dieß zu bewirken suche, so fließt von ihr wiederum der Schule Schutz und Stärkung zu, indem sie das religiöse Streben der Schule als ein Hinstreben nach ihr selbst anerkennt, fördert und aufmerksam begleitet, aber auch, indem sie selbst nach einer geschlossenen Form hinstrebt und so der Herzenssehnsucht der nach einem festen Mittelpunkte Verlangenden entgegen kommt, sowie indem sie durch inhaltsvolle Predigt, durch erbauungsvolle gottesdienstliche Form die Gemüther an sich zieht, und also das Hinweisen und Hinführen erleichtert. — Für dieses mal begnügen wir uns, des Gewichtes der Aufgabe wohl bewußt, mit diesen kurzen Andeutungen über das Verhältniß von Kirche und Schule; es bleibt noch übrig, den dritten großen Faktor ins Auge zu fassen, die Familie.

Wir haben uns schon an verschiedenen Stellen über das Verhältniß der Familie zur Schule ausgesprochen und beschränken uns deßhalb darauf, das Wichtigste nochmals zusammenzufassen. Die Familie verlangt von der Schule die geistige Bildung ihrer Kinder durch Unterricht und Anregung zur Selbstthätigkeit, sowie die Unterstützung des sittlich-religiösen Elementes durch die innerhalb der Schule bestehende Zucht, und durch Ausdehnung derselben, soweit die Mittel der Schule reichen. Solchem Verlangen kommt die Schule in dem schon erörterten Sinne entgegen, aber sie begehrt ihrerseits von der Familie volle Anerkennung ihres Rechtes und Förderung ihrer Zwecke innerhalb des häuslichen Kreises. Wir sagten schon früher, daß nur zu oft im entgegengesetzten Sinne gewirkt wird, und wiederholen, daß überhaupt ohne Harmonie und gegenseitiges Verständniß

zwischen den Hauptfaktoren unseres Lebens sich nicht wohl etwas wirklich Befriedigendes herstellen lasse. Die Familie soll eine sittliche, durch die unmittelbarsten Bande des Blutes und der Liebe vermittelte Gemeinschaft seyn. Die Familie im christlichen Staate ist undankbar, wenn sie sich von den Grundsätzen, die dieser an die Spitze seines ganzen Wesens stellt, entfernt; sie ist also zuerst und zuletzt eine christliche Familie. Das aber will mehr sagen, als daß eine solche Gemeinschaft sich nicht wesentlich von Tugend und Sitte entfernen, denn solche sich negativ kundgebende Rechtschaffenheit kann durch viel äußerlichere Motive vermittelt seyn. Auch ist der Begriff der christlichen Familie keineswegs dadurch erschöpft, daß dieselbe aus einer christlichen Gemeinschaft hervorgegangen, in einem vom Christenthum vielfach durchdrungenen, auf ihm wesentlich ruhenden Zeitalter erwachsen ist: denn das sind Einflüsse und Wirkungen, die sie unbewußt empfängt, ohne selbstthätig zu seyn. Selbstthätig aber wirkt sie zur Erfüllung ihres Berufes mit, wenn sie das Christliche mit vollem Bewußtseyn an die Spitze ihrer Existenz stellt. Dafür genügt es aber nicht, wenn man sich für glaubensstark erklärt und das religiöse Element zu einem bloß innerlichen machen will; es bedarf einer äußern Darstellung desselben, es muß unmittelbar im Leben zur Entscheidung kommen. Ein solches Bemühen, das noch weit entfernt ist von einem Spiele mit allerhand Formen, obschon der Form nicht zu entrathen, ist zur Unterstützung nnd Verwirklichung der innersten Fragen, ist in unserer Zeit mehr und mehr zurückgetreten. Und ganz besonders tritt dieß der Jugend, den Kindern gegenüber hervor. Die einfachsten und natürlichsten Gewohnheiten verfallen: man gewöhnt das Kind nicht an das Gebet, noch vereinigt sich die Familie zu Morgen- oder Tischgebet, oder bei sonstigen Gelegenheiten zu einer gemeinsamen Andacht. Man wirft hier die Behauptung entgegen, daß daraus ein äußerer inhaltsloser Brauch erwachse; solche Einwände sind ziemlich wohlfeil und lassen sich überall anbringen, wo es sich um rein äußere Verwirklichung des Innern handelt. Man sagt dann, man überlasse solches fromme Gebahren dem Innern, da werde schon selbst Jeder seine Gedanken zu Gott richten. Das ist schwerlich wahr, und selbst, wenn es bei Manchem wahr wäre, so ist doch vielleicht eine

durch eine bestimmte geschlossene Form vermittelte Andacht besser, als eine, die eigentlich nichts als ein dunkles unbestimmtes Gefühl ist. Doch selbst, wenn bei Vielen der Inhalt unter der Form litte, so wäre es schon darum unbillig, dergleichen aufzugeben, weil überhaupt die Form nicht zu gering zu schätzen ist, und weil sie bei der Unmöglichkeit, in das Innere hinein zu schauen, in jeder Gemeinschaft nothwendig wird. Man könnte dann auch vom Gehorsam absehen, weil man die Motive desselben nicht ergründet, und also möglicherweise das Thun noch verwerflicher als das Nichtthun erscheinen lassen könnte. Und doch wird wohl Jeder bei der Forderung des Gehorsams, abgesehen von dem Ursprunge desselben, zunächst stehen bleiben wollen. Dieser Mangel des religiösen Elementes im Familienleben und also auch in der Erziehung entspringt aus der Haltlosigkeit und Zerflossenheit der Existenz unserer Tage, aus der Verflachung und Verweltlichung. Ueberdieß sieht man mehr und mehr von der unmittelbaren Erziehung der Kinder durch Vater und Mutter ab und überläßt die beschwerliche Sorge Dienstboten höherer oder niederer Gattung; was Wunder, wenn da nur das Allernothdürftigste geschieht? Wenn nun das Kind der Schule zugewachsen ist, dann entstehen freilich Anforderungen, dann wird dem Religionsunterrichte Alles zugemuthet und der Schule alle Schuld zugeschoben; aber nur selten begleitet das häusliche Leben die in der Schule gebotene Nahrung und Pflege mit helfender Theilnahme. Auf diese Weise wird so recht darauf hingearbeitet, die Religion und das Religiöse zu etwas außerhalb der übrigen Existenz Stehendem zu machen. Dieser Schade wird noch größer durch die Willkür, mit welcher die Familie der Schule gegenüber verfährt, auf welche wir oben schon hingewiesen haben. Das ist ein aus nicht beneidenswerthen Gründen hervorgehender Vorzug der Aermeren, daß sie dieser Willkür fremd bleiben müssen, und neben der größern Einfachheit ihres Lebens ist auch in der größern Regelmäßigkeit ihres Schulbesuchs eine Quelle bessern religiösen Sinnes zu suchen. Welche Pflege wird dem religiösen Leben der Kinder zu Theil, wenn dieser Unterricht, der in seinen ersten historischen Elementen so treffliche Nahrung jugendlichen Sinnes bietet, spät beginnt, wenn er in raschem Wechsel von einer Hand in die andere übergeht, wenn er außerdem

nicht durch ein religiöses Element in der Familie getragen und gestützt wird! Die Gewöhnung an den Besuch des Gottesdienstes kann die Schule wünschen, aber weder überall noch vollständig ihren Wunsch erreichen. Hier muß die Familie mit eintreten und tritt am besten ein, wenn sie an sich selbst solche Gewöhnung zeigt und den Sonntag nicht zu einem bloßen Vergnügungs- und Ruhetage herabwürdigt. Aber freilich kann man dem Kinde nicht wohl zumuthen, solcher Forderung sich in rechtem Sinne zu fügen, wenn es die Eltern daheim bleiben sieht, noch auch erwarte man Hingebung an Predigt und Gottesdienst, wenn man sich Angesichts der Jugend Kritik und Tadel des Gepredigten erlaubt: dieser Mangel an Zurückhaltung Angesichts unschuldiger, noch nicht von der Dialektik des Urtheils angefressener Kindlichkeit kann nicht scharf genug als einer der größten Uebelstände in der Erziehung bezeichnet werden. Will man aber auch dem Kirchenbesuche gegenüber einwenden, daß die Gewöhnung zu äußerer Form ohne genügenden inneren Gehalt verderblich sey, so verweisen wir auf das über dergleichen Aeußerlichkeiten und ihre Nothwendigkeit Gesagte. Vor allem aber müssen wir meinen, daß wenn die Familie die religiöse Seite ihres Lebens nicht bloß innerlich hege, sondern auch zur äußern Erscheinung bringe, auch im Kinde — wir meinen natürlich das sich schon geistig entwickelnde — ein innerliches Theilnehmen neben der äußern Gewöhnung erwachsen müsse.

Wir müssen ferner ein conservatives Element in der Familie finden, und der häusliche Herd darf nicht der Wohnsitz von Richtungen werden, welche in offenbarer Feindschaft mit den Grundsätzen des Staates stehen. Die Schule mag noch so sehr ihre Pflicht thun in diesem Sinne, sie wird den Einfluß des Hauses nicht ganz bewältigen können, wenn dieses nicht Liebe zum Fürsten und Fürstenhause, Treue gegen das Vaterland, Gehorsam gegen die bestehende Ordnung in Verfassung und Gesetz predigt und selbst beweist. Dieser Anforderung aber wird im Allgemeinen neben steter Berücksichtigung des wirklich Staatlichen durch Aufrechterhaltung einer weisen Zucht und durch Strenge in Handhabung der Ordnung am besten genügt. Auch hier dürfen wir auf schon Gesagtes verweisen, auf die Zuchtlosigkeit unserer Tage, welche den Gehorsam gern ganz und gar aus unserm

Wörterbuche für's Leben herausstriche. Freilich kommt man mehr und mehr zur Erkenntniß, aber es ist immer noch nicht zur Genüge erkannt, daß man bei den großen Uebeln der Zeit, über welche Jeder fast klagt, auf die ersten Quellen zurückgehen muß. Da ist denn die Familie in vielen Beziehungen in Anspruch zu nehmen, nicht anders, wie in Bezug auf den Mangel an Religiosität. Hört man überall und aus jedem Munde Klagen über Luxus und Complicirtheit der Lebensbedürfnisse, warum sucht man nicht sich jenes zu entledigen und zu einer größeren Einfachheit zurückzukehren? Der Staat kann da nicht helfen, und wo er ja von der financiellen Seite her besteuernd einwirkt, erfährt er den lebhaftesten Widerspruch. Allerdings kann der Einzelne nicht allein dem Strome der Zeit eine andere Richtung geben, aber aus tausend einzelnen angestemmten Armen geht doch zuletzt eine mächtige Kraft hervor. Meint man also ernstlich, daß in der Menge der Bedürfnisse, in der äußeren Verfeinerung eine Krankheit der Zeit liege, warum erzieht man die Jugend zu so vielen Bedürfnissen, warum zeigt man sie an sich selbst? Wenn man nicht mit Unrecht den Mangel an Frische und Kraft, wenn man die Uebersättigung und Mattigkeit an Leib und Seele lebhaft beklagt, warum wehrt man nicht mit allem Ernst und mit aller Kraft dem Streben nach Anticipation des späteren Jahren Zugehörigen, warum verkürzt man so muthwillig das Leben, indem man den einzelnen Lebensaltern die spätere Stufe ankränkeln läßt? Und klagt man über politische Unruhen, über Unsicherheit der Zustände, über die aus Gesinnungslosigkeit oder Verkehrtheit der Anschauung hervorgehenden Gefahren, weßhalb gibt man nicht in der ernstesten Gewöhnung an Unterordnung und Gehorsam von frühester Jugend an den Zuständen die Stütze, durch welche sie sich theils erhalten, theils zu Besserem durcharbeiten können? Freilich gehört dazu Kraft und Resignation. Das Familienleben muß sich mehr concentriren und mehr nach Innen wenden, es muß zu einer rechten innern Gemeinschaft erwachsen. Es muß mit Liebe getragen, aber auch mit Ernst zugegriffen werden. Wäre man nun überall recht durchdrungen von der Größe der Lebensaufgabe einerseits und von der reinen Eindrucksfähigkeit eines kindlichen Gemüthes andererseits, man würde wohl anders verfahren. Aber meist wird andern Einflüssen, der Selbstentwicklung der Natur

und dem Leben, das eigentliche Erziehungswerk überlassen, das freilich nicht darin besteht, eine Natur zu erschaffen, sondern eine Natur in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen, und in dieser Erkenntniß zu der richtigen Erfüllung ihrer Individualität zu leiten. Man läßt gewähren, hält Ernst und Zwang fern, weil Beides noch früh genug komme, während doch Ernst zur rechten Zeit den Scherz zur rechten Zeit nicht ausschließt, sondern erst zum rechten Scherze macht, und frühzeitige Auferlegung billigen Zwanges zu der Kraft führt, den Lebenszwang zur Freiheit zu verklären. Dem Leben aber die Erziehung überlassen, heißt ein gewagtes Spiel treiben, denn Erfahrungen machen, ist oft nichts anderes, als das erfahren, was man besser nie erführe, und Erfahrung läßt sich selten oder nie ohne schmerzliche Einbuße am besten innern Besitzthume sammeln. Könnten wir in der innern Entwicklungsgeschichte aller Menschen lesen, deren trauriges Loos uns mit Leid erfüllt, wir würden gewiß erstaunen, wo die verderblichen Einflüsse begannen, die auf solche Bahnen führten, wir würden die Anfänge selten da finden, wo sie zu liegen scheinen; auch unsere eigene Geschichte wird uns Belehrung genug bieten, wenn wir mit hellem und unbefangenem Auge in sie blicken, obwohl diese uns nie in der rein objektiven Gestalt, die sie bei Andern gewinnt, erscheint.

Manches von dem Gesagten scheint nicht mit der Schule zusammenzuhängen, aber in der That gehört das Alles hieher. Denn die ganze Organisation der Familie, ihr ganzes Verhältniß zu Kirche und Staat, ihre ganze innere und äußere Existenz kommt in Frage, weil sie von allen ihren Richtungen aus auf das Kind wirkt, sey es nun heilsam oder schädlich. Darum tritt sie jedem anderweitigen Einflusse entweder fördernd zur Seite, oder sie hemmt ihn, und haben wir hier die Schule als Mittelpunkt der Heranbildung der künftigen Generation betrachtet, so haben wir es mit allem zu thun, was einwirkend zu Tage kommt. Denen besonders kann solche Betrachtung empfohlen werden, die sich stets mit der einzelnen Erscheinung begnügen und sich nicht an den Zusammenhang und das gegenseitig auf einander Wirken des Einzelnen gewöhnen wollen. Sie werden hiebei ganz besonders zu der Erkenntniß kommen können, daß Kirche, Schule, Staat, Familie einander durchdringen und beeinflussen müssen,

und daß insbesondere die Schule des Zusammenwirkens aller Faktoren bedarf, um inmitten derselben, getragen und belebt von ihnen, ihre Pflicht freudig und erfolgreich zu thun. Was die Schule der Familie leisten soll und will, ist also nichts anderes, als was Staat und Kirche von ihr verlangen; was sie von ihr begehrt, ist Anerkennung ihrer Rechte, Anschluß an das, was sie bietet, Förderung ihrer Zwecke.

Das Vorstehende kann sich nicht vermessen wollen, den unermeßlichen Stoff, der ja das ganze Leben in sich hinein zieht, zu erschöpfen; es sey ein Beitrag für die Betrachtung des Lebens, vermittelt durch die Betrachtung eines seiner Glieder. Hervorgegangen aus nicht leichtfertiger Betrachtung der Dinge, werden diese Blätter auf einen gleichartigen Sinn stoßen, der den redlichen Willen nach Hebung und Herausarbeitung der Verhältnisse aus bedrohlicher Gestaltung nicht verkennt.

Die cooperative Association in Deutschland.

Wir haben zwar schon öfters und namentlich in den Beilagen der Augsburger Allg. Zeitung von 1853 und 1854 uns ausführlich darüber ausgesprochen, was wir und mit uns in England und Frankreich Tausende und überhaupt der herrschende Sprachgebrauch in der dortigen Tagespresse unter Cooperation und Association verstehen; da jedoch der Sprachgebrauch in Deutschland noch ganz unbestimmt, die Sache selbst wenig beachtet und bekannt ist und wir selbst alle Augenblicke die seltsamsten und störendsten Mißverständnisse in dieser Hinsicht an Leuten erleben, mit denen wir sehr dringend uns zu verständigen wünschen, so sey es gestattet hier in aller Kürze noch einmal festzustellen, was mit jenen Ausdrücken gemeint ist. [1]

Wir verstehen also unter Association (oder mit dem bestimmteren englischen Ausdruck: cooperativer Association) nicht etwa jede Art von Verbindung Mehrerer zu einem gemeinsamen Geschäftsbetrieb, auch nicht Vereinigung einer größern Anzahl von Arbeitern, Dienstboten oder andern „kleinen Leuten" aller Art, um durch kleine Beiträge ein größeres Kapital zu bilden, welches dann zum Vortheil der Beitragenden wieder vertheilt wird, wohl gar durch eine geringe Verzinsung vermehrt. Wir verstehen darunter also weder Krankenladen, noch andere Hülfs- und Unterstützungskassen für Handwerker, Fabrikarbeiter, noch die in ihrer Art trefflichen Anstalten unseres altehrwürdigen Bergwerkswesens, noch die eigentlichen Sparkassen. Auch solche Anstalten, wo durch Zins auf Zins und Berechnung der ausfallenden

[1] Im Uebrigen können wir auf einen Vortrag verweisen, den wir am Frankfurter Kirchentag gehalten: über Association und innere Mission. Halle 1854.

Antheile für die wirklich auszuzahlenden bedeutendere Vortheile sich herausstellen, wie Leibrentenanstalten u. s. w. gehören nicht hierher, auch wenn sie (was doch bisher nicht der Fall war) ihre Wirksamkeit auf die untern Stände ausdehnen sollten. Die entscheidenden Kennzeichen der Association sind folgende zwei Punkte. Erstlich: Beschaffung eines größern Kapitals, oder der für ein solches Kapital zu zahlenden und ein solches repräsentirenden Zinsen durch eine Menge kleiner Beiträge von Leuten der sogenannten arbeitenden Klassen und aktive Verwerthung dieses Kapitals in gemeinsamer Produktion oder Consumtion dergestallt, daß dadurch die Beitragenden der Vortheile des großen Kapitals, der Großökonomie und Großindustrie und dadurch einer positiven Steigerung der Tragweite, des praktischen Werths der einzelnen Atome theilhaftig werden. Zweitens: Entwicklung gewisser geselliger, genossenschaftlicher, ja (bis zu einem gewissen Punkte) convictorischer Beziehungen und dadurch Steigerung der sittlichen Kräfte in einer gewissen Genossenschaftsatmosphäre. Damit gehen dann auch in Statuten u. s. w. die entsprechenden objektiven Mittel zur Stärkung und Förderung des Guten und Schönen und zur Ausschließung und Unterdrückung des Bösen und Häßlichen Hand in Hand. Auch die intellektuellen Kräfte werden einer entsprechenden Steigerung und Entwicklung theilhaftig. Die gesteigerte sittliche Haltung erzeugt den würdigen Trieb; die gesteigerten materiellen Kräfte bieten die Mittel auch zur Befriedigung der geistigen Bedürfnisse, sowohl durch Jugendunterricht als besonders durch andere dem reiferen Alter gebotene Bildungsmittel mancher Art. Steht die ganze Sache auf gesundem Boden deutscher Volksbildung, so wird ihr auch die religiöse Weihe in organischer Beziehung zur Kirche nicht fehlen und auch hier das geistige Leben in und durch die Steigerung und Vervielfältigung materieller Mittel und Einrichtungen gehoben und gefördert werden.

Zu einer richtigen Schätzung der Vortheile, welche die Association in diesem Sinne bei voller Entwicklung gewähren kann, gehört vor allen Dingen eine richtige Einsicht in die gegenwärtigen atomistischen Verhältnisse und die Nachtheile, welche daraus für das (um den kürzesten Ausdruck

zu gebrauchen) proletarische Atom[1] in seiner ökonomischen und sittlichen Isolirung und zugleich unorganisch todten, aufgelösten Massenhaftigkeit erwachsen. Es ist durch vereinzelte Schwäche und den von allen Seiten von der Masse anderer Atome, von oben aber durch die ganze Last der höheren Schichten erstickt, gelähmt und erdrückt — gleich hülflos durch Alleinstehen und durch Aufgehen in der Masse. Um nur den materiellsten handgreiflichsten Punkt hervorzuheben: es ist bekannt genug, daß der Arme, der aus der letzten Hand in kleinsten Quantitäten kauft, immer am theuersten und die schlechteste Waare kauft. Und zwar geht das durch und trifft ihn in allen seinen Bedürfnissen von seiner Wohnung bis zu seinem täglichen Brode, in seinem Hausgeräthe, seiner Kleidung, seinem Werkzeug und Rohstoff. Wie sehr aber wird dadurch wieder seine Erwerbsfähigkeit beschränkt, sey es durch Krankheit oder Schwäche wegen ungesunder Wohnung, schlechter oder unzureichender Nahrung! Dann die Unmöglichkeit oder Schwierigkeit des Betriebs gewisser Nebenindustrien, durch Beschränkung des Raums, der Arbeitszeit wegen schlechter Beleuchtung u. s. w.! Dazu endlich die unendliche Erschwerung, welche schon allein aus der schlechten, kalten, dunkeln Wohnung u. s. w. in der Uebung solcher Tugenden und Gewohnheiten erwächst, von denen doch sein materielles und sittliches Wohl und Wehe abhängt, wie Ordnung, Reinlichkeit, Häuslichkeit! In unzähligen Fällen aber ist Erhaltung der Sittlichkeit des Familienlebens schon allein durch die Wohnungsverhältnisse fast unmöglich. Wie aber in der Consumtion als Käufer das proletarische Atom die ganze Last des Profits zu tragen hat, den alle vermittelnden Hände vom Producenten abwärts nehmen, wie ihm hier alle Vortheile neuer Erfindungen zu Ersparung von Zeit, Kraft, Kosten zur Erlangung der größten Resultate mit den geringsten Mitteln unzugänglich sind, so entgeht ihm als Producent aller Vortheil des unmittelbaren Verkehrs mit den eigentlichen Consumenten, der wieder

[1] Wir bemerken hier ein für allemal, daß wir Proletariat und Pauperismus sehr unterscheiden, und unter ersterem nicht ein an sich krankhaftes Produkt, sondern das an sich gesunde, aber (im gewöhnlichen Sinn) besitzlose Organ der modernen Arbeit verstehen — also die Masse der sog. arbeitenden Klasse. Pauperismus aber ist die sociale Krankheit des Proletariats.

in den Händen der Vermittler bleibt; wenn es aber gilt die Consumtion durch niedrige Preise zu steigern, so geschieht es wieder auf seine Kosten.

Auf eine genaue Berechnung des Punktes, bis zu welchem die Tragkraft des Einsatzes, den das proletarische Atom gleichsam tropfenweise in der Association anlegt, gesteigert werdrn kann, brauchen wir uns hier nicht einzulassen. Und wenn wir auch zuversichtlich überzeugt sind, daß alles zusammengerechnet — Steigerung materieller, sittlicher und intellektueller Kräfte, Gewinn an Zeit, alle damna cessantia und lucra emergentia — der in der Association verwerthete Groschen zwei bis dreimal weiter reicht als der atomistisch verwendete, so geben wir gerne zu, daß wir diese Veranschlagung nicht durch allgenügende Zahlen und Erfahrungen so begründen können, daß eine negative, zweifelsüchtige Kritik nicht noch Bedenken haben könnte. Auch müssen wir ausdrücklich bemerken, daß wir dabei die volle Entwicklung des Associationsprincips in der Anwendung auf alle Lebensbedürfnisse im Auge haben, zumal auch in einer Reform der Wohnungsverhältnisse eine Entwicklung, die nicht bloß die Frage der innern Colonisation,[1] sondern auch der äußern Colonisation umfassen würde. Daraus geht schon hervor, wie wenig die sog. Sparvereine (auch wohl nach ihrem ersten Berliner Gründer, Liebke, genannt) einen richtigen Maßstab für die Beurtheilung der möglichen Vortheile der vollen Entwicklung der Association geben. Allerdings aber weisen sie die dürftigste, beschränkteste Anwendung des Princips derselben und schon darin große Vortheile auf.

Ganz abgesehen von unserer oder irgend jemandens subjektiver Meinung von der möglichen Steigerung der Einzelkraft in der Association, liegen schon jetzt theils in Deutschland und Frankreich, noch viel mehr aber in England zahlreiche Erfahrungen vor und sind Schreiber dieß theils durch eigene Betheiligung, theils durch unmittelbare Anschauung zuverlässige Data aller Art bekannt, aus welchen über allen Zweifel

[1] Man vergleiche eine 1849 veröffentlichte Schrift: „Die Selbsthülfe der arbeitenden Klassen in ökonomischen Associationen und innerer Colonisation.“ Was äußere Colonisation betrifft, so haben wir seit Jahren auf die Donauländer für solche Associationscolonien gewiesen.

folgendes hervorgeht. Die Association macht dem Arbeiter ein Resultat seiner Arbeit in der Regel erreichbar, was ihm unter den bisher gewöhnlichen Verhältnissen mit seltenen Ausnahmen unerreichbar blieb. Dieß Resultat fassen wir kurz dahin zusammen: erstlich eine Hebung der ganzen sittlichen intellektuellen und Lebenshaltung weit über das bisherige Niveau; und zweitens ein solcher Ueberschuß des Erwerbs über den Verbrauch ermöglicht, der sich als Besitz fixiren und niederschlagen läßt und zur festen Grundlage einer so gehobenen Existenz werden kann. [1]

Diese Erfahrungen sind aber um so schlagender, da sie meist unter sehr ungünstigen Umständen statt gefunden haben, dabei auch sehr viele Fehler begangen worden sind, auch noch bei keiner eine irgend volle Entwicklung des Princips in Anwendung gekommen ist. Die leider nur zu zahlreichen Fälle gänzlichen Mißlingens beweisen aber nichts gegen das Princip selbst. Sie beweisen nichts als daß ein gewisser Grad von Ungeschick oder Unglück hier wie bei allen menschlichen Unternehmungen das Gelingen unmöglich machen kann.

Zu dem Wesen der Association gehört schon nach dem bisher angedeuteten, daß sie nicht auf dem Gebiet der Armuth im strengern Sinn, des Pauperismus gedeihen kann. Sie setzt eine gewisse Lebensfähigkeit der proletarischen Atome durch Erwerb (also Erwerbfähigkeit) voraus. Ihr eigentliches Terrain ist der an den Pauperismus grenzende Theil des arbeitsfähigen und arbeitswilligen Proletariats, mit Einschluß der kleinen Meister, der kleinen Leute aller Art. Die Grenze ist eine flüssige, um so mehr, da der Pauperismus als faule Auflösung und Gährung immer weiter um sich greift. Oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen, bei allgemeinen oder besondern

[1] Ueber den Stand und die Resultate des sog. cooperative movement in England, wie es sich vor zwei Jahren darstellte, vergl. man: „Die cooperative Arbeiterassociation in England, ein Vortrag von W. A. Huber, Berlin 1852“. Eine Reise, die wir im Sommer 1854 zur Visitation dieser Dinge in England und Frankreich gemacht, hat die erfreulichste Bestätigung der oben angedeuteten Resultate in England und sogar in Frankreich (wenn auch in seltenen Ausnahmen) ergeben.

Calamitäten sinken fortwährend tausende von hülflos isolirten proletarischen Atomen über diese Grenze in den Sumpf des Pauperismus, der dadurch immer höher steigt und sich weiter ausbreitet. Aber eben dadurch ist die Association das einzig sichere Heilmittel des Pauperismus, dessen Zuflüsse aus dem Proletariat sie hemmt, den sie mit den gesteigerten und befriedigten gesunden Kräften desselben immer mehr einengt und endlich auf das Minimum völliger Hülflosigkeit beschränkt, wo dann das Gebiet des Almosens, der Armenpflege[1] in irgend welcher Gestalt beginnt. Diesseits jener Grenze hört zwar nicht die schulende Liebesthätigkeit auf, das Almosen aber ist hier ein sittliches Gift, welches die Selbstthätigkeit, die vis naturae medicatrix zerstört und die Auflösung vermehrt. Eben weil die Association ein Heilmittel ist, welches auf den noch gesunden oder doch lebensfähigen und nicht auf den brandigen Theil applicirt wird, ist sie ein wirkliches und nachhaltiges Heilmittel.

Wird durch die Association mittelbar der Pauperismus auf sein Minimum beschränkt und werden dadurch dem Besitz unermeßliche Opfer erspart, so setzt dagegen auch die Association eine dem gesunden Proletariat zugewendete freiwillige Hülfe der Besitzenden voraus. Denn allein kann sich auch das gesunde Atom nicht halten oder erheben, es bedarf einer helfenden Hand, aber nicht durch ein Almosen. Es bedarf der Hebung und Bindung. Ja diese Anforderung ist so bedeutend, daß deren Gewährung als reines Opfer den Besitz viel zu sehr schwächen würde. Schon deßhalb und dann, weil das gesunde Proletariat alles Almosen zurückweist, kann von Geben hier nicht der Rede seyn, auch wenn die Opferfreudigkeit so weit reichte. Es handelt sich hier vielmehr nur um verzinslich angelegte Kapitalien, wobei der Arbeitslohn der Atome die Zinsen und eventuell Amortisationsbeiträge liefert, und die materiellen Schöpfungen der Association an realem liegendem Besitzthum als Hypothek dienen können.

[1] Unter entsprechenden Modifikativen und als Zwangssache würde aber auch im Armenwesen und dem angrenzenden Strafwesen die Association mit entscheidenden Vortheilen anzuwenden seyn. Das beweisen, was man auch sagen mag, die in anderer Hinsicht ganz verfehlten holländischen Armencolonien.

Hier aber tritt ein Moment von der größten Wichtigkeit hervor: die Aktiengesellschaft als Mittel zur Beschaffung des zur Gründung der Association auf größerem Fuß erforderlichen Anlage- und Betriebskapitals, der mächtigste Hebel der materiellen Civilisation der modernen Welt, der sie ihre wunderbarsten, gewaltigsten Schöpfungen verdankt, dem nichts unmöglich ist, was überhaupt materiell möglich — dieser Hebel würde hier unmittelbar zur Rettung der proletarischen Massen angesetzt werden, während er bisher unmittelbar wenigstens fast nur dem Staat, oder dem Mammonismus, oder doch vorzugsweise den ohnehin begünstigten und besitzenden Ständen zu gute gekommen. Mit diesem Hebel könnte das besitzlose atomistische Proletariat und die Masse des kleinsten und in seiner atomistischen Isolirung immer gefährdeten Besitzes auf ein Niveau erhoben werden, wo es durch das stärkende, antiseptische Bindemittel der Association zu einem gesunden gestaltbaren Stoff umgeschaffen, auf einer Grundlage individuellen und corporativen Besitzes von den Fluthen des Pauperismus nicht mehr erreicht, von dessen Fäulniß nicht mehr aufgelöst werden könnte.

Welche materielle und sittliche Vortheile daraus für die Besitzenden selbst wie für das Ganze des staatlichen und nationalen Organismus erwachsen müssen, bedarf hier keiner weitern Auseinandersetzung. Ist aber von Geldopfern die Rede, so kann man zuversichtlich behaupten, daß die Hälfte der unter den gegenwärtigen Umständen an Almosen aller Art und an mit dem Pauperismus zusammenhängenden Polizei- und Gerichtskosten jährlich in einen Abgrund fallenden Summen hinreichen würde, um die Zinsen des Kapitals (mit sammt Amortisationszinsen) zu decken, welches zu einer das gesammte noch lebensfähige Proletariat umfassenden Entwicklung der Association erforderlich wäre.

Auf eine Widerlegung der gegen die Association von manchen Seiten erhobenen Bedenken oder Verdächtigungen im Einzelnen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Einige allgemeine Bemerkungen aber seyen uns auch hier gestattet. Denn wir wissen nur zu wohl, wie leicht zumal in gewissen vermeintlich exclusiv und hoch conservativen Kreisen solche Bedenken Eingang und Beifall finden und dem tödtenden Ignoriren vorarbeiten.

Wie sollte es auch anders seyn, da die Association immer mit direkten Zumuthungen an conservative Thatkraft auftritt, während die personae gratae der conservativen Welt immer nur Doktrinen, Meinungen, Sentiments, gehässige Polemik gegen alles, was nicht zur selben Fahne schwört, in mehr oder weniger ansprechender Form bringen — lauter Dinge, mit denen ihr Publikum ohnehin einverstanden ist, aus denen gar kein Stachel irgend einer Zumuthung, sondern höchstens Ansprüche auf Rechte und Vortheile gefolgert werden.

Die Association ist, zumal in Frankreich, vielfach zu revolutionären Zwecken gemißbraucht und auf unhaltbaren oder verwerflichen Doktrinen socialistischer Art begründet, mit den Utopien eines Fourier, Cabet, Owen in Verbindung gebracht worden. Sogar die im Wesentlichen durchaus gesunde Praxis des gegenwärtigen cooperative movement in England hat noch vielfach verkehrte und bedenkliche theoretische Motivirungen, z. B. blinden Haß gegen Concurrenz, Nachklänge aus R. Owens Zeiten her. Die Association an sich ist aber ganz unabhängig von diesen Thorheiten und verträgt sich vollkommen mit allen Grundsätzen einer gesunden conservativen Volkswirthschaft.[1] Dieß geht schon daraus hervor, daß die Praxis der Association überall, wo sie zu günstigen Resultaten geführt, auch ganz von selbst den Sauerteig solcher Doktrinen oder bedenklicher Stimmungen und Hintergedanken mehr und mehr austreibt. Sie ist an sich in materieller Hinsicht durchaus conservativ und produktiv. Sie präjudicirt keine der zwischen den verschiedenen staats- und volkswirthschaftlichen Schulen streitigen Fragen, noch weniger erhebt sie den Anspruch, anderweitige, wirklich zweckmäßige oder nöthige Maßregeln auf diesem Gebiet überflüssig zu machen. Im Gegentheil fügt sie sich überall den gegebenen Verhältnissen, sichert unter allen Umständen dem Atom die möglichst großen

[1] Eine der ersten lebenden Autoritäten der Nationalökonomie, Stuart-Mill, erklärt sich in der neuesten Ausgabe seines bekannten Werks (principles of national economy), sehr günstig über die Association, und wir haben aus seinem eigenen Munde noch günstigere Aeußerungen darüber gehört. Sogar das Princip gesunder Concurrenz verträgt sich vollkommen mit dem Wesen der Association, welche vielmehr deren Vortheile auch den Kleinen zugänglich macht, während sie jetzt mehr und mehr zum Monopol der Großen zu werden drohen.

Vortheile und nimmt jede allgemeine Verbesserung dieser Verhältnisse dankbar und zu bester Nutzung an. Gegen politische, religiöse und sociale Stimmungen der Zeit ist sie an sich und principiell durchaus neutral. Sie hat an sich weder Beruf noch Mittel, irgend jemanden von ihrer Praxis auszuschließen, zu welcher Partei er auch gehören mag, und faktisch hat sie in ihren Erfolgen ganz entschieden einen auch politisch conservativen Einfluß, eben indem sie dem revolutionären Gelüsten das Interesse des neuerworbenen Besitzes entgegenstellt. Doch darf man darauf kein so unbedingtes Vertrauen setzen, denn unter Umständen kann die Association allerdings der mons sacer werden, auf den revolutionäre Demagogen das Proletariat zu einer feindseligen und gefährlichen Position gegen die bestehenden Ordnungen ausführen könnten, ja, wie jede völlig maß- und rücksichtslose Entwicklung irgend welcher Kraft bis zu den äußersten Consequenzen, auf manche bestehenden Interessen u. s. w. zerstörend wirken. So ist z. B. nicht zu läugnen, daß die unbedingte Durchführung des Princips der gemeinsamen, wohl gar conviktorischen Oekonomie auf alle Bedürfnisse und Momente des häuslichen Lebens die Familie und die Ehe gefährden würde, während dieselben bei strenger, angemessener Berücksichtigung ihrer geheiligten Grenzen durch und in der Association nur fester begründet werden.

Aus alle dem aber kann nur die Nothwendigkeit gefolgert werden, das Terrain der Association, als ein für die socialen und politischen Kämpfe der Zeit entscheidendes, nicht den revolutionären Kräften preiszugeben, sondern von den conservativen Kräften besetzen, anbauen und befestigen zu lassen.

Wer freilich wähnt, eine an sich nicht verwerfliche und Millionen große Vortheile bietende Entwicklung, die mit so vielen andern schon völlig anerkannten Entwicklungsmomenten der Zeit zusammenhängt, bloß negativ behandeln und unterdrücken zu dürfen, oder auf die Länge zu können, mit solchen Leuten ist um so weniger zu streiten, da ihre Argumente die lebendige Wirklichkeit über ihre Nase hinaus völlig unberücksichtigt zu lassen pflegen. Ihre ganze Haltung solchen Dingen gegenüber wird viel weniger durch eine entschiedene Ueberzeugung von der Wahrheit gewisser vermeintlich ausschließlich conservativer Doktrinen bedingt, als durch

Bequemlichkeit, Gedankenlosigkeit oder vermeintliche Standesinteressen. Aber diese conservative Impotenz ist nirgends gefährlicher und verwerflicher, als wenn sie sich mit aristokratischen Stellungen und Ansprüchen verbindet.

Die abgeschmackteste und gehässigste Verdächtigung, welche man gegen die Association erhoben hat, spricht sich ohne Zweifel in dem von der Berliner Kreuzzeitung und ähnlichen Organen der Presse als Axiom aufgestellten Satz aus: „Die Corporation ist conservativ, die Association revolutionär." Als wenn Association und Corporation ihrem Wesen nach Gegensätze wären! Im Gegentheil ist die Association die einzig fruchtbare, zeitgemäße und zukunftvolle Form der gewerblichen Corporation unter den gegebenen Verhältnissen und Bedingungen der modernen Produktion. Diese im Wesentlichen zu beseitigen, daran denkt kein vernünftiger Mensch im Ernst und die ritterschaftlichen Landwirthe der Kreuzzeitung sind vollkommen bereit, sich selbst jeden Vortheil des verschrienen Industrialismus zu Nutze zu machen.

Lassen wir jedoch die unerquickliche, aber der Association von jener Seite zur Nothwehr aufgedrängte Polemik fallen und schließen diese allgemeine Einleitung mit einigen weiteren Bemerkungen über das Wesen der Association und die dadurch bedingten verschiedenen Formen und Arten derselben.

Zunächst unterscheiden wir (nach dem englischen Sprachgebrauch) in Beziehung auf das Objekt derselben die produktive (industrielle) und die distributive (ökonomische, consumtive) Association. Erstere kann sowohl die gewerbliche als die fabrikmäßige Produktion zum Zweck haben; letztere begreift die Befriedigung aller materiellen Lebensbedürfnisse mit Einschluß der Anschaffung der Rohstoffe, der Werkzeuge, ja des Kapitals.

Die Verbindung der Produktion mit der Distribution bedingt dann eine dritte Art der Association.

Von allen drei Arten gibt es zahlreiche Beispiele mehr oder weniger prosperirender Versuche. Bei weitem zahlreicher aber sind die Erfahrungen auf dem Gebiet der distributiven Association, allenfalls mit Einschluß der Produktion einiger Hauptartikel des täglichen Verbrauchs, z. B. Brod. Die meisten

produktiven Associationen verbinden mit einem Zweige der produktiven Industrie in Gewerbe oder Fabrik zugleich eine gewisse Entwicklung der distributiven Association. Die Versuche auf dem Gebiet der distributiven Association sind aber im Allgemeinen noch sehr mangelhaft und beschränkt. Eine volle Entwicklung der Idee der Association in der Verbindung beider Thätigkeiten, wobei alle Zweige der Consumtion auf die Produktion innerhalb der Association anzuweisen wären, würde entweder eine vollkommen selbstständige, isolirt sich selbst genügende Existenz der einzelnen Associationen, oder eine alle Associationen umfassende Organisation voraussetzen, innerhalb deren dann allerdings alle Concurrenz und Vermittlung und der Kauf und Verkauf mit Geld wegfallen würde. An Ideen, Vorschlägen und Plänen der Art fehlt es namentlich auch in England nicht (selfsupporting villages u. dgl.); vorläufig aber sind dieß, wenn auch keine unbedingt unmögliche oder verwerfliche, doch jedenfalls soweit aussehende Resultate, daß sie keine praktische Bedeutung für uns haben. Da überdieß auch die Produktion eines einzigen Artikels durch eine Association außerordentlich viel größere Schwierigkeiten hat, als die Befriedigung aller Lebensbedürfnisse durch eine distributive Association, und da wir zumal für Deutschland auch im besten Fall größtentheils nur auf distributive Association rechnen, so können wir im Ganzen annehmen, daß die Association keine erhebliche Veränderung in den gegenwärtigen Beziehungen der Arbeiter zu den Arbeitsgebern und zum Publikum herbeiführen würde. Sie sichert nur unter allen gegebenen Verhältnissen dem Arbeiter die möglichst größten Vortheile in gesteigerter Tragweite seines Lohns. — Uebrigens ist noch besonders hervorzuheben, daß eine eben so wünschenswerthe als praktisch ausführbare Entwicklung der produktiven Association bei uns in der Weise zu suchen wäre, daß die wirklich lebensfähigen gewerblichen Corporationen selbst sich als Associationen constituirten. An Anfängen der Art fehlt es nicht.

Nächst dem Gegenstand der Association bedingt auch die Organisation — die Verfassung, wenn man so sagen darf — drei formale Kategorien, die wir der Kürze wegen und ohne Präjudiz nach politischen Analogien als die

demokratische, aristokratische und monarchische Association bezeichnen wollen. Die Entscheidung zu der einen oder andern Form wird gewöhnlich durch den Ursprung des Anlage- und Betriebskapitals bedingt. Wer das Geld schafft, behält sich in der Regel mindestens eine solche Controle vor, daß er thatsächlich Herr ist.

Ueber die demokratische Association, welche ihr Kapital meist lediglich durch die Beiträge der Mitglieder, selten durch deren selbstständigen Kredit zu beschaffen vermag, und wo die Geschäftsleitung durch alle Mängel der Demokratie auf breitester Grundlage beschwert wird, brauchen wir uns hier nicht weiter auszulassen, da sie jedenfalls in Deutschland aus naheliegenden theils polizeilichen, theils mit dem nationalen Charakter der Masse der deutschen Arbeiter zusammenhängenden Gründen schwerlich viel Raum gewinnen dürfte.[1]

Unter aristokratischer Association verstehen wir die Fälle, wo ein Verein (am besten ein Aktienverein) aristokratischer Elemente im weitesten Sinn die Gründung und Leitung übernimmt, und der Kern und Anhalt der proletarischen Atome wird. Diese Form dürfte sich im Allgemeinen am meisten empfehlen und namentlich das günstigste Feld zur Entwicklung gesunder und allseitig wohlthätiger Beziehungen zwischen den besitzenden und arbeitenden Klassen, eines zeitgemäßen Patronats- und Clientelverhältnisses darbieten. Die Voraussetzung einer wahrhaft conservativen Gesinnung und Haltung solcher Patrone gewährt zugleich die sicherste Garantie gegen alle möglichen Mißbräuche und Ausartungen der Association, sowie gegen ein Uebermaß der Bevormundung. Unter aristokratischen Elementen verstehen wir aber auch Corporationen mancher Art, zumal städtische und ländliche Gemeinden.

Die monarchische Association finden wir da, wo ein großer Arbeitsgeber bei den ihm zunächst zugewiesenen Arbeitern die Entwicklung der Association in geeigneter Weise und ohne

[1] Auch in England und Frankreich ist das Gelingen solcher Associationen sehr selten; sie gehen zu Grunde, wenn sie ihren coup d'état nicht noch zur rechten Zeit und in der rechten Hand erleben. Sie sind die beste Schule, um den Leuten die Bedeutung und Nothwendigkeit der Autorität einleuchtend zu machen.

daß dem Geschäft Opfer erwachsen, fördert, wobei begreiflich nur von distributiver Association die Rede seyn kann. Dabei kommt es gar nicht darauf an, daß das Princip der Association ausgesprochen werde oder auch nur zum Bewußtseyn komme; vielmehr wird eigentlich jede wirklich nachhaltige und zweckmäßige, und eben deßhalb nicht in Almosen bestehende Verbesserung der Lage solcher Arbeiter das Wesen der Association annehmen. Da aber das Princip allerdings oft nur sehr mittelbar in Anwendung kommt, so kann hier auch wohl der Ausdruck der latenten Association entsprechend scheinen.[1] Uebrigens wird ein Verein kleinerer Arbeitsgeber oft dasselbe leisten können, was ein großer, und gilt es dann gleich, ob wir dann von aristokratischer oder monarchischer Association reden wollen. Was auf diesem Wege zur Verbesserung der sittlichen und materiellen Zustände der arbeitenden Klassen geschehen kann, davon bietet England mehrere Beispiele, die um so beachtenswerther sind, da dabei eingestandenermaßen von Opfern gar nicht die Rede ist, sondern vielmehr das Geschäft selbst sich am besten dabei steht. Diesen leider seltenen Beispielen gegenüber, welche zum Theil in der That so erfreuliche Resultate darbieten, daß der Fluch des Mammonismus und Industrialismus durchaus gebrochen und alle Segnungen wahrhaft christlicher Zustände ergossen sind,[2]

[1] Zur latenten Association können wir auch alle die Unternehmungen rechnen, wo die Mittel zur Befriedigung irgend eines gesunden Bedürfnisses, zur Erlangung irgend eines berechtigten ersprießlichen Genusses, in der besten Qualität und zu den billigsten Preisen auch dem Aermern dadurch zugänglich gemacht werden, daß ein bedeutendes Kapital zur Anschaffung oder Produktion verwendet wird, dessen mäßige Zinsen und eventuell Amortisation durch den Verkauf im Kleinsten zum Produktionspreis mit einem kleinen Aufschlag gesichert werden. Die Abnehmer sind dann bewußt oder unbewußt Glieder einer latenten Association. Ist der Gegenstand und Zweck ein solcher, der eine gewisse Gemeinschaft des Genusses mit sich führt, so ist auch das genossenschaftliche Moment gegeben, und das Bewußtseyn wird nicht lange ausbleiben. Dahin gehört z. B. das verbesserte Herbergwesen in den sog. Handwerker- und Jünglingsvereinen, die Seemannsherbergen u. s. w. — Ja, der Krystallpallast von Sydenham ist latente Association.

[2] Mancher anderer großen Fabriken nicht zu gedenken, können wir jedem, der mit Herz und Sinn für diese Dinge England besucht, nicht dringend genug den Besuch der großen Wachs- und Nachtlichterfabrik Price und Comp. in Belmont bei Vauxhallbridge in London empfehlen. Das Verdienst gebührt den beiden Brüdern Wilson, welche die Leitung des Geschäfts haben.

fällt jede Entschuldigung der unzähligen finstern Gegensätze weg, wo der rohe Mammonismus eine Hölle auf Erden schafft. Niemand wage mehr zu sagen: „Wir können das nicht ändern!" — fortan seyd ihr mit einem: „Wir wollen nicht!" gebrandmarkt.

Nach dieser allgemeinen Signatur der Association gehen wir nun zu einer Darstellung dessen über, was in Deutschland in diesem Sinne und auf diesem Gebiete geschehen ist und vorliegt. Steht auch in dieser Beziehung Deutschland namentlich hinter England weit zurück, so hat es doch jedenfalls den nächsten Anspruch auf unser Interesse. Ueberdieß haben wir nicht nur in einer der wichtigsten Gattungen der Association durch unsere Baugesellschaften den Vorsprung gewonnen, sondern auch den richtigeren Weg der aristokratischen Association wenigstens betreten, wenn wir auch leider noch nicht weit darin vorgeschritten sind. Die Ursache ist aber: eben weil diese Dinge bisher so wenig Beachtung gerade in den Kreisen gefunden haben, deren Beruf es hauptsächlich wäre auf diesem Wege voranzuschreiten. Möchte die nachfolgende Darstellung des Geringen, was schon trotz der allgemeinen Gleichgültigkeit und Nichtbeachtung geschehen, dazu beitragen dieses Hinderniß bedeutenderer Entwicklung zu beseitigen.

In Deutschland hat die Idee der Association viel später Aufnahme, geringere Theilnahme und eine langsamere Entwicklung gefunden als in England und Frankreich.[1] Dieß erklärt sich leicht aus mancherlei und zum Theil erfreulichen Gründen. Ist einerseits nicht in Abrede zu stellen, daß manche löblichen Eigenschaften der arbeitenden und der besitzenden, zumal der aristokratischen Klassen, welche zur Aufnahme und Entwicklung dieses Keimes einer bessern Zukunft erforderlich sind, in Deutschland noch seltener und schwächer sind als jenseits des Rheins und des Kanals, so sind andererseits bei uns auch manche der entgegenstehenden Fehler, welche die Krankheit erzeugen, der

[1] Englische und französische Socialisten (weiße und rothe) pflegen die Brüdergemeinde als eines der gelungensten und großartigsten Beispiele der Association in ihrem Sinne anzuführen; wir brauchen uns aber wohl bei keinem irgend Sachkundigen darüber zu rechtfertigen, daß wir sie nicht so ansehen und hier nicht weiter erwähnen.

jenes Heilmittel entgegen wirken soll, namentlich bei den untern Klassen weniger allgemein und in geringerem Grade verbreitet. Schon deßhalb, noch mehr aber in Folge des langsameren Pulsschlags, des beschränkteren Maßes der ganzen Lebensentwicklung, treten auch die mit der modernen Produktion und Consumtion verbundenen krankhaften Erscheinungen weniger dringend hervor. Die Reste der älteren industriellen Organisationen, namentlich des Zunftwesens, welche in Frankreich fast ganz fehlen, sind in Deutschland verhältnißmäßig viel bedeutender als in England; ihre Wirkung ist eine in manchen Punkten sehr mannigfaltige, scheinbar widersprechende. Sie tragen dazu bei, den Wachsthum des Leibes, aber auch der Krankheit zu hemmen, während sie die Anwendung wirksamer Heilmittel nach Umständen fast eben so sehr erleichtern als erschweren können. Im Anfang und unter den gegenwärtigen Umständen indessen hat die letztere Wirkung leicht das Uebergewicht. Wenn aber auch im Ganzen nicht zu läugnen, daß die Noth, welche anderwärts frühere und energischere Versuche zur Abhülfe hervorgerufen, in Deutschland nicht ganz so groß ist, so ist das zwar eine Erklärung, aber keine Rechtfertigung der Saumseligkeit der rechten Hülfe. Die Richtung und der Charakter der Entwicklung sind dieselben und die Abhülfe ist begreiflich desto leichter, je eher die rechten Mittel angewendet werden. Jedenfalls aber sind die Zustände der arbeitenden Klassen auch bei uns schlimm genug, um dem Mehr oder Weniger der Dringlichkeit jede praktische Bedeutung zu nehmen. Die älteren Heilmittel, wie Sparkassen, Kranken- und Versorgungskassen, konnten, auch wenn sie viel allgemeiner gewesen, als wirklich der Fall war, dem jedenfalls steigenden Bedürfniß keineswegs genügen, aber sie trugen bei, eine falsche Sicherheit zu nähren.

Unter diesen Umständen bedurfte es vor 1848 kaum der polizeilichen Präventions- und gerichtlichen Strafmittel, um die Verbreitung bewußt und bestimmt socialistischer und communistischer Theorien in Deutschland auf eine sehr geringe Minorität der arbeitenden Klassen zu beschränken, während freilich die allgemeine Prädisposition sehr viel weiter verbreitet war. In den höhern Ständen wurden die über den Rhein herüberklingenden Töne der Art sehr wenig beachtet. Das revolutionäre

oder rein frivole Literatenthum trieb sich gelegentlich auf diesem wie auf allen andern Lebensgebieten in seiner Weise umher, also ohne irgend welchen bedeutenden bewußten Zweck oder Resultat. Der sogenannte sociale Roman, der, wenn auch nicht die Heilmittel, doch die Krankheit anschaulich zu machen strebt, blieb im Ganzen nur ein Reizmittel der blasirten Langeweile, ein frivoler Zeitvertreib. Der Ton, den Goethe's ahnungsvolle Dichterweisheit, seiner Zeit vorauseilend, schon in den Wanderjahren angeschlagen hatte, verhallte ohne merkliche Wirkung. So finden wir denn in diesen Zuständen der öffentlichen Meinung und Bildung allerdings eine zunächst und scheinbar erfreuliche Beschränkung der positiv verderblichen Elemente, welche sich in England und besonders in Frankreich in einem breiten Strom socialistisch-demokratischer Doktrinen und Stimmungen ergoßen. Dagegen fehlte uns auch der Niederschlag gesunder tüchtiger Praxis, den jene Ueberschwemmung zumal in England in der cooperativen Bewegung hinterlassen. So möchte es denn sehr zweifelhaft seyn, ob wir uns jenes bloß negativen Vorzugs eben sehr zu erfreuen haben.

Wie dem auch sey — während vor 1848 polizeilich genugsam dafür gesorgt war, daß der schlechte Socialismus es nicht bis zu praktischen Experimenten brachte, beschränkte sich auch die Manifestation des eben in der Association vertretenen guten Socialismus in Wort und That auf sehr wenige, sehr vereinzelte und von Presse und öffentlicher Meinung wenig oder gar nicht beachtete Erscheinungen. Dahin gehört vor allen Dingen die — wenn man wenigstens für Deutschland so sagen darf — Erfindung der Sparvereine durch einen als wahrer Volksfreund mannigfach hochverdienten Mann, den erst vor kurzem verstorbenen Rechnungsrath Liedke in Berlin. Wir haben schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß der sogenannte Sparverein die erste und einfachste praktische Anwendung des Princips der Association ist, indem eine relativ größere, aus vielen kleinen Ersparnissen erwachsene Summe zum Ankauf besonders von Feuerungsmaterial und Kartoffeln im Großen verwendet und dadurch die Vortheile des Großhandels der kleinen und kleinsten Wirthschaft zugänglich gemacht werden. Das materielle Princip der Association liegt hier deutlich vor; aber die

Anwendung des Princips findet in einem zu beschränkten Maße statt, als daß sehr bedeutende Vortheile daraus hervorgehen könnten; dennoch aber muß eine weitere Verbreitung dieser Vereine nur sehr erwünscht seyn. Aber eben dazu kam es damals nicht, und auch seitdem hat die Sache nur sehr langsam und kümmerlich sich ausgebreitet.[1] Es sind schwerlich über fünfzig Sparvereine in ganz Deutschland entstanden und sehr viele sind wieder eingegangen. Von denen, die sich erhalten haben, dürften aber kaum ein Dutzend sich eines kräftigen Gedeihens mit einer solchen Anzahl von Mitgliedern und solchen Einrichtungen erfreuen, daß auf einen sichern Bestand oder gar auf eine weitere Entwicklung des Princips zu rechnen wäre. Auf diese Ausnahmen werden wir zurückkommen. Der Grund dieser betrübenden Erscheinung ist hier, wie leider auf allen Gebieten der Association, darin zu suchen, daß die arbeitenden Klassen sich in jeder Beziehung zu hülflos erwiesen, um sich auf diesem Wege allein zu helfen. Die gebildeten und besitzenden Stände aber würdigten die Sache niemals einer ernstlichen Beachtung. Die sehr seltenen Ausnahmen fallen meist in den Kreis der sogenannten innern Mission, einzeln auch in das andere Extrem, in die demokratische Bewegung. Auf die allgemeinen Ursachen dieser Theilnahmslosigkeit brauchen wir hier nicht weiter einzugehen, sie liegen leider in der ganzen sittlichen und geistigen Haltung der sogenannten Welt deutlich genug vor Augen. Daß dabei namentlich die Presse aller Parteien eine schwere Verantwortlichkeit trifft, ist jedenfalls nicht zu verkennen. Man könnte sagen: die ganze Sache war zu dürftig angelegt, die volle Bedeutung des Princips ließ sich hier zu wenig erkennen, die Resultate waren auch im besten Fall zu wenig in die Augen fallend, als daß ein bedeutender Eindruck in weiteren Kreisen, zumal in einer politisch so aufgeregten Zeit, auch bei einer viel größeren Empfänglichkeit das Publikum billiger Weise zu erwarten war. Das klingt ganz plausibel, doch können wir nicht umhin zu bemerken, daß es schon damals gleichzeitig mit und unabhängig von der ersten Gründung der Sparvereine nicht an einer

[1] Die Consumvereine, von denen in Folge der Theuerung von 1853 und 1854 mancher Orten die Rede ist, scheinen sich hauptsächlich in den Schichten des wohlhabendern Mittelstandes zu bilden, das Princip aber ist dasselbe.

öffentlichen Darlegung der vollen Bedeutung des Princips der Association und seiner Entwicklung in innerer und äußerer Colonisation fehlte (man vergl. den Janus v. V. A. Huber, Berlin 1845). Diese Stimme fand indessen in den damaligen conservativen Kreisen, an die sie sich zunächst wandte, noch weniger Beachtung als die Sparvereine, während ihre politische Tonart ihr das liberale Publikum im Ganzen von vorne herein verschloß. Und dennoch trug sie nach dieser Seite hin in Verbindung mit andern Anregungen, besonders englischer Vorbilder, das Ihrige zur Entstehung einer der bedeutendsten Unternehmungen im Sinne der Association bei. Wir meinen die Berliner gemeinnützige Baugesellschaft, deren wenigstens moralische Entstehung ins Jahr 1847 fällt, wenn auch die wirkliche Ausführung erst nach dem Märzsturm von 1848 begann. Auch darauf werden wir zurückkommen.

Ein anderer Fortschritt in dem Heilverfahren gegen die sociale Krankheit, dessen erste Anregung ebenfalls in diese Zeit fällt, verdient hier erwähnt zu werden, weil demselben wenigstens ein der Association sehr nahe verwandtes Princip zum Grunde liegt. Wir meinen die sogenannten Darlehn- oder Vorschußvereine, die zwar in England und noch früher in Irland schon seit einigen zwanzig Jahren (obgleich auch nicht so häufig, als zu erwarten und zu wünschen wäre) vorkommen, unseres Wissens aber in Deutschland erst etwa 1847, und zwar in Berlin zuerst erwähnt werden. Durch kleine regelmäßige Beiträge der Mitglieder oder durch Geschenke oder verzinsliche oder unverzinsliche Darlehn wohlhabender Gönner, oder durch alle diese Mittel vereint wird ein Kapital zusammengebracht und bei genügender, besonders moralischer Bürgschaft in kleinen Summen, wie der kleine Mann sie zu Förderung und oft zur Rettung seines Geschäfts bedarf, verzinslich oder unverzinslich, jedenfalls aber auf kurze Frist und meist zu ratenweiser Abtragung ausgeliehen.

Es liegt auf der Hand, daß hier das Princip und die Vortheile der Association viel mehr Raum haben, als bei den gewöhnlichen Sparkassen. Der Wunsch, daß diese letzteren zugleich als Darlehnkassen für die einzahlenden kleinen Leute verwerthet werden möchten, ist übrigens schon öfter ausgesprochen worden;

seiner Erfüllung stehen, was man auch sagen mag, zwar Schwierigkeiten, aber kein in der Natur der Sache liegendes, unübersteigliches Hinderniß im Wege, sondern hauptsächlich nur die Selbstzufriedenheit und Schwerfälligkeit der bureaukratischen Routine, welche sich der Leitung dieser Anstalten bemächtigt hat. Jedenfalls ist bisher noch kein ernstlicher Versuch gemacht worden, die formalen und geschäftlichen Schwierigkeiten zu beseitigen, die allerdings beseitigt werden müssen, ehe die vielen Millionen, welche in den Sparkassen sich aufhäufen, so unendlich viel mehr Frucht tragen könnten, als gegenwärtig der Fall ist. Diese Vernachlässigung einer so wichtigen Frage ist aber um so weniger zu verantworten, da der Staat bisher sich immer geweigert hat, auf anderem Wege dem kleinen Mann, ja dem Handwerker überhaupt auch in den drückendsten Perioden die Unterstützung zu gewähren, welche die große Industrie so reichlich durch außerordentliche Vorschüsse von Seiten des Staats zu finden pflegt. Daß diese Art der Unterstützung bei vielen kleinen Darlehnen und Schuldnern complicirter und schwieriger ist als bei einer geringern Zahl großer Posten, ist kein hinreichender Grund für eine so ungleiche Behandlung; noch weniger ist sie mit der nur in sehr beschränktem Maße richtigen Behauptung zu rechtfertigen, daß die Belebung der großen Industrie auch der kleinen zu gute komme.

Wie dem auch sey, auch hinsichtlich der Vorschußvereine, wie der Sparvereine und aller andern thatsächlichen Versuche und praktischen Ideen zur Abhülfe der Noth der arbeitenden Klassen blieb es vor 1848, mit sehr wenig Ausnahmen eben bei — der Idee! Die deutsche Gewerbeausstellung, welche 1844 in Berlin stattfand, schien nach dieser Seite eine nachhaltige Wirkung bringen zu sollen durch die Bildung eines „Centralausschusses für das Wohl der arbeitenden Klassen," der aus den bei jener Gelegenheit gegebenen, so nahe liegenden Anregungen hervorging. Wir brauchen nicht zu untersuchen, wie weit der Grundsatz, der hier von vorne herein festgestellt wurde, richtig oder der beste war: der Verein solle unmittelbar keinerlei einzelne Anstalten zur Verbesserung der Zustände der arbeitenden Klassen gründen, sondern nur sowohl einzelnen Unternehmungen der Art als besonders der damit

zusammenhängenden Bildung, Erkenntniß und Gesinnung die möglichst kräftige und allseitige sittliche und intellektuelle Förderung gewähren. Soviel ist gewiß, daß auch in dieser Beschränkung die Resultate den Erwartungen damals keineswegs entsprachen, was ohne Zweifel großen Theils daraus zu erklären, daß einerseits die damals noch latente, aber darum nicht weniger wirksame demokratische Opposition und ihre leichten Truppen, „die Literaten," sich der Sache bemächtigten und sie in den Strom der politischen Agitation zu ziehen suchten, von dem damals unter den Lockungen eines vagen trivialen Liberalismus, Rationalismus und Humanismus so viele in ihrer Art wohlmeinende Leute sich ganz behaglich dem unvermeidlichen Sturz zuführen ließen. Die Staatsgewalt ihrerseits wußte damals wie jetzt solchen Bestrebungen nur negativ und polizeilich entgegen zu treten, und zwischen diesen beiden Polen hin und her gezerrt, konnte jener sehr löbliche, und vom König selbst mit bedeutenden Geldmitteln ausgestattete Verein freilich damals nicht gedeihen, ja kaum zu einer wirklich praktischen Existenz durchdringen. Auch später hat er es niemals zu einer solchen Thätigkeit gebracht, die ihm Gunst und Untestützung in weitern Kreisen hätte verschaffen können, eben weil er das einzige Mittel dazu: gelungene praktische Anwendung der Rathschläge, welche er andern gab, verschmähte, während der praktische Stoff zu solchen Berichten, die das zerstreute, gleichgültige Publikum hätten anziehen können, auch von andern Seiten zu spärlich geliefert wurde. Dennoch verdient der Verein keineswegs die allgemeine Nichtbeachtung, und noch weniger die spöttischen Erwähnungen, die er gelegentlich zu erleiden hatte. Seine Verhandlungen und die von ihm ausgehenden Mittheilungen enthalten ein sehr lehrreiches, ja unentbehrliches Material für Jeden, der nur selbst ein ernstes Interesse für die Sache mitbringt. Die Idee der Association ist allerdings von dem Centralverein nur ausnahmsweise mit vollem Bewußtseyn und genügender Erkenntniß ergriffen worden. Socialen Theorien blieb er ganz fremd. Das Gesagte gilt im Ganzen auch von dem Berliner Lokalverein. Die Mißliebigkeit, in welcher der Verein bei Vielen steht, welche sich ihres völlig unfruchtbaren Conservativismus über alles Maß und Verdienst rühmen, trägt ohne Zweifel wesentlich dazu bei, seine

Wirksamkeit zu lähmen, obgleich er als solcher der Politik ganz fremd ist.

Dasselbe können wir leider nicht durchweg von einer andern Klasse von Vereinen rühmen, die damals ungefähr gleichzeitig in mehreren größern Städten, wenn auch nicht überall zuerst entstanden, doch sich namentlich in Berlin bemerklicher machten, und deren wir hier erwähnen müssen, obgleich sie bisher nur sehr mittelbar mit der Entwicklung der Association in Beziehung stehen, aber eben weil diese Beziehung eine sehr unmittelbare und ersprießliche seyn könnte. Es sind dieß die sog. Handwerker-Gesellen- oder auch Jünglingsvereine. Sie sollen zunächst das Bedürfniß einer anständigen, erheiternden und nach Umständen belehrenden und bildenden Geselligkeit befriedigen, welches weder in dem rohen Treiben des völlig versunkenen Herbergwesens, noch in den gewöhnlichen öffentlichen Vergnügungslokalen Befriedigung finden konnte. Dieses höhere Bedürfniß war nur bei dem intelligenteren Theil der Handwerksgesellen vorhanden, und so drängten sich nach solchen Anziehungspunkten bald eine Menge von jungen Leuten, deren geistige Gaben, Empfänglichkeit und Regsamkeit unter andern Umständen und unter besserer Leitung die erfreulichsten Früchte bringen konnte. Auch in ihrer individuellen Sittlichkeit berechtigten diese Elemente im allgemeinen zu den besten Hoffnungen. So hätte sich denn hier eine Möglichkeit eröffnet, nicht nur überhaupt Quellen wahrhaft conservativer Bildung auf diesem wichtigen Gebiet zu eröffnen, sondern auch diese jungen Leute zu praktischen und theoretischen Sendboten des guten conservativen Socialismus heranzubilden, und damit der praktischen Entwicklung des Associationswesens in den Kreisen, wo sie sich einst als Meister niederlassen werden, die sicherste Förderung zu bereiten. Leider geschah von alle dem mit wenig Ausnahmen das Gegentheil. Neun Zehntel der Handwerkervereine wurden in den Händen des damaligen Literatenthums eben so viele Herde der revolutionären oder quasirevolutionären Agitation, welche unter der Hand nicht selten stark ins Rothe getrieben wurde, obgleich eigentlich zusammenhängende socialistische und communistische Lehren nicht genug Raum oder Vorbereitung und Anklang fanden. Der große Berliner Handwerkerverein (der sog.

Johannisstraßenverein) erfreute sich in diesem Sinne eines ganz besondern Gedeihens, unter dem Protektorat des damaligen städtischen Magistratsliberalismus, der übrigens nur mit der leidlich moderirten Oberfläche dieses Treibens bekannt war, und von den rothen Führern der Jugend verdientermaßen unter der Hand mißbraucht und verhöhnt wurde. Wenn man weiß, daß dieser Verein ein Haupthebel der Märzkatastrophe von 1848 war, und daß niemand, der ihm auch nur mit gesundem conservativem Parteiinstinkt nahe trat, über sein inneres Wesen zweifelhaft seyn konnte, so gehört es gewiß zu den charakteristischen Zeichen jener Zeit, daß gerade dieser Verein sich ganz besonderer öffentlicher Beweise gnädiger Theilnahme von Seiten hoher, höchster — ja allerhöchster Personen zu erfreuen hatte. An einzelnen Versuchen, den liberalen Handwerkervereinen durch conservative im damaligen Sinne entgegenzutreten, fehlte es nicht; aber sie konnten nirgends zu einer äußerlich gedeihlichen Haltung kommen, da sie, wie alles, was damals wirklich in conservativem Sinne öffentlich hervorzutreten, die Schwellen des Salons zu überschreiten wagte, gerade bei den Kreisen am wenigsten Unterstützung fanden, auf die sie eigentlich allein zu rechnen berechtigt waren. Dazu kam in manchen Fällen eine gewisse beschränkte pietistische und ascetische Haltung, die jedenfalls für die jungen Leute zu wenig Anziehendes haben konnte. Endlich war damals wie jetzt an ein Verständniß der Bedeutung und Berechtigung des conservativen Socialismus in jenen Kreisen zu wenig zu denken, als daß in diesem Sinne irgend eine Wirkung hätte stattfinden können.[1]

[1] Seitdem hat sich in dieser Beziehung wenigstens in dem immerhin sehr beschränkten Kreise der sog. speciell christlich-conservativen Welt eine löbliche Thätigkeit entwickelt, meist in Verbindung mit der sog. innern Mission. Es bestehen gegenwärtig allein in Preußen gegen 120 sog. Jünglingsvereine, davon mehrere schon mit wirklichen Herbergen verbunden sind; mit dem sog. Mutterhaus für innere Mission in Berlin, eine Schöpfung des „evangelischen Vereins," ist ein solcher Jünglingsverein mit Herberge u. s. w. verbunden. Wie man auch zu dieser speciell christlichen Bewegung stehen mag (unsere Stellung ist entschieden in, unser Weg mit ihr), so wird man die Thatsache anerkennen müssen, daß hier fast die einzigen Elemente der höheren Stände zu finden sind, die wirklich im unmittelbaren persönlichen Verkehr mit dem hülfsbedürftigen Proletariat treten — der sehr bedeutenden materiellen Opfer nicht zu gedenken. Ob die aufgeklärte Welt auch nur in dieser letztern Beziehung nach Verhältniß das Ihrige thut, mag dahin gestellt

So standen auf diesem großen, weiten und entscheidenden Gebiet der socialen Fragen die Sachen in Deutschland, als der lang vorbereitete Gewittersturm im März 1848 hereinbrach. Die Wirkung nach dieser Seite war insofern eine erfreuliche, als in wunderbar kurzer Zeit an die Stelle der dürren unfruchtbaren Gleichgültigkeit und Stagnation, worin nur der individuelle Egoismus gedeihen konnte, ein mannigfaltiges lebendiges Treiben unzähliger älterer und neuer Keime genossenschaftlicher Bestrebung zur Hebung der gemeinsamen und besondern Nothstände trat. Wer erinnert sich nicht noch des seltsamen Gegensatzes zwischen den auflösenden, kosmopolitischen, alle bestehenden Elemente der bürgerlichen Gesellschaft in ihrer Besonderheit ignorirenden Bestrebungen der plötzlich zu scheinbarer Herrschaft gelangten revolutionären Politik einerseits, und andererseits den zahllosen kleinen Conventikeln, worin die verschiedensten Zweige des Gewerbslebens bis zu den Dienstmädchen, Lohnbedienten, Stiefelputzern und Droschkenkutschern hinunter über Wahrung und Förderung ihrer Sonderinteressen beriethen! Dazwischen fehlte es denn auch nicht an hunderten von Stimmen berufener oder unberufener Rathgeber, welche ihr eigenes individuelles, oder das Recept irgend einer volkswirthschaftlichen socialistischen oder communistischen Schule feil boten. In diesem anfangs völlig chaotischen Treiben ließen sich jedoch bald zwei Hauptströmungen unterscheiden.

Einerseits waren es die Vertreter der besonders im südlichen Deutschland noch zahlreich und in formaler Hinsicht ziemlich unversehrt vorhandenen ältern gewerblichen Genossenschaften, welche den Völkerfrühling der allgemeinen Freiheit nicht nur zur möglichst vollständigen Herstellung der ältern handwerksmäßigen Gewerbsverhältnisse, sondern zur möglichst vollständigen Verwirklichung der denselben wirklich oder angeblich zum Grunde liegenden Idee, wie diese zumal von der Heller'schen und Adam Müller'schen Schule formulirt worden, benutzen zu können meinten. Was den zunächst Betheiligten an doktrinärer Schulweisheit gebrach, das wurde von einigen Notabilitäten der höhern

bleiben, die „Hand am Pflug" wird man sie selten finden. An Schreiben und Reden, an Vorschlägen und Doktrinen, und zumal an Klagen fehlt es hüben und drüben nicht.

aristokratisch-conservativen Kreise supplirt, wie denn der Handwerkercongreß, welcher in Frankfurt neben der sogenannten deutschen Nationalversammlung tagte, oder doch der unseres Wissens damit genau zusammenhängende Verein zur Wahrung deutscher Industrie sich eines mediatisirten deutschen Fürsten als seines Präsidenten rühmen konnte. Niemand kann solcher Gemeinschaft zwischen der Aristokratie und den arbeitenden Klassen, einer aristokratischen Leitung der gesunden Selbsthülfe dieser letztern zur Lösung der socialen Fragen entschiedener das Wort reden als wir; um so mehr aber müssen wir beklagen, daß jene Bestrebungen des deutschen Handwerks durch die doktrinäre Befangenheit solcher der geistigen oder socialen Aristokratie angehörenden Führer und Bundesgenossen nur noch mehr in dem falschen Wege bestärkt wurden, auf den sie durch die gewohnheits-, ja fast instinktmäßigen, aber dennoch unrichtigen Voraussetzungen ihres vermeintlichen Standesinteresse geführt worden waren.

Unsere Absicht ist hier nicht auf eine ausführlichere Kritik dieser doktrinären Voraussetzungen und Bestrebungen einzugehen. In dieser Hinsicht wollen wir uns nur gegen den Vorwurf verwahren, als wenn wir die Regeneration des Zunftwesens *an sich* verwerfen wollten. Wir verwerfen nur eine solche Behandlung der Sache, welche die *Lebensgesetze der modernen Industrie* entweder ignorirt oder mit Absicht anfeindet und eben deßhalb eine wirklich ersprießliche Gestaltung des Zunftwesens, soweit sie *möglich* ist, verkümmert oder ganz vereitelt. Und zugleich erwartet man von einer *solchen* Behandlung so bedeutende, ja allgenügende Resultate, wie auch im allerbesten Fall die zunftmäßige Genossenschaft im bisherigen Sinne sie *nicht* gewähren kann, und ignorirt oder perhorrescirt jede andere Art von Heilverfahren, und zumal die Association, als revolutionär oder doch verdächtig! Wir tadeln aber ein solches Verfahren um so mehr, wenn es nicht einmal aus einer naiven praktischen Befangenheit der jedenfalls unmittelbar wirklich und ernstlich Betheiligten hervorgeht, sondern aus dürrer doktrinärer Consequenzenmacherei oder in politischem Standes- oder Parteiinteresse, jedenfalls aber ohne alle wirklich lebendige Theilnahme an dem Leben, ohne wirkliche Liebe für die betheiligten *Menschen* geschieht. Wäre nur diese Liebe vorhanden, so würde sie wahrlich

bald genug auch die rechte Weisheit des Lebens und der That, oder doch eine ernste Untersuchung der Sache, gleichviel von welchem Standpunkt aus, erzeugen, während jetzt so oft alles nur auf ein paar vage Stichwörter hinausläuft. Eine wenigstens subjektive Berechtigung zur Behauptung einer solchen Haltung gegen die unabweislichen Resultate der modernen Industrie könnte nur der haben, der diese selbst in ihren Lebensgesetzen als an sich und unbedingt verwerflich und verderblich ansieht. Und auch unter dieser Voraussetzung, wenn sie nicht Hand in Hand mit genügenden Mitteln und dem festen Entschluß geht, sie zu einer Radikalkur (zur Beseitigung der modernen Großarbeit in freier Verwendung des Capitals) dranzusetzen, auch dann ist ein unmächtiges Keifen und Zürnen wahrlich nicht die Aufgabe wahrhaft conservativer Kräfte. Dann gerade gilt es, wenigstens in symptomatischer Behandlung, und mit Benutzung auch der Lebensgesetze der Krankheit, im Einzelnen so viel Linderung zu schaffen, als die Umstände und die verwendbaren Mittel erlauben mögen. Will man aber nur ehrlich gegen sich selbst und Andere seyn, so ist unter denen, die (wie zumal die Berliner Kreuzzeitung) gelegentlich mit wahrhaft terroristischen Ausfällen gegen Fabriken, Kapital u. s. w. so freigebig sind, daß sie die communistische Presse damit versehen könnten, keiner, der sich auf jene subjektive Ueberzeugung von der absoluten Verwerflichkeit der modernen Industrie berufen könnte. Es sind das alles Phrasen, welche nichts beweisen, als besten Falls gewisse vage Antipathien. Oft genug aber stehen sie im Dienste augenblicklicher, ganz außerhalb der Sache liegender Zwecke oder Stimmungen. Man mache doch nur einmal den hochconservativen, ritterschaftlichen und großgrundbesitzlichen Kreisen, denen zu Liebe solche Feuerwerke spielen, deutlich, wie ihre ganze Stellung und Lebenshaltung, ihre Comforts u. s. w. mit der modernen Industrie zusammenhängen, so werden sie selbst am lebhaftesten dagegen protestiren, daß es mit jenen Phrasen irgend Ernst sey oder gar Ernst gemacht werden solle.[1] Den Klügern sind denn auch schon längst und mit vollem Rechte auf diesem Gebiete der Produktion die Vortheile des modernen Betriebs durch Concurrenz,

[1] Daß die materielle Machtstellung moderner Großstaaten auf dem leidigen Industrialismus beruht, sollte man doch auch nicht ganz vergessen.

Kapital und Maschinen eben auch soweit willkommen, als sie erreichbar und vortheilhaft scheinen. Die sittlichen Pflichten aber, welche damit Hand in Hand gehen und in deren Versäumniß auf dem Gebiet der großen fabrikmäßigen Produktion die eigentliche Ursache der damit verbundenen socialen Krankheiten ist, werden durchschnittlich auf dem Gebiet der großen landwirthschaftlichen Produktion wahrlich nicht so gewissenhaft erfüllt, daß man hier gegen jene den ersten Stein aufheben dürfte, obgleich die Aufgabe hier so viel einfacher und leichter ist als dort.

Wie dem auch sey, die Resultate jener Reaktion des Zunftwesens, wozu die revolutionäre Auflösung von 1848 Raum und Veranlassung gab, waren weder im Ganzen erfreulich noch überhaupt bedeutend. Da, wo die Stürme von 1848 noch erhebliche Reste des ältern Zunftwesens vorhanden fanden, blieb ziemlich alles beim Alten. So wenig an diesem Alten zu loben war, so war dieß bei den Gefahren, welche die revolutionäre Auflösung auch nach dieser Seite mit sich führen konnte, immerhin ein negativ defensiv erfreuliches Resultat, indem es eine Zukunft offen ließ. Es war dabei ohne Zweifel wesentlich der Umstand von großem Einfluß, daß die zunftmäßige Reaktion und die politische Revolution in der Feindseligkeit gegen die Bureaukratie ein gemeinsames Interesse fanden. Bureaukratische Bevormundung war überall eine der dringendsten Klagen des Handwerks.

In noch viel höherem Grade war dieß in Preußen der Fall, wo die zunftmäßige Gliederung des Handwerks zwischen fast gänzlicher gewerblicher Freiheit und bureaukratischer Bevormundung in das schlimmste Gedränge gekommen und auf ein bloßes Scheinleben reducirt war, trotz einiger Maßregeln, welche schon vor 1848 aus den speciellen conservativen oder repristinirenden Einflüssen in den höchsten Kreisen der Staatsgewalt hervorgegangen waren. Kein Wunder, daß hier die zunftmäßige Reaktion noch kräftiger auftrat als da, wo der Druck geringer gewesen! Und hier traten seltsam wechselnde, aber dem Zunftwesen immer günstige Combinationen ein. Anfangs mit der Revolution gegen die Bureaukratie, dann mit der monarchischen Reaktion gegen die Revolution und endlich mit der aristokratischen Reaktion gegen

die Bureaukratie! Bei dieser letztern Wahlverwandtschaft trat noch der eigenthümliche Widerspruch hervor, daß dieselbe Partei, welche von der größtmöglichen Beschränkung der freien Concurrenz in der inländischen Produktion alles Heil erwartet, zugleich die unbedingte Freiheit der Concurrenz fremder Produktion zu einem Hauptpunkt ihres Programms machte. Unter diesen Umständen entstand in Preußen eine Reihe von Gesetzen im Sinne einer Regeneration des Zunftwesens, auf deren Beurtheilung wir hier nicht weiter einzugehen brauchen, von denen aber niemand im Ernst behaupten wird, daß sie bisher zu einer wesentlichen Verbesserung der Zustände auch der wirklich dabei betheiligten Kreise der arbeitenden Klassen im allgemeinen geführt haben. Die Begünstigung der schon den alten Handwerksgenossenschaften eigenen Laden können wir unmöglich sehr hoch anschlagen, da eben die Erfahrung jener frühern Zustände schon ihre Unzulänglichkeit erwiesen. Die sogenannten Gewerbehallen, wie sie z. B. in Berlin unter Betheiligung mehrerer Zünfte und dem speciellen Patronat der Kreuzzeitung stattgefunden haben, mögen in den zunächst betheiligten Kreisen den Absatz der fertigen Arbeit als eine Art von Bazar erleichtern, aber über ihre wirkliche praktische Bedeutung würde man erst urtheilen können, wenn sie aufhörten, vorzugsweise ein Mittel politischer Einflüsse zu seyn; dann aber würde sich eben zeigen, daß es das verschriene Princip der Association ist, was unter so vielem unpraktischem Wesen eine praktische Bedeutung gewonnen, und daß es eben nur weitere Entwicklung dieses Keimes gilt, um wirklich wesentliche und nachhaltige Verbesserung der Zustände zu erlangen. Neben jener auch von oben unter der Hand begünstigten Gewerbehalle besteht schon eine ältere ganz unabhängige Anstalt ähnlicher Art, wobei aber eben auch die Kleinen klagen, daß der eigentliche Vortheil doch den Großen zufällt.

Alles, was man zur Empfehlung jener angeblichen Regeneration der Zünfte gesagt, sind doktrinäre Voraussetzungen oder Folgerungen in allgemeinen Phrasen, und die Nachweisung der Möglichkeit nachhaltiger und wesentlicher Besserung auf dem hier eingeschlagenen Wege und mit den hier ausschließlich herrschenden Ansichten, Stimmungen und Vorurtheilen ist auch noch nicht einmal versucht worden. Das sicherste Zeichen, daß die Sache

verkehrt angefangen worden, zeigt sich schon darin, daß im Herbergwesen von Seiten der Gewerbe noch gar nichts zu der so dringend nöthigen Reform geschehen ist. Abgesehen aber von manchem entweder völlig illusorischen oder gleichgültigen und von einigen positiv nachtheiligen Punkten dieser vermeintlichen hochconservativen Schöpfung, liegt ihr Hauptmangel eben darin, daß sie das Princip der Association ignorirt oder perhorrescirt, dessen Aufnahme allein dem Zunftwesen eine wirklich durchgreifende und nachhaltige Wirkung innerhalb der Grenzen geben könnte, worin überhaupt die handwerksmäßige Produktion sich auf die Länge gegen die Fabrik wird halten können. Jenseits derselben konnte ohnehin von irgend welcher Wirkung dieser Maßregeln nicht die Rede seyn. Allerdings hat man im eigentlichen Fabrikwesen schon damals und seitdem mehr und mehr auch durch Zwangsgesetze, die sogar die Arbeitsherrn zur Betheiligung heranziehen, die Bildung von Kranken- und Versorgungskassen unter den Arbeitern zu begünstigen gesucht. Die Resultate sind notorisch im Ganzen sehr gering und würden auch besten Falls nie die latente Association ersetzen, ganz abgesehen von dem latenten Communismus jeder zwangsweisen Besteurung der Besitzenden zum unmittelbaren Vortheil der Besitzlosen, und von den moralischen Nachtheilen dieser Behandlung der Sache im Gegensatz zu freier, wenn auch korporativ festgestellter Vereine oder „monarchischer“ Wohlthaten der Arbeitgeber.

Aber auch diesseits, und zumal unter der jüngern Generation, sowie unter den am meisten einer außerordentlichen Hülfe bedürftigen Gliedern der handwerksmäßigen Arbeiterklasse, war 1848 unter solchen Umständen und unter dem Einfluß der über den Rhein herüberdringenden socialistischen und communistischen Miasmen eine Betheiligung oder Beruhigung bei jenen Bestrebungen des ältern Handwerksgeistes nicht zu erwarten. Die rohere Masse der unzünftigen Arbeiter folgte ohnehin blindlings dem revolutionären Impuls, welcher eben die oben erwähnte zweite Strömung von 1848 auf diesem Gebiet beherrschte.

In der That zeigte sich auch sehr bald bei der großen Mehrzahl der arbeitenden Klassen eine Bewegung ganz anderer Art und Richtung, welche aber leider, mit sehr wenig Ausnahmen, eben so wenig zu irgend bedeutenden und ersprießlichen Resultaten

führte und führen konnte als jene korporative. Die Ursache ist mit wenig Worten dahin zu bezeichnen, daß hier zwar das richtige Princip der Lösung der socialen Frage in der Association vorhanden, jedoch mit zu vielen politischen Leidenschaften und Absurditäten und nicht wenig socialistisch-communistischen Theorien und Gelüsten vermischt und getrübt war, als daß es zu einer irgend gedeihlichen Entwicklung hätte kommen können, um so mehr, da die conservative Reaktion, welche sich sehr bald wieder der Staatsgewalt bemächtigte, der Bewegung auch nicht einmal Zeit und Raum zu einer Reinigung durch die Praxis gewähren konnte. Dieser Verlauf der Dinge fand zwar unter wesentlich mehr oder weniger ähnlichen Erscheinungen in ganz Deutschland statt, Preußen und namentlich Berlin war indessen, aus nahe liegenden Gründen, der hauptsächliche Schauplatz derselben. Die Verhandlungen des „freien Arbeitercongresses", der im Sommer 1848 in Berlin das Gegenstück zu jenem Frankfurter zunftmäßigen Handwerkercongresse spielte, zeigten sowohl die überwiegenden verwerflichen, ungesunden und unersprießlichen, als die ausnahmsweise gesunden Elemente dieser Bewegung in voller, wenigstens rhetorischer Blüthe. Dabei ließ schon allein der Einfluß des revolutionären Literatenthums und die Ausbeutung zu revolutionären Parteizwecken auch die bescheidensten Erwartungen eines irgend ersprießlichen Resultats kaum aufkommen. Zwar kam es zu praktischen Beschlüssen, hinsichtlich einer sehr weit aussehenden praktischen Organisation der freien Arbeiter, worin das Princip der Association eine entschiedene und in mancher Hinsicht richtige Anwendung finden sollte; allein dieser „allgemeinen deutschen Arbeiterverbrüderung" fehlten von vornherein, auch ganz abgesehen von ihren bedenklichen politischen Complikationen, alle materiellen, sittlichen und intellektuellen Bedingungen der praktischen Ausführung. Weder der materielle Grund und Boden, noch das geeignete Baumaterial war irgend vorbereitet oder auch nur an dessen Beschaffung gedacht worden. — Da an eine aristokratische Unterstützung und Leitung (in dem Sinne unserer Association), welche allein diesen Mangel bis auf einen gewissen Punkt hätte in relativ kurzer Zeit ersetzen können, nicht zu denken war, so blieb nur eine sehr langsame lokale Bearbeitung des

rohen Materials der Masse der Arbeiter und ein mühsamer Aufbau von unten herauf in den Lokalvereinen übrig. Aber zu einer solchen Behandlung der Dinge waren zunächst auf diesem wie auf andern Gebieten der deutschen Entwicklungen auch auf berechtigten Bahnen die Anmaßungen, Phantastereien, Erwartungen, Gelüste und vor allem die Phrasen (les grands mots) in viel zu reichlichen Strömen, die wirklichen Kräfte aber, zumal die entsagende zähe Ausdauer viel zu kärglich zugemessen. Es wurde ein gewaltiger Bau auf dem Papier und in hochtönenden Worten aufgeführt; in der Wirklichkeit aber kam es nur auf einigen wenigen Punkten zu ganz vereinzelten Versuchen der Ausführung einzelner Theile des großen Ganzen in sehr beschränktem Maßstabe. Diesen wurde dann größtentheils durch die anderweitige Ungunst der Zeit der Boden unter den Füßen weggezogen, so daß in den meisten Fällen nicht einmal zu einer solchen Entwicklung Raum blieb, die genügenden Stoff zu einem Urtheil über die in der Sache selbst liegenden Möglichkeiten des Gelingens gegeben hätte. Der bedeutendste Versuch der Art war der Berliner Zweigverein jener allgemeinen Arbeiterverbrüderung, der aber eben, weil das Ganze, zu dessen organischen Theilen er gehören sollte, gar nicht ins Leben trat, thatsächlich als ein selbstständiges Ganzes auftreten mußte. Da er schon nach etwa zweijährigem Bestande angeblich demokratischer Tendenzen wegen polizeilich aufgehoben wurde, ehe er irgend entscheidende Resultate geliefert haben konnte, so können wir uns begnügen, ihn hier ganz im allgemeinen zu charakterisiren. Sein Zweck war, das Princip der Association sowohl auf die Produktion als auf die Consumtion seiner Mitglieder anzuwenden, welche den verschiedenartigsten Gewerben angehörten, was natürlich die ganze Sache, namentlich das Finanzielle und die Buchführung, außerordentlich complicirte. Ueberhaupt aber war auch bei diesem Zweige des Gesammtvereins das Mißverhältniß zwischen dem Plan und Grundriß und dem verwendbaren Material jeder Art viel zu groß, so daß auch unter den günstigsten Umständen nur ein sehr theilweises Gelingen möglich war. Zu einem wirklichen Anfang in der Produktion kam es nur bei dem Zweige der Schneider, welche überhaupt in dem Verein zu prädominiren schienen, und in einer kleinen Kattundruckerei. Die gemeinsame

Consumtionsökonomie beschränkte sich noch auf Brod und einige Rohstoffe. Von einer konviktorischen Gemeinschaft mit angemessenen Baulichkeiten war auch im Programm nicht die Rede. Da dieses aber sonst nur zu großartig, alles umfassend und ohne Rücksicht auf die wirklich vorhandenen Mittel angelegt war, so darf man wohl schließen, daß an eine solche Anwendung des Associationsprincips wirklich nicht gedacht worden. Die pekuniären Mittel, der Kredit, waren zu einer irgend sichern und raschen Entwicklung auch in diesen Grenzen völlig unzureichend; an intellektuellen und bis zu einem gewissen Punkt sittlichen Kräften zur Leitung fehlte es indessen keineswegs. Einige ehemalige Mitglieder jenes Johannisstraßenvereins waren durchaus bedeutende und interessante Persönlichkeiten, deren falsche Richtung und Stellung der Kirche, dem Staat und der Gesellschaft gegenüber wir tief zu beklagen nicht umhin konnten.[1] Bei der Mehrzahl dagegen schien es gar sehr an den Elementen der Zucht, der Ordnung und Entsagung und Beharrlichkeit zu fehlen, ohne welche an nachhaltige Erfolge auch unter den sonst günstigsten Umständen nicht zu denken war. Uebrigens fehlte es auch unter der arbeitenden Klasse zu sehr an irgend weit verbreiteter Theilnahme, da die rohe, gewaltsame Aufregung von 1848 sehr bald sogar unter das frühere Niveau beschränkter, materieller, atomistischer Selbstsucht gesunken war. Der Verein zählte zur Zeit seiner Auflösung kaum 500 Mitglieder. — Zahlreiche Theilnahme und eine etwas längere Lebensdauer erlangte ein Verein, der ursprünglich eine Abzweigung dieses Arbeitervereins war, wo indessen das Princip der Association nur in sehr beschränktem

[1] Nähere Nachrichten über diesen und einige andere praktische Associationsversuche dieser Zeitströmung in Berlin haben wir angegeben in der Zeitschrift: Concordia von V. A. Huber, Berlin 1849. — Es besteht gegenwärtig in Berlin noch ein sog. Verein selbstständiger Handwerker, welcher wie es scheint in polizeigerechter Dämpfung und Purifikation die Reste der bessern Elemente jener Bewegung von 1848 zusammenhält, besonders Leute die damals Gesellen waren, und seitdem „selbstständig", d. h. Meister geworden sind. Die praktischen Zwecke des Vereins sind dem Princip der Association nicht fremd, wenn auch das klare Bewußtseyn nicht eben hervortritt. Sie beschränken sich auf die Funktionen der sog. Sparvereine und Darlehenvereine, wobei aber nur sehr ungenügende Mittel verwendbar zu seyn scheinen. Außerdem bietet der Verein seinen Mitgliedern Gelegenheit zu förderlicher Unterhaltung und Geselligkeit mit Vorträgen, besonders über das Handwerk betreffende Zeitfragen. Die Zahl der Mitglieder ist etwa 300.

Maße seine Anwendung fand, nämlich der Berliner Gesundheitspflegeverein, der nur eine weitere Entwicklung und zweckmäßigere Organisation der bekannten Krankenkassen war, wobei sich Arbeiter aller Art betheiligen konnten, so daß die Zahl der Mitglieder bald mehrere Tausend betrug. Auch dieser Verein wurde nach kaum vierjährigem Bestande als politisch gefährlich aufgelöst. Die Früchte der großen Worte und Bewegungen von 1848 beschränken sich in Berlin auf zwei bis drei Associationen einiger Schneidermeister zu einem gemeinsamen Geschäftsbetrieb und auf einige Darlehnsvereine, deren Hauptzweck vielleicht ursprünglich war, als Mittel politischer Einwirkung zu dienen, deren ostensibler Zweck aber allmählig zur Hauptsache wurde, und denen eine wohlthätige Wirksamkeit in beschränkten Kreisen nicht abzusprechen. Hat demnach Berlin keinen Grund, sich der Früchte seines hitzigen Märzfiebers auf diesem Gebiete mehr zu rühmen als auf irgend einem andern, so braucht es sich wenigstens vor keiner andern der größern deutschen Städte zu schämen. In der That finden wir bei einer weitern Umschau nur eine Erscheinung, welche einer kurzen Erwähnung schon deßhalb werth ist, weil sie dem entgegengesetzten Pol des deutschen Lebens angehören. Wir meinen den sogenannten Hülfs- und Versorgungsverein,[1] der 1848 in Wien mitten in der größten politischen Aufregung von einem schlichten Bürger, Namens Engländer, gegründet wurde, und der in mancher Hinsicht und namentlich durch die Art, wie er das Princip der Association, wenn auch nicht mit klarem Bewußtseyn und consequent durchführte, doch auf manche dringende Bedürfnisse anwandte und wohlthätige einfache und natürliche Beziehungen zwischen den arbeitenden und den besitzenden Klassen und unter diesen selbst zu organisiren strebte, wohl eine längere Frist praktischer Erfahrung verdient hätte. Er ging bei der gewaltsamen Unterdrückung der Revolution zu Grunde, ohne daß seitdem von Seiten der conservativen Mächte und Elemente irgend etwas geschehen wäre, um den dringenden Bedürfnissen sittlicher, intellektueller und materieller Hebung der untern Klassen auf demselben allein richtigen oder auf irgend einem andern Wege

[1] Nähere Nachrichten auch über diesen Verein gibt die Concordia von 1849.

zu genügen. Dort wie anderwärts scheint man, zumal in aristokratischen Kreisen, mit der wieder befestigten Gewalt alle Lehren vergessen zu haben, welche das Jahr 1848 so reichlich auf diesem Gebiet gegeben hat. Es ist dieß um so befremdlicher und betrübender, da in Oesterreich die Krise von 1848 eine sehr viel gesundere und durchgreifendere conservative Reaktion und Katharsis in dem politischen Leben hervorgebracht hat als anderwärts.

In der That gibt es nur einen beschränkten, und in weitern Kreisen ganz unbekannten oder unbeachteten, auch in jeder andern Beziehung zu keiner weitern Beachtung Stoff bietenden Bezirk des südlichen Theils von Norddeutschland, wo sich wirklich nachhaltige und gesunde Früchte der durch die Stürme von 1848 geweckten demokratischen Associationsströmung nachweisen lassen. Wie es kommt, daß das Associationswesen gerade in drei kleinen Städten der preußischen Provinz Sachsen, in Eilenburg (10,000 E.), Delitzsch (6000 E.), Bitterfeld (4000 E.), so gesunde, wenn auch bescheidene Keime entwickelt, das wissen wir in der That nur daraus zu erklären, daß sich dort zufällig ein Paar tüchtige Männer der gebildeten und wohlhabenden Stände fanden, welche wahre Liebe für ihre arbeitenden Mitbürger mit einem offenen Sinn für fruchtbare praktische Wahrheiten verbanden, auch wenn sie nicht in der gewöhnlichen Routine lagen. Mit der politischen Richtung dieser Männer — unter denen hauptsächlich ein Mitglied der äußersten Linken der weiland preußischen Nationalversammlung, Herr Schulz-Delitzsch[1] genannt zu werden verdient — haben wir hier nichts zu schaffen, und können eben bei der diametral entgegengesetzten politischen Stellung, die wir behaupten, nur um so unbefangener unsere Anerkennung ihrer Thätigkeit auf dem socialen Gebiete aussprechen. Sie erwarben sich thatsächlich wahrhaft conservative

[1] Hr. Schulz ist Verf. mehrerer Schriften über Associationswesen, von denen wir hier nur die neueste erwähnen: Associationsbuch für deutsche Handwerker und Arbeiter, Leipzig 1853, die wir nicht dringend genug allen denen empfehlen können, welche eine gründliche Einsicht in das Wesen der Associationen gewinnen wollen, wie sie sich hauptsächlich unter der Leitung des Verfassers entwickeln. Die folgenden Mittheilungen sind durchaus dieser ebenso bescheidenen und nüchternen als inhaltsreichen Schrift entlehnt.

Verdienste, die wir bei den meisten vermeintlich Conservativen vom Handwerk, welche auf ihre bloße, überdieß sehr zweifelhafte politische Orthodoxie so gewaltig zu pochen pflegen, leider vergeblich suchen. Bei der Grundverschiedenheit der religiösen und politischen Ueberzeugung, über deren großen praktischen Wichtigkeit auf diesem Gebiet man sich oft vergeblich, wenn auch wohlmeinend genug zu täuschen sucht, kann zwar von einem ersprießlichen eigentlichen Zusammenwirken von hüben und drüben nicht die Rede seyn; jeder thue aber ehrlich das Seinige auf seiner Seite; Je mehr das geschieht, desto lebendiger wird auf jeder Seite die Anerkennung der löblichen, uneigennützigen Absicht, der Tüchtigkeit des Verfahrens und aller gesunden Früchte auf der andern Seite seyn, welche wir denn hier mit aufrichtiger Freude aussprechen. Uebrigens scheint wenigstens in einem Punkte bei jenen Männern eine größere Uebereinstimmung mit unsern Grundsätzen vorhanden zu seyn, als sie selbst sich bewußt sind, und als ihr Programm es besagt. Danach nämlich soll sich die Association in den arbeitenden Klassen, und hauptsächlich unter den kleinen Meistern (denn von diesen handelt es sich hier zunächst) ganz demokratisch selbstständig, und ohne jede Hülfe der Art entwickeln, die wir im allgemeinsten Sinn als eine aristokratische bezeichnen, und als eine wesentliche Bedingung gedeihlicher Entwicklung der Association in Anspruch nehmen. Wir wollen hier nicht untersuchen, wie weit eine in jenem Sinn ganz selbstständige Gestaltung des Associationswesens bei uns überhaupt möglich oder wünschenswerth, soviel aber ist gewiß, daß die Erfolge, die in jenem Bezirk vorliegen, nicht in diese Kategorie gehören, und nicht für jenes demokratische, sondern für unser aristokratisches Princip thatsächliches Zeugniß geben. Wir setzen das Wesen dieses aristokratischen Patronats bei aller Mannigfaltigkeit der Form und Ausdehnung in den verzinslichen Vorschuß eines materiellen und geistigen Kapitals, welches letztere sowohl eine relativ höhere geistige und sittliche Bildung, und eine wahrhaft uneigennützige Stellung zur Sache, als auch eine relativ höhere sociale Stellung in sich begreift. Eben diese Momente finden wir aber mehr oder weniger in allen den gelungenen Associationsversuchen, von denen aus jener Gegend berichtet wird, und zwar als wesentliche

Ursache des Gelingens. Ueberall finden wir einen nach dem Maß des ganzen Geschäfts bedeutenden landesüblich verzinsten **Vorschuß** an Betriebskapital. Dieser Vorschuß ist offenbar vermittelt durch eben jene Männer, deren entscheidender Antheil wenigstens an der moralischen und intellektuellen Gründung und Leitung der Association nicht zu verkennen ist, und deren ganze Stellung in jenem Kreise wir in **dem** allgemeinen Sinne, wie wir das Wort gebrauchen, ohne weiteres als eine aristokratische bezeichnen können. Damit wollen wir begreiflich die Aufrichtigkeit ihrer demokratischen Gesinnungen und Bestrebungen — natürlich innerhalb des Raumes, welchen die legalisirte Revolution in dem constitutionellen Preußen auch diesen Elementen gewährt — gar nicht in Zweifel ziehen. Fehlt es doch nicht an namhaften Beispielen aus der großen Politik, daß die tüchtigsten Führer der Demokratie gute Aristokraten seyn können! Und überdieß: warum sollte man nicht den Ausdruck, den Meister Molière einer seiner Charakterrollen hinsichtlich der prosaischen Redeform in den Mund legt, auf andere löbliche Dinge anwenden, und von unsern geschätzten demokratischen Collegen in Sachen der Association sagen: ils font de l'aristocratie sans le savoir? Wie man aber auch diese aristokratische Qualifikation beurtheilen — ja, je weniger man von gewissen Seiten geneigt seyn dürfte sie anzuerkennen, desto mehr Grund finden wir darauf hinzuweisen, welche große Lehre, und wenn diese vergeblich wäre, welche tiefe Beschämung in dieser Thätigkeit und ihren Früchten für diejenigen liegt, an deren aristokratischer Stellung und Anspruch kein Zweifel ist. Noch viel weniger aber finden wir in diesem Verhältniß einen Widerspruch mit dem Princip der solidarischen Selbstständigkeit, der **Selbsthülfe**, worauf von jener Seite mit Recht so großes Gewicht gelegt wird, und welches auch wir aufs entschiedenste festhalten. Der wirkliche verderbliche, ungesunde und auf alle Weise zu vermeidende Gegensatz ist überall, aber auch nur da, wo die ganze Association auf Geschenken, mit andern Worten auf **Almosen** basirt ist und davon zehrt!

Werfen wir nun aber einen Blick auf die Praxis, auf Resultate dieser jedenfalls wahrhaft patriotischen und conservativen Thätigkeit, so müssen wir für alle nähern Details auf die schon

erwähnte Schrift des Hauptschöpfers dieser Dinge verweisen, welche in dieser Beziehung auch für die unmittelbar praktische Benutzung nichts zu wünschen übrig läßt. Sollten aber vielleicht die wenigen Züge, die wir zur Charakterisirung dieser Dinge anführen, die freilich materiell nur in den Tausenden versiren, manchem Leser auf den ersten Blick neben den großen Begebenheiten und Verhältnissen und den Millionen, welche die Tagespresse der Welt vorführen, der Erwähnung nicht würdig scheinen? Wir fürchten es nicht, denn ein Augenblick ernster Ueberlegung wird hinreichen, um jeden, der nicht ganz in der frivolsten äußerlichsten Auffassung des Lebens verloren ist, zu überzeugen, daß es sich hier um ein Princip, um Anfänge, um Keime handelt, deren Bedeutung nicht nach ihrer jetzigen Ausdehnung, sondern nach den in ihrer Natur liegenden Möglichkeiten ihrer vollen Entwicklung zu bemessen ist. Diese Bedeutung aber bezeichnet Hr. Schulz sehr richtig, wenn er in einer überhaupt sehr beherzigenswerthen Vor- oder Anrede an die deutschen Handwerker sagt: „diese Associationen sind die Innungen der Zukunft.“ Doch zur Sache!

Seit dem Sommer 1849 sind nun in der genannten Gegend unter einer Bevölkerung von nicht ganz 20,000 E. nicht weniger als zwölf Associationen entstanden, welche sich alle in zunehmendem Gedeihen befinden, und eine immer noch zunehmende Zahl von etwa 4000 Mitgliedern umfassen. Darunter haben zwei den Zweck der Krankenpflege — zwei sind Vorschußvereine — zwei sind Sparvereine zu Beschaffung nothwendiger Lebensbedürfnisse — sechse bezwecken die Anschaffung der Rohstoffe für bestimmte Gewerbe, weßhalb hier auch nur Gewerbsgenossen Theil nehmen können, während jene andern Theilnehmer aus den verschiedenartigsten Erwerbzweigen vereinigen. Bedeutende Fabriken scheint es in jener Gegend nicht zu geben; dieses Associationswesen bewegt sich jedenfalls ganz überwiegend in der Schichte der kleinen Handwerker. Dürfen wir nun einzelne Züge zur Beurtheilung einzelner dieser Unternehmungen hervorheben, so übergehen wir die Krankenvereine, welche sich von andern längst hergebrachten der Art nicht wesentlich unterscheiden, und wenden uns zunächst zu den Vorschußvereinen. Wie wichtig gerade diese Art der Association ist, dafür finden

wir den besten Maßstab in dem entsetzlichen Druck, der unter den gewöhnlichen Verhältnissen auf den kleinen Mann fällt, wenn er (z. B. zum Einkauf seines Arbeitsmaterials in der Meßzeit) nicht genügend bei Kasse ist. Wer bei Juden oder Christen für 40—50 Procent Hülfe findet, der schätzt sich noch glücklich; denn es fehlt nicht an Fällen, wo 50 Rthlr. mit 1 Rthlr. täglich während der Frist bis zur Heimzahlung verzinst werden mußten, was jährlich 730 Procent betragen würde. Und über solche Behandlung auch nur gesprächsweise Klage zu führen, muß sich der arme Handwerker sehr hüten, sonst läuft er Gefahr, bei der nächsten vorkommenden Verlegenheit ganz abgewiesen zu werden, was leicht den Ruin seines ganzen Gewerbes herbeiführen kann. Danach nun beurtheile man die materielle Bedeutung, welche ein Verein diesen Leuten bietet, der wie der Eilenburger und Delitzscher Vorschußverein dem rechtlichen Handwerker jeden Augenblick kleine Summen bis zu 200 Rthlr. zu 1 Pfenning wöchentlichen Zins für den Thaler (also 14½ Procent jährlich) vorstreckt. Dieser Zinssatz, der im ersten Augenblick dem Unkundigen sehr hoch erscheint, wird von den Betheiligten jedenfalls im Vergleich zu jenen Wucherzinsen mit Recht als sehr billig betrachtet. Ueberdieß fällt aber auch nur ein Theil dieser Procente unter den Begriff eigentlicher Zinsen, welche nur auf die 5 Procent zu berechnen sind, die der Verein selbst zahlt, und eben darin zeigt sich der ungeheure Vorzug der Association gegen das Atom, welches das zehnfache zahlen mußte. Der Rest jener 14½ Procente fällt auf die Verwaltungskosten, Dividende und die Beiträge zum Reservefond. Da dieser letztere aber auch zur gelegentlichen Abtragung des Kapitals dient, auch bei zunehmendem Kredit Kapital zu niedrigern Zinsen beschafft werden kann, so können die Zinsen später zum Vortheil der Vereinsschuldner herabgesetzt werden, wenn man nicht vorzieht, die Dividende zu erhöhen. Ein geringer Theil des Betriebskapitals wird übrigens durch regelmäßige kleine Beiträge der Mitglieder beschafft. Wie wohlberechnet diese Geschäfte sind, ergibt sich aus folgenden Zahlen. Der Eilenburger Verein begann seine Operationen im Sommer 1850 mit 180 Mitgliedern und einem Kapital von (rund) 6150 Rthlr., mit denen er im ersten Jahr bei etwa

zweimaligem Umtriebe gegen 12,000 Rthlr. in Darlehen austhat. Im dritten Jahr (1852) war die Zahl der Mitglieder auf 588, der Betrag der Darlehen auf 13,366 Rthlr. gestiegen, und 3521 Rthlr. waren am aufgenommenen Kapital abgetragen. Nicht weniger günstig stellt sich der Delitzscher Vorschußverein dar, der 1852 mit 150 Mitgliedern und einem Kapital von 1300 Rthlr. anfing, und monatlich 500 Rthlr. austhun konnte; der Reservefond reicht schon jetzt hin, den größten Theil des Kapitals abzutragen. Beide Vereine verlangen zur Sicherheit in der Regel nur eine genügende Bürgschaft, in einzelnen Fällen aber ein Pfand. An dieses Bürgschaftswesen, welches wesentlich moralischer Art ist, knüpfen sich von selbst die heilsamsten moralischen Einwirkungen des Vereins, indem in so beschränkten Verhältnissen ein Mißbrauch kaum vorkommen kann, und der Antrieb zur Erwerbung und Bewahrung eines soliden Rufs unter den Gewerbsgenossen und Nachbarn um so lebhafter und permanenter seyn muß. Die Verluste durch böse Schuldner sind bisher in beiden Vereinen kaum nennenswerth, und auch Fälle, wo es gerichtlicher Hülfe zur Beitreibung der Schuld bedurfte, sind sehr selten.

Auch die eigentlichen Sparvereine bieten ein erfreuliches Bild des wohlverdienten Gedeihens dar, trotz der sehr geringen Anzahl der Mitglieder, womit man angefangen hat, welche aber sehr schnell zunehmen. In Delitzsch bildete sich ein solcher im Herbst 1852 mit 36 Mitgliedern und einem theils durch Beiträge derselben, theils durch ein kleines Darlehn gebildeten Kapital von 136 Thlr. Der Zweck war die wohlfeilere Beschaffung von Getreide, Brennöl, Butter und Feuerungsmaterial, von welchem letztern indeß für das erste Jahr Abstand genommen wurde, da es schon zu spät war. Später soll auch Schlachtvieh angekauft werden.[1] Jenes Kapital wurde im ersten Jahr dreimal umgesetzt und brachte einen reinen Gewinn von 20 Thlrn., nach Abzug aller Verwaltungs- und Aufbewahrungskosten und nachdem die Mitglieder ihren Bedarf an jenen Gegenständen um etwa 25 Procent billiger beschafft hatten, als es ihnen früher möglich war.

[1] Die in Frankreich (besonders in Lille) gemachten Erfahrungen der Associationen gerade in diesem Artikel ergeben einen Vortheil von 100 Proc. bei größerer Ausdehnung des Geschäfts.

In Eilenburg hat sich ein Verein in der Art der in einem frühern Aufsatz erwähnten englischen cooperative stores gebildet, der aber vorläufig nur mit Colonialwaaren handelt. Bei 298 Mitgliedern, deren Bedarf er wenig wohlfeiler, aber viel besser befriedigt, als die gewöhnlichen Colonialwaarenläden, hat er im ersten Jahr einen reinen Gewinn von 300 Thlrn. gemacht.

Interessanter sind die Associationen einzelner Gewerbe, oder doch der Mehrzahl ihrer Mitglieder, wie solche in Delitzsch im Herbst 1849 unter den Tischlern und Schuhmachern und 1853 unter den Schneidern — in Eilenburg 1850 unter den Schneidern und in Bitterfeld 1852 unter den Schuhmachern — statt fand. Als Beispiel genügt es hier, von der Schuhmacher-Association in Delitzsch Einiges zu berichten. Sie fing mit 57 Mitgliedern an, unter denen die meisten zu den ärmern Meistern gehörten, später aber traten auch wohlhabendere bei und die Zahl ist jetzt schon auf 71 gestiegen. Das Betriebskapital war 2000 Thlr. zu 5 Proc. aufgenommen und 114 Thlr. an Einlagen. Bei dreimaligem Umsatz wurden im ersten Jahr Leder und andere Materialien für den Gewerbsbetrieb auf den Leipziger Messen im Werth von etwa 8000 Thlrn. gekauft und den Mitgliedern mit einem Aufschlag von 8 Proc. (später nur $6^2/_3$) über den Einkaufspreis abgelassen. Dieß war immer noch 50—80 Proc. billiger als der bisherige Preis, den sie den Gerbern, Lederhändlern u. s. w. zahlen mußten; und auch nachdem diese durch diese Concurrenz gezwungen worden, ihre Preise herabzusetzen, beträgt der Vortheil immer noch 20 Proc. und darüber. Jener Aufschlag dient zur Deckung der Verwaltungskosten, der Kapitalzinsen, Bildung des Reservefonds, Dividende und Wittwenunterstützung. Die Verwaltungskosten betragen aber 2 Proc., so daß bei einmaligem Umtrieb des Kapitals für die übrigen Zwecke wenig über 4 Proc. bleiben würden, welche aber bei dreimaligem Umtrieb auf $13^1/_4$ steigen. So können die 5 Proc. des Betriebskapitals mit Leichtigkeit bezahlt werden, und es bleibt genug Ueberschuß, um einen Reservefond anzulegen, der schon im ersten Jahr über 400 Thlr. betrug und eine baldige Abtragung des Kapitals in Aussicht stellt.

An einen gemeinsamen Gewerbsbetrieb ist zwar auch schon gedacht worden; aber die Schwierigkeiten aller Art zeigen sich zu groß. Doch ist vorläufig beschlossen, die Märkte mit einer

gemeinsamen Verkaufsbude zu bestehen, wo jedoch der Verkauf von einem gemeinsamen Agenten auf Rechnung der Einzelnen geschehen würde. Damit würde jedenfalls das zumal für die Frauen so mühselige, Geld, Gesundheit und Zeit raubende Befahren oder vielmehr Belaufen der Märkte erspart.

Angesichts dieser, nach dem Maße des engen Kreises, in dem sie sich entwickelt haben, gewiß eben so bedeutenden als erfreulichen Resultate einer lokalen Associationsbewegung im Handwerk ist nun um so mehr zu bedauern, daß das Beispiel so wenig Nachfolge oder auch nur Beachtung gefunden hat. Wir zweifeln sehr, daß in ganz Deutschland mehr denn ein halbes Dutzend solcher Associationen sich noch wirklich in ersprießlicher Thätigkeit finden, wobei wir die auf dem Gebiet der innern Mission liegenden Sparvereine, deren wir schon erwähnt, aus nahe liegenden Gründen nicht mit rechnen. Theils sind die Elemente nicht ungemischt handwerksmäßig, theils die Zwecke zu beschränkt (Feuerung und Kartoffeln). Solcher Handwerksassociationen gibt es unseres Wissens hauptsächlich unter den (für Jahrmärkte arbeitenden) Schustern in Halle, Magdeburg, Braunschweig, Frankenhausen, Celle und Hamburg, aber wir können keine nähern Nachrichten darüber geben.[1] Nach dem Wenigen, was wir davon wissen, zeigen sie gerade keine sehr erfreulichen Resultate; jedenfalls umfassen sie nirgends das ganze Gewerk, sind nirgends eine Lebensfunktion des corporativen Handwerks. In mehreren andern nord- und mitteldeutschen Städten sind Versuche gemacht, aber sehr bald wieder aufgegeben worden. Eine Hauptursache des Mißlingens ist die Schwerfälligkeit, Stumpfsinnigkeit und beschränkte Furchtsamkeit der meisten Handwerker, und besonders der Mangel an Vertrauen unter einander, wozu der leidige Umstand besonders mitwirkt, daß so oft die klügern, beweglichern, die sich am ehesten zu solchen Dingen und deren Leitung eignen und drängen, eben nicht immer die zuverlässigsten

[1] Die Schwierigkeit, über Sachen der Art zuverlässige Nachricht zu erlangen, kann niemand ermessen, der es nicht selbst versucht. Dieß ist zugleich Ursache und Wirkung des Mangels an einem diesen Dingen gewidmeten Organ der Presse; am ehesten findet man noch zuverlässige Notizen in den Mittheilungen des Berliner Centralausschusses f. d. W. d. a. Kl., aber über Association doch dürftig genug.

und in bestem Rufe stehenden sind. In den meisten Fällen wird es, ohne einen solchen Anstoß, solche Leitung und Unterstützung aus dem Kreise der (um den trivialen Ausdruck zu gebrauchen) Honoratioren nicht gehen. Wenn es aber den Advokaten eines regenerirten Zunftwesens in Presse und Kammern, am grünen Tisch und auf dem Katheder um etwas mehr zu thun ist als um doktrinäre Consequenzenmacherei und mehr oder weniger geistreiche Anschauungen oder Construktionen — wenn ihnen nicht bloß an ihrem System und ihren Paragraphen liegt, sondern an den Leuten, so mögen sie es durch Anregung, Beförderung und Unterstützung solcher Associationen im Handwerk zeigen. Hic Rhodus, hic salta! — Es versteht sich übrigens von selbst, daß wer irgend Verständniß und Beruf zu solchen Dingen hat, sich vor allem mit den verständigern, rechtlichern und beweglichern Meistern des Gewerks verständigen und so viel möglich sie voranstellen wird.

Ist schon auf dem Gebiet des Handwerks ohne eine Leitung und Unterstützung, die wir in unserem Sinn kurzweg eine aristokratische nennen, nichts Erhebliches und Ersprießliches der Art zu erwarten, wie viel weniger dann unter der Masse der nicht zünftigen, nicht handwerksmäßigen Arbeiter, oder für die Befriedigung solcher Bedürfnisse, welche nicht specieller aus dem Handwerk entspringen und wo also jene Homogeneität der Produktion in der Homogeneität des Bedürfnisses, der Consumtion aufgeht. Und hier müssen wir ausdrücklich hervorheben, daß die Betheiligung an einer solchen gemischten Association sich gar wohl mit der Betheiligung an einer corporativen Handwerksassociation verträgt, welch letztere manche sehr wesentliche Bedürfnisse, z. B. die Wohnung, nicht wird berücksichtigen können, da ein Zusammenwohnen in einer Gruppe die Kundschaft beschränken, stören würde.

Hier tritt die Gattung der Association ein, die wir als die latente bezeichneten und die sich besonders auf dem Gebiet der großen fabrikmäßigen und landwirthschaftlichen Produktion und in streng monarchischer Form als Fürsorge der großen Arbeitsgeber zu entwickeln geeignet ist. Je seltener leider in Deutschland Fälle der Art sind, und obgleich auch die erfreulichsten noch bedeutend hinter dem zurückgeblieben, was England in dieser Beziehung darbietet,

desto mehr verdienen sie unsere Beachtung. So erwähnen wir mit besonderer Anerkennung Beispiele, wie das des (leider jetzt zum großen Feierabend abgerufenen) Königs des Maschinenbaues, Borsig in Berlin, des großen Tuchfabrikanten Karl in Luckenwalde, einiger großer Fabrikanten in Westphalen und im Badischen ꝛc. Noch seltener sind leider die Beispiele, daß große Grundbesitzer sich auf eine wirklich zeitgemäße Weise ihrer Arbeiter annehmen. Auch die bessern bleiben in einer gewissen patriarchalischen Routine einer Wohlthätigkeit stecken, die nun einmal dem gegenwärtigen Stand der Dinge nicht genügt oder nicht entspricht und oft geradezu nachtheilig wirkt. Neuerdings scheint durch den Einfluß einer pseudoconservativen Presse sogar die allerdings sehr bequeme Meinung in den Kreisen des aristokratischen Grundbesitzes in Norddeutschland Raum zu gewinnen, daß es ein conservatives Verdienst und gleichsam ein Kennzeichen ächt aristokratischer und ritterschaftlicher Gesinnung sey, sich um diese Dinge nicht zu kümmern und alles zu vermeiden, was aus der Voraussetzung hervorgehen könnte, daß „die Leute“ es irgend besser haben können oder zu haben brauchen, als sie es bisher gehabt! [1]

Wir haben schon oben in unsern allgemeinen einleitenden Bemerkungen darauf aufmerksam gemacht, daß die latente Association noch eine viel allgemeinere Anwendung gestattet und auch gar nicht an das absolutistische Verhältniß eines Arbeitsgebers zu seinen Arbeitern geknüpft ist, obgleich allerdings jenes Verhältniß, wo es besteht, immer das ersprießlichste, gesundeste ist und die größten Vortheile bietet. Vereine oder Individuen können aber auch ohne jede specielle Beziehung durch zweckmäßige

[1] Beruft man sich dabei in Norddeutschland (besonders Mecklenburg, Pommern, den Marken u. s. w.) hinsichtlich „der Leute,“ d. h. der sog. Kothenleute u. s. w. der noch vor 20 — 30 Jahren in manchen Gegenden glebae adscripti auf die Befriedigung der gröbsten materiellen Bedürfnisse in der rohesten Weise, so ist dieß bis auf einen gewissen Punkt, und in Vergleich zu süd- und mitteldeutschen Taglöhnern und kleinen Bauern wahr. Auch das Schwein befindet sich wohl im Koben! Daß aber damit noch nicht alles gethan ist, brauchen wir hoffentlich hier nicht auseinander zu setzen. Und wie wenig damit sittlich und intellektuell gethan ist, beweist z. B. in Mecklenburg nicht bloß das tolle Jahr 1848, sondern auch der gegenwärtige Zustand. Alle diese Dinge sind uns gar wohl bekannt, was wir ausdrücklich bemerken wollen.

Anlage eines Kapitals zur Befriedigung irgend eines Bedürfnisses eine sehr wohlthätige Wirksamkeit in weiten gemischten Kreisen erlangen, wobei mehrere der wesentlichen Züge der Association nicht zu verkennen sind, wenn auch das Princip, zumal bei den Consumenten, nicht zum Bewußtseyn kommt. Sie genießen die Vortheile der Großproduktion und decken die Zinsen des Kapitals in dem Preise, den sie für den auf diese Weise beschafften Artikel zahlen, welcher Art von Bedürfniß er denn auch entgegen kommen mag. Auch die Heimzahlung des Kapitals kann dabei gar wohl herausgeschlagen werden, und ein rollendes Kapital der Art kann auf alle möglichen Felder der Bedürfnisse der arbeitenden Klassen geleitet werden und seine befruchtende, schöpferische Kraft üben. Wir haben als Beispiele der Art schon die Reformen hervorgehoben, welche auf dem Gebiet des Herbergwesens im weitern Sinne hin und wieder unter dem Namen von Handwerker- und Jünglingsvereinen, Pilgerstuben, Matrosen- und Auswandererherbergen begonnen haben. Gerade hier wäre aber für eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von ein paar mal hunderttausend Thaler in den rechten Händen noch ein unermeßliches Feld der wohlthätigsten Wirksamkeit. Die meisten jener Unternehmungen leiden an dem Mangel eines genügenden Anlage- und Betriebskapitals und haben theils deßhalb, theils wegen ihrer ascetisch-pietistischen Haltung und der Scheu der Gründer und Leiter vor allem, was den Schein einer Spekulation, eines Geschäfts hat, einen zu kümmerlichen Zuschnitt; sie kosten zu viel, weil sie zu wenig bieten; es wird zu viel umsonst und deßhalb schlecht und theuer gethan; sie sind zu sehr auf Wohlthaten, Geschenke, zu wenig auf Selbstständigkeiten angewiesen und daran gewöhnt. Mit Einem Worte, es fehlt der Charakter, die Haltung und Einrichtung, welche die Engländer selfsupporting nennen. Eine tüchtige, zweckmäßige Einrichtung und Ausstattung von vorne herein, eine ganz uneigennützige höhere Leitung im Geist des in der Liebe thätigen Glaubens, aber genügend bezahlte und zuverlässige, tüchtige Leute für die unmittelbare materielle subalterne Arbeit — damit ließen sich Wunder thun; aber natürlich nur bei einem großen Zuschnitt im Ganzen, wenn auch in noch so vielen nach dem lokalen Bedürfniß bemessenen Anstalten. Auf diesem Wege

würde sich die paradore Behauptung rechtfertigen lassen, durch die Schreiber dieß in gewissen sehr respektabeln Kreisen sich fast in Verruf gebracht hat: unter den Dingen, die am meisten Noth thun, sind die meisten der Art, daß sie kein Geld kosten, sondern Geld einbringen würden, wenn man's nur recht anfinge und triebe.[1]

Wie diese Form der latenten und unbewußten Association sich auch auf die Befriedigung geistiger Bedürfnisse anwenden läßt, beweisen z. B. auch solche Vereine, welche erbauliche oder anderweitig volksthümlich gemeinnützige Schriften zu einem nur die Produktionskosten deckenden oder doch nur einen geringen Ueberschuß gewährenden Preis verkaufen. Dahin gehören z. B. schon die Bibelgesellschaften, unter denen die große englische ein so unermeßliches Geschäft betreibt. Aber auch neuerdings sind in Deutschland manche Unternehmungen der Art entstanden, deren Resultate z. B. auch auf dem Gebiete populärer Kunstproduktion in guten Bildern zu einer viel allgemeineren Nachahmung reizen sollten.[2]

Weit wichtiger und zukunftreicher als alle diese löblichen und nützlichen Dinge ist eine andere Gattung von Association, welche in Deutschland in zwar leider sehr seltenen, aber zum Theil schon sehr stattlichen Exemplaren nachzuweisen ist. Wir meinen die sog. Baugesellschaften, welche zwar bisher sich noch auf dem Gebiet der latenten Association halten und nur ein, wenn auch eines der dringendsten Bedürfnisse der arbeitenden Klassen befriedigen, aber ohne Zweifel die besten Grundlagen und Keime für die volle und bewußte Entwicklung des Princips darbieten würden.

Die Wohnung, die Wohnungsverhältnisse im weitern Sinn sind von der entscheidendsten Bedeutung für die menschlichen Zustände zumal unter dieser Klasse, im Guten und

[1] Als Beweis und Beispiel dienen auch die öffentlichen Bade- und Waschanstalten, die in England in allen großen Städten bestehen, und auch in Berlin im Entstehen begriffen, wo nicht schon eröffnet sind.

[2] Es sey gestattet, aus eigener wiederholter Erfahrung die Thatsache anzuführen, daß jeder, der etwa 100 fl. anwenden will und kann, um ein gutes Bild in Holz schneiden und in etwa 20,000 Exemplaren abdrucken zu lassen, binnen einem halben Jahr seine Kosten wieder herausschlagen kann, wenn er die Bilder so wohlfeil verkauft, daß eben jene Kosten gedeckt werden. Den Stock hat er dann umsonst!

Schlimmen, im leiblichen und geistigen Leben. Hier ist gleichsam der Schlüssel der ganzen Stellung. Die schlimmsten Zustände des Proletariats und des Pauperismus hängen zumal in großen Städten [1] mittelbar oder unmittelbar mit dem hohen Preis und der positiv oder negativ schlechten Beschaffenheit der Wohnungen zusammen. Die wesentlichsten Punkte einer Verbesserung dieser Zustände sind nimmermehr ohne eine gründliche Wohnungsreform zu erlangen. Diese Sätze müssen wir hier als Axiome aufstellen, die mehr und mehr überall anerkannt werden, wo man es irgend ernstlich mit Verbesserung dieser Zustände meint. In England zwar ist diese Anerkennung schon viel allgemeiner als bei uns, weil die Wohnungsnoth, wie jede andere Noth, dort massenhafter, dringender ist. Aber darin liegt wahrlich kein Grund für uns zu warten, bis es bei uns eben so weit gekommen! Wo aber etwa diese Noth wirklich gar nicht zu spüren, da danke man Gott in Stille und Bescheidenheit, hüte sich aber, die rechte Hülfe, da wo sie Noth thut, durch thörichte und unlogische Einwürfe und faule Kritik zu lähmen und zu verwirren.

Die Wohnungsreform durch zweckmäßige Neubauten mit Berücksichtigung der baulichen Bedürfnisse der cooperativen Produktion und Consumtion, der Großökonomie, unter Benutzung der Verbesserungen und Entdeckungen, die sonst gerade dem Armen, der solcher Ersparnisse u. s. w. am meisten bedarf, unzugänglich sind, mit Berücksichtigung der geselligen, der pädagogischen, geistigen und erbaulichen Zwecke der Association in geeigneter Gruppirung und für eine genügende Anzahl von Familien — hier liegt die einzige Möglichkeit einer vollen Entwicklung der Vortheile der distributiven Association. Diese aber behalten wir auch jetzt (wie oben bemerkt) vorzugsweise im Auge, jedoch mit Einschluß der Zubereitung oder Produktion der Hauptnahrungsmittel (Brod, Bier, Fleisch) zu eigenem Verbrauch. Diese volle Entwicklung, welche schon zu dem Gebiet der innern Colonisation in der unmittelbaren Nähe großer

[1] Wer die Wohnungen des eigentlichen ländlichen Proletariats, der Tagelöhner, der kleinen Handwerker u. s. w., in manchen Gegenden auf dem Lande und in kleinen Städten irgend kennt, wird das Bedürfniß gewiß nicht bloß in großen Städten anerkennen.

Städte und Bahnhöfe, oder zur Urbarmachung bisher unbebauter aber kulturfähiger Gegenden gehört, bietet überdieß die meisten Möglichkeiten gesunder, sittlicher, religiöser, ästhetischer,[1] intellektueller und politischer Einwirkung eines conservativ aristokratischen Patronats in der geschäftlichen Gestalt der Aktiengesellschaft und die sicherste hypothekirte Anlage eines Aktienkapitals dar. Endlich ist der eigene Herd und allenfalls, wo es angeht, ein Stückchen Land das geeignetste Objekt der Besitzerwerbung, wozu die Association in der Regel allein die Möglichkeit gewährt. Die Bedenken gegen zu kleine Parcellen liegenden Besitzes fallen dahin, sobald man die genossenschaftliche Bindung und eine geeignete Form corporativen Besitzes damit verbindet.

Indem wir aber diese volle Entwicklung als das wünschenswerthe Ziel hinstellen, sind wir vollkommen bereit, jede auch die geringste Abschlagszahlung dankbar anzuerkennen. Nur wäre zu wünschen, daß wenn neuen Unternehmungen auch zunächst der beschränkteste Zuschnitt geboten ist, womöglich die künftige weitere Entwicklung nicht gedankenlos präjudicirt noch die faux frais aller Art für den Fall unnöthig vermehrt werden. Wer uns aber mit der in sonst sehr befreundeten und achtbaren Kreisen beliebten Weisheit von „kleinen Anfängen" und von dem „Senfkörnlein" entgegenträte, und daraus einen Bann und Strick zur absichtlichen Ausschließung und Lähmung aller größern und weiter aussehenden Entwicklung machen wollte, den verweisen wir kurzweg auf einen Spruch, den wir irgendwo gefunden und als Motto behalten: das Kleinste darf uns nicht zu klein, das Größte nicht zu groß seyn.

Gehen wir nun vom Allgemeinen, Zukünftigen und Möglichen zu der concreten Wirklichkeit der auf diesem Gebiete vorliegenden Erfahrungen und Resultate über. Hier wenden wir uns vor allen Dingen zu der „gemeinnützigen Baugesellschaft," welche in Berlin unter dem Protektorat Sr. K. Hoheit des Prinzen von Preußen in voller erfreulicher Thätigkeit, wenn auch leider nur in sehr langsamer Ausbreitung besteht. Der

[1] Und warum nicht ästhetisch? Oder ist es nicht endlich Zeit, auch unserem Volk den Eindruck des zweckmäßig Schönen in Gebäuden und Umgebungen zu seinem Gebrauch zu gönnen?

Ursprung dieser Unternehmung fällt in das Jahr 1847.[1] Das Verdienst sowohl der Idee, als der Ausführung gebührt hauptsächlich dem Landbaumeister W. Hoffmann in Berlin, der dazu nicht bloß eine Specialität, wahrhaft künstlerische Genialität und eine entschiedene Organisations- und Administrationsgabe, sondern auch ein Herz nicht bloß für die Sache, sondern auch für die Leute mitbrachte, ohne welches in solchen Dingen nichts Ersprießliches und den wirklichen Bedürfnissen wirklich Entsprechendes geschafft werden kann.[2] Auf Einzelnheiten können wir hier nicht eingehen; die Hauptzüge sind folgende. Es wird

[1] Die Stürme von 1848 brachten eine Verzögerung des Anfangs der Arbeiten und der Grundstein des ersten der jetzt stehenden 22 Häuser (Ritterstraße 28) konnte erst den 28. März 1849 gelegt werden. Es war eine sehr bescheidene Feier, besonders im Gegensatz zu der fast gleichzeitigen Grundsteinlegung der cité Napoléon in Paris, wobei die ganze städtische und staatliche Beamtenhierarchie vertreten war, und der Erzbischof den kirchlichen Segen ertheilte in Gegenwart von 10—15,000 Arbeitern; natürlich fehlten auch die intelligenten Bayonette nicht! In Berlin begnügten wir uns mit ein paar Vorstandsmitgliedern und ein paar Dutzend unserer Arbeiter, nebst obligatem Umstand von Straßenjugend und Weibern. Dem Grundstein wurde unter anderm ein Papier mit folgender Schrift anvertraut: „In Gottes Namen wurde heut von der Berliner gemeinnützigen Baugesellschaft der Grundstein dieses Hauses gelegt, mit dessen Bau wir die Ausführung des in unsern Statuten ausgesprochenen gemeinnützigen Werkes beginnen. Wir thun dieß mit der Hoffnung, daß unter göttlichem Segen und mit Hülfe und Nacheiferung wahrhaft freier Männer in diesem unscheinbaren Anfang der erste Schritt gethan werde auf einer Bahn, deren Ziel die Lösung einer der dringendsten Aufgaben der verhängnißvollen stürmischen Gegenwart, die Begründung einer der sichersten Bürgschaften einer glücklichern Zukunft des deutschen Volkes ist: die Verwandlung eigenthumsloser Arbeiter in arbeitende Eigenthümer."

[2] Hr. Hoffmann ist der Verfasser eines Werks, auf welches wir hier sowohl hinsichtlich der Berliner Unternehmung in allen ihren Details, als der Wohnungsfrage überhaupt nicht dringend genug verweisen können: „Die Wohnung der Arbeiter und der Armen u. s. w. Berlin 1852." Se. Maj. der Kaiser von Oesterreich hat durch Verleihung der großen goldenen Verdienstmedaille sein Verständniß der Bedeutung der Sache, und seine Anerkennung der Verdienste des Verfassers bezeugt. Leider steht Hr. H. seit einiger Zeit nicht mehr an der Spitze der g. B. G. Hr. Hoffmann hat eine andere sehr fruchtbare Idee, deren Ausführung auf der Sandbank conservativer Apathie und an dem Felsen des grünen Tisches gescheitert ist. Es handelte sich um einen sog. preußischen Musterbauverein, der mit einem genügenden Aktienkapital und Dividende Bauten aller Art zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken (eben zu Wohnungsverbesserung, Kleinkinderschulen, Rettungshäusern 2c.) möglichst wohlfeil und zweckmäßig und unter den mannigfaltigsten Bedingungen übernehmen sollte.

ein Aktienkapital zur Erbauung wahrhaft zweckmäßiger Wohnungen für unbescholtene Arbeiter, Handwerker und „kleine Leute" überhaupt in verschiedenen Theilen der Stadt und Vorstädte eventuell bis zum Betrag von einer Million beschafft. Dabei wird hauptsächlich im Gegensatz zu den sog. „Familienhäusern" und ihrer kasernenmäßigen Uebervölkerung das Princip festgehalten: möglichst wenig Wohnungen unter einem Dach, jedenfalls mit ganz selbstständigem Eingang, und wo es möglich und rentabel das Cottage-System mit Zugabe eines kleinen Grundstückes. Die Beschaffenheit und der Miethpreis der Wohnungen wechseln zwischen 20 und 75 Rthlr. jährlich, und wenn eine Werkstätte dabei ist, steigen sie noch bedeutend höher. Damit ist die unterste Klasse der arbeitenden Bevölkerung ausgeschlossen; an eigentliche Arme ist dabei ohnehin nicht gedacht. Die Baugesellschaft will dem noch lebens- und erwerbsfähigen Proletariat bessere und vor allem gesichertere Zustände durch dessen eigene Mittel beschaffen helfen, und es dadurch vor dem Versinken in den Pauperismus schützen, nicht aber die Zahl der Armenhäuser, Armenhöhlen und Armuthsnester vermehren. Nach Berliner Zuschnitt ist nun jene Miethe schon an sich für die Qualität der Wohnungen durchaus nicht hoch, ja es sind überhaupt solche (so zweckmäßige) Wohnungen fast gar nicht zu haben, und schon die Sicherheit, nicht gesteigert werden zu können, ist ein außerordentlicher Vortheil. Aber diese sogenannte Miethe ist in der That nur zu zwei Dritteln wirkliche Miethe, das andere Drittel ist Ratenzahlung zur Erwerbung des Eigenthums der Wohnung durch Amortisation des Baukapitals. Es ist nämlich jene Miethe so berechnet, daß sie die Aktienzinsen des auf jedes Haus verwendeten Baukapitals mit 4 Proc. und außerdem noch 2 Proc. zur jährlichen Amortisation einer Anzahl durchs Loos zu bestimmender Aktien deckt. Diese Operation ist wieder so berechnet, daß nach 30 Jahren das ganze Kapital amortisirt ist und die Miether in vollen freien Besitz treten. Bis dahin ist der Besitz ein juristisch sogenannter ideeller, der aber faktisch und praktisch und besonders moralisch schon fast die volle Bedeutung des wirklichen Besitzes hat. Unter gewissen Bedingungen ist auch Vererbung und Veräußerung und bei früherem Austritt Heimzahlung der geleisteten Amortisations-

beiträge gewährt. Dabei ist aber noch die Eigenthümlichkeit hervorzuheben, daß jedes Haus als Ganzes der Besitz der aus sämmtlichen Miethern als moralische Person corporativ gebildeten Miethgenossenschaft ist und wird, deren jeder einzelne unmittelbar nur seine Wohnung erwirbt. Die wünschenswerthe, sittliche und ökonomische Haltung der einzelnen Häuser wird durch eine Hausordnung getragen, deren Handhabung Sache eines sog. Vicewirths ist (der zu den Miethern gehört) unter Controle eines dem Vorstand angehörenden Hausvorstehers.

Zu den ursprünglichen und statutenmäßig wenigstens im allgemeinen anerkannten Ideen der Baugesellschaft gehört aber auch die Entwicklung der verschiedenen Zweige der distributiven Association und geeigneter geselliger Beziehungen unter den Miethern einzelner Häusergruppen und aller Häuser. Dieser Theil des Programms ist jedoch bisher noch so gut wie ganz in dem betreffenden Paragraphen stecken geblieben, oder wieder dahin zurückgekrochen und eingeschrumpft. Eine Badanstalt, die zu einer der Häusergruppen gehört, ist mehr eine Last als ein Vorzug. Die Versammlungen der Miether, welche anfangs unter Betheiligung einiger Vorstandsglieder, theils zur Belehrung, theils zur Erheiterung statt fanden, haben ganz aufgehört. Die Ursachen, welche die Entwicklung nach dieser Seite hemmen, können mit wenig Worten dahin charakterisirt werden, daß den Unternehmern, den Gönnern und Leitern (mit einer oder zwei Ausnahmen) bei allen anderweitigen Verdiensten doch sowohl das rechte Bewußtseyn und die volle Anschauung des Princips der Association, als auch die persönlichen Eigenschaften und die äußere Stellung, die Beziehungen zu den Leuten fehlen, die zu jener Entwicklung erforderlich wären. Man denkt bei der Sache wirklich nicht weiter als ans Nächste: ein paar Familien bessere Wohnungen zu schaffen. Dagegen sind die innern Zustände der einzelnen Häuser zum Theil sehr erfreulich und im Ganzen jedenfalls besser als unter den gewöhnlichen Berliner Wohnungsverhältnissen. In den einzelnen Häusern kommt begreiflich alles auf einen tüchtigen Vicewirth und Hausvorsteher an.

Auf die Bedenken und Fragen, für welche diese allgemeinen Andeutungen Veranlassung und Raum geben, können wir hier nicht näher eingehen, sondern müssen auf die Statuten und auf

das oben erwähnte Werk von Hoffmann, so wie auf die 1849 von uns unter den Auspicien der Baugesellschaft herausgegebene Zeitschrift Concordia verweisen. Dort wird sich dann jeder Unbefangene überzeugen können, daß die Sache zwar noch einige Schwierigkeiten in gewissen Eventualitäten haben mag, daß aber durchaus kein Grund vorliegt, an der praktischen Möglichkeit der Durchführung des Programms zu zweifeln, wenn nicht ganz außerordentliche Zwischenfälle eintreten. In allen wesentlichen, zumal eigentlich geschäftlichen Punkten hat eine sechsjährige Erfahrung alle Voraussetzungen bewährt. Die Wohnungen sind vermiethet, die Miethen gehen im Ganzen regelmäßig ein, die Zinsen der Aktien werden alljährlich bezahlt und die vorgeschriebene Anzahl von Aktien wird amortisirt! Vielleicht hätte man die Miethen etwas höher ansetzen oder die Häuser etwas weniger solide bauen, die Wohnungen etwas weniger bequem einrichten sollen, um sich geschäftlich etwas weniger knapp zu bewegen und den sog. Reservefond zu verstärken, der eine Hauptrolle bei der ganzen Oekonomie spielt und namentlich auch die Verwaltungskosten decken soll. Aber dieß sind Punkte, die jedenfalls die Sache im Großen und Ganzen nicht wesentlich und die Idee, die allgemeine Möglichkeit nicht im mindesten afficiren. Sind in dieser Beziehung einige Mißgriffe untergelaufen, so war dieß bei einem ersten Versuch kaum anders zu erwarten und kann jedenfalls in der Zukunft leicht vermieden werden. Dabei ist aber noch zu erwägen, daß man bei der Gründung der Baugesellschaft von der Voraussetzung ausging, daß die Unternehmung sich wenigstens bis zur vollen Verwendung des ideellen Aktienkapitals von einer Million entwickeln werde, wo dann gar manches sich günstiger gestaltet und namentlich die Sache eine wirksamere vollständigere Administration mit bezahlten und verantwortlichen Unterbeamten hätte tragen können. Leider ist diese Voraussetzung durch die herrschende negative Antipathie, Apathie und Impotenz zumal vermeintlich conservativer Kreise vereitelt worden. Dazu kam die entschiedene Mißliebigkeit der Baugesellschaft bei den städtischen Behörden, in denen die bornirte Selbstsucht der Hausbesitzer vorherrscht, welche nur für die Furcht vor einer Verminderung gewissenloser Wuchermiethe zugänglich sind.

Trotz dieser Hindernisse ist der gegenwärtige äußere Stand der Berliner gemeinnützigen Baugesellschaft der Art, daß sie sich gar wohl mit allen ähnlichen englischen Unternehmungen [1] und mit den französischen cités ouvrières in ihrem gegenwärtigen Stand messen kann. Nur im Verhältniß zu der Wohnungsnoth und zu dem, was die Sache bei allgemeinerer Betheiligung derer seyn könnte, die durch ihre Stellung und Mittel und conservative Ansprüche dazu berufen wären, erscheint das, was wirklich geschehen, leider als ein sehr Geringes.

Der Bericht, welcher der Generalversammlung der Aktionärs am 17. Oktober 1854 vorgelegt worden, ergibt im Wesentlichen folgende Resultate. Die Baugesellschaft hat von 1847—1853 eingenommen (an Aktien, Miethe u. s. w.) 326,383 Rthlr., verausgabt (Bauten, Zinsen, Amortisation u. s. w.) 291,279 Rthlr., so daß der Bestand 32,384 Rthlr. macht. Der Reservefonds beträgt 10,306 Rthlr. Die erworbenen Grundstücke und aufgeführten Bauten tragen jetzt eine Miethe von 27,139 Rthlr. und enthalten in fünf Gruppen 22 Häuser mit 187 Wohnungen und einer Bevölkerung von 922 Seelen. Mit etwa 12 Wohnungen sind Werkstätten, mit zwei Gruppen ist Gartenland verbunden. Die Mehrzahl der Bewohner gehören dem Handwerkerstand an, einige sind Fabrikarbeiter, Droschkenkutscher oder bloße sogenannte Arbeiter, einige sind Subalternbeamte (besonders städtische und kirchliche, z. B. Küster, Constabler).

Ein eigenthümliches Interesse für die weitere Entwicklung der Sache hat in diesem Augenblick die sogenannte Alexanderstiftung, welche auch bei den Verhandlungen dieser Generalversammlung eine große Rolle spielte. Als der Kaiser von

[1] Dieß bezieht sich z. B. auf die bekannten Unternehmungen, welche unter dem Patronat des Prinzen Albert und des Earl von Shaftesbury (früher Lord Ashley) seit etwa 15 Jahren in London ausgeführt worden. Andere Vereine sind dem Beispiel gefolgt. Was man aber in England building societies nennt, ist eine ganz andere Sache, auf die ich hier nicht weiter eingehen kann, als daß es sich um Erwerbung von Grundstücken und Häusern, besonders mit parlamentarischem Stimmrecht, durch eine ziemlich complicirte Operation handelt, die sich am besten mit den Tontinen vergleichen läßt. Auf diese Weise sind in England schon Millionen angelegt, wobei indessen der kleinere Mittelstand viel mehr betheiligt ist als der Arbeiterstand. Auch die sog. land societies gehören dahin. Irgend welche sittliche oder gesellige Beziehung zwischen den Theilnehmern findet nicht statt.

Rußland vor drei Jahren in Berlin war, schenkte er der Baugesellschaft 1000 Dukaten als Beitrag zur Errichtung von Wohnungen für eine niedrigere Klasse von Miethern als die bisher berücksichtigten und in einer mittleren Lage der Stadt, die wir bisher trotz des dringenden Bedürfnisses hatten vermeiden müssen, weil der Grund und Boden zu theuer war. Den Dank für dieses Geschenk bezeigte die Baugesellschaft dadurch, daß sie diese Anlage als einen getrennten Zweig ihrer Unternehmungen unter dem Namen Nikolausstiftung auszuführen beschloß, der aber auf den Wunsch des Kaisers in Alexanderstiftung verändert wurde. Leider fand das Beispiel des erlauchten „ersten Bürgers" Berlins so wenig Nachahmung, daß bisher noch nicht einmal ein Grundstück hat erworben werden können. Erst neuerdings haben, wie es scheint unter Anregung des allthätigen Polizeipräsidenten von H., einige Börsenmänner sich erboten, Aktien zu dem erforderlichen Betrag zu zeichnen, aber unter der Bedingung, daß man bei der Alexanderstiftung das Princip der Besitzerwerbung durch Amortisation der Aktien zu Gunsten der Miether fallen lasse. Diese Forderung hat die letzte Generalversammlung fast einstimmig zugestanden, und es ist nun abzuwarten, wie die Geldmänner ihre Verheißung erfüllen. Gezeichnet sind bisher Aktien zum Betrag von etwa 13,000 Rthlr. An sich ist nun dagegen nichts einzuwenden: denn wie wichtig auch in ökonomischer und sittlicher Hinsicht das Princip der Besitzerwerbung ist, so ist es doch nicht conditio sine qua non zu einer sehr wesentlichen Reform der proletarischen Wohnungsverhältnisse. Ueberdieß complicirt und erschwert jenes Princip allerdings die ganze Operation und Geschäftsführung und ist unter Umständen, und besonders wo es sich wie hier um ein Lodginghouse, ein großes Logirhaus für viele Familien der kleinsten Miether handelt, kaum ausführbar. Leider aber ist zu fürchten, daß diese Forderung großentheils aus einem mammonistischen und bureaukratischen Geiste entsprungen, der nicht ruhen wird, bis er die Ausnahme wohl gar mit rückwirkender Kraft zur Regel gemacht und in der Berliner Baugesellschaft den Zug verwischt und zerstört hat, in dem ihre eigenthümliche Physiognomie in einer höhern Auffassung ihrer Aufgabe, den englischen und andern Unternehmungen der Art gegenüber, lag. Jedenfalls ist sehr auffallend, daß

schon seit zwei Jahren keine neuen Miethgenossenschaften gebildet worden sind.

Wie dem auch sey, die Berliner gemeinnützige Baugesellschaft ist und bleibt eine der interessantesten und gemeinnützlichsten Unternehmungen, welche Berlin oder irgend eine andere große Stadt aufzuweisen hat. Die Wohlthat beschränkt sich aber keineswegs bloß auf die unmittelbar Betheiligten, sondern das Beispiel, die Concurrenz, das gegebene höhere Niveau wirkt in engern oder weitern Kreisen trotz alles Widerstrebens auch auf die Haltung der gewöhnlichen Miethwohnungen.[1]

Wir würden es nicht zu verantworten wissen, wenn wir schließlich hier den Antheil verschwiegen, den der erlauchte Patron der Baugesellschaft an ihren Erfolgen hat. Gewiß ist es kein bedeutungsloses Zeichen der Zeit und ein Beispiel, das bisher einzig da steht, daß der Thronfolger einer europäischen Großmacht das Patronat einer solchen Gesellschaft übernimmt — nicht etwa als eine leere Form, sondern mit dem ernsten, ehrlichen, guten Willen eines einfachen, warmen Herzens für die Leute, mit dem scharfen Blick eines Soldaten auch für Details und mit der gesunden Einsicht, dem praktischen Urtheil eines verständigen Mannes. Der Prinz von Preußen führt das Präsidium der Generalversammlungen in einer Weise, wobei manche unendlich viel niedriger und den Sachen und Personen unendlich viel näher stehende Notabilität gar viel lernen könnte. Außerdem ist die Art, wie S. K. H. bei jeder Gelegenheit den Vortheil und die Entwicklung der Gesellschaft zu fördern sucht, oft wahrhaft und im besten, gesundesten Sinne rührend. Wenn er aber die Wohnungen der Leute in neueröffneten Häusern besucht, so entgeht ihm nichts, was das Auge und eine den Nagel auf den Kopf treffende und doch zugleich Vertrauen erregende Frage zur Anschauung zu bringen vermag. Wie es kommt, daß dieses hohe Beispiel so wenig Nachfolge in den Kreisen erweckt hat, welche doch sonst so bereit sind, sich um höchste Personen zu drängen

[1] Dieselbe Erfahrung hat man in England gemacht, und sie wiederholt sich neuerdings hinsichtlich der von sog. Jünglingsvereinen und in sog. Pilgerstuben beschafften Beispiele eines bessern Herbergwesens. Die alten schlechten Herbergen haben mancher Orten schon sehr eifrig angefangen, die größten Mängel und Aergernisse, an denen sie litten, zu beseitigen, um ihre Kundschaft zu behalten.

und ihre Loyalität damit zu erweisen, daß sie jeden Sonnenstrahl der Gunst auffangen, der von den Sonnen der Macht ausgeht — das brauchen wir hier nicht weiter zu erwägen.

Es hat übrigens Berlin sich noch einer ganz ähnlichen, wenn auch in bescheidenern Verhältnissen entwickelten Unternehmung zu rühmen. Der jetzige Oberst Graf Schl..... hatte 1847 den glücklichen Gedanken, während der Theurung ein Kapital, das er theils als Darlehen, theils als Geschenk — und wir können dem Cavalier und Soldaten kein schöneres Lob geben — zusammenbettelte, zur Errichtung einer Bäckerei zu verwenden, die das Brod um ein geringes über die Produktionskosten verkaufte. Als das Geschäft abgewickelt, das Kapital mit kleinen Zinsen wieder zur Disposition stand, wurden die Darlehen größtentheils nicht zurück verlangt, und so beschloß der wackere Mann, mit Aufnahme einiger weitern Kapitalien und Zuziehung eines Geistlichen, eines Zimmermanns und einiger anderer Ehrenmänner, eine Baugesellschaft zu gründen, welche gegenwärtig schon ein halb Dutzend Häuser mit je 10—15 Wohnungen erbaut hat und unsers Wissens nie in Verlegenheit um Miether oder wegen der Zahlung ihrer Zinsen ist. Ihre Häuser sind etwas geringerer Qualität und ihre Miethen niedriger als bei der gemeinnützigen Baugesellschaft, und von Besitzerwerbung ist nicht die Rede.

Sehen wir uns aber nach andern ähnlichen Gestaltungen der Association zur Reform der Wohnungsverhältnisse und Abhülfe der Wohnungsnoth in Deutschland um, so sind deren leider nur zwei zu erwähnen. In Bremen hat sich auf diesem Wege eine Reaktion der alten Bremer Weise, wonach auch der „kleine Mann" in seinem (ob eigenen oder gemietheten) kleinen Hause wohnt so gut wie der große Kaufherr, gegen das Ueberhandnehmen des modernen Unfugs möglichst vieler kleiner Wohnungen in großen Häusern geltend gemacht. Ein Verein hat durch verzinsliche oder heim zu zahlende Beiträge ein Kapital zusammengebracht, womit schon etwa achtzig nette kleine Häuser (mit Gartenland) erbaut worden, die sehr gesucht sind, da sie nicht nur der Gewohnheit der Leute entsprechen, sondern auch die Miethen so niedrig gehalten werden, daß sie mit den neumodischen Kasernenwohnungen concurriren können. So werden die Zinsen des Kapitals ohne

Mühe gedeckt, welches überdieß in den Grundstücken und Häusern eine im Werth steigende Hypothek hat. Von Besitzerwerbung, Amortisation zu Gunsten der Miether ist nicht die Rede, auch finden weiter keine Beziehungen ökonomischer oder anderweitiger Gemeinschaft zwischen den Miethern statt. Dieß wäre aber um so leichter zu erlangen, da die Häuser eine eigene Straße oder Gruppe in einer der Vorstädte bilden. Das Bedürfniß einer Hülfe und Stütze durch die Association fehlt übrigens bei den kleinen Leuten in Bremen so wenig wie in andern großen Städten; aber auch jenem sehr patriotischen Verein ist das Princip und dessen Tragweite durchaus noch nicht zum Bewußtseyn gekommen. Auch die einfachste Form, der dürftigste Anfang der Association, der Sparverein, hat erst im Lauf dieses Winters in Bremen Aufnahme gefunden, aber ohne alle Beziehung zu jener Baugesellschaft. Es scheint, als wenn auch dort, obgleich es ein so übersichtliches und in mancher Hinsicht günstiges Terrain ist, erst alle einzelnen Zweige der Association versucht werden sollen, ehe man an die so nahe liegende und so viel wirksamere Vereinigung der disjecta membra zu einem organischen und ökonomischen Ganzen denkt.

Auch in Brandenburg ist ein Verein thätig, der bisher etwa ein halb Dutzend Häuser mit etwa 30 sehr zweckmäßigen kleinen Wohnungen erbaut und in der Weise vermiethet hat, daß er sich an einen Hauptmiether hält, der die übrigen Wohnungen unter vorgeschriebenen Bedingungen an andere kleine Leute vermiethet, die Hausordnung handhabt u. s. w. Dieß ist ohne Zweifel ein sehr glücklicher Gedanke, wenn die höhere Controle nicht fehlt.

Das ist aber leider auch alles, was sich in Deutschland auf diesem Gebiete als That und Frucht darstellt! In mehreren großen Städten ist die Rede von Baugesellschaften, denn die Wohnungsnoth wird aller Orten so dringend, daß kaum ein Unbefangener, Urtheilsfähiger und Sachkundiger mehr läugnet, daß nicht „etwas geschehen muß.“ Wer aber, wie wir, in dem Fall ist, da und dort die Ursachen zu beobachten, welche die ersprießliche Hülfe verzögern oder gar verhindern, der würde manchen, wenn auch nicht erfreulichen, doch belehrenden Beitrag zu der Signatur unserer Zeit und namentlich ihrer Fähigkeit zu dem gepriesenen Selfgovernment geben können. Man schiebe aber doch nur

nicht immer die Schuld auf die leidige Bureaukratie, staatliche Bevormundung u. s. w. Zwar auch hier zeigt sich nur zu oft die beschränkte und lähmende bureaukratische Unfehlbarkeit und Selbstzufriedenheit als ein Hinderniß überall, wo sie ins Spiel gezogen wird oder werden muß; aber hier wie in so manchen andern Dingen könnte man gar wohl ohne sie fertig werden, wenn nur sonst die rechte Gesinnung, Einsicht und Tüchtigkeit nicht fehlte. Gewiß der Bann bureaukratischer Routine ist ein großes Uebel; aber der Bann aristokratischer Gedankenlosigkeit und Standesselbstsucht, der Bann der Frivolität der großen Welt, der Bann mammonistischer Verhärtung, pietistischer Weichlichkeit und Bornirtheit, doctrinärer und dogmatischer Dürre, philisterhafter Aengstlichkeit und Stumpfheit — darin liegt viel öfters und in viel weiterem Umfang die Ursache, daß so wenig von all den guten und schönen und nöthigen Dingen geschehen, die gar wohl geschehen könnten, ohne daß man den Staat viel zu incommodiren brauchte.[1]

Damit wollen wir aber nicht etwa dem Staat den Beruf und die Verpflichtung absprechen, die Entwicklung der Association in allen ihren Zweigen und Formen auf mannigfache Weise zu fördern. Es entstehen hier, wie dieß sich in England schon in den interessantesten Erscheinungen zeigt, ganz neue nicht nur sociale, sondern auch besitzliche und rechtliche Verhältnisse und Bedürfnisse, denen eine zeitgemäße Gesetzgebung Rechnung zu tragen hat, ehe daraus wirkliche Schwierigkeiten, Knoten und Verwicklungen entstehen. Daß aber die Associationsbewegung in England die unermeßliche Selbstsucht und Frivolität der parlamentarischen Kreise schon hat zwingen können, sie legislativ zu berücksichtigen, ist vielleicht der beste Beweis ihrer zunehmenden sittlichen und intellektuellen Bedeutung und Berechtigung. Wie sehr aber eine solche Bewegung in unsern deutschen Verhältnissen auch durch administrative Maßregeln, ohne Opfer für den Staat, durch Verständniß und Wohlwollen in allen vorkommenden

[1] Beiläufig gesagt, wäre es doch ein charakteristischer Zug dieser Zustände, wenn auch solche Heimsuchungen, wie der Brand in Memel und die Ueberschwemmung in Schlesien, wo doch so gründlich tabula rasa gemacht ist, nicht zu zeitgemäßen Verbesserungen (z. B. eben durch Association, Baugesellschaften u. s. w.), sondern nur zu einer Herstellung auch des schlechten Alten führen sollten.

Berührungen gefördert, oder bei entgegengesetzter Haltung behindert werden kann, liegt auf der Hand. Endlich ist gar nicht einzusehen, warum nicht der Staat solche Unternehmungen so gut wie die der großen Industrie durch Vorschüsse (verzinslich oder nicht) fördern könnte und sollte.

V. A. H.

Der gegenwärtige Stand der deutschen Geschichtsforschung und Geschichtschreibung.

Das geschichtliche Wissen bildet einen Hauptbestandtheil unseres geistigen Besitzes, und eben darum ist auch der Stand der geschichtlichen Literatur ein wesentliches Merkmal für die Stufe der geistigen Bildung eines Volkes. Wir glauben daher keinen unwillkommenen Beitrag zur Kenntniß der gegenwärtigen Bildungszustände zu geben, indem wir eine Orientirung auf dem jetzigen Standpunkte der Geschichtsforschung versuchen. Die eine Zeitlang überreiche Produktion auf dem Gebiete der geschichtlichen Literatur hat neuerlich etwas abgenommen, theils in Folge der politischen Bewegung der Jahre 1848 und 1849, wo man lieber neue Geschichte machen als die alte erforschen und schreiben wollte, theils weil die literarischen Kräfte — mitunter vielleicht aus Ueberdruß an der stehen gebliebenen Geschichte — sich vorwiegend der Naturforschung und ihrer Popularisirung zuwandten. Andererseits mögen auch die strenger gewordenen Anforderungen an geschichtliche Leistungen ihre Zahl vermindert haben. Offenbar ist ein Stillstand eingetreten, und es möchte daher eben jetzt der geeignete Zeitpunkt seyn, eine Umschau zu halten, und den gegenwärtigen Besitz zu mustern und die ferneren Aufgaben ins Auge zu fassen.

Verschiedene Momente haben in den letzten Jahrzehenten auf die Art der Geschichtsbehandlung wesentlichen Einfluß ausgeübt. Vor allem ist es die viel objektivere Haltung, welche die Wissenschaft überhaupt auf allen Gebieten angenommen hat. Während der Herrschaft der Philosophie, von Kant bis auf Hegel, war die subjektive Auffassungsweise vorherrschend. Das Aufsuchen von Gesetzen und Grundsätzen, Erörterungen über

Grund und Folge der Thatsachen war das, worauf man den größten Werth legte, und man glaubte denjenigen Werken, welchen dieses subjektive Element fehlte, den wissenschaftlichen Charakter absprechen zu müssen. Selbst in den Naturwissenschaften, die ja zunächst auf den in der Erscheinungswelt sich darbietenden Stoff angewiesen sind, war diese Behandlung eingerissen. Man entwarf Systeme der Naturkunde und der Medicin ohne eine auch nur einigermaßen ausgedehnte Beobachtung, man studirte diese Wissenschaften ohne Sammlungen, ohne Laboratorien, ohne Krankenhäuser; die Rechtsgelehrten hielten sich mehr an das Naturrecht, als an Gesetzbücher und Herkommen; die Theologen mehr an eine selbstgemachte Dogmatik als an Bibel und Kirchenväter; die Historiker legten sich mehr auf pragmatische Combinationen und Benützung ihrer Vorgänger, als auf das Studium von Urkunden und gleichzeitigen Berichterstattern. Von der Philosophie selbst aber, von welcher diese subjektive Richtung ausgegangen war, kam auch der Anstoß zu einer strengeren Hingabe an den Gegenstand. Eben jene Systeme, welche den Idealismus und die Construktion a priori auf die Spitze trieben, das Schelling'sche und Hegel'sche, wiesen auch auf das Objekt hin, indem sie lehrten, daß der Geist, der vernünftige Gedanke, nicht nur im Kopfe des Menschen, sondern auch in den Dingen selbst sey, daß die Natur, der Staat, die Geschichte ihre eigenen Gesetze, ihre ursachlichen Verbindungen und Zwecke haben, und der Mensch sie nicht erst hineinzulegen brauche, sondern sie nur beobachten und ihnen mit den Gedanken nachgehen dürfe. Eine veränderte Behandlung der positiven Wissenschaften bildete sich jetzt aus. Man sah ein, daß man die Natur nur dann recht verstehen könne, wenn man sie so viel als möglich in ihren geheimen Werkstätten beobachte, man untersuchte Todtes und Lebendiges mit Laboratorium, Messer und Mikroskop, und wagte erst nachdem man eine Masse von Beobachtungen festgestellt hatte, Schlüsse zu ziehen, Gesetzesformeln auszusprechen und allgemeine Ansichten aufzustellen. Ebenso fragte man in Theologie und Jurisprudenz jetzt weniger darnach, was man heutzutage über alte Rechtsinstitute und Glaubenslehren denke, als was ihr ursprünglicher Sinn gewesen, wie sie aus dem Volksbewußtseyn hervorgegangen und in alten Zeiten verstanden worden

seyen. In der eigentlichen Geschichte begnügte man sich nicht mehr mit überlieferten Ansichten von Begebenheiten und Zuständen und mit der Autorität neuerer Geschichtschreiber, sondern ging auf die Berichte von Augenzeugen und Betheiligten zurück. Besonders großer Werth wurde aber jetzt auf die sogenannten Urkunden gelegt, d. h. solche rechtlich gültige Schriftstücke, in denen die Handlungen der geschichtlichen Personen gewissermaßen verkörpert und ohne die subjektive Zuthat eines Berichterstatters dem Forscher entgegentreten. Seitdem nun die Einsicht von der Wichtigkeit dieser Urkunden durchgedrungen ist, bildet die Aufsuchung und Sammlung derselben einen Hauptbestandtheil der Geschichtsforschung, und man pflegt an einen Historiker, welcher einen bestimmten Zeitraum neu bearbeitet, vor Allem die Anforderung zu stellen, daß er sich durch eine möglichst vollständige Sammlung und Ausbeutung des Urkundenvorraths eine solide Grundlage seiner Darstellung schaffe. Man ist nun freilich in der Werthschätzung der Urkunden mitunter bis zu der Einseitigkeit fortgegangen, daß man nichts als geschichtliche Wahrheit anerkennen wollte, als was in Urkunden verzeichnet steht, als ob in ihnen allein das für den Geschichtschreiber brauchbare Material zu finden wäre, während sie doch ihrer Natur nach nur die Grundlinien zu dem Gemälde liefern können. Auch auf die Darstellung hat diese einseitige Vorliebe für das Urkundliche hie und da einen nachtheiligen Einfluß. Manche Historiker glaubten sich jeder subjektiven Zuthat enthalten zu müssen und nur das geben zu dürfen, was sie wörtlich in Urkunden und Chroniken gefunden hatten. Diese Art hat uns gründlich gelehrte Geschichtswerke gebracht, welche ganz ungenießbar sind und nur von denen gelesen werden, welche sie zu weiterem literarischem Gebrauch verwenden wollen.

Ein anderer Gewinn erwuchs der Geschichte auch daraus, daß der in Urkunden und Chroniken gleichsam neu entdeckte Stoff mit derselben kritischen Sorgfalt behandelt wurde, welche die Philologen schon längst an den alten Klassikern eingeübt hatten. Das größte Verdienst hat sich in dieser Beziehung die Gesellschaft für Herausgabe der Monumentae Germaniae erworben.

Neben der so ganz auf das Urkundliche und Thatsächliche gerichteten Behandlung der Geschichte konnte sich jene philoso-

phirende und construirende Geschichtschreibung, welche zu Zeiten der Herrschaft der philosophischen Systeme den Anspruch machte, ausschließlich für wissenschaftliche Geschichte zu gelten, nicht mehr in Ansehen erhalten, und es strebt jetzt wohl kein Historiker mehr nach diesem Ruhm. Aber doch ist eine Nachwirkung geblieben, auf die wir nicht verzichten möchten und die gegen jene einseitige Stofflichkeit ein heilsames Gegengewicht bildet. Man fordert, daß die Geschichte uns bestimmte Ergebnisse liefere, daß sie uns politische, sociale, kulturgeschichtliche Lehren an die Hand gebe, die wir für die Gegenwart und ihre Aufgabe nutzbar machen können. Vor allem verlangt man von der Geschichte politische Belehrung. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war es in Deutschland beinahe ein Privilegium der gebildeten Gesellschaft und insbesondere der Gelehrten, sich um Politik nicht bekümmern zu dürfen. Seit den Freiheitskriegen ist aber die Einsicht und Ueberzeugung immer mehr durchgedrungen, daß es Pflicht des gebildeten Mannes sey, an den Angelegenheiten des Volkes und Staates, dem er angehört, lebendigen Antheil zu nehmen, wenn es nicht möglich ist mit der That, so doch mit Herz und Gedanken. In der langen Friedenszeit ist es zwar einer verkehrten Politik hin und wieder gelungen, die Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten zurückzudrängen und einzuschläfern, aber die Ereignisse haben doch immer aufs Neue dafür gesorgt, sie wieder zu wecken. Und wenn einmal die Gelehrten und an literarische Geistesnahrung Gewöhnten sich mit den staatlichen Angelegenheiten ihres Vaterlandes beschäftigen wollen, welche Studien sind geeigneter dieß zu vermitteln, als die geschichtlichen, deren wesentlicher Inhalt doch immer die Ereignisse auf dem Gebiete des Staatslebens und der bürgerlichen Gesellschaft sind? Je mehr aber die Wissenschaft überhaupt sich gewöhnt, nicht auf der Oberfläche und an der Außenseite zu bleiben, sondern in die Dinge selbst einzudringen, desto gründlicher muß auch die politische Geschichte behandelt werden. Um nun den geschichtlichen Stoff auf eine für die Theilnahme am Gemeinwesen gewinnbringende Weise auszubeuten und die Forschung auf die entscheidenden Punkte richten zu können, muß man schon vorher mit den Fragen der Politik, des Staatsrechts und der Volkswirthschaft vertraut seyn. Die

philologische Vorbildung, die man sonst als die Ausstattung des Historikers zu betrachten pflegte, kann nicht mehr genügen, er muß vielmehr auch in Rechtswissenschaft und Nationalökonomie seine Schule machen. Die wichtigsten Theile der ältern deutschen Geschichte gehören der Rechtsgeschichte an, ein Jurist, Karl Fr. Eichhorn ist es, dem wir eine neue Grundlage der deutschen Verfassungsgeschichte zu danken haben; andere Historiker, die ursprünglich von der Philologie ausgegangen sind, haben doch wieder ihre Erfolge durch das Eingehen auf die rechtsgeschichtlichen Fragen erreicht, wie Pertz, Waitz und Sybel. Zum Verständniß der späteren Reichsverfassung, der Entwicklung der Landeshoheit sind staatsrechtliche Vorstudien unentbehrlich, und wie könnte man die neuere Geschichte schreiben, ohne Kenntniß der traditionellen Politik der europäischen Großstaaten und ohne Einsicht in die verschiedenen Verwaltungssysteme, auf denen ihre Macht beruht? Bloß theoretische Kenntnisse reichen freilich auch nicht ganz aus, und es wäre sehr zu wünschen, daß, wie in England und Frankreich, Staatsmänner, welche mitten im öffentlichen Leben und in den Geschäften gestanden haben, ihre Muße geschichtlichen Arbeiten widmeten. Es ist dieß verhältnißmäßig in Deutschland bis jetzt nur selten der Fall gewesen, und erklärt sich zum Theil daraus, daß bei uns der Beamtenstand eine besondere Klasse bildet, die mehr als in jenen Ländern an den Dienst geheftet ist und nicht leicht bei noch frischen Kräften davon loskommt. Verzichten wir aber auch auf die eigentlich staatsmännische Erfahrung, so kann der Historiker doch eine eigene politische Ueberzeugung nicht entbehren. Wer sich von dem politischen Leben immer ferne gehalten, in vaterländischen Angelegenheiten keine Partei genommen hat, der wird auch die Geschichte vergangener Zeiten nicht mit dem rechten Verständniß und lebendiger Wärme schreiben. Ein Geschichtschreiber, dem man es anmerkt, daß er selbst keinen politischen Standpunkt, keine nationale Gesinnung hat, läßt bei aller Kunst der Darstellung doch den Leser kalt. Wie sehr dagegen das Gepräge einer entschiedenen politischen Gesinnung die Wirkung eines Geschichtschreibers erhöht, das sehen wir z. B. an Dahlmann, Droysen, Gervinus, Häusser, Sybel, Wirth. Selbst ein extremer Parteistandpunkt schadet der Darstellung weniger, als eine

parteilose Objektivität, die vornehm auf den Kampf der Gegensätze herabsieht.

Offenbar ist der gegenwärtige Charakter der deutschen Geschichtschreibung ein vorherrschend politischer. Es werden vorzugsweise solche Zeitabschnitte zur Bearbeitung gewählt, welche für unsere volksthümliche und staatliche Entwicklung besonders wichtig geworden sind. Die Forschung richtet sich auf die rechtlichen Grundlagen unserer Staats- und Gemeindeverfassungen, auf die Entstehung der Einzelstaaten und ihr Verhältniß zum Reich, auf das Ständewesen und dergleichen. Man sucht in den Erfahrungen der Vergangenheit Aufklärung über die Ursachen jetziger Uebelstände und über die Mittel, ihnen zu begegnen. So wichtig aber das politische Element in der Geschichte ist, so darf dieselbe doch nicht ganz darin aufgehen. Sie soll uns ja ein Gesammtbild der Entwicklung der Menschheit vor Augen stellen, und darin macht die Sitte, der Glaube, die Sprache und Literatur einen wesentlichen Bestandtheil aus. Es ist nicht genug, daß diese Gebiete abgesondert als Kulturgeschichte, Kirchengeschichte, Literaturgeschichte behandelt werden, sie müssen auch aus ihrer Vereinzelung befreit und in ihrer natürlichen Stellung zum Ganzen betrachtet werden. Schlosser und Gervinus haben sich in dieser Beziehung um die Literaturgeschichte ein großes Verdienst erworben, und es ist, seitdem sie die Bahn gebrochen haben, immer mehr aufgekommen, die Literatur nicht bloß für sich allein, sondern in ihrer Wechselwirkung mit dem Leben aufzufassen und darzustellen. Etwas Aehnliches ist noch in der Religions- und Kirchengeschichte zu leisten. Hier genügt es auch nicht, wenn bloß die Ereignisse auf dem kirchlichen Gebiete berichtet, die Veränderungen in der Kirchenverfassung, die Entwicklung der Lehre und theologischen Wissenschaft, die Bildung der Sekten dargestellt werden. Es ist vielmehr nachzuweisen, wie die Glaubenslehre mit der allgemeinen wissenschaftlichen Entwicklung Hand in Hand geht, welchen Einfluß sie auf Sitte und Leben hat, wie die kirchlichen Zustände von den politischen und diese wieder von der Stärke oder Schwäche des religiösen Lebens bedingt sind u. s. w. In dieser Richtung haben Leo, Hundeshagen, Hagenbach, Perthes, Gelzer sehr beachtenswerthe Anfänge gemacht und befruchtende Gedanken

ausgestreut, aber ein größeres Ganze in dieser Art ist noch nicht ausgeführt.

Mit Vorliebe wendet sich die neuere Geschichtschreibung auch dem nationalökonomischen Gebiete zu. Einer besondern Aufmerksamkeit erfreut sich die Handelsgeschichte. Jener Städteverein, welcher in so großartiger Weise die deutsche Handelsthätigkeit im Mittelalter vertrat, die Hansa, ist neuerlich mehrfach zum Gegenstand geschichtlicher Untersuchung und Darstellung gemacht worden, von Lappenberg, Wurm, Schlözer, Berthold, Handelmann, Waitz. Den Versuch einer Handelsgeschichte hat kürzlich H. Scherer gemacht, und wenn in diesem Buche auch das geschichtliche Material noch lückenhaft ist, so ist doch damit der künftigen Forschung ein Weg gezeigt. Die volkswirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands im vorigen Jahrhundert hat Biedermann beleuchtet. Einen schlagenden Beweis für die Ausdehnung der geschichtlichen Forschung auf volkswirthschaftliche Fragen haben wir in den gehaltvollen Werken von Knies und Roscher, welche es versuchen die Nationalökonomie geradezu auf geschichtliche Methode zu gründen, und damit nicht nur den Männern ihres Faches einen neuen Weg zeigen, sondern auch dem Historiker sehr fruchtbare Anregung gewähren.

Noch ist uns übrig, ein Wort von dem Verhältniß der Geschichte zum Gesammtgebiet der Literatur und der Volksbildung zu sagen. Sie gehört unstreitig in den Kreis der allgemeinen Bildungsmittel, sie steht als solches ebenbürtig neben Philosophie und Poesie, oder vielmehr zwischen beiden mitten inne, indem sie mit ersterer die Anwendung der Ursächlichkeits- und Zweckbegriffe und die Entwicklung der Ideen theilt, welche die Substanz des Lebens sind, mit der Poesie aber die lebendige Gestaltung des Stoffes, die Darstellung und Nachbildung der objektiven Wirklichkeit gemein hat. Der Geschichtschreiber wie der Dichter hat die Aufgabe, ein Abbild des Lebens nicht in seiner zufälligen Aeußerlichkeit, sondern in seiner innern Wahrheit und Wesenheit zu schaffen. In diesem Sinne hat Wilhelm v. Humboldt in seiner klassischen Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers dieselbe aufgefaßt, und mit ihm übereinstimmend hat auch Gervinus in seiner Historik sowohl ächt philosophischen Gehalt als auch künstlerische Form für Werke der Geschichtschreibung gefordert.

Der Erste unter uns Deutschen, welcher in der Geschichtschreibung nach künstlerisch schöner Form gestrebt hat, war Johannes v. Müller. Er hat sie jedoch mehr in der Aeußerlichkeit des Styls und der Ausdrucksweise, als in Anordnung des Stoffes und einheitlicher Gestaltung gesucht, aber von ihm ging der Anstoß zur Bildung eines geschichtlichen Styles aus. Manchen aufstrebenden Historikern ward er Vorbild, und der Anspruch, daß der Geschichtschreiber nicht nur wahr, sondern auch schön schreiben müsse, galt von nun an als ein berechtigter und wurde allgemein anerkannt. Später hat dann Schiller durch seine geschichtlichen Vorarbeiten für dramatische Zwecke ein ästhetisches Element in die Geschichtschreibung gebracht; aber da die Geschichte ihm nur Mittel war, und er nicht genug Selbstverläugnung mitbrachte, um sich in den Stoff zu vertiefen, so konnte sich ihm der Gegenstand nicht von innen heraus gestalten und er brachte es nur zu einem rhetorisch aufgeputzten Pragmatismus. So wenig er Historiker vom Fach war, so fand doch auch seine Weise manche Nachfolger und Schüler, eine rhetorische Reflexion galt als Hauptmittel, um den geschichtlichen Stoff zu schmücken. Neben den Nachahmern der taciteischen Sprache Johannes Müllers und der Rhetorik Schillers gab es noch eine gute Anzahl deutscher Historiker, welche die ästhetischen Anforderungen gänzlich unbeachtet ließen. Die geschichtliche Literatur zerfiel in Werke gelehrter Forschung, welche zwar das wissenschaftliche Bedürfniß befriedigten, aber die Form der Darstellung ganz vernachlässigten, weder anschaulich erzählten, noch durch Anordnung und Zusammenfassung den Ueberblick erleichterten, und deßhalb für den Nichtgelehrten ganz ungenießbar waren, und andererseits in oberflächliche Compilationen, worin unterhaltende Anekdoten und politisch-moralische Betrachtungen eingeflochten waren, es aber mit der geschichtlichen Wahrheit nicht genau genommen, die Ergebnisse neuerer Forschungen wenig beachtet und längst widerlegte Irrthümer immer wieder aufgewärmt wurden. Bücher der letzteren Art herrschten noch bis vor etwa zehn Jahren in der populären Literatur vor; aber neben ihnen bildete sich ein gewisser Mittelschlag von soliden, fleißigen Arbeiten, welche das vorhandene wissenschaftliche Material gut zusammenfaßten, auch ein Streben nach historischem Styl zeigten, aber diesen nur in einer

kalten Objektivität suchten, und daher nicht anziehend genug waren, um viele Leser zu gewinnen. Dieser Richtung gehört noch ein Theil der Heeren-Uckert'schen Sammlung an, z. B. Pfisters Geschichte von Deutschland, Schmidts ältere Geschichte von Frankreich. Ein bedeutender Schritt zum Bessern waren Raumers Hohenstaufen und Stenzels Geschichte der salischen Kaiser, die aber lange Zeit allein standen. Erst mit Ranke ging der deutschen Geschichtschreibung ein neuer Stern auf. Seine Geschichte der Päpste, seine Geschichte Deutschlands zur Reformationszeit, seine französische Geschichte sind nicht nur reich an neuem Stoff und neuen Auffassungen, sondern die Form ist auch eine nach Anordnung und Ausdruck wahrhaft künstlerische, es sind lebendige, aus dem Geiste und der Phantasie wiedergeborene Gestalten, die er uns vorführt, und zwar ohne der geschichtlichen Treue Eintrag zu thun. Nur populär kann man ihn eigentlich nicht nennen, denn er setzt von dem Thatsächlichen zu viel voraus, als daß ein mit den Einzelheiten des Stoffes noch unbekannter Leser die feinen Anspielungen, die er macht, die Schlaglichter, die er da und dorthin wirft, die geistreichen Ueberblicke, die er gibt, gehörig würdigen könnte. Es ist uns, wenn wir ein Ranke'sches Werk lesen, als ob wir eine Gegend, die wir bisher nur bei trübem Himmel gesehen hatten, auf einmal in einer südliche Farbentöne ausgießenden Beleuchtung der Abendsonne erblickten, oder als ob wir Personen, die wir im Alltagskleid kennen gelernt, nun im Festgewand und in geistig gehobener Stimmung wiederfänden. Seine Hauptstärke ist es, inhaltvolle Ereignisse und Zeiten in den weltgeschichtlichen Zusammenhang einzufügen, in welchem die äußerlichen Zufälligkeiten, die sonst den Eindruck stören, allerdings wegbleiben dürfen. Diese Eigenthümlichkeit stempelt ihn mehr noch als die politische Gesinnung und die Vorliebe für Zeugen aus den vornehmen diplomatischen Kreisen zu einem aristokratischen Historiker; er ist nur für einen auserwählten Kreis von Lesern, welche die Geschichte schon kennen, vollständig genießbar. Obgleich nun Ranke einzig in seiner Art dasteht und seine Darstellungsweise nicht nachgeahmt wurde, was auch nur zur Manier hätte führen müssen, so wirkte doch sein Beispiel und seine persönliche Anregung so nachhaltig, daß die Anforderungen an den Geschichtschreiber sich nun bedeutend

steigerten und man sich überzeugte, daß ein gründliches Quellenstudium mit künstlerischer Gestaltung des Stoffes wohl zu vereinigen sey. Eine ganze Reihe tüchtiger Historiker verfolgt nun diese Bahn. Wir nennen beispielsweise als Werke, die die Wissenschaft bereichern und zugleich den Leser fesseln, Waitzs deutsche Verfassungsgeschichte, Droysens Leben Yorks, Sybels Geschichte der Revolutionszeit, Rückerts deutsche Kulturgeschichte, Häussers deutsche Geschichte, Momsens römische Geschichte. Sehen wir uns unter denjenigen Werken um, die sich die populäre Verarbeitung der bereits fertigen wissenschaftlichen Resultate zur Aufgabe machen, so finden wir hier augenscheinliche Beweise, daß die populäre Geschichtschreibung in Deutschland bedeutende Fortschritte gemacht hat. So sind z. B. Dunkers Geschichte des Alterthums, Rückerts Annalen der deutschen Geschichte, Hagens Geschichte Deutschlands seit Rudolph von Habsburg, A. Pfaffs deutsche Geschichte, K. Schlözers Geschichten der Ostseeprovinzen und der Hansa, W. Menzels Geschichte Europa's von 1789 bis 1815, werthvolle Bücher, die ganz geeignet sind, den gebildeten Leser mit seinen historischen Kenntnissen auf's Laufende zu setzen. Auch ein bedeutender, durch umfassende Kenntniß der Quellen ausgezeichneter Historiker der ältern pragmatischen Schule, Schlosser, sucht gerade in populären Werken sein Hauptverdienst. Die deutsche Literatur besitzt wenige Werke, die so viel zur Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse und Einsichten beigetragen haben, als seine universalhistorische Uebersicht der Geschichte des Alterthums und seine Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Beide Werke sind zwar sehr subjektiv gehalten und verfolgen eine etwas einseitige humanistisch-moralische Richtung, aber sie sind dadurch nur um so hinreißender für die große Anzahl von Leuten, welche nicht nur Geschichte, sondern auch Ansichten über Dinge und Personen haben wollen, und denen ein solcher Führer, der ihnen nie den todten Stoff bietet, sondern alles mit seinem Geiste durchdringt und so von Leben sprudelt, wie Schlosser, eben wohlthut.

Sehen wir nun zunächst, was für Quellensammlung bis jetzt geschehen ist. Das Hauptunternehmen ist unstreitig die unter dem Namen Monumenta Germaniae bekannte Quellensammlung für Geschichte des deutschen Mittelalters. Ueber ihre Anfänge gibt uns der kürzlich erschienene fünfte Band von Pertz'

Leben des Freiherrn v. Stein ausführliche Nachricht. Bekanntlich war es dieser, der das Unternehmen zuerst ins Werk setzte. Nachdem seine Plane für die Wiederherstellung Deutschlands an der Ungunst der Zeiten und Menschen gescheitert waren, und er sich genöthigt sah, sich ins Privatleben zurückzuziehen, benutzte er seine Muße zu einem gründlichen Studium der deutschen Geschichte. Es drang sich ihm dabei die Bemerkung auf, daß es an einer kritisch zuverlässigen und vollständigen Sammlung der Quellenschriften fehle. Mit der Energie, die ihn in allem, was er ergriff, beseelte, faßte er den Vorsatz, eine solche dem deutschen Volke zu verschaffen. Eine Gesellschaft von Vaterlandsfreunden sollte die Geldmittel und literarischen Kräfte dazu zusammenbringen. Die Schwierigkeiten, welche sich dabei zeigten, waren so groß, daß sie einen Andern bald hätten entmuthigen können. Der Umfang des Unternehmens und die Kosten stellten sich bei genauer Untersuchung bedeutender heraus, als man Anfangs geglaubt hatte. Obgleich Stein mit gutem Beispiel vorangegangen war und gleich Anfangs 5000 fl. beigesteuert hatte, so war doch die Freigebigkeit des reichen westphälischen Adels, auf die er gerechnet hatte, nicht so leicht in Bewegung zu setzen, und die deutschen Gelehrten, welche der Aufgabe gewachsen gewesen wären, wollten sich auch nicht sogleich finden. Es gab damals nur wenige Historiker in Deutschland, die mit alten Chroniken und Gesetzbüchern vertraut waren, die die alten Handschriften lesen konnten, und die überhaupt für kritische Untersuchungen die nöthigen philologischen Kenntnisse hatten. Man war schon in großer Verlegenheit, wem man die wissenschaftliche Leitung der Sache anvertrauen sollte, und die Wahl, die man vorläufig traf, zeigte sich in der Folge als keine glückliche. Von den Gelehrten, die um Mitwirkung angegangen wurden, zeigten die einen mehr guten Willen als Geschick, die andern hemmten durch zögernde Bedenklichkeiten und Meinungsverschiedenheit den Fortgang der Arbeit. Doch fand Stein gleichgesinnte eifrige Freunde, mit welchen er eine Centraldirektion bilden konnte, die am 30. Januar 1819 in Frankfurt a. M. zusammentrat. Der bayrische Bundestagsgesandte v. Aretin, der württembergische v. Wangenheim, der badische v. Berkheim, der meklenburgische v. Plessen waren die ersten Mitglieder derselben, und außer ihnen

der schweizerische Staatsrath v. Merian in Paris und der westphälische Graf v. Spiegel eifrige Beförderer des Planes. Die Bundesversammlung, um ihren Beistand angegangen, empfahl durch Beschluß vom 12. August 1819 das Unternehmen angelegentlich dem Schutz und der Unterstützung der deutschen Regierungen, von welchen in der Folge auch ansehnliche Geldbeiträge gewährt wurden. Dagegen wirkten die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse und ihre Annahme durch den Bundestag störend ein; Dahlmann und Falk, die bereits die Bearbeitung einiger Chroniken übernommen hatten, sagten ab, weil sie nichts mit einer Centraldirektion zu thun haben wollten, in welcher Mitglieder des Bundestags säßen. Schwierigkeiten von entgegengesetzter Seite fand das Unternehmen in Wien. Als Pertz, welchem seit dem Jahre 1822 die wissenschaftliche Leitung der Monumenta übertragen war, sich mit Gentz über die Beiziehung der österreichischen Gelehrten und ihre Vereinigung zur Herausgabe der Quellen der hohenstaufischen Periode und der österreichischen Lokalchroniken besprach, erwiederte Gentz: die Gesellschaft möge die eigenthümliche Lage Oesterreichs nicht verkennen. An Erhaltung des Bestehenden gebunden, gleiche es einer belagerten Festung, welche gegen den unter allen Gestalten angreifenden Feind auf der äußersten Hut seyn müsse. Belebung des historischen Geistes möge sehr wünschenswerth seyn; Oesterreich aber frage, wozu die Geschichte gebraucht werden solle. In einer Zeit, welche alles in Gift zu verwandeln wisse, gebe sie so gut gegen als für das Bestehende Waffen. Wenn auch das Unternehmen jetzt noch ohne weiteren Zweck sey, so sey damit noch keine Versicherung für spätere Zeiten gegeben und der Bundestag gebe in diesem Fall keine Garantie. Dem Kaiser sey das Entstehen dieser Gesellschaft unmöglich angenehm gewesen, gewiß die Hälfte aller Mitglieder müsse ihm verwerflich erscheinen; zu viele Erfahrungen rechtfertigen den vorläufigen Verdacht gegen alles, was jetzt als Gesellschaft oder Vereinigung auftrete. Auf Begünstigung habe die Gesellschaft daher nicht zu rechnen, sie werde nie gern gesehen werden, aber auch keine positiven Hindernisse finden. Ein thätigerer literarischer Verkehr, als bisher zwischen Wien und Frankfurt stattgefunden, könne nicht im Wunsche der Regierung liegen, historische Forschungen österreichischer Gelehrten

werden keine Beschränkung erleiden, auch werde man eine gewisse Gemeinsamkeit nicht hindern, sobald aber die Sache eine Organisation annehme, werde sie verdächtig, weil dann die Regierung ihrer nicht mehr versichert sey. Doch machte sich in der Folge das Verhältniß der Gesellschaft zu Oesterreich besser, als man nach diesen Eröffnungen hatte hoffen dürfen. Es wurde Pertz während eines anderthalbjährigen Aufenthaltes in Wien nicht nur die Benützung der Bibliothek, sondern auch des Staatsarchivs gestattet, und man ließ geschehen, daß unter Leitung kaiserlicher Beamten für die Zwecke der Gesellschaft gearbeitet wurde.

Durch die rege Thätigkeit des Dr. Pertz, welcher die Bibliotheken Deutschlands, Italiens und Englands bereiste, um Handschriften aufzusuchen und zu vergleichen, geschah ein bedeutender Schritt vorwärts. Auch erwuchs der Sache eine sehr erfolgreiche Förderung aus der aufopfernden Thätigkeit J. F. Böhmers, welcher im Jahr 1823 in die Centraldirektion eintrat und seitdem seine Zeit und Kräfte fast ausschließlich der Sammlung deutscher Geschichtsquellen und insbesondere der Aufsuchung und Ausbeutung der Kaiserurkunden widmete. Eine Anzahl anderer jüngerer Gelehrten wurde allmählig zur Mitarbeit herbeigezogen: Waitz, Wilmans, Giesebrecht, Bethmann, Wattenbach, Heine, Abel und Andere, und es sind nun durch vereinte Kräfte unter freigebiger Unterstützung der deutschen Regierungen die Bibliotheken und Archive Europa's durchforscht, eine Unzahl Handschriften und Urkunden benützt, die Quellenschriften bis zum Anfang der Hohenstaufenzeit in sorgfältigster Bearbeitung in 13 Foliobänden niedergelegt, die Kaiserurkunden von Karl dem Großen an bis auf Ludwig den Bayern in Auszügen bearbeitet, und die kritischen Vorarbeiten in 11 Oktavbänden des Archivs der Gesellschaft, welches von Anfang an neben der Hauptsammlung herging, gesammelt, und es ist damit eine Grundlage für die Geschichte des deutschen Mittelalters gegeben, welche ähnlichen Arbeiten als Muster dienen kann.

Ist es erlaubt, neben so vielem Rühmenswerthen auch einiger Mängel zu gedenken, so müssen wir, abgesehen davon, daß das Unternehmen doch etwas langsam vorschreitet, beklagen, daß die ausdrücklich ausgesprochene Absicht des ehrwürdigen Begründers, den deutschen Gelehrten eine wohlfeile Sammlung unserer

Geschichtsquellen in die Hände zu geben, nicht erreicht worden ist, indem die prächtig ausgestatteten Foliobände eine Ausgabe verursachen, welche sie von den meisten Privatbibliotheken ausschließt. Dazu kommt noch der weitere Uebelstand, daß diese großen Bände sehr unbequem zu handhaben sind, und nicht für die engen Räume und schmalen Arbeitstische unserer Gelehrten sich eignen. Man hat in der Folge beide Uebelstände dadurch gut zu machen versucht, daß man von den Hauptwerken theils kleinere Schulausgaben, theils eine mit Erläuterungen versehene deutsche Bearbeitung veranstaltete, die, von sachkundigen Gelehrten ausgeführt, die Originalausgabe bereits überholt hat und nun bis zur 23. Lieferung vorgerückt ist. Mit dieser Uebersetzung scheint man fast über das wirkliche Bedürfniß hinausgegangen zu seyn; denn daß die alten Chroniken nun von gebildeten Geschichtsfreunden zur Unterhaltungslektüre gewählt würden, läßt sich denn doch kaum erwarten, und für den Gelehrten ist es zwar bequem, die betreffenden Schriften deutsch nachlesen zu können, aber zum wissenschaftlichen Gebrauch genügt das doch nicht, und man wird immer genöthigt seyn, das Original zu vergleichen. Daß, wie es scheint, in Folge der Uebersetzung die kleineren Ausgaben der Originale aufgehört haben, ist zu bedauern.

Das langsame Fortschreiten der Monumenta und die Rücksicht auf Bequemlichkeit des Handgebrauchs hat nun Böhmer veranlaßt, der großen Sammlung etwas vorzugreifen und einzelne Gruppen späterer Chroniken in einer Oktavausgabe herauszugeben, wovon nun seit 1843 drei Bände erschienen sind, deren erster die Geschichtsquellen des 14. Jahrhunderts, besonders Ludwigs des Bayern und Karls IV., der zweite die Zeit Rudolphs von Habsburg, der dritte die Hohenstaufenzeit umfaßt. Alle sind mit ausführlichen Einleitungen begleitet, welche über den Inhalt der einzelnen Stücke, ihren Werth für die Geschichtsforschung und die übrigen in Betracht kommenden kritischen Fragen orientiren. Man möchte wünschen, in einer derartigen Ausgabe, die auch hinsichtlich der Ausstattung und des Preises allen Anforderungen entspricht, die ganze Reihe der deutschen Geschichtsquellen behandelt zu sehen.

Eine wesentliche Ergänzung der alten Schriftsteller sind die

Urkunden, und bei der mittelalterlichen Geschichte von um so größerem Werthe, weil sie das einzige Mittel sind, die das einemal so mageren und unvollständigen, das anderemal sagenhaft verfälschten Berichte zu ergänzen und zu berichtigen. Diese Urkunden wurden schon im früheren Mittelalter an dem Sitze der öffentlichen Gewalt, in den Kanzleien, nicht nur ausgefertigt, sondern auch gesammelt, indem man von jedem Schriftstück eine Abschrift oder wenigstens eine Inhaltsangabe in ein Kanzleibuch eintrug. Diese Kanzleibücher, welche man in den Kanzleien **Registra** oder **Regesta** nannte, geben nun ein Bild des ganzen Geschäftsgangs der Regierung und Verwaltung. Sie sind zum Theil noch vollständig erhalten, zu großem Theil aber auch zu Grunde gegangen, namentlich hatten die Regesten der kaiserlichen Kanzlei bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts dieses Schicksal. Es war daher die Aufgabe der Geschichtsforschung, die theils in einer Menge juridischer Bücher abgedruckten, theils in den Archiven zerstreuten Urkunden zu sammeln, um die verloren gegangenen Urkundenbücher wiederherzustellen. Dieß geschah von Pertz und seinen Mitarbeitern mit reichem Erfolge. Böhmer hat es aber mit der ihm eigenthümlichen Ausdauer und Liebe zur Sache unternommen, das gewonnene Material zu ordnen und zu vervollständigen. Daraus entstanden nun seine Regesten, daß heißt die chronologisch geordnete Zusammenstellung und Inhaltsangabe der einzelnen Urkunden, die er von den Karolingern an bis zum Schluß der Regierung Ludwigs des Bayern ausführte und herausgab. Einen Theil derselben, nämlich die Urkunden von 1198 bis 1313, hat er später nach einem erweiterten Plane umgearbeitet, und mit Nachweisungen aller in den gleichzeitigen Geschichtsbüchern vorkommenden Thatsachen bereichert. Hiedurch sind die Regesten zu Repertorien der einschlägigen Schriftsteller geworden, und der ganze thatsächliche Gehalt der mittelalterlichen Geschichte liegt nun hier chronologisch geordnet und kritisch gesichtet vor. Außerdem hat Böhmer durch Gruppirung der Ereignisse, durch Zusammenstellung der Urtheile der Zeitgenossen über Persönlichkeit und Politik der Kaiser die bedeutendsten Winke zur Auffassung gegeben. In ähnlicher, doch nicht so verarbeiteter Weise hat Chmel die Urkunden König Ruprechts und einen großen Theil der Friedrichs III. behandelt.

Es fehlen nun für das Mittelalter nur noch die Regesten Karls IV. und Wenzels. Diese Urkundenauszüge, besonders in der inhaltreichen Bearbeitung Böhmers, können dem Forscher genügen, bis die Originale in der Sammlung der Monumenta abgedruckt seyn werden, was voraussichtlich noch lange Zeit anstehen wird. Nur von der Zeit des Hohenstaufens Friedrich II. ist jetzt schon eine Sammlung im Erscheinen begriffen, welche an Vollständigkeit und pünktlicher Ausführung kaum etwas vermissen läßt. Ein Franzose, Huillard-Bréholles ist es, der, durch die Freigebigkeit des Herzogs von Luynes in den Stand gesetzt, der deutschen Geschichte diesen freundnachbarlichen Dienst geleistet und die auf die Geschichte Friedrichs II. bezüglichen Urkunden und Briefe auf vieljährigen Reisen gesammelt und nun herauszugeben begonnen hat. Die Vorarbeiten von Pertz und Böhmer sind dabei natürlich benützt, aber auch manches ergänzt und eingereiht, was jenen beiden entgangen war. Es sind bis jetzt vier Bände in schönster Ausstattung erschienen, und wir haben *bestimmte* Aussicht, daß die Fortsetzung in rascher Folge ausgeführt und das Werk in Kurzem vollendet seyn wird.

Die für die Geschichte der deutschen Kaiserzeit so wichtigen päpstlichen Urkunden hat Philipp Jaffé mit Benützung der Pertz'schen Vorarbeiten bis zum Jahr 1198 bearbeitet, in welchem die noch erhaltenen Regesten des vatikanischen Archivs beginnen. Man findet in Jaffé's Werk alle bekannt gewordenen päpstlichen Urkunden und Briefe bis auf jenen Zeitpunkt verzeichnet. Die Behandlung ist nach dem Vorbilde der Böhmer'schen Regesten eingerichtet, doch hat der Verfasser, um die Bogenzahl nicht zu groß werden zu lassen, möglichste Sparsamkeit in Beziehung geschichtlicher Zugaben beobachtet. Der Plan der Pertz'schen Monumenta erstreckt sich bloß bis zum Ende des 15. Jahrhunderts; für die spätere Zeit ist zwar manches Einzelne untersucht und herausgegeben, aber noch keine größere Quellensammlung begonnen. Auf der Germanistenversammlung zu Frankfurt wurde zwar von Ranke ein Plan zur Herausgabe der Reichstagsakten vorgelegt und beantragt, daß der damals im Entstehen begriffene allgemein deutsche Geschichtsverein die Ausführung dieser Arbeit sich zur Aufgabe machen solle. Es wurde auch wirklich eine leitende Commission zu diesem Behufe niedergesetzt und über das

Unternehmen Berathung gepflogen, aber die darauf folgenden Bewegungsjahre hinderten die Ausführung, und seitdem ist die Sache nicht wieder aufgenommen worden.

Wenn bei solchen Forschungen etwas herauskommen soll, bedarf es vereinter Kräfte. Diese Vereinigung kommt aber in Deutschland bei dem Mangel eines Mittelpunktes nicht von selbst zu Stande, und es scheint ein besonderer Unstern über den Versuchen zu einem allgemeinen Vereine zu walten. Kleinere Vereine haben sich zwar seit Steins Vorgang in allen Gegenden Deutschlands gebildet, aber ihre Wirksamkeit ist doch immer vereinzelt und unbefriedigend geblieben, und alle Bemühungen, sie zum Zusammenwirken zu organisiren, sind bis jetzt gescheitert. Auch wollte es nie gelingen, eine Zeitschrift für allgemeine deutsche Geschichtsforschung zu Stande zu bringen. Denn jenes Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde hatte nur eine beschränkte Aufgabe, es sollte die kritischen Vorarbeiten für die Monumenta sammeln. Unter den vielen sonstigen wissenschaftlichen Zeitschriften gab es keine, welche planmäßig den Zwecken allgemeiner deutscher Geschichtsforschung gedient hätte. Die europäischen Annalen von Murrhard und später Rotteck, die Pölitz'schen, in der Folge Bülau'schen Jahrbücher für Geschichte und Politik verfolgten mehr publicistische Zwecke und letztere waren überhaupt nicht auf Gründlichkeit angelegt. Brans Minerva, Hormayrs und Raumers Taschenbücher arbeiteten mehr für Unterhaltung und Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse, als für wissenschaftliche Forschung. Im Anfang der dreißiger Jahre versuchte Freiherr v. Aufseß eine Vereinigung der deutschen Geschichtsvereine und zugleich ein literarisches Organ für ihre Wirksamkeit zu schaffen; er gründete 1832 einen Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters und stellte denselben den in Deutschland bestehenden Geschichts- und Alterthumsvereinen zur Verfügung. In demselben lud er ihre Mitglieder und andere Freunde der Sache zu einer Zusammenkunft auf den 24. September 1833 nach Nürnberg ein, aber es erschienen nur 58 Personen und unter diesen nur zwei Vertreter von Geschichtsvereinen, deren schon damals 24 bestanden. Schon deßhalb konnten die Vorschläge des Herrn v. Aufseß nicht mit Erfolg besprochen werden, und überdieß war die Mehrheit der

Anwesenden gegen die vorgeschlagene Verschmelzung der Vereine. Die Redaktion des von ihm gegründeten Anzeigers wurde nun von Mone in Karlsruhe übernommen, der sie auch bis 1839 fortführte, aber etwas ganz anderes daraus machte, als Herr v. Aufseß im Sinne gehabt hatte. Während dieser ein Notizenblatt geben wollte, um Anfragen, Antworten und Winke aufzunehmen, machte Mone ein Magazin für geschichtliche Materialien daraus, in welchem er und seine Freunde ihre Sammlungen von Rechts- und Sprachalterthümern, Sagen und Gedichten niederlegten. Es wurde auf diese Weise manches für Geschichte und Literatur Werthvolle veröffentlicht, aber ein Vereinigungspunkt für geschichtliche Untersuchungen und Kritik wurde der Anzeiger nicht. Eine natürliche Folge davon war, daß er aus Mangel an Absatz aufhören mußte. Indessen machte sich das Bedürfniß eines allgemeinen Organs für wissenschaftliche Behandlung der Geschichte immer fühlbarer, und der Gedanke, den manche im Geiste bewegt und besprochen hatten, kam endlich in Berlin zur Verwirklichung durch die Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, welche im Jahr 1844 W. Ad. Schmidt unter Mitwirkung der Berliner Notabilitäten des Faches und einer Anzahl jüngerer Genossen aus der Ranke'schen Schule herauszugeben begann. Obgleich das Hauptaugenmerk der Gründer dabei auf deutsche Geschichte gerichtet war, so wurde sie doch nicht darauf beschränkt, sondern auf das Gesammtgebiet der Geschichtswissenschaft ausgedehnt. Man hoffte wohl, dadurch einen größeren Leserkreis zu gewinnen, auch mochten die persönlichen Bestrebungen des Redakteurs dabei mitwirken. Die Zeitschrift entsprach ihrer Aufgabe mit wissenschaftlichem Ernst und Erfolg, sie brachte Untersuchungen, Darstellungen, Ueberblicke, Einzelkritiken, Anfragen und kurze Mittheilungen, und wenn sie auch nicht in dem Umfang, in welchem man es hätte wünschen mögen, der Vereinigungspunkt für deutsche Geschichtsforschung geworden ist, so hat sie doch einen guten Theil deutscher Historiker vereinigt, manches geleistet und angeregt. Schon im ersten Bande dieser Zeitschrift wurde die Frage über die Verbindung der vielen Geschichtsvereine zur Sprache gebracht, und die Redaktion machte sich zu regelmäßigen kritischen Berichten über die Leistungen der einzelnen Vereine anheischig, was wenigstens theilweise

zur Ausführung kam. Ein großer Schritt zur Einigung der zersplitterten Kräfte war die zunächst von juristischer Seite ausgegangene Anregung zu einer den Naturforscherversammlungen nachgebildeten Germanistenversammlung. Eine Anzahl namhafter deutscher Rechts-, Geschichts- und Sprachforscher erließen eine Aufforderung an ihre Fachgenossen zu einer Zusammenkunft in Frankfurt a. M. auf den 24. September 1846. Die Versammlung, auf welcher viele deutsche Gelehrte aus allen Gauen und darunter die berühmtesten Historiker erschienen, nahm zwar einen vorwiegend juridisch-politischen Charakter an, aber doch fanden auch die eigentlichen Historiker Gelegenheit, ihre besondern Angelegenheiten zu besprechen, und in den historischen Sektionssitzungen wurde die Gründung eines allgemeinen deutschen Geschichtsvereins beantragt und beschlossen. Die Herausgabe der Verhandlungen der deutschen Reichstage, Forschungen über den deutschen Handel und die volkswirthschaftlichen Verhältnisse wurden beispielsweise als Aufgaben bezeichnet, und das 15. Jahrhundert als die Grenze festgesetzt, von welcher an dieser neue Verein sich bethätigen wollte. Das Verhältniß des Vereins zu den bereits bestehenden Provinzialvereinen blieb unbestimmt. Einige hatten gemeint, er sollte aus einem Ausschuß derselben hervorgehen oder wenigstens nachträglich die Gesellschaftsverfassung durch Beiziehung von Abgeordneten berathen werden; aber Andere fürchteten nicht mit Unrecht, durch eine solche gleichsam officielle Betheiligung der einzelnen Vereine einen schwerfälligen Gesellschaftsorganismus zu bekommen, der die sachlichen Leistungen mehr hemmen als fördern würde. Die Vereine selbst fürchteten Unterordnung und Bevormundung, bei Manchen zeigte sich Empfindlichkeit über vermeintliche Geringschätzung. Der ganze Plan aber blieb auf dem Papier. Die Germanistenversammlung selbst wurde nur einmal in Lübeck wiederholt, ohne den historischen Verein und seine Zwecke zu fördern. Sie nahm eine noch mehr politische Richtung an und im folgenden Jahr trat das deutsche Parlament an ihre Stelle. Von der nationalen Gegenwart wurde die Untersuchung über die Vergangenheit verdrängt, und als die Reaktion wieder an die Stelle der Bewegung getreten war, durfte man nicht mehr daran denken, eine Versammlung zu erneuern, welche die Vorläuferin des Parlaments

gewesen war. Auch die Berliner Zeitschrift erlag den Stürmen des Jahres 1848. Seitdem ist sie nicht wieder aufgenommen worden, und auch kein anderes Unternehmen dieser Art an die Stelle getreten. Während alle andern wissenschaftlichen Fächer ihre eigenen Zeitschriften haben, während wir eine Zeitschrift für Geographie, deren mehrere für alte und neue Philologie,[1] ja sogar eine für Dialektsforschung haben, so entbehrt die Geschichte, die doch vor andern Anspruch auf allgemeine Theilnahme hat, ein eigenes Organ der wissenschaftlichen Vertretung. Die neue Folge des Anzeigers für Kunde der deutschen Vorzeit, welche Hr. v. Aufseß im J. 1853 wieder ins Leben gerufen hat, und wovon jeden Monat ein Bogen erscheint, ist nach Anlage und Ausführung zu unbedeutend, um eine solche Stelle einzunehmen. Unter den jetzt bestehenden Zeitschriften für Specialgeschichte ist keine einzige, die für den Mangel einer allgemeinen entschädigen könnte, da sie sich einerseits durchaus auf ihre provinziellen Zwecke beschränken, andererseits ins Stocken gerathen sind oder gar aufgehört haben. Es würde zu weit führen, wenn wir sie im Einzelnen besprechen wollten.[2] Die Vereine, deren Thätigkeit während der Bewegungszeit stillestand, haben in den letzten Jahren wieder einige Lebenszeichen von sich gegeben, weniger durch literarische Leistungen, als durch Versuche, einen Gesammtverein zu Stande zu bringen. Den ersten Anstoß dazu gab der jetzige König von Sachsen, welcher deutsche Geschichts- und Alterthumsforscher auf den August 1852 nach Dresden einlud, um über Einleitung einer gemeinsamen Thätigkeit zu berathen. Die Versammlung wurde zwar gehalten, aber da unter 128 Theilnehmern nur 17 Vereinsabgeordnete erschienen, konnte sie keine Organisationsbeschlüsse fassen und beschränkte sich auf die Verabredung, Materialien zu einem Gesammtbericht über die

[1] Darunter ist zwar Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum, die sich aber auf das Literarische und Philologische beschränkt hat und jetzt auch eingegangen zu seyn scheint.

[2] Wer sich über ihre Leistungen genauer unterrichten will, der sehe sich in den verdienstlichen Werken von Walther und Koner um; der Erste hat ein Repertorium der historischen Gesellschaftsschriften herausgegeben, welches bis zum Jahr 1845 geht, und der Letztere ein Repertorium über sämmtliche von 1800 bis 1850 in akademischen Abhandlungen, Gesellschaftsschriften und andern wissenschaftlichen Journalen erschienene Aufsätze. Berlin 1852—1854.

Vereine zu sammeln. Eine von Seiten der mittelrheinischen Vereine veranstaltete Versammlung zu Mainz im September desselben Jahres konnte dem Ziele nicht viel näher kommen, da nur 10 Vereinsabgeordnete sich einfanden. Doch beschloß man die Stiftung eines Gesammtvereins, dessen Zweck Erhaltung, Erforschung und Bekanntmachung der vaterländischen Denkmale seyn sollte. Eine jährliche Generalversammlung und ein von derselben zu wählender Verwaltungsausschuß sollte die Geschäfte besorgen, ein Correspondenzblatt den Verkehr vermitteln. Dasselbe erschien auch wirklich unter der Redaktion eines Professors Löwe in Dresden, aber erlebte nur einen Jahrgang, da die Vereine nicht viel mit einander zu correspondiren hatten. Auf einer dritten Versammlung zu Nürnberg im September 1853, welche unter dem Vorsitz des damaligen Prinzen Johann von Sachsen gehalten wurde, berichtete Hofrath Schulz, daß sämmtliche deutsche Regierungen zu den Anträgen der Dresdener und Mainzer Versammlung in Betreff der Aufbewahrung von Denkmälern des Alterthums ihre Zustimmung erklärt haben, aber nur 26 Geschichtsvereine beigetreten seyen. Was überhaupt von einem Zusammenwirken der Vereine zu hoffen sey, zeigte sich bei einem Antrag des Archivars Landau aus Cassel, welcher zur Mitwirkung für eine historische Topographie von ganz Deutschland aufforderte. Während Ledebur und Schubert diesen sehr beifallswürdigen Antrag lebhaft unterstützten, verwahrte sich Lisch aus Schwerin gegen jede Beschlußnahme eines sogenannten Gesammtvereins und sprach damit wohl die Stimmung Vieler aus. Unter diesen Verhältnissen ist es sehr zweifelhaft, ob die dennoch gefaßten Beschlüsse, eine Reihe von Gaugeschichten Deutschlands, eine umfassende deutsche Alterthumskunde und eine Quellensammlung der Geschichte des 15. Jahrhunderts herausgegeben, je mit Hülfe dieser Vereine zur Ausführung kommen werden. Im Jahre 1854 wurde zwar wieder eine Versammlung zu Münster in Westphalen gehalten, allein sie wurde gleich Anfangs dadurch gestört, daß ihr Vorstand Prinz Johann, so eben König von Sachsen geworden, nicht Zeit hatte zu erscheinen, und sie ging ziemlich resultatlos auseinander, nachdem sie die schon früher gestellten Aufgaben besprochen und Ulm zum nächsten Versammlungsort gewählt hatte. Nach allen diesen Vorgängen muß man

wohl bezweifeln, ob die Verschmelzung der Geschichts- und Alterthumsvereine zu einem deutschen Gesammtverein je gelingen werde. Und am Ende ist auch der Fortschritt der Wissenschaft nicht durch diese Form des Zusammenwirkens bedingt. Auch ohne gesellschaftliche Organisation ist ein Zusammenwirken möglich, und dieses könnte am leichtesten zu Stande kommen durch das Bestehen einer guten Zeitschrift, welche, durch zweckmäßige Redaktion und die erforderlichen Geldmittel gesichert, die rechten Mitarbeiter anlockte.

Wir können in diesem Zusammenhange nicht umhin, auch des germanischen Centralmuseums in Nürnberg zu gedenken, das bei allen jenen Einigungsversuchen der Vereine zur Sprache kam. Dasselbe ist von Herrn v. Aufseß vor vielen Jahren mit großer Liebe zur Sache und bedeutenden Opfern gegründet und fortwährend bereichert worden, und er wünscht nun, daß es von der Gesammtheit der Geschichts- und Alterthumsvereine übernommen und fortgesetzt werde. Dieß Museum ist jetzt schon eine reiche Sammlung von schriftlichen und artistischen Denkmalen des deutschen Alterthums, und soll nach der Absicht des Gründers zu möglichster Vollständigkeit erweitert werden. Was nicht im Original erworben werden kann, soll wenigstens in Abschrift, Nachbildung, Beschreibung oder Verzeichniß eingeliefert werden. Ein sehr ins Einzelne ausgeführtes Fachwerk bezeichnet die Rubriken, nach welchen die Sammlung geordnet ist; ob aber diese Fächer alle mit wirklich geschichtlich werthvollem Stoffe können ausgefüllt werden, ob es nur möglich seyn wird, die beabsichtigten Verzeichnisse von Handschriften und Urkunden zu einiger Vollständigkeit zu bringen, möchten wir bezweifeln. Auch wird im Grunde für dieses Bedürfniß, so weit es zu befriedigen ist, durch die Literatur gesorgt. So schätzbar auch die monumentalen und artistischen Ueberbleibsel der Vorzeit sind, so bleiben sie doch am Ende für den Geschichtsforscher Nebensache, und es fragt sich, ob ihre Zusammenhäufung an einem Orte der Wissenschaft so große Dienste leistet. Ihre Vertheilung unter den Provinzialvereinen, aus deren Heimath sie stammen, hat doch auch eine nicht zu läugnende Berechtigung. Wir sind weit entfernt, mit diesen Bemerkungen ein wegwerfendes Urtheil über das germanische Museum fällen zu wollen, vielmehr wünschen

wir ihm das beste Gedeihen; nur scheint uns seine Pflege nicht die erste Gewissenspflicht des Geschichtsforschers zu seyn, und es will uns etwas erzwungen bedünken, bei dem Mangel eines politischen Centrums in Deutschland durchaus ein Centralmuseum haben zu wollen.

Versuchen wir nun einen Ueberblick der einzelnen literarischen Leistungen, besonders seit dem letzten Jahrzehent. Die noch unklaren ältesten Zeiten sind vorzugsweise zum Gegenstand der gelehrten Forschung gemacht worden. Untersuchungen über die Herkunft der Deutschen und das Verhältniß der Stämme zu einander sind besonders von Zeuß in seinem Werk über die Deutschen und ihre Nachbarstämme, von Jakob Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache, und von H. Leo in verschiedenen kleineren Schriften und besonders in seinen Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes geführt worden, ohne daß man jedoch zu sicheren, allgemein anerkannten Resultaten gelangt wäre. Leo in seinem letztgenannten Werke versucht die bisherigen Ergebnisse zusammenzufassen. Es gilt ihm als ausgemacht, daß die Deutschen aus dem nordwestlichen Indien am Fuße des Himalaya herstammen, er glaubt sogar aus dem Sanskrit und den Veda's die Grundlage der deutschen Sprache und des deutschen Glaubens nachweisen zu können. Seine hauptsächlichen Beweismittel für den orientalischen Ursprung entnimmt er aus der Abhandlung J. Grimm's über die Identität der Geten und Gothen, und sucht dann im sprachlichen und religiösen Material die weiteren Bestätigungen. Vielfach erörtert wird auch das Verhältniß der Deutschen zu den zwischen ihnen auftauchenden Kelten. Ueber sie ist eine Reihe gelehrter und scharfsinniger Untersuchungen angestellt worden, ohne daß dadurch die Frage ganz erledigt worden wäre. Bei den Ausgrabungen fand man manche Geräthschaften, welche einer höheren Kulturstufe anzugehören schienen, als man mit der Vorstellung von den Germanen vereinigen konnte, in den lateinisch geschriebenen Gesetzbüchern einzelne Ausdrücke, und unter den Ortsnamen manche, die weder lateinisch noch deutsch klangen; dieß alles suchte man dadurch zu erklären, daß man es den Kelten zuschob. Besonders Mone und Leo sind sehr geneigt, in allem Deutschen Keltisches zu entdecken; aber was man mit den Kelten selbst machen

sollte, das wußte man nicht recht. Sie sind so vielfach mit den Deutschen vermischt und verflochten, man fand sie auch außerhalb Galliens überall da, wo nachher Germanen wohnten, in Süddeutschland, in Oberitalien, man erkannte sie daher für ein den Deutschen verwandtes, ebenfalls der indo-germanischen Sprachfamilie angehöriges Volk, das vor den Germanen von Asien nach Europa eingewandert sey. Von jenen auffallenden Ausdrücken und Namen fand man manche im Gallischen wieder, und das Gallische suchte man im Gälischen und Kymrischen, und so glaubte man in den beiden letztern Sprachen die alleinigen ächten Ueberbleibsel des Keltischen zu finden. Es war nun freilich auffallend, daß ein so bedeutendes, weitverbreitetes Kulturvolk bis zu so ärmlichen Volkstrümmern herabgekommen seyn sollte. Doch erhielt sich diese Ansicht in fast unbestrittener Geltung, und von ihr ausgehend hat Diefenbach seine sprachlichen Untersuchungen über Keltisches, und Zeuß eine ausführliche keltische Grammatik geschrieben, woraus die keltische als eine von der deutschen wesentlich verschiedene Sprache hervorging. Nun hat neuestens Ad. Holtzmann in Heidelberg in einer Schrift über die Kelten und Germanen (Stuttgart 1855) der Keltenfrage eine neue Wendung gegeben, die manche Schwierigkeiten zu lösen geeignet ist. Er stellt der allgemeinen bisherigen Annahme, daß die Kelten ein von den Deutschen ganz verschiedenes Volk seyen, das nur noch in den Gälen und Kymren fortlebe, als Ergebniß seiner neuen Forschungen den Satz entgegen: die Kelten sind nichts anders als Germanen, die Gälen und Kymren aber keine Kelten. Die Beweise, welche er für seine Behauptung gibt, sind einleuchtend und gewichtig genug, um eine neue Revision der bisherigen Untersuchungen zu veranlassen.

Eine große Rolle in der Forschung spielen die ebenfalls über den ganzen südlichen und westlichen Theil Deutschlands verbreiteten Spuren römischer Ansiedlung. Mit ihrer Aufsuchung beschäftigen sich besonders die Geschichts- und Alterthumsvereine, und namentlich widmet sich derselben ausschließlich der Verein der Alterthumsfreunde in den Rheinlanden, dessen Jahrbücher über eine reiche Zahl römischer Funde mit wissenschaftlichem Geiste berichten. Um die Erklärung derselben haben sich in neuerer Zeit besonders Pauly, Mone, Lersch, Momsen, Stälin

verdient gemacht. Die Ansichten über den Einfluß römischer Bildung auf die deutsche haben sich neuerlich in wesentlichen Punkten modificirt; während man früher alle staatlichen Einrichtungen von den Römern herleiten zu müssen glaubte, führt die genauere Kenntniß des deutschen Rechtes zu der Anerkennung, daß auch der deutsche Geist manches aus sich heraus geschaffen habe.

Auf dem Gebiete der Rechts- und Verfassungsgeschichte, welches man eine Zeitlang durch Eichhorn abgeschlossen glaubte, zeigt sich jetzt die rührigste Thätigkeit, durch welche die Eichhorn'sche Grundlage wesentlich verändert worden ist. Seit 1839 folgte eine ganze Reihe von Werken selbstständiger Forschung rasch aufeinander, die, verschieden in ihren Ergebnissen, doch alle für die Wissenschaft gewinnbringend waren. Durch Werke wie Löbells Gregor von Tours und seine Zeit, die deutsche Verfassungsgeschichte von Waitz, die Entstehung des deutschen Königthums von Sybel, die germanischen Ansiedlungen von Gaupp, die Untersuchung Konrad Maurers über den deutschen Adel, die Arbeiten Merkels über die deutschen Volksrechte, Bethmann-Hollwegs übersichtliche Darstellung der altgermanischen Rechtszustände, Paul Roths Geschichte des Beneficialwesens, Walters deutsche Rechtsgeschichte, Landau's deutsche Territorien, des älteren Maurers Schrift über Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung, und endlich des Engländers Kemble Geschichte der Angelsachsen — hat die ältere deutsche Rechtsgeschichte eine wesentlich neue Beleuchtung erhalten. Verschiedene Artikel in Zeitschriften, zum Theil von denselben Verfassern, haben noch manche Ergänzungen hinzugefügt, und die Agrar- und Gemeindeverhältnisse, das Ständewesen, die Geschichte der Entstehung der Monarchie sind dadurch zwar noch nicht ganz aufgehellt, aber doch viel klarer geworden. Aus allen diesen Untersuchungen gehen die alten Germanen als ein Volk hervor, auf das die Vorstellung eines rohen Nomadenlebens nach Art der mongolischen und amerikanischen Horden keine Anwendung finden kann, sondern das bereits sein eigenes Rechts- und Staatsleben, sowie das Bedürfniß einer weiteren Vervollkommnung beider hatte. Insbesondere ist es ein Verdienst von Waitz, gezeigt zu haben, daß das Staatswesen der alten Germanen nicht auf der zufälligen Zusammenrottung unter einem Häuptling zum Behufe

kriegerischer Raubzüge beruhte, und daß das Lehenswesen mit seinem lockeren Zusammenhang der Gewalten nicht der einzige Rechtsboden gewesen ist, daß es vielmehr schon in alten Zeiten eine ordentliche obrigkeitliche Gewalt mit Unterthanenverhältniß gegeben hat. Im Widerspruch gegen Sybel, welcher die Entstehung des Königthums bei den Germanen aus einem römischen Amtsauftrag ableiten zu müssen glaubte, suchte Waitz zu zeigen, daß die Monarchie schon ursprünglich bei den Deutschen zu Hause gewesen sey. In Beziehung auf das Lehenswesen ist Paul Roth einen kühnen Schritt weiter als Waitz gegangen, indem er nachweisen will, daß das Lehenswesen überhaupt nicht eine ursprünglich deutsche Einrichtung, sondern erst später im achten Jahrhundert im romanisirten Karolingerreich entstanden sey, und tritt damit in direkten Gegensatz zu den Behauptungen der französischen Gelehrten, welche im Lehenswesen ein eigenthümliches Erzeugniß des eingedrungenen germanischen Elements sehen. Seine Ansicht hat bei den Germanisten bereits großen Anklang gefunden, obgleich Waitz, der diese Bahn zuerst betreten hat, sich nicht einverstanden damit erklärt.

Auch in einem andern Punkte der deutschen Verfassungsgeschichte hat die neuere Forschung einen bedeutenden Fortschritt gemacht, nämlich in der Geschichte der Städteverfassung. Man hatte auf Savigny's und Eichhorns Autorität hin längere Zeit angenommen, die germanische Städtefreiheit sey aus den Ueberresten römischer Municipalverfassung entstanden. Nun hat zuerst Bethmann-Hollweg in seiner Schrift über den Ursprung lombardischer Städtefreiheit (Bonn 1846) die Hypothese und Beweisführung Savigny's aufs neue geprüft und ist auf das Ergebniß gekommen, daß die römische Municipalverfassung bereits untergegangen war, als in den lombardischen Städten mit Hülfe der bischöflichen Immunitäten eine neue freie Gemeinde sich bildete. Bald nachher hat Karl Hegel in seiner Geschichte der Städteverfassung in Italien (2 Bde. Leipzig 1847), einem der bedeutendsten Werke der neueren Geschichtsforschung, die Frage einer umfassenden Untersuchung unterworfen und dieselbe auch auf die deutschen Städte ausgedehnt. Durch dieses Buch ist nun die Entstehung und Entwicklung freier städtischer Gemeinden im Mittelalter ganz auf germanische Grundlagen

zurückgeführt, und die ganze für die mittelalterliche Bildung so wichtige Lebensform dem deutschen Geiste vindicirt worden. Auf der von Hegel bereiteten Grundlage hat nun neuestens Arnold fortgebaut und hat in seiner Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte zunächst die von Worms, dann aber auch eine Reihe anderer bedeutender deutscher Reichsstädte untersucht und für die von Hegel gefundenen Ergebnisse manche neue Belege beigebracht. Uebrigens ist sein Vorgänger in manchen Einzelnheiten und neuen Resultaten keineswegs mit ihm einverstanden, und derselbe hat sich veranlaßt gefunden, in einer ausführlichen Abhandlung in der Braunschweiger Monatsschrift (im Märzheft 1854) seine abweichende Ansicht darzulegen und zu einer neuen Untersuchung des Gegenstandes aufzufordern. Da wir nun einmal an den Städtegeschichten sind, so müssen wir hier gleich ein Wort über F. W. Bartholds Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Bürgerthums sagen (4 Thle. Leipzig 1850—53), welche bis auf die neueren Zeiten geht. Sie ist, wie wir von dem Verfasser nicht anders erwarten dürfen, ein auf den gründlichsten Studien beruhendes Werk; aber, ursprünglich auf eine breitere wissenschaftliche, mit gelehrten Nachweisungen auszustattende Ausführung angelegt, wurde der reiche Stoff zum Behuf der Einverleibung in ein populäres Unternehmen so zusammengedrängt, daß die Anschaulichkeit dabei Noth leidet, und der Leser nicht durch zusammenfassende Ueberblicke oder erleichternde Anordnung hiefür entschädigt wird. An den Faden der Reichsgeschichte seine Darstellung anknüpfend, reiht Barthold eine Menge von Thatsachen aneinander, aber er läßt uns nirgends ruhig bei Betrachtung der Zustände und Entwicklungen verweilen, sondern jagt uns rasch von einer Stadt und einer Zeit zur andern weiter. Wenn nach dem Plane des Verlegers die Sache durchaus in einigen Bändchen abgemacht werden mußte, so hätte die Bearbeitung einzelner Episoden aus der deutschen Städtegeschichte, aber mit etwas Detailmalerei ausgeführt, dem Zwecke weit besser gedient. Die Geschichte der fürstlichen Territorien hat F. W. Unger beleuchtet durch seine gründliche und lichtvolle Geschichte der deutschen Landstände, worin er die Entwicklung dieses Instituts von den ältesten Zeiten bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts verfolgt.

Eine wenigstens theilweise Uebersicht der neueren Forschungen über das altdeutsche Verfassungswesen hat neuerlich Th. Mundt gegeben, in seiner Geschichte der deutschen Stände (Berlin 1854). Es ist ein fleißig ausgearbeitetes Buch, welches aus den betreffenden Untersuchungen der Fachgelehrten mit Sorgfalt die Resultate zieht und zusammenstellt, aber doch vermißt man die geistige Freiheit und Sicherheit, welche aus der eigenen Durchforschung des Stoffes erwächst, und aus dem gelehrten Material ein anschauliches Bild zu gestalten vermag.

In den bisher genannten Werken ist das religiöse und kirchliche Leben der alten Deutschen nur nebenbei berührt, und doch bildet dieß einen sehr wichtigen Bestandtheil in der deutschen Entwicklung. Den vorchristlichen Glauben der alten Deutschen hat Jakob Grimm zuerst gründlich untersucht und in seiner deutschen Mythologie die Spuren, die er in Sage, Dichtung und dem noch jetzt lebendigen Aberglauben auffinden konnte, zusammengestellt. Kurz darauf hat Ludwig Uhland durch seine Untersuchungen über den Mythus von Thor die Wissenschaft mit neuen Ergebnissen bereichert. Später hat es dann Wilh. Müller in Göttingen unternommen, das von J. Grimm gewonnene Material zu einer systematischen Geschichte der altdeutschen Religion zu verarbeiten. Seitdem ist die Forschung vielfach bereichert worden durch eine Reihe von Volkssagensammlungen und einzelne Beiträge in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum. Besonders verdient haben sich in diesem Fache J. H. Wolf und K. Müllenhoff gemacht; Ersterer hat eine eigene Zeitschrift für deutsche Mythologie begonnen. Eine Hauptfrage bei den mythologischen Forschungen ist die, in wie weit die skandinavische Mythologie zur Erklärung der deutschen herbeigezogen werden dürfe. Während die Einen die Armuth der deutschen Götterlehre aus einer allmähligen Abschwächung des ursprünglich reicheren Gehalts erklären, sind die Andern der wohl richtigeren Ansicht, daß der Reichthum der skandinavischen Mythologie erst in Folge der Befruchtung durch christliche Ideen entstanden sey. Der Uebergang aus dem Heidenthum in das Christenthum ist neuestens von Heinrich Rückert in seiner diese Zeit behandelnden Kulturgeschichte des deutschen Volkes (2 Thle. Leipzig 1853—54) mit ebenso viel Geist als Reichthum des Wissens zum Gegenstand

einer ausführlichen Darstellung gemacht. Den Verfall des Heidenthums, die Einwirkungen der römischen Bildung, die Anfänge des Christenthums, die ungeheure Rohheit und Sittenverderbniß, welche in dieser Uebergangszeit im fränkischen Reiche hervorbrach und die neugegründete Kirche zur strengsten Kirchenzucht aufforderte, die Verschiedenheit der Auffassung des christlichen Glaubens in dem Arianismus und Katholicismus bei den verschiedenen deutschen Stämmen, die sociale und politische Bedeutung dieses Gegensatzes, die Umbildung des germanischen Volkscharakters, die aus der Herrschaft des Christenthums und der Kirche hervorging, alles dieß hat Rückert in diesem Werke so gründlich und klar, als es die lückenhaften Nachrichten der alten Schriftsteller nur immer zuließen, in geistreicher Weise erörtert.

Ein Repertorium des kirchengeschichtlichen Stoffes bis auf Karl den Großen hat Rettberg in seiner Kirchengeschichte Deutschlands (Göttingen 1846—48) geliefert, und den kritisch gesichteten Stoff mit Fleiß und Gründlichkeit zusammengestellt. Dieses Werk, welches das ganze deutsche Mittelalter bis zur Reformationszeit umfassen sollte, ist durch den frühen Tod des Verfassers unterbrochen worden und leider Bruchstück geblieben.

Kehren wir nun wieder zur deutschen Gesammtgeschichte zurück. Wir haben schon oben berichtet, wie trefflich die Geschichtschreiber und die urkundlichen Materialien der Kaiserzeit in den Pertz'schen Monumenten und in Böhmers Fontes und Regesten nicht nur gesammelt, sondern auch kritisch durchgearbeitet und zugänglich gemacht sind. Die Darstellung beschränkt sich dagegen bis jetzt noch auf eine Reihe von Monographien, die zwar noch hin und wieder Lücken lassen, aber doch jetzt schon die Hauptpartien umfassen. Die deutsche Verfassungsgeschichte von Waitz, welche die merovingische Zeit so lichtvoll behandelt hat, ist erst bis zum Schlusse der Regierung Karl Martells gelangt; über Pipin und Karl den Großen haben wir noch kein Werk, welches dem jetzigen Stand der Forschung entspräche, und es wäre sehr zu wünschen, daß Waitz seine Arbeit wenigstens auf die karolingische Verfassung ausdehnte, da ihre genaue und klare Kenntniß die Grundlage für die spätere Reichsgeschichte bilden muß. Das Dunkel und den Wirrwarr unter den

Nachfolgern Karls des Großen hat Gfrörer in seiner Geschichte der ostfränkischen Karolinger (Freiburg 1848—49) aufzuhellen und zu entwirren versucht. Er selbst rühmt sich, daß er über diesen Theil der deutschen Geschichte, auf welchem dichtes Dunkel gelegen habe, endlich Licht gebracht und dadurch die Bahn zum Verständniß der folgenden Jahrhunderte gebrochen habe. Aber Waitz, welcher Gfrörers Werk in den Göttinger Anzeigen 1850 einer ausführlichen Kritik unterwarf, hat die wissenschaftlichen Verdienste desselben auf ein sehr beschränktes Maß reducirt, und kann in Gfrörers Behandlungsweise nur ein willkürliches Verfahren subjektiver Tendenzgeschichtschreibung sehen, und auch Wenck, welcher bald nachher denselben Zeitraum bearbeitet hat, ist mit nüchterner Benützung der Quellen auf ganz andere Resultate gekommen, welche die Richtigkeit von Gfrörers Entdeckungen sehr in Zweifel setzen. Das Neue in Gfrörers Auffassung und Darstellung ist, daß er alles, was in jener Zeit im Feld und am Hofe der Karolinger geschah, dadurch in inneren Zusammenhang gebracht hat, daß er es in ein Gewebe von Ränken und Verschwörungen einfügt, welche theils Hebung der kirchlichen Macht, theils Erweiterung der Volksrechte und Erhaltung der Selbstständigkeit deutscher Nationalität zum Zweck gehabt haben sollen, aber häufig auch in ein rein persönliches Intriguenspiel verlaufen. Im Einzelnen mag er manchmal das Richtige getroffen haben; auch muß man zugeben, daß das verworrene Material unter seiner Behandlung Leben und Zusammenhang gewinnt, und die Sicherheit, mit der er seine Vermuthungen aufstellt, besticht den Leser. Aber wenn man genauer zusieht, findet man, daß er mit ganz willkürlichen Voraussetzungen die Aussagen der Geschichtschreiber deutet und dieselben Dinge sagen läßt, wozu ihre Worte durchaus kein Recht geben. Wenck bildet mit seiner durchaus nüchternen Weise einen völligen Gegensatz zu Gfrörer, er begnügt sich mit dem, was wirklich in den Quellen steht und verzichtet auf Erklärung der Vorgänge, wo die Schriftsteller und Urkunden keinen Anhalt dazu geben.

Die Periode der sächsischen Kaiser hat ein Kreis von jüngeren Historikern aus Ranke's Schule, worunter Dönniges, Giesebrecht, Waitz, in den Jahrbüchern des deutschen Reiches unter dem sächsischen Hause (Berlin 1837—40) in der Weise

bearbeitet, daß die Ergebnisse einer kritischen Durchforschung der Quellen einfach dargelegt sind, nicht mit dem Anspruch, eine kunstgerechte Darstellung dieser Zeit zu geben, sondern nur die Vorarbeit für eine solche zu liefern. Unter Benützung dieser Jahrbücher hat dann Gfrörer in der letzten Abtheilung seiner Kirchengeschichte die deutsche Kaisergeschichte unter dem sächsischen Hause mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt und in seiner Weise den Stoff durch neue Vermuthungen und Combinationen belebt und flüssig gemacht. Besonders bemüht er sich, die Verdienste der hohen Geistlichkeit um die Erhaltung der nationalen Einheit in dieser Zeit ins Licht zu stellen. Die deutschen Bischöfe seyen es gewesen, welche das Zerfallen des Reiches in einzelne Stammesherzogthümer verhindert und der königlichen Macht einen Halt gegeben haben. Auch habe die Politik der sächsischen Kaiser diese Bedeutung der Geistlichkeit wohl erkannt und sie deßhalb so reich mit Schenkungen und Belehnungen bedacht, um wenigstens einen Theil der Reichsgüter vor der Habsucht der weltlichen Fürsten zu retten, in deren Hände dieselben bei der überhandnehmenden Erblichkeit der Lehen dem Reiche schon damals bleibend entzogen worden wären. Und hier steht Gfrörer denn wirklich mehr auf dem Grunde der Thatsachen.

Für die Zeit der salischen Kaiser ist immer noch Stenzels Geschichte derselben das Hauptwerk. Formell an die Darstellungsweise Johannes v. Müllers sich anschließend, war sie zugleich die erste umfassende Monographie, welche sich mit nüchterner kritischer Strenge an die zeitgenössischen Quellen hielt und ohne rhetorische Zuthat ein gut verarbeitetes Ganze bot. Später hat dann K. Hagen in seinen vermischten Abhandlungen zur politischen Geschichte Deutschlands (Stuttg. 1842) mit richtigem Blicke versucht, die Summe der Entwicklung des deutschen Königthums unter den Saliern zu ziehen und nachzuweisen, daß unter ihrer Herrschaft, besonders unter Heinrich IV. die für Deutschlands Einheit so verderbliche Wendung eingetreten sey, welche den deutschen Fürsten die Erblichkeit ihrer Aemter und Lehen und hiemit das Uebergewicht über den Kaiser verschafft hat. Die Regierung des letzten Saliers, Heinrichs V. und seines Nachfolgers, des Sachsen Lothar, hat dann Eduard Gervais, in pragmatisirender Weise die Partie der Fürsten vertretend, und

apologetisch für Lothars Politik bearbeitet; Philipp Jaffé dagegen, in der streng objektiven Weise der Ranke'schen Jahrbücher der sächsischen Zeit, die Regierung Lothars und des ersten Hohenstaufen, Konrads III., dargestellt.

In der hohenstaufischen Geschichte ist seit Raumer manches Neue zu Tage gefördert worden, und obgleich keine neue Gesammtdarstellung dieser Zeit unternommen worden ist, so haben sich doch in Folge einer gründlicheren Erkenntniß der Zustände die Ansichten in wesentlichen Punkten geändert. Während früher die Hohenstaufenzeit als die Glanzperiode deutscher Macht und Herrlichkeit galt, hat man jetzt die Einsicht gewonnen, daß der äußere Glanz den bereits beginnenden Verfall der königlichen Macht nur verdeckte und daß schon seit Ende des zwölften Jahrhunderts eine Auflösung in die Theile sich vorbereitete. Das Verdienst, einen tieferen Ein- und Ueberblick möglich gemacht zu haben, gebührt besonders Böhmers Regesten. Die Geschichte Barbarossa's ist noch nicht wieder neu ausgeführt worden, dagegen ist sein sonst als rachsüchtiger Tyrann verrufener Sohn Heinrich IV. mit Begeisterung vertheidigt worden wegen seines Versuchs, die Kaiserkrone erblich zu machen. Besonders geschieht dieß in Otto Abels Monographie über den König Philipp, der Arbeit eines kürzlich in der Blüthe seines Lebens dahingeschiedenen jungen Gelehrten, der wie Wenige die Gabe besaß, gründliche Forschung mit lebensvoller, anmuthiger Darstellung zu verbinden. Die Geschichte König Philipps sollte seinem Plane gemäß die Einleitung bilden zu einer neuen Geschichte Friedrichs II., des geistig begabtesten Fürsten des Mittelalters, an dessen Erinnerung sich zugleich die folgereichsten Entwicklungen knüpfen. Die Bearbeitung einer solchen wäre um so mehr an der Zeit, da die urkundlichen Materialien durch Böhmer und Huillard-Bréholles vollständig gesammelt sind. Schon vor elf Jahren hat Höfler den Versuch einer Revision der bisherigen Auffassung Friedrichs gemacht und den großen Hohenstaufen wegen seines Kampfes gegen die Kirche, welcher von den bisherigen Geschichtschreibern als die glänzendste Seite seiner Thätigkeit angesehen wurde, auf's leidenschaftlichste verdammt, wogegen von Häusser und Andern sehr entschiedener Protest eingelegt worden ist, was wieder zu bitteren Antikritiken führte.

Doch konnte von Unbefangenen nicht geläugnet werden, daß Höfler in Manchem Recht habe und mit gutem Grund einer einseitigen Bewunderung Friedrichs II. entgegengetreten sey. Die Wirkung seiner Angriffe wurde aber dadurch sehr geschwächt, daß man wohl merkte, es sey mehr sein kirchlicher Standpunkt, als der Eifer für die historische Wahrheit, was ihn dazu getrieben habe. Einige Jahre nachher hat dann Böhmer in seinen Regesten eine mit großem Reichthum von Belegen unterstützte Charakteristik Friedrichs II. gegeben, welche nicht nur die Vorwürfe Höflers über Friedrichs Feindschaft gegen die Kirche wiederholt, sondern ihn auch einer unverantwortlichen Vernachlässigung Deutschlands und einer Hauptschuld an dem Untergang des deutschen Reichs anklagt. Obgleich auch Böhmer zum Katholicismus hinneigt, so erhebt ihn doch das Vertrauen, das er sich als Forscher erworben hat, über den Verdacht einer tendenziösen Färbung der Wahrheit; auch ist seine Beweisführung viel genügender, da er gerade bei diesem Kaiser über die beschränktere Aufgabe der Regestenbearbeitung hinausgeht und zum Geschichtschreiber wird.

Mit dem Sturz Friedrichs II. ist die eigentliche Kaiserzeit vorbei, denn das, was unter den habsburgischen und luxemburgischen Oberhäuptern des deutschen Reiches noch vorhanden war, ist nur eine Ruine der alten Macht, die Wirklichkeit ist in beständigem Widerspruch mit den idealen Ansprüchen der Kaiserwürde. Man kann daher jene ächte alte Kaiserzeit als eine in sich abgeschlossene Periode der deutschen Geschichte behandeln, die in dem Sturze der Hohenstaufen ihren tragischen Endpunkt hat. In diesem Sinne hat kürzlich W. Giesebrecht angefangen, eine Geschichte der deutschen Kaiserzeit zu schreiben, welche nach seiner Absicht ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes werden und die einstige Größe und Herrlichkeit des deutschen Volkes in einem ausgeführten Bilde vor Augen stellen soll. Als ein Hauptmitarbeiter an der Herausgabe der Monumenta Germaniae ist Giesebrecht wie Wenige mit den Quellen der älteren deutschen Geschichte vertraut, und sein Werk wird die erste Gesammtdarstellung seyn, welcher die vielen Arbeiten für Sammlung und Kritik der Geschichtsquellen zu gute kommen. Von dem auf drei Bände berechneten Werk ist bis jetzt die erste Abtheilung

erschienen, welche bis auf Otto I. geht, und uns etwas Gediegenes erwarten läßt.

In den Wirren des Interregnums, das nach dem Sturze der Hohenstaufen eintrat, erhebt sich als die bedeutendste Macht in Deutschland der rheinische Städtebund, um durch vereinigte Kraft des aufstrebenden Bürgerthums den Schutz für Verkehr und Handel zu schaffen, welchen die untergegangene Reichsgewalt nicht mehr gewähren konnte. Die Geschichte dieses merkwürdigen Städtebundes sammt einer Reihe ähnlicher Bündnisse, welche durch das immer wiederkehrende Schutzbedürfniß hervorgerufen wurden, hat Schaab in Mainz mit Hülfe der reichen, von Professor Bodmann gesammelten Materialien geschrieben, aber freilich in einer geschmacklosen und schwerfälligen Weise, die das Buch auf solche Leser beschränkt, welche es zu weiteren literarischen Arbeiten ausbeuten wollen. Eine genauere Untersuchung der staatsrechtlichen Zustände während des Interregnums, besonders der in diesem Zeitraum vollzogenen Aneignung von Reichsrechten und Reichsgütern durch Landesherren und Städte, wäre eine lohnende Aufgabe für einen mit der Specialgeschichte vertrauten Historiker. Von dem Ergebniß einer solchen Untersuchung würde auch das Urtheil darüber abhängen, ob dem Rudolph von Habsburg eine Wiederherstellung des Reiches zugemuthet werden konnte. J. E. Kopp in Luzern hat eine Geschichte König Rudolphs und seiner Zeit geschrieben, welche aus dem beigegebenen Nebentitel: „Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfalle des heiligen römischen Reichs," auf die auch sonst hergebrachte Voraussetzung schließen läßt, daß Rudolph das Reich wirklich wieder hergestellt habe. Der Inhalt dieses an thatsächlichem Gehalt überaus reichen Werkes leistet nun freilich dieser herkömmlichen Ansicht wenig Vorschub, indem aus den urkundlichen Nachweisungen hervorgeht, daß Rudolph die Fürsten und Herren, welche er im Besitz von Reichsgütern und Reichsrechten vorfand, in demselben gelassen und durch Belehnung darin bestätigt hat, daß er überhaupt nirgends gewaltsam wiederherstellend zu Werke gegangen ist, sondern im Gegentheil das faktisch bereits Bestehende gesetzlich befestigt hat. Rudolph erscheint nach Kopps Darstellung wohl als Wiederhersteller der Ruhe und Ordnung, aber nicht als Wiederhersteller des alten Reiches, sondern als

Begründer eines neuen, das nur ein schwacher Schatten des alten ist. Diese Resultate hat Kopp freilich nicht ausgesprochen, wie denn überhaupt sein Buch eines von denjenigen geschichtlichen Werken ist, welche sich streng objektiv halten und auf alle subjektive Zuthat verzichten. Es ist eine wahre Mosaikarbeit von Urkundenauszügen und Zeugnissen der gleichzeitigen Geschichtschreiber; nirgends thut Kopp dem Leser den Gefallen, auf allgemeine Ergebnisse hinzuweisen und durch Rückblicke und Zusammenfassungen das Lesen und Urtheilen zu erleichtern. Aber dafür gibt er den Inhalt der Quellen so erschöpfend, daß für einen Nachfolger wenig Ausbeute mehr übrig bleibt. Die Bewerber um den Preis, welchen die Wiener Akademie für eine urkundliche Geschichte König Rudolfs ausgesetzt hat, werden daher nicht viel mehr zu thun haben, als Kopps Forschungen zu controliren und den von ihm gewonnenen Stoff in eine gefällige Form zu bringen.

In der Geschichte seines eigenen Vaterlandes hat Kopp nicht unterlassen, bei Darbietung des urkundlichen Materials auch die Resultate auszusprechen, und einschneidende Kritik gegen irrthümliche Ueberlieferung zu üben. Durch die Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde, welche er schon 1835 herausgab, und denen er 1851 eine Fortsetzung folgen ließ, hat er die bisherige Geschichte der Entstehung und der ersten Zeiten der schweizerischen Eidgenossenschaft, wie sie hauptsächlich durch Tschudi und Johannes Müller festgestellt worden ist, schonungslos gestürzt, und gegen die Erzählungen der Chroniken des 15. und 16. Jahrhunderts unverwerfliche urkundliche Zeugnisse des 13. und 14. vorgeführt, die nichts von jenen Reichsvögten in den Waldstätten, nichts von den durch sie verübten Greuelthaten und Bedrückungen, nichts von einem Tell und Grütlibund, nichts von einem reichsfreien Gebiet in jenen Gegenden wissen, sondern nur von Freiheiten, welche die Waldstätte unter Oesterreich errangen. Freilich hat Kopp bloß gezeigt, was an der bisherigen Darstellung nicht wahr seyn könne, aber noch nicht, welches der wahre Hergang bei der Entstehung der Schweizer Freiheit gewesen ist. Bei einem Manne von so nationaler und conservativer Gesinnung läßt es sich aber nicht erwarten, daß er sich mit negativer Kritik begnügen werde, wir hoffen

daher in der Fortsetzung seines Werkes auch die positive Seite behandelt zu sehen. Leider ist das Werk durch buchhändlerische Hindernisse in's Stocken gerathen, und Kopp hat sich veranlaßt gesehen, Bruchstücke von demselben einer von ihm unter dem Titel: Geschichtsblätter gegründeten Zeitschrift einzuverleiben.

Ein völliger Umschwung ist in der Ansicht über Rudolphs Sohn, Albrecht I. eingetreten. Er, der früher nur als harter, ländersüchtiger Fürst fast berüchtigt war, ist aus den Untersuchungen Böhmers als ein klarer, scharfsichtiger Politiker hervorgegangen, welcher den Weg, auf dem allein die Macht und Einheit des deutschen Reiches gerettet werden konnte, nämlich die Ausdehnung einer österreichischen Erbmonarchie auf ganz Deutschland, richtig erkannte und consequent verfolgte. Diese Auffassung Albrechts ist nun allgemein durchgedrungen und auch in populäre Darstellungen übergegangen. Man ist vielleicht in der Apologie zu weit gegangen und hat das günstige Bild, welches man von Albrecht als Staatsmann gewonnen, auf seine ganze Persönlichkeit ausgedehnt, was dann auch wieder Einsprache von Seiten anderer Historiker hervorrief. Ueber Heinrich VII., den Anfänger der luxemburgischen Dynastie, welcher das Urtheil der Geschichtschreiber durch seine glänzenden Erfolge in Italien etwas bestochen hat, ist schon von Böhmer ein minder günstiges Urtheil gefällt worden, und neuerlich hat ihn Hagen in seiner deutschen Geschichte als einen französischen Romantiker aufgefaßt, dessen Streben mehr auf äußerlichen ritterlichen Glanz, als auf dauernde Macht gerichtet gewesen sey. Mit Recht glaubt Hagen, daß die Fürsten ihn von dieser Seite gekannt und mit Vorbedacht einen solchen Cavalier gewählt haben. Sein Nachfolger, Ludwig der Bayer, hat früher in bayrischen Historikern, wie Zirngibel und Mannert, lobpreisende Biographen gefunden, auch hat Böhmer in seinen Regesten und im ersten Band seiner Fontes die Materialien seiner Zeitgeschichte vollständig gesammelt, aber eine befriedigende Charakteristik seiner Persönlichkeit und Politik haben wir noch nicht. Hagen hat zum erstenmal versucht, seine Politik im Zusammenhang zu betrachten, und glaubt wenigstens in der letzten Periode seiner Reichsregierung ein berechnetes System für Wiederherstellung der Königsgewalt nachweisen zu können. Die Geschichte Karls IV. ist noch nicht so

bearbeitet', wie sie es wegen seiner persönlichen und politischen Bedeutung verdiente. Karl ist ein Fürst von ungewöhnlicher Bildung, großer politischer Einsicht und Rührigkeit, und doch steht seine Reichsregierung in gar schlechtem Kredit. Palacky hat in seiner trefflichen Geschichte Böhmens nachgewiesen, daß er sich hier als ausgezeichneter Regent bewährt und viel für das Aufkommen dieses Landes geleistet habe. Sollte er für Deutschland keine höheren Plane gehabt und sich dem Reiche gegenüber einer schlaffen Unthätigkeit oder einer Politik des Augenblicks überlassen haben? Darüber werden wir erst ein bestimmtes Urtheil fällen können, wenn einmal seine Regierungshandlungen nach den zahlreichen Urkunden, die er hinterlassen hat, übersichtlich zusammengestellt seyn werden. Leider hat Böhmer seine Regesten Karls IV. noch nicht herausgegeben. Eine interessante Aufgabe wäre auch die Geschichte der Städtebündnisse, welche unter Karl IV. und seinem Sohne Wenzel auf den Gipfel ihrer Bedeutung kommen und nahe daran sind, die Oberhand über die Fürsten zu gewinnen. Wenn auch ihre nationale Wichtigkeit vielleicht überschätzt worden ist, so würde es sich doch jedenfalls der Mühe lohnen, diese Städteeinungen und ihre Kämpfe in einer eigenen Monographie nach urkundlichen Materialien zu behandeln. Dieselben sind theils in Datt's Werk de pace publica und in Wencker apparatus archivalis bereits gesammelt, theils sind sie in süddeutschen Archiven, z. B. in Stuttgart, Augsburg und München in großem Reichthum zu finden.

In die Zeit Karls IV. fällt auch die Blüthezeit des Hansabundes, dem sich, wie wir schon oben erwähnt, die Forschung mit besonderer Vorliebe zugewendet hat. Zuerst hat Lappenberg, der Herausgeber des gehaltvollen hansischen Urkundenbuchs, eine Geschichte des hansischen Stahlhofes geschrieben, einer Filialniederlassung zu London, in welcher sich ein großartiges Bild deutscher Handelsthätigkeit entfaltet; dann hat Kurt v. Schlözer in einer Reihe von drei unter sich zusammenhängenden Schriften eine elegante, gut gruppirte Schilderung deutschen Lebens an der Ostsee gegeben, deren Schlußpunkt der Verfall und Untergang der Hansa bildet, und endlich beschrieb Heinrich Handelmann aus den Urkunden des Lübecker Archivs die letzten Zeiten hansischer Uebermacht im skandinavischen Norden. Eine

Zusammenfassung aller Ueberlieferungen von dem norddeutschen Handelsbunde hat Barthold gegeben in seiner Geschichte der deutschen Hansa (3 Bände, Leipzig 1854). Eine neue Erweiterung des geschichtlichen Stoffes steht in Aussicht durch die Forschungen, welche Wurm in dem Haager und Londoner Archiv angestellt hat, und die uns über die Beziehungen der Hansa zu England und die Versuche einer Verbindung mit den niederländischen Generalstaaten Aufschluß geben sollen. Aus dem hanseatischen Kreise tritt auch die Gestalt eines bürgerlichen Helden, des demokratischen Lübecker Bürgermeisters Jörgen Wullenweber hervor, der zur Reformationszeit einen großen nordischen Handelsbund zu errichten gedachte. Nachdem Barthold vor 20 Jahren ihn aus dem Dunkel hervorgezogen, haben Dichter und Geschichtsforscher sich um ihn bemüht, und neuestens hat Waitz eine ausführliche Geschichte Wullenwebers verheißen.

Das 15. Jahrhundert, welches früher etwas stiefmütterlich von der Geschichtschreibung bedacht worden war, und nur in den Kirchenversammlungen und den Anläufen zur Reformation beachtenswerth schien, ist in neuerer Zeit der Gegenstand sorgfältiger Forschung geworden, welche gezeigt hat, daß auch das Politische keineswegs so stagnirend war, als man anzunehmen pflegte. Für die Anfänge dieses Jahrhunderts ist Aschbachs ausführliche Geschichte Kaiser Sigismunds von Werth, nur ist zu bedauern, daß das Buch etwas leblos und trocken ist und sich zu sehr auf Darstellung der äußeren Ereignisse beschränkt. Reich an sehr interessanten Materialien und an Winken für weitere Untersuchungen ist Chmels Geschichte Kaiser Friedrichs IV. (oder III.), die leider unvollständig geblieben ist. Für dessen spätere Regierungsperiode haben neuerlich Höfler und Minutoli eine Reihe urkundlicher Mittheilungen aus dem Archive des brandenburgischen Kurfürsten Albrecht Achilles herausgegeben, die über die damaligen politischen Parteien sehr wichtige Aufschlüsse gewähren. Das Wichtigste über die politische Krisis am Ende des Jahrhunderts haben wir Ranke zu verdanken.

Die Reformationszeit, welche früher beinahe ausschließlich von den Theologen in Beschlag genommen war, ist neuerlich erst der allgemeinen deutschen Geschichte wiedergewonnen und die kirchliche Bewegung in ihrem Zusammenhange mit der nationalen

Entwicklung begriffen worden. Ranke hat in seinem klassischen Werke über die Geschichte Deutschlands während der Reformationszeit diese zuerst wieder in Verbindung mit der deutschen Reichsgeschichte gebracht, und die ganze politische Reformbewegung, von der man eigentlich nur den ewigen Landfrieden von 1495 und das Reichskammergericht als isolirte, vermeintliche Schöpfungen Maximilians I. kannte, gleichsam neu entdeckt. Das, was nachher auf kirchlichem Gebiete geschah, erscheint als Moment des geistigen Umschwungs, dessen Spuren zuerst in der Politik und in der Literatur hervortraten, der alsdann mit ganzer Macht auf das religiöse Leben sich warf, und scheinbar darin aufgegangen, doch auch in der Politik und dem ganzen Zustande der deutschen Nation, ja des ganzen germanischen Europas die wichtigsten Veränderungen herbeiführte. Die verschiedenen Auffassungsweisen und Standpunkte, die in jener Zeit sich geltend machten und den Gang der Entwicklung bedingten, spiegeln sich auch in der geschichtlichen Literatur darüber ab. Während Ranke von hoher Warte aus die Dinge welthistorisch und staatsmännisch betrachtet, und die sowohl religiöse als nationale Berechtigung der Reformation mit aller Entschiedenheit und den reichsten Mitteln historischer Forschung vertritt, stellt sich K. A. Menzel in seiner Geschichte der Deutschen seit der Reformation auf den Standpunkt umsichtiger Prüfung, welche, das Bedürfniß religiöser und politischer Reformen anerkennend, doch jede revolutionäre Ueberschreitung rügt, und wenn auch von der Forderung nationaler und kirchlicher Einheit Deutschlands ausgehend, doch recht nachdrücklich darauf hinweist, wie viel der religiöse Zwiespalt in dieser Beziehung verdorben habe. Einen Schritt weiter geht dann Leo in seiner Universalgeschichte, welcher gegen die Reformation die Anklage erhebt, daß sie statt religiöser Freiheit Zuchtlosigkeit der Geister gebracht, und Luthern darüber grollt, daß er die deutsche Reichsverfassung, ein Kunstwerk, an welchem man ein Jahrtausend gebaut, ohne Ahnung von dessen Herrlichkeit und Tiefe zerschlagen habe. In ganz entgegengesetzter Richtung übt dann K. Hagen in seinem Werk über Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter seine Kritik gegen das Reformationswerk, indem er, auf die literarischen und nationalen Bestrebungen das Hauptgewicht

legend, nachzuweisen versucht, daß die großartige Bewegung, welche damals die Nation ergriffen, durch einseitige Theologie irre geleitet, ihr wahres Ziel verfehlt und Deutschland um seine gesunde Entwicklung gebracht habe. Alle diese verschiedenen, theilweise einander widerstreitenden Betrachtungsweisen kommen doch darin überein, daß sie die politische Bedeutung der Reformation gegenüber von der religiösen in den Vordergrund treten lassen. Auf die politischen Reformbestrebungen wird als auf den Ausgangspunkt der kirchlichen hingewiesen, in den politischen Constellationen das Hinderniß und die Förderung des Erfolgs gesucht, und schließlich sind es wieder politische Ergebnisse, der Untergang der Reichseinheit und die Ausbildung der Einzelstaaten, welche als die hauptsächliche Frucht der Reformation in Betracht kommen. Es ist vorauszusehen, daß auf diese Hervorhebung des politischen Momentes wieder ein Rückschlag nach der religiösen Seite hin erfolgt. Die Theologen brauchten einige Zeit, um sich in diesen neuen Gesichtspunkten zurechtzufinden, und überließen einstweilen das Feld den Profangeschichtschreibern; jetzt aber beginnen die Restaurationsversuche des Lutherthums die Aufmerksamkeit wieder nach der dogmatischen Seite hinzulenken. Bereits ist wieder ein theologischer Geschichtschreiber der Reformation aufgetreten, Heinrich Heppe in Marburg, welcher in einer ausführlichen Geschichte des deutschen Protestantismus und in einer Reihe von Einzeluntersuchungen den Wechsel der confessionellen Differenzen verfolgt.

Ebenso wie der Charakter der ganzen Zeitbewegung Gegenstand gründlicher Untersuchung wurde, so haben auch einzelne Persönlichkeiten und Episoden eine neue Beleuchtung bekommen. Besonders Maximilian und Karl V. wurden vielfach porträtirt und charakterisirt, ihre Briefe und Staatspapiere gesammelt, Karl V. sogar bis in seine Zufluchtstätte zu St. Juste und ins Grabgemach verfolgt. Außer dem, was Ranke über Beide stofflich Neues gegeben, hat Chmel eine Reihe von Aktenstücken und Briefen Maximilians herausgegeben und deren noch weitere in Aussicht gestellt. Eine sehr lesenswerthe Charakteristik Maximilians finden wir im deutschen Museum vom Jahr 1853 von O. Abel. Für die Geschichte Kaiser Karls V. hat Lanz in der Bibliothek des literarischen Vereins einen Band Staatspapiere, dann wieder

besonders drei Bände Correspondenzen, endlich im ersten Bande der Monumenta Habsburgica eine Reihe von Aktenstücken und Briefen herausgegeben. Alle diese Materialien sind übrigens von Ranke bereits benützt, doch dürfte für eine biographische Behandlung noch manche Nachlese zu halten seyn. Von Ranke noch nicht benützt ist die Sammlung Briefe von Karls Beichtvater Garcia de Loaysa aus den Jahren 1530 bis 1532, welche G. Heine aus dem Madrider Archiv im Jahr 1848 veröffentlicht hat, kurz eh er im Berliner Märzaufstand auf den Barrikaden seinen Tod fand. Durch diese Briefe sind die Motive und Erwägungen enthüllt, welche den Kaiser in seinem Verhalten gegenüber von dem Reichstag in Augsburg leiteten; überhaupt geben sie näheren Aufschluß über seine kirchlich-politische Gesinnung. Ueber sein Klosterleben und Ende haben der Engländer W. Stirling und der um die Geschichtsforschung so verdiente belgische Archivar Gachard Berichte und Briefe von Augenzeugen veröffentlicht. Die Schrift Stirlings ist zweimal ins Deutsche übersetzt worden.

Eine für die moderne Geschichtschreibung charakteristische Seitenpartie der reformationsgeschichtlichen Literatur sind die ultramontanen Erzeugnisse, welche seit einer ziemlichen Reihe von Jahren in den historisch-politischen Blättern ihren Sammelpunkt finden. Ihr vielfach variirtes Hauptthema ist die Anklage, daß die Reformation Wurzel und Ausgangspunkt aller revolutionären und atheistischen Bestrebungen der neueren Zeit sey, und daß insbesondere die protestantische Moral einen großen Theil der Schuld an der überhandnehmenden Unsittlichkeit trage. Neben einer Reihe von Journalartikeln in dieser Richtung haben wir derselben auch zwei Geschichtswerke zu danken, die zwar keineswegs beweisen, was sie nach ihrer ganzen Tendenz beweisen wollen, die aber doch viel werthvolles Material enthalten. Das eine ist Döllingers Buch über die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen (3 Bde. München 1846—48), worin aus den Schriften der Reformatoren, besonders aber auch der reformatorischen Renegaten die Klagen über den zunehmenden Sittenverfall in Deutschland und die Erörterungen über dessen Ursachen zusammengestellt werden, die zwar nichts für die unsittlichen Wirkungen der protestantischen Sittenlehre beweisen, aber sehr interessante Beiträge zur Kenntniß der sittlichen Zustände

im sechzehnten Jahrhundert sind. Das andere ist Joh. Ed. Jörgs Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522—1526, aus den diplomatischen Correspondenzen und Originalakten bayrischer Archive (Freiburg 1851). Hier wird der Bauernkrieg als der erste Losbruch der Umsturzpartei in Deutschland und Luther unverholen als der Wolf bezeichnet, der die Schafe gejagt habe. Die mitgetheilten Auszüge aus Aktenstücken enthalten nun, abgesehen von den Urtheilen und Ansichten des bayrischen Kanzlers Leonhard Eck, nicht sowohl Belege zu den aufgestellten Parteibehauptungen, oder überhaupt neue Aufschlüsse über die Ursachen und den Fortgang des Bauernkriegs, als diplomatische Verhandlungen der bayrischen Herzoge mit dem schwäbischen Bunde, worin die leitenden Gesichtspunkte der damaligen bayrischen Politik deutlich hervortreten. Es war die Opposition gegen das Reichsregiment und alle Bestrebungen der Reformpartei. Mit großer Klugheit und Gewandtheit weiß Bayern sich des schwäbischen Bundes, welcher von Oesterreich gestiftet war, um sich seines Umsichgreifens zu erwehren, gerade als Waffe gegen den Kaiser und überhaupt gegen eine starke Reichsregierung zu bedienen.

Von einem ganz entgegengesetzten Standpunkt aus hat ein Jahrzehent früher Wilh. Zimmermann die Geschichte des Bauernkriegs in populärer Rhetorik, doch nicht ohne neue urkundliche Materialien bearbeitet. Das was Jörg der Reformation zum Vorwurf macht, den Anstoß zur politischen Revolution gegeben zu haben, wird hier als ihr Verdienst geltend gemacht, und dagegen Luther angeklagt, daß er durch Bekämpfung der politischen Bewegung von seinem Princip der Gewissensfreiheit abgefallen sey und dessen freie Entfaltung unterdrückt habe.

Für die Zeit nach der Reformation, von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bis zum Anfang des 30jährigen Krieges läßt die neuere Geschichtschreibung eine Lücke, die nur theilweise ausgefüllt wird durch Rankes interessante Skizzen der Gegenreformation in Deutschland in seiner Geschichte der Päpste, und durch das Bruchstück über die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II. im ersten Bande seiner historisch-politischen Zeitschrift. Außerdem hat der Breslauer Menzel in seinem größeren Werk: „die Geschichte Deutschlands seit der Reformation,“ diese Zeit

eingehend behandelt. In diese Periode gehört auch ein neues Werk Friedrich Hurters über die Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern. Obgleich er die österreichischen Archive in einem Umfang benützen konnte, wie vor ihm kein Anderer, so steht doch dieses Werk seinem Innocenz III., durch den er sich zuerst einen Namen als Historiker gemacht hat, nach Inhalt und Form weit nach und gibt mit großer Weitschweifigkeit vielen unverarbeiteten und minder interessanten Stoff. So kommt es, daß der Verfasser mit sieben Bänden erst bis zum Regierungsantritt seines Helden gelangt und den wichtigsten Theil seiner Aufgabe, den Wendepunkt der entschiedenen Parteinahme Oesterreichs für den Katholicismus, unerledigt läßt.

Das Gepräge der Tendenzgeschichtschreibung, welches wir bei der Reformation bemerken, wiederholt sich natürlich auch bei der Geschichte des 30jährigen Kriegs. Die letzten 20 Jahre sind an neuen Forschungen und neuen Auffassungen besonders reich gewesen, wozu die Verhältnisse der Gegenwart vielfach mitgewirkt haben mögen. [1] Der nationale Gesichtspunkt, theilweise vermischt mit dem confessionellen, macht sich in den Werken von K. A. Menzel, Leo, Gfrörer, Mebold, Barthold, K. A. Müller in verschiedenen Schattirungen geltend, andererseits der dynastische und provinzielle, auf der katholischen Seite bei Aretin, Mailáth, auf der protestantischen bei Röse, von der Decken, Rommel, Helbig und Andern. Die Einen, besonders Leo, Barthold und Müller, ergreifen für den Kaiser Partei und klagen die protestantischen Reichsfürsten des Verraths gegen das deutsche Vaterland an, weil sie bei Franzosen, Dänen und Schweden Hülfe gesucht haben, Andere, wie Mebold, Rommel, bedingterweise auch Gfrörer, sehen in Gustav Adolf den rechten deutschen Kaiser, der des habsburgischen mehr ultramontane als deutsche Politik bekämpft habe; Gfrörer sucht Wallenstein zum nationalen Helden zu stempeln, weil er den Reichsfürsten das Gasthütlein habe abziehen und ganz Deutschland wieder dem Kaiser habe unterwerfen wollen. Die damit verwandte Frage über Schuld oder Unschuld Wallensteins in Beziehung auf verrätherische Verbindung mit

[1] Eine Abhandlung in Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft Band 4, S. 434 ff. v. Köpke gibt eine gute kritische Ueberſicht der neuesten Auffassungsweisen des 30jährigen Krieges.

den Feinden ist von Friedr. Förster, Schottky, Mailáth und Helbig für und wider erörtert und zuletzt durch Helbig zu einem für die Schuld entscheidenden Abschluß gebracht worden. Dieser hat dann auch einleuchtend gezeigt, daß in dem selbstsüchtigen Treiben Wallensteins keine Spur ist, welche berechtigte, auf so großartige nationale Plane, wie Gfrörer sie ihm unterlegt, mit einiger Wahrscheinlichkeit zu schließen.

Von den Gräueln und Rohheiten des dreißigjährigen Krieges, von dem Schaden, welchen er der Bildung und dem Wohlstand zufügte, ist schon viel geschrieben worden, aber doch fehlt es noch an genauen Nachweisungen im Einzelnen, um über Umfang und Fortwirkung des damaligen Zerstörungswerkes ein bestimmtes Urtheil fällen zu können. Vor einigen Jahren theilte G. Brückner in den von ihm herausgegebenen Denkwürdigkeiten aus Frankens und Thüringens Geschichte und Statistik sehr interessante Nachweisungen mit über die Verminderung der Familien, der Häuser und des Viehstandes in 19 Ortschaften des Hennebergischen Amtes Maßfeld. Aus der Nebeneinanderstellung von statistischen Angaben aus den Jahren 1634, 1649 und 1849 ergibt sich, daß Bevölkerung und Besitzstand durch die Verheerungen jenes Krieges um mindestens 80 Procent vermindert worden sind, und der jetzige Stand den vom Jahr 1634 bei weitem noch nicht erreicht. So gab es z. B. damals in jener Gegend viermal mehr Pferde als jetzt. Es wäre zu wünschen, daß auch anderswo ähnliche Nachforschungen angestellt und so Materialien zu einer Geschichte des Nationalvermögens gesammelt würden. Uebrigens müssen wir bemerken, daß wir jene Notizen einer schon im Jahr 1649 angeordneten statistischen Erhebung verdanken, welche wohl damals zu den Seltenheiten gehört haben dürfte. Unter den auf Einzelheiten eingehenden Geschichten über die Zeit des 30jährigen Krieges verdient ein kürzlich erschienenes, mit vielem Fleiß aus archivalischen Quellen bearbeitetes Buch von E. F. Keller, über die Drangsale des nassauischen Volkes und der angrenzenden Nachbarländer u. s. w. rühmliche Erwähnung.

Die traurige Zeit nach dem Kriege, wo die Ergebnisse des westphälischen Friedens ihre auflösende Wirkung entwickelten, wo die Macht Ludwigs XIV. auf Deutschland drückte, der

Einfluß französischer Sitte und Politik die deutsche Bildung vergiftete, ist noch von keinem Historiker umfassend und urkundlich behandelt. Einmal sind eben diese trübseligen Zustände für den Geschichtschreiber wenig einladend, dann wirken auch die vielen Beziehungen zum Ausland, durch welche Deutschlands Geschicke in diesem Zeitraum bestimmt werden, auf eine zusammenfassende Darstellung störend ein; eine deutsche Geschichte, welche das Zeitalter Ludwigs XIV. behandeln will, müßte beinahe eine allgemein europäische werden; doch könnten wichtige Einzelpartien herausgegriffen werden, wie z. B. die Angriffskriege Ludwigs auf die Pfalz und andere deutsche Provinzen, die fortschreitende Aneignung des Elsaßes, und überhaupt die damaligen Beziehungen Deutschlands zu Frankreich. Fehlt uns eine ausführliche Geschichte der Ereignisse, so haben wir dagegen eine treffliche Darstellung der innern politischen Zustände in der bekannten Schrift von Clem. Theod. Perthes über das deutsche Staatsleben vor der Revolution. Die verworrenen Elemente des absterbenden deutschen Reiches sind hier so klar und anschaulich auseinandergelegt, daß eine erzählende Darstellung diese Umrisse nur mit Einzelheiten auszufüllen hätte. Eine ausführlichere Geschichte des verknöcherten Reichstags, des Kammergerichts, der Kreisverfassung und Kreistage ist eine bis jetzt noch nicht einmal ernstlich angefaßte Aufgabe. Die Durcharbeitung durch die weitschweifigen, oft um formelle Richtigkeiten sich drehenden Verhandlungen wäre zwar für den Forscher ein unerquickliches und langweiliges, aber doch nicht ganz undankbares Geschäft, man würde auf diese Weise erst die rechte Einsicht in die lebendigen und die abgestorbenen Elemente der Reichsverfassung gewinnen, und die Hemmungen kennen lernen, durch welche der Mechanismus ins Stocken gerieth. Ebenso fehlt uns noch eine Geschichte der Landstände in den einzelnen Gebieten, worin ihre Befugnisse, das Maß ihres Antheils an der öffentlichen Gewalt, namentlich ihr Steuerverwilligungsrecht, ihr Verhältniß zum Landesherrn und Kaiser, die Ursachen und der Fortgang ihres allmähligen Absterbens dargelegt wären. Die ältere Zeit bis zur Reformation hat Fr. Wilh. Unger sehr gut bearbeitet, aber für die folgende Zeit besitzen wir kein Werk dieser Art. Selbst die Vorarbeiten sind nicht einmal in annähernder Vollständigkeit vorhanden.

Nur Bayern macht hierin eine rühmliche Ausnahme. Die allgemeinen Umrisse der Geschichte seit dem westphälischen Frieden hat Häusser in der Einleitung zu seiner neueren deutschen Geschichte trefflich entworfen. Eine Hauptpartie ist darin die Entwicklung des Gegensatzes, der sich zwischen Oesterreich und Preußen zu bilden beginnt.

Ein Hauptwerk über das achtzehnte Jahrhundert ist Biedermanns Schilderung der politischen, materiellen und socialen Zustände Deutschlands, dem jedoch bei aller Ausführlichkeit die Anlehnung an die Ereignisse zur lebendigen Anschaulichkeit fehlt. Was wir hier als Mangel empfinden, das hat Schlosser in reichem Maße in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Aber gerade die deutschen Verhältnisse sind von ihm verhältnißmäßig kurz behandelt. Was seine Auffassung besonders anziehend macht, ist die Art, wie er die Literaturgeschichte in ihren Beziehungen zum Leben einführt. Mit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wird ja überhaupt die deutsche Geschichte vorzugsweise Literaturgeschichte, denn von der Literatur ging die Erhebung des deutschen Geistes aus. Gervinus war daher ganz auf dem rechten Wege, wenn er mit der Literaturgeschichte den Anfang einer nationalen Geschichtschreibung machen wollte. Als er seine Geschichte der deutschen Nationalliteratur zu schreiben begann, war das literarische Interesse das beinahe alleinherrschende, und die nationalen Ideen fanden nur insoweit, als sie sich auf literarische Bestrebungen bezogen, aufmerksame Beachtung. Die von der Julirevolution angeregte Bewegung war bereits verklungen, die Reaktion hatte wieder gesiegt, und nur innerhalb der Bücherwelt war noch einige frische Bewegung. Erst die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes in Hannover im Jahr 1837, die Gefahr eines von Frankreich drohenden Krieges, der Thronwechsel in Preußen wendete das öffentliche Interesse wieder der Politik zu, und bald zeigte sich auch in der geschichtlichen Literatur der Einfluß der veränderten Stimmung. Die stofflich gelehrten und die philosophisch construirenden Werke wurden seltener und ein belebender Hauch weckte die Erinnerung an die Zeiten nationaler Erhebung. Das Werk, welches den Anfang machte, waren die Lebensbilder aus dem Befreiungskrieg, welche, von Hormayr (3 Bände, Jena 1841—1844) anonym

herausgegeben, eine Reihe der werthvollsten Aktenstücke und Correspondenzen aus der Zeit von 1805—1815 enthalten, begleitet von historisch-politischen Aphorismen in der bekannten Art Hormayrs, die auch manches nicht Mitgetheilte andeutet. Die Veranlassung dazu hatten die Materialien gegeben, welche der hannöverische Minister, Graf Münster, dem H. v. Hormayr zum Behuf einer Biographie mitgetheilt hatte. Dieser benützte dieselben dann anstatt zu einer Biographie, die zu schreiben nicht in seiner Natur lag, zu diesen Enthüllungen, die er aus seinen eigenen Sammlungen vermehrte, und die zur Zeit ihres Erscheinens großes Aufsehen machten. Bald folgten Droysens Vorlesungen über die Freiheitskriege (2 Bände, Kiel 1846), in welchen die freieren politischen Bestrebungen seit dem nordamerikanischen Freiheitskriege in raschen, kräftigen, geistreichen Umrissen zukunftsmuthig geschildert werden. Neue, bisher unbekannte Quellen hatte der Verfasser nicht benützt, er klagt vielmehr darüber, daß Oesterreich immer noch seine Archive verschlossen halte, daß auch Preußen Hardenbergs Denkwürdigkeiten, Gneisenaus Randnoten, Scharnhorsts Entwürfe, Steins und Gruners Papiere zurückhalte, daß man umsonst nach deutschen urkundlichen Darstellungen des Basler, des Lüneviller Friedens, des Reichsunterganges und der Rheinbundzeit spähe. Vieles von diesen Wünschen ist jetzt in Erfüllung gegangen. Eine Reihe von inhaltsreichen Denkwürdigkeiten, Lebensbeschreibungen und Correspondenzen preußischer Staatsmänner und Generale sind veröffentlicht worden, und mit den urkundlichen Darstellungen jener Zeit ist wenigstens ein guter Anfang gemacht. Unter den Biographien verdient Pertz Leben des Ministers v. Stein in erster Reihe genannt zu werden, das, weit über die persönlichen Beziehungen hinausgreifend, das wichtigste Material für eine deutsche Geschichte jener Zeit enthält. Bereits ist auch eine Bearbeitung der Papiere Gneisenaus durch Pertz in Aussicht gestellt. Hiezu kommt dann das von Droysen trefflich geschriebene Leben des Feldmarschalls York von Wartenberg, die Erinnerungen Henkels von Donnersmark, v. Müfflings, v. Wolzogens, die Mittheilungen aus dem Nachlaß der Generale Krauseneck und von der Marwitz, und noch manches Andere. Neben diesen einzelnen Beiträgen haben die letzten Jahre auch zwei sehr tüchtige

zusammenfassende Werke gebracht, nämlich Heinr. v. Sybels Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1795, und L. Häussers deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. Vom ersteren sind bis jetzt zwei Bände erschienen, vom letzteren der erste Theil, der bis zum Frieden von Basel geht. Beide repräsentiren die eigenthümliche Art der neueren Geschichtschreibung in hervorragender Weise: sorgfältige Benützung neuer, aufschlußgebender Materialien, eine entschieden nationale Gesinnung und ein fester politischer Standpunkt, sowie eine ausgeführte, belebte Darstellung, die nicht nur Erzählung, sondern auch politische Betrachtungen gibt, das sind die Vorzüge, die Beide in sich vereinigen. Sybels Werk befaßt sich natürlich, wie schon nach dem Titel zu erwarten ist, vorzugsweise mit den französischen und allgemein europäischen Angelegenheiten, aber es enthält auch manches, was ein neues Licht auf deutsche Verhältnisse wirft. So wird bei Schilderung der allgemeinen Lage Europas vor dem Ausbruch der französischen Revolution der vielbesprochene Gegensatz von österreichischer und preußischer Politik auf eine wirklich meisterhafte Weise dargelegt, die Entstehungsgeschichte der Coalition gegen Frankreich vielfach berichtigt, der Einfluß, welchen die polnischen Angelegenheiten auf die österreichisch-preußische Kriegsführung hatten, nicht nur im Allgemeinen behauptet, sondern auf eine überraschende Weise im Einzelnen nachgewiesen. Nachforschungen auf den Pariser, Berliner, Haager und Londoner Archiven haben dem Verfasser reiche Ausbeute an neuen Materialien geliefert.

Dieselbe Periode, und theilweise unter Benützung derselben Quellen, welche das Berliner Archiv darbot, behandelt Häusser, nur daß dieser das Deutsche zur Hauptsache macht und manches nur in den Resultaten gibt, was Sybel in ausführlicher Untersuchung darlegt. Die Verschiedenheit ist schon dadurch bedingt, daß Sybel eine kritische Nachlese zu den bisherigen Revolutionsgeschichten geben will, daher vieles voraussetzt und nur das ausführlich behandelt, wobei er Neues in Stoff und Auffassung hinzufügen zu können glaubt, während Häusser eine vollständige gleichmäßige Erzählung sich zur Aufgabe macht. Erfreulich ist es zu bemerken, daß beide Forscher in ihren Combinationen und Urtheilen im Wesentlichen übereinstimmen. Die

einleitende Vorgeschichte nimmt einen großen Theil des Häusser-schen Buches ein, und eine Hauptpartie derselben bezieht sich auf den deutschen Fürstenbund, den er auf Grundlage der authentischen Mittheilungen darstellt, welche W. A. Schmidt in seiner Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen gesammelt hat. Er faßt den Fürstenbund als letzten Versuch auf, die im westphälischen Frieden festgestellte Ordnung der deutschen Angelegenheiten auch für die Zukunft zu sichern. Die ausführliche Geschichte beginnt mit den diplomatischen Verhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen, die dem Reichenbacher Vertrag (1700) vorausgingen, wobei er den Umschwung, der in der österreichischen Politik durch Leopold II. eingetreten war, sehr gut nachweist. Besonders gelungen ist in der ganzen Darstellung die Wechselwirkung der Diplomatie und der Ereignissef, und der berüchtigte Basler Frieden erscheint mehr als ein nothwendiges Ergebniß der ganzen Situation, denn als ein vorsätzlicher, selbstsüchtiger Rückzug der deutschen Sache. Auch für die spätere Zeit stellt Häusser bedeutende Ergänzungen unserer bisherigen Kenntniß der Dinge in Aussicht, und mit Spannung sieht man den folgenden Bänden entgegen.

Ueber die kriegerischen Ereignisse dieser Periode sind auch zwei beachtenswerthe Werke preußischer Officiere erschienen, Eduard v. Höpfners Geschichte des Kriegs von 1806 und 1807, und H. Beitzke's Geschichte der Freiheitskriege. Der Erste gibt viel kriegswissenschaftliches Detail und deckt freimüthig die Schwächen der preußischen Kriegsführung auf, der Letztere schreibt mehr für gebildete Geschichtsfreunde überhaupt, und dehnt seine Darstellung auch auf die politische Seite aus.

Der vorläufige Abschluß, welchen die europäische Bewegung im Jahr 1815 erhalten hat, wird wohl die Grenze bilden, bis zu welcher eine klare und kritisch bereinigte deutsche Geschichte möglich ist. In der folgenden Zeit ist noch manches mit dem Schleier diplomatischen Geheimnisses verhüllt, die Betheiligung vieler noch Lebenden verbietet, alles rücksichtslos aufzudecken, auch sind noch manche authentische Aufschlüsse zu erwarten. Dagegen wäre ein von einem bestimmten politischen Standpunkt aus entworfener Rechenschaftsbericht über die Ergebnisse unserer politischen Entwicklung seit 1815 eine nicht unlösbare Aufgabe.

Derselbe müßte auch auf die Frage eingehen: was konnte unter den gegebenen Verhältnissen erreicht werden und was ist erreicht worden? und woran liegt es, daß nicht mehr und Befriedigenderes verwirklicht worden ist?

Neben den Bearbeitungen einzelner Zeiträume und Ereignisse, welche mit ächt historischer Darstellung auch Erweiterung des Stoffes und wissenschaftliche Durcharbeitung verbinden, werden immer auch allgemeine Werke, die das Gesammtgebiet der Geschichte unseres Volkes umfassen, Bedürfniß der Literatur und Aufgabe der Geschichtschreibung bleiben. An diese kann man nicht die Anforderung neuer Durchforschung der ersten, unmittelbaren Quellen machen, sondern nur die fleißiger Benützung der vorhandenen quellenmäßigen Einzeldarstellungen. Der Grad ihrer Vollkommenheit ist daher bedingt durch den dermaligen Stand der Geschichtsforschung, und ihr wissenschaftlicher Werth wird davon abhängen, ob sie das Vorhandene zweckmäßig ausgewählt und verarbeitet haben. Häufig macht man zu hohe Anforderungen und stellt das Ideal einer Nationalgeschichte auf, welches erst verwirklicht werden könnte, wenn die Forschung einmal auf den höchst möglichen Grad der Vollendung gelangt wäre. Wir sind nicht der Ansicht, daß man, um eine rechte deutsche Geschichte zu schreiben, so lange zu warten brauche, denn auch dann noch würde es sich fragen, ob ein Menschenleben zu einem solchen erschöpfenden Nationalwerk ausreichte. Der Geschichtschreiber, welcher den Geist des deutschen Volkes durch alle Eigenthümlichkeiten und besonderen Lebensgebiete verfolgen wollte, dürfte sich am Ende doch nicht mit den vorhandenen Vorarbeiten begnügen, sondern er würde das Bedürfniß fühlen, sie nach den Quellen zu controliren, mithin den ganzen Stoff selbstständig durcharbeiten, und so könnte er nie zum Ziele kommen. Wer die Sache in dieser Art behandeln will, wird immer bei einer Monographie stehen bleiben. Und wenn man nicht diese hohen Ansprüche macht, so kann man auch nicht darüber klagen, daß es an Werken fehle, welche für das Bedürfniß der allgemeinen Bildung genügen. Von älteren Werken sind Pfisters, Wirths, W. Menzels, K. A. Menzels deutsche Geschichten immer noch brauchbar, und haben jede ihre eigenthümlichen Vorzüge. Pfister zeichnet sich durch die größte Vollständigkeit aus,

und verbindet nüchterne Verständigkeit mit nationalem Sinn; wenn er auch für die älteren Zeiten nicht mehr genügt, so gibt er doch in den späteren Zeiten des Mittelalters reiches, selbst-durchforschtes Detail; Wirth, in der Forschung Autodidakt, reißt hin durch seine feurige nationale Begeisterung und seine eigenthümlichen Auffassungen; W. Menzel zieht an durch lebendige und concrete Darstellung, und gibt namentlich in der neueren Geschichte viele glücklich gewählte Einzelheiten. Der Verdienste K. A. Menzels um die Reformationsgeschichte haben wir schon oben gedacht, und auch im weiteren Verlauf hat sein Werk jedenfalls den Werth, daß es eine ausführliche Geschichte bis auf die neueren Zeiten gibt, wie wir sie sonst nirgends haben; er verfolgt mit treuer Liebe das geistige Leben der Nation, besonders in der Kirche und den verwandten Gebieten, wogegen das eigentlich staatliche Element, sowohl die innere Entwicklung als die äußeren Angelegenheiten, die schwächere Seite ist.

Von den neueren Werken dienen dem Zweck der allgemeinen Uebersicht über die Hauptmomente der deutschen Entwicklung besonders gut Heinr. Rückerts deutsche Annalen (Leipzig 1850), welche in drei kleinen Bändchen mit gewählter, durchsichtiger Darstellung und philosophischem Geiste das Wesentliche vor Augen stellen. Ein ähnliches Ziel, nur mit ausschließlicher Rücksicht auf den Gang der politischen Entwicklung, verfolgt K. Klüpfel in seiner Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen (Leipzig 1853). Von ausführlicheren, auf 4 bis 5 Bände berechneten deutschen Geschichten sind in den letzten Jahren fast gleichzeitig drei begonnen worden, zuerst von Ed. Duller, nach dessen Tode Hagen die Fortsetzung übernahm, dann von Ad. Pfaff, und endlich von Jak. Venedey. Von allen dreien ist zu rühmen, daß sie von der wissenschaftlichen Forschung ihren Ausgang nehmen, und ein Ausdruck ihres gegenwärtigen Standes sind. In wissenschaftlichem Werth nimmt unstreitig die Fortsetzung Hagens des von Duller mit ungenügenden Mitteln begonnenen Werkes die erste Stelle ein, indem sie nicht nur die Ergebnisse der neueren Forschung am reichlichsten ausbeutet und am sichersten beherrscht, sondern auch dem Mann vom Fach manches Neue gibt, wie wir schon oben angedeutet haben. Weniger eingehend in das Einzelne, aber dafür objektiver und für den Laien leichter

zu lesen ist Pfaffs Buch. Er gibt seinen durch fleißige Lektüre der neueren Monographien gewonnenen Stoff mit vieler Sprachgewandtheit in edler, einfacher Darstellung. Venedey will sich nicht mit Verarbeitung begnügen, sondern bei dieser Gelegenheit die Quellen selbst durchforschen, was ihn mitunter in längst erledigte Schwierigkeiten verwickelt, und fürchten läßt, daß er nicht zu Ende kommen wird. Seine Darstellung aber ist blühend und macht den Eindruck einer frischen, liebevollen Erfassung seines Gegenstandes.

Gerne würden wir nun auch noch die neueren Leistungen in der Specialgeschichte mustern, allein wir fürchten schon zu viel Raum in Anspruch genommen zu haben, und behalten uns vor, dieß im nächsten Hefte nachzuholen.

Die deutschen Fremdenlegionen.

Von den frühesten Zeiten der deutschen Geschichte her bis auf unsere Gegenwart finden wir den eigenthümlichen Hang unseres Volkes, Kriegerschaaren für den Dienst auswärtiger Mächte zu bilden und so an den Kämpfen fremder Nationen Antheil zu nehmen. Seit zweitausend Jahren fast hat kein irgend wie bedeutender Krieg Europa durchtobt, an dem nicht Deutsche sich betheiligt hätten. Deutscher Muth und deutsche Kraft, wenn leider auch häufig für fremde Zwecke gemißbraucht, haben von jeher bei allen Völkern der Welt hoch in Ansehen gestanden, und wenn auch kürzlich freche Redner im englischen Parlament sich den Anschein geben wollten, mit giftigem Hohne auf unsere kriegerischen Eigenschaften herabblicken zu dürfen, so haben dieselben bei dieser Gelegenheit nur ihre gänzliche Unwissenheit in derartigen Dingen recht schmachvoll gezeigt. Man hat uns Deutschen schon häufig manche nicht sonderlich gute Eigenschaften nachgesagt, und wie wir selbst nicht leugnen können, mitunter nicht ganz mit Unrecht; aber daß aus unserem Volksstamm keine guten Soldaten zu bilden wären, daß wir auch der militärischen Tugenden entbehren sollen, dieß haben wir bei dieser Gelegenheit zum erstenmal gehört. Kaum unsern Augen vermochten wir zu trauen, als wir die bezüglichen Reden des Lord Ellenborough und des Obersten Sibthorp und andern lasen, in denen so ohne weiteres über unsere kriegerischen Eigenschaften der Stab gebrochen wurde, denn eine so grenzenlose Unwissenheit, eine so komische Selbstüberschätzung hatten wir bei Rednern in einem englischen Parlamente niemals vermuthet. Wir haben bisher stets geglaubt, einzelne Reden von Mitgliedern der äußersten Linken im ehemaligen Frankfurter

Parlament enthielten das größtmöglichste Maß von Unwissenheit in der Beurtheilung militärischer Fragen, aber wahrlich, bei den neuerlichen Debatten über die Fremdenlegionsbill im englischen Parlament ist theilweise eine noch viel größere Ignoranz hierin zum Vorschein gekommen.

Da nun bei dieser Gelegenheit so viel von deutschen Fremdenlegionen und deren guten und schlechten Eigenthümlichkeiten gesprochen wurde, so dürfte es für manche Leser vielleicht nicht ganz ohne Interesse seyn, wenn wir eine kurze Zusammenstellung derjenigen deutschen Fremdenlegionen, die sich im Laufe der Geschichte einen Namen erworben, hier zu geben versuchen. Natürlich daß wir uns dabei nur auf die kürzesten Angaben beschränken müssen, da bei nur einiger Umständlichkeit der uns hier vergönnte Raum mehr wie zehnfach überschritten werden dürfte.

Die erste historische Schrift, in der wir die Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit der germanischen Hülfsvölker rühmend erwähnt finden, ist das meisterhafte, noch jetzt jedem denkenden Soldaten zum eifrigen Studium zu empfehlende Werk Julius Cäsars über seine gallischen Feldzüge. Nicht geringe Hülfe gewährten ihm in denselben die germanischen Reiterschaaren, die er in seinem Solde hatte, und besonders ihre Abgehärtetheit gegen alle Beschwernisse des Krieges, verbunden mit ihrer feurigen Kampfeslust und ihrer riesenhaften Körperstärke, verschaffte den römischen Adlern mehr wie einmal den Sieg. Auch die späteren römischen Kaiser hatten fast durchgängig deutsche Cohorten in ihrem Solde, und wir finden schon hier das traurige Schauspiel, daß Deutsche für fremdes Gold ihre Schwerter verkauften, um gegen ihre eigenen Landsleute zu kämpfen. Müssen wir dieß auch auf das bitterste tadeln, so können wir uns doch wieder daran freuen, daß diese deutschen Kohorten wenigstens ihrer Tapferkeit wegen im ganzen römischen Heer im größten Ansehen standen. Nannten auch die stolzen Römer die Deutschen jener Zeit rohe Barbaren, vor deutscher Kraft und deutschem Muthe hatten sie doch stets die größte Achtung, ja selbst häufig Furcht.

Daß in den blutigen Kämpfen der sogenannten Völkerwanderung deutsche Volksstämme keine geringe Rolle spielten, und selbst Roms Weltmacht vor ihren Schwertern und Speeren in

den Staub sinken mußte, ist bekannt genug. Wo es in allen diesen Zeiten und irgendwie recht tüchtige Kämpfe gab, da schlugen gewöhnlich auch deutsche Fäuste gar herzhaft mit drein und erwarben bei Freund wie Feind sich nicht geringe Bedeutung. Ja daß später die siegreiche arabische Herrschaft sich nicht über den größten Theil von Mitteleuropa ausbreiten konnte, ward wesentlich mit durch deutsche Kriegstüchtigkeit, in der diese durch ihre Religion fanatisirten Araber ihren gefährlichsten Gegner fanden, verhindert.

Karl der Große gründete wesentlich durch die Tapferkeit seiner deutschen Schaaren ein Weltreich und verschaffte sich einen bis in die fernsten Gegenden und Zeiten reichenden Ruhm. Besonders auch in seinen langwierigen Kämpfen mit den Slaven bediente er sich seiner deutschen Krieger und verschaffte deutscher Sitte und Bildung dadurch immer weitere Verbreitung. Bei den späteren deutschen Kaisern aus dem Stamme der Sachsen hatte die Kriegstüchtigkeit unseres Volkes vielfach Gelegenheit sich auch in auswärtigen Kämpfen zu zeigen, und mehr noch war dieß in der glorreichen Zeit der Hohenstaufen der Fall. Hatten sich unsere kriegerischen Eigenschaften doch einen so allgemeinen Ruf erworben, daß auswärtige Fürsten vorzugsweise gerne Deutsche zu ihren Leibwachen suchten, und bei dem Hang unseres Stammes, in auswärtige Kriegsdienste zu gehen, gewöhnlich auch solche fanden. So sind an den meisten italienischen Höfen des Mittelalters fast immer deutsche Garden, deren lange Schwerter und kräftige Arme die Italiener schon damals scheuten; so finden wir den Thron von Neapel und den Palast des Papstes in Rom fast stets von Deutschen als der zuverlässigsten Macht geschützt. Selbst die griechischen Kaiser in Byzanz hatten normannische und deutsche Soldtruppen, um ihren wankenden Thron so lange wie möglich durch die ungeschwächte Kraft derselben zu stützen.

Bei den Kreuzzügen spielten die deutschen Ritter und Knappen ebenfalls eine bedeutende Rolle, und ihre schwer geharnischten Kämpfer waren die gefährlichsten Gegner der Sarazenen. Ebenfalls traten von jeher viele deutsche Krieger in die Reihen der frommen Ritterorden jener Zeit, welche die Bekämpfung der Ungläubigen als Zweck ihres Daseyns ansahen, und erwarben sich stets eine geachtete Stellung in denselben. Die Tempelherren

bestanden vielfach aus Deutschen, in Rhodus und später in Malta gab es eine eigene deutsche Ordenszunge, und die deutschen Ordensritter, welche oben in Ostpreußen gegen die heidnischen Litthauer kämpften und sich lediglich durch die Kraft ihrer Schwerter einen so mächtigen Einfluß in jenen Gegenden erwarben, bestanden, wie schon ihr Name sagt, allein aus Söhnen der verschiedenen Gauen unseres Vaterlandes. Daneben dauerte aber die Sitte, deutsche Soldtruppen anzuwerben, ununterbrochen in den verschiedenen Theilen von Europa fort. Ludwig XI. von Frankreich hatte neben seinen schottischen Bogenschützen auch ein Corps deutscher Reisigen, deren Kriegstüchtigkeit ihm in seinen vielen blutigen Kämpfen mit seinen Lehensvasallen große Vortheile brachte. In Dänemark gab es fast beständig eine eigene, aus lauter Angeworbenen bestehende deutsche Garde, deren besonders auch in den blutigen Kämpfen mit den heldenmüthigen Dithmarsen häufig erwähnt wird. In allen den zahllosen italienischen Kämpfen des Mittelalters tauchen aber fortwährend deutsche Streitschaaren, und wenn diese fehlen, doch deutsche Feldhauptleute, die sich eine militärische Bedeutung erworben, auf, und ganze Bände könnte man mit den Thaten derselben anfüllen.

Auch Karl der Kühne von Burgund, dieser ritterliche Fürst, achtete der Deutschen Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit sehr hoch, und er hat, wenn es eine kräftige Entscheidung galt, vorzugsweise gerne seine deutschen Schaaren in die ersten Reihen der Kämpfer gestellt. Als ein eigenthümliches Zeichen unserer Kriegstüchtigkeit ist auch die Stiftung und Ausbreitung der Hansa, dieses militärisch-merkantilischen Bundes, zu betrachten. Hätten die deutschen Soldaten der Hansa nicht ihr Kriegshandwerk zu Wasser und zu Lande so trefflich verstanden, schwerlich wären die reichen Handelsherren des Bundes in Rußland und Norwegen, in Holland und Spanien in Besitz so großer Privilegien gelangt, daß ihre Etablissements oft beinahe eigene Straßen in den betreffenden Städten bildeten. Schlugen doch die Kriegshaufen des Hansabundes wiederholt die Streitmacht Dänemarks, damals eines mächtigen Reiches, und zwangen demselben demüthigende Friedensbedingungen auf.

Die vollste Ausdehnung gewann die Neigung der Deutschen,

sich in fremden Kämpfen hervorzuthun, in dem bekannten Landsknechtwesen. Wahre Söldlinge waren diese Landsknechte, die fast allein aus Deutschen bestanden, und von deutschen Führern, unter denen Georg von Frundsberg sich den bekanntesten Namen erwarb, befehligt wurden. In ganzen, fest geordneten, und nach damaligen Begriffen auch streng disciplinirten Heerhaufen thaten sie sich unter dem Befehl irgend eines kriegstüchtigen Feldobersten zusammen, und verkauften nun sich, ihre Kraft und ihren Kriegsmuth derjenigen kriegführenden Macht, welche ihnen die reichste Bezahlung dafür anbot. So lange der Feldzug dauerte und der Sold nicht ausblieb, waren diese Landsknechte nicht allein die muthigsten, sondern auch die treuesten Krieger, die man nur wünschen konnte, und verspritzten willig ihr Blut für die Sache, der sie sich nun einmal gewidmet hatten. Blieb ihnen die Bezahlung zu lange aus, so hörten auch bald ihre Sympathien für den Kampf auf, und es ist, besonders in Italien, mehr wie einmal vorgekommen, daß ein und derselbe geschlossene Landsknechthaufe in dem einen Feldzug auf der einen, in dem nächsten auf der andern Seite kämpfte. Wo sie aber fochten, da machte ihnen ihre Tüchtigkeit sogleich einen geachteten Namen, und die stolzen französischen und italienischen Ritter fürchteten keine Feinde so sehr, wie die deutschen Landsknechte. Von dem festgeschlossenen Haufen derselben mit ihren langen Speeren ist gar mancher ungestüme Reiterangriff kaltblütig abgeschlagen worden, und zahlreiche Sprößlinge der edelsten französischen und italienischen Rittergeschlechter fanden ihren Tod durch den Spieß irgend eines gemeinen deutschen Landsknechts.

In den vielen auswärtigen Kriegen Karls V. spielen die deutschen Streitschaaren stets eine hervorragende Rolle, und sie erkämpften demselben mehr wie Einen blutigen Sieg. Auf den Schlachtfeldern in Afrika und Spanien, Deutschland und Italien ist zu dieser Zeit viel deutsches Blut geflossen. Auch an dem Befreiungskampfe der Niederländer, der bald nach dem Tode dieses großen Fürsten eintrat, betheiligten sich vielfach deutsche Soldtruppen. Oranien warb deutsche Schaaren an, sobald es ihm gelungen war, der Hand Albas zu entfliehen, und wenn es den Niederländern endlich glückte, nach hartnäckigen Kämpfen das spanische Joch für immer abzuschütteln, so hat die Tapferkeit

ihrer deutschen Hilfstruppen nicht geringen Antheil daran gehabt. Aber auch auf spanischer Seite kämpften deutsche Schaaren, und wie so oft schon in der Geschichte, finden wir hier, daß deutsche Schwerter gegen deutsche Schwerter für fremde Zwecke klirrten.

Der dreißigjährige Krieg bot der alten Neigung unseres Stamms, im Waffenhandwerk seinen Lebensberuf zu finden, eine erwünschte Nahrung. Das erste, was Gustav Adolph von Schweden that, als er den Boden unseres Vaterlandes betrat, war, deutsche Regimenter anzuwerben, die mit seinen Schweden bald um den Preis der Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit wetteifern konnten. Immer mehr nahm allmählich die Zahl der ersteren im Laufe des langwierigen Krieges zu, da die Nachsendungen an Truppen aus dem menschenarmen Schweden nur spärlich seyn konnten, und es ist bekannt, daß in den letzten Jahren des Krieges die sogenannte schwedische Armee weit mehr deutsche wie schwedische Streiter zählte. Daß des Kaisers Heer und die Schaaren, welche ein Wallenstein ihm warb, zum großen Theil aus Deutschen bestanden, war natürlich. Zwar gab es eigene italienische, spanische, ungarische, kroatische, wallonische und irländische Regimenter unter den kaiserlichen Fahnen, aber die deutschen bildeten doch stets die Hauptmenge und wußten sich den höchsten Ruf zu erwerben. Als später Frankreich sich mehr an diesem dreißigjährigen Kriege betheiligte, nahm es ganze Regimenter deutscher Truppen in seinen Sold, und selbst Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, jener bekannte Kriegsheld, hat mit seinem ganzen Heere längere Zeit in französischem Dienste gestanden.

Auch in der Zeit, die nach den gewaltigen Erschütterungen des dreißigjährigen Krieges folgte, finden wir einzelne deutsche Officiere und Soldatenhaufen überall, wo es in irgend einem Winkel der Erde etwas zu kämpfen gibt. Besonders in den Kriegen gegen die Türken zeichnen sich stets Deutsche aus, und auch Johannes Sobiesky, der heldenmüthige König Polens, hat einen Haufen schwer geharnischter deutscher Reiterei in seinem Sold gehabt. In Frankreich gab es stets mehrere Regimenter angeworbener deutscher Truppen, die sich bei jeder Gelegenheit, wo sie auftraten, einen ehrenvollen Namen zu erwerben wußten, so z. B. das bekannte Regiment »Royal-Allemand.« Auch die

Generalstaaten von Holland wußten von jeher deutsche Truppen zu schätzen und bezahlten dieselben gut, sobald sie irgendwie bedeutende Kämpfe zu führen hatten. Ebenso war dieß später in England häufig der Fall, und die Heerhaufen, mit denen Marlborough seine Siege gewann, zählten gar viele Deutsche in ihren Reihen. Auch Karl XII. von Schweden wußte den Umstand, daß ein Theil von Pommern und die mecklenburgische Stadt Wismar der Krone Schwedens unterworfen war, zu benutzen, um eigene deutsche Regimenter anwerben zu lassen, welche allgemein zu den tapfersten und zuverlässigsten seines ganzen Heeres gezählt wurden. Auch in Dänemark bestand eine eigene deutsche Garde, und auch an den Fürstenhöfen von Italien finden wir immer deutsche Leibwachen. Besonders auch die so mächtige Republik Venedig wußte in ihren vielen Kämpfen deutsche Heerführer und deutsche Truppen wohl zu schätzen, und hatte deren fast immer in ihrem Solde. Bekannt ist namentlich, welch wichtige Dienste der deutsche General von der Schulenburg den venetianischen Interessen leistete. Peter der Große von Rußland war ein zu klarer Kopf, als daß er nicht die Tüchtigkeit und Anstelligkeit deutscher Officiere zur Bildung eines russischen Heeres hätte erkennen und sich daher eifrig bemühen sollen, dieselben in großer Zahl in seine Dienste zu ziehen. Es gelang ihm dieß auch, da deutsche Krieger stets für Geld zu erkaufen gewesen sind, und das jetzige russische Heer ist wesentlich von Deutschen zuerst organisirt worden. Auch sind stets bis auf unsere Zeit eine Menge deutscher Officiere in russischem Heere angestellt worden und unter den berühmtesten Generalen desselben sind immer Deutsche gewesen. Unter dem Kaiser Peter III. war auch eine Zeitlang in Petersburg eine eigene deutsche Garde, die in Holstein angeworben wurde.

Der siebenjährige Krieg wurde vielfach nur mit angeworbenen Soldaten geführt, und wenn es auch feste österreichische, preußische, sächsische, schwedische Regimenter gab, so gehörte oft über die Hälfte der Soldaten in ihnen ganz andern Ländern an. Das Werbesystem stand während der Dauer dieses Krieges und auch noch längere Zeit nach demselben in seiner vollsten Blüthe. Besonders in den vielen freien Reichsstädten gab es zahllose Werbebureaus, die kein Mittel scheuten, möglichst

viele Menschen zu verlocken, das Handgeld zu nehmen. So ist z. B. in Hamburg einmal zu gleicher Zeit ein preußisches, ein dänisches, ein holländisches und ein hannöverisch-englisches Werbehaus gewesen. War es doch zu jenen Zeiten gar keine Seltenheit, Soldaten zu finden, die in ihrem Leben 8—12 verschiedenen Mächten gedient hatten. Die Sorge, die Desertion der Leute zu verhindern, war daher mit eine Hauptpflicht eines tüchtigen Officiers, und es waren deßhalb eine Menge Vorsichtsmaßregeln getroffen, von denen unsere Zeit sich kaum noch einen Begriff machen kann. Es liegt eine in dieser Beziehung ungemein lehrreiche und interessante Sammlung preußischer Parolebefehle aus dem vorigen Jahrhundert vor uns, und wir sehen darin Bestimmungen gegeben, deren Durchführung jetzt bei dem disciplinirtesten Heere eine reine Unmöglichkeit seyn würde. Und dennoch desertirten damals allein von der Berliner Garnison durchschnittlich in einem Monate mehr Soldaten, als jetzt von der gesammten preußischen Armee in einem ganzen Jahre. Geschah solches aber damals sogar in dem Heere Friedrichs des Großen, unter den Truppen, mit denen er so eben seinen bewundernswürdigen siebenjährigen Krieg siegreich beendet hatte, wie müssen dann diese Zustände in allen übrigen Heeren beschaffen gewesen seyn!

Besonders nach Holland gingen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts viele deutsche Soldaten. In Ostindien mußte diese Macht zu jener Zeit blutige und langwierige Kämpfe führen, bis es ihr gelang, die Herrschaft der holländisch-ostindischen Gesellschaft fest zu begründen; hiezu bediente man sich vorzugsweise gerne des muthigen, genügsamen und gut disciplinirten deutschen Soldaten, und Tausende und aber Tausende derselben haben ihr Leben in den ungesunden Ebenen von Java und Sumatra ausgehaucht. Lebte doch noch jetzt im Munde unseres Volks die Erzählungen von den holländischen Seelenverkäufern und den vielen Schandthaten, welche dieselben verübt, um arglose Deutsche in ihre Netze zu ziehen und dann als Soldaten in die ungesunden holländischen Kolonien zu verkaufen.

In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts finden wir auch mehrfach Fälle, daß deutsche Fürsten ganze Regimenter an fremde Regierungen verkauften, damit diese solche für

auswärtige Kriege, die sie für ihre eigenen Truppen zu gefährlich hielten, benützen könnten. Den bedeutendsten und für seine Kasse vortheilhaftesten Handel in dieser Hinsicht schloß der damalige Landgraf von Hessen-Kassel ab, der nach und nach an 12,000 Mann seiner Unterthanen, aus denen förmlich disciplinirte und vollständig organisirte Regimenter gebildet wurden, an die Engländer verkaufte, welche diese Truppen in dem Kampfe gegen die nordamerikanischen Colonien benützten. Mit gewohnter altdeutscher Tapferkeit und Kriegszucht fochten die Hessen auch in Amerika für eine ihnen fremde Sache und erwarben sich in rein militärischer Hinsicht, bei Bundesgenossen wie bei Gegnern, nicht geringes Ansehen. Wo die Engländer in diesen denkwürdigen Kämpfen siegten, da verdankten sie diese Siege zum größten Theil nur ihren deutschen Soldtruppen, unter deren Führern sich besonders der hessische General v. Riedesel in der Kriegsgeschichte einen Namen erworben hat. Sehr viele dieser hessischen Soldaten siedelten sich übrigens nach erfolgter Unabhängigkeitserklärung in den nordamerikanischen Freistaaten an, und besonders in Pennsylvanien sollen noch jetzt eine Menge geachteter Familien als Nachkommen derselben leben. Uebrigens folgten diesem Beispiele des Landgrafen von Hessen damals auch einige andere kleine deutsche Reichsfürsten.

Auch der damalige Herzog von Württemberg sandte einige tausend Mann seiner Soldaten in fremdem Sold nach dem Kap der guten Hoffnung, als man dort mehr Truppen, als Holland stellen konnte, bedurfte. Ebenso gab es auf der Insel Ceylon längere Zeit ein eigenes Regiment, das aus angeworbenen Deutschen bestand. Holland suchte, als es seine Grenzen beim Ausbruch der französischen Revolution bedroht sah, zum Schutz derselben sich ebenfalls deutsche Truppen zu verschaffen, und der damalige Herzog von Mecklenburg-Schwerin verkaufte demselben ein sehr starkes vollständig organisirtes und disciplinirtes Infanterieregiment, das mehrere Jahre als Besatzung in den holländischen Festungen lag und sich seiner Kriegstüchtigkeit wegen einen guten Namen erwarb.

Einzelne deutsche Officiere finden wir außerdem in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, in den Diensten fast sämmtlicher europäischer Staaten, und häufig erwarben

sich dieselben in rein militärischer Hinsicht einen sehr guten Namen. In Frankreich dienten bei dem Regiment Royal-Allemand, und noch einigen andern Korps, gewöhnlich mehrere deutsche Fürsten, z. B. der bekannte Marschall von Sachsen, dann der spätere König Maximilian von Bayern, der längere Zeit als französischer Oberst in Straßburg in Garnison gelegen hat; in Rußland die Münnich, Benningsen, Wittgenstein, Pahlen, Burhöwden, Diebitsch, und noch viele andere; in Portugal der bekannte Graf Lippe, der längere Zeit Feldmarschall der ganzen portugiesischen Armee war; in Holland standen wiederholt Deutsche in den wichtigsten Militärämtern, ja bekleideten selbst mehrfach die Gouverneursstellen der ostindischen Besitzungen. Besonders manche ehemalige preußische Officiere finden wir in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Militärdienst fremder Staaten. Die Siege Friedrichs des Großen und später seine bekannten großartigen Manöver bei Potsdam hatten dem preußischen Heere den Ruf der bestdisciplinirten und manövrirfähigsten Armee in ganz Europa verschafft und überall wollte man gerne Officiere haben, die aus dieser, zwar sehr strengen, aber auch ungemein tüchtigen altpreußischen Soldatenschule hervorgegangen waren. So fanden preußische Officiere in Rußland, Holland, in Dänemark, den italienischen Staaten, ja überall, wo nur irgendwie Aussicht zu einem Kriege ward, stets die willkommenste Aufnahme. Selbst in der Türkei und bei dem damaligen Chan der Tartarei sind frühere preußische Officiere in Dienst getreten, eben so bei den nordamerikanischen Staaten, als diese ihren Unabhängigkeitskampf führten. Ist doch der so berühmte spätere General Graf York als junger Officier einige Jahre in holländischen Kriegsdiensten außerhalb Europa thätig gewesen.

Die französische Revolution und nach ihr Kaiser Napoleon gaben den militärischen Verhältnissen von Europa allmählig einen gänzlich veränderten Charakter. Die Werbung der Heere, die bis dahin die Regel gebildet hatte, trat immer mehr in den Hintergrund, und das französischen Mustern nachgeahmte Conscriptionssystem an dessen Platz. Die Kriege wurden jetzt zu blutig, die in denselben sich gegenüberstehenden Heeresmassen zu großartig, als daß man mit bloß angeworbenen Truppen noch viel ausgerichtet hätte. Man mußte die Söhne des eigenen Volkes selbst

immer mehr und mehr zu den Waffen heranziehen, oder, wie Preußen nach der Katastrophe von 1806—1807 that, das ganze Volk selbst wehrhaft machen, wenn man so große Heere, wie man jetzt bedurfte, aufbringen wollte. Napoleon konnte für seine großen und langwierigen Kriege niemals genug Soldaten bekommen, und nahm solche wo er sie fand. Einen reichen Beitrag zu seinem eigenen Heere mußten ihm die Contingente der mit ihm verbündeten, oder richtiger wohl der seinen Befehlen gehorchenden fremden Staaten liefern, und unter diesen nahm, Dank sey es der Stiftung des sogenannten Rheinbundes, unser Deutschland wieder den ersten Platz ein. Von den Contingenten des Rheinbundes fochten westphälische, großherzogl. bergische, nassauische, frankfurtische, badische und hessen-darmstädtische Truppen mehrere Jahre in Spanien und manche derselben thaten dieß mit solcher Auszeichnung, daß sie wiederholt rühmlichst in den französischen Armeebefehlen genannt wurden. Wer aber die französische Militäreitelkeit kennt, weiß, wie schwer diese sich herabläßt, die Verdienste fremder Truppen gebührend anzuerkennen und den eigenen gleichzustellen. An dem blutigen Kriege von 1807 gegen Preußen und Rußland mußten württembergische und bayerische Truppen Antheil nehmen, und besonders die Belagerung der preußischen Festungen in Schlesien fiel denselben zu. Auch an dem Kriege von 1809 gegen Oesterreich hatten bayerische, württembergische und sächsische Truppen ihren, wenigstens in rein militärischer Hinsicht, sehr rühmlichen Antheil. Die meisten Gefechte damals in Bayern wurden fast nur von deutschen Truppen geliefert und auch in der großen Schlacht bei Wagram trug ihre Tapferkeit sehr viel dazu bei, den Franzosen endlich den Sieg erringen zu helfen. An dem großartigen Feldzug in Rußland nahmen, außer den Contingenten von Preußen und Oesterreich, bayerische, badische, württembergische, hessische, sächsische, westphälische, mecklenburgische und noch viele andere deutsche Truppen Antheil, und man kann berechnen, daß weit über hunderttausend deutsche Soldaten bei dieser Gelegenheit das Opfer des napoleonischen Ehrgeizes geworden sind. Auch noch zu Anfang der Kämpfe von 1813 bis nach der Schlacht bei Leipzig fochten württembergische, badische, hessen-darmstädtische, nassauische, sächsische und westphälische Truppen mit altgewohnter Tapferkeit auf Seiten der Franzosen.

Außer diesen, von ihren Fürsten ihm gestellten Hülfscontingenten hatte Napoleon noch zwei angeworbene deutsche Regimenter in seinem Heere, die besonders in den Kämpfen in Spanien und Italien verwendet wurden.

Eine sehr starke deutsche Hülfslegion hatte von 1807—1815 England in seinem Solde. Als durch die Kapitulation bei Lauenburg die hannöversche Armee fast gänzlich aufgelöst wurde und bald darauf Hannover theils zu Frankreich, theils zu dem neugebildeten Königreich Westphalen kam, wollte ein großer Theil der früheren hannöverschen Officiere und Soldaten sich diesem neuen Dienst nicht fügen. Ihr früherer rechtmäßiger Monarch war ja zugleich König von England, und da dieser sie auffordern ließ, ihm auch dort Dienste zu leisten, so schifften Tausende von muthigen und getreuen Männern sich oft unter Gefahr ihres Lebens auf englischen Schiffen nach jenem Inselreiche ein. Mehrere vollständige Infanterie- und Artillerie-, dann einige Husaren- und schwere Dragonerregimenter wurden aus diesen Deutschen, meist Hannoveranern, errichtet, die England in seinen langwierigen Kämpfen gegen Napoleon die besten Dienste leisteten. An dem Zuge gegen Kopenhagen, ferner an der durch englische militärische Unwissenheit so kläglich gescheiterten Expedition gegen die holländische Insel Walchern, später an den langwierigen Kämpfen in Portugal und Spanien unter dem Herzog von Wellington und theilweise auch an den Angriffen, die von der Insel Sicilien aus gegen das im Besitz der Franzosen befindliche Festland von Neapel gemacht wurden, nahmen Truppentheile dieser englisch-deutschen Legion den rühmlichsten Antheil. Ueberall gehörten sie zu den besten Truppen, die der Herzog von Wellington unter seinem Befehle hatte, was er auch mehrmals in seinen Armeebefehlen selbst anerkannte. Besonders die leichte deutsche Kavallerie der Legion war der englischen in der Gewandtheit des Vorpostendienstes und in der Schnelligkeit und Kühnheit ihrer Unternehmungen weit überlegen, was namentlich auch von ihren Gegnern, den Franzosen, mehrfach anerkannt wurde. Wenn daher kürzlich einige Redner im englischen Parlament zu behaupten wagten, die Legion in Spanien habe nicht gleich gute Dienste geleistet wie die nationalenglischen Truppen selbst, so kann man solch gänzlich grundlose Behauptungen nur einer großen

Unwissenheit in der Geschichte der spanischen Kriege, oder einer völligen Verblendung zuschreiben. Zur Ehre der englischen Wahrheitsliebe sey jedoch bemerkt, daß sich im Parlament, wie auch in der Londoner Presse, sogleich mehrere gewichtige Stimmen erhoben, welche der großen Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit der früheren englisch-deutschen Legion die verdiente Anerkennung nicht versagten. Wahrlich, es wäre auch zu schmachvoll gewesen, wenn England sich die vielen blutigen Kämpfe, in denen diese braven Truppen sich zu seinem Nutzen schlugen, jetzt zum Lohn ihr Andenken mit Worten der Schmach und des Hohnes besudelt hätte.

Ein anderes deutsches Corps, das 1809 in englische Dienste trat, waren die schwarzen Todtenkopfhusaren und Jäger des Herzogs von Braunschweig. Als dieser kriegsmuthige Fürst, dem das alte, edle Guelphenblut noch ungeschwächt in den Adern rollte, seine kühne schwarze Schaar mitten durch die feindliche Uebermacht aus Böhmen bis nach Norddeutschland geführt hatte, fand er dort jeden weitern Fortgang seines Unternehmens gehemmt. Die unglücklichen Folgen der bei Wagram verlorenen Schlacht, und der dadurch in naher Aussicht stehende Frieden Oesterreichs mit Napoleon wirkten lähmend auf den kriegerischen Aufschwung des Volkes in Norddeutschland. So mußte der Aufstandsversuch des Obersten v. Dörnberg in Kassel mißglücken, so Schills mehr kühner als gerade klug berechneter Ausmarsch aus Berlin, den er, im heldenmüthigen Kampfe unterliegend, in Stralsund mit seinem Leben bezahlte, so auch die Unternehmung des Herzogs von Braunschweig. Nach blutigen Gefechten glückte es ihm endlich, von allen Seiten durch übermächtige feindliche Schaaren umzingelt, bei Elsfleth mit englischen Schiffen in Verbindung zu kommen, und sich und die größte Zahl seiner getreuen Streiter auf denselben einzuschiffen. Mit Jubel wurden die tapfern Schwarzen vom englischen Volke empfangen, da eine so kriegstüchtige Streiterschaar in den damaligen Kämpfen wohl zu brauchen war. Auf Spaniens Boden stritten bald diese Braunschweiger, vereint mit ihren Landsleuten, den Hannoveranern, gegen die französischen Schaaren, und verschafften sich gleiche Achtung wie diese bei Freund wie Feind. Besonders von den schwarzen Husaren weiß die Geschichte des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel mehrere sehr kühne

Reiterthaten anzuführen. Da viele Hannoveraner und Braunschweiger gezwungen in den westphälischen Regimentern in Spanien fechten mußten, so standen sich hier auf fernem Boden oft Leute aus der gleichen Heimath als Feinde gegenüber. Ist uns doch z. B. bekannt, daß vor wenigen Jahren noch im Braunschweigischen zwei Brüder sehr einträchtig in einem Hause mit einander lebten, von denen Jedem der rechte Arm fehlte. In demselben Gefecht in Spanien hatten sie dieselben eingebüßt, der eine als schwarzer braunschweigischer Husar, der andere als königlich westphälischer Cheveauxlegers.

Nach dem Frieden von 1814, erst seit wenigen Monaten mit seinen Schwarzen in die Heimath zurückgekehrt, brach der tapfere Guelphenherzog bald wieder auf, um in dem neu beginnenden Kampfe abermals sein Schwert zu ziehen. Was er und seine Truppen in ihrer heldenmüthigen Aufopferung bei Quatrebras, wo sie sich der französischen Uebermacht entgegenwarfen, um so der noch zerstreuten englischen Armee Zeit zur Sammlung zu verschaffen, leisteten, ist bekannt genug. Es wäre schlimm um den Herzog von Wellington und seine zwar tapfern, aber langsamen und unbehüflichen Engländer gestanden, wäre dieser Kampf von Quatrebras nicht so kühn von dem Herzog von Braunschweig aufgenommen worden. Er selbst fand den Kriegertod in demselben, wie sein Vater die Todeswunde schon bei Jena empfangen hatte (es sind im Ganzen sieben braunschweigische Herzoge aus dem Guelphenstamm auf dem Schlachtfelde selbst oder an dort empfangenen tödtlichen Wunden geblieben), aber Wellington und sein Heer gewannen Zeit, sich bei Waterloo in Schlachtordnung aufzustellen. Daß übrigens in dieser Schlacht fast ebenso viele Hannoveraner, Nassauer und Braunschweiger als Engländer selbst unter Wellingtons Oberbefehl kämpften, ist bekannt genug. Die berühmte Vertheidigung der Meierei von Saint-Hayes, an der sich alle stürmenden Angriffe der Franzosen brachen, geschah größtentheils von leichter Infanterie der hannöverschen Legion.

Lobend muß übrigens anerkannt werden, daß England allen Invaliden und Pensionären dieser früheren englisch-deutschen Legion ihre Pensionen und Vergütungen, die nach deutschem Maßstab ungemein reichlich sind, bis auf den heutigen Tag auf

das Pünktlichste auszahlt. In Hannover ist deßhalb ein eigener englischer Agent thätig, und es sollen noch jetzt, wo schon die meisten dieser alten Pensionäre allmählich gestorben sind, jährlich über 50,000 Thaler in Deutschland ausgezahlt werden.

Rußland errichtete am Ende des Krieges von 1812 eine eigene russisch-deutsche Legion, die besonders aus früheren Officieren und Soldaten der deutschen Contingente, die dem Kaiser Napoleon gezwungen in jenen Krieg gefolgt waren, bestand. Diese Legion hatte Infanterie, Artillerie und Cavallerie, war einige tausend Mann stark und stand in russischem Solde. In den Kriegen von 1813 und 1814 kämpfte diese russisch-deutsche Legion wacker mit und ward besonders gegen den Marschall Davoust, der in Hamburg und Norddeutschland stand, verwendet. Nach dem Frieden von 1814 ward diese russisch-deutsche Legion wieder aufgelöst und der größte Theil der Officiere und Soldaten, die geborene Preußen waren, trat in preußische Dienste zurück. Mehrere deutsche Officiere derselben sind übrigens in russischem Dienste geblieben und haben sich zu hohen Stellen in demselben heraufgedient.

Nach dem Sturz des Napoleonischen Reiches, fand der deutsche Hang zu kriegerischer Beschäftigung längere Zeit nicht viele Gelegenheit zur Thätigkeit. In Frankreich bestand ein leichtes Infanterieregiment, irren wir nicht, so hieß es Hohenlohe, das großentheils aus angeworbenen Deutschen bestand und nach der Schlacht bei Navarino, längere Zeit in Griechenland garnisonirte. Ebenfalls waren immer viele Deutsche, besonders aus dem Südwesten Deutschlands, in den Schweizer Regimentern, welche sich die bourbonischen Regenten Frankreichs, dann auch der Papst und der König von Neapel hielten. Auch Holland hatte früher Schweizer Regimenter, in denen viele Deutsche dienten, wie denn auch der größte Theil der holländischen Colonialtruppen aus solchen bestand. In Südamerika errichtete General Bolivar eine eigene Fremdenlegion, die theils in London aus Irländern, theils aber in Hamburg und Bremen aus Deutschen angeworben war. Dieselbe focht sehr wacker gegen die Spanier, half wesentlich mit der Republik Columbien ihre Selbstständigkeit erringen, ward dann aber, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten der Fall, mit dem größten

Undank belohnt. Ferner warb im Anfang der zwanziger Jahre ein gewisser Major Schäfer deutsche Truppen für brasilianische Rechnung an, denen es ebenfalls dort sehr schlecht ergangen seyn soll. Auch bei den Kämpfen in Griechenland betheiligten sich viele Deutsche, und der frühere württembergische General Graf Normann hatte unter seinem Corps fast nur solche, während der Franzose Fabvier fast nur Franzosen und Italiener befehligte.

Als die Folgen des Jahres 1830 wieder blutige Kämpfe in Europa veranlaßten, betheiligten sich bald auch die Deutschen in mehr oder minder großer Zahl bei allen derselben. Am polnischen Kriege von 1830—1831 nahmen nur einzelne wenige Deutsche als Officiere und Militärärzte Antheil; desto mehr aber an den Kämpfen zwischen Holland und Belgien. Viele Hunderte von angeworbenen Deutschen fochten auf beiden Seiten, und wenn auch der größte Theil derselben in moralischer Hinsicht gewiß nicht allzuhoch gestellt war, so machten sie dem alten Ruf der deutschen Tapferkeit auch hier wieder keine Schande. Auch in Portugal ward von Don Pedro, der sich den Thron seiner Väter wieder erkämpfen wollte, eine Fremdenlegion errichtet, die größtentheils aus Deutschen bestand. Eine eigene Fremdenlegion errichtete Frankreich im Jahre 1832 für den Dienst in Algerien, besonders in der Absicht, um die vielen Flüchtlinge, die in Folge der politischen Unruhen in manchen Staaten auf seinem Gebiete Zuflucht gesucht hatten, sich so vom Halse zu schaffen, Diese erste französische Fremdenlegion zählte an 4000 Mann. von denen die Hälfte Deutsche, die übrigen aber Polen, Schweizer, Italiäner und verlorene Söhne aller möglichen Nationen waren. Dieselbe ward förmlich organisirt und uniformirt, wie jedes andere französische Regiment, und leistete in Algerien gute Dienste, wobei man freilich keine sonderliche Sorge für Schonung der Mannschaft trug. Im Jahre 1834 schenkte oder verkaufte Louis Philipp diese ganze Fremdenlegion, ohne dieselbe deßhalb zu fragen, an die Königin Christine von Spanien, welche in ihren blutigen Kämpfen gegen Don Carlos solche Hülfe wohl brauchen konnte. Unter ihren Führern Bernelle und später Conrad, alten Zöglingen der napoleonischen Kriegsschule, leistete diese Fremdenlegion, bei der sich an 3000

Deutsche befanden, in allen Kämpfen die besten Dienste. Los Allemannos oder los Argellinos (die Deutschen oder die Algierer) wie sie genannt wurden, waren die gefürchtetsten Gegner, welche die Karlisten kannten, und den entschlossenen Bajonnettangriffen derselben vermochten ihre Schaaren fast niemals Stand zu halten. In zweijährigen blutigen Kämpfen, besonders in Arragonien und den baskischen Bergen, ward diese anfänglich über 4000 Mann starke Fremdenlegion, die von den spanischen Generalen nie geschont, sondern stets vorangeschickt ward, bald vollständig aufgerieben. Die wenigen unglücklichen Ueberreste derselben schickte man dann als Bettler über die Grenzen.

Uebrigens fochten auch im Heere des Don Carlos mehrere deutsche Officiere — wir führen hier nur den Fürsten Friedrich Schwarzenberg, den Fürsten Lichnowsky, den General von Rhaden an — und es war auch eine Zeit lang ein eigenes deutsches Bataillon errichtet, das sich einigemal mit der deutschen Fremdenlegion auf Christinischer Seite auf das heftigste herumgeschlagen haben soll. So kämpften, zum zweitenmal schon in diesem Jahrhundert, auf spanischem Boden Deutsche gegen Deutsche.

An den Kämpfen der Türkei mit dem Pascha Mehemed-Ali von Aegypten, nahmen ebenfalls mehrere Deutsche Theil, so z. B. der bekannte General Jochmus, der in der Schlacht bei Nisib als türkischer Ferik-Pascha (Divisionsgeneral) mit befehligte. Uebrigens hatte die Türkei schon wiederholt um preußische Artillerie und Ingenieurofficiere zur Organisation ihrer Truppen gebeten, und solche auch schon in den dreißiger Jahren, z. B. den Hauptmann v. Moltke, erhalten. Auch jetzt noch sind fast sämmtliche Lehrer an der türkischen Ingenieur- und Artillerieschule ehemalige preußische Officiere, die ein großes Ansehen sich dort errungen und der Türkei in ihren gegenwärtigen Kämpfen schon wiederholt die wichtigsten Dienste geleistet haben. Wir erinnern z. B. nur an den früheren preußischen Hauptmann Grach, der sich bei der Vertheidigung von Silistria so großen Ruhm erwarb.

Die französische Regierung erkannte den Nutzen, den ihr die Fremdenlegion gebracht, sehr wohl und errichtete deßhalb im Sommer 1837 ein neues derartiges Corps in Algerien, nachdem sie, wie vorhin erwähnt, die erste Legion nach Spanien geschickt

hatte. Seitdem besteht diese Fremdenlegion ununterbrochen in Algerien, hat an den blutigsten Kämpfen Antheil genommen und auch sonst die wichtigsten Dienste geleistet, welche man von einer Truppe nur verlangen kann, wie denn auch augenblicklich ein Regiment derselben sich mit vor Sebastopol befindet. Dieselbe ist nach ihrer neuesten Organisation 2 Regimenter stark, je das Regiment zu 3 Bataillonen zu 8 Compagnien = 3050 Mann, beide Regimenter also 6100 Mann. Unter dieser Zahl befinden sich zwischen 3—4000 Deutsche, die übrigen Soldaten sind Franzosen, Italiener, Spanier, Polen, Ungarn, kurz Söhne aller möglichen Nationalitäten. Die Officiere sind größtentheils Franzosen, doch mögen ungefähr jetzt ein Dutzend deutsche Officiere bei der Legion sich befinden. Ebenso dienen mehrere hundert Deutsche bei den Zuaven, den Spahis, den Chasseurs d'Afrique, kurz allen besondern algierischen Corps, da es bisher keinem Ausländer gestattet war, bei den französischen Linientruppen, die in Frankreich selbst Dienste thaten, einzutreten. Die Fremdenlegin in Algerien ist uniformirt, organisirt und besoldet, wie jedes andere französische Linienregiment, wird auch im Grunde nicht schlechter besoldet als ein solches, obgleich man ihr freilich keine besonders guten Garnisonen anzuweisen pflegt und sie vorzugsweise viel gebraucht. Hinsichtlich ihrer militärischen Tüchtigkeit nimmt diese Fremdenlegion einen hohen Rang ein, und besonders die deutschen Soldaten derselben zeichnen sich häufig aus; sonst kommen freilich bei ihr ungleich mehr Vergehen, namentlich Insubordination, Trunksucht und Desertionsversuche vor, als in jedem andern französischen Corps von gleicher Stärke. Nach den neuesten Bestimmungen soll übrigens diese Fremdenlegion noch durch zwei neue Regimenter vermehrt werden, die man besonders in der Schweiz anwerben will. Wie bei allen Schweizer Truppen werden wahrscheinlich auch wieder viele Deutsche in diese neuen Regimenter eintreten.

Eine andere deutsche Fremdenlegion, welche in letzter Zeit angeworben wurde, war die für Brasilien im Frühling 1851. Dieselbe bestand größtentheils aus Trümmern der ehemaligen schleswig-holsteinischen Armee, und sollte die Stärke von einigen tausend Mann erreichen. Leider verfuhr der mit der Anwerbung dieser deutschen Fremdenlegion beauftragte kaiserlich brasilianische

Oberst nicht mit der gehörigen Rücksicht und nahm besonders unter die Officiere des Corps sehr viele schlimme Subjekte auf, die schon in der schleswig-holsteinischen Armee selbst nicht den besten Ruf gehabt hatten. Dieß schreckte wieder andere tüchtige, ehrenwerthe Officiere ab, sich in diesem Corps anwerben zu lassen. Es kamen schon in Hamburg die unangenehmsten Dinge vor; der Commandeur, obgleich ein persönlich ehrenwerther und muthiger Soldat, besaß nicht die gehörige moralische Energie, um unter so schwierigen Umständen sein Commando mit Glück führen zu können. Kurz, man konnte dieser ganzen brasilianischen Fremdenlegion schon von vornherein ein schlimmes Ende voraussagen. Dieß ist denn auch leider nur zu frühe eingetroffen, und der deutsche Name hat bei dieser Gelegenheit gerade nicht an Ehren gewonnen. Einzelne Theile der Legion haben zwar in den Gefechten gegen die argentinische Republik, zu welchem Zwecke man dieselbe vorzugsweise angeworben, mit altgewohntem deutschen Muthe gekämpft, und besonders die Artillerie hat wiederholt sich sehr ausgezeichnet; im Ganzen aber bietet die Geschichte dieses Corps ein widerwärtiges Bild von gegenseitigen Verdächtigungen, Unkameradschaftlichkeit der Officiere unter sich, und deßhalb natürlich auch Insubordination der Soldaten. Die kaiserlich brasilianische Regierung, die alle ihre eingegangenen Verpflichtungen gegen dieses Corps gewissenhaft gehalten haben soll, hat sehr viel Verdruß mit demselben gehabt und deßhalb den größten Theil der Legion auch bald wieder aufgelöst. Nur die Artillerie, die sich noch am besten gehalten hat, und einige Jägercompagnien bestehen — irren wir nicht — noch gegenwärtig, und garnisoniren in den entlegensten Grenzfestungen des großen brasilianischen Reiches; die übrigen Infanteriebataillone sind wieder aufgelöst worden.

Hätte man übrigens im Frühling 1851, wo die ganze an 30,000 Mann starke schleswig-holsteinische Armee aufgelöst wurde, mit einiger Umsicht bei der Organisation dieser brasilianischen Legion verfahren, und namentlich einen energischen und auch die Personalverhältnisse der anzuwerbenden Officiere einigermaßen kennenden Stabsofficier an die Spitze gestellt, so wäre es damals ein Leichtes gewesen, ein treffliches, durch und durch tüchtiges Corps von 10—12,000 Mann zu bekommen. Namentlich

viele geborene Schleswig-Holsteiner, die, von den Dänen aus ihrem Vaterlande vertrieben, jetzt in allen Welttheilen umherirren, hätte man damals bekommen können.

Sehr viele Deutsche dienen augenblicklich auch in den fremden Regimentern des Königs von Neapel. Besonders das 13. Jägerbataillon soll fast ganz aus Deutschen, namentlich badischen Flüchtlingen des Jahres 1849, zusammengesetzt seyn; ebenso haben die eigentlichen Schweizer Regimenter in Neapel stets viele deutsche Soldaten in ihren Reihen. Ein Gleiches ist auch bei den Schweizertruppen des Papstes der Fall.

Das stehende Heer in den nordamerikanischen Freistaaten soll sich mehr als zur Hälfte aus eingewanderten Deutschen rekrutiren, die man dort besonders gerne als Soldaten nimmt. Ebenso erwarben sich die sogenannten „deutschen Compagnien" in den letzten Feldzügen gegen Mexiko einen besonders guten Namen.

Auch das junge Königreich Griechenland hat im Anfang seiner Gründung, außer den bayrischen Hülfstruppen, eine eigene deutsche Legion gehabt, die in München angeworben wurde. Dieselbe ist jetzt auch wieder aufgelöst, obgleich noch einzelne deutsche Officiere sich in griechischem Dienst befinden. Ueberhaupt wird es gegenwärtig kaum ein größeres Heer geben, in dem nicht einzelne deutsche Officiere sich befinden. Am häufigsten kommen dieselben jetzt noch in der russischen Land-, wie Seemacht vor, und dürfte sich die Zahl der geborenen Deutschen, die jetzt dem Kaiser von Rußland als Officiere dienen, noch über hundert belaufen. Namentlich für die russische Flotte hat man auch in den letzten Jahren wieder junge gebildete Männer von unsern deutschen Ost- und Nordküsten für den Officiersdienst angeworben. In englischen Land-, wie Seediensten stehen augenblicklich wenige Deutsche, obgleich uns doch einzelne bekannt sind, z. B. der Prinz von Leiningen, der noch kürzlich wegen seines muthigen Benehmens bei einer Schiffsexpedition an der Donaumündung belobt wurde. Auch in holländischen Diensten sind jetzt noch mehrere geborene Deutsche als Stabsofficiere, besonders bei den Truppen in Ostindien.

Wenn wir nun auch in vieler Hinsicht es aufrichtig beklagen müssen, daß von den ältesten Zeiten unserer Geschichte an bis auf unsere Gegenwart stets so viele deutsche Kräfte sich dem

Interesse fremder Staaten opferten, so kann uns doch auch wieder die kurze Uebersicht, die wir hier gegeben, ein stolzes Gefühl einflößen. Zeigt dieselbe doch, daß deutsche Wehrkraft, deutsche Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit in allen Jahrhunderten und bei allen Völkern der Erde in hohem Ansehen standen, und man eifrig bemüht war, dieselben für sich zu gewinnen. Freilich Besseres hätte für unser gemeinsames Vaterland erreicht werden können, wenn alle diese vielen Kräfte sich seinem Dienst gewidmet, für seine Größe und Macht ihr Blut vergossen hätten. Wie schwinden aber gegen diese in rein militärischer Beziehung so glänzende Geschichte der Kriegstüchtigkeit und Tapferkeit unseres Volksstamms die erbärmlichen Verleumdungen, welche kürzlich die Gegner der Fremdenlegionsbill im englischen Parlamente auszusprechen wagten, in ein klägliches Nichts zusammen!

Unsere deutsche Kriegstüchtigkeit uns abstreiten zu wollen, ist eine reine Unmöglichkeit, denn jeder große Kampf in der allgemeinen Weltgeschichte zeigt uns die glänzendsten Beispiele derselben. Diese Ueberzeugung werden hoffentlich auch unsere Leser aus der bisherigen kurzen Zusammenstellung gewonnen haben.

Eine Folge, und zwar eine für England besonders unangenehme und wichtige Folge werden aber diese hämischen Aeußerungen haben, nämlich die, daß die Anwerbung einer deutschen Legion für englische Rechnung ungemein dadurch erschwert wird. Gar manche tüchtige deutsche Officiere und Soldaten, die früher vielleicht nicht ungern in ein solches Corps eingetreten wären, haben jetzt ein gerechtes Bedenken vor diesem Schritte. Wenn sie auch die Lächerlichkeit der heftigen Angriffe, welche Oppositionsredner und Zeitungsschreiber noch vor seiner Entstehung gegen ein derartiges Corps in so übervollem Maße ausschütteten, selbst einsehen, so ist doch ihre Neigung für solchen Dienst ungemein dadurch abgekühlt worden. Wenn die englische Regierung jetzt wirklich noch daran denkt, eine große deutsche Fremdenlegion anzuwerben, so wird sie praktisch erfahren, welche bedeutende Schwierigkeiten ihr jetzt dabei hindernd in den Weg treten. Den weit größten Theil derselben hat ihr aber die Opposition im englischen Parlament selbst bereitet, und manche Redner leisteten durch die Art und Weise ihres Auftretens dem Kaiser von Rußland einen größeren Dienst, als ihrem Vaterlande. Will

übrigens England wirklich eine deutsche Fremdenlegion anwerben und muß man sich beim Mangel an eigenen Truppen schon nothgedrungen hiezu bequemen, so wird es ganz andere Bedingungen aufstellen müssen, als die jetzt bekannten. Das stolze Reich, dessen Landmacht sich jetzt so äußerst unzureichend für einen großen auswärtigen Krieg zeigt, muß hohe Preise bieten, wenn es tüchtige Soldaten verlocken will, sich seinen Diensten zu widmen. So leichten Kaufes, wie manche vornehme Lords sich wohl einbilden, bekommt man in Deutschland keine Soldaten, und die höhnenden Worte, die jüngst im Parlament gesprochen wurden, daß die gutmüthigen, blondhaarigen, blauaugigen Deutschen recht wie dazu geschaffen wären, um sich von fremden Völkern gleich Schafen scheeren zu lassen, haben glücklicher Weise dießmal auch bei uns einen Nachhall gefunden.

Die erste Bedingung, welche England einer deutschen Fremdenlegion zugestehen muß, ist nun völlige Gleichstellung mit den Nationalregimentern. Ein deutsches angeworbenes Regiment muß völlig gleichen Rang mit einem englischen, das ja auch nur aus angeworbenen Soldaten besteht, bekommen, und darf in keiner Hinsicht hinter letzterem zurückgesetzt werden. Müssen und wollen unsere deutschen Soldaten in der Schlachtreihe ebenbürtig neben den stolzen Engländern kämpfen, und ebenso wie in den Kriegen von 1804—1815 werden sie es auch dießmal wieder thun, sobald sie der englischen Fahne einmal den Eid der Treue geschworen haben sollten, so müssen sie auch im übrigen alle Ehren und Annehmlichkeiten, die der Kriegerstand im Felde genießt, mit denselben theilen. Besonders muß auch die Stellung der deutschen Officiere in einer etwaigen Fremdenlegion eine ehrenvolle seyn, denn nur wenn dieß der Fall ist, kann man anständige Männer, die dem deutschen Namen Ehre und keine Schande machen werden, zum Eintritt in ein solches Corps bewegen. Auf tüchtige Officiere kommt hiebei aber alles an, denn sind diese nur ehrenwerthe, energische und in ihrem Fache wohlerfahrene Männer, so werden auch die minder guten Elemente, die unter der Mannschaft eines solchen angeworbenen Corps immer vorkommen, von ihnen so in Zucht und Ordnung gehalten, daß sie dem Rufe der ganzen Truppe weiter nicht empfindlich schaden können. Haben aber die Officiere in

einem solchen Corps nicht sonderlichen Werth, so wird dasselbe auch selbst nichts taugen, und mögen auch sonst noch so viele gute Soldaten in seinen Gliedern dienen. Wer je Gelegenheit hatte, bei der Organisation neu zu formirender Truppen selbst thätig zu seyn, wird aus Erfahrung nur zu gut wissen, wie von der Auswahl geeigneter Officiere von vornherein die ganze Kriegstüchtigkeit derselben wesentlich bedingt wird.

Um aber gute Officiere in Deutschland zu bekommen, muß die englische Regierung gleich anfänglich einen tüchtigen, allgemein sowohl als Ehrenmann wie als guten Soldaten bekannten höheren deutschen Stabsofficier für ihre Dienste zu gewinnen suchen und zum Obersten des neu zu bildenden Regiments machen. So viele Infanterie-, Cavallerie- und Artillerieregimenter angeworben werden sollen, so viele tüchtige Oberste derselben müssen auch vorerst gewonnen werden. Mit dem Chef muß stets der Anfang gemacht werden, und die Franzosen haben auch dießmal wieder ihren Scharfsinn in derartigen Sachen bewiesen, indem sie den General Ochsenbein zuvor engagirten und dann erst zur Anwerbung von zwei neuen Schweizer Regimentern schritten. So kann gleich von vornherein ein tüchtiger Geist in dem neuen Corps gebildet werden, was nicht möglich ist, wenn man umgekehrt zuerst dasselbe bildet und dann erst einen Führer dafür auswählt, wie es z. B. im Frühling 1851 bei der schon erwähnten brasilianisch-deutschen Legion geschah.

Ohne Billigung des erwählten Chefs eines Regiments darf dann unter keinen Umständen ein Officier für dasselbe engagirt werden. Auf diese Weise allein ist es möglich, daß bei der Prüfung der Officiere, welche ihre Dienste für ein solches Regiment anbieten, diejenige Strenge herrscht, die unumgänglich nothwendig ist, wenn man ein tüchtiges Officierscorps gewinnen will. Das Officierscorps in einem Fremdenregiment muß möglichst aus gleichen Bestandtheilen bestehen, und die einzelnen Mitglieder desselben müssen sich gegenseitig achten und schätzen, und besonders auch ihrem Obersten mit Leib und Seele ergeben seyn. Um aber diesen festen Zusammenhang der Officiere unter sich zu erreichen, muß die strengste Sorgfalt bei Auswahl derselben stattfinden, und diese kann nur geschehen, wenn man dem Obersten eine entscheidende Stimme dabei

einräumt. Die Herren im englischen Ministerium können mit dem besten Willen die Tüchtigkeit und Anständigkeit der vielen deutschen Officiere, welche ihre Dienste anbieten möchten, nicht beurtheilen, und freche Abenteurer und ähnliche Menschen würden sich mehr wie jemals ihnen aufdringen; ein deutscher Stabsofficier, umgeben von einigen deutschen, ihm persönlich anhänglichen Officieren, vermag dieß aber ziemlich leicht. Ein solcher Chef wird zum voraus keinen Officier in seinem Regimente zulassen, dessen frühere Vergangenheit ihm gänzlich unbekannt ist, und er ist im Stande, die Würdigkeit und Unwürdigkeit eines jeden, der eine Anstellung bei ihm nachsucht, selbst zu beurtheilen, oder durch eingezogene Erkundigungen genau zu erfahren und darnach seine Antwort einzurichten. Solche sorgfältig ausgesuchte und von gegenseitiger Achtung durchdrungene Officiere vermögen auch viel leichter die einzelnen Soldaten für ihr Regiment anzuwerben, als sonst der Fall seyn würde. Will man erst einen rohen Haufen beliebig zusammengewürfelter Leute anwerben und dann erst eine gewisse militärische Eintheilung mit denselben vornehmen und die ersten besten Officiere, die man irgendwo engagirt hat, darüber setzen, so wird man sicher darauf rechnen können, daß man keine nur irgendwie taugliche deutsche Legion erhält und auch in rein militärischer Beziehung unser deutscher Name keine Ehre von einem solchen Corps haben wird. Zuerst also und als wichtigster Stützpunkt des ganzen Regiments der Obersten mit seinem Adjutanten, dann, unter Zuziehung dieses, die Annahme der einzelnen Officiere und die Gliederung derselben in bestimmte Bataillone und Compagnien, und dann erst, wenn dieser Rahmen fest vollendet ist, die Anwerbung der Mannschaft zur weiteren Ausfüllung desselben. Je mehr man die Thätigkeit der einzelnen Officiere und besonders auch der Hauptleute hiebei in Anspruch nimmt, desto schneller wird man tüchtige Soldaten erhalten. Dem bloßen Werbeofficier ist es am Ende ziemlich gleichgültig, welche eine moralische Beschaffenheit die von ihm angeworbenen Soldaten besitzen, denn er hat nach ihrer Ablieferung an das Regiment weiter nichts mit ihnen zu schaffen; der Compagnieführer, der sich seine Leute selbst anwirbt, wird schon darauf sehen, tüchtige Menschen zu bekommen, denn der ganze Ruf seiner Compagnie und dadurch auch seine

Lebensstellung hängt von der ferneren Aufführung derselben wesentlich ab.

Will aber die englische Regierung wirklich tüchtige Officiere für ihre Militärdienste in Deutschland gewinnen, so ist vor allem nothwendig, daß sie denselben auch eine sichere Lebensstellung darbietet. Ein bloßes Engagement für die Dauer des Krieges reicht nicht hin, selbst wenn die augenblickliche Gage noch so hoch seyn sollte. Die Pensionirung eines Officiers nach gut geleisteter Dienstzeit darf nicht von der Gnade und Barmherzigkeit des englischen Kriegsministers abhängen, sondern muß als ein Recht gefordert werden können. Ganz ebenso, auch nicht um das mindeste schlechter, wie der englische Officier selbst, muß der Deutsche hinsichtlich seiner Ansprüche an Pensionirung, Entschädigung für verlorene Glieder, für Wunden, seines Halbsoldes u. s. w. gestellt werden, oder jeder irgend tüchtige deutsche Officier wird den Antrag, in englische Dienste zu gehen, nicht annehmen. Die Officiere der vorhin erwähnten englisch-hannöverschen Legion wurden mit Recht ganz so wie die englischen Nationaltruppen gestellt und diese Versprechungen auch getreulich gehalten.

Aber auch für das fernere Loos der angeworbenen Soldaten muß genügend von englischer Seite gesorgt werden, oder es ist dringende Pflicht jedes Deutschen, mit allen seinen Kräften sich solchen Anwerbungen zu widersetzen. Wenn ein Deutscher sich jetzt für eine etwaige englisch-deutsche Legion anwerben läßt, so kann er dieß nur durch Verzichtleistung auf seine bisherige deutsche Heimath und Erlangung eines Auswanderersscheins thun. Damit aber solch wichtiger Schritt von diesen künftigen Soldaten ohne allzusträflichen Leichtsinn unternommen werden kann, ist es nicht mehr wie billig, daß das reiche England, für dessen Macht sie Leben oder Gesundheit auf das Spiel setzen wollen, auch für die künftige Sicherstellung ihres Schicksals sorgt. Allen verwundeten Soldaten der deutschen Legion gebührt daher gleiche Pension, Entschädigung für verlorene Glieder, oder Aufnahme in ein Invalidenhospital, wie den englischen Soldaten selbst, den gesunden aber, die ihre Capitulation treu und gut ausgedient haben, eine Anweisung von Land entweder in Canada oder in Australien, so daß sie ferner dort bei Fleiß und Arbeit ihren genügenden Lebensunterhalt sich erwerben können.

Nur wenn diese Versprechungen den anzuwerbenden Soldaten gemacht sind, kann man von einer Anwerbung nicht abrathen. Wenn ein deutscher Soldat einmal 8 bis 10 Jahre in einem englischen Fremdenregiment gedient hat, wird er selten fernerhin noch für unsere deutschen bürgerlichen Verhältnisse passen, und gar leicht, wenn er mittellos in dieselben ohne weiteres wieder zurückgeworfen wird, der Armuth und Landstreicherei verfallen. So etwas darf nicht geschehen, und muß England die Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit unserer deutschen Soldaten benützen, nun so muß es sich auch entschließen, denselben einen gehörigen Preis dafür zu bieten und ihnen in seinen Colonien geeignetes Land, damit ein arbeitsamer Mann von dessen Bebauung leben kann, anzuweisen. „Ein Dienst ist des andern werth," sagt schon ein altes deutsches Sprichwort, was besonders einem so egoistischen Volke, wie die Engländer, gegenüber niemals vergessen werden darf.

Will oder kann das englische Kriegsministerium alle diese kurz von uns angeführten Bedingungen für eine in Deutschland zu organisirende Fremdenlegion nicht erfüllen, so muß es, abgesehen von allen politischen Sympathien und Antipathien, die Pflicht aller deutschen Regierungen, Zeitungen und selbst Privatpersonen seyn, der Anwerbung eines solchen Corps auf alle mögliche Weise entgegenzutreten. Nicht allein daß sonst dadurch eine Menge unserer Landsleute, die leichtsinnigerweise ohne solche Versprechungen sich anwerben ließen, für immer unglücklich gemacht würden, sondern ein solches Corps würde auch in jeglicher Beziehung von einer derartigen Beschaffenheit werden, daß dem deutschen Namen nur Schande, aber keine Ehre daraus erwüchse. So etwas darf aber unter keinen Umständen geschehen, damit die höhnenden Worte der englischen Oppositionsredner doch nicht am Ende zur traurigen Wahrheit werden. Gerade aus diesem Grunde freuen wir uns auch, daß fast alle deutschen Regierungen die Anwerbungen für diese englische Legion bisher streng untersagt haben.

Etwas anderes wäre es aber, wenn England sich entschlöße, unter den vorhin angeführten Versprechungen deutsche Regimenter anzuwerben und denselben eine gleich ehrenvolle Stellung wie seinen Nationalregimentern einzuräumen. Wir haben

genug Menschen in Deutschland, die für den Dienst in solchen Regimentern sehr geeignet wären, und die mit Freuden die Gelegenheit ergreifen würden, ihr ferneres Schicksal auf günstigere Weise, als es ihnen jetzt möglich ist, zu gestalten. So sind z. B. seit dem Jahre 1851 einige hundert junge, gebildete Schleswig-Holsteiner, die sich in der aufgelösten schleswig-holsteinischen Armee bis zum Officier heraufgedient hatten, von den Dänen aus ihrer Heimath vertrieben worden und irren kümmerlich in ganz Deutschland herum. Gerade aus diesen fast durchweg sehr anständigen, gebildeten, und in der guten Kriegsschule des von preußischen Generalen formirten schleswig-holsteinischen Heeres erzogenen jungen Männern ließen sich vortreffliche Subalternofficiere für einige Regimenter Infanterie auswählen. Auch tüchtiger, kräftiger Soldaten der früheren schleswig-holsteinischen Armee, die jetzt sehr kümmerlich leben müssen, sind noch einige tausend vorhanden, die gern in ein solches Corps eintreten würden. Auch sonst gibt es bei uns, besonders in den kleinen deutschen Staaten, einen Ueberfluß an militärischen Kräften, die der beengenden Verhältnisse ihrer Heimath wegen dort keine passende Thätigkeit finden können, und mit Freuden jede Gelegenheit ergreifen würden, die ihnen eine solche darbietet.

Aus allen diesen Elementen ließen sich mit Leichtigkeit 15—20,000 Mann tüchtige, meist schon im Waffenhandwerk geübte Soldaten, mit geeigneten Officieren versehen, anwerben, die in rein militärischer Beziehung dem deutschen Namen keine Schande machen würden. Alle diese Männer wird man aber in ihren bisherigen Kreisen nicht vermissen, und die meisten Angehörigen derselben werden es für ein Glück halten, wenn denselben Gelegenheit gegeben wird, sich durch ihre Tapferkeit ein sorgenloses Geschick für ihr ferneres Leben zu erkämpfen. Was England versprochen, das hat es in solchen Dingen bisher auch streng gehalten, und bietet es der anzuwerbenden deutschen Hülfslegion genügende Versprechungen, so wird es dieselben später auch richtig erfüllen. Dessen kann man versichert seyn.

Dieß sind die Gründe, aus denen wir es für kein Unglück für Deutschland hielten, wenn England unter den vorhin erwähnten genügenden Bedingungen eine deutsche Fremdenlegion jetzt wirklich anwürbe. Warum will man unsern thatkräftigen jungen

Männern, die daheim in unangenehmen Verhältnissen leben müssen, diese Gelegenheit rauben, durch das Waffenhandwerk ihr ferneres Schicksal auf ehrenvolle Weise zu verbessern? An Soldaten, und besonders auch an tüchtigen Officieren wird es unsern meisten deutschen Staaten, selbst wenn sie augenblicklich ihre gesammten Heere mobil machen sollten, so leicht dennoch nicht fehlen. Ganz Deutschland kann immerhin 15—20,000 Mann Freiwillige unter ehrenvollen Bedingungen und gegen gute Bezahlung an England, das jetzt solcher Hülfe dringend bedarf, hingeben, ohne befürchten zu müssen, daß seine eigene Wehrkraft nur im mindesten dadurch geschwächt würde. Es liegt hierin, unserer Ansicht nach, auch nicht die mindeste Schande für den deutschen Namen, sondern im Gegentheil, schlägt sich diese Frembenlegion nur gut, und wird dieselbe auf die vorhin erwähnte ehrenvolle und vernünftige Weise organisirt, so wird der alte Ruhm deutscher Kriegstüchtigkeit dadurch erhöht werden. Die Thaten einer solchen Legion werden dann am besten beweisen, wie unwahr die Worte jener englischen Redner waren, welche schon im voraus dieselbe mit so giftigem Tadel zu überschütten wagten. Aber auf die Art der Organisation und die Bedingungen kommt hiebei alles an.

Politische Sympathien und Antipathien haben wir bei diesem letzten Theil unserer Arbeit nicht im mindesten vor Augen gehabt, sondern rein vom militärischen Standpunkte aus geschrieben. Daß aber eine deutsche Fremdenlegion, die jetzt in englischem Solde in der Krimm fechten würde, dadurch gegen deutsche Interessen und geradezu zum Nachtheil Deutschlands kämpfte, wird wohl so leicht niemand behaupten wollen. Wäre dieß der Fall und würde man eine deutsche Fremdenlegion dazu benützen wollen, gegen Deutschlands Interessen zu kämpfen, so würden wir die Bildung einer solchen selbst unter den sonst günstigsten Bedingungen für die größte Schande ansehen, die uns nur widerfahren könnte. Da dieß aber nicht der Fall ist, vermögen wir nichts Unehrenhaftes darin zu finden, wenn England tapfere deutsche Soldaten unter ehrenvollen Bedingungen anzuwerben sucht, da seine eigenen militärischen Kräfte sich immer ungenügender für den großen Krieg zeigen, den es nun einmal begonnen hat und daher auch zu Ende führen

muß und wird. Je schneller dieß aber geschieht, desto besser ist es auch für unsere gesammten deutschen Interessen, und die Verstärkung der englischen Macht durch ein starkes deutsches Hülfscorps wird eher fördernd wie hindernd hiebei einwirken; dieß möge man auch nicht vergessen.

Augenblicklich hat England den Gedanken der Anwerbung einer deutschen Fremdenlegion zwar wieder in den Hintergrund gestellt, sollte aber in diesem Frühling der Kampf mit vermehrtem Eifer wieder beginnen, so wird es denselben aufs Neue aufnehmen und auch zur Ausführung zu bringen versuchen, dessen sey man überzeugt. Im Hinblick hierauf glauben wir, daß vorstehende Betrachtungen nicht ohne allgemeines Interesse seyn dürften, und dieß allein hat uns zur Niederschreibung derselben bewogen.

Die Deutschen in Amerika.

Die Zeit liegt nicht weit hinter uns, wo „Colonien" der fromme Wunsch jedes patriotischen Deutschen war; eifrige Vaterlandsfreunde durchmusterten die Karte des stillen Meers, ob etwa irgendwo noch eine wüste Insel herrenlos sey, auf der eine deutsche Colonie gegründet werden könne; man dachte an Brasilien, an die Länder des schwarzen Meeres, später an Kleinasien und — Centralafrika. Da die Länder schon alle vergeben sind, oder sonst Ansiedlungen bedeutende Hindernisse in den Weg legen, so kam der Bundestag um die Gelegenheit, seine Talente für Colonisation an den Tag zu legen, die unzweifelhaft bedeutend sind, und den Patrioten blieb nichts übrig, als über das Fehlschlagen dieser wie mancher andern Hoffnung zu trauern. Unterdessen war der „Weltgeist" thätig, hinter dem Rücken der Patrioten und des Bundestages eine deutsche Colonie zu gründen „mit allerlei Volk;" eine Colonie, die in nicht zu ferner Zeit das Mutterland an Glanz und Macht übertreffen wird. Die nachfolgenden Blätter sollen diese kühne Behauptung rechtfertigen.

Die Deutschen erschienen auf dem amerikanischen Schauplatz, ihrem Charakter gemäß, zuletzt. Die große westliche Occupationsarmee arischer, aus Asien kommender Völker besteht aus Celten, als dem Vortrab, aus Germanen, als dem gros d'armée, und aus Slaven, als dem Nachtrab: so sind sie vom Hindukusch durch Asien gezogen und haben sich Europa's bemächtigt, so bemächtigen sie sich Amerikas. Die celtischen Romanen entdecken Amerika: ein Italiäner im Dienste Spaniens; die Romanen, Spanier und Portugiesen, erobern zuerst weite Strecken, lassen sich daselbst nieder und gründen große Reiche. Ihnen folgen die

nördlicheren Romanen, die Franzosen. Während Portugiesen und Spanier Südamerika, Centralamerika und Mexiko in Besitz nehmen, gründen die Franzosen ihre Herrschaft im Norden des ungeheuren Continents und besitzen das Mississippithal in seiner ganzen Länge. Dieß waren die Thaten des romanisch-katholischen Vortrabs. Nun kommt die große Armee der protestantischen Germanen, einige Cavaliere nach Virginien und die Pilgrimväter nach Neuengland als Quartiermacher voraus sendend. Bald erscheinen auch deutsche Quartiermacher, vertriebene Protestanten aus der Pfalz, in Pennsylvanien. Jedoch zunächst waren die Wege nach dem Meere in Deutschland zu schlecht, und die Schiffe brachten hauptsächlich englische Einwanderer nach Amerika. So entstand dort ein neues England. Die Deutschen in Pennsylvanien rotteten den Urwald aus, bestanden Abenteuer mit den Indianern, bauten große Scheunen für ihre reichen Ernten, nahmen eine Anzahl englischer Worte in ihre Sprache auf, und lebten außerdem äußerst ruhig auf ihrer „Bauerei," ihren einzigen Ehrgeiz darein setzend, daß regelmäßig ein deutscher Bauersohn zum Gouverneur von Pennsylvanien gewählt werde. Die deutsche Einwanderung von 1750—1825 war ganz gering, und bestand nur aus einzelnen Unglücklichen, Verfolgten und Abenteurern. Nur einmal machte das Schicksal Miene einen deutschen Geistesfürsten an diese Gestade zu werfen: Lili, Goethe's Braut, erbot sich in ihrer beiderseitigen Noth, mit ihm nach Amerika zu gehen, aber Goethe zog Weimar vor und gab Lili auf. Wir finden für das Jahr 1822 die deutsche Einwanderung zu 2200 angegeben, und dieß mag die ungefähre Zahl für manche vorhergehende Jahre gewesen seyn. Bald darauf ist die Zahl in immerwährendem Steigen, wie aus folgender Tabelle hervorgeht.

1826	10,000
1830	15,000
1832	24,000
1834	22,000
1837	33,000
1843	23,000
1844	43,000
1845	67,000

Mißernten und politische Bewegungen geben der Auswanderung von da an einen noch größern Schwung. Es kommen:

1846	106,000
1847	110,000
1848	95,000
1851	113,000
1853	140,000

Das gegenwärtige Jahr 1854 scheint eine neue Periode noch stärkerer Einwanderung zu beginnen, denn es zeigt für die ersten acht Monate in New-York allein ein deutsche Einwanderung von 116,400.

Um die Bedeutung dieser Zahlen gehörig zu zeigen, theilen wir zuerst die Tabelle der Gesammteinwanderung, und dann die der Bevölkerungszunahme der Vereinigten Staaten mit.

Gesammteinwanderung:

1790—1810	120,000
1810—1820	114,000
1820—1830	203,000
1830—1840	778,000
1840—1850	1,543,000

Man erkennt daraus, daß die Einwanderung sich alle zehn Jahre ungefähr verdoppelt; einmal jedoch, 1830—1840, hat sie sich fast vervierfacht. Man sieht wohl hierin eine Einwirkung des Dampfes, der Dampfschiffe und Eisenbahnen, und der politischen Bewegungen der dreißiger Jahre.

Bevölkerungszunahme:

1714	434,000
1727	580,000
1750	1,260,000
1754	1,425,000
1760	1,695,000
1770	2,312,000
1780	2,945,000
1790	3,929,872
1800	5,305,952
1810	7,239,814
1820	9,638,920
1830	12,866,131

1830	12,866,131
1840	17,063,353
1850	23,144,126

Ebenfalls bedeutendes Licht gibt die folgende Tabelle über die Einwanderung des Jahres 1853.

Es kamen aus:

Irland	162,481
Deutschland	140,635
England	30,353
Frankreich	10,770
Brittisch Amerika	5,613
Schottland	6,005
Schweiz	1,748
Schweden	2,862
Preußen	1,203
Groß-Britannien	992
Holland	600
Westindien	442
Wales	222
Italien	267
Norwegen	502
Sardinien	232
Spanien	1,089
Westliche Inseln	211
Mexiko	162
Portugal	95
Türkei	15
China	42
Polen	33
Sicilien	56
Dänemark	29
Belgien	87
Griechenland	12
Andere Länder	82
Nicht angegeben	713
	368,643

Die letzte Tabelle zeigt uns Irland obenan in der Liste der Länder, welche Einwanderer nach den Vereinigten Staaten

schicken, und so ist es gewesen seit 1846 (dem Jahre des Mißrathens des Kartoffeln) in hohem Grade, und vermuthlich seit 1830 in geringerem Maß. Von diesem Jahre an werden aber die Deutschen stets in der Liste obenan stehen. Die Newyorker Register zeigen für die ersten 8 Monate dieses Jahres 116,400 Deutsche gegen 54,548 Irländer; also die Irländer zählen dieß Jahr nicht halb so viel wie die Deutschen. Die Gründe, warum dieß Verhältniß sich immer steigern, d. h. die Zahl der einwandernden Irländer gegen die der Deutschen sich stetig vermindern und sogar bald ganz aufhören wird, liegen auf der Hand. Die Irländer sind die Kelten, welche den Germanen in Irland weichen müssen. Im Jahr 1840 gab es in Irland eine Gesammtbevölkerung von 8,500,000, von denen 6,000,000 katholische Kelten und 2,500,000 protestantische Engländer und Schotten waren. 1850 gab es im Lande nur 6,000,000, von denen die katholischen Celten nur etwas über 3,000,000 ausmachten, und die protestantischen Engländer fast 3,000,000. Seit dieser Zeit sind wieder 1,000,000 katholische Irländer ausgewandert (jedes Jahr 250,000), und das leer gewordene Land von „Sachsen" in Besitz genommen. Die Zahl der Auswandernden zeigt den reinen Verlust der keltischen Bevölkerung an, da die Geburten nur hinreichen, die Sterbefälle in der geschwächten Bevölkerung auszugleichen. In acht Jahren also werden alle Irländer ausgewandert seyn. Daß dieses Jahr schon auf die Vereinigten Staaten ein geringerer Theil der auswandernden Irländer kommt, hat seinen Grund in der zunehmenden Auswanderung nach den Canadas und Australien. Wir mußten hier ausführlich über die irische Einwanderung sprechen, weil diese ein wichtiges Phänomen der letzten 20 Jahre in der amerikanischen Geschichte war, und weil die Irländer hier die gebornen Antagonisten der Deutschen sind. Die Irländer nahmen in Politik und Societät eine Stellung ein, welche nur eine fortdauernde große Einwanderung rechtfertigen und stützen könnte; da diese nicht stattfinden kann, wie wir oben nachgewiesen, so lassen sich auch ihre Ansprüche nicht halten.

Das zweite, was in der letzten Tabelle zu beachten ist, ist die verhältnißmäßig geringe Einwanderung der Engländer. Alles zusammen sind es 37,500 unter einer Einwanderung von 368,000; also nicht ganz $^1/_9$, während die Deutschen über $^1/_3$ und beinahe

½ ausmachen. Dieß Verhältniß, die geringe Einwanderung aus England, scheint schon lange zu bestehen, und ist äußerst wichtig. Obendrein wird der Engländer nur sehr schwer Amerikaner in Gefühl und Gedanken, während die meisten Deutschen es schnell werden. Dieß spricht also für einen bedeutenden Einfluß der Deutschen auf den amerikanischen Geist. Bevor wir die Zahlen ganz verlassen und uns zu den Zuständen wenden, sey noch mit Bezug auf die letzte Tabelle bemerkt, daß Schweizer und Franzosen fast sämmtlich unter die Deutschen zu zählen sind, zu denen sie sich hier selbst rechnen; nur die deutschen Theile dieser Länder senden Einwanderer, ein paar Pariser Tanz- und Sprachlehrer abgerechnet. Die gebildeten Holländer und Dänen kann man ebenfalls zu den Deutschen rechnen.

Das Ergebniß aller dieser Zahlennachweise wird also in Kurzem seyn, daß die Deutschen in den Vereinigten Staaten verhältnißmäßig mehr zunehmen als ein anderer Volksstamm, die Irländer für die letzten 20 Jahre, aber nicht für die Zukunft ausgenommen. Um diese Behauptung auch in Bezug auf die Eingebornen zu beweisen, genüge daran zu erinnern, daß von dem gegenwärtigen jährlichen Gesammtzuwachs von 600,000, ⅔ oder 400,000 auf die Einwanderung kommen. Bringt man aber die höhere Kultur der Deutschen gegen die der Irländer, ihrer Hauptconcurrenten in der Einwanderung in Anschlag, so stellt sich das Gesammtresultat noch viel mehr zu Gunsten der Deutschen.

Die größere Hälfte der deutschen Einwanderer mögen Ackerbauer seyn, und gehen nach den Nordweststaaten, Ohio, Indiana, Michigan, Wisconsin u. s. w.; einzelne lassen sich in den atlantischen Staaten nieder, und ein kleiner Zweig geht nach Texas. Es wäre gewiß eine dankenswerthe Aufgabe, wenn einer unserer amerikanisch-deutschen Schriftsteller uns die Begegnisse und Schicksale der deutschen Ansiedler in Bildern vorführen wollte. Wir haben niemals Etwas dergleichen zu Gesicht bekommen. Die Auswanderung nach Texas, ein Erbtheil des deutschen Adelvereins, gehört zu den deutschen Unbegreiflichkeiten, ungefähr wie die nach Neworleans, Centralamerika, Mexiko, Brasilien. Uebrigens ersehen wir zu unserer Freude, daß dieselbe jetzt nur sehr gering ist, für voriges Jahr 2081. Die dortigen Deutschen

werden von den massenhaft einströmenden Sklavenstaatlern erdrückt werden, und wohl westlich oder nördlich einen Anschluß an die übrigen Deutschen suchen.

Wir fühlen uns hier zu einer allgemeinen Bemerkung gedrungen. Es scheint uns nicht unmöglich, daß der gesammte Ackerbau in die Hände der Deutschen kommt. Der Amerikaner ist anerkanntermaßen ein schlechter Landbauer, er bebaut das Land nicht mit Liebe, erfindet lieber einen neuen Pflug, anstatt mit dem alten „tief zu pflügen", und nimmt lieber einen Stall auseinander, um ihn an einer andern Stelle wieder aufzuschlagen, wenn das Vieh wegen der Höhe des Mistes nicht mehr hinein kann, anstatt den Mist auf das Feld zu schaffen.[1] Der Amerikaner verläßt die Farm, wenn nur immer möglich, um Kaufmann, Schiffer, Politiker oder sonst etwas zu werden, oder wenn er an ihr auch nur Weniges gewinnen kann. Die Irländer, meist Ackerbauer in Irland, werden nie Ackerbauer in Amerika. Der Deutsche dagegen liebt und kennt die Muttererde zu sehr, als daß er ihr in Amerika untreu werden könnte. Die Amerikaner spotten über die großen Scheunen der pennsylvanisch-deutschen Bauern — nun, sie haben dieselben eben nöthig für ihre reichen Ernten. Der deutsche Landbauer hat einen großen Vortheil über den englisch-amerikanischen in der Hülfe der weiblichen Mitglieder seiner Familie, während die Etikette den englisch-amerikanischen untersagt, irgend etwas außer dem Hause zu thun. Zur Bestätigung obiger Ansicht führen wir noch an, daß man in Missouri z. B. täglich Güter aus den Händen alter Amerikaner in die von Deutschen übergehen sieht. Ferner wird z. B. Schafzucht, die hier so sehr durch natürliche Verhältnisse begünstigt wird, wohl kaum in den Händen der alten Amerikaner gedeihen, und scheint auf deutsche Pflege zu warten. Ebenso ist es mit dem Flachsbau; man baut Lein um des Oeles willen, und wirft das Flachsstroh fort! Welchen Einfluß ein nur annäherndes Eintreffen unserer Behauptung auf die Geschicke des Landes haben muß, bedarf hier keiner weitern Ausführung.

Wenden wir uns nun zu den Handwerken. Es versteht sich

[1] In Texas haben Amerikaner Heerden von hunderten, die ihnen aber weder Milch noch Butter geben; arme Deutsche haben nur wenige Stück, erfreuen sich aber der schönsten Milch und Butter.

von selbst, daß es viele deutsche Schuhmacher, Schneider u. s. w. gibt, wie es deren von andern Nationen gibt; davon brauchen wir also hier nicht zu reden, da es uns nur auf das Charakteristische ankommen kann. Wir sehen die Deutschen hier excelliren in feinen Holzarbeiten, als Kunsttischler und Pianomacher, Schnitzler u. s. w. Wo Geschmack und feines Gefühl dazu gehört, hält sich der Amerikaner fern, und der Deutsche ist an seinem Platz. Dahingegen hat der Amerikaner seine Säge- und Hobelmaschinen, mit denen er „6000 Fuß Bretter in einer Stunde sägt," und in nicht viel längerer Zeit hobelt oder glättet. Vom Schiffsbau, der großen Nationalangelegenheit der Amerikaner, hält sich der Deutsche ganz fern. Ebenso ist es in Metallarbeiten; feine mathematische, chirurgische und musikalische Instrumente macht der Deutsche; der Amerikaner hat die Eisenhütten, Gießereien und Maschinenwerkstätten. Beiläufig wollen wir hier des Bergbaus gedenken, der ganz in den Händen der Amerikaner ist, und nur eine Anzahl gebildeter deutscher Bergleute beschäftigt. Uebrigens gehen die amerikanischen Bergleute fleißig bei den Deutschen in die Schule für alle Zweige des Bergbaus, Eisen und Steinkohlen ausgenommen, wo natürlich die Engländer ihre Lehrer und Gehülfen sind. Die Wollenfabriken, deren es schon viele gibt, wären wohl auch besser in den Händen der Deutschen, so viel ich davon gesehen habe, und die Seidefabrikation scheint geradezu auf dieselben zu warten. Es sind in der letzten Zeit einige Etablissements der letzten Art von Deutschen errichtet worden. Die Baumwollenfabriken mit ihrer ausgebildeten Maschinerie bleiben natürlich den Englisch-Amerikanern. Die englische Race findet in Dampf und Electricität ihrem Wesen analoge Mittel, mit denen sie sich deßhalb immer mehr und mehr identificirt und durch sie ihre Zwecke verfolgt. Sie werden nicht eher ruhen, bis alle Punkte der Erde durch electrische Telegraphen, unterirdische und unterseeische, durch Eisenbahnen und „Dampffähren" verbunden sind. Neigung und Aufgabe der Deutschen liegen in einer andern Richtung; und daß wir es nur gleich hier aussprechen, wir sehen Nordamerika, die unbewohnte größte bewohnbare Fläche der Erde, die von Europa, Afrika und Asien aus gleich leicht zugänglich ist, für den Punkt an, wo nothwendigerweise

zuerst die sämmtlichen Racen der Erde sich zusammenfinden und nach organischen Gesetzen sich zur Menschheit ordnen. Wie in dem alten Rom alle Kulturen, Culte, Sitten des „orbis terrarum veteribus notus“ zusammenströmten, so in dem „neuen Rom“ die des ganzen orbis terrarum. Wie die Halbinsel des Mittelmeeres, Italien, den Centralpunkt der alten Welt enthielt, so fällt unsers Erachtens der Centralpunkt der ganzen Erdoberfläche in das gleich einer immensen Halbinsel in das Weltmeer gestreckte Amerika, und nicht in die Salzwüsten Centralasiens. Das Meer ist ein mächtiges Element in der Bestimmung dieser Fragen.

Künste und Wissenschaften erfahren von den Deutschen in Amerika mächtiges Eingreifen, das sich in Zukunft bedeutend steigern wird. In der Architektur gewahrt man noch nicht viel gebildeten europäischen Einfluß, jedoch macht sie Riesenfortschritte, seit sie Marmor, Sandstein, Granit, Eisen, anstatt der Ziegelsteine als Material erhalten hat. Die Amerikaner haben sich mit merkwürdiger Wuth auf Bildhauerei geworfen, woran wohl die republikanische Staatsform, welche Statuen öffentlicher Charaktere fordert, viel Schuld hat, und die Deutschen haben leider noch nicht vermocht, ihnen beizubringen, daß man erst zu lernen hat, bevor man producirt. Wie eigensinnige Knaben arbeiten sie darauf los, und die ganze Nation schwört, daß sie die größten Bildhauer habe. In der Malerei leisten die Deutschen schon Erfreuliches und lehren die Amerikaner, bei denen der Formen- und Farbensinn, wie es schon das südliche Klima mit sich bringt, sehr lebhaft ist, und gewiß einer bedeutenden Entwicklung entgegengeht. Man bedenke, daß keine Nation so viele schöne Frauen hat, wie die amerikanische, und man wird zugeben, daß auch darin eine Garantie für Entwicklung der Malerei liegt, denn die schönen Gesichter möchten doch gar zu gern sich auf Leinwand mindestens erhalten sehen. Die Frauen practiciren auch selber die Malerei, und machen unter Anleitung deutscher Meister gute Fortschritte. Die Musik endlich wird gänzlich von den Deutschen monopolisirt. Fast sämmtliche Mitglieder der unzähligen Musikchöre in den Vereinigten Staaten sind Deutsche, und ebenso die Orgelspieler der Tausende von Kirchen und die Musiklehrer; Deutscher und Musiker ist bei dem englischen Amerikaner ziemlich synoym.

In Universitäten, Schulen und privatim unterrichten die Deutschen in den classischen Sprachen, aber hauptsächlich natürlich in der deutschen Sprache. Es ist wichtig zu bemerken, wie in England und Amerika das Studium des Deutschen zunimmt. Früher lernten die Gebildeten hier nur Französisch, und wußten von Deutschland überhaupt sehr wenig. Dieß ändert sich hier schnell; die Gebildeten lernen Deutsch um unserer Literatur willen, und auch Geschäftsmänner fangen an es um ihrer Zwecke willen zu lernen. So viel wir wissen, findet in Deutschland ein ähnliches Verhältniß mit dem Englischen statt. Deutsche Grammatiken, Lesebücher, Gedichtsammlungen mit englischer Uebersetzung auf der andern Seite mehren sich überraschend, und tragen dazu bei, die beiden mächtigen Literaturen zu verbinden, und beide Völker sich als Zweige eines Stammes erkennen zu lassen.

Die deutschen Chemiker haben hier ihre Laboratorien errichtet und lehren die jungen Amerikaner die Geheimnisse der Scheidekunst, und deutsche Astronomen helfen ihnen den Lauf der Sterne berechnen; doch ist die Zahl beider noch gering. Zahlreich hingegen und höchst einflußreich ist die Klasse der deutschen Aerzte. Einige derselben nehmen einen Rang in ihrer Wissenschaft und in der Gesellschaft ein, wie wir es von keinem eingebornen Arzte wissen. Der deutschen Advocaten hingegen gibt es nur äußerst wenige, und es scheint als ob für immer die Sphäre der Natur und der Heilkunst den Deutschen mehr zusagen werde, als die des englischen Rechts und der Barre.

Wir kommen nun zu den Institutionen der Deutschen. Wenn ihre Beschäftigungen sich ganz respectabel neben denen der Englisch-Amerikaner ausnehmen, so kann man dieß noch nicht von ihren Institutionen sagen. Die Englischen sind Meister in der Organisation, die Deutschen sind Stümper, die noch fast Alles von ihnen zu lernen haben. In Deutschland organisirt die Behörde ausschließlich, hier das Volk; die Deutschen thun nichts oder wenig, weil sie in der Tiefe ihres Herzens immer noch auf die „Regierung" rechnen, die aber hier gewiß ausbleibt.

Obenan unter den deutschen Institutionen müssen wir die Wirthshäuser stellen, aus bekannten Gründen. Sie sind zahlreich und schlecht. Selbst in den größten Städten ist kaum ein erträgliches Hotel zu finden. In Newyork sollen 3500 deutsche Schenken

seyn. In Philadelphia haben die Deutschen an den schönsten Punkten in der Umgebung der Stadt mächtige Bierkeller und Biergärten angelegt; im Westen haben sie große Bierhallen. Alle diese „Institutionen“ werden nun von dem „Temperanzfanatismus“ bedroht, der schon in einer Anzahl von Staaten den Verkauf jedes Tropfens spirituöser Getränke gesetzlich untersagt hat. Die Deutschen sind außer sich ob solchen Unterfangens, und dieß ist die einzige Frage, in welcher wir dieselben diesseits wie jenseits des Oceans je einig gesehen haben. Die Prediger predigen von den Kanzeln gegen den „Temperanzunfug“ und die mehr Gläubigen unter ihnen citiren jede Stelle des alten und neuen Testaments, in welcher Wein lobend erwähnt oder von heiligen Personen genossen wird. Politische Redner appelliren immerfort mit Heftigkeit an das „wahre Wesen einer Republik, das die Freiheit und deßwegen auch der freie Genuß von Speise und Trank sey.“ Man sagt dem Volke ferner, dieß sey nur der Anfang, man werde ihm Kaffee und Thee und den Genuß des Fleisches verbieten, so daß sie zuletzt „gleich den Thieren des Feldes“ zu leben hätten. Das Volk schaudert, die Bierbrauer und Destillateure bringen Summen zusammen, mit denen die Predigten der Antitemperanzler gedruckt und die Gesetzgeber bestochen werden sollen. Am Wahltage stimmen dann die Deutschen mit den Irländern wie ein Mann gegen Temperanzleute. Nur einmal passirte den guten Deutschen der Stadt Wheeling in Virginien vor einigen Monaten etwas Schlimmes am Wahltage. Die Frage war gestellt: Concession oder keine, d. h. sollen überhaupt Concessionen an Schenkwirthe ausgegeben werden, oder nicht; die Deutschen aber verstanden die Frage, ob Concessionsgelder bezahlt werden sollten oder nicht, und stimmten Alle: „keine Concession“, wodurch sie wirksamst zum Schluß aller Wirthshäuser beitrugen. Den Jammer nach Entdecken des Mißverständnisses möge sich der geneigte Leser selber vorstellen. Diese Verhältnisse macht sich die demokratische Partei bestens zu nutze; denn da die Whigs meistens für Temperanz sind, so stimmen die Demokraten mit den Deutschen und Irländern gegen Temperanz, und erhalten sodann deren Stimmen aus Dankbarkeit für Aufrechterhaltung der Negersklaverei. Die Deutschen sind im allgemeinen gegen Sklaverei, aber „das Bier ist uns näher als die Sklaven.“

Eine erfreulichere „Institution“ sind die Turnvereine, die sich über das ganze Land verbreitet haben, und sich auch von Seiten der

Amerikaner als Anstalten sittlicher wie physischer Bildung ungetheilten Beifalls zu erfreuen haben. Die englische Presse ermuntert die englisch-amerikanische Jugend zum Beitritt, der aber nur sehr langsam erfolgt. Der junge Amerikaner hält es mit Locomotion im Boot oder auf dem Wagen, und scheut eine systematische Durcharbeitung des Körpers.

Gesangvereine sind natürlich im ganzen Lande gegründet, und lassen frisch ihre Melodien in allen Ecken und Enden erschallen. Sie tragen viel zur Erhaltung und Belebung deutschen Sinnes und deutscher Art bei. Jährlich wird ein Musikfest für die atlantischen Staaten und eines für die Mississippistaaten gefeiert, die colossale Dimensionen zeigen, und wahrhaft künstlerische Anlage und Bildung erkennen lassen. Mit dem Theater sind Anfänge gemacht, aber die Entwicklung ist langsam. In Neywork sollen jetzt zwei ganz leidliche Theater seyn. Das Publikum wäre jetzt schon da, auch Locale, aber noch keine tüchtigen Schauspieler. Eine wohlorganisirte Truppe, die von Deutschland herüberkäme, und in den bedeutendsten Städten der Union spielte, wäre des Erfolgs jetzt wohl gewiß, da Deutsche und gebildete Amerikaner sie gern und viel hören würden. Auch das englische Theater hier ist noch roh und verirländert. Die kirchlichen Verhältnisse der Englisch-Amerikaner, welche Vielen verbieten, das Theater überhaupt zu besuchen, sind hier sehr hinderlich. Bei den Deutschen fällt dieser Grund weg. Sie haben nur wenig Kirchen gegründet, und von diesen würden manche dem Theater eher günstig als ungünstig seyn. Von den Kirchen der Deutschen wird man hier nicht viel gewahr. Die pennsylvanischen Deutschen haben meist Kirchen und ein theologisches Seminar, wo die Pfarrersöhne zu Pfarrern gebildet werden, ohne aber ihre Bauernsprache zu verlernen, was ihnen auch später nur lästig seyn würde, da sie ihre Stellung als Seelenhirten meist dazu benutzen, das reichste Bauernmädchen ihrer Gemeinde zu heirathen, die natürlich ihre Sprache nicht aufgibt. Die Katholiken, welche sich noch zu ihrer Kirche halten, finden genug irisch-katholische Kirchen zu ihrer Benutzung. Der Deutsche hat keine Kirchenbauwuth, wie der Amerikaner, leider fehlt ihm aber auch dessen Schulbauwuth. Man sagt, daß das einzige rein deutsche Städtchen der Union, Hermann in Missouri, die einzige Stadt ohne Kirche und Schule in den Vereinigten Staaten sey. Uebrigens sind in der letzten Zeit deutsche Bürgerschulen in den großen Städten gegründet worden, die sich eines gedeihlichen Fortgangs erfreuen. Die Schwierigkeiten für

deutsches Schulwesen sind enorm. Die meisten hier ankommenden Deutschen sind arm, und wissen entweder Unterricht für ihre Kinder gar nicht zu würdigen, oder lassen dieselben wild aufwachsen, oder sie schicken sie in die englischen Schulen, welche ganz unentgeldlich sind. Das amerikanische Schulsystem ist sehr ausgebildet und die Staaten verwenden enorme Summen auf dasselbe. Die Deutschen haben unseres Erachtens das Recht, die Einrichtung deutscher Schulen zu verlangen, da sie doch ihren Antheil an den Steuern zu zahlen haben. Diese Forderung würde auf keine Schwierigkeiten stoßen; wir wissen nur einen Fall, in Boston, wo die Deutschen die Hülfe der Stadt für eine Schule in Anspruch nahmen, und die Schulbehörde war sogleich erbötig, ihnen ein Local zu geben. Anders ist es mit den Ansprüchen der Irländer, welche katholische Schulen verlangen. Die jetzigen Schulen sind nominell ohne Religion, in der That aber protestantisch; bei den vielen Sekten ließen sich Sektenschulen nicht denken, mit denen der Staat zu thun hätte. Es wäre also nur die Wahl zwischen gänzlichem Aufgeben des Schulsystems und seiner Beibehaltung in der jetzigen Gestalt. Die Irländer haben auf keine Aenderung zu ihren Gunsten zu rechnen; sie werden hier mit ähnlichen Augen angesehen, wie in England. Der Nativismus ist nur gegen sie gerichtet, nicht gegen die Deutschen. Die Errichtung deutscher Schulen hängt natürlich davon ab, ob die Deutschen hier ihre Volksthümlichkeit bewahren wollen oder nicht; der großen Mehrheit ist diese Frage ganz gleichgültig, Viele entscheiden sich gegen Aufrechthaltung des Deutschen. Die massenhafte, immer zunehmende deutsche Einwanderung entscheidet jedoch die Frage für das Deutsche und daher auch für deutsche Schulen. Eine deutsche Universität spukt schon längst in den Köpfen, aber es wird noch lange dauern, bis wir eine haben; sobald aber der Zeitpunkt eingetreten ist, werden wir vermuthlich eine ganze Anzahl zu gleicher Zeit erleben. Bis jetzt kann uns die alte Heimath mit mehr „Studirten" versehen, als wir zu consumiren vermögen. Beiläufig sey hier bemerkt, daß die englisch-amerikanischen Universitäten einen Aufschwung nehmen, der sie an die Seite der europäischen zu setzen verspricht. Sie wenden jetzt ihre Aufmerksamkeit auf Cultivirung der Naturwissenschaften und werden dabei durch die reichsten Legate unterstützt; so erhielt Union College in Shenectady, 700,000 Dollars in den letzten Zeiten. Die reiche Dotirung des Smithson-Institut in Washington ist bekannt.

Die Presse ist die Hauptinstitution der Vereinigten Staaten, da diese durch Discussion regiert werden. Natürlich konnten die Deutschen nicht zurückbleiben. Es erscheinen gegenwärtig gegen 200 deutsche Zeitungen in der Union. Die meisten derselben sind freilich elend und erbärmlich, aber sie heben sich doch von Jahr zu Jahr. Das ungeheure politische Leben, die Concurrenz untereinander, und das Vorbild der englischen Zeitungen treibt dieselben mit Gewalt vorwärts. Die Sprache derselben verbessert sich zusehends, was allerdings auch sehr nöthig war. Die deutsche Originalliteratur neben den Zeitungen beschränkt sich auf Kalender, Katechismen, Gesangbücher und ein paar Heftchen politischer Lieder. In der neuern Zeit hat aber ein umfangreicher Nachdruck unserer Nationalliteratur begonnen, der von der größten Wichtigkeit für die amerikanischen Deutschen ist. Hauff und Zschokke sind erschienen, Goethe's sämmtliche Werke sind im Erscheinen begriffen, Schiller und Lessing werden zunächst folgen. Wir sehen Goethe's Werke in den Händen der Handwerker, des ganzen Volkes, gelesen und studirt, so daß der alte Herr am Ende Unrecht bekommt mit seiner Behauptung, er werde nie populär werden. Nachdruck und Originalausgaben von Goethe überschwemmen jetzt förmlich das deutsch-amerikanische Publikum; Goethe wird den Deutschen hier, was Shakespeare den Englischen ist, und wir stehen nicht an, hierin eine Epoche im amerikanischen Deutschthum zu erblicken.

Wir wären nun zu Ende mit statistischen Nachweisen über die eingewanderten Deutschen und mit Besprechung ihrer Beschäftigungen und Institutionen. Es kommt nun darauf an, aus diesem Allem ein allgemeines Resultat zu gewinnen. Wir wüßten in der That keine geschichtlich-politische Frage von größerer Bedeutung, als die nach dem wahren Charakter der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Diese strecken ihre sichtbaren und unsichtbaren Fäden bereits über die ganze Erde aus, und an diesen Fäden wird mit das Schicksal der Welt hängen. Man denke sich eine demokratische Republik, die alle zwanzig Jahre ihre Bevölkerung fast verdoppelt, deren Ressourcen reicher als die eines andern Landes, deren Handelsflotte in diesem Augenblick schon größer als die eines andern Volkes. Die Regierungsform entwickelt eine Fülle politischer Kräfte, die sich nach außen werfen müssen, da sie im Innern nicht genug zu thun finden. Man weiß, wie die dreizehn Colonieen, die atlantische Meeresküste einnehmend, sich zur Union zusammenschlossen.

Bald darauf erwarben sie das ungeheure Mississippithal von Frankreich. Später folgten Texas, Neumexico und Californien, von Mexico erworben. Jetzt soll Cuba, Hayti, die Canadas, die Sandwichsinseln annectirt werden. Mexico und weiter südlich liegende amerikanische Staaten werden folgen, „sobald die gegenwärtigen Erwerbungen besser verdaut sind.“ Schon aber dämmert die ungeheuerste Unternehmung im fernen Osten auf, der den Amerikanern ferner Westen ist. Japan ist eröffnet und die Wege nach China sind gefunden; das unendliche Mongolenreich mit seinen 400 Millionen Einwohnern wird bald der Herrschaft der Amerikaner unterworfen seyn. Der mysteriöse Insurgentenchef in China ist ein Schüler amerikanischer Missionäre, und Amerikaner sind seine treuen Gehülfen im Werke der Empörung und „Protestantisirung“ Chinas. In Californien erziehen sich die Amerikaner in den Tausenden der durch das Gold dahingelockten Chinesen ein Dolmetschercorps für die Invasion Chinas. Man halte dieß für keine Vision, es ist Realität, es ist „manifest destiny;“ „die Engländer haben Ostindien, warum sollten wir nicht China haben?“ Die Auswanderer, die aus dem Mississippithal den heroischen Zug über die Felsengebirge nach der Küste des stillen Meeres unternehmen, unterhalten sich nächtlich beim Feuer davon, daß sie die „Sterne und Streifen“ auf dem östlichen Continent aufzupflanzen berufen sind. Alles drängt unwiderstehlich nach diesem Ziele. Man bedenke, daß die Vereinigten Staaten in ihren Besitzungen am stillen Meer die beste Operationsbasis für solche Unternehmungen haben; sie sind schon jetzt die größte Macht in jenem Meer, und fangen an, wie die Römer vom Mittelmeer, vom großen Ocean zu sagen: „nostrum mare.“ Was wird aber dann aus der Demokratie, aus der Freiheit und Gleichheit Aller? Wohl was daraus werden kann und muß. Die Gleichheit der Racen ist in der amerikanischen Theorie anerkannt, aber die Praxis sticht grell dagegen ab, und sie muß wohl. Die verschiedenen Racen haben nicht gleichen Werth, und ordnen sich deshalb über und unter, wenn sie zusammen kommen. Eine Rechtfertigung der Sklaverei mit dieser Wahrheit, wie sie in Amerika versucht wird, folgt daraus nimmermehr. Der Neger soll und mag frei seyn, er kann aber niemals sociale Gleichstellung erlangen. Der Indianer verschwindet vor dem weißen Mann, und Nichts vermag ihn zu erhalten. Die „chinesische Frage“ beginnt die

californische Presse zu beschäftigen, aber nach „Gleichheit" sieht das Resultat der Discussion auch nicht aus. Die Sandwichsinsulaner sterben schnell aus durch die Berührung mit den civilisirten Nationen, und die Letzten derselben werden einzig den Trost haben, als „amerikanische Bürger" zu sterben. Die Spanier in Texas und Californien verschwinden spurlos. Die Franzosen bleiben immer ein fremder Bestandtheil. Die Irländer werden als niedrigere Race angesehen. Wer denn bleibt übrig als Vollbürger? die germanischen und protestantischen Engländer, Deutschen, Holländer, Skandinaven. Das Räthsel des amerikanischen Lebens heißt: Pangermanismus.

Jede der drei europäischen Racen, die Romanen, Germanen und Slaven haben versucht oder versuchen, die einzelnen Völkerschaften ihrer Race zu einem politischen Ganzen zusammenzufassen, und darin die Basis der Weltherrschaft zu gewinnen. Die Napoleonische Dynastie repräsentirt diese Idee für die Romanen; ein Italiäner auf dem französischen Thron mit einer spanischen Frau spricht wahrlich deutlich genug aus, wohin das Ganze zielt. Doch wenn das Genie des ersten Napoleon den katholischen Panromanismus nicht als bestimmende Weltmacht erhalten konnte, so wird der Charakter des zweiten es noch weniger vermögen. Der griechisch-katholische Panslavismus Rußlands, so lange geschickt vorbereitet, zeigt sich jetzt auch als nicht stichhaltig. Der protestantische Pangermanismus ist von Haus aus dadurch verschieden von den beiden andern großen geschichtlichen Versuchen, daß er nicht unternimmt, die starr und steif gewordenen alten germanischen Nationalitäten zu vereinigen, denn sie in Fluß zu bringen und zusammenfließen zu machen, würde doch unmöglich seyn. Er gründet vielmehr jenseits des Oceans ein neues Volk, das die germanischen Urelemente nach Bedürfniß an sich zieht und zu einem Organismus vereinigt. Wie das alte Rom aus verschiedenen, doch verwandten Elementen erwuchs, so auch das neue Rom. Den Schleier der Zukunft ganz zu lüften, ist Niemand vergönnt; wir haben ausgesprochen, was wir zu sehen glauben, es bleibt nur noch übrig die Hoffnung auszusprechen, daß die junge erstehende Nation die besten Züge ihrer Muttervölker an sich tragen, und durch weises Aufnehmen fremder Elemente, wie durch eigene innere Arbeit dieselben immer mehr zu Menschheitszügen verklären möge.

Philadelphia, Januar 1855.

Theodor Pösche.

Die neueste Lyrik
im Verhältniß zum allgemeinen Zeitbewußtseyn.

Man kann den Namen der lyrischen Poesie kaum aussprechen, ohne zunächst an die Jeremiaden erinnert zu werden, mit denen man jedes neue Buch zu begleiten pflegt, dessen Titel anzeigt, daß die Schaar unserer Sänger einen neuen Zuwachs erhalten solle. Es ist eine sonderbare Erscheinung und wir möchten selbst auch ein Symptom der Zwiespältigkeit dieser Zeit darin erblicken, daß die Zahl der Poeten mit jedem Jahre mehr ins unübersehbare anschwillt, während das Publikum zugleich immer allgemeiner und unverholener seine Gleichgültigkeit gegen alle Poesie zu erkennen gibt. Wir könnten doch gewiß nicht mit immer neuen Gedichtsammlungen beschenkt werden, wenn dieselben nicht ihre Leser fänden, denn umsonst, d. h. ohne Aussicht auf materiellen Erfolg, lassen gegenwärtig weder Autoren noch Verleger ihre Werke ans Licht treten. Wenn man also Gedichte liest und immer neue lesen will, warum klagt man dann fort und fort, daß man erhält, was man wünscht, warum gibt man sich den Anschein, es über die Achsel anzusehen als das am wenigsten Zeitgemäße, als das Unnöthigste, Ueberflüssigste, was es geben könne? Wir können uns dieß nur erklären aus der Unsicherheit, in welcher die ganze Zeit zwischen Idealismus uud Materialismus hin und her schwankt. Beide entgegengesetzte Prinzipe sind in ihrer ganzen Ausdehnung, nach allen ihren Consequenzen erkannt, ihre Vereinigung aber ist immer noch nicht gelungen, vielmehr scheint die Kluft zwischen ihnen sich immer weiter spalten zu wollen. Diejenigen nun, die diesen Zwiespalt am wenigsten einsehen oder sich zurecht zu legen wissen — und sie machen natürlich die große Masse der Zeitgenossen aus —

klagen mit gleichem Recht oder Unrecht das einemal den Idealismus, das anderemal den Materialismus der Zeit an, schimpfen heute auf Philosophen und Poeten, morgen auf Fabriken und Dampfmaschinen, beides gleich gedankenlos. Daß wir in die Klagen über die poetische Fruchtbarkeit der Zeit nicht mit einstimmen wollen, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. Im Gegentheil, je materieller die Zeit wird und je mehr wir ihren Realismus für einen berechtigten halten, um so willkommener müssen wir auch jede Aeußerung der idealen Seite heißen als ein nothwendiges Gegengewicht, als das zweckmäßigste Correktiv. Wenn man klagt, daß vor dem Schaufelschlag der Dampfschiffe die Fische aus unsern Flüssen fliehen, daß vor dem Rauch und Lärm der Maschinen die Singvögel sich von den Wohnungen der Menschen zurückziehen, warum will man denn nicht wenigstens singen lassen, wem Gesang gegeben, in dem deutschen Dichterhain? Sind diese Sänger nicht auch, wie die des Waldes, dazu da, so manches Ungeziefer zu vertilgen, das schädliche Gewürm des Egoismus und Materialismus? Wenn man die Sache von dieser Seite ansieht, wird man es insbesondere wohlgethan finden, daß die Vierteljahrschrift, welche sonst vorzugsweise den materiellen Interessen gewidmet ist, auch diesen Zweig des nationalen Lebens ins Auge fassen will. Es ist eine der interessantesten und — werden wir mit allem Recht hinzufügen dürfen — der vielversprechendsten Erscheinungen der Gegenwart, daß die theoretisch Gebildeten, unsere Gelehrten, sich um den materiellen Fortschritt, um Handel und Gewerbe, um Dinge zu bekümmern angefangen haben, von denen nichts zu wissen sie früher fast für eine Ehre hielten, weil sie endlich einsehen, daß die rein geistige Entwicklung ohne diese natürliche Grundlage immer eine einseitige, in der Luft schwebende bleiben muß. Ebenso werden nun andererseits auch die Männer der materiellen Interessen ihre Aufmerksamkeit auf die idealen Gebiete richten müssen, weil auch ihre Provinz nur durch das Aufgeben des bisherigen Prohibitivsystems, durch den vollständigen Frei- und Tauschhandel mit jenen zu gesunder Blüthe gelangen kann.

Wollen wir nun die Beziehungen, welche zwischen der lyrischen Poesie und dem ganzen religiösen und politischen Leben der Nation stattfinden, näher ins Auge fassen, so müssen wir

vorerst doch wieder auf jenen zuerst besprochenen Widerwillen gegen das Poetische, gegen das Lyrische insbesondere, zurückgehen. Es läßt sich erwarten, daß von jenen Verächtern die überwiegende Mehrzahl erklären wird: so ist es nicht gemeint, daß wir die Poesie überhaupt verwerfen; im Gegentheil, wir sind die wahren Kenner und Liebhaber, eben darum aber wünschen wir, daß uns auch einmal etwas geboten würde, womit wir zufrieden seyn könnten, das den Forderungen der Zeit entspräche, das nicht so ganz hinter dem, was uns das vorige Jahrhundert Ausgezeichnetes gebracht, zurückbliebe. Poeten, sagen sie, haben wir leider genug, aber keinen einzigen Dichter, keinen, der über das Volk der minorum gentium hervorragte, wie einst unsere Heroen Goethe und Schiller. Diesem allgemeinen Verlangen nach dem Einen, „von dem man glaubt, er sey der Rechte," dem Alles zujauchzen möchte: „Du bist's, Ersehnter, ja du bist's," hat einer der neuesten Dichter (J. G. Fischer in dem Gedicht: „Zugleich ein Sänger und ein Held") selbst zu kräftigstem Ausdruck verholfen, indem er zugleich die Wirrsale des deutschen Dichtergartens charakteristisch und ergötzlich genug schildert:

Schon sah ich manchen Blüthenschaft,
Der sich erhob in schöner Kraft —
Ich hab' ihn bald nicht mehr gesehn,
Seh' Gras an seiner Stätte wehn,
Nachtschatten auch und blassen Mohn,
Sumpfrohr und Binsen nicht weit davon,
Und viele, viele
Vergißmeinnichte
Im Dämmerlichte,
Seh' auch daneben
Auf schwankem Stiele
Bocksbart und Sturmhut sich erheben,
Und Gänseblümchen, mit Knabenkraut
Und Pfifferlingen
In bunten Ringen,
Schrei'n überlaut,
Und frohe Bächlein singen drein:
„O selig, o selig, ein Kind zu seyn!"

Im wirren deutschen Sängergarten,
Wer mag den neuen Lenz erwarten?

Der Dichter ist natürlich gebildet genug, um über dieser herben Kritik die eigenthümlichen Verdienste der lebenden Dichter nicht zu verkennen; ist aber das malcontente Publikum in demselben Fall, sind die centum gravamina gegen die neueste Lyrik wirklich auch als ein erfreulicher Beweis dafür anzusehen, daß wir „eine Nation von Kritikern und Denkern" sind?

Die große Masse unserer sogenannten Gebildeten hat für poetische Leistungen immer noch keinen andern Maßstab als Goethe und Schiller. Wie müssen wir nicht hundertmal, so oft von einem neuen Dichter die Rede ist, hören: „Aber ein Schiller ist er nicht!" wie widerwärtig klingt es nicht gerade den wahren Verehrern dieser großen Geister an die Ohren, wenn sie sich immer und immer wieder sagen lassen müssen: „Es ist doch etwas Herrliches, unser Schiller!" Hätte man sie doch erst recht verstanden, diese großen Dichter, hätte man doch einsehen gelernt, was das Große an ihnen ist! Aber man verehrt die Todten meistens nur als die Feinde der Lebendigen. Sie würden eine sauersüße Miene dazu machen, diese guten Leute und schlechten Aesthetiker, wenn man ihnen recht unwiderleglich demonstrirte, daß in den gefeiertsten Gedichten Goethe's prosaische Stellen vorkommen, wie man sie an keinem lebenden Dichter dulden würde, ohne über ihn den Stab für immer zu brechen, daß die herrlichsten Dithyramben Schillers, wenn wir sie nicht von Kindheit auf mit der Bewunderung der Pietät anzusehen gewöhnt wären, unserem Bewußtseyn vielfach komisch vorkommen würden, daß — mit Einem Worte — die Größe dieser Männer ganz wo anders zu suchen ist als da, wo man sie gewöhnlich findet, daß die Nation im Ganzen, trotz der vielen Commentare, über das Ausgezeichnete und das Verwerfliche an ihren beiden größten Classikern noch so gut wie keine Ahnung hat.

Man kritisirt also in der Regel, ohne kritisch zu seyn, und man verlangt positive Leistungen, während man doch selbst aller Selbstständigkeit und Produktivität den Lebensnerv zum voraus abschneidet. Immer und überall kehrt jener Zwiespalt wieder, daß man nicht weiß, was man will, daß man zwischen Idealismus und Materialismus, zwischen absoluter Negativität und gewaltsamem Drängen nach Positivem, Lebendigem hin und her schwankt. Daher auch die immer unentschiedene und stets aufs

neue wieder diskutirte Frage, welches der wahre Dichter sey, der in objektiver Ruhe und Sicherheit über den Gegenständen stehende oder der mit lebendiger, subjektiver Begeisterung mitten in dem Strom der Zeit schwimmende, ihren leidenschaftlichen Kämpfen sein begeisterndes Wort leihende, auf der Zinne der Partei streitende. Wir erinnern uns noch wohl, wie dieser Streit aus Veranlassung der Herwegh'schen Gedichte seiner Zeit in wissenschaftlicher Weise geführt wurde, wir haben ihn aber auch im gewöhnlichen Leben jeden Tag, denn das stehende Thema ästhetischer Conversation, welches der größere Dichter sey, ob Goethe, ob Schiller, ist nichts anderes als eine so zu sagen praktische Wendung jener theoretischen Frage.

Von ihr haben wir auch bei der Untersuchung nach dem Verhältniß der Poesie zu den übrigen Richtungen und Strebungen der Zeit auszugehen; und zwar scheint es dabei nicht anders seyn zu können, als daß wir den Dichtern, welche an den Kämpfen der Gegenwart unmittelbaren Antheil nehmen, unbedingt den Vorzug einräumen; denn wie könnte sonst von Beziehung, Zusammenhang, Wechselwirkung die Rede seyn? Wir sind aber im Gegentheil der Ansicht, daß diese beiden Kategorien, subjektiv und objektiv, praktisch und unpraktisch, wenn man so sagen darf, bei der eigentlich künstlerischen Beurtheilung poetischer Produkte schlechterdings nicht maßgebend seyn dürfen, daß die Frage darnach eine ganz müßige und verkehrte ist. Denn daß die wahre Poesie die politischen oder socialen oder religiösen und philosophischen Probleme ebensowenig in doktrinärer Nacktheit aufgreifen, als sich denselben, der Bildung und geistigen Atmosphäre ihrer Zeit ganz entziehen dürfe und könne, beides versteht sich gleich sehr von selbst. Jeder ächte Dichter von eigener gediegener Persönlichkeit wirkt auf seine Zeit ein und man kann schwerlich sagen, wer dieß in höherem Grade gethan, ob z. B. Goethe oder Schiller. Man ist ja über die praktische Einwirkung selbst so wenig im Reinen, daß mit demselben Rechte, mit dem wir sie beiden Dichtern vindiciren, Börne von ihnen sagen konnte: „armes deutsches Volk! das sind deine beiden Consule, der eine, der sich über die Wolken zum Empyreum aufschwingt, der andere, der sich vor den Forderungen der Zeit in ein Mausloch verkriecht." Weil es ebenso gewiß ist, daß es bei

einem Dichter nie auf die Form allein, sondern gleich sehr auf die ganze geistige Richtung ankommt, als daß man nie nach seiner Tendenz an sich, sondern darnach vor allem fragen muß, auf welche Weise er dieselbe vertritt, weil diese doppelte Wahrheit sich jedem aufdrängt, wenn er sich derselben auch nicht klar bewußt wird und nicht im Stande ist, beide widersprechende Seiten derselben zu vereinigen, deßwegen hören wir auch alle Tage und oft aus demselben Munde die entgegengesetzte Klage, daß unsere neueste Poesie gesinnungslos und daß sie tendenziös, daß sie politisch und daß sie unpolitisch sey.

Nicht beurtheilen also wollen wir die neuesten Lyriker nach ihrer Stellung zu den Fragen der Gegenwart — wir haben es hier überhaupt gar nicht mit ästhetischer Kritik zu thun — sondern die Art und Weise ihrer Betheiligung oder Nichtbetheiligung an denselben soll nur die Richtschnur seyn, nach der wir sie gruppiren, um die Bedeutung der neuesten Lyrik überhaupt für das ganze geistige Leben der Gegenwart näher kennen zu lernen.

Daß sich unsere Dichter den Anforderungen ihrer Zeit entziehen, wird man überhaupt nicht sagen können. Die politische Bewegung hat die ganze Generation so tief, bis auf die niedersten Schichten herab, ergriffen, daß sich kaum jemand indifferent verhalten kann. Bei dieser allgemeinen Aufregung und Zersplitterung ist auch den Dichtern nicht mehr, wie früher, die göttliche Sorglosigkeit, die olympische Ruhe vergönnt. Gerade dieß ist ja der Hauptgrund, aus dem wir keine klassischen Dichter mehr haben können, weil die Zeit selbst keine klassische mehr ist. Unter klassischer Zeit verstehen wir nämlich die Periode in dem Leben eines jeden Volkes, in welcher die beiden entgegengesetzten Pole, der reale und ideale, die sittliche Richtigkeit und die geistige Freiheit, Inhalt und Form im schönsten Gleichgewicht zu einander stehen. Dieser Sättigungspunkt ist nun jedesmal ein schnell vorübergehender, er läßt sich durch keine Gewalt fixiren und kehrt nie wieder. Vor seinem Eintritt ist es immer die reale Basis, die naturmäßige Kraft und Gediegenheit, welche vorherrscht; nachdem er vorüber ist, pflegt das spiritualistische Princip die Oberhand zu gewinnen, ein Intellektualismus, dem aber, je abstrakter und raffinirter er ist, um so mehr auch stets ein ungleich extremer und raffinirter Materialismus beigemischt seyn

wird. Diesen Verlauf nahm die griechische und römische Bildung und auf diesem Stadium, wo Idealismus und Materialismus ihre gemeinsame natürliche Basis verloren haben, wo beide in abstrakter Trennung, in resultatlosem Antagonismus sich abarbeiten, ist augenscheinlich auch die unsrige angekommen.

Die großen Dichter des vorigen Jahrhunderts nun trafen gerade in diese Zeit des Gleichgewichts, der schönen Harmonie von Realem und Idealem, Aeußerem und Innerem, sie halfen sie herbeiführen und verliehen ihr den vollkommensten, den klassisch-schönen Ausdruck. In dieser Zeit der allgemeinen Sättigung und Befriedigung konnte nicht nur ihre eigene Individualität sich viel ungebrochener entfalten, sondern das mit sich selbst noch nicht entzweite allgemeine Bewußtseyn mußte auch eine ungetheilte, unwidersprochene Anerkennung zur Folge haben. So vieles hatten jene Begünstigten vor den Epigonen voraus, und ohne Anstand wird man behaupten können: wären sie in unseren Tagen geboren, so würden auch sie nicht gegen die Götter kämpfen, sie würden ihr Haupt nicht so unangefochten in den Himmel erheben können.

Wie ganz anders jetzt alles ist, brauchen wir kaum zu sagen. Den innern Gegensatz, in welchen die Zeit gespalten ist, haben wir eben vorhin nachgewiesen. Aeußerlich manifestirt er sich in dem Gegenstreben der Reaktion und Opposition, welches mit seinen unzähligen Zweigen und Schattirungen durch alle Gebiete des Lebens hindurchgeht. Außerhalb dieses Conflikts ist es nun auch für den Dichter kaum möglich sich zu stellen; er wird in den Wirbel hineingerissen, er ist befangen und wird Parteimann, ohne daß er es weiß und will. Nirgends trägt ihn eine ganze Zeit; was ihm von der einen Seite an Anerkennung zu Theil wird, schlägt ihm auf der andern ebensosehr zum Nachtheil aus, er verliert fast immer ebensoviel als er gewinnt. An den einzelnen Talenten liegt es daher gewiß nicht, sondern an der ganzen Zeit, wenn wir keine großen Gestalten haben und unsere Klage über die allgemeine Mittelmäßigkeit der Dichter ist immer zugleich die schlimmste Selbstanklage.

Nur einen unter den bedeutenderen lebenden Dichtern wissen wir daher zu nennen, welcher ganz unberührt ist von dem Streit der praktischen Tendenzen, der, vom Markt zurückgezogen, bloß

der Muse lebt. Es ist vielleicht der begabteste von allen, Mörike. Mit dem schalkhaften Humore des ächten Dichters hält er die gemeinen empirischen Existenzen von sich ferne, um ungestört in dem reinen poetischen Genuß zu schwelgen; er sitzt gleichsam in einer ambrosischen Wolke, um aus derselben heraus seinen luftumwundenen Speer zu werfen. Wie hat ihn nun das Publikum aufgenommen? An äußerem Erfolg steht er hinter den meisten, auch die unendlich unter ihm sind, zurück; kaum hat die Sammlung seiner Gedichte eine zweite Auflage erlebt. Nur wenige, die eigentlich ästhetisch Gebildeten, wissen sein Verdienst zu würdigen, während der Menge immer das Organ für die reine Poesie abgeht.

Welchen Schluß haben wir nun hieraus für die Stellung der Zeit zur Poesie zu ziehen? Daß man das Gediegene, das eigentlich Schöne gegen das die Leidenschaften der Massen Aufregende, gegen den oratorischen, pathetischen Effekt zurücksetzt, ist keine temporäre Erscheinung, sondern in dem Wesen der Poesie wie des Publikums selbst gegründet; es war nie anders. Wenn man sich, von dem Weihrauch einer ostensibeln Verehrung unverblendet, nach dem eigentlichen Sachverhalt umsehen wollte, so würde man finden, daß auch Goethe und Schiller, auf die wir als auf die populärsten Beispiele immer wieder zurückkommen müssen, keineswegs so eifrig gelesen werden, als die vielen Ausgaben schließen lassen könnten, durch welche sie in Aller Hände gebracht werden. Man würde sich leicht überzeugen, daß die Klassiker in den meisten Fällen auf den Brettern zur Parade stehen bleiben, während der Geschmack, wo er sich nicht zu geniren braucht, mit Heißhunger über die leichtere Waare herfällt. Aber die Macht hatte wenigstens in früherer Zeit der höhere Geschmack, daß das übereinstimmende Urtheil der Gebildeten dem Publikum eine poetische Erscheinung als eine hervorragende, klassische gleichsam octroviren konnte. Die Gegenwart hat sich, was allerdings als ein großer Fortschritt anzusehen ist, von aller derartigen Autorität emancipirt, eben darum geht nun aber auch das Urtheil in der größten subjektiven Mannigfaltigkeit durcheinander, von einer allgemeinen nationalen Anerkennung, wie vor fünfzig Jahren, kann nicht mehr die Rede seyn. Dabei versteht sich von selbst, daß das losgelassene Urtheil seine Gunst immer

nur dem zukehrt, was seinen sonstigen Wünschen und Bedürfnissen, der Sucht nach Neuem, Abenteuerlichem, den politischen oder religiösen Sympathien entgegen kommt.

In der sogenannten klassischen Zeit war ein allgemeiner Idealismus zur Herrschaft gelangt, der sich mit der realen Welt noch nicht in feindlicher Spannung befand, in dessen Fluß sich vielmehr die verschiedenartigsten Bestrebungen ohne Widerstand aufnehmen ließen, um aus diesem Bade vergeistigt hervorzugehen und so ein allseitig harmonisches Daseyn zu constituiren. Gegenwärtig wird umgekehrt der ideale Arm nur durch willkürliche Dämme und Schleußen in den breiten Strom des Materialismus herübergeleitet; beide laufen mit unvermischten Wellen bloß eine Zeit lang äußerlich neben einander her, um nicht gegenseitig in einander über- und aufzugehen, sondern sich nur einige ihrer Eigenschaften mitzutheilen, wodurch das Wesen einer jeden nicht positiv gefördert, sondern nur alterirt und depotenzirt wird. In diesen Gegenstrom nun kann der klare, ruhige Quell der reinen Poesie nicht einwirken, er wird immer wieder gegen seine Quelle zurückgetrieben, während nur die von anderweitigen Interessen und Leidenschaften geschwellten Gießbäche sich, für einige Zeit wenigstens, ihr eigenes Rinnsal einzureißen vermögen. Verläuft sie nun aber deßwegen vergebens, jene ungetrübte, leidenschaftslose Poesie, setzt sie gar nichts ab an dem Strand des sie so hart zurückstoßenden Lebens? Gewiß nicht. Man kann natürlich den unsichtbaren geistigen Wirkungen nicht nachrechnen, ganz unbestreitbar aber läßt sich auf den Einfluß solcher idealen Potenzen das schöne Wort Goethe's im westöstlichen Divan anwenden:

Sie wirft poetische Perlen an den Strand,
Und das ist schon Gewinn des Lebens.

Als einen weiteren Beweis dafür, daß in der neuesten Zeit die verschiedenen Richtungen nicht harmonisch in einander übergreifen, es nicht zu einer klassisch-ruhigen Existenz zu bringen im Stande sind, sondern nur gewaltsam sich einwühlen, wollen wir eine andere Erscheinung anführen, einen Dichter, der mit Mörike allerdings das gemein hat, daß er nicht mit dem Strom der Zeit schwimmt, im übrigen aber ihm ferner steht als irgend ein anderer. In Mörike's Gedichten treten nämlich die modernen Tendenzen zwar nirgends specifisch und ausdrücklich hervor,

seine Anschauung hat vielmehr das Klassische zu ihrer Hauptgrundlage, dabei weiß er jedoch auch das Romantische und Mystische mit poetischem Sinn zu würdigen, nirgends aber setzt er sich in Opposition zu der Gegenwart, sondern überall ist seine Dichtung von dem Hauch allgemeinster Bildung getragen. Oskar v. Redwitz dagegen, an den wir jetzt kommen wollen, spricht es mit aller Energie als seinen Beruf aus, gegen den Strom der Zeit zu schwimmen:

Mein Herz, nun streite
Gen's Wogengebraus,
Strom auf ich schwimme,
Mein Ziel ist fern.

Und wenn sie ihn locken, und wenn sie ihn küssen wollen die reizenden, holden Gestalten, die am Strande des Stroms sitzen, auf dem sich die übrigen Schwimmer mit trunkenem Behagen zu Thal tragen lassen —

Du falscher Kuß,
Es fruchtet dir nichts!
Ich muß, ich muß
Zur Quelle des Lichts!

Zur heil'gen Zion,
Da steur' ich hin.

Drum ist die Welt auch kalt und arm,
Am Kreuze schwebt mein Saitenspiel!
Mein Herz ist reich und liebeswarm —
Den Herrn besingen ist mein Ziel.

Es ist über keinen Dichter so schwer ein unparteiisches Urtheil zu fällen, als über diesen. Da er sich nicht gegen einzelne Verirrungen, gegen die Extreme der Zeit kehrt, sondern seine ganze poetische Existenz keinen andern Grund hat, als den durchaus negativen der reinen Opposition gegen die ganze Zeit, so kann man nicht einzelne Seiten an ihm hervorheben, sondern man kann ihn nur entweder enthusiastisch aufnehmen oder durchaus verwerfen, man muß Partei für oder gegen nehmen. Bei aller Mäßigung und bei allem Streben nach Gerechtigkeit wird man doch eine solche rein negirende Poesie nicht anzuerkennen vermögen. Mit den Dichtern, welche in socialer oder religiöser Beziehung dem entschiedensten Fortschritt huldigen und es für

ihre Aufgabe ansehen, durch die Poesie den Ideen, von denen sie begeistert sind, allgemeinen Eingang zu verschaffen, ist man doch in einem ganz andern Falle. Wenn man einzelne tendenziöse Aeußerungen mißbilligt, so bleibt doch immer so Vieles, was der allgemeinen Anschauung angehört, worüber man also auch ganz unbefangen nur nach den allgemeinen Gesetzen des Schönen urtheilen kann. An einem Dichter, dessen Princip wir sonst durchaus mißbilligen, kann uns die Behandlung natürlicher Verhältnisse oder menschlicher Zustände, welche gegen jene Tendenz gleichgültiger sind, in hohem Grade gefallen, z. B. erotische oder Naturschilderungen. Ist aber das Princip ein solches, daß es auch in derartige Verhältnisse und Zustände überall hemmend und zurückschraubend eingreifen zu müssen glaubt, daß es auch sie nicht friedlich bestehen lassen kann, ohne in ihre natürliche Unmittelbarkeit eine ganz fremdartige Tendenz hineinzutragen, so ist dieß nicht nur ein Gegenstoß gegen die Richtung der Zeit, sondern ein Verstoß gegen den Geist der Poesie, gegen die Natur, gegen die von jeder Zeitrichtung unabhängige Schönheit. Ein solcher Widerspruch, eine solche gewaltsame Vermengung des Heterogensten, eine Auseinanderreißung oder eine äußerliche Zusammenstellung dessen, was nur in immanenter Durchdringung schön und wahr ist, bildet aber den Grundzug dieser Gedichte. Man wird eine gleich große Versündigung an der Natur wie an der Religion darin finden müssen, wenn ein Liebender der Geliebten zuruft:

O liebe mich! — doch Gott noch mehr.

Ganz Fremdartiges wird in das natürlichste Verhältniß hereingetragen, wenn der Dichter ihr wehrt, ihn deßwegen noch mehr zu lieben, weil er ein Sänger sey, wenn er sagt:

Und für den Sänger deine Lieb'
Gieb dem, der ihm sein Singen gab!
Dem Herrn des Lichts und Klangs sie gib!
Von mir ich keine Lieder hab'.

Geradezu verletzt wird das reinste Gefühl, wenn er das angebetete Kind, „die süße Frau" ermahnt, bei seinem Umgang nicht zu schlummern, sondern die junge Seele bang zu hüten, damit, wenn er von ihr gehe, nichts Sündiges darin bleibe:

Ach, wenn ein Flecken drinnen blieb!
Durch mich, durch mich aus lauter Lieb' —
O hüte bang die junge Seele!

Solch arge Gedanken darf kein Liebender, kein Dichter, kein Frommer haben, so darf er nicht das, wovon er gar nicht sprechen kann, wenn er nicht an seine Reinheit und Heiligkeit glaubt, durch schnöde Seitenblicke und Sündenzweifel entweihen.

Nehmen wir nun den ungeheuren Erfolg, welchen gleichwohl dieser Dichter[1] vor allen andern hatte, und vergleichen wir damit die Dunkelheit, in welcher dagegen der poetisch unendlich höher stehende Mörike geblieben ist, so müssen wir die Behauptung bestätigt finden, daß der durch allerlei praktische Tendenzen, durch die leidenschaftlichsten Parteiungen hin und hergezogenen Zeit die Ruhe fehlt, das an sich Schöne, das rein Poetische zu genießen, daß ihr das Ideale nur im Zusammenhang mit solchen Tendenzen und Parteiungen auf gewaltsame Weise zugeführt wird, ohne daß dasselbe eine selbstständige Lebensmacht zu werden vermöchte, wie es der poetische Idealismus der klassischen Zeit war. Gerade je abstrakter gegenwärtig der Idealismus auftritt, je ferner sein Standpunkt, desto mehr hat er Aussicht, der abgestumpften Zeit sich aufzudrängen.

Man wird sich um so leichter erklären können, warum ein der Strömung der Zeit so geradezu entgegenstrebender Dichter gleichwohl einen so außerordentlichen Anklang finden konnte, wenn man nun auch die eigentlichen Elemente der modernen Poesie ins Auge faßt. Es gibt nämlich bestimmte poetische Vorwürfe, von denen jedermann sogleich sagt: sie sind modern, an ihnen erkennen wir den auf dem Niveau der Zeit stehenden Dichter. Aber auch bei diesen fragt es sich gleichwohl sehr, ob sie wirklich modern sind, ob sie das wahre Wesen, die eigentlichen Bedürfnisse der Zeit ausdrücken und ihnen befriedigend entgegen kommen. Wenn man genauer zusieht, wird man hierüber sehr zweifelhaft werden, ja man wird geneigt seyn, der allgemeinen Meinung als einer oberflächlichen, ungegründeten geradezu zu widersprechen, und zu behaupten, daß alle diese Themate dennoch das Wesen der Zeit und ihre Forderungen nur äußerlich

[1] Mit seiner Amaranth wenigstens; denn seine lyrische Sammlung hat geringen Eingang gefunden.

berühren. Wie wir vorhin auf das Schwanken aufmerksam machen mußten, in welchem sich die öffentliche Meinung darüber befindet, ob die Poesie subjektiv oder objektiv, politisch oder unpolitisch, praktisch oder unpraktisch seyn soll, ebenso ist hier auf die weniger auffallende und allgemein erkannte, aber nicht minder wichtige Thatsache hinzuweisen, daß man ganz in derselben Ungewißheit über den Begriff des Modernen ist. Wir meinen damit keineswegs den alltäglichen Streit der Parteien, ob das Conservative, Reaktionäre oder das Oppositionelle, Progressive, das Moderne, das wahrhaft Zeitberechtigte sey, sondern wir halten uns an den allgemeinen Sprachgebrauch und verstehen unter dem Modernen den politischen und religiösen Liberalismus, wie er auch in den namhaftesten unserer neueren Dichter seine Organe findet. Dagegen gedenken wir nun aber zu beweisen, daß in diesem poetischen Liberalismus die Zeit nur scheinbar ihren vollen Ausdruck findet, daß sie an seinen stehenden Figuren und Schlagwörtern keineswegs ein volles Gefallen findet, sondern wissentlich und geflissentlich sich selbst mystificirt.

Um dieß an dem lehrreichsten Beispiele zu zeigen, wählen wir „die Göttin, ein hohes Lied vom Weibe, von R. Gottschall.“ In diesem Gedichte sind sämmtliche sogenannten Zeitideen in eigenthümlichem Zusammenhang und in begeistertster, überschwänglicher Form vorgetragen. Das Grundthema ist das Weib, die Emancipation der Frauen, ihre Verehrung in modernster Form:

> Der Geisterharem ist gesprengt,
> Der Frau'n zum Liebesdienst verdammt,
> Der ihnen rings die Welt verhängt,
> Durch welche Allahs Sonne flammt.
> Die freien Erbinnen des Lichts,
> Nicht müß'ger Stunden Zeitvertreib,
> Kein fleischgeworden geistig Nichts;
> Nein, seine Gottheit fühlt das Weib.
>
> Die Göttin der Vernunft soll thronen
> In freier Frauen Heiligthum!

Hieran knüpft sich dann von selbst die Vergötterung Griechenlands, seiner göttlichen Schönheit und Liebe, „Venus Anadyomene,“ und als nothwendiges Correlat die ausgesprochenste Feindschaft gegen das schönheitsfeindliche Christenthum.

Der schönen Liebe Griechenlands
Reißt man vom Haupt den duft'gen Kranz.
Die Götter alle sind entfloh'n,
Und in der Welt, der lebenssatten,
Blüht nur die Blume der Passion
Empor in eines Kreuzes Schatten. — —

Der holde Schleier der Welt zerreißt,
Das Gewebe der heiteren Dichtung!
Empor aus den Tiefen steigt der Geist,
Der finstere Geist der Vernichtung.

Doch hiemit ist das Specifische, das Pikant-Moderne noch nicht vollkommen ausgesprochen. Dieser Gegensatz, wenn auch nicht in der letzten, äußersten Spannung, war den classischen Dichtern gleichfalls nicht fremd; man denke nur an Goethe's Braut von Corinth. Ganz modern aber ist die Apotheose Voltaire's, Bayle's, Spinoza's, aus denen die Heldin

— — schlürft den geistigen Feuerwein
Mit dürstender Seele rastlos ein,
Bis er durch ihre Adern kreist,
Ihr eigenes Blut, ihr eigener Geist.

Aus diesem Samen gehen dann erst die schillerndsten Blumen auf, wie wenn es von der angehenden Nonne heißt:

Du wirst die Braut von Jesu Christ,
Durch himmlische Lieb' verklärt;
Und nebenbei, was das Beste ist,
Ganz sorgenfrei ernährt!

Der Tausend mit sieben Broden geletzt,
Gesättigt ein gläubigs Vertrau'n:
Er speiset mit einem Herzen jetzt
Die Liebe von tausend Frau'n.

Dahin gehört der „Schmerzensgott," wie der christliche Gott in einem an den kirchlichen Ton sich anschließenden Gedichte genannt wird:

Maria, o lerne beten
Zum Gott der Schmerzen,
Er hat zertreten
Viel tausend Menschenherzen.

In einem folgenden wird der Glaube ein „gnadenloser Herodes" genannt, der „würgt die jungen Kinder des Glücks."

Das Blut, das aus diesen Wunden rinnt,
Muß blutige Früchte tragen,
Und die Nägel an diesem Kreuze sind
In den Sarg der Menschheit geschlagen.

Aehnliche Stellen, die mit dem Positiven spielen und es durch witzig-pikante Umdeutung sicherer aufzulösen gemeint sind, als durch geharnischten Angriff, kommen überall vor; wir wollen nur noch die eine hersetzen, die Alles umfaßt und durch Inhalt wie durch Form gleich charakteristisch ist:

Das ist der Kelch von Gethsemane,
Der nimmer noch ausgetrunken,
Die Offenbarung vom ewigen Weh,
In das die Menschheit versunken.

Die Ingredienzien dieses Gedichts, die wir bisher kennen gelernt und, weil dasselbe den Kreis des Modernen nach seinem ganzen Umfang vollständiger umschreibt als ein anderes, so ausführlich mitgetheilt haben, sind: Cultus des freien, des geistreichen Weibes; Sehnsucht nach den heitern Göttern Griechenlands und Abscheu vor dem Christenthum, als dem Geiste der Vernichtung, der Offenbarung vom ewigen Wehe der Menschheit. An sie schließt sich an die Revolution, insbesondere die in ihr aufgetretenen Heldinnen, „die Frauen der That."

Die Frage ist jetzt, ob die Männer der Gegenwart, die wirklich an den Kämpfen der Zeit einen energischen Antheil nehmen, in allem diesem das sie bewegende Pathos finden, ob sie davon ernstlich begeistert und befriedigt seyn können. Was zuerst die Vergötterung des Weibes, das „Heiligthum freier Frauen" betrifft, so werden damit ohne Zweifel die „Männer der That" so wenig einverstanden seyn, als die des Gedankens. Die Emancipation der Frauen hat sich bei manchen Dichtern, die in diesem Punkte den Namen der Schwärmer nicht mit Unrecht führen, als ein von Anfang an halb aufgegebener, als ein ganz verlassener Posten seit Jahrzehnten forterhalten, sie hat für Augenblicke Furore gemacht, ist aber jedesmal vor der gesunden öffentlichen Meinung und der Nothwendigkeit der natürlichen Verhältnisse schnell wieder wie eine Seifenblase zerplatzt. Sie ist daher wohl geeignet, poetischen Effekt zu machen, ohne ernstlichen Widerstand fürchten zu müssen; es wird ihr aber andererseits

auch stets an wirklicher Theilnahme fehlen; man läßt sie in einer täuschenden Mitte zwischen brillanter Zeitidee und lächerlichem Humbug stehen.

Es gibt freilich einen Cultus des Weibes auch ohne diese Freiheit, von deren Realisirung man eine bestimmte Vorstellung noch viel seltener hat, als von der damit gewöhnlich zusammengewürfelten politischen. Gerade zur Zeit der klassischen Poesie stand der Frauencultus in seiner schönsten Blüthe. Weil damals von socialer Frage noch gar keine Rede war, so konnte ein allgemeiner, an den concreten Verhältnissen sich noch nicht stoßender Idealismus um so ungestörter in dem Weibe die Verkörperung aller seiner Sehnsuchtsträume finden. Gegenwärtig aber sprechen wir es fast nur noch wie eine poetische Reminiscenz nach:

Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben.

Unsere Zeit ist viel zu sehr in ihre praktischen Tendenzen versenkt, als daß ihr Fühlen so ganz in der Verehrung des Weibes aufgehen könnte, wie dieß in jener Periode der schönen Subjektivität, der in sich selbst befriedigten ästhetischen Bildung, möglich war. Wir schätzen an dem Weibe bereits nur noch das Pikante, das geistig oder leiblich Abnorme, nicht die wirkliche Schönheit und Liebenswürdigkeit; wie wäre dabei eine ernstlich gemeinte Verehrung des Geschlechts in dem Sinne möglich, in welchem dieselbe früher eine wirkliche Potenz des allgemeinen Lebens war? Auch hier gilt ohne Zweifel das eben Gesagte, daß man diese erotische Form der Poesie als einen überkommenen Typus stehen läßt, weil man eben nichts Besseres an seine Stelle zu setzen weiß, daß aber von einem vollständigen Aufgehen unseres Denkens und Fühlens in derselben keine Rede seyn kann. Oder mit andern Worten: der Idealismus ist hier, wie fast in allen Gebieten, ein bloßer Firniß, der das materialistische Leben nicht wirklich durchdringt, sondern es nur mit einer lügenhaften Maske bedeckt, die aber niemand abreißen will, weil es einmal so hergebracht ist, weil man nicht auch vollends das beste, woran man noch eine allgemeine ideale Betheiligung voraussetzen zu dürfen glaubt, schonungslos niederreißen möchte.

Ganz ebenso verhält es sich mit Hellas und seinen Göttern. Auch diese Sehnsucht ist eine aus einer ganz andern Zeit stehen

gebliebene leere Form und Hülse, ein Tempel, der selbst in Trümmer zerfallen ist, den die einst so zahlreichen Schaaren seiner Verehrer treulos verlassen haben. Wir verehren freilich Griechenland immer noch, aber wir betrachten es doch mit ganz andern Augen als Goethe und Schiller; uns steht es nicht mehr in einziger poetischer Hoheit da, wir wollen es „denkend" erfassen, und als „überwundene Stufe" in den „allgemeinen Proceß" einreihen. Diese Stellung der Zeit zu dem klassischen Humanismus, dem Schön-Menschlichen, das Recht und Unrecht, welches die Philosophie dabei hat, ist sehr richtig und schön ausgedrückt in dem Gedicht: „der verhängnißvolle Tanz," von Fischer:

> . . . . nicht Götter kennt
> Der neue Denkerorden;
> Was soll das alte Regiment,
> Wenn neu das Reich geworden?
>
> Für jung und alte Clerisei
> Ist kommen die Zeit, zu sterben,
> Und deine Göttertyrannei,
> Ich schlage sie baß in Scherben.
>
> Laß fahren den Traum der verklungenen Welt,
> Dein Sehnen, das götterkranke! u. s. w.

Der Kampf zwischen Realismus und Humanismus ist zu Gunsten des ersteren entschieden; das götterkranke Sehnen, der Traum der verklungenen Welt, er erfaßt die Geister nicht mehr mit der überwältigenden Kraft, wie in der Zeit des unglücklichen Hölderlin; diese Zeit ist uns selbst schon wieder eine verklungene, und wir wandeln in ihr nur noch wie im Traume.

Aber die freigeistige Tendenz, die Opposition gegen alles Positive, Dogmatische, sie wird doch wohl endlich etwas wirklich Modernes seyn, etwas, womit es unserer Zeit wahrhaft ernst ist. Allerdings wird es gar keinem Zweifel unterliegen, daß eine Romantik, wie z. B. die Redwitz'sche, wenn sie uns auch für einige Zeit aufgedrängt wird, sich nie wird auf die Länge halten können gegen den Andrang des nach vorwärts strebenden, die alten Autoritäten schonungslos negirenden modernen Geistes. Man thut der Zeit gewiß kein Unrecht, wenn man zugibt, daß die Zweifel und Systeme von Bayle und Spinoza, von Feuerbach und Strauß die Substanz ihres Bewußtseyns bilden. Ebenso

gewiß aber ist es ganz gegen den Geist dieser Zeit, wenn man diese Zweifel oder Behauptungen meint mit Heine'scher Frivolität aussprechen, der Religion mit höhnendem Witz zu Leibe gehen zu dürfen. Dazu sind wir abermals zu philosophisch und zu praktisch zugleich. Theoretisch haben wir das Alte als etwas Veraltetes erkannt und geben die meisten Angriffe, die in gleicher Weise darauf geführt werden, als vollkommen berechtigt zu; ja wir freuen uns ihrer in dem Maße, in welchem man uns jenes Alte in längst abgestandener und doppelt wieder aufgewärmter Form immer aufs Neue vorsetzen und einzwängen will. Weil wir aber das Neue, das wir ernstlich suchen, noch nicht gefunden haben, so sind wir auch hier in die Mitte gestellt. Alle die poetischen Diatriben über eine Religion der Zukunft, sie befriedigen uns nicht, sie sind uns nichts als hohle Phrasen. Darum lassen wir das Positive, wenn es uns nur nicht unmittelbar genirt, stehen und sehen auf den frivolen Witz, der in knabenhaftem Uebermuth nicht müde werden kann, die granitnen Mauern mit Vogeldunst zu beschießen, als auf eine untergeordnete Freigeisterei, auf den Standpunkt der Halbbildung herab. Nicht eine aggressive Freigeisterei, sondern eine freigeistige Indifferenz liegt offenbar in dem Wesen der Zeit; sie weiß auch hier nicht, nach welcher Seite hin sie ihr eigentliches Interesse wenden, in was sie mit vollstem Pathos sich einlassen soll.

Dasselbe in Beziehung auf die politischen Ideen nachzuweisen, wäre wohl noch leichter. Das Romantisch-Patriarchale vermag uns nicht mehr zu rühren, das Ritterthum mit seiner Andacht und Minne ist für uns so etwas Ausgeschöpftes, daß alle Versuche seiner Neubelebung ihm keinen Reiz mehr zu geben vermögen. Auf der andern Seite aber sind uns auch alle die politisch-apocalyptischen Träume von einem tausendjährigen Reiche auf Erden, von Freiheit und Gleichheit, von Friede und Gerechtigkeit, die sich küssen werden, nichts als leere Phrase. Die Periode der Unschuld liegt überhaupt hinter uns, wir sind in die Unterscheidungsjahre getreten, in denen gar nichts mehr ganz gut ist, Alles den Schimmer der paradiesischen Vortrefflichkeit für uns verloren hat.

Bei diesem in allen Stücken gebrochenen Interesse, bei der dadurch überall herausgeforderten Reflexion ist sehr begreiflich,

wie einer der ausgezeichnetsten Aesthetiker und Kritiker der Gegenwart erklären konnte: man möge ihm ein neueres poetisches Gericht vorsetzen, welches man wolle, überall werde er das Haar der Reflexion in der Suppe finden. Wer will nun unter diesen Verhältnissen dichten, wer will die von allen Seiten angezweifelte und angefressene Welt, in welcher auch gar nichts mehr auf allseitige Anerkennung und Haltung Anspruch machen kann, mit dem poetischen Nimbus umkleiden, ohne daß durch den zerrissenen Mantel der Dichtung überall die prosaischen Ecken und Spitzen hervorstehen, wie die Eselsohren aus der Löwenhaut? Oder vielmehr, da das Dichten formell immer leichter wird, je mehr ihm die materielle Grundlage entzogen ist, da die allgemeine Routine der technischen Form die Poesie zu einem leichten Handwerke macht, wie können wir einen Dichter erwarten, der sich in dieser Zerrissenheit so behaglich ausbreite wie Goethe, den diese Mattigkeit und Apathie so allgemein, so gewaltig fortreiße, wie Schiller? Wer will ihn erwarten

> Den hohen Sprossen,
> Sein unverdrossen
> Gewaltig Treiben,
> Sein herrschend Bleiben,
> Den Held, von Allen unbestritten,
> Sein mächtig Wachsthum unbeschnitten,
> Drauf nie ein Unglücksvogel saß,
> Dem nie ein Wurm am Innern fraß?
>
> Fischer: „Zugleich ein Sänger und ein Held."

Wir haben das Gottschall'sche Gedicht benützt, um die allgemeine Anschauung zu schildern, welche der modernen Poesie überhaupt zu Grunde liegt. An dem gewählten Beispiele lernen wir diese Anschauung freilich in ihrer abstraktesten, in einer der Wirklichkeit am fernsten stehenden, mehr deklamatorischen als eigentlich poetischen Form kennen. Das, was wir als die jenem Gedicht zu Grund liegenden Ideen kennen gelernt haben, ist nun aber unläugbar die Substanz des bei weitem größeren und bedeutenderen Theils unserer neuesten lyrischen Poesie überhaupt, die wir im Ganzen als eine politische bezeichnen müssen — politisch im weiteren Sinn genommen — sofern sie die Hindernisse bekämpfen und wegräumen will, welche von den verschiedensten

Seiten her, vor allen von der religiösen und socialen, einer Umgestaltung der gesammten menschlichen Zustände entgegenstehen. Es hat die Poesie ganz richtig erkannt, daß der Boden der Gegenwart für sie, wie für alle übrigen Existenzen, ein unterhöhlter ist, in welchem nichts tiefere, bleibende Wurzel schlagen kann, daß nur auf einer ganz neuen realen Grundlage auch sie sich wieder zu selbstständigerem, ungestörtem Daseyn ausbreiten wird. Indem sie nun aber mit dieser neuen Grundlegung vollauf beschäftigt ist, bleibt sie vorerst — und sie theilt hierin nur das Schicksal aller übrigen Lebensgebiete — selbst in die Luft gestellt; während sie mit den Händen vorwärts und nach oben greift, fehlt ihr der Boden unter den Füßen; es ist daher ein eigenthümliches Gefühl der Unsicherheit, des Schwankens und Tappens, das durch sie hindurchgeht. Das augenfälligste und bezeichnendste Symptom dieser inneren Unruhe ist die überall gehörte, stets wiederkehrende Frage nach Stoffen, nach neuen Gegenständen, an denen sich die gegebenen Ideen aufs kräftigste und originellste auslegen lassen. Denn mehr als irgendwo kehrt in der Poesie stets der leidige Refrain wieder: „es ist Alles schon dagewesen." Der ganze Umfang der menschlichen Gefühle und Verhältnisse ist nach allen Seiten hin so erschöpft und die für diesen Inhalt möglichen Formen sind von den vorhergegangenen Dichtern in solcher Mannigfaltigkeit angewendet, daß man jedem nachkommenden mit leichter Mühe die verschiedenartigsten Anklänge nachweisen kann. Eine innere und äußere Nothwendigkeit treibt also die Dichter dazu, nach den modernsten Stoffen zu greifen. Daraus entspringt nun allerdings auf der einen Seite der Reiz, welcher dem Werdenden, noch in der Entwicklung Begriffenen immer eigen ist, andererseits aber muß die ruhige Schönheit und der ungestörte Genuß verloren gehen, welche nur bei einer vollendeten, fertigen Existenz möglich sind. Die beiden entgegenstehenden Vorzüge werden nun im verhältnißmäßig höchsten Grade diejenigen Produkte vereinigen, welche zwar von dem modernen Geist aufs entschiedenste erfüllt sind, die aber dabei sich am wenigsten von der Wirklichkeit entfernen, die nicht in eine mögliche oder unmögliche Zukunft sich verlieren, sondern die Gegenwart mit ihren Ideen zu bewältigen wissen.

Um dieß deutlicher zu machen, wenden wir uns wieder zu einem

concreten Beispiele, zu einem Dichter, welcher die moderne Anschauung in den mannigfaltigsten Situationen explicirt, zu Alfred Meißner. Alle Vorzüge, wie alle Uebelstände der modernen Poesie lernen wir bei ihm am besten kennen. Wir schwanken bei seiner Lektüre zwischen dem lebendigsten Genuß, den uns eine kräftige Gesinnung, eine hohe Begeisterung gewähren, und zwischen einer unbefriedigten, uns in die trostloseste Prosa der traurigen Gegenwart zurückwerfenden Mißstimmung.

Seinen Beruf als moderner Dichter zeichnet sich Meißner selbst aufs klarste vor, mit einer so scharfen Umschreibung, daß man dabei zum voraus für die poetische Freiheit und Unbefangenheit fürchten muß. In dem Gedicht „drei Poeten“ unterscheidet er drei Gattungen von Poesie, welche man wählen könne: die historische, welche weit weg von einer kranken, schwachen Zeit zu den Todten wandert, um bei ihnen die Kraftgedanken zu holen; die Naturpoesie, die ebenfalls die Orte flieht, „wo Menschen jammern,“ um „die Natur, die ewige, zu umklammern,“ und endlich eine Poesie der Gegenwart, des Lebens:

Mich treibt's zur Stadt, zur ungeheuren:
Im Sammelplatz der Millionen,
Bei Kampf und Leben muß ich wohnen.

Ich suche bei den Armen, Sünd'gen, Kranken
Des Schöpfers arg verstümmelte Gedanken.

Auf dem, welcher diese dritte Gattung wählt, läßt der Genius der Menschheit sein Auge mit Wohlgefallen ruhen, während er die beiden andern mit kaltem Blick ihre Wege gehen läßt.

Hier ist also die politische, die praktische Tendenz aufs entschiedenste als die Aufgabe des modernen Dichters bezeichnet. Fragen wir nun zuerst nach der religiösen oder philosophischen Grundlage, welche diese Poesie des Kampfes hat, so ist es die von allen Gedanken des Jenseits befreite, auf sich allein gestellte Kraft des Menschen, welche mit titanenhaftem Trotz sich am Kampfe freut.

Im Kampf allein ist heil'ges Regen
Und Wollust nur in tiefer Pein;
O süßer Schmerz, o Fluch voll Segen,
O süßes Weh, ein Mensch zu seyn!

Dann

> . . . . in der Oede meiner Nächte
> Erstand mir unter Qual und Lust
> Der Gott mit allgewalt'ger Rechte,
> Der Heiland — in der eignen Brust.

Hier haben wir also das, was man die Selbstvergötterung des Menschen zu nennen pflegt, die Religion des Diesseits. Auch von der Unsterblichkeit will er nichts wissen, wenn es nicht auch auf jenen Sternen noch „Schmerzen gibt und Kampf und Pein;" sonst ist ihm der Himmel zwar „klar — doch ach, wie leer!" Die Gottheit dieser Religion ist „der Geist, der die Geister alle durchgeistet, der tempellose Gott, der nicht durch Fasten und Kniebeugung, sondern nur durch die That erlösender Güte zu verehren ist." Es ist der Geist der Natur, mit deren heiligen Elementen der Erdensohn überall „seine Communion" feiert, wo er ihr Brod isset und ihren Wein trinkt, wie das christliche Mysterium in dem wirklich schönen Gedicht „Communion" umgedeutet ist. Diese Religion des Diesseits, die sich in dieser Welt so viel zu thun macht mit des „Schöpfers arg verstümmelten Gedanken," die Alles nur von der eignen That erwartet, sie kann an keine fremde Erlösung glauben, sie kann überhaupt keine schon vollbrachte Erlösung zugeben:

> Der auf Golgatha, der hat noch nicht
> Die Erlösung dieser Welt gebracht!
> Denn so lang der Menschheit Kern umnachtet,
> Und der Noth noch tausend Herzen brechen,
> Und ein Freier noch in Ketten schmachtet,
> Kann der Thor nur von Erlösung sprechen.

In der „Vision" stehen daher die Todten auf gegen Gott und fragen ihn, ob er sie ohne Zweck zur Pein berufen, und fordern mit lautem Toben Ersatz von ihm, aber nur — um rücklings wieder in die Gräber zu sinken; — die Religion der Verzweiflung. Die bisherige Religion, das Christenthum, wird angeklagt, daß sie sich eine Religion der Liebe genannt, während der schöne Laut der Liebe nur von Pfaffenchören entstellt worden sey, um die Völker zu bethören, während der Menschheit Dränger immer im Namen der Liebe gekommen, um gerade dieses Gut der Welt zu rauben. Daher kann die Liebe nicht mehr das

Zauberwort auf Erden bleiben, sondern das Recht muß die Losung der Menschheit werden.

So kommen wir von der Religion zur Politik. Im Namen der alten Religion, unter dem Deckmantel der heuchlerischen Liebe sind bis jetzt die Menschen geknechtet worden:

> Voll Sklaven steckt die Welt,
> Wer zählt die Menschenwogen,
> Die um ihr Menschenthum
> Sich heut noch seh'n betrogen!
>
> „Neue Sklaven."

Aber der „arme Mann" hat es endlich empfunden, daß auch er ein Mensch ist und ein Recht hat „auf einen Antheil Lenz und Leben." „Das Kind des Armen" hat Gott nicht bloß geschaffen für die Sünde, für die Lüsternheit der Reichen. Daher „den Reichen," welche dem Armen kaum noch schwarzes, hartes Brod und ein Stroh zur Sterbestätte gönnen wollen, die Drohung:

> O stolzes Volk, du Volk der Reichen,
> Sieh um dich her, erbebst du nicht?
> Den Harten wird in Flammenzeichen
> Entsetzlich nah'n ein Strafgericht.
> Die Zeit der Herrn, sie ist gewesen,
> Der Zorn der Unterdrückten loht.
> Und sind des Menschenrechtes Thesen
> Dereinst in Feuerschrift zu lesen,
> So nimmt man mehr als schwarzes Brod.

Wer wollte läugnen, daß dieß lauter Gedanken sind, welche das Herz von Tausenden, vielleicht der Mehrzahl der Zeitgenossen erfüllen? Sie sind auch gewiß nicht ohne Fug und Recht, diese Klagen, die der Dichter in den meisten Fällen nicht bloß in deklamatorischer Allgemeinheit ausspricht, sondern denen er auch Fleisch und Blut, poetische Concretion und gestaltliche Rundung zu geben weiß. Und doch müssen wir uns immer wieder fragen: können wir ein reines Wohlgefallen an diesen schönen Gedichten haben, können wir das Pathos des Dichters ganz theilen? ist das der rechte Poet, dessen Gedanken ganz in diesen fixen Kreis gebannt sind? ist das eine Welt und ist es unsere Welt? So berechtigt einerseits sein Kämpfen ist, so scheint sich ihm doch selbst das Bewußtseyn aufzudrängen, daß die höchsten Namen,

die er nennt, oft nichts als leere Worte sind, daß er in die Luft streichet und gegen Phantome kämpft. Er selbst übt gegen die Vorstellungen, die seine begeisterte Phantasie erfüllen, eine sehr triftige Kritik; nur daß dieselbe nicht in die Gesammtheit seiner Poesie aufgenommen ist, sondern nur äußerlich in einzelnen Gedichten nachkommt, so daß sie nicht dahin wirken kann, das Ganze zu läutern und ihm eine höhere, objektivere Haltung zu geben. Es ist auch dieses nur eine Abspieglung eines allgemeinen Gebrechens der Zeit, welche ihre entgegengesetzten Richtungen wohl richtig zu kritisiren, das Unberechtigte oder Mangelhafte einer jeden wohl aufzudecken weiß, aber nicht im Stande ist, diese einander gegenüberstehenden Seiten auszugleichen, eine durch die andere zu compensiren, sondern es bei der negativen Kritik bewenden lassen muß. So wird in dem Gedicht „Demos" auf die Anklage der Gesellschaft, welcher alle Sünde und Noth aufgebürdet werden will, ganz richtig entgegnet:

Nicht auf die Gesellschaft wälze du
Allzuleicht des Einzelnen Verbrechen.
Die Gesellschaft ist ein leeres Wort . . .
Seiner Schuld ist jeder Einz'le schuldig.

Auf die stürmische Frage, ob denn des Geistes Licht nur für die Hohen sey, ob es niemals in die Niederung, in „die Massen" dringen werde, erfolgt die Antwort:

Für die Tiefen taugt kein Sonnenfeuer . . .
Nie vernarben wird der Menschheit Wunde,
Doch die Menschheit, die Jahrtausendalte,
Lebt und kreist nur auf dem Erdenrunde,
Daß aus ihr, aus ihrem dunklen Grunde,
Sich der Mensch, der Einzelne, entfalte.

Jenen Verheißungen von der fernen Republik, „wo jeder gut ist und gerecht," „jenen träumerischen Weisen" wird das entschiedenste Dementi gegeben in dem Gedicht „Ein Raubthier," welches ad hominem demonstrirt, wie auch die abstrakteste Freiheit nie ohne Despoten, ohne Unterdrücker seyn werde:

Allein auf der Gebirge Spitzen
Wird einsam stets der Geier sitzen,
Den von Geburt an die Natur
Gezeichnet hat mit blut'ger Spur,
Der schon im Neste ein Despot u. s. w.

Die aus dem ersten dieser beiden Gedichte mitgetheilten Gedanken sind gewiß die philosophisch tiefsten und richtigsten in dem ganzen Buche; besonders schön ausgedrückt ist der, daß sich aus dem dunklen Grunde der Menschheit immer nur der Einzelne entfalte, daß die Masse stets nur dem Hervorragenden zur Basis, zum Schemel seiner Füße dienen werde. Der Widerspruch, in dem diese Erkenntniß mit der ganzen übrigen Anschauung des Dichters steht, macht uns auf eine neue, auf eine der wichtigsten Eigenthümlichkeiten der neuesten Poesie aufmerksam, die sie wieder mit der ganzen Zeit theilt. Es ist nicht ein ungetrübtes Pathos, welches diese Streiter für die Menschheit und ihre Rechte erfüllt, sie können sich diesem Kampfe selbst nicht mit ungetheilter Seele hingeben, weil sie ihrer Sache nicht gewiß sind. Daß ihr Ringen mit den alten Mächten des Lebens ein berechtigtes sey, darüber haben sie freilich keinen Zweifel, aber das Ziel desselben ist ihnen in ein sehr zweideutiges Dunkel gehüllt. Wird es nicht neue Selbstsucht und Rohheit, wird es nicht der Despotismus nur in einer andern Gestalt seyn? Diese Fragen und Zweifel kommen gerade denjenigen, die ohne irgend eine praktische, selbstsüchtige Triebfeder, nur durch das ideale Interesse bewegt werden. Sie haben beständig nicht bloß nach rückwärts gegen die alte politische und religiöse Tyrannei, sondern ebenso nach vorwärts gegen die Gemeinheit und den Materialismus zu kämpfen, den sie in ihrem eigenen Lager als den unwillkommenen Gast, als das nicht zu bannende Gespenst erblicken: „Für die Tiefen taugt kein Sonnenfeuer," und „Nie vernarben wird der Menschheit Wunde." Dieser Zwiespalt des Bewußtseyns ist es, welcher unsere Poeten umtreibt als die eigentlich „Zerrissenen." Es ist nicht bloß der äußere Widerstand einer gemeinen Wirklichkeit, den sie nicht zu überwinden wissen, sondern noch viel weniger zu verwinden ist der Widerstreit in ihrem eigenen Inneren, der Feind des Zweifels, der „öfter siegt als fällt." So eilte der Prototyp aller sich über einem überschwänglichen idealen Streben Verblutenden, der edle Lenau, aus einem Welttheil in den andern, von Europa nach Amerika und von dort wieder zurück, weil er die ächte Humanität der Freiheit an dem einen Ort so wenig finden konnte, als an dem andern. Sicherlich ist viel Manier und Mode dabei, die Erbschaft einer früheren kokett-geistreichen Periode, die

sich auch in andern Beziehungen tausendfach in unsere Zeit herein erstreckt; aus den angegebenen Verhältnissen aber erklärt sich hinreichend, wie unsere modernen Dichter auch in allem Ernste an ihrer Aufgabe, an sich, an der Menschheit verzweifeln können. Ist der Idealismus ein vollkommen klarer, selbstbewußter, so kann ihm auch die Heiterkeit, die Selbstgewißheit der poetischen Begeisterung nie ganz fehlen; nur der sein Ziel nicht kennende, es in unbestimmter Ferne suchende und sich überstürzende ist verworren, ist trübe, denkt er

> An sein Leben wilder Hast,
> Reich an Kampf und arm an Liebe,
> Ohne Ruh' und Vesperrast.

Von diesem Weltschmerz sind auch die Meißner'schen Gedichte voll; ein trüber Ton geht durch alle hindurch, der in schneidendstem Gegensatz steht zu dem Jubel, ein sich selbst genügender, freier, kämpfender Mensch zu seyn. Wen soll er lieben: das Weib, die Menschheit? die eine ist so falsch und herzlos wie die andere. Der Frühling ist ihm ein „falscher," ein schöner Traum, eine holdselige Täuschung, seit der böse Blitz sein Herz getroffen. Ein Geier ist dieses Herz und ein Aufschrei sein Gebet. Während sonst die Poeten die süße Sehnsucht der schmachtenden, die Seligkeit der erhörten Liebe singen, weist er die schmachtende Geliebte selbst von sich: „O laß das Klagen:"

> Ich kann nicht lieben, wie du foderst,
> Das Leben hat mein Herz gekühlt,
> Die Gluth, in der du still verloderst,
> Ich Harter hab' sie nie gefühlt.
> Mein Leben ist Gewitterblitzen,
> Ein Sturm ist meine Poesie —
> Mein ganzes Herz willst du besitzen?
> Mein ganzes Herz verschenkt' ich nie!

Nicht ein einziges unter allen den Gedichten findet sich, das eine ungetrübt heitere Stimmung ausdrückte. Selbst das eine, dessen Titel dieß verspräche: „Ein wenig Wein, ein wenig Liebe" ist nicht ohne die verschiedensten Einmischungen, wie daß ein so mächtiger Zecher um so weniger das Amt des Sängers vergessen werde, den Mächtigen ein Wort der Wahrheit zu sagen.

Es ist daher, wie wenn der Dichter selbst fühlte, daß wir

von ihm und seinen Gedichten mit zu unbefriedigtem, unversöhntem Gemüth scheiden müßten, wenn er nicht eine Versöhnung selbst ausdrücklich gebe. Er gibt sie daher zum Schluß in einem geradezu „Versöhnung" überschriebenen Gedicht. Aber es ist dieß nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich ein bloßer Anhängsel. Alle Dissonanzen der Gegenwart sollen durch phrasenreiche, deklamatorische Hinweisung auf eine unbestimmte, abenteuerliche Zukunft gelöst werden. Zuerst wird hier noch einmal alles Unrecht und alles Leiden in der Welt zusammengefaßt, in dieser Welt, welche der Schöpfer nur gut finden konnte „in der thörichten Werkmannsfreude des alten Mannes," und darauf die Frage gegründet, warum die „Millionen Enterbter" nicht auf einander stürzen in wilder Verzweiflung, um zu enden „die ärmliche, erbärmliche Comödie des Lebens." Darauf gibt ein Dämon die tröstende Antwort, daß, wenn auch unmerklich, doch unbesiegbar und unwiderstehlich vorschreite das heilige Werk der Volksbefreiung, der Wiedereinsetzung der Menschenmajestät; die Völker werden sich nicht lange mehr abspeisen lassen mit der heuchlerischen Liebe, sondern ihr Recht fordern. Sie wird kommen die Zeit der Verheißung, die Pfingsten der neuen Erkenntniß, dann wird sich die Menschheit erheben, „ein Messias, ein Gott in der Entfaltung." Dann „ist Eines die Menschheit, Ein Herz über Meere hin den Riesenpulsschlag schleudernd" u. s. w. Und das Symbol dieser neuen Zeit, heiliger als Kreuz und Schwert, „das Symbol der geistbeschatteten Erde ist die eiserne Pflugschar, die sich erheben wird strahlend, rosenbekränzt, schöner selbst als das alte christliche Kreuz."

Mit solchen Phantasien, die nicht mit „urkräftigem Behagen" von selbst der Seele des Dichters entströmen, sondern die ihm ein Dämon, ein deus ex machina zuflüstern muß, kann sich doch gewiß eine ernstliche Weltbetrachtung nie zufrieden geben. Dieß ist bei aller Ueberschwänglichkeit die nüchternste Prosa, in welche der abstrakte Idealismus immer wieder umschlägt. Mit diesem Sprung in das Graue stürzt sich die modern-politische Poesie selbst den Hals ab. Bei allem Zorn über die Gegenwart, bei allem Hoffen auf eine bessere Zukunft, können wir uns für so etwas begeistern? Die rosenbekränzte Pflugschar, die statt des Kreuzes aufgerichtet werden soll, sie ist nichts als eine Theaterdekoration, die statt der heilig-erhabenen, welche sie hervorbringen

soll, fast eine lächerliche Wirkung macht. In dem Gedicht „die Schmiede" ist die Pflugschar ganz an ihrem Platz, indem dort die symbolische Bedeutung an der natürlichen Bestimmung das rechte Fundament hat, hier aber ist sie ein bloßes Nebelbild. Eine viel richtigere Lösung, als die in dieser dithyrambischen Phantasie gegebene, finden wir in dem der „Schmiede" vorangehenden, wie diese poetisch erfüllten, Gedicht „Erkenntniß," dessen Schluß heißt:

> Und ich verstand, daß fröhlich, fromm und gut
> Die vielgeprüfte Menschheit dann nur werde,
> Wenn sie in seligem Vergessen ruht
> Bei Müh' und Arbeit an der Brust der Erde.

Wie wir an der „Göttin" von Gottschall nachgewiesen haben, daß die Elemente der modernen Poesie in ihrer Allgemeinheit keine wahre Realität haben, daß die Worte ohne Fülle, Götzen ohne eigentliche Verehrung sind, so sollte uns Meißner zu der Einsicht verhelfen, daß bei der Durchführung im Einzelnen diese Ideen einen um so unpoetischeren Ausdruck finden, je mehr sie von der Wirklichkeit abstrahiren, d. h. also gerade je mehr sie specifisch modern seyn wollen. Wo Meißner an die natürlichen Verhältnisse anknüpft, da kann er auf unsere ganze Sympathie rechnen, wie in dem schon angeführten Gedicht „Erkenntniß"; wo er nichts als das „neue Evangelium" vorträgt; da streiten wir mit ihm nicht, er mag in Vielem ganz Recht haben; aber wir finden uns auch nicht poetisch angeregt, wir wenden uns mit Achselzucken ab. Es ist dieß nur eine neue Bestätigung des alten ästhetischen Hauptsatzes, daß die Poesie, je praktischer sie werden will, um so unpraktischer ist.

Um nun auch das gegenseitige Verhalten genau kennen zu lernen, wie nämlich ein Dichter von den Ideen der Zeit erfüllt seyn und doch real bleiben kann, wüßten wir uns an niemand besser zu halten, als an Bodenstedt. Er ist gewiß ein moderner Mann und ein Mann der Gesinnung, des Fortschritts, aber er strebt nicht ins Unbestimmte, sondern Alles nimmt bei ihm Maß, Gestaltung, Rundung der Form an. Es ist interessant zu vergleichen, wie ganz verschieden Meißner und er über den Beruf des Dichters sich aussprechen. Während jener die Poesie der Natur und der Geschichte stolz zurückstößt als etwas müßiges,

das der Menschheit nicht mehr fromme, schildert Bodenstedt („der Genius des Dichters") mit den glänzendsten Farben, wie der Geist des Dichters, der Sonne gleich, die ganze Welt mit Duft und Glanz erfülle. Nicht des „Schöpfers arg verstümmelte Gedanken" sucht er in den Nachtgebieten der Menschheit, sondern im hellen Sonnenschein werden ihm „alle Wesen Gottes Hoheit Zeugen." Wie er die Stellung des Dichters zur Gegenwart, seine reformatorische Aufgabe betrachtet, erklärt er ausführlicher in dem Epilog zu „Iwan, der Sohn des Starost": Der Sänger soll der Gegenwart nicht aus dem Wege gehen, sie weder meiden, noch ihr schmeicheln, er soll „mit der Zeit und nicht bloß mit dem König gehen," aber

> Der Dichter soll in seinen Bildern
> Was ist, nicht was seyn könnte, schildern.
>
> Wenn er sie (die Gegenwart) recht mit ganzer Kraft
> Lebendig denkt und wiederschafft,
> Und wir sie wahr im Bilde sehn,
> Wird Besseres daraus erstehn.

Er schildert daher, was er in der Ferne, in den Steppen Rußlands oder in den herrlichen Landschaften Asiens gesehen, nicht bloß zu müßigem Ergötzen, sondern stets mit praktischer Beziehung, die um so praktischer ist, je weniger sie direkt und gewaltsam sich uns aufdrängt, je mehr sie aus der Sache selbst sich ergibt. So gerade im „Iwan," welcher den Uebermuth des Satrapenthums und daneben das russische Volksleben schildert, wie das Christenthum der Popen, statt aus der Bedrängniß zu befreien, zum Staatsgefängniß, zur Hüterin von Millionen wird, wie das Volk, das maschinenmäßig an einem Draht von oben gelenkt wird, ein müdes Daseyn hinschleppt, so daß auf Allem Düsterheit und Wehmuth liegt, daß

> Wehmuth schleicht durch jede Sage,
> Wehmuth durchzittert jeden Sang,
> Und macht ein jeglich Lied zur Klage
> Und macht zum Angstschrei jeden Klang.

Diese Anklagen des Christenthums sind berechtigt; wenn auch ein allgemeiner Hohn in den Worten liegt: „O, welterlösend Christenthum, du freiste der Religionen;" wir haben es

wenigstens an einem faktischen Beispiele recht augenscheinlich vor uns, wie die Religion des Geistes und der Freiheit wirklich zu einem Geist und Freiheit tödtenden Bonzenthum geworden ist. Diese Schilderung der bleiernen Schwere, der düsteren Wehmuth, die auf einem ganzen Volke liegt, ist ebenso poetisch wahr und schön dargestellt, als praktisch anstachelnd. Es ist hier ein unverkennbarer Fortschritt gegen das frühere zwecklose Schweifen in der Ferne, welches die Leere einer unbestimmten Sehnsucht mit bloßen Bildern aus dem Orient oder der afrikanischen Wüste, mit dem Vogelflug der Beduinenrosse, mit dem „Lehnen an des Hengstes Bug" auszufüllen suchte. Bodenstedt repräsentirt eine gegen Freiligrath in praktisch-historischer Auffassung wohl um ein Decennium vorangeschrittene Zeit. Wie greift es so ganz in die Gedanken der Gegenwart ein, wenn das Loblied auf das von Gott gesegnete, aber von den Menschen unterdrückte Georgien mit der für jeden verständlichen Anwendung schließt:

„Georgia, du schönes Land!"
Dacht' ich; man braucht den Namen nur zu ändern,
So gilt das Klagelied noch stolzern Ländern,
Getroffen von denselben Wehesendern,
Die Ost und West mit gleicher List umziehn. . . .

Wohl klagt auch dieser Dichter, daß „sich ein schwarzer Streifen durch sein Leben schlinge," aber es ist dieß nicht eine Aeußerung des allgemeinen Weltschmerzes, sondern das Resultat individueller Erfahrungen, und er will sich darüber nicht dem finstern Gram hingeben, sondern strebt darnach, daß sein Herz im Unglück nicht erkalte, daß ihm „der frische Sinn erhalten werde, das warme Herz, die Kraft, die an sich selber glaubt." Wohl faßt auch ihn der Jammer des Lebens an, daß er die Ruhe des Todes vorziehen möchte „dem Tag und des Lebens folternder Frist," aber sein Genius — hier eine ganz passende poetische Personifikation, während die Dämonen bei Meißner nichts als poetische Strohmänner sind — er ruft ihn zu Leben und Thätigkeit zurück:

„Nur der Schwächling verzweifelt in kindischer Wuth,
Nur der Thor stirbt durch's eigene Schwert —
Wen das Unglück nicht stählt, wie das Eisen die Gluth,
Der Mann ist des Glückes nicht werth!
Wohl Glück bringt und Ruhe die Todesnacht,
Doch dem nur, der treu seine Wege vollbracht.

Dieß ist die Lebensansicht eines Mannes, die Jeder gerne zu der seinigen machen wird, der mit hellem, kräftigem Sinn durch das Leben gehen will. Hier ist nicht von einem gegenstandslosen Kampf die Rede, sondern von dem wirklichen Streit, den Jeder gegen die Engen und Nöthen des Daseyns zu führen hat. Als ein durch einen solchen Kampf hindurchgegangener, durch die Erfahrungen des Lebens geprüfter tritt uns der Dichter entgegen mit Sprüchen, in denen die Weisheit des Orients sich mit den geistigen Schätzen des Abendlandes verbindet, mit den unbefangensten, naivsten Liedern der Liebe und Lust. Es scheint auf den ersten Anblick den Bodenstedt'schen Gedichten der specifisch moderne Reiz abzugehen, welcher bei Meißner und Gottschall in der unmittelbaren politischen oder religiösen Tendenz liegt; dieser Reiz aber schwindet immer mehr, je genauer wir sie ins Einzelne hinein kennen lernen, während umgekehrt gegen jenen unsere Zuneigung und unser Wohlgefallen bei weiterem Vertiefen immer wächst. Dadurch wird aber gerade unsere Ansicht bestätigt, daß uns das Moderne nur dann gefallen kann, wenn der Dichter sich auf die Wirklichkeit einläßt, wenn er schildert was ist, nicht was seyn könnte, wenn wir bei ihm ein wahres Bild der Gegenwart sehen. Nur wenn er sie lebendig denkt und wiederschafft, kann auch Besseres daraus entstehen, kann er wirken wie er wollte und sollte.

Es wird nun aber die Frage nicht länger zurückzuhalten seyn, ob denn eine Besprechung der neuesten lyrischen Poesie sich mit nichts anderem zu befassen habe, als mit den politischen, mit den praktischen Beziehungen überhaupt, ob denn nicht bei jedem Dichter sich Vieles finde, was von allen solchen temporären Einflüssen unabhängig, rein poetisch und lyrisch sey. Bei dem Namen Lyrik denkt man gewöhnlich vor Allem an Lenz und Liebe, an Ergießungen des unmittelbaren subjektiven Gefühls; warum ist nun von diesem bisher so gut wie gar keine Rede gewesen, sondern immer nur von Religion, Pantheismus, Politik, Menschenmajestät und Menschenrechten?

Allerdings fehlt es nicht an Gedichten und nicht an Dichtern, welche sich gegen die modernen Ideen unbefangen verhalten; sie stehen dann aber auch in einem um so loseren Verhältniß zu dem allgemeinen Zeitbewußtseyn und haben für uns, so vortrefflich

ihre Gedichte in ästhetischer Beziehung seyn mögen, eine nur untergeordnete Bedeutung. Denn unsere Untersuchung soll ja, wie gleich zu Anfang gesagt wurde, nicht sowohl zur Litteratur-, als zur Kulturgeschichte gehören.

Uebrigens sind auch diejenigen unter den Dichtern, welche wir bei oberflächlicher Betrachtung für ganz unberührt von jenen Zeiteinflüssen halten, ihnen bei weitem nicht so fremd. Nur eine ganz untergeordnete Bildung läßt den Einfluß der Zeit spurlos an sich vorübergehen, wie nur die höchste sich über ihn zu verhältnißmäßiger Unabhängigkeit aufschwingen kann. Als das, was allen Produkten der neueren Zeit anhänge, als das unvermeidliche Haar ist die Reflexion, die „Blässe des Gedankens" schon so unzähligemale genannt worden, daß davon besonders zu sprechen hier nicht mehr nöthig seyn wird. Statt uns in allgemeine Erörterungen über einen längst bekannten Punkt einzulassen, wird es auch hier ersprießlicher seyn, ein einzelnes Beispiel zu wählen, um zu zeigen, wie tief die Gegensätze der Zeit einem jeden in Fleisch und Blut stecken, der nur einigermaßen ein selbstständiges, eigenthümliches Talent hat. Seit Jahren hat keine poetische Erscheinung so allgemein imponirt, wie der erst im vorigen Jahre bekannt gewordene Dichter Hermann Lingg. Es liegt eine eigenthümliche Gewalt in seinen Gedichten, die nicht bloß der Form, sondern unstreitig ebenso dem Inhalte angehört, die wir uns aber im ersten Augenblick schwer definiren können. Die brillante Form ist so wenig selten, daß wir von ihr allein kaum einen besondern Erfolg herleiten können; die Gegenstände der Lingg'schen Poesie aber sind ebenfalls nichts weniger als ungewöhnlich, am allerwenigsten gehören sie dem an, was wir bisher als das Moderne im engeren Sinn kennen gelernt haben. Wenn wir die angeführte Meißnersche Eintheilung der Dichter in drei Klassen adoptiren, so gehört Lingg offenbar vorherrschend der historischen an, „die zu den Todten wandert",

„In jene alten Mausoleen,
Wo Särge grauer Helden stehen,
Vor ihrem Staube, dem öden, kalten,
Die Hände andachtvoll zu falten."

Wenigstens sind die Gedichte, welchen er ohne Zweifel seinen jungen Ruhm hauptsächlich zu verdanken hat, Pausanias,

Spartacus, der Normannenzug, alle dem Alterthum, der fernen Vergangenheit entnommen. Was ist es nun, das diesen Stoffen für unsern verwöhnten Geschmack einen so ungewöhnlichen Reiz verleiht? Wir glauben uns dieß nur durch die folgende Analyse der Gesammtanschauung und Bildung des Dichters erklären zu können:

Seine Bildung ist vorherrschend eine klassische, das Alterthum hat ihn ganz ergriffen und ist in sein eigenstes Bewußtseyn übergegangen. So verstehen wir den Vers im „Frühlied":

Die Blume meiner Freuden
War irdisch ja, ich trank
Vom goldnen Kelch der Heiden
Und trotzte, bis ich sank.

Diese klassische Bildung aber konnte ihn nicht befriedigen, ohne Zweifel namentlich auch deßwegen nicht, weil er ihr keine äußeren Erfolge zu verdanken hatte. Deßwegen schweift sein Blick von Osten nach dem fernen Westen. Der „Weltumsegler" sucht in Amerika die selige Insel, die „Atlantis," d. h. ein neues Hellas.

Weckt hier in Erinnrungswonne
Einen neuen Archipelagus,
Ein Ionien dieser Tropensonne
Diese Lüfte milder Frühlingskuß?

Himmel, Meerblau, Gärten, Seegestade,
Alles ruft: hier taucht vergnügt empor
Jener Weltmai aus dem Wellenbade,
Den Europa seit Homer verlor.

Amerika jauchzt er Heil zu, weil er von ihm die „Abendruhe" erwartet, die der „müdgequälte Promethide" längst ersehnt. Freilich kann er sich die prosaische Erbärmlichkeit jenseits des Oceans nicht verbergen.

Ja aufs letzte Blatt der Weltgeschichte
Schreibt ihr Käufer über'm Ocean
Nach der Vorzeit großem Thatberichte
Friedlich eure Zahlen an.

Aber dennoch — Heil dir, Columbia, du großes Rettungsboot im Ocean! Alle Völker mit zerriss'ner Fahne blicken hin nach dir im Abendroth.

Ist dieß nicht der allgemeine Zweifel und Zwiespalt, der alle Gemüther hinüber und herüber zieht, daß man auf keiner

Seite das Ideale in reiner Gestalt findet? und zwar ist es dieser Zwiespalt gerade in der Form, in welcher er sich der Gebildetsten bemächtigt hat, als die Irrfahrt zwischen der alten und neuen Welt, zwischen Griechenland und Amerika. Aus diesem ächt modernen Schwanken zwischen zwei einander ebenso verwandten als unendlich von einander verschiedenen Welten, welches in dem Dichter eine besonders energische und originelle Gestalt gewonnen, erklären wir uns den Inhalt wie die Form seiner Poesie. Was den ersteren betrifft, so ist im ersten Theil ebenso die alte Welt vertreten, wie im zweiten die neue; in Beziehung auf das Aeußere aber ist hervorzuheben auf der einen Seite das klassische Maß, die strenge, scharfe Form, auf der andern das romantische Feuer, also auch hier das Neben- und Ineinander von Altem und Neuem, von Klassischem und Modernem.

Von einer Versöhnung und daraus entspringender ächt poetischer Heiterkeit kann selbstverständlich auch hier keine Rede seyn. Es haben daher nicht nur die sämmtlichen Dichtungen ein trübes, düsteres Relief, sondern wir stoßen auch auf ausdrückliche Klagen der Zerrissenheit, des Weltschmerzes, die aber hier mehr eine persönliche Färbung erhalten, die des vergeblich nach Anerkennung ringenden und doch seiner Vollberechtigung bewußten Talents. Sein ganzes Streben blieb ein fruchtlos rauhes Bestürmen ewig neuer Widerstände:

> Nie, nie beging ich unumschränkt und heiter
> Die großen, meines Lebens Kaiserwahlen.

Der Dämon naht sich ihm und flüstert:

> Titanen nur sind nicht zu unterjochen.
> Du hast die Wahl, ergib dich in Versöhnung
> Dem Allgemeinloos oder ungebrochen
> Erhebe selbst die Hand zu deiner Krönung.

Aus den bisher aufgeführten Dichtern und den von ihnen mitgetheilten Proben geht zur Genüge hervor, welche Widersprüche durch die neueste Lyrik hindurchgehen, welche innere Unmöglichkeit schon in ihrer Aufgabe liegt. Je mehr sie auf den Reiz der Neuheit, des specifisch Modernen Anspruch macht, je unmittelbarer die Form ist, in der sie dasselbe aufnimmt, desto weniger kann sie auf eine volle Anerkennung hoffen, desto gewisser ist ihr Erfolg nur ein scheinbarer, vorübergehender.

Will sie sich aber auf ihr eigentliches Gebiet beschränken, so glaubt sie hier Alles so vergriffen und abgenutzt, daß sie über die allgemeine Mittelmäßigkeit sich nimmer emporarbeiten könne. Daher die durchgängige Seltenheit unbefangen heiterer, unmittelbar lyrischer Produkte. Ganz kann es natürlich an ihnen jedoch auch nicht fehlen; wir haben solcher bei Bodenstedt rühmend gedacht und wollen zum Schluß noch zwei Dichter namhaft machen, welchen jegliche Zerrissenheit durchaus fremd ist, die aber dabei von gründlich verschiedener Richtung sind, Roquette und Fischer. Mit ihnen werden die Hauptrichtungen der modernen Lyrik im Wesentlichen erschöpft seyn.

Roquettes „Liederbuch“ enthält wirklich, was der Titel verspricht, nichts als leichte, heitere Sachen, die meisten leicht singbar, ganz im Volkston. Dadurch unterscheidet er sich wirklich sehr vortheilhaft von der großen Menge der Reflexionsgedichte, der Poesien des Schmerzes und des Zorns. Wie weit er dafür gegen viele an eigentlichem poetischen Gehalt zurücksteht, haben wir weniger zu untersuchen; es wird sich aber zum Theil von selbst ergeben, wenn wir uns zu erklären suchen, wie diese Lieder sich zu dem allgemeinen Bewußtseyn verhalten, wie sie, wenn wir nicht Alles der Individualität des Dichters zutheilen wollen, aus demselben hervorgegangen sind.

Die Roquetteschen Lieder bieten dem Leser von keiner Seite eine Spitze dar, an der er sich stoßen könnte, er findet in ihnen nirgends ein Haar der Tendenz oder Reflexion, denn es ist als ob er jeder tieferen idealen Beziehung recht geflissentlich aus dem Wege gehen wollte. Wir wissen nun nicht, wie weit eine Nöthigung hiezu in dem Dichter selbst liegt, ob sein Talent wirklich nur für diese leichtere Gattung angelegt ist, keinem Zweifel aber unterliegt, daß dieß ganz mit einem gewissen Zug der Zeit zusammentrifft. Da nämlich die Zeit so spröde gegen den Idealismus ist, daß sie ihn nie recht in sich eingehen läßt, während sie ihn andererseits doch auch nicht ganz entbehren kann und wenigstens seinen Schein haben muß, so läßt sie zunächst alle schwereren Probleme, an denen sie sich doch vergeblich abquälen würde, stehen, und lebt ganz vergnüglich in der frohen Zuversicht, daß sich Alles schon von selber machen werde. Indem sie aber, wie gesagt, dabei den idealen Reiz und Genuß doch nicht

ganz entbehren will, so sucht sie sich denselben so leicht als möglich zu machen, er soll mehr nur der augenblicklichen Unterhaltung dienen als tiefer eindringen und wirklich geistig anregen. Ein einzelnes Symptom dieses Rococozuges ist z. B. die Spielerei mit dem Volkslied. Man kann in demselben freilich die tiefste Poesie finden, wenn man wirklich poetische Zucht hat; die gewöhnliche Passion für dasselbe aber ist nichts als Cokettерie der Mode. Man will einen ästhetischen Genuß; ein Gedicht von tieferem idealem Inhalt ist aber zu ernsthaft, deßwegen zuckt man über die philosophische, die Reflexionspoesie die Achsel und glaubt auf der Höhe des Geschmacks zu stehen, wenn man die einfache Gemüthlichkeit des Volksmäßigen lobt. Diesem Modegeschmack hat sich Roquette offenbar zu sehr bequemt; er ist hierin ebenso sehr nach der einen Seite zu weit gegangen, als Meißner und Gottschall nach der andern.

Verwandt nun mit Roquette ist Fischer darin, daß er sich gleichfalls freihält von der gespreizten, stelzengehenden Reflexion, von Zerrissenheit und Weltschmerz; voraus aber hat er vor jenem einen ungleich tieferen Idealismus. Vergleichen wir zuerst beider Lieder miteinander, so finden wir auch bei Fischer genug des Heiteren, Volksmäßigen; er gibt es uns aber nie in der Unmittelbarkeit der bloßen Form, sondern weiß es stets in eine höhere Ordnung zu verpflanzen, wodurch gerade der tiefere gemüthliche Inhalt ungleich besser erhalten bleibt. Diese Lieder der Liebe und Natur sind jedoch nicht das einzige, er entzieht sich den geistigen Problemen keineswegs, gibt sich ihnen aber auch nicht in einseitiger Befangenheit hin, sondern sucht sie mit idealer Freiheit zu bemeistern. Als schönste Probe eines Idealismus, der das Irdische wirklich zu erheben und zu verklären weiß, ist die „Sonnenwende“ zu nennen. Gedanke und Form sind hier gewiß nicht weit her gesucht; der klassische Adel des Ausdrucks trägt die einfach tiefe Idee, daß wir uns wirklich begeistert und gehoben fühlen:

Es streckt, was heute auf Erden lebt,
Zum Lichte die höchsten Ranken,
Und zwischen Erde und Himmel schwebt
Der Mensch mit den hohen Gedanken.

Dein ist, o Seele, dieß Wonnemeer
Und all die unendlichen Räume,

Dein ist der Frühling, so blüthenschwer,
Und die irdisch-himmlischen Träume.

Und ewiges Grün und unendliches Blau
Wird Erde und Himmel dir färben,
Und irdische Blüthe und himmlischer Thau
Läßt nie deine Jugend sterben! —

Dieß ist nicht ein abstrakter, sondern ein der Sache wirklich immanenter Idealismus, wie er nöthig ist, eine nach beiden Seiten hin- und hergezogene, zerrissene Zeit in einem allgemeinen geistigen Medium zu versöhnen.

Für die sich mit den specielleren Aufgaben der Gegenwart befassenden Gedichte gilt als Motto, was er in dem Lied der Zukunft sagt:

Wohl sinds der Klagelieder gnug,
Genug der Poesie'n des Zornes.

Er verzweifelt nicht an Gegenwart und Zukunft, sondern ist des Sieges gewiß, daher hört er rauschen „wie ein kühn Gedicht, das frische Kleid von frischem Leben" und ruft der „Liederlust" zu, nicht zu säumen, sondern „auch ihre Blüthen drein zu weben." Nicht durch Sujets, welche unmittelbar in die Kämpfe der Gegenwart eingreifen, will er für die Freiheit in einer bestimmten, einseitigen Form begeistern, sondern durch Hinweisung auf die ewig gerechte Geschichte, „die Unsterbliche," sucht er den allgemeinen Sinn für Freiheit und Recht zu wecken.

Wie kurz vor dir ist unsre Frist,
Die du des Ewigen Tochter bist!
Bei dir ist Weisheit und Verstand,
Du bist der Allmacht starke Hand.
Doch fühl' ich weder Furcht noch Grauen,
Wie ich dir mag in's Antlitz schauen;
Glückselig, wer dein treuer Knecht!
Mag's, wie sie will die Erde treiben,
Bei dir muß Treu' und Wahrheit bleiben;
Die Welt ist sündig, du bist gerecht.

Die Zeit selbst hat hier einen Autodidakten in die Lehre genommen und gebildet. Alle ihre äußeren und inneren Kämpfe sind durch ihn hindurchgegangen; weil sie aber nicht in abstrakter Form, als leere Worte und äußere Schiboleths an ihn kamen, so sind diese Ideen auch nicht in einseitiger Form stecken

geblieben, sondern von einem wirklich poetischen Sinn zu idealer Versöhnung und Harmonie abgeklärt werden.

Dieß bringt uns auf das zurück, von was wir überhaupt ausgegangen sind, auf das am Anfang über die Zwitterstellung der Zeit zwischen Idealismus und Materialismus Gesagte. Die materielle Zeit hat ein ideales Gegengewicht doppelt nothwendig, und daß sie diese Nothwendigkeit selbst fühlt, beweisen die zahlreichen Gedichte, die sich in gleichem Verhältnisse mit der materiellen Produktivität von Tag zu Tag vermehren, als ob sie einander das Gegengewicht halten wollten. Weil aber die beiden Faktoren, der ideale und materielle, in solcher Spannung gegen einander sind, so ist oft auch ihre gegenseitige Berührung meist nur eine äußerliche, scheinbare, die nicht zeugend eindringen, keine rechte Frucht bringen kann. Die von aller Basis losgerissene Stellung des ideellen Princips läßt die Poesie in der Regel auf doppelte Weise an der Wirklichkeit vorübergehen, ohne sie zu treffen: entweder ist sie um das Leben ganz unbekümmert und glaubt sich mit vollkommenster Muße und Sorglosigkeit in Tändeleien ergehen zu können, oder, was noch schlimmer, sie meint in unmittelbar praktischer Weise mit dem Sturmbock auf die ihr entgegenstehende Wirklichkeit einrennen zu müssen. Durch beides wird die Kluft zwischen den feindlichen Polen nur auf der Oberfläche überdeckt, im Grund aber immer weiter gerissen; Wirklichkeit und Dichtung werden immer gleichgültiger gegen einander. Diesen doppelten Irrweg kann die Poesie nur vermeiden, wenn sie einerseits die Wirklichkeit nicht ignorirt, andererseits sich nicht einseitig an sie gefangen gibt, sondern sich zu jener idealen Höhe und Unbefangenheit erhebt, auf welcher sie die Welt der Erscheinung ebenso in sich hinein, als poetisch durchdrungen und wiedergeschaffen aus sich heraus stellen kann. Nur so können wir jener Harmonie, dem Sättigungspunkte von Idealem und Realem, nahe kommen, den wir als das Klassische zu bezeichnen pflegen. Wie wir gesehen haben, daß die Zeit selbst zu den beiden Extremen führt, als deren Repräsentanten auf der einen Seite namentlich Meißner und Gottschall, auf der andern hauptsächlich Roquette angeführt wurden, so ist es auch die nach Fülle und Versöhnung strebende Zeit, welche auf den rechten Weg leiten wird, auf dem wir als erste Vorläufer Bodenstedt und Fischer gefunden haben.

Ueber Heerverfassungen.

Mit besonderer Beziehung auf England und Preußen.

Das schwache Auftreten der britischen Landmacht in dem begonnenen Kampfe gegen Rußland, bei welchem es sich um die wichtigsten handelspolitischen Interessen in Asien und in dem südöstlichen Europa handelt, hauptsächlich aber das schnelle Dahinschwinden der britischen Streitkräfte auf der taurischen Halbinsel, ist sehr geeignet die Aufmerksamkeit der Militärs sowohl, als die der Staatsmänner und Gesetzgeber in hohem Grade zu erregen. Wenn wir uns erlauben hier einige Betrachtungen darüber anzustellen, so kann dieß nur den Zweck haben gewisse Gesichtspunkte etwas heller zu beleuchten und vor einseitigen Anschauungen zu warnen.

Die Heerverfassung eines Staates, er möge ein selbstständiges Ganze oder nur ein Theilganzes bilden, wie die meisten deutschen Bundesstaaten, ist immer ein wesentlicher Theil seiner Macht. Denn kommt es zu kriegerischen Conflikten, welche die Staatslenker niemals ganz werden vermeiden können, so muß die bewaffnete Macht das letzte entscheidende Wort führen, und derjenige Staat, welcher dann die meisten und besten Sprecher stellt, wird zuletzt auch Recht behalten. Ein Theil dieses Rechtes mit allen seinen Vortheilen geht auch auf die minder mächtigen Theilnehmer am Kampfe über, indem ein Bundesgenossenkrieg mit einem gesellschaftlichen Unternehmen verglichen werden kann, bei welchem Gewinn und Verlust nach Maßgabe des Einlegekapitals, d. h. nach der Stärke und Güte des Contingents, vertheilt werden. Die kleineren deutschen Bundescontingente dürfen deßhalb nicht glauben, daß sie nur die Waffenträger der größeren sind; ihre kriegerische Thätigkeit bleibt immer ein anerkennungswerthes Faktum, das unter Umständen gute Zinsen

tragen kann. Wie die Ausgleichung der Gewinne zu bewirken sey, gehört nicht hierher.

England ist vorwiegend eine Seemacht, war bis auf den heutigen Tag die stärkste in der Welt, wird aber seine maritime Oberherrschaft auf die Dauer nicht behaupten können. Die Gründe dafür sind hauptsächlich technischer Natur, liegen jedoch unserer Erörterung zu fern. Diese thatsächlich anerkannte Oberherrschaft zur See, verbunden mit dem Nimbus einer für musterhaft gehaltenen Staatsverfassung und parlarmentarischen Regierungsform, hat England ein so großes moralisches Uebergewicht gegeben, daß es ihm leicht wurde, zugleich auch den Geldmarkt zu beherrschen. Mit solchen Mitteln ausgerüstet, glaubte das britische Inselreich seinen Willen überall durchsetzen zu können, daher der ungemessene Stolz dieser Insulaner, der sich in zahllosen charakteristischen Zügen ausdrückt, jetzt aber einer großen Demüthigung entgegen zu gehen scheint.

Unter solchen Umständen darf es nicht befremden, daß Englands Landmacht auf einer sehr niedern Stufe blieb, und daß die Theerjacken auf die Landratten mit Geringschätzung blickten. Ob dieß nach den Erfahrungen der Gegenwart sich bessern werde, dürfte abzuwarten seyn. Wir haben Grund daran zu zweifeln. Herzog Wellington war bekanntlich ein Gegner aller beantragten Reformen des Heerwesens. Nach seinem Tode hat man einige schwache Verbesserungen eingeführt; jetzt sind deren noch mehrere in Aussicht gestellt. Man übersehe aber nicht, daß die Heerverfassung ein wesentliches Stück der Staatsverfassung ist, und daß eine so alte, in manchen Stürmen erprobte Staatsverfassung, wie die englische, nicht über Nacht geändert werden kann. Bevor also die möglichen staatlichen Reformen einen wirklichen und durchgreifenden Einfluß auf das Heerwesen erlangt haben, können noch Jahrzehnte vergehen, weil hierzu die meisten Grundbedingungen fehlen, wie das in Nachstehendem anschaulich gemacht werden soll.

Wenn man im vorigen Jahrhundert mit Recht sagen konnte: „wer viel Geld hat, kann auch viel Soldaten haben,“ so hat dieser Satz in unsern Tagen fast gar keine Geltung mehr, denn die britische Regierung ist trotz der großen Geldsummen, die zu ihrer Verfügung gestellt worden sind, nicht im Stande, ein starkes Landheer gegen Rußland zu verwenden, und vermag kaum bei der größten Anstrengung das kleine Heer in der Krim vollzählig zu erhalten.

Vor Ausbruch des gegenwärtigen Krieges zählte das königlich britische Heer 118,890 Mann Infanterie in 125 Bataillonen, 12,460 Mann Cavallerie in 87 Schwadronen, und mit Einschluß der Artilleriemannschaft und aller Stäbe 145,000 Mann. Die Bevölkerung Großbritanniens und Irlands zu 28 Millionen Seelen angenommen, würde das ungefähr ein halbes Procent betragen. Hierzu kommen noch 80,000 Milizen, welche aber in der Regel nur auf dem Papiere existiren, selten in voller Zahl einberufen werden, ohne feste Organisation sind und jährlich nur eine auf wenige Tage sich beschränkende Waffenübung haben.

(Von dem ungefähr 300,000 Mann starken englisch-ostindischen Heere, welchem auch königliche Regimenter zugetheilt sind, kann hier ganz abgesehen werden.)

Wenn die britische Regierung über obige Streitkräfte frei verfügen könnte, würde es ihr allerdings leicht seyn, an einem Continentalkriege sich mit 120,000 Mann zu betheiligen. In Großbritannien und Irland befinden sich aber selten mehr als 60,000 Mann königlicher Truppen, die größere Hälfte ist in den Colonien, in Indien und auf verschiedenen maritimen Stationen im Dienst. Bei der Nothwendigkeit, Irland mit wenigstens 20,000 Mann zur Erhaltung der inneren Ruhe besetzt zu halten, wie bei der Ungeübtheit und Unzuverlässigkeit der Milizen, kann England nur wenig Truppen nach dem Continent senden, und es ist Thatsache, daß die Regierung in den früheren Continentalkriegen nie mehr als 30,000 Mann Nationaltruppen auf dem Kriegsschauplatz hatte, die nicht einmal immer vollzählig erhalten werden konnten. Um daher seinen Verbündeten nicht allzusehr nachzustehen, schloß England jederzeit Militärconventionen mit deutschen Mächten, namentlich mit Hannover und Braunschweig. So stellte z. B. Hannover im Feldzuge 1794 für englische Rechnung 18,000 Mann, und ließ sein eigenes Reichscontingent von Oesterreich stellen, wofür im Verhältniß nur wenig bezahlt wurde. In demselben Jahre überließ auch Preußen 40,000 Mann seines Heeres der britischen Regierung, erhielt dafür monatlich ungefähr 100,000 Pfund Sterling und 300,000 Pfund Sterling für die erste Ausrüstung.[1] Im Kriege auf der pyrenäischen Halbinsel kämpften auch Portugiesen für englische Rechnung.

[1] Vergl. Geschichte der Kriege in Europa seit 1792 von Oberst Schulz, 2. Band.

Eine Hauptursache der geringen Landmacht Englands ist das von der Regierung angenommene und bis auf den heutigen Tag beibehaltene Werbesystem.

Im britischen Inselreiche, dem Lande der gesetzlichen Freiheit in höchster Potenz, ist kein Mensch zum Dienst im stehenden Heere verpflichtet. Die königlichen Truppen müssen daher ausschließlich durch freie Werbung rekrutirt werden. Nur zum Eintritt in die Miliz ist eine gesetzliche Verpflichtung in Kraft, insofern der zeitweilige Bedarf an Milizen nicht durch Anmeldung von Freiwilligen gedeckt wird. Zur Ergänzung der aufgebotenen Anzahl Milizen findet dann eine Aushebung von jungen Männern vom 18. bis 25. Lebensjahre statt, wobei unter den Dienstpflichtigen das Loos entscheidet, Stellvertretung aber zulässig ist. Die Dienstzeit in der Miliz ist auf fünf Jahre festgesetzt. Bekleidung, Waffen und Ausrüstung liefert der Staat; während der Dienstleistung werden auch Sold und andere Gebühren verabreicht. Die Officiere werden theils von den betreffenden Grafschaften, theils von der Regierung ernannt. Die Mehrzahl versteht nichts vom Militärdienste. Nach den bestehenden Gesetzen dürfen die Milizregimenter weder in den Colonien noch außerhalb des Inselreichs verwendet werden. Der Mannschaft ist jedoch gestattet, freiwillig in das stehende Heer überzutreten, und man hat das Gesetz jetzt in der Art zu deuten gesucht, daß ganze Regimenter zur Ablösung der königlichen Truppen in Gibraltar, Malta und selbst auf den jonischen Inseln verwendet werden konnten. Großbritannien und Irland ist daher gegenwärtig von Truppen fast entblößt, was bei massenhaften Arbeiteraufständen, welche die Revolutionsführer Mazzini, Kossuth, Ledru Rollin und Consorten zur Erreichung ihrer persönlichen Zwecke möglicher Weise benutzen könnten, nicht ohne Gefahr für die Regierung seyn dürfte.

Erwägt man nun, daß ein Staat, der sich in einen großen auswärtigen Krieg eingelassen hat, in Besitz von Mitteln seyn muß, seine Streitkräfte im Nothfall verdoppeln und verdreifachen, jedenfalls aber den Abgang an Streitern durch militärisch ausgebildete Mannschaft schnell ersetzen zu können, so wird aus Vorstehendem leicht zu ersehen seyn, daß die britische Regierung solcher Verstärkungsmittel sich selbst beraubt hat, und auf den Ertrag der freien Werbung beschränkt ist, die gleichwohl immer erst Menschen und keine Soldaten liefert. Daß aber die Werbung das Bedürfniß an Mannschaft nicht

zu decken vermag, läßt sich aus folgenden Gründen mit vieler Gewißheit voraussetzen.

Der Mensch, oder vielmehr seine Arbeitskraft, wird in England als eine Waare angesehen, deren Preis durch den Bedarf und das Angebot bestimmt wird. In einem so durch und durch industriellen Staate ist die Arbeitskraft ein Kapital, welches nach Umständen bald gute bald schlechte Zinsen trägt. Kann also ein militärtüchtiger Mann oder Jüngling durch industrielle Thätigkeit mehr verdienen, als der militärische Sold und die Naturalverpflegung betragen, so wird es ihm um so weniger in den Sinn kommen, sich als Soldat anwerben zu lassen, als der Soldatenstand bei den Briten ohnehin in geringer Achtung steht, und Kriegsabenteuer jenseits des Kanals nicht jenen romantischen Zauber üben, welchen die meisten Völker des Continents zum Theil immer noch darin erblicken.

Nun sollte man zwar meinen, daß anhaltende Stockungen der industriellen Thätigkeit dem Heere eine große Anzahl Rekruten zuführen müßten; die Erfahrungen der neuesten Zeit scheinen dem aber zu widersprechen. Ueberdieß wird jetzt auch die Arbeit besser als sonst bezahlt, so daß die Regierung sich bereits genöthigt gesehen hat, das Handgeld für die zu werbende Mannschaft beträchtlich zu erhöhen (irren wir nicht bis auf 10 Pfund Sterling), weil, wie Lord Palmerston im Parlament andeutete, „der Industrie Concurrenz gemacht werden müsse." Dennoch soll die Anmeldung selbst in denjenigen Grafschaften, welche sonst die meisten Soldaten lieferten, außerordentlich gering seyn. Dieß erklärt sich aus verschiedenen Gründen. Eine industrielle Bevölkerung gewöhnt sich allmählig an eine geregelte Thätigkeit und Lebensweise, wie sie zwar auch das militärische Garnisonleben darbietet, nicht aber der Dienst im Felde. Jene Regelmäßigkeit des Lebens mag im Inselreiche durch manchen Exceß im Essen und Trinken unterbrochen werden, dieß reicht aber nicht hin, den Körper abzuhärten und für den beschwerlichen Kriegsdienst zu stählen. Die Neigung für letzteren ist daher sehr gering, und kann durch die traurigen Berichte aus dem Lager vor Sebastopol nicht geweckt werden. Ueberhaupt fanden die ergiebigsten Werbungen stets in Irland statt, und die an harte Feldarbeit und magere Kost gewöhnten Irländer bildeten die Hauptmasse der königlichen Truppen, deren tapferste Regimenter vorzugsweise sich in den schottischen Gebirgsgegenden rekrutirten. Seit der massenhaften Auswanderung

der Irländer hat dieß Verhältniß sich geändert, und es ist nicht zuviel gesagt, wenn man annimmt, daß die britische Regierung durch die stiefmütterliche Behandlung der grünen Insel Hunderttausende von tüchtigen Rekruten verloren hat. Die Schotten aber sind industriöser geworden.

Dieser empfindliche Abgang an Streitern, verbunden mit den bereits eingetretenen großen Verlusten in der Krim und schon früher, hat die britische Regierung veranlaßt, ihr Augenmerk auf die Bildung von Fremdenlegionen zu richten. In der parlementarischen Debatte über diese Maßregel haben aber so ungeschickte Stimmen das Wort geführt, und der britische Undank für die von der früheren englisch-deutschen Legion auf mehreren Kriegsschauplätzen geleisteten ausgezeichneten Dienste ist so verletzend gewesen, daß weder Deutsche noch Schweizer in solche Legionen einzutreten geneigt seyn dürften.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die organischen Verhältnisse des britischen Heeres, um zu erörtern, in wieweit sich daraus erklären läßt, daß von den 54,000 Mann, welche bis Ende Januar auf der taurischen Halbinsel gelandet, nur noch 14,000 Mann dienstfähig geblieben sind, während der Verlust der französischen Truppen sich auffällig geringer herausstellt.

Der englische Soldat erhält in der Regel reichliche und nahrhafte Lebensmittel, ist aber in guten Zeiten der Völlerei ergeben und im Lager nicht sehr arbeitsam. Das wohlgenährte Aussehen der britischen Truppen bei ihrem ersten Auftreten in der Türkei hat bekanntlich allgemeine Bewunderung erregt. Zwar wurde der Schnitt ihrer Uniformen und die Beschaffenheit mancher Ausrüstungsstücke den heutigen Anforderungen an Zweckmäßigkeit nicht ganz entsprechend gefunden. Man wolle jedoch nicht übersehen, daß alle europäischen Truppen des vorigen Jahrhunderts in dieser Beziehung ungleich weniger begünstigt waren, daß namentlich die Infanterie zum Schutze gegen die rauhe Witterung nur einen Leinwandkittel hatte, der über die sehr knappe Uniform gezogen wurde, daß sie aber gleichwohl in den langwierigen Kriegen die größten Strapazen mit Standhaftigkeit ertrug, ohne von den massenhaften Erkrankungen der Neuzeit heimgesucht zu werden. Tuchmäntel erhielten nur die Schildwachen der Infanterie, deren jede Compagnie eine Anzahl mit sich führte. Im Gebrauche der Waffe ist die englische Infanterie, von

welcher hier vorzugsweise gesprochen wird, ohne besondere Geschicklichkeit, und manches Regiment hat vor Ausbruch des orientalischen Krieges Jahre lang keine Schießübungen gehabt. Die Güte ihrer Feuerwaffen ist daher ohne erheblichen Nutzen. Ihre taktischen Bewegungen im Gefecht lassen an Einfachheit und Schnelligkeit noch viel wünschen, und stehen denen der Russen sehr nach. Der Vorpostendienst wird nachlässig und mit wenig Geschick betrieben. Dagegen muß der englischen Infanterie eine große Feuerverachtung und bulboggmäßige Tapferkeit zuerkannt werden, die sie im Gefecht zu gefährlichen Gegnern macht. Diese Licht- und Schattenseiten hat man in dem siebenjährigen Kriege auf der pyrenäischen Halbinsel und später (1815) in den Niederlanden wiederholt wahrgenommen. Da aber die britischen Nationaltruppen immer nur den kleineren Theil des Heeres bildeten, konnte Wellington ihre Schwächen leichter verbergen und die starken Seiten glänzender hervortreten lassen, indem er sie als die eigentlichen Schlachttruppen verwendete, den übrigen Dienst aber durch die unter seinem Befehl stehenden spanischen, portugiesischen und deutschen Truppen verrichten ließ, worauf diese sich ungleich besser verstanden.

Die erwähnten guten Seiten der britischen Truppen begründen indeß noch lange nicht die Kriegstüchtigkeit eines Heeres. Der Krieg in seinen mannichfachen Erscheinungen nimmt sehr verschiedenartige Kräfte und Fähigkeiten in Anspruch, und die bloße Tapferkeit, ja selbst eine erhöhte Kampfgeschicklichkeit vermag die mangelnden Bedingungen glücklicher Erfolge im Kriege nicht zu ersetzen. Das erklärt sich einfach daraus, daß man Schlachten und Gefechte nicht alle Tage liefert, aber jeder Tag und jede Stunde des Tages mehr oder weniger in kriegerischer Thätigkeit verbracht wird. Vor allem muß von den Truppen und ihren Führern gefordert werden, daß sie sich in allen Verhältnissen des wechselvollen Kriegerlebens schnell zurecht finden; denn selbst das, was ein Heer zu seinem Unterhalte und zu seiner Schlagfertigkeit bedarf, kann von der Regierung immer nur im Großen beschafft, nicht aber jedem einzelnen Mann fix und fertig übergeben werden. Hätte man vor einem halben Jahrhundert in einem öffentlichen Blatte ein Verzeichniß der Gegenstände gelesen, welche dem britischen Heere aus der Heimath nach der Krim zugeschickt worden sind, um ihm den Aufenthalt daselbst erträglicher zu machen, man würde das für einen guten Witz gehalten haben. Von

einer so wahrhaft „zärtlichen Fürsorge“ wußte man sonst nichts. Gleichwohl liest man in allen Berichten aus dem englischen Lager, daß dort der empfindlichste Mangel herrscht, daß der Zustand der Truppen fast unerträglich ist, daß aber die französischen Truppen, für welche die Regierung keine größeren Opfer bringt, nach übereinstimmenden englischen Zeugnissen, sich ungleich besser befinden und ihren nicht minder beschwerlichen Dienst mit einer gewissen Heiterkeit verrichten.

Wer diese auffällige Erscheinung als einen Beweis ansehen wollte, daß die Conscription ungleich bessere Soldaten liefere als das Werbesystem, würde sich einer Täuschung hingeben. Vom rein theoretischen Standpunkte ließe sich viel eher beweisen, daß ein freiwillig dienender Soldat besser seyn müsse, als ein durch das Gesetz zum Dienst verpflichteter; denn die Neigung zum Berufe verspricht bessere Dienstleistung, als das bloße Pflichtgefühl bei persönlicher Gleichgültigkeit für den Beruf. Von der Vaterlandsliebe möchten wir am liebsten gar nicht sprechen; dieser künstliche Enthusiasmus verraucht oft, bevor der Vaterlandsvertheidiger Gelegenheit hatte dem Gegner ins Auge zu sehen. Und welch eine Reihe von Kunstschlüssen würde wohl erforderlich seyn, um englischen, französischen oder deutschen Truppen zu beweisen, daß sie an den Küsten des schwarzen Meeres ihr — Vaterland vertheidigen? Auch der militärische Bildungsgrad der Truppen wird durch die Verschiedenheit des Rekrutirungssystems nicht sehr beeinträchtigt, denn der Krieg fordert von der Mannschaft mehr natürliche Beobachtungsgabe und gesunden Menschenverstand als eigentliche Schulbildung. Sind doch erfahrungsmäßig alle halbrohe Völker den civilisirten Völkern im sogenannten kleinen Kriege, welcher von der Mannschaft den höchsten Grad kriegerischer Intelligenz fordert, notorisch überlegen! Die Ursachen der englischen Unbehülflichkeit müssen also wohl viel tiefer liegen. Betrachten wir zuerst die Eigenthümlichkeiten der Mannschaft, und prüfen wir dann was für ihre kriegerische Ausbildung gethan wird.

Der britische Soldat geht in der Mehrzahl aus den unteren Schichten des Volks hervor und hat daher dasselbe Gepräge. Das britische Volk gleicht aber einer großen von der Industrie und dem Handel lebenden Gesellschaft, in welcher seit vielen Menschenaltern das Princip einer Theilung der Arbeit mit Consequenz durchgeführt worden ist. Es fällt wohl keinem Engländer ein, etwas, das er von

Andern gut und billig kaufen kann, durch eigener Hände Arbeit herstellen zu wollen. Im Allgemeinen wird man das in Ordnung finden müssen, denn der Käufer erspart dadurch Zeit und Kräfte, die er zum Nutzen der eigenen Erwerbsthätigkeit anwenden kann. Was sollte überhaupt aus der heutigen menschlichen Gesellschaft werden, wenn jeder Einzelne sein eigener Schuster, Schneider, Tischler, Schlosser, Viehzüchter, Ackerbauer u. s. w. werden wollte? Aber Alles in der Welt hat seine Grenzen, die kein Mensch und kein Volk ungestraft überschreiten darf, und je weniger der Einzelne sich bemüht, für seine häuslichen und persönlichen Bedürfnisse mit eigenen Händen zu sorgen, desto abhängiger wird er von Andern. Im eigentlichen Gewerbsleben hat das keine erheblichen Nachtheile; im Gegentheile erblicken wir darin eine Hauptursache der mit Recht gerühmten Vollkommenheit englischer Manufakturwaaren, bei welchen auch der unbedeutendste Bestandtheil mit der größten Sorgfalt gearbeitet ist, was man von deutschen Manufakten leider nicht immer sagen kann. Dieser Theilung der Arbeit im Ganzen und Einzelnen, verbunden mit einem sinnreichen Maschinenwesen, verdankt die englische Industrie ihre Ueberlegenheit, verdankt das Volk seinen Wohlstand. Sie ist aber auch die Ursache jener Einseitigkeit in Form und Wesen, die sich allmählig aller arbeitenden Klassen bemächtigt und sie zu vielen andern Verrichtungen untauglich macht.

Diese Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten tragen sich naturgemäß auch auf das militärische Leben über, das zum größeren Theil sich im Garnisondienste abspinnt, und sie werden durch diesen eher genährt als beseitigt. Selbst der Comfort in der Kaserne spricht sich darin aus, denn man kann sagen: der industrielle Brite kauft sich seinen Comfort, der industriöse Franzose hingegen versteht es diesen Comfort sich selbst zu schaffen oder wenigstens zu erhöhen.

Folgen wir nun den britischen Truppen auf den Kriegsschauplatz, so treten die Nachtheile jener Einseitigkeit und Unbeholfenheit sehr grell hervor. Wenn auch vom einzelnen Soldaten nicht zu verlangen ist, daß er alle nothwendigen Handleistungen und was zur Erleichterung des Lagerlebens dient, selbst verrichten könne, so müssen doch diese Kenntnisse und Fertigkeiten in den einzelnen Truppenkörpern zu finden seyn. Jede Compagnie, Schwadron und Batterie muß außer den bestandsmäßigen Handwerkern eine Anzahl Soldaten haben, die in der Einrichtung der Lagerplätze, was Wohnlichkeit und

Beköstigung betrifft, hinlänglich geübt sind, damit die von den Verwaltungsbehörden angeschafften, oder durch Requisition aus der Umgegend herbeigeschafften Bedürfnisse ohne Zeitverlust genießbar gemacht werden können. In den Regimentern müssen außerdem Handwerker aller Art vorhanden seyn, welche das ganze Material der Truppen in brauchbarem Stand zu erhalten wissen. Bei den Russen ist dieser administrative Theil des Dienstes ohne Zweifel am vollständigsten ausgebildet, was freilich durch die dem Russen eigenthümliche Geschicklichkeit in der Nachahmung, zum Theil auch in der Selbsterfindung, sehr erleichtert wird. Ihnen dürften die französischen und deutschen Truppen am nächsten kommen. Die englischen Truppen haben davon kaum einen Begriff, sie erwarten, daß alle Bedürfnisse ihnen geliefert werden.

Größere Heerkörper haben im Kriege noch andere Bedürfnisse, z. B. Wege- und Brückenbauten, Schanzarbeiten und Lokalbefestigungen verschiedener Art; Anlegung von Brodbäckereien, Beschaffung von Transportmitteln zur Verbindung der Lagerplätze mit den Magazinen, der Verbandplätze mit den Hospitälern; Werkstätten zur Beschaffung zeitweise nothwendig werdender Bekleidungsstücke zum Schutze gegen große Kälte und anhaltend nasse Witterung. Für einzelne dieser Bedürfnisse gibt es zwar in jedem Heere besondere technische Truppentheile, ihre Arbeitskräfte reichen aber selten aus und müssen daher aus der Truppenmasse verstärkt werden. Oft sind die technischen Truppentheile auch nicht gleich zur Stelle, die größeren Truppenkörper würden folglich übel daran seyn, wenn sie diesen Mangel nicht aus eigenen Mitteln ersetzen könnten. Wir bezweifeln nicht, daß es in den britischen Regimentern Handwerker aller Art gebe. Aber das bloße Vorhandenseyn von speciellen Arbeitskräften ist noch keine Garantie, daß man den mancherlei Anforderungen an den Heeresdienst entsprechen könne. Dazu gehören besondere Maßnahmen und dieß nöthigt uns einen Blick auf die Officiere und Unterofficiere zu werfen.

Man hat es wiederholt und nicht ohne Grund gerügt, daß im britischen Heere die Officierstellen käuflich sind, und der hohe Preis dieser Stellen talentvolle, aber unbemittelte junge Leute faktisch davon ausschließt. Hieraus ist nun gefolgert worden, daß die englischen Officiere untauglich seyn müßten. Nichts in der Welt ist so leicht, als einen allgemeinen Grundsatz aufzustellen, ihn zur Richtschnur zu

nehmen, ein ganzes Wehrsystem darauf zu bauen und beliebige Consequenzen daraus zu ziehen. Eine solche Principienreiterei führt aber leicht zur Selbsttäuschung, und Manches, was die Theorie consequenter Weise vortrefflich finden muß, zeigt sich mangelhaft in der Praxis. Das gilt erfahrungsmäßig auch von der allgemeinen Concurrenz bei Besetzung der Officierstellen, welche keineswegs immer die besten Subjekte liefert.

Dadurch, daß die unterste Officierstelle im britischen Heere bisher nur käuflich erworben werden konnte,[1] wollte die Regierung hauptsächlich den Eintritt bemittelter junger Leute in den Officierstand bezwecken. Dasselbe wünscht man auch in deutschen Heeren, wo namentlich die Officiersaspiranten der Reiterei nachweisen müssen, daß sie im Besitz der Mittel sind, als — Gentlemen leben zu können. Wohlstand und Bildung gehen zwar nicht immer Hand in Hand — am wenigsten vielleicht in England — und man findet oft bei Unbemittelten eine viel gründlichere Bildung. Aber erstens werden dieß immer rühmliche Ausnahmen bleiben, und zweitens darf man auch die höhere sociale Bildung, wie man sie nur in den höheren Gesellschaftskreisen erwirbt, nicht mit den bloßen Schulkenntnissen verwechseln. Die erstere vermißt man in den höheren Officierstellen sehr ungern, weil ein Mangel daran zur Ausübung mancher wichtigen Function unfähig machen würde, dieser Mangel aber durch letztere nicht ersetzt werden kann. Es muß daher als gleichgültig angesehen werden, ob ein Officiersaspirant für die erbetene Fähnrichsstelle eine gewisse Geldsumme zahlt, oder ob er den Nachweis hinlänglicher Zuschüsse für eine Reihe von Jahren schon bei dem Eintritt in die Militärschule zu liefern hat, was noch kein Beweis ist, daß er auch später im Besitz dieser Mittel seyn werde. Nur ein starres Festhalten an diesem Princip ist zu verwerfen, weil dadurch jeder gebildete und praktisch erprobte Unterofficier und mancher andere begabte junge Mann dem Officierstande entzogen wird. Ungleich wichtiger als der Wohlstand ist also der Bildungsgrad der Aspiranten, worauf seit 1852 auch im britischen Heere größerer Werth gelegt, dem Nepotismus der aristokratischen und reichen Familien Englands aber freilich noch keine Schranke gesetzt wird.

[1] Das wird sich jetzt anders gestalten, indem man aus den Parlamentsverhandlungen ersehen hat, daß eine große Anzahl Unterofficiere zu Officieren befördert werden soll. D. B.

Anders verhält es sich mit dem Aufrücken der Officiere, worüber im britischen Heere sehr abweichende Bestimmungen bestehen. Die Regierung besetzt nur die durch Todesfälle und entehrende Entlassung zur Erledigung kommenden Officierstellen (ob nach der Anciennetät oder nach Gutdünken, wissen wir mit Gewißheit nicht zu sagen) bis zum Oberstlieutenant einschließlich; die durch freiwilligen Abgang vacant gewordenen Stellen werden erkauft, aber nicht von der Regierung, sondern von den Inhabern dieser Stellen. Ein Gesetz schreibt jedoch vor, wie viel Jahre ein Officier in dem vorhergehenden Grade gedient haben muß, bevor er eine Officierstelle des nächst höheren Grades käuflich erwerben darf. Irren wir nicht, so muß ein Hauptmanns-Aspirant mindestens vier Jahre Subalternofficier gewesen seyn. Vom Hauptmann aufwärts sind für jeden Grad zwei Jahre festgesetzt. Ueber die militärische Befähigung des Aspiranten für die höhere Stelle hat die Oberbehörde ein Gutachten abzugeben, worauf jedoch wenig Werth zu legen seyn dürfte. Wenn also ein junger Mann im 20. Lebensjahre eine Fähnrichsstelle erworben hat, kann er im günstigsten Falle mit 29 Jahren Oberstlieutenant seyn. Welche Geldsumme hierzu erforderlich seyn würde, kann man daraus abnehmen, daß Lord Cardigan für seine Patente nach und nach 20,000 Pfd. Sterling bezahlt hat.

Durch diesen Stellenkauf, zu welchem allerdings beträchtliche Geldsummen erforderlich sind, werden zwei nicht unwichtige Vortheile erlangt. Erstens dient die darauf verwendete Summe als eine Art Caution, welche verloren geht, sobald der Inhaber in Folge unwürdiger Handlungen entlassen wird. Zweitens treten Officiere, welche die Lust am Berufe verloren haben, früher aus dem Dienste und machen jüngeren Officieren Platz, deren Ehrgeiz sich einen größeren Wirkungskreis wünscht. Man erspart dadurch die Pensionen an altersschwache höhere Officiere und erhält zugleich eine verhältnißmäßig größere Anzahl junger Stabsofficiere und Generale. So erlangten z. B. Herzog Wellington den Grad eines Generalmajors mit 33, Marquis von Anglesey mit 34, Lord Strafford mit 36 Jahren u. s. w. und im Napoleon'schen Kriege war kein britischer commandirender General älter als 40 Jahre. Im britischen Heere scheint man aber jede zweckmäßige Einrichtung sogleich wieder durch eine unzweckmäßige aufheben zu wollen, denn es gilt gleichzeitig das Gesetz, daß die Beförderung vom Oberstlieutenant aufwärts ausschließlich

nach der Anciennetät erfolgt, und hierbei gar nicht in Frage kommt, ob ein Oberstlieutenant oder General die Zwischenzeit im Dienste oder im Halbsold zugebracht hat; ja es sind Fälle nachgewiesen worden, daß Obersten, welche 15—20 Jahre ohne alle militärische Dienstleistung gewesen, vielleicht in dieser Zeit nicht einmal Uniform angelegt haben, in Folge der „erlebten" Anciennetät zu Generalen aufgerückt sind; denn die Aufrückung wird als ein Recht betrachtet, während man auf dem Continent bei Beförderung zu Generalsstellen vorzugsweise die Befähigung berücksichtigt. Auf diese Weise geht der Vortheil jugendlicher Stabsofficiere wieder verloren, denn man hat berechnet, daß gegenwärtig das durchschnittliche Lebensalter eines britischen Generals nicht weniger als 60 Jahre beträgt. Nun kann man zwar selbst in noch höherem Alter ein ausgezeichneter Oberbefehlshaber seyn, aber die Tilly, Türenne, Suwarow, Blücher und der Heldengreis Radetzky bleiben immer sehr seltene Ausnahmen.

Wenn nun nicht bestritten werden möchte, daß der geistige Antrieb zu einer umsichtig geregelten kriegerischen Thätigkeit jederzeit von Oben kommen muß, so begreift es sich leicht, daß eine altersschwache Generalität nicht geeignet ist, in den höheren Befehlshaberstellen die erforderliche Thatkraft zu entwickeln, und daß die Angelegenheiten um so schlechter gehen müssen, je weniger von Unten herauf eigener Antrieb vorhanden ist. Zur Erörterung des Mangels an diesem Thätigkeitstriebe im britischen Heere mögen einige Bemerkungen über die dienstliche Stellung der Ober- und Unterofficiere hier Platz finden, wobei wir vorzugsweise die Infanterie, als den Hauptbestandtheil des Heeres, im Auge haben werden.

Mit Ausnahme von sehr wenigen Regimentern hat ein jedes nur ein Bataillon zu 6, 8 oder 10 Compagnien.[1] Bei einem solchen Regimente sind etatmäßig 1 Oberster (meist abwesend) und per Bataillon 1 Oberstlieutenant, 2 Majors, 1 Zahlmeister (Hauptmann), 1 Adjutant, 1 Quartiermeister (Lieutenant), 1 Regimentschirurg, dann mehrere Sergeanten als Gehülfen der Obigen. Jede Compagnie hat 1 Hauptmann, 1 Lieutenant, 1 Fähnrich, 1 Obersergeant, 6—8 Sergeanten, 71—95 Soldaten, hierzu noch einige Spielleute ꝛc. Die Zahl der Stabsofficiere und ihrer speciellen Gehülfen ist daher für ein Bataillon von 900—1000 Mann viel zu groß, um jeden

[1] Vergl. Hirtenfeld: „Organisation der europäischen Heere." Wien 1854, bei Gerold und Sohn.

einzelnen eine ausreichende Beschäftigung zu geben. Bei den Compagnien ist das nicht besser. Die Sergeanten, welche man in England „die besten Soldaten" im Heere nennt, tragen auf ihren Schultern die ganze Last des inneren Dienstes, und die Officiere werden sich gleichsam nur vor der Front ihrer militärischen Stellung bewußt. Vor dem Feinde ist das wenig besser. Selbst auf Vorposten überläßt der Officier die Anordnungen dem Sergeanten und wickelt sich in seine Decke. Er will eigentlich nur Anführer im Gefecht seyn, andere Dienstleistungen erscheinen ihm nicht dem Charakter eines Gentleman zu entsprechen. Kann es da noch befremden, wenn die britischen Truppen in der Krim, mit alleiniger Ausnahme des Gefechts, verhältnißmäßig sehr wenig leisten und schon durch das bloße Lagerleben zu Grunde gehen? Gleichwohl hätten sie die beste Gelegenheit, von ihren französischen Verbündeten zu lernen, wie man im Felde sich einzurichten hat. Aber der britische Charakter ist eine Stereotypausgabe.

Ferner kennt man in der britischen Heerverfassung keine größeren selbstständigen Heerkörper als Regimenter. Die Brigaden und Divisionen werden erst bei Ausbruch eines Krieges gebildet. Die Generale und die ihnen zugetheilten Adjutanten haben daher im Frieden gar keine Gelegenheit, sich die in ihrer künftigen dienstlichen Stellung erforderliche Geschäfts- und Personalkenntniß zu erwerben, überhaupt mit der praktischen Ausführung der für größere Truppenkörper bestehenden allgemeinen Dienstvorschriften (wenn es deren überhaupt gibt?) sich schon vorher bekannt zu machen und zweifelhafte Stellen erörtern zu lassen. Die Generale und ihre Umgebung sind also stets Neulinge in ihrem dienstlichen Wirkungskreise. Von der Bildung eines dienstkundigen Generalstabes für den Obergeneral kann unter solchen Umständen gar nicht die Rede seyn. Tritt aber ein solcher zusammen und soll er seine Thätigkeit im Angesicht eines besser organisirten feindlichen Heeres entwickeln, dann wachsen ihm die laufenden Geschäfte über den Kopf, und es wird oft das Nöthigste unterlassen, weil niemand daran gewöhnt ist, die Sorge für die Bedürftigkeit und Schlagfertigkeit der Truppen als ein Hauptgeschäft zu betrachten und dem, was der Feind unternehmen könnte, gleich große Aufmerksamkeit zu widmen.

Wir würden Bedenken tragen, dieß öffentlich auszusprechen, wenn nicht die bekannten Zustände im britischen Lager vor Sebastopol den

thatsächlichen Beweis lieferten. Durch solche Mangelhaftigkeiten wird die Friction der Kriegsmaschine außerordentlich vermehrt. Vermöge des kategorischen Imperativs und einer eisernen Disciplin kann diese Friction zwar überwunden werden, aber die Maschine wird dann auch viel schneller zerstört. Dieß sieht man ganz deutlich an dem Zustande des britischen Heeres in der Krim, obschon der Druck, den Lord Raglan nach unten geübt hat, um das Mögliche möglich zu machen, nicht stark gewesen zu seyn scheint. Würde wohl ein Privatmann auf den Einfall gekommen seyn, der britischen Regierung die Anlegung eines Schienenweges von Balaklawa bis in das Lager zu empfehlen, wenn der Feldmarschall bei Beginn der Belagerung die Nothwendigkeit erkannt hätte, einen Theil der damals noch kräftigen und wenig beschäftigten Truppen zur Besserung der vorhandenen und Anlegung neuer Fahrwege zur Verbindung mit dem Hauptmagazine zu verwenden, und wenn sein Generalstab einen Begriff von seinen Obliegenheiten gehabt hätte? Aber es mußten erst Tausende von braven Soldaten durch Hunger und Elend zu Grunde gehen; es mußten der Regierung im Parlamente die bittersten Vorwürfe gemacht werden, bevor man nur den Anfang zu Dem machte, was jeder deutsche Obergeneral, selbst wenn er den Krieg nur in Schleswig-Holstein oder Baden kennen gelernt, für seine erste Pflicht gehalten hätte.

Dieß führt uns naturgemäß auf die nicht minder mangelhafte Organisation der höchsten Verwaltungsbehörden des britischen Kriegswesens. In keinem Verhältniß ist die Centralisation der Gewalten so dringend geboten, als im Kriegswesen, weil nur dadurch Einheit und Uebereinstimmung der Anordnungen erzielt werden können. Man findet diese Centralisation in allen Continentalstaaten mehr oder weniger scharf ausgeprägt, am schärfsten im österreichischen Armee-Obercommando und dessen einzelnen Sektionen. Die Vorstände der letzteren haben zwar eine gewisse Selbstständigkeit, doch nur innerhalb bestimmter Wirkungskreise. In England hingegen gibt es für die Angelegenheiten der Landmacht nicht weniger als fünf oberste Verwaltungsbehörden, die weder einander untergeordnet sind, noch ein gemeinsames und entscheidendes Organ haben, auch nur gelegentlich mit einander zu conferiren scheinen. Aus dieser mangelhaften Einrichtung, die sich auch in den untergeordneten Dienstzweigen des Heeres abspiegelt und durch ein wortklauberisches Formenwesen noch erhöht wird, sind zum großen Theil alle die Uebelstände entsprungen,

unter welchen die Truppen in der Krim so sehr gelitten haben. Man hat im Parlament angeführt, daß ein mit Schuhwerk beladenes Schiff, dessen Ladung dem britischen Intendanten in Balaklawa zum Kauf angeboten worden, von diesem wegen mangelnden Befehls zurückgewiesen, auf der Rückfahrt nach Konstantinopel aber von einem Adjutanten des Feldmarschalls eingeholt wurde, und nur dadurch zur Umkehr veranlaßt werden konnte, daß der Adjutant dem Schiffskapitän erklärte: er sey von Lord Raglan nach Konstantinopel entsendet worden, um dort für jeden Preis eine Ladung — Schuhwerk zu kaufen. Welchen Begriff soll man sich von einer Verwaltung machen, in welcher jede obere Behörde — und die Intendantur ist eine der wichtigsten — nur thut was ihr befohlen wird, ohne an das zu denken, was dem Ganzen Bedürfniß ist, und vor der Zurückweisung eines dargebotenen dringenden Bedürfnisses sich nicht einmal die Mühe einer Anfrage bei dem Oberbefehlshaber gibt?

Aehnlich ist es auch mit vielen andern Bedürfnissen gegangen. Die Schuld trägt aber der Oberbefehlshaber nicht allein, denn es lag außer seiner Macht, die Indolenz der ihm theils untergebenen, theils vorgesetzten Verwaltungsbehörden zu beseitigen. Letztere sollen zwar jetzt eine Reform erhalten, aber es wird große Mühe kosten, den geschäftlichen Schlendrian und Pedantismus über Bord zu werfen. Uebrigens sind die wesentlichsten Mängel der britischen Heerverfassung nur auf dem Wege der Gesetzgebung abzustellen, und was dieß bei einer parlamentarischen Regierung und bei der Eifersucht und Halsstarrigkeit der im Parlamente sich bekämpfenden politischen Parteien sagen will, haben die jüngsten Ministerkrisen zur Genüge angedeutet. In der Hauptsache dürfte es daher beim Alten bleiben, und darin liegt der Grund zu unserer im Eingange ausgesprochenen Vermuthung, daß das britische Reich großen Demüthigungen entgegen gehen werde.

Richten wir jetzt unsere Blicke auf Preußen. Bei einer Bevölkerung von 17 Millionen Seelen hat die preußische Monarchie ein stehendes Heer von 127,760 Mann, von welchen ein nur kleiner Theil zeitweilig beurlaubt ist. Durch Aufbietung der Landwehr kann diese Streitmacht beinahe vervierfacht werden. Wie viel hiervon außerhalb der Landesgrenzen zu verwenden ist, wird durch die Stellung Preußens zu seinen Verbündeten bedingt. Bei einem Coalitionskriege gegen Rußland oder Frankreich kann Preußen ohne

Schwierigkeit mit 300,000 Mann im Felde erscheinen, bei welchen die Intelligenz nach allen Richtungen vertreten seyn würde. In ganz Europa gibt es keinen Staat, der im Verhältniß zu seiner Bevölkerung eine so starke Streitmacht aufzustellen vermöchte. Selbst der österreichische Kaiserstaat hat bei einer Bevölkerung von 40 Millionen Seelen gegenwärtig nur 700,000 Mann unter den Waffen, und würde diese Streiterzahl jetzt kaum erhöhen können. Preußen verdankt diesen Vortheil seiner vortrefflichen Heerverfassung, die in einer für die Monarchie sehr verhängnißvollen Zeit begründet und nach dem größten Maßstabe eingerichtet wurde. Die Grundzüge derselben dürften zwar den meisten Lesern bekannt seyn; doch müssen wir sie hervorheben, um einige Bemerkungen daran knüpfen zu können.

Preußens bewaffnete Macht wird gebildet durch das stehende Heer, durch die Landwehr ersten und zweiten Aufgebots und durch den Landsturm. Die Dienstpflicht ist allgemein, mit wenigen durch das Gesetz bestimmten Ausnahmen. Stellvertretung kann nicht stattfinden. Diese persönliche Verpflichtung zum Kriegsdienst beginnt nach vollendetem 20. Lebensjahre und dauert in der Landwehr bis zum 40., kann aber durch früheren Eintritt auch früher erfüllt werden.

Das stehende Heer zählt 144 Bataillone Infanterie zu 1000 Mann in 4 Compagnien, 152 Schwadronen Cavallerie zu 180 Mann, und an Artillerie ungefähr 90 Batterien zu 8 Feldgeschützen. Hierzu kommen noch die Pionniere ꝛc.[1]

Dasselbe wird gebildet 1) aus jungen Männern von 20—25 Jahren; 2) aus den sogenannten „einjährigen" Freiwilligen, die auf Beförderung dienen, für ihren Unterhalt selbst sorgen und sich den vorgeschriebenen Prüfungen unterwerfen; 3) aus Freiwilligen, die auf Beförderung keine Ansprüche machen, daher auch keine Prüfung zu bestehen haben. Mit Ausnahme der auf Beförderung dienenden Freiwilligen befindet sich die Mannschaft in den ersten drei Jahren bei den Fahnen, wird dann in die Heimath entlassen, gehört in den nächsten zwei Jahren als Ergänzungsmannschaft noch zum stehenden Heere, und tritt hierauf in die Landwehr über. Ihre Einberufung zum Dienst erfolgt nur bei Ausbruch des Kriegs.

Die Landwehr ersten Aufgebots wird gebildet 1) aus allen jungen Männern von 20—25 Jahren, die dem stehenden Heere

[1] Vergl. Hirtenfeld.

wegen Ueberfluß an dienstpflichtiger Mannschaft, oder zeitweiliger Körperschwäche nicht zugetheilt werden konnten; 2) aus Männern von 26—32 Jahren, die ihre Dienstzeit darin bereits erfüllt haben. Sie zählt an Infanterie 232 Bataillone zu 1000 Mann in 4 Compagnien, an Cavallerie 136 Schwadronen zu 150 Mann, außerdem 55 Schwadronen Ersatzmannschaft; die Artilleriemannschaft wird zur Bedienung der Batterien des stehenden Heeres verwendet, formirt also keine selbstständigen Abtheilungen. Die Landwehr dieses Aufgebots wird ebenfalls zu auswärtigen Kriegen verwendet, und tritt dabei in eine enge taktische Verbindung mit dem stehenden Heere, auf welche wir später zurückkommen werden.[1] Sie wird daher alle zwei Jahre zu den größeren Truppenübungen gezogen, hat aber auch in der Zwischenzeit Waffenübungen in Abtheilungen (namentlich die jüngere Mannschaft) bis zur Stärke eines Bataillons. Zu gleichem Zwecke sind seit einigen Jahren besondere Bataillonsstämme formirt worden.

Mit Ausnahme der Subalternofficiere sind alle höheren Officiere dem stehenden Heere entnommen, auch die Mehrzahl der Unterofficiere darin gründlich ausgebildet worden. Der größere Theil der Subalternofficiere geht aus den einjährigen Freiwilligen hervor, die aber dann schon früher im praktischen Dienst verwendet worden.

Die Landwehr zweiten Aufgebots besteht aus allen Männern, die ihre Dienstzeit im ersten Aufgebot bereits erfüllt haben, und aus den übrigen Waffenfähigen bis zum 40. Lebensjahre. Sie zählt an Infanterie 116 Bataillone zu 800 Mann in 4 Compagnien, an Cavallerie 104 Schwadronen zu 120 Mann, wird aber ausschließlich nur zu Festungsbesatzungen und zum inneren Dienst verwendet. Uebungen hat das zweite Aufgebot nicht, auch fehlt es ihm an ausreichend gebildeten Ober- und Unterofficieren, die jedoch zum Theil durch ausgeschiedene Officiere und Halbinvaliden ersetzt werden können. Im Jahre 1850 ist ein großer Theil dieses Aufgebots mobil gewesen, und seitdem manchem Mangel abgeholfen worden.

Der Landsturm tritt nur auf allerhöchsten Befehl bei feindlichem Einfall in Wirksamkeit; er wird aus allen waffenfähigen Männern

[1] Vorläufig bemerken wir, daß jedes Infanterieregiment 3 Bataillone hat, die Brigade bei der Infanterie aus 2, bei der Kavallerie aus 4 Regimentern, die Division aus 3 Brigaden besteht, darunter in der Regel 1 Kavalleriebrigade.

von 40—50 Jahren gebildet, die weder dem stehenden Heere, noch der Landwehr zugetheilt sind.

Auf diese Weise kann es der preußischen Streitmacht nicht leicht an militärisch ausgebildeter Mannschaft fehlen. Zur Remontirung der Artillerie und Landwehr-Cavallerie findet die Einrichtung statt, daß im ganzen Lande alle diensttauglichen Reit- und Zugpferde nach Maßgabe ihrer Brauchbarkeit verzeichnet sind, um für den Fall einer Mobilisirung den Bedarf zu decken, insofern der Ankauf aus freier Hand durch die Remontecommissionen nicht ausreichend seyn sollte.

Für den Bedarf an unterrichteten Officieren ist in bester Weise gesorgt, theils durch zahlreiche und gute Militärbildungsanstalten, theils durch die große Anzahl der nur ein Jahr auf eigene Kosten auf Beförderung dienenden Freiwilligen, insofern sie bei ihren späteren Dienstleistungen praktische Befähigung zeigen und die Prüfungen bestehen. Zu diesen Prüfungen werden aber auch andere Unterofficiere zugelassen. Ohne vorgängige Prüfung kann ein Unterofficier ausnahmweise nur im Kriege zum Officiere befördert werden.

Das Aufrücken in höhere Grade erfolgt bis zum Hauptmann oder Rittmeister (einschließlich) nach dem Dienstalter im Grade bei jeder Waffengattung, doch nicht ohne abermalige Prüfung; weiter hinauf nach Vorschlag der Commandobehörden mit thunlichster Berücksichtigung der Anciennetät.

Die ganze Heeresverwaltung steht unter dem Kriegsministerium, welches nach den verschiedenen Verwaltungszweigen in mehrere Sektionen zerfällt, deren einheitliche Spitze der Kriegsminister und in höchster Instanz der Kriegsherr selbst ist. Dadurch kommt die nöthige Einheit in die Verwaltung, die nur monarchisch und nie oligarchisch seyn darf, der Mißbräuche einer parlamentarischen Vielrednerei gar nicht zu erwähnen. Die Befehlshaber der einzelnen großen Heerkörper (Armeecorps), welche ihre bleibende und feste Organisation haben, wirken hierbei als Mittelbehörden mit, und werden im Vollzug der Anordnungen von Oben durch die Divisionsgenerale unterstützt. Die Generalstäbe sind daher vollkommen ausgebildet.

Vorstehendes gibt Anlaß zu manchen interessanten V e r g l e i c h e n zwischen der britischen und preußischen Heerverfassung.

In England kauft die Regierung die Soldaten (durch hohes

Handgeld) und verkauft die Lieutenantspatente an junge Leute, ohne viel darnach zu fragen, ob sie künftig brauchbare Officiere werden können. Der Stellenhandel unter den Officieren ist aber schwerlich geeignet, den ritterlichen Geist eines Officiercorps zu befestigen; er entspricht ganz dem eingerissenen Gebrauche, den Werth eines Mannes nach Pfunden (Sterling) zu berechnen.

In Preußen erstreckt sich die Verpflichtung zum Kriegsdienste auf alle Volksklassen bis zum 40. Lebensjahre; sie erstreckt sich sogar auf eine große Anzahl Pferde von Privatpersonen, wenn auch die Besitzer eine angemessene Vergütung dafür erhalten. Officierstellen können nur an geprüfte und im praktischen Dienst bereits kundige Candidaten vergeben werden, und bei Beförderung zu höheren Graden wählt man die befähigtsten Officiere aus, während in England vom Oberstlieutenant aufwärts nur das Datum des Patents befragt wird, weßhalb jeder höhere Officier bis zu gänzlicher Invalidität fortzudienen sucht.

Im britischen Heere liegt die Ausbildung der Mannschaft in den Händen der Unterofficiere (Sergeanten). Man kennt außerdem nur Uebungen mit einzelnen Regimentern nach einer etwas veralteten Form, und mancher General findet nicht eher Gelegenheit eine Brigade oder Division taktisch bewegen, Angriffs- oder Vertheidigungs-Dispositionen mit ihr einüben zu können, als bis er mit derselben gegen den Feind operiren soll.

Im preußischen Heere werden die ständigen Truppen unausgesetzt in allen Obliegenheiten des Kriegsdienstes sorgfältig unterrichtet, und zwar von den Officieren selbst. Jährlich finden Zusammenziehungen ganzer Divisionen und wenigstens einiger der neun Armeecorps statt, an deren Uebungen auch Abtheilungen der Landwehr nach einem bestimmten Turnus sich betheiligen. Jeder Officier hat also Gelegenheit, den mit seiner Stellung verbundenen dienstlichen und taktischen Wirkungskreis wenigstens formell kennen zu lernen, und sich in der Führung seines Truppenkörpers praktisch zu üben.

Am stärksten treten die Mängel der britischen und die Vorzüge der preußischen Heerverfassung an das Licht, wenn man die Vermehrung der Streitkräfte ins Auge faßt.

England ist auf den Ertrag seiner Werbungen beschränkt, der zu manchen Zeiten nach Zahl und Güte der Rekruten unzulänglich ist, und bleibt außerdem von der Neigung der Milizen zum

auswärtigen Dienst abhängig. Wie verhältnißmäßig gering dieser Zuwachs erscheint, läßt sich daraus ersehen, daß man jetzt, wo Englands größter Continentalkrieg im Gange ist und die kriegerische Ehre der Nation auf dem Spiele steht, für das laufende Jahr mit aller Anstrengung die königlichen Truppen nur um 50,000 Mann vermehren zu können glaubt. Das Inselreich ist von Truppen ganz entblößt. Wie soll das im künftigen Jahre werden?

Preußen kann durch Einziehung der in die Kriegsreserve entlassenen Mannschaft des stehenden Heeres und durch Aufbietung der Landwehr ersten Aufgebots in wenigen Wochen mit einer vollständig ausgebildeten Streitmacht von 228,400 Mann Infanterie, 47,200 Mann Cavallerie und 80 bespannten Batterien ins Feld rücken, und behält dann zur Besetzung der Monarchie, die durch ihre deutschen Bundesgenossen ohnehin mit geschützt wird, immer noch so viele Truppen übrig, daß das mobile Heer stets vollzählig erhalten und nach Bedarf auch verstärkt werden kann. Preußens Streitkräfte wachsen überhaupt in dem Grade, als die Kriegsgefahr sich den Grenzen der Monarchie nähert. Die höchste Kraft entwickelt sich aber, sobald der Feind die Grenzen überschreitet, weil dann die ganze militärisch organisirte waffenfähige Bevölkerung auftritt, an den Festungen vortreffliche Stützpunkte findet und, in Folge der seit vierzig Jahren im Volke festgewurzelten Heerverfassung, von einem militärischen Geiste beseelt wird.

Wie hingegen die Vertheidigungsverhältnisse in Großbritannien sich gestalten würden, wenn ein feindliches Heer das Inselreich beträte, läßt sich einigermaßen vermuthen. John Bull hat zwar mitunter tüchtige Fäuste und versteht sie auch zu gebrauchen. Der Krieg ist aber kein Boxerkampf, und die Geschicklichkeit Einzelner im Gebrauche der Waffen bleibt wirkungslos gegen methodisch geleitete Angriffe. Ein Krieg im Innern des britischen Reichs kann daher leicht Ereignisse herbeiführen, an die man dort kaum zu denken wagt.

Bei Ausbruch eines Krieges zwischen den europäischen Großmächten treten aber noch andere Verhältnisse ein, für welche die preußische Heerverfassung weniger geeignet erscheint, als die Heerverfassung Rußlands, Oesterreichs und selbst Frankreichs.

Betrachten wir zuerst den Fall, daß die kampfbereite Aufstellung eines großen Theils der Streitkräfte als bewaffnete Demonstration nothwendig erachtet werde, sey es nun zur Erhaltung oder zur

Vermittlung des allgemeinen Friedens. Die neueste Zeit hat zur Genüge dargethan, von welcher Wirkung eine solche zur rechten Zeit angewendete Demonstration werden kann. Denn ist eine Großmacht entschlossen, ihre politischen Zwecke durch Anwendung von Waffengewalt zu erstreben, so hat sie sorgsam zu erwägen, ob der zu erwartende Widerstand anderer Großmächte auch überwunden oder wenigstens neutralisirt werden könne. Hierbei kommt es wesentlich darauf an, daß die am Kampfe betheiligten, oder als Grenznachbarn dabei interessirten Mächte zur rechten Zeit sich in Verfassung befinden, ihren Forderungen bewaffneten Nachdruck zu geben, da erfahrungsmäßig papierne Protestationen wirkungslos bleiben. Um jedoch unsere Betrachtungen nicht auf ein anderes Feld zu versetzen, wollen wir hier nur untersuchen, welche Mittel England und Preußen in dieser Beziehung zu Gebote stehen. Die Anwendung der Ergebnisse auf die ganz Europa jetzt bewegende Streitfrage über das Verhalten des deutschen Bundes zur orientalischen Kriegsfrage überlassen wir den Politikern.

England kann vermittelst seiner mächtigen Kriegsflotte gegen die ihm unfreundlich widerstrebenden Mächte bewaffnete Demonstrationen anwenden, welche, wenn sie ihre Wirkung als Demonstration verfehlen sollten, sofort in eine ernste Kriegsandrohung verwandelt werden können, die mit einer Landung von Truppen nicht unbedingt verbunden zu seyn braucht. Preußen kann sich hierzu nur seines stehenden Heeres bedienen, insofern der Zweck der Demonstration am sichersten durch ein schnellkräftiges Auftreten der bewaffneten Macht erreicht wird, weil gerade die Schnelligkeit und Nachdrücklichkeit der bewaffneten Protestation dem Gegner am stärksten imponirt. Die Formation des stehenden Heeres ist aber einem solchen Verfahren nicht günstig, wie wir sogleich nachweisen werden.

Bis vor wenig Jahren bildeten sowohl die Truppen des stehenden Heeres als die der Landwehr ersten Aufgebots selbstständige Infanterie- und Cavalleriebrigaden. Der taktische Verband beider Truppenklassen erfolgte erst in der Division, deren jede aus einer Brigade Linientruppen und einer Brigade Landwehr zusammengesetzt war. Diese Formation hatte den Vortheil, daß man zur schnellen Aufstellung eines Beobachtungsheeres von etwa 100,000 Mann die Divisionen sofort aus zwei Linienbrigaden zusammensetzen, die Landwehr aber vorläufig aus dem Spiele lassen konnte, sie wenigstens

nicht sogleich zu mobilisiren brauchte. Dagegen entsprang aus der gemischten Zusammensetzung der Divisionen der Nachtheil, daß die Landwehr in zu großen taktischen Körpern auftreten mußte, deren selbstständige Verwendung bei dem Mangel an ausreichend militärisch gebildeten Ober- und Unterofficieren keineswegs ohne Bedenken war.

Man suchte daher eine bessere Verbindung der Linientruppen mit der Landwehr zu bewirken, indem man gemischte Brigaden bildete. Eine Infanteriebrigade besteht demnach gegenwärtig aus einem Linien- und einem Landwehr-Regiment, eine Cavallerie-Brigade aus 2 Linien- und 2 Landwehrregimentern. Mancher Leser wird diesen Unterschied, in Bezug auf die schnelle Mobilisirung eines Theiles der bewaffneten Macht, vielleicht für unwesentlich halten, da man nur die Linienregimenter in Brigaden, und diese wieder in Divisionen zu formiren braucht, wenn nach Maßgabe der aufzustellenden Truppenmacht das erste Aufgebot der Landwehr nicht erforderlich ist. Dem ist aber nicht so.

Bei der jetzigen Zusammensetzung der Brigaden vertritt der Commandeur des Linieninfanterieregiments zugleich den Commandeur des ihm zugetheilten Landwehrregiments, dessen Stelle erst bei Eintritt der Mobilisirung definitiv besetzt, während der Uebungen aber einem hierzu bestimmten Stabsofficier übertragen wird. Ein ähnliches Verhältniß findet auch bei der Cavallerie statt, wobei zu bemerken ist, daß von den vier Regimentern einer Brigade je zwei und zwei im engeren Dienstverbande stehen und gewissermaßen eine Halbbrigade bilden. Wollte man also die Linienregimenter in besondere Brigaden und Divisionen formiren, um die Landwehrregimenter nicht ohne Noth einzuberufen und resp. beritten zu machen, so würde der ganze innere Truppenverband in höchst störender Weise zerrissen werden. Tritt nun später das Bedürfniß einer bedeutend stärkeren Truppenaufstellung, mithin einer Aufbietung der Landwehr ein, so würde man genöthigt seyn, Brigaden, Divisionen und vielleicht selbst Armeecorps aus Landwehrregimentern formiren zu müssen, deren Besetzung mit guten Befehlshabern der höheren Grade außer dem Bereich der Möglichkeit liegen dürfte. Das Uebel, welches durch die neue Formation verhütet werden sollte, würde dann noch viel stärker hervortreten. Dieß hat man in Preußen so gut erkannt wie anderwärts, weßhalb wir die gegenwärtige Formation nur als eine Uebergangsstufe zu einer noch viel innigeren Verbindung der

Linientruppen und Landwehr betrachten, über welche wir uns am Schlusse einige Andeutungen erlauben werden.

Wie die Verhältnisse jetzt sind, kann den aus der Formation gemischter Brigaden entspringenden Nachtheilen nur dadurch abgeholfen werden, daß man bei einer theilweisen Mobilisirung des Heeres sich auf Einberufung der Landwehr derjenigen Armeecorps beschränkt, welche an die bedrohte oder zu besetzende Grenze rücken sollen. Aber entsteht hierdurch nicht eine sehr ungleiche Vertheilung der persönlichen Opfer, die von den Landwehrpflichtigen gebracht werden müssen? Während vielleicht die Hälfte der noch nicht fünf Jahre dienenden Militärpflichtigen, welche weder einer Familie noch einem Geschäft vorzustehen haben, in ihrer Provinz, zum Theil sogar in ihren gewöhnlichen Garnisonsorten verbleibt, muß eine große Anzahl Landwehrmänner, deren Dienstzeit im ersten Aufgebot sich ihrem Ende naht, vielleicht Monate lang an der Grenze stehen, und fern von der Heimath und Familie ihr bürgerliches Geschäft fremden Personen überlassen; ja sie werden auch von den Gefahren des Krieges viel früher berührt, als die daheim gebliebenen Truppenkörper des stehenden Heeres. Diese Ungleichheit in den zu bringenden persönlichen Opfern wird allerdings durch die Formation des Heeres entschuldigt; aber eben deßhalb finden wir dieselbe mangelhaft.

Man wende nicht ein, daß eine Großmacht wie Preußen es in ihrer Gewalt habe, eine theilweise Mobilisirung zu vermeiden und durch diplomatische Verhandlungen die Entscheidung durch Waffengewalt so lange hinaus zu schieben, bis es angemessen erscheine, das ganze Gewicht ihrer Streitkräfte in die Wagschale zu legen. Eine europäische Großmacht ist in ihren derartigen Beschließungen niemals ganz unabhängig, sie müßte sich denn allen Nachtheilen, die aus halben Maßregeln entspringen, freiwillig aussetzen wollen. Eine theilweise Mobilisirung würde überhaupt schon eintreten, wenn Preußen aus politischen Gründen sich veranlaßt fände, nur sein Bundescontingent mobil zu machen.

Die preußische Heerverfassung hat aber noch eine andere bedenkliche Seite, die wir zwar ungern berühren, weil der leiseste Zweifel an ihrer Vorzüglichkeit von Vielen einem Majestätsverbrechen gleich geachtet wird, die indeß einer näheren Beleuchtung nicht entzogen werden darf. Wir meinen die allgemeine Verpflichtung zum persönlichen Kriegsdienst bis zum 40. Lebensjahre. Der Form nach

ist diese Gleichheit vor dem Gesetz die höchste Gerechtigkeit gegen alle Volksklassen. Dem Wesen nach erblicken wir darin eine handgreifliche Ungerechtigkeit gegen die kleinere Hälfte der Dienstpflichtigen, welche durch die Verkürzung der Dienstzeit im stehenden Heere auf ein Jahr, für Freiwillige, die ihren Unterhalt aus eigenen Mitteln bestreiten, noch nicht ausgeglichen wird, indem nur Wohlhabende dieser Begünstigung theilhaftig sind, die Verpflichtung zum Landwehrdienst aber unverändert bleibt, und eine Einberufung den ganzen Lebensplan eines gebildeten Mannes vereiteln kann.

Ueber die moralische Wichtigkeit dieser allgemeinen Dienstpflicht ist unendlich viel geschrieben worden. Insbesondere hat man rühmend hervorgehoben, daß der Dienst unter den Waffen dadurch für jedermann eine Ehrensache, das Heer moralisch und intellektuell gebildeter, die Nation vom militärischen Geist durchdrungen und mithin kriegerischer werde, und dergleichen. Wir wollen das nicht in Abrede stellen. Indeß geht man in den Folgerungen wohl etwas zu weit. Die französische Nation ist mindestens ebenso kriegerisch wie die preußische, hat aber bis auf den heutigen Tag eine stark benutzte Stellvertretung der schlechtesten Art gehabt, die erst jetzt eine wichtige Reform erfahren, und aus den Händen von Privatgesellschaften — welche einen förmlichen Menschenhandel trieben — in die Hände des Kriegsministeriums übergehen soll.

Welches Urtheil will man aber über den kriegerischen Geist des in der Krim stehenden britischen Heeres fällen, das nur aus gemietheten Soldaten und — wie man zu sagen beliebt — aus dem Abschaum der bürgerlichen Gesellschaft besteht? Durch schlechte Fürsorge der Verwaltungsbehörden, durch mangelhafte Beaufsichtigung der Mannschaft bei den Lager- und Schanzarbeiten, wie durch ungeschickte Führung im Gefecht, haben mehr als drei Viertel dieses Heeres durch Entbehrung und Anstrengung, Tödtung oder Verwundung, das Leben oder die Gesundheit verloren, und die schwachen Ueberreste tragen den Keim des Todes oder steten Siechthums ebenfalls im Körper. Seit der Landung auf türkischem Boden ist beinahe ein Jahr verflossen. In den Straßen von Stambul, Varna und anderwärts hat man allerdings von Excessen Betrunkener gegen die muselmännische Bevölkerung gelesen, die in ähnlicher Lage wohl auch von preußischen Soldaten verübt worden wären. Aber noch hat kein britischer Truppenkörper den bis zum Aeußersten anstrengenden

Dienst in den Laufgräben oder sonstwo verweigert, oder irgend eines Aktes der Insubordination sich schuldig gemacht. Im Gegentheil erblickt man bei der Mannschaft eine fast beispiellose Hingebung und Verachtung jeder Gefahr. Das ist gewiß ein sprechendes Zeugniß des vortrefflichsten Kriegergeistes. Aus solchem Material ließe sich, unter besserer Anleitung und Führung, ohne Zweifel ein Musterheer bilden, und es ist des Vergleiches wegen zu bedauern, daß den britischen Truppen nicht preußische zur Seite stehen, um die Vorzüglichkeit der allgemeinen Dienstpflicht im Gegensatz zum Werbesystem praktisch erproben zu können. Man hüte sich also vor absprechenden Urtheilen über Militärsysteme, denn in letzter Instanz hat die Erfahrung eine sehr wichtige Stimme, und was britische und preußische Truppen neben einander bei Benutzung des Sieges von Belle-Alliance geleistet haben, gibt noch keinen ausreichenden Maßstab. Dort handelte es sich um die Anstrengung in einer Reihe von Gefechtstagen, in der Krim um ungleich größere Erduldungen in einer Reihe von Monaten, bei täglicher Berührung eines noch unbesiegten Gegners. Das ist noch etwas Anderes.

Wenn aber auch die Vorzüglichkeit der preußischen Heerverfassung nicht bezweifelt werden wollte, so bliebe immer noch zu erörtern: ob Aehnliches nicht durch geringere persönliche Opfer der Bevölkerung erzielt werden könne?

Man übersehe hierbei nicht, daß eine europäische Großmacht nicht vermeiden kann in Kriege verwickelt zu werden, die sie nöthigen, zwei bis drei Procent ihrer Bevölkerung nach und nach unter die Waffen zu rufen, und Jahre lang auf dem Kriegsfuße zu halten. Durch das preußische Heersystem werden dann viele Tausende von Männern getroffen, die als Beamte, Gelehrte, Künstler, Guts- und Fabrikbesitzer, ferner als Vorstände und Leiter von Handels-, Industrie- und andern Geschäften, welche ein zahlreiches Personal in Thätigkeit setzen, in ihren amtlichen und bürgerlichen Stellungen ohne Nachtheil für die Sache nicht so leicht zu entbehren sind. Wird nun auch die Abkömmlichkeit solcher und anderer landwehrpflichtiger Männer durch besondere Commissionen ermittelt und manche Befreiung ausgesprochen, so dürfte es doch ganz unmöglich seyn, daß hierbei in der ganzen Monarchie gleichmäßig verfahren und jede Parteilichkeit vermieden werde, denn die Anwendung der Normalgrundsätze muß dem Ermessen der Commissionsmitglieder über-

lassen bleiben. Es finden also Begünstigungen Einzelner zum Nachtheil derer statt, welche als „abkömmlich“ erachtet werden.

Je geringer nun die Zahl dieser Begünstigten ist, desto größer ist die Zahl der zum Kriegsdienst einberufenen Landwehrpflichtigen. Dadurch werden aber ganze Dikasterien von Beamten und andere Geschäftszweige förmlich desorganisirt, und zwar in einer Zeit, wo einerseits die Beamten mehr und dringlichere Geschäfte als gewöhnlich haben, andererseits die Gewerbssteuer u. s. w. für alle producirenden Volksklassen in der Regel erhöht werden muß, um die vermehrten Ausgaben des Staates bestreiten zu können. Gleichwohl entzieht der Landwehrdienst den Steuerpflichtigen in qualitativer und quantitativer Hinsicht beträchtliche Arbeitskräfte, die Arbeitslöhne dürften sich aber erhöhen. Bei der so künstlich organisirten Administration des preußischen Staates, wo Industrie und Landwirthschaft in engster Wechselwirkung stehen, kann das für den Ertrag der Steuern sehr nachtheilig werden, und die Beschaffung der Geldsummen für eine vielleicht mehrjährige Kriegsführung auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen. Die Vorzüglichkeit der preußischen Heerverfassung hat daher in administrativer Beziehung ihre praktische Erprobung noch zu bestehen, denn zur Zeit des deutschen Befreiungskrieges waren die volkswirthschaftlichen Verhältnisse noch so wenig ausgebildet, daß jene Zeit mit der Gegenwart gar keinen Vergleich aushält.

Ungeachtet dieser Schattenseiten der allgemeinen Militärpflichtigkeit, sind wir doch weit entfernt, dieselbe verwerfen zu wollen. Im Gegentheil wünschten wir sie noch weiter ausgedehnt zu sehen, doch nicht in Bezug auf die Verpflichtung zum persönlichen Dienst. Ueber die Bildung des Heeres stellen wir daher folgende Grundsätze auf.

Nach unserem Dafürhalten wird der allgemeinen Kriegsdienstpflichtigkeit aller Staatsangehörigen besser entsprochen, und das von jedem Einzelnen dafür zu bringende Opfer gerechter bemessen, wenn jeder junge Mann, er sey körperlich tüchtig oder nicht, vom erfüllten 20. Lebensjahre an eine verhältnißmäßige Reihe von Jahren seiner Militärpflicht Genüge leisten muß, und zwar entweder nach gewissen Abstufungen in Person, oder durch Entrichtung einer seinen Verhältnissen angemessenen Militärkopfsteuer.

Man wird es gewiß nicht gerecht finden können, wenn ein ver-

mögender junger Mann, der durch leichtsinnigen Lebenswandel bei dem Eintritt in das militärpflichtige Alter dienstuntüchtig geworden ist, deßhalb von jeder Dienstpflicht entbunden werden soll. Ebenso begreifen wir den Grund nicht, warum andere junge Leute, welche ohne eigenes Verschulden ihrer untauglichen Körperbeschaffenheit vom Dienste unter den Waffen ausgeschlossen werden müssen, deßhalb auch von jeder Mitleidenschaft befreit bleiben sollen. Es ist wohl ein Humanitätsgefühl eigener Art, wenn zur Beschönigung dieses Grundsatzes gesagt wird: „der arme Mensch ist durch seine Körperbeschaffenheit ohnehin schon im Nachtheil, man kann ihm daher nicht noch andere Pflichten auferlegen." Die Verwachsenen, Einäugigen, Schwachsichtigen, Engbrüstigen u. s. w. wissen sich das Leben so gut zu verschönern, wie die normalmäßigen Jünglingsgestalten, nur jeder auf eigene Weise. Die Verpflichtung zum Kriegsdienste ist folglich nur dann wirklich eine allgemeine zu nennen, wenn Jeder nach Maßgabe seiner Kräfte und Mittel davon betroffen wird. Dann fällt auch das, was man zum Nachtheile des Stellvertretungssystems vorgebracht hat, in das bodenlose Nichts zurück.

Es mag dahin gestellt bleiben, ob es zweckmäßig sey, die Ablösung der persönlichen Dienstpflicht in jedermanns Belieben zu stellen, oder von einer höheren Genehmigung abhängig zu machen. Eine solche Maßregel wird ohne Zweifel durch den Umstand bedingt, wie groß die Zahl der jährlich eintretenden Diensttüchtigen ist, und wie viel davon zur Ausbildung und Dienstleistung gezogen werden können, ohne die Ausbildung zu beschränken und die Rahmen der Regimenter mit Rekruten zu überfüllen. Auch beabsichtigen wir keineswegs die Rekruten nach oberflächlicher Ausbildung wieder in ihre Heimath zu entlassen; auf diese Weise bildet man keine brauchbaren Soldaten; sie sollen vielmehr ein volles Jahr unausgesetzt im Dienste verbleiben und auch in den nächsten drei Jahren nur zeitweise beurlaubt werden. Nach unserem Organisationsplane beträgt die Dienstzeit im stehenden Heere vier, in der ersten Reserve sechs und in der zweiten Reserve fünf Jahre, bei der Infanterie und Cavallerie in selbstständigen Formationen, über die wir uns später einige Bemerkungen erlauben werden, da die Formation ebensowohl zur Kriegstüchtigkeit des Ganzen als zur Erleichterung der Dienstpflicht für den Einzelnen dienen soll.

Vor allem haben wir aber zu bemerken, daß die Ablösung

der persönlichen Dienstpflicht keine Begünstigung der Wohlhabenden seyn soll. Es gibt auch unter den wenig Bemittelten viele junge Leute, die, bei vielleicht entschiedener Abneigung gegen den Dienst unter den Waffen, eine entschiedene Vorliebe und Anlage zu diesem oder jenem bürgerlichen Beruf haben, in welchem sie sich dem Staate ungleich nützlicher machen können. Wo die Stellvertretung gesetzlich erlaubt ist, hat schon mancher Familienvater deßhalb pecuniäre Opfer gebracht, die seine finanziellen Kräfte überstiegen, ihn in Schulden brachten oder wenigstens das Betriebskapital erschöpften. Soll die ganze oder theilweise Ablösung der persönlichen Dienstpflicht eventuell zu einer Wohlthat für Alle werden, die ein dringendes Bedürfniß haben, davon Gebrauch zu machen, so muß sie auch dem Unbemittelten zugängig seyn. Die Ablösungssumme, deren Höhe nach den Grundsätzen der Einkommensteuer bei jedem Einzelnen zu normiren ist, wird daher wie bei Solchen, die wegen körperlicher Untüchtigkeit oder moralischer Unwürdigkeit überhaupt von der Dienstleistung entbunden sind, ratenweise entrichtet, kann aber auch gleich bei der Bewilligung in voller Summe niedergelegt werden, was insbesondere für alle Bemittelte als Norm gilt. Sollte die Zahl der Ablösenden größer seyn, als im Interesse des Dienstes gewünscht werden muß, so ist dem Uebel leicht dadurch abzuhelfen, daß man bei jeder Rekrutirung die Zahl der abzulösenden Stellen bestimmt und das Loos entscheiden läßt, welche von den Rekruten ihre Dienstpflicht ablösen dürfen oder in Person zu leisten haben. Doch kann unter den letzteren ein Privatabkommen mit den vom Loose begünstigten gestattet werden. Unter Umständen dürfte man auch eine Erhöhung der Ablösungssumme eintreten lassen.

Die Gegner unseres Vorschlags werden sofort mit dem Einwurfe hervortreten, daß das Heer und dessen Hauptreserve unter solchen Umständen aus den untersten Volksschichten zusammengesetzt seyn würde. Wir können darin einen großen Uebelstand nicht erblicken. So lange das stehende Heer als eine Bildungsanstalt für die unteren Volksklassen angesehen und behandelt wird, kann es für die Volksbildung nur ersprießlich seyn, wenn gerade aus den unteren Klassen, deren Erziehung in der Regel sehr vernachlässigt ist, eine verhältnißmäßig größere Anzahl Individuen in das Heer tritt, dessen kriegerische Tüchtigkeit dadurch — wie bereits thatsächlich nachgewiesen wurde — keine Beeinträchtigung erleidet. Ueberhaupt möchten wir das, was

von dem moralischen Elemente eines aus allen Volksklassen gebildeten Heeres mit so vieler Rhetorik behauptet wird, für eine große Ueberschätzung halten. Handelt es sich lediglich darum, unser deutsches Vaterland gegen fremde Einfälle zu vertheidigen, so wollen wir gern — doch nur bedingungsweise — anerkennen, daß in einem solchen Heere die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit etwas stärker vertreten sey. Eine europäische Großmacht, wie der deutsche Bund, wird aber zur Sicherung seiner staatlichen Interessen nicht immer abwarten können, bis sie mit einem unmittelbaren Angriffe bedroht wird, und dem direkten Angriffe auf ihr Gebiet oft durch ein offensives Verfahren zuvorkommen müssen. Die große Politik schreibt überhaupt manchen Schritt vor, welchen die kleine Politik vermeidlich glaubt, die Unzulänglichkeit ihrer passiven Haltung häufig aber erst einsieht, wenn die nachtheiligen Folgen bereits eingetreten sind.

Zu auswärtigen Kriegen dürfte nach Allem, was in Vorstehendem mehrfach erörtert wurde, ein vorzugsweise aus den unteren Volksklassen gebildetes Heer ohne Zweifel geeigneter seyn, was durch die von Preußen in den Feldzügen 1814 und 1815 gemachten Erfahrungen aus nahe liegenden Gründen nicht umgestoßen wird. Glaubt man jedoch, daß eine Zusammensetzung des Heeres aus gemischteren Elementen besser sey, so hat jede Regierung es in ihrer Gewalt, die Ablösung der persönlichen Dienstpflicht zeitweise ganz aufzuheben, oder wenigstens an Bedingungen zu knüpfen, die ihr nach Lage der Sache angemessen erscheinen. Es wird nicht überflüssig seyn, hierbei an das zu erinnern, was der österreichische Kaiserstaat, zum Schutze seiner eigenen wie der allgemein deutschen Interessen, seit länger als Jahresfrist thun zu müssen geglaubt hat. Mit einer Heerverfassung wie die preußische wäre das, ohne bedeutend größere Opfer, gar nicht auszuführen gewesen. Aber auch kein kleinerer Staat kann ohne erhebliche Nachtheile einen so ansehnlichen Theil seiner intelligenten Kräfte Jahre lang an der Grenze — Schildwache stehen lassen und deren heimische Thätigkeit längere Zeit entbehren.

Auf die Formation des Heeres übergehend, glauben wir zunächst an das erinnern zu sollen, was wir im ersten Heft der deutschen Vierteljahrsschrift 1852 über „Bildung einer deutschen Landwehr“ bereits gesagt haben.[1] Damals war die Schrift des Freiherrn

[1] Ist unter diesem Titel als besonderer Abdruck in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu haben.

von Harthausen über die russische Kriegsmacht und ihre Formation, die sich bei der eingetretenen successiven großartigen Vermehrung der Streitmacht jetzt so vortrefflich bewährt, noch nicht im Druck erschienen und daher nur Wenigen genauer bekannt. Die neue Formation des österreichischen Heeres, welche bei etwas älterem Datum ähnliche Vortheile darbieten würde (die ausgebildete Reservemannschaft steht jetzt noch nicht im richtigen Verhältniß zur Heeresmasse), war kaum in ihren Grundzügen festgestellt. Ueber den eingeleiteten Verschmelzungsproceß der preußischen Landwehr mit dem stehenden Heere wurde noch lebhaft debattirt. Wenn man also zwischen der russischen und österreichischen Formation und der von uns vorgeschlagenen eine auffallende Aehnlichkeit finden sollte, so ist das nicht als ein Produkt der Nachbildung, sondern als eine Ideenverwandtschaft zu betrachten. Hierin dürfte eine praktische Rechtfertigung liegen, wenn wir die früher zweckmäßig erachtete Heeresformation auch heute als eine solche empfehlen, mit dem geringfügigen Unterschiede, daß wir das „Reservesystem" nennen, was damals als „Landwehrsystem" bezeichnet wurde.

Die organische Einheit in der von uns empfohlenen Heerverfassung ist das Regiment. In ihm vereinigen sich sowohl die Truppen des stehenden Heeres, als die der ersten und zweiten Reserve, und bilden ein einheitliches Ganze mit verschiedenen Abstufungen der persönlichen Dienstleistung. Hierbei gilt als Grundsatz, daß die höheren Altersklassen der Dienstpflichtigen nur nach Maßgabe ihres wirklichen Bedarfs eintreten, ohne dadurch neue Formationen nöthig zu machen oder die bestehenden an der sofortigen Mobilisirung zu hindern. Der Oberste des Regiments ist daher auch Befehlshaber der Reserve, was jedoch nicht ausschließt, daß die aus der zweiten Reserve zu bildenden Truppenkörper im Kriege eine ganz selbstständige Verwendung erhalten und dann auch unter andere Befehle treten. Ausnahmsweise kann dieß auch mit einzelnen Truppenkörpern der ersten Reserve geschehen.

Gehen wir jetzt zu den einzelnen Waffengattungen über Infanterie. Sie bildet Regimenter von 6 Bataillonen zu 1200 Mann in 6 Compagnien. Jedes Bataillon hat seine selbstständige Verwaltung. Die Zahl dieser Regimenter muß so bemessen seyn, daß die (ausschließlich dem stehenden Heere angehörigen) ersten 3 Bataillone jedes Regiments in voller Kriegsstärke, mit Hinzu-

rechnung der Cavallerie, Artillerie, Pionniere u. s. w., $1\frac{1}{4}$ Proc. der Bevölkerung absorbiren. Demnach würde das Heer durch Aufbietung der andern 3 Bataillone jedes Regiments (erste Reserve), einschließlich der ersten Reserve der Cavallerie- und Artillerie-Mannschaft, die Stärke von zwei Procent der Bevölkerung erreichen. Soll diese Stärke erhöht werden, dann erhält jedes Infanterieregiment noch ein 7. und respective 8. Bataillon. (Ueber die Formation der Brigaden und Divisionen werden wir uns später aussprechen.)

Die Dienstzeit in dem 1., 2. und 3. (Kriegs-) Bataillon erstreckt sich, wie schon gesagt, auf vier Jahre. Diese Bataillone bestehen also aus jungen Leuten von 21 bis 25 Jahren, mit Ausnahme der früher eintretenden Freiwilligen. Im ersten Jahre findet gar keine Beurlaubung statt, später in steigendem Grade nach Verhältniß, doch muß von der Mannschaft stets die Hälfte bei der Fahne seyn. Erfahrungsmäßig beeinträchtigt die praktische Ausbildung einer Truppe und ihrer Führer nichts so sehr, als ein zu schwacher Dienstbestand, durch welchen die Bataillone bei dem Ausrücken zu Kriegsübungen im Kleinen nur die Stärke einer vollzähligen Compagnie erhalten.

Die Dienstzeit im 4., 5. und 6. (Reserve-) Bataillon beträgt sechs Jahre; sie bestehen daher aus Männern von 25 bis 31 Jahren, deren praktische Ausbildung bereits in den Kriegsbataillonen erfolgt ist. Diese Reservebataillone werden der Reihe nach zu den jährlichen größeren Uebungen gezogen, in ruhigen Zeiten also jährlich nur eines, unter Umständen aber auch alle drei gleichzeitig. Diese Reservebataille sind vollständig mit Ober- und Unterofficieren versehen, welche aber in der Regel zur Dienstleistung bei den Kriegsbataillonen oder anderweit verwendet werden. Ein Unterschied in der Stellung und Rangordnung findet demnach nicht statt. Hieraus erwächst der Vortheil, daß die Ober- und Unterofficiere der Reservebataillone in steter praktischer Uebung bleiben, die der Kriegsbataillone durch das Einüben der Rekruten nicht allzu sehr in Anspruch genommen und von der eigenen weiteren Ausbildung abgehalten werden. Der stärkere Bestand von Ober- und Unterofficieren gestattet ferner einen sorgfältigeren Unterricht der Dienstmannschaft, weil die Wahl geeigneter Lehrer dann viel leichter ist, anderer Vortheile nicht zu gedenken. Der Zweck der Volksbildung, durch Vermittelung des stehenden Heeres, wird dadurch viel vollständiger erreicht, die Achtung vor dem Militärdienst jedenfalls erhöht.

Allerdings erzeugt die Vermehrung der Ober- und Unterofficiere auch einen Mehraufwand. Doch dürfte derselbe durch die Kopfsteuer der bisher von ihrer Dienstpflicht persönlich befreiten Jünglinge und Männer mehr als ausreichend gedeckt werden, ja es dürfte noch ein Ueberschuß verbleiben, um den in der ersten Reserve stehenden Unterofficieren eine Soldzulage geben zu können, die sie ohne Zweifel zu beanspruchen haben. Zu weiterer Ersparniß würde auch die Vakanthaltung einer Anzahl entbehrlich werdender Officierstellen der Reserve benutzt werden können, wobei die Beurlaubung mit Halbsold besondere Beachtung verdient. Die im Halbsold verbrachte Dienstzeit würde jedoch bei Feststellung des Anciennetätsverhältnisses in Abzug zu bringen seyn.

Zur Erleichterung der persönlichen Dienstleistung in der Reserve wird die Mannschaft jedes Bataillons von zwei zu zwei Jahren in Altersklassen getheilt. Die letzte, aus 29 und 30jähriger Mannschaft bestehend, bleibt von jeder Uebung befreit, wird aber auch bei eintretender Mobilisirung nur dann einberufen, wenn die Bataillone mit mehr als 800 Mann ins Feld rücken sollen. (Die gewöhnliche Kriegsstärke eines Bataillons der Linie und ersten Reserve nehmen wir zu 1000 Mann an, der Ueberschuß bildet die Ergänzungsmannschaft.)

Die zweite Reserve besteht aus Leuten von 32 bis 35 Jahren. Die jüngere Hälfte wird zur Formirung des 7., die ältere zu der des 8. Bataillons verwendet. Diese Formirung tritt nur in Kriegszeiten ein, insofern eine mehr als zwei Procent der Bevölkerung betragende Streitmacht aufgestellt werden soll. Wo das System der Halbsold-Officiere angenommen ist, können die meisten Officierstellen ihre Besetzung durch solche finden.

Cavallerie. Die Schwierigkeiten der Ausbildung dieser Waffengattung, und die größere Zeiterforderniß zur Versetzung der einzelnen Regimenter in Kriegsbereitschaft, erfordern eine etwas abweichende Formation. Die Cavallerie bildet daher Regimenter zu 6 Kriegs- und 2 Reserveschwadronen, die Schwadron zu 160 Dienstpferden. Jedes Regiment zerfällt in zwei Geschwader zu 3 und respective 4 Schwadronen, unter Befehl eines Stabsofficiers. Jedes Geschwader hat seine selbstständige Verwaltung. Die Zahl der Regimenter bestimmt sich darnach, daß jede der 6 Kriegsschwadronen, ohne Reservemannschaft, mit wenigstens 130 Dienstpferden ins Feld

rücken kann. (Einfaches Contingent.) Die Reservemannschaft wird in drei Altersklassen getheilt, von welchen die jüngste die Kriegsschwadronen zu vervollständigen hat, die beiden älteren hingegen zur Formirung der Reserveschwadronen verwendet werden. Tritt der letztere Fall ein, so wird eine theilweise Versetzung der Mannschaft zweckmäßig seyn. Die jüngste Altersklasse nimmt an den jährlichen größeren Uebungen Theil.

Die Ober- und Unterofficiere der Reserveschwadronen sind auch im Frieden vorhanden, und werden wie bei den Reservebataillonen der Infanterie verwendet. Nach Umständen können hier Vakanzen eintreten.

Artillerie. Bei dieser Waffengattung wird eine noch größere Verschmelzung der Reservemannschaft nöthig, auch kann sie ohne erheblichen Nachtheil vorzugsweise in den Batterien geschehen.

Die Artillerie bildet Regimenter von 2 bis 3 Geschützgeschwadern (nicht berittene, halb- oder ganz berittene Mannschaft), das Geschwader zu 3 bis 4 Batterien. Die Mannschaft des stehenden Heeres muß zur Bedienung der für das einfache Contingent erforderlichen Anzahl Feldbatterien ausreichen. Bei einer größeren Machtentwickelung hat man die Wahl, entweder die Zahl der Batterien oder die Geschützzahl in den Batterien zu vermehren. Nach Maßgabe eines größeren Bedarfs an Feldartillerie kann auch beides geschehen. Die Reservemannschaft wird, wie bei der Infanterie, in zwei Altersklassen eingetheilt. Die Mannschaft der ersten Reserve wird in den Stammlisten des Regiments, respective der einzelnen Geschwader und Batterien, geführt und nach Bedarf zum Kriegsdienst verwendet. Zu den jährlichen größeren Schießübungen und Manövern wird jedoch nur die jüngere Hälfte einberufen. Muß auch die zweite Reserve aufgeboten werden, so bleibt die Verwendung der Mannschaft ausschließlich dem Artilleriecommando überlassen. Sie dürfte sich vorzugsweise zum Besatzungsdienst eignen.

Die Ober- und Unterofficiere der ersten Reserve müssen bei der Artillerie im Frieden ebenfalls vorhanden seyn und werden auch angemessene Beschäftigung finden.

Ueber die Bildung der größeren Heerkörper haben wir nur wenig zu sagen

Der Regimentsverband bleibt bei allen drei Waffengattungen für die inneren Dienstangelegenheiten normativ, weßhalb den Regiments-

commandeuren in Allem, was die dienstliche und taktische Ausbildung der Truppen und die Ueberwachung der Administration betrifft, die größtmöglichste Selbstständigkeit einzuräumen ist. Die weitere kriegerische Ausbildung des Ganzen verlangt aber noch höhere Befehlshaberstellen, daher finden wir es zweckmäßig, daß 2 Infanterie- oder 2 Cavallerieregimenter eine Brigade, 2 Brigaden eine Division bilden, insofern man es nicht vorziehen sollte, nur Divisionen aus allen drei Waffen zu formiren, welche denn auch ihren besonderen Generalstab haben müssen. Die Bildung gemischter Brigaden betrachten wir als Ausnahme von der Regel, ebenso die Bildung besonderer Infanterie- und Cavalleriedivisionen, sobald gemischte Divisionen als Regel gelten. Bei einem Heer von 100,000 Mann und darüber scheint auch die Bildung noch größerer Heerkörper (Armeecorps) geboten zu seyn, um die Befehlsführung zu vereinfachen. Die Formation des deutschen Bundesheeres läßt im Allgemeinen nicht viel zu wünschen übrig. Die Schwächen der drei gemischten Armeecorps (8., 9. und 10.) sind aus örtlichen Ursachen schwer zu beseitigen. Vielleicht wäre es gut, das 8. Armeecorps durch das kurhessische und nassauische Contingent zu verstärken, das 9. und 10. aber zu verschmelzen und die sogenannte Reservedivision ihm zuzutheilen.

Vorstehende Erörterungen werden hinreichend seyn, die Grundzüge der von uns als zweckmäßig erkannten Heerverfassung, die ausschließlich auf die Verhältnisse des deutschen Bundes begründet ist, anschaulich zu machen. Unsere Absicht ging hauptsächlich dahin, die Lasten der allgemeinen Militärpflichtigkeit gleichmäßiger zu vertheilen, sowohl während des Friedens, als bei eintretender Mobilisirung, dem Einzelnen aber die Möglichkeit zu gewähren, von seinen intellektuellen Kräften einen vortheilhafteren Gebrauch zu machen, der auch dem Staate zum Vortheil gereicht, ohne dessen Streitmacht im mindesten zu schwächen. Wir können daher nur wünschen, daß es der hohen Militärcommission des deutschen Bundes gefallen möge, unsere Ansichten einer strengen Prüfung zu unterwerfen.

Geschrieben im März 1855.

Pz.

Schutz der Autoren gegen Uebersetzung.

Die Frage, ob das Verbot des Nachdrucks auf Uebersetzungen auszudehnen, insbesondere dem Autor ein ausschließliches Recht auf Uebersetzung seines Werkes zu gewähren sey? hat in unsern Tagen durch die wachsende Gemeinschaft der Völker und durch die Ausdehnung des Verkehrs eine besondere Bedeutung und Wichtigkeit erlangt. Häufig aber wird sie, namentlich neuerdings in der Denkschrift, welche der Börsenverein der deutschen Buchhändler über den internationalen Schutz gegen Nachdruck bei der königl. sächsischen Regierung eingereicht und (Leipzig 1855) publicirt hat, auf eine Weise beantwortet, der man weder vom Standpunkte des Rechts, noch von dem der Interessen des Verkehrs Beifall schenken kann. Auch das positive Recht, wie es dermalen in Deutschland besteht, läßt in diesen Beziehungen noch Vieles vermissen. Es dürfte daher nicht überflüssig seyn, die Frage einer wiederholten eingehenden Beurtheilung zu unterwerfen. Wir werden bei derselben zunächst über das durch die Beschlüsse des deutschen Bundes, sodann über das durch deutsche Particulargesetze und internationale Verträge festgestellte Recht uns orientiren, dasselbe mit den Rechten des Auslandes vergleichen, und endlich die Frage von legislativem Standpunkte aus näher untersuchen.

I.

Durch das Nachdrucksverbot soll die vermögensrechtliche Nutzung eines Werkes dem Verfasser desselben und seinem Rechtsnachfolger gesichert werden.

Diese Nutzung wird an sich durch jeden Eingriff beeinträchtigt, welcher dem Autor den ausschließlichen Bezug der Früchte seiner Arbeit entzieht.

Der augenscheinlichste Fall einer solchen Verletzung zeigt sich, wenn ein Buch von einem hiezu nicht Ermächtigten geradezu durch Abdruck vervielfältigt wird. Es ist dieß die leichteste und eben dadurch häufigste und gefährlichste Art der Concurrenz, welche dem Vertrieb der Originalausgabe erwächst.

Von diesem nächstliegenden Falle gehen die Beschlüsse des deutschen Bundes gegen Nachdruck aus, und nach ihm bestimmen sie den Begriff und Thatbestand des rechtswidrigen Nachdruckes, wenn sie sagen (Bundesbeschluß vom 9. November 1837 Art. 1.) „Literarische Erzeugnisse aller Art ꝛc. sie mögen bereits veröffentlicht seyn, oder nicht, dürfen ohne Einwilligung des Urhebers ꝛc. auf mechanischem Wege nicht vervielfältigt werden;" ihre Norm begreift (Bundesbeschluß vom 19. Juni 1845 Ziffer 1) den „Schutz gegen Nachdruck und jede andere unbefugte Vervielfältigung auf mechanischem Wege."

Der Thatbestand des verbotenen Nachdrucks enthält nun als inneres Moment: die Vervielfältigung, das Wiedergeben eines fremden Werkes, denn der Nachdrucker hat, was er zu Markte bringt, nicht aus eigener geistiger Kraft, als eigenthümliche Schöpfung erzeugt; was den wesentlichen Bestand und den Werth seines Produktes bildet, das geistige Wesen darin, verdankt seine Gestaltung einem Anderen, dem Autor des Originalwerkes; dessen bereits fertigen Inhalt in jener fremden Gestaltung hat der Nachdrucker nur auf anderem Materiale wieder gegeben. Er hat das Erzeugniß eines Anderen lediglich vervielfältigt.

In der bundesgesetzlichen Begriffsbestimmung des Nachdrucks findet sich nun aber neben diesem inneren Wesen desselben noch ein anderes äußerliches Merkmal; durch die Betrachtung, daß der Nachdrucker den Abdruck des fremden Werkes mittelst Anwendung mechanischer Kräfte vollzieht, sah die Bundesgesetzgebung sich veranlaßt, eben dieses äußerliche Mittel als weiteres wesentliches Requisit in den gesetzlichen Thatbestand des verbotenen Nachdrucks überhaupt aufzunehmen. Damit ergab sich als zweites Moment des Thatbestandes: eine besondere Art und Weise, wie die Vervielfältigung äußerlich vor sich geht, nämlich die Anwendung mechanischer Kräfte als Mittel der Vervielfältigung.

Unter den bundesgesetzlichen Thatbestand des Nachdrucks fällt nun nicht jede Vervielfältigung fremder Erzeugnisse, sondern nur

eine solche, welche auf besonderem Wege, auf mechanischem geschah. Wollte man dieß in Abrede ziehen, und unter Vervielfältigung auf mechanischem Weg überhaupt jedes Wiedergeben einer fremden Geistesschöpfung begreifen, weil solches im Gegensatz zu geistigem Selbstschaffen immerhin eine mechanisch zu nennende Thätigkeit sey, so würde man dem einen Theile des gesetzlichen Thatbestandes (der Vervielfältigung auf mechanischem Wege) eine unrichtige Deutung geben. Es kommt nämlich ganz darauf an, wie das Objekt zu bestimmen ist, auf welches sich die Vervielfältigung auf mechanischem Wege beziehen soll, und die Unmittelbarkeit dieser Vervielfältigung.

Wenn ein Gesetz die Vervielfältigung eines Buches auf mechanischem Wege verbietet, so ist eine doppelte Deutung dieser Bestimmung möglich.

Man könnte geneigt seyn, sie nur zu beziehen auf die Art und Weise, wie die Vielheit der Nachdrucks-Exemplare entsteht (Satz, Presse u. s. w.); diese Auffassung ließe den Begriff und das eigentliche Wesen des zu vervielfältigenden Objektes noch unbestimmt, und die Frage über die Unmittelbarkeit der Vervielfältigung unentschieden, so daß, je nachdem man jenes Wesen bestimmt und diese Frage entscheidet, auch eine durch Druck verbreitete Uebersetzung unter die Vervielfältigung des Buches auf mechanischem Wege fallen könnte. Denn, wer z. B. eine Uebersetzung macht und sie in tausend Exemplaren abdrucken läßt, „vervielfältigt auch auf mechanischem Wege,“ aber was vervielfältigt er? das Buch des Autors? oder etwas anderes? Um daher zu ermessen, ob dieß verbotener Nachdruck ist, müßte erst bestimmt werden, ob das Objekt, welches er vervielfältigte, eben gerade dasjenige ist, dessen Vervielfältigung auf mechanischem Wege verboten ist, ob es gerade dasjenige ist, das er nicht vervielfältigen darf. Bei dieser Frage aber würde es nicht auf den Begriff der „Vervielfältigung auf mechanischem Wege“ ankommen, sondern auf das Verhältniß einer Uebersetzung zum Original, ob die Uebersetzung eigentlich nichts anderes ist, als das Wesen des Buches selbst, nur in anderem, indifferenten Gewande, oder ob sie als neues geistiges Produkt zu behandeln, und ihre Vervielfältigung nicht eine Vervielfältigung des Originals, sondern eine Vervielfältigung des neuen Geistesproduktes, also — kein Nachdruck des Originals ist.

Allein, wenn ein Gesetz die Vervielfältigung auf mechanischem Wege in Beziehung auf ein Buch verbietet, so führt die wörtliche Auslegung zu einem andern Resultate. Nach wörtlicher Auslegung darf man unter dem Buche oder Werke des Autors, das nicht mechanisch vervielfältigt werden soll, nur die Arbeit des Autors verstehen, welche, und wie sie aus seiner Feder hervorging, und nach ihr muß man die Verfältigung auf mechanischem Wege unmittelbar auf diese Arbeit beziehen, so daß nach der wörtlichen Auslegung eines solchen Gesetzes die Vervielfältigung auf mechanischem Wege lediglich auf die Arbeit des Autors zu beziehen ist, und nur eine Vervielfältigung dieser Arbeit, wenn sie unmittelbar auf mechanischem Wege geschieht, verboten ist.

Diese wörtliche Auslegung ist aber, nach bekannter Auslegungsregel, im Zweifel maßgebend.

Steht nun fest, daß das bundesgesetzliche Verbot, indem es zunächst die gefährlichsten Fälle einer Beeinträchtigung der Autoren im Auge hielt, nicht schlechthin alle und jede Vervielfältigung der Objekte fremden Verlagsrechtes verbietet, sondern nur diejenige Art der Vervielfältigung, welche in unmittelbarer Weise auf mechanischem Wege erfolgt, so reiht sich die weitere Frage an: welche Weisen der Vervielfältigung unter diesem mechanischen Wege, unter der Anwendung mechanischer Kräfte, begriffen seyen?

Eine scharfe Definition läßt sich hier nicht geben, denn der Ausdruck „mechanisch" bezeichnet in dem Sprachgebrauch der Technik, sowie des gemeinen Verkehrs sehr Verschiedenes, analog dem bunten Reichthum der mechanischen Künste und Fertigkeiten.

Daher kann die Entscheidung der Frage, ob die Vervielfältigung durch Anwendung mechanischen Verfahrens vorliege? nur für den einzelnen Fall, mittelst verständiger Anwendung des Sprachgebrauches auf die Gegenstände des Verlagsrechts, geschöpft werden. Die Erhebung des Thatbestandes fällt in den Kreis der richterlichen Thätigkeit. Nur annähernd mag man den Begriff dahin bestimmen, daß mechanische Vervielfältigung diejenige ist, welche mit körperlichen Werkzeugen ein bereits äußerlich Vorhandenes wiederzugeben sucht.

Ein Wiederproduciren des bereits, d. h. durch schaffende Kraft des Autors, Vorhandenen liegt aber natürlich nicht bloß dann vor, wenn das Vorhandene nach allen seinen Seiten, auch den

indifferenten, nachgebildet wird, sondern auch schon dann, wenn sein wesentlicher Bestand den Gegenstand der Vervielfältigung bildet.

Nach diesen Principien ist nun die Frage zu beantworten: ob die von dem Autor eines Werkes nicht bewilligte, durch den Druck vervielfältigte Uebersetzung desselben einen Nachdruck dieses Werkes bilde?

Stellt man sich auf den Standpunkt der Bundesbeschlüsse und einer wörtlichen Auslegung derselben, so ist diese Frage zu verneinen. Denn, kann man auch vorerst dahin gestellt seyn lassen, ob eine Uebersetzung das Wesen des übersetzten Werkes wiedergibt, so fehlt es doch immerhin an einem Theile des, nach den Worten der Bundesbeschlüsse erforderlichen Thatbestandes eines verbotenen Nachdrucks, an dem äußerlichen Merkmale der mechanischen Vervielfältigung, indem die Uebersetzung selbst nicht auf mechanischem Wege, sondern durch eine geistige Operation ihre Entstehung erhält, und indem der Gegenstand, der hier durch Druck mechanisch vervielfältigt wird, das durch diese geistige Operation Producirte ist, so daß von einer bloß mechanischen Vervielfältigung des Werkes des Autors hier nicht die Rede seyn kann. Durch äußerlich mechanisches Verfahren vervielfältigt zwar der Drucker das Manuscript, welches die Uebersetzung enthält; diese selbst aber, die Uebertragung des Originalwerkes in andere Sprache, ist nicht das Product mechanischer Kräfte und Werkzeuge.

Nicht im juristisch-technischen Sinn, wie ihn die Auslegung eines Gesetzes fordert, ist es, wenn der Sprachgebrauch des Lebens wohl auch von einer mechanischen Geistesarbeit redet, wie z. B. der Recensent in den Blättern für literarische Unterhaltung (Nro. 8 vom 22. Februar 1855 Seite 142) sagt: „Es ist bekannt, daß nirgends mehr Mißbrauch mit der Sprache getrieben wird, daß sie nirgends in eine entschiedenere Geistlosigkeit ausartet, als gerade auf dem Gebiete schlechter Uebersetzungen. Wir drücken den Mechanismus eines solchen Verfahrens, den Maschinendienst desselben sehr bezeichnend mit dem Worte Fabrikarbeit aus."

Kann nun die Uebersetzung nicht als mechanische Vervielfältigung des übersetzten Werkes gelten, so kann doch die Uebersetzung selbst Gegenstand des unerlaubten Nachdrucks seyn, sofern sie von einem Dritten mechanisch vervielfäligt wird.

In gleicher Weise kann nach Umständen selbst eine Uebersetzung als Nachdruck einer anderen Uebersetzung erscheinen, wenn sie nämlich im Wesentlichen nur die letztere wiedergibt. Indeß wird in solchen Fällen häufig nur ein Plagiat vorliegen und noch häufiger die Grenze zwischen Plagiat und Nachdruck im concreten Falle sehr schwer zu ziehen seyn. Dagegen kann es keinen Zweifel leiden, daß, abgesehen von dem Fall, wenn die Eine Uebersetzung sich im Wesentlichen als bloße Vervielfältigung einer andern herausstellen sollte, durch eine neue Uebersetzung auch nicht das Recht des Verfassers einer früheren Uebersetzung verletzt wird. Denn durch den Umstand, daß er ein fremdes Werk übersetzt hat, kann er, nach allgemeinen Grundsätzen, nicht ein ausschließendes Recht auf Uebersetzung des betreffenden Werkes erlangen, so wenig, als ein Schriftsteller, der ein Werk über deutsche Geschichte schreibt, dadurch ein Recht bekommt, allein über deutsche Geschichte zu schreiben. Die Uebersetzung fällt eben deßhalb, weil sie eine geistige Operation ist, nach dem Bundesbeschlusse nicht unter die Kategorie des Nachdrucks; zu dieser geistigen Operation aber ist Jeder befugt — gerade wie jeder zum Schriftstellern befugt ist — und mit demselben Rechte, mit dem sie der Eine vorgenommen hat, kann auch ein Anderer sie vornehmen. Durch die Uebersetzung erwirbt der Uebersetzer bloß Rechte in Beziehung auf seine Uebersetzung; dieses geistige Produkt darf ihm nicht nachgedruckt werden.

Nicht unzweifelhaft dagegen ist die Frage, ob Rückübersetzungen unter die Kategorie des Nachdrucks fallen, z. B. wenn die französische Uebersetzung eines deutschen Buches von einem Dritten ins Deutsche wieder übertragen wird. Daß dieß nicht ein Nachdruck gegen den Verfasser der französischen Uebersetzung ist, versteht sich von selbst; ebenso versteht sich von selbst, daß es ein Nachdruck gegen den Verfasser des deutschen Buches ist, wenn die Rückübersetzung bloß eine angebliche, in ihr aber in Wirklichkeit das deutsche Original mit unwesentlichen Abweichungen gegeben wird. Liegt aber auch dann ein Nachdruck gegen den Verfasser des deutschen Buches vor, wenn die Uebersetzung nicht ein Wiederabdruck des deutschen Originals, sondern eine selbstständige Uebersetzung des französischen Textes ist? Hält man sich streng und wörtlich an das eine der oben ausgeführten Requisite des Nachdrucks: „mechanische Vervielfältigung“, so würde die Frage zu verneinen seyn; denn die selbstständige

Rückübersetzung vom Französischen ins Deutsche ist so wenig eine mechanische, und so sehr eine geistige Operation, wie die Uebersetzung vom Deutschen ins Französische. Faßt man aber den Zweck ins Auge, von dem die gegen den Nachdruck erlassenen Gesetze ausgehen, so ist es augenscheinlich, daß die Erreichung dieses Zweckes — dem Autor die vermögensrechtliche Nutzung seines Werkes zu sichern — sehr gefährdet würde, wenn Dritten das Recht zu solchen Rückübersetzungen eingeräumt wird.

Liegt hier schon ein Punkt vor, in welchem eine Weiterbildung der Gesetzgebung Bedürfniß seyn dürfte, so ist das Gleiche auch bei manchen Uebersetzungen der Fall, welche an sich keine Rückübersetzung sind, aber ganz ebenso wirken; wenn z. B. ein deutscher Gelehrter sein Werk zunächst für eine akademische Feierlichkeit lateinisch erscheinen läßt, und ein Dritter veranstaltet nun eine deutsche Uebersetzung desselben.

Was indeß zunächst die Bestimmungen des positiven Rechtes in Deutschland betrifft, so ist unzweifelhaft, daß nach den Bundesbeschlüssen die Uebersetzung an sich nicht unter den Thatbestand des verbotenen Nachdrucks fällt.

II.

Auch die deutschen Landesgesetze erkennen als Regel den Satz an, daß Uebersetzung nicht als unerlaubte Vervielfältigung behandelt werde; so namentlich die Gesetze von Oesterreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Großherzogthum und Kurfürstenthum Hessen, Braunschweig, Weimar, Gotha, Meiningen, Altenburg, Köthen, Dessau und Hamburg.

Gleichwohl haben die bedeutendsten Landesgesetze sehr mit Grund sich veranlaßt gesehen, gewisse Ausnahmen von jenem allgemeinen Grundsatz aufzustellen.

Es ergaben sich nämlich, bei den Fortschritten der Kultur und des Verkehrs, nicht wenige Fälle, in welchen die unbedingte Freigebung der Uebersetzung Folgen herbeiführen müßte, welche mit Absicht und Geist der den Nachdruck verbietenden Gesetze nicht in Uebereinstimmung stünden.

In dem gesetzlichen Grundsatz war das Princip, welches ihm zu Grunde lag, nicht scharf durchgeführt; die Einmischung des äußerlichen Merkmales einer Art der Vervielfältigung in den gesetzlichen

Thatbestand des verbotenen Nachdrucks, beschränkte dessen Begriff, und schloß solche Fälle wirklicher Beeinträchtigung aus, welche gleichfalls in die pecuniäre Nutzung des Autors durch Vervielfältigung seines Erzeugnisses eingreifen.

Da kann es vorkommen, daß ein deutscher Gelehrter sein Werk vorerst in todter Sprache erscheinen ließ, sey es, daß er damit die Schranken nationaler Sprachgebiete durchbrechen und in die gelehrten Kreise aller Länder eindringen wollte, oder daß er seine Arbeit erst nachdem sie der ausschließlich gelehrten Kenntnißnahme und Kritik unterstellt worden, in deutscher Sprache herauszugeben gedachte; allein der gesetzliche Grundsatz, welcher die Veranstaltung von Uebersetzungen jedem Dritten gestattet, veranlaßt literarische Freibeuter, dem verdienstlichen Schriftsteller die ganze Frucht seiner wissenschaftlichen Arbeit damit zu entwenden, daß sie das gelehrte Werk des deutschen Autors sofort in einer deutschen Uebertragung vervielfältigen und verwerthen; sie fragen nicht nach dem Schaden des Gelehrten, welcher etwa die Opfer und Auslagen der lateinischen Ausgabe, durch eine künftige deutsche, die ihm nun vereitelt ist, zu decken gedachte.

Noch mehr: ein Alexander von Humboldt, ein Ritter Bunsen, vollenden ihre Werke in mehreren Sprachen mit gleicher Meisterschaft; wie leicht können unberufene Spekulanten dem deutschen Originalwerke mit einer deutschen Uebertragung der englischen oder französischen Ausgabe Concurrenz machen, zumal sie das Honorar, welches der berühmte Autor für seine deutsche Publication bezog, ersparen.

Den hier angedeuteten Gefahren steuert das preußische Gesetz (vom 11. Juni 1837 in §. 4) durch Ausnahmsbestimmungen; es stellt dem Nachdruck den Fall gleich, da von einem Werke, welches der Verfasser in einer todten Sprache bekannt gemacht, ohne seine Genehmigung eine deutsche Uebersetzung herausgegeben wird; ebenso den Fall, wenn von einem Buche, welches der Verfasser ursprünglich gleichzeitig in verschiedenen lebenden Sprachen erscheinen ließ, ohne seine Genehmigung eine neue Uebersetzung in eine dieser Sprachen veranstaltet wird.

Wie aber, wenn der Schriftsteller die Ausgabe der einen Sprache früher fertig bringt, als die der andern? Bei wörtlicher Auslegung der gesetzlichen Bestimmung fiele in solchem Falle die letztere

Ausgabe der Freibeuterei eines Uebersetzungslustigen zum Opfer; oder, um dieß zu vermeiden, müßte der vorsichtige Autor auch die erstere, längst fertige Redaction bis zu Vollendung der andern, vielleicht noch Jahre lang, der Welt vorenthalten; das preußische Gesetz geht daher in seiner Fürsorge noch einen Schritt weiter, und behandelt kraft rechtlicher Fiction diejenige Uebersetzung als gleichzeitig mit dem Original erschienen, welche innerhalb zweier Jahre nach dessen Erscheinen erfolgte, wenn nur der Verfasser auf dem Titelblatt der ersten Ausgabe bekannt gemacht hatte, daß er eine Uebersetzung in der betreffenden Sprache herausgeben wolle.

Die Frage, ob auch eine nicht von dem Autor des Originalwerkes selbst ausgearbeitete, sondern entweder von ihm durch einen Dritten veranstaltete oder von ihm bloß genehmigte Uebersetzung unter die Schutzbestimmung falle? kann nach Absicht und Sinn des preußischen Gesetzes wohl nur bejaht werden; diese Absicht ist, daß dem Autor der Bezug der Früchte, welche die Herausgabe seines Werkes auch in fremder Sprache abwirft, eine Zeitlang gesichert werde. Auch die Worte des Gesetzes stehen einer Bejahung der Frage nicht entgegen, denn das Gesetz verlangt von dem Autor nur die Erklärung, daß er eine „Uebersetzung herausgeben" wolle, dieß heißt aber nicht blos, die Uebersetzung selbst machen, sondern auch die durch einen Andern besorgte Uebersetzung herausgeben, also überhaupt eben für die Herausgabe einer Uebersetzung Sorge tragen. Diese Auslegung ist denn auch wirklich durch preußische Ministerialverfügung vom 20. December 1847 (und nach dem Buchhändlerbörsenblatt 1847 Nr. 96, auch durch Erkenntniß des Criminalgerichts zu Magdeburg) anerkannt worden.

Die Bejahung der vorhin ausgehobenen Frage hat die weitere Folge, daß der Autor nicht nur das Verlagsrecht einer von ihm bereits veranstalteten Uebersetzung, sondern auch das ausschließliche Recht, eine Uebersetzung durch einen Dritten zu veranlassen, veräußern und zum Gegenstand eines Verlagsvertrages machen kann.

Mit den besprochenen Bestimmungen geht das preußische Gesetz darauf aus, eine Uebersetzung, welche in ihren Folgen ganz wie Nachdruck wirken müßte, diesem rechtlich gleichzustellen. Allein diese Gleichstellung blieb hinter dem Princip zurück, welches den Motiven des preußischen Gesetzes zu Grunde liegt, wenn diese

davon ausgehen, „jede Schrift sey zunächst nur Erzeugniß eines nationalen Sprachgebiets, einer nationalen Literatur; mit dieser Eigenschaft trete sie aber in der Regel zugleich auch nur in dasjenige Staats- und Rechtsgebiet ein, welches mit jenem Sprachgebiet zusammenfalle; es sey demnach eigentlich nur dieses Staatsgebiet, in welchem der Urheber den Rechtsschutz für sein Werk in Anspruch zu nehmen beabsichtige; so wenig der Nachdruck französischer und englischer Werke ohne besondere Vereinigung mit den betreffenden fremden Regierungen in Deutschland für unerlaubt gelten könne, ebensowenig dürfe auch die Uebersetzung solcher Werke verboten werden." (Das königl. preuß. Gesetz vom 11. Juni 1837, dargestellt durch Hitzig, Berlin 1838, S. 58.)

Dieses Motiv mußte consequenter Weise noch auf eine zweifache weitere Ausdehnung des Rechtsschutzes gegen Uebersetzungen führen. Einmal mußte dem Autor, welcher für sein Werk auch den Rechtsschutz auf einem anderen Sprachgebiet, als dem seiner ursprünglichen Publikation, in Anspruch zu nehmen beabsichtigte, solcher Schutz in wirksamer Weise gewährt, sohin gegen Uebersetzungen überhaupt eingeräumt werden; heutzutage sind nationale und sprachliche Schranken für den literarischen Verkehr gefallen, und der Schriftsteller kann sein Absehen nicht mehr auf das Gebiet seiner Landessprache beschränken.

Gleicherweise mußte sodann nach dem Argument des preußischen Motivs, insoweit jetzt der Nachdruck französischer und englischer Werke in den deutschen Staaten nicht mehr erlaubt ist, nunmehr auch eine Beeinträchtigung des Autors mittelst Uebersetzung seines Werkes ausgeschlossen werden. Denn diese Beeinträchtigung erstreckt sich weiter, als der Schutz, welchen das preußische Gesetz dermalen gewährt; hierüber wird bei der legislativen Würdigung der vorliegenden Frage das Nähere beizubringen seyn.

Wenn gleich die angedeuteten Consequenzen des preußischen Motives von der Gesetzgebung anderer Bundesstaaten noch nicht beachtet wurden, so ging doch die Ausnahmsbestimmung des preußischen Gesetzes in die Gesetze einzelner Bundesstaaten über.

Das österreichische Gesetz vom 19. Oktober 1846 erklärt die Uebersetzung eines erschienenen literarischen Werkes in dem Falle für Nachdruck, wenn der Berechtigte sich die Befugniß zu Veranstaltung einer Uebersetzung im Allgemeinen oder in einer

bestimmten Sprache auf dem Titelblatt oder in der Vorrede des Originalwerkes ausdrücklich vorbehalten hat. In einem solchen Falle soll jede innerhalb eines Jahres von Erscheinen des Originalwerkes ohne Einwilligung des Autors oder seiner Rechtsnachfolger veröffentlichte Uebersetzung als verbotener Nachdruck behandelt werden. Hat der Autor das Werk zugleich in mehreren Sprachen erscheinen lassen, so wird jede dieser Ausgaben als Original behandelt.

Dieses österreichische Gesetz übertrifft das preußische darin, daß es den Vorbehalt der Uebersetzung im Allgemeinen, für jede Sprache, auch ohne deren specielle Bezeichnung wirksam seyn, und noch in der Vorrede anbringen läßt. Deutlicher und präciser als das preußische befaßt das österreichische Gesetz auch den Fall ausdrücklich unter seinem Schutz, da der Autor die Uebersetzung seines Werkes nicht selbst herausgibt, sondern nur „veranstaltet", also etwa durch Dritte veranlaßt. Dagegen geht das preußische Gesetz nicht nur in der Dauer der Schutzfrist (welche sich in Preußen nach der des Verlagsrechtes für das Originalwerk richtet) weiter, sondern auch darin, daß der Rechtsschutz gegen deutsche Uebersetzungen eines in todter Sprache bekannt gemachten Werkes nicht durch Vorbehalt bedingt ist. Aehnlich verhält es sich aber auch bei gleichzeitiger Publikation des Werkes in verschiedenen lebenden Sprachen; während hier in Preußen jede von dem Autor nicht genehmigte neue Uebersetzung seines Werkes, in eine jener Sprachen, als Nachdruck gilt, so wird in Oesterreich nur jede jener Originalausgaben als Original behandelt; damit aber, daß z. B. die, gleichzeitig mit der deutschen erschienene italienische Ausgabe als Original geschützt wird, ist die Concurrenz einer anderweiten italienischen Uebersetzung um so weniger ausgeschlossen, als das österreichische Gesetz die Uebersetzung eines erschienenen literarischen Werkes der Regel nach gestattet, und die Ausnahme, den Schutz, an den ausdrücklichen Vorbehalt knüpft.

Das großherzoglich hessische Gesetz (vom 23. Sept. 1830) gewährt dem Autor nur für deutsche Uebersetzung seines in gelehrter Sprache erschienenen Werkes eine gewisse Priorität; danach soll der übersetzungslustige Dritte „von seinem Vorhaben zuvor dem Verfasser und dem Verleger die Anzeige machen, und wenn weder jener, der dazu vor allen berechtigt ist, noch dieser eine Uebersetzung bewerkstelligen wollen, oder länger als zwei Jahre mit der Herausgabe einer Uebersetzung zögern, wird die Uebersetzung Jedem freigestellt.

„Bei Werken, deren Uebersetzung nicht Jedem freisteht, und die mehr als drei Bände umfassen, ist dem Verfasser und dem Verleger in solchem Falle für jeden folgenden Band, vom vierten einschließlich an gerechnet, ein Jahr Zeit zur Herausgabe einer Uebersetzung zu geben."

Dieses Gesetz ist weit beschränkter als das preußische, indem es dem Autor nur für die deutsche Ausgabe seines in gelehrter Sprache erschienenen Werkes einen sehr bedingten Schutz bewilligt.

Die Gesetze von Weimar (11. Januar 1839) und Braunschweig (10. Februar 1842) hingegen haben die preußischen Bestimmungen recipirt.

Von Interesse für die Gestaltung dieser Principien ist noch ein vergleichender Blick auf die ausländischen Rechtszustände.

In Frankreich enthält die Gesetzgebung keine ausdrückliche Bestimmung zum Schutze der Autoren gegen unbefugte Uebersetzung ihrer Werke. Indeß neigt sich neuerdings die Praxis der französischen Gerichte (obwohl die französischen Gerichte ihren Gesetzen gegenüber sich in gleicher Lage befanden wie der Richter, welcher die deutschen Bundesbeschlüsse anzuwenden hat) dahin, in der bloßen wörtlichen Uebersetzung eine unbefugte Vervielfältigung, welche als Nachdruck behandelt wird, zu finden.

In dieser Richtung liegt namentlich eine Entscheidung des Kassationshofes vom 12. Januar 1853 vor (bei Delalain, Législation Française et Belge de la Propriété littéraire et artistique. Paris 1854. p. 6 Note), und das Journal La propriété littéraire (P. Jannet, Heft vom 15. November 1854) spricht als zweifellos den Grundsatz aus: »Le droit de traduction fait partie intégrante du droit d'auteur. Ce principe, admis en France dans toute sa plenitude, au profit des auteurs étrangers comme au profit des auteurs nationaux, a été modifié, restreint ou méconnu par plusieurs législations étrangères.«

Die englische Gesetzgebung hat in der Parlamentsacte vom 28. Mai 1852 der Regierung die Befugniß ertheilt, den Autoren von Büchern, welche im Ausland erscheinen (oder deren Verlegern) ein Privilegium zu bewilligen, kraft dessen sie gegen Uebersetzungen, welche von ihnen nicht autorisirt worden, den Schutz der Nachdrucksgesetze auf die Dauer von fünf Jahren von Erscheinen der autorisirten Uebersetzung an, verlangen.

Wenn die Denkschrift des Börsenvereins über Verträge mit England (S. 30) daraus, daß das englische Recht einen Schutz gegen Uebersetzungen nicht kenne, folgert, daß „es in jeder Beziehung wünschenswerth scheine, den durch englisch-deutsche Verträge den englischen Autoren gesicherten Schutz für Uebersetzungen aufzuheben," so ist, als Beleg dafür, daß im Gegentheil auch England den Angehörigen deutscher Staaten einen Schutz, welchen hier seine Angehörigen genießen, einzuräumen in der Lage wäre (wobei Ausführung und materielle Gleichstellung den betreffenden Staatsverträgen noch obläge), angemessen, einen Auszug dieser, für den Abschluß künftiger Staatsverträge, wie für einzelne Autoren oder Verleger höchst bedeutsamen Acte folgen zu lassen. Diese (»An Act to enable her Majesty to carry into effect a Convention with France on the subject of Copyright; to extend and explain the International Copyright Acts. Passed the 28. May 1852«) bestimmt:

»Whereas a Convention has lately been concluded between her Majesty and the French Republic, and whereas it is expedient, ,that her Majesty should be enabled to make similar stipulations in any treaty on the subject of copyright which may hereafter be concluded with any foreign power etc.« II. »Her Majesty may, by order in council, direct that the authors of books which are, after a future time, to be specified in such order, published in any foreign country, to be named in such order, their executors, administrators, and assigns, shall, subject to the provisions hereinafter contained or referred to, be empowered to prevent the publication in the British dominions of any translations of such books not authorised by them, for such time, as may be specified in such order, not extending beyond the expiration of five years from the time at wich the authorised translations of such books hereinafter mentioned are respectively first published etc. XI. And whereas her Majesty has already, by order in Council etc. given effect to certain stipulations contained in the said convention with the French Republic etc. the provisions herein-before contained shall apply to the said Convention, and to translations of books and dramatic pieces, which are, after the passing of this act, published or represented in France, in the same manner as if

her Majesty had issued her order in Council in pursuance of this act for giving effect to such Convention, and had therein directed that such translations should be protected etc.«

Ungleich weiter greift das belgische Gesetz (vom 23. Sept. 1814, Art. 12) mit der Norm: »Il est défendu, de publier la traduction d'un ouvrage sur lequel l'auteur ou ses héritiers exercent encore leur droit de propriété, à moins, qu'ils n'en donnent leur consentement par écrit, ou que l'ouvrage traduit ne soit parvenu à la seconde édition.«

Dieses Gesetz (welches übrigens auf Angehörige anderer Staaten, abgesehen von besonderen Staatsverträgen, seinen Schutz nicht erstreckt) spricht mit Entschiedenheit das Princip selbst aus, worauf es in der vorliegenden Frage ankommt, und erhebt dasselbe zur Regel, daß nämlich dem Autor, insofern er überhaupt ein Verlagsrecht an seinem Werke hat, solches auch gegen unbefugte Uebersetzung zustehen soll.

Die Uebersetzung ist damit der mechanischen Vervielfältigung gleichgestellt, wie dieß allein consequent erscheint.

Die Frage der Uebersetzung, der Uebertragung eines Werkes auf ein anderes Sprachgebiet, ist, der Natur der Sache nach, hauptsächlich von Belang für die internationalen Beziehungen, deren Gebiet wir schon mit Anführung des englischen Copy right Act streiften.

Die Staatsverträge, welche deutsche Staaten mit Frankreich abgeschlossen haben, bieten keine Bestimmung des Schutzes deutscher Autoren gegen unbefugte Uebersetzung ihrer Werke.

Ebensowenig ist der Punkt in den Verträgen vorgesehen, welche mit England namentlich von Preußen, Hannover, Sachsen, Braunschweig, Oldenburg seit 1846 erzielt wurden.

Die Unterlassung solcher Fürsorge auf Seiten der contrahirenden deutschen Staaten für ihre Angehörigen wirkt um so auffallender, als nun z. B. Preußen (nach der Ministerialverfügung vom 20. December 1847) dem englischen Autor einen Schutz gegen die von ihm nicht autorisirte Uebersetzung gewährt, welchen England zwar dem französischen, belgischen, oder Hamburger Staatsangehörigen, nicht aber dem Preußen einräumt. Nur Hamburg hat (am 16. August 1853) in einem Vertrag mit England die Schutzbestimmungen, wie sie der französisch-englische Vertrag enthält, aufgenommen.

Der Staatsvertrag zwischen England und Frankreich vom

3. November 1851 schützt nämlich den Autor eines in dem einen Staat publicirten Werkes, wenn er sich das Recht der Uebersetzung auf dem Titelblatt vorbehielt, gegen die Publication jeder von ihm nicht autorisirten Uebersetzung in dem anderen Staat fünf Jahre lang von dem Erscheinen der von ihm autorisirten Uebersetzung an, vorausgesetzt, daß er die Förmlichkeit der Einregistrirung und Abgabe von Exemplaren des Originalwerkes binnen drei Monaten nach dessen Erscheinen erfüllt, und nach Umfluß eines weitern Jahres wenigstens einen Theil, nach drei Jahren das Ganze der Uebersetzung erscheinen läßt. Bei Werken, welche in Lieferungen erscheinen, wird die dreimonatliche und die fünfjährige Frist für jede Lieferung besonders gerechnet; ein Vorbehalt auf der ersten Lieferung gilt für die folgenden mit.

Denselben Schutz hat (nach Art. 4) die Aufführung dramatischer Werke, insoweit die Gesetze des betreffenden Staates auf solche in demselben erstmals öffentlich aufgeführte Werke Anwendung leiden; hier ist die Frist für Erscheinen einer Uebersetzung auf drei Monate begränzt; Nachahmungen oder freie Bearbeitungen sind ausdrücklich von den verbotenen Uebersetzungen abgegrenzt und freigegeben.

Artikel aus Zeitschriften (»les articles extraits de journaux ou de recueils periodiques« begreifen wohl nicht „Zeitungen;“ indeß hat die englische Version den Ausdruck »newspapers or periodicals«) mögen in solchen des andern Landes unter Angabe der Quelle übersetzt oder abgedruckt werden, wenn sie nicht die weitere Bekanntmachung deutlich untersagen.

Wörtlich gleichlautend (mit alleiniger Ausnahme politischer Artikel aus Zeitschriften, auf welche nach Art. 7 die Schutzbestimmung nicht anwendbar seyn soll) wurde am 12. August 1854 der Staatsvertrag zwischen England und Belgien abgeschlossen.

Im wesentlichen die Bestimmungen des englisch-belgischen Vertrags sind auch übergegangen in die Convention conclue le 22 Aout 1852 entre la France et la Belgique, pour la garantie réciproque de la propriété littéraire et artistique.

»Art. 5. L'auteur de tout ouvrage publié dans l'un des deux pays, qui aura entendu se réserver le droit de traduction, jouira pendant cinq années, à partir du jour de la première publication de la traduction de son ouvrage autorisée

par lui, du privilège de protection contre la publication, dans l'autre pays, de toute traduction du même ouvrage non autorisée par lui, et ce sous les conditions suivantes:

1) L'ouvrage original sera enregistré et déposé dans l'un des deux pays, dans un délai de trois mois, à partir du jour de la première publication dans l'autre pays, conformement aux dispositions de l'art 2 précédent;

2) Il faudra que l'autenr ait indiqué, en tête de son ouvrage, l'intention de se réserver le droit de traduction;

3) Il faudra que la dite traduction ait paru, au moins en partie, dans le délai d'un an à compter de la date de l'enregistrement et du dépôt de l'original, effectués ainsi qu'il vient d'être prescrit, et, en totalité, dans le délai de trois ans, à partir du dit dépôt;

4) La traduction devra être publiée dans l'un des deux pays, et être elle même enregistrée et déposée conformement aux dispositions de l'art. 2 précédent.

Pour les ouvrages publiés par livraisons, il suffira que la déclaration de l'auteur qu'il entend se réserver le droit de traduction soit exprimée dans la première livraison.

Toutefois, en ce qui concerne le terme de cinq ans assigné par cet article pour l'exercice du droit privilégié de traduction, chaque livraison sera considérée comme un ouvrage séparé; chacune d'elles sera enregistrée et déposée dans l'un des deux pays, dans les trois mois à partir de sa première publication dans l'autre.

Relativement à la traduction des ouvrages dramatiques, l'auteur qui voudra se réserver le droit exclusif dont il s'agit au présent article, devra faire paraître sa traduction trois mois après l'enregistrement et le dépôt de l'ouvrage original.

Art. 6. Les mandataires légaux ou ayants cause des auteurs etc. jouiront, à tous égards, des mêmes droits etc.

Art. 7. Non obstant les stipulations des art. 1 et 4 de la présente convention, les articles extraits des journaux ou recueils périodiques publiés dans l'un des deux pays pourront être reproduits ou traduits dans les journaux ou recueils périodiques de l'autre pays, pourvu qu'on y indique la source à laquelle on les aura puisés.

Toutefois, cette permission ne s'étendra pas à la reproduction, dans l'un des deux pays, des articles de journaux ou de recueils périodiques publiés dans l'autre lorsque les auteurs auront formellement déclaré, dans le journal ou le recueil même où ils les auront fait paraître, qu'ils en interdisent la reproduction. En aucun cas, cette inderdiction ne pourra atteindre les articles de discussion politique.

Aus all den Bestimmungen der Landesgesetze und Staatsverträge erhellt, daß die meisten Staaten, in welchen literarischer Verkehr etwas bedeutet, die legislative Nothwendigkeit von Schutzbestimmungen, wie sie hier erörtert wurden, erkannt haben, in deren Ausführung aber schwanken und divergiren.

Wenn aber in irgend einem Gebiete, so ist in dem des literarischen Verkehrs, welcher über die territorialen Grenzen weit hinausschreitet, Gleichförmigkeit oder doch Uebereinstimmung der Principien, eine Grundbedingung der Lebensentfaltung.

III.

Gehen wir nun, nach dieser Darstellung unseres dermalen bestehenden positiven Rechts, zu der Frage über, ob dasselbe gerechten Anforderungen genügt, ob und in welcher Weise Schutz gegen Uebersetzung in der Rechtsconsequenz und dem Interesse der Betheiligten, namentlich der Autoren, der Verleger und des Publikums liegt?

Hier wird erhellen, daß bei dem gesteigerten literarischen, namentlich internationalen Verkehr, die Nutzung des literarischen Werkes nicht auf seinen Verschluß innerhalb der Sprachgrenze beschränkt ist; es wird sich zeigen, daß durch die Uebersetzung jene Nutzung in doppelter Hinsicht beeinträchtigt erscheint: einmal, insoferne sie dem Absatz des Werkes in seiner ursprünglichen Sprache auf einem andern Sprachgebiet Eintrag thut; sodann indem die Uebersetzung nichts anders als das Werk des übersetzten Autors, nur mit Veränderung der unwesentlichen Form vervielfältigt, und daher, insofern sie nicht von dem zur Vervielfältigung des Werkes selbst Berechtigten ausgeht, diesen in derselben beeinträchtigt. Die Consequenz wird das Verlangen begründen, daß der Verlagsberechtigte des Originalwerkes auch hiegegen Schutz finde. Wir verfolgen nun die Frage nach ihren einzelnen Verzweigungen.

Die Bedeutung der Uebersetzung für den literarischen Verkehr ist mit den Fortschritten des Verkehrs selbst in der größten Progression gewachsen, und dadurch eine ganz neue geworden.

Der Absatz von Originalausgaben im Auslande, der Einfluß, welchen hierauf die Concurrenz von Uebersetzungen übt, und die Stellung, welche nun die Uebersetzung dem Original gegenüber einnimmt, sind vor allem näher zu betrachten.

Das Ausland widmet den Erzeugnissen der fremden, namentlich der deutschen, und insbesondre der wissenschaftlichen Literatur ein reges Interesse, zugleich hat die Verbreitung der Sprachkenntnisse allgemein überhand genommen, und sie, welche einerseits das Verständniß und den Absatz der Originalwerke im Ausland erleichtern würde, hat andererseits die Veranstaltung von Uebersetzungen ungemein erleichtert; doch diese Erleichterung kommt in Ermanglung eines Schutzes nicht dem inländischen Autor oder Verleger zu statten, sondern dem ausländischen Drucker; er vermag nun von jedem, seinem Markt entsprechenden Werke sofort eine billige Uebersetzung zu liefern, ungleich billiger, als das Original, welches ein bedeutendes Honorar des Schriftstellers, Eingangszoll und Transportkosten tragen muß.

Während der Verleger des Originalwerkes seinen ganzen großen Aufwand riskiren muß, da er das Schicksal des Buchs nicht mit Sicherheit vorher wissen kann, so beutet der Uebersetzer dasselbe aus, wenn sich sein Erfolg als sicher und glänzend gezeigt hat, und raubt dadurch dem Verleger einen Theil der Früchte seines Risiko's.

Auch die Interessen der Schriftsteller stehen auf dem Spiel. Der Verfasser eines deutschen wissenschaftlichen Werkes, welches einer bedeutenden Verbreitung im Auslande gewiß seyn kann, z. B. Liebig, würde ohne Zweifel von seinem deutschen Verleger ein weit größeres Honorar beziehen können, wenn diesem zugleich für das Ausland, z. B. für England, der ausschließliche Absatz garantirt wäre; ein solcher Schutz kann nun zwar, wenn der Autor einem der Staaten, welche mit England contrahirt haben, angehört, gegen den unmittelbaren Abdruck des Werkes in deutscher Sprache wohl erlangt werden. Allein was will dieß heißen? Englische Uebersetzungsindustrielle geben in England das Werk in englischer Uebersetzung

heraus, und der deutsche Verleger hat seine für den englischen Markt bestimmten Exemplare zurückzuziehen, und sieht sich durch den Riegel, welchen die Parlamentsakte vom 10. Mai 1844 (Sekt. XVIII) vorschiebt, von dem Absatz in England ausgeschlossen.

Ebensowenig kann der deutsche Verlagsberechtigte die Uebersetzung für das Ausland selbst in die Hand nehmen, oder sie an einen ausländischen Verleger verwerthen. Der englische Verleger, welchem der Autor die Uebersetzung anbietet, wird ihm kein Honorar bieten können, weil die Concurrenz beliebiger Uebersetzungen jede Rechnung, welche er sich auf den Debit machen möchte, illusorisch erscheinen läßt.

Auch die rechtmäßigste Uebersetzung hat keinen Verlagswerth, weil ein Gesetz sie nicht schützen kann, das zwar die Vervielfältigung fremder Werke verbietet, aber deren Verbreitung durch die Hand eines Dolmetschers unbeschränkt zuläßt.

In der That aber ist die Uebersetzung nichts anderes als eine Vervielfältigung, eine Ausgabe des Originalwerkes. Der wesentliche Bestand eines Vermögensobjects, als solchen, ist eben das, worin dessen Werth für den Verkehr liegt; ist dieser Bestandtheil des übersetzten Werkes in der Uebersetzung völlig wiedergegeben, so bildet sie im Wesentlichen eine Vervielfältigung von jenem.

Allerdings kann man die Uebersetzung nicht eine mechanische Vervielfältigung des übersetzten Werkes nennen; die Vervielfältigung wird hier wesentlich durch eine geistige Thätigkeit bedingt und vermittelt. Aber im Wesen und in Wahrheit ist es doch ein fremdes Geistesprodukt, welches in seiner wesentlichen Gestaltung von dem Uebersetzer einfach wiedergegeben wird. Dieß stellt sich im Verkehr heraus, denn der Käufer der Uebersetzung sucht und bezahlt das Werk des übersetzten Autors, und schätzt nur dieß in dessen Verdolmetschung, nur die Treue an der Uebersetzung. Die Probe hiefür bietet das tägliche Leben; man frage den Käufer der Uebersetzung eines Sue'schen Romanes, was er eigentlich suche? nun, eben den französischen Roman, mit all seinen Eigenthümlichkeiten und Farben, so getreu als möglich wiedergegeben, nur in die andere Landessprache übertragen. Die Sprache selbst, so fern sie die dem Autor eigenthümliche Ausdrucksweise begreift, die logische Präcision seiner Rede, oder der Reichthum seines Styls an

Metaphern, die Bilder, welche er gebraucht, ja seine Satzbildung, der Bau seiner Perioden, all das ist in der Uebersetzung mit übertragbar; insofern muß man die Sprache, welche von dem Uebersetzer geändert wird, nämlich die lexikalische, die Sprache, wie sie in einem Land gesprochen wird, dem Dialekt, unterscheiden, von der individuellen Sprachart des Autors, welche ihm innerhalb dieses Dialekts zugehört, dem Styl.

Bei vielen Werken kommt aber der sprachliche Bestand, selbst die Art der Darstellung und des Ausdrucks, gar nicht in Betracht, indem das stoffliche Interesse ihres Gedankeninhaltes dermaßen überwiegt, daß die Sprache, worin dieser wieder gegeben wird, für den Leser völlig gleichgültig erscheint; Liebigs chemische Briefe sind auch in englischer oder französischer Sprache immer nichts Anderes, als eben Liebigs chemische Briefe. Auf der andern Seite schätzt, sucht, und kauft, auch bei minder gehaltvollen Werken, die Mehrzahl der Leser gleichwohl nicht die Sprachart des Autors, sondern die materielle Ausbeute, die Belehrung oder Unterhaltung, welche der Gegenstand bietet, sie greifen nur nach derjenigen Ausgabe, welche ihnen diesen Stoff auf die leichteste und billigste Weise bietet. Die Verhältnisse von Verkehr und Bildung unserer Tage, welche für Literatur und Kunst keine nationalen und sprachlichen Grenzen mehr kennen, lassen ebendamit ein Werk, welches in deutscher, französischer und englischer Sprache vorliegt, nicht mehr als drei verschiedene Werke, sondern nur als verschiedene Ausgaben oder Ausstattungen desselben Werkes erscheinen.

Rechtfertigt sich in dieser Rücksicht die Erstreckung des Schutzes, welchen der Autor gegen unbefugte Ausgaben seines Werkes genießt, auch für diejenigen Fälle, in welchen dasselbe in anderer Sprache vervielfältigt ist, so läßt sich auch nicht mit Grund einwenden, daß solche Erstreckung mit den Principien der bestehenden Rechtsbildung unvereinbar wäre; vielmehr wird damit nur die mit der fortschreitenden Entfaltung der äußeren Verkehrsverhältnisse Hand in Hand gehende organische Entwicklung des Princips, welches jeder Gesetzgebung über Nachdruck zu Grund liegen sollte, und wirklich auch unseren deutschen Nachdrucksgesetzen zu Grunde liegt, angestrebt.

Dieses Princip, die Absicht der Gesetzgebung, von welcher der Schutz der Autorrechte ausgeht, ist, daß der Autor in dem

Bezug der pecuniären Früchte seiner Arbeit gesichert, und vor unbilliger Beeinträchtigung solcher Nutzung bewahrt sey.

Die vermögensrechtliche Seite allein ist das bestimmende Moment unserer Nachdrucksgesetze; das Autorrecht besteht in dem Recht des Autors auf die vermögensrechtliche Nutzung. Dieß, der Schwerpunkt der ganzen Lehre vom Verlagsrecht, wird noch manchfach verkannt (z. B. von Bluntschli, deutsches Privatrecht §. 47); das literarische Erzeugniß fällt der Rechtssphäre erst da anheim, wo es nicht mehr lediglich ein Gedankenobjekt, wie bei bloß geistiger Benutzung, bildet, sondern Objekt des Verkehrs, Vermögensobjekt wird, einen Geldwerth im Verkehr erhält, oder solchen zu erlangen geeignet ist. Der Autor soll (wenn man von der Ausdehnung des Schutzes auf die Aufführung dramatischer Werke noch absieht) wesentlich nur in Verwerthung der Exemplare seines Werkes geschützt werden. Dieß ist auch der Standpunkt unserer Gesetze. Der Bundesbeschluß von 1845 setzt die Folge des Nachdrucks in die Entschädigung des Verlagsberechtigten, welche in dem Verkaufspreise einer Anzahl von Exemplaren des Originalwerkes zu bestehen hat; und es erhellt die rein vermögensrechtliche Bedeutung des Schutzes auch daraus, daß dem Autor dessen Rechtsnachfolger, namentlich der Verleger, völlig gleich gestellt wird, bei welchem ohnehin von einem andern als dem vermögensrechtlichen Interesse keine Rede seyn kann.

Von einem Recht des Autors, seine Gedanken nur Einzelnen zugänglich zu machen, dessen ihn die Veröffentlichung beraube, weiß die Gesetzgebung nichts; sie fragt nichts danach, ob Einzelnen, ob Allen die Gedanken zugänglich werden, sondern nur, ob eine Vermögensbeeinträchtigung des Autors vorliege. Darauf allein geht die privatrechtliche Folge wie die Strafe des Nachdrucks. Eine solche Beeinträchtigung ist durch das rechtlich irrelevante Zugänglichmachen von Gedanken an sich weder gerechtfertigt, noch in ihrem Thatbestande vollendet. Jenes Vermögensinteresse, als das wirkliche rechtliche Interesse des Verlagsberechtigten, ist es allein, welches einen Rechtsschutz anzusprechen hat, nicht individuelle Wünsche und Belieben, welche der Autor mit seiner Schriftstellerehre oder seinen kritischen Beziehungen in Verbindung setzen mag. Zufällig individuelle Interessen sind nicht Gegenstand der allgemeinen Rechtsnorm. Die Ehre des Autors

aber, von welcher allein es sich etwa handeln könnte, kommt bei den Nachdrucksgesetzen nicht in Betracht, sonst müßten sie Parodien, verstümmelnde Umarbeitungen, Plagiat, vor allem bedrohen, während solche dem Verbot gar nicht anheim fallen.

Die Natur des Rechtsschutzes, welcher dem Autor nur die Mittel vermögensrechtlicher Nutzung seiner Arbeit gewähren will, wird auch dadurch nicht alterirt, daß in Fällen, in welchen das Gesetz eine Verfolgung gegen Eingriffe in diese Nutzung zuläßt, der Berechtigte zunächst aus Motiven der Ehre, oder in Verfolgung sonstiger höchstpersönlicher Rücksichten und Endzwecke das Rechtsmittel zu ergreifen Veranlassung nimmt. Das Rechtsmittel, welches die Verletzung der Vermögensinteressen des Verlagsberechtigten verfolgt, erhält damit keinen andern Gegenstand und rechtlichen Charakter, daß der Berechtigte darin für anderweite individuelle Endabsichten seine Satisfaction erblickt. Gegen die Allgemeingültigkeit des vermögensrechtlichen Gesichtspunkts könnte jemand einwenden: ein Vermögensinteresse liege doch da nicht vor, wo ein Autor etwa gratis sein Werk absetze, und gleichwohl stünde auch ihm gegen unbefugte mechanische Vervielfältigung die Nachdrucksklage zu. Allein damit, daß ich verschenke, will ich mein Vermögen noch nicht der Plünderung Preis geben, und jene Einwendung verrückt den Standpunkt in keiner Weise, denn einmal schützt das Gesetz auch die Vermögensrechte dessen, welcher davon zu Gunsten und Beschenkung Anderer Gebrauch machen will, gegen unbefugte Eingriffe Dritter, insolange jener sein Vermögensobjekt nicht wirklich derelinquirt hat; würde aber der Autor sein Verlagsrecht förmlich derelinquiren, so hätte er damit auch die Nachdrucksklage aufgegeben. Sodann kann der Verlagsberechtigte eben in der unentgeldlichen Verbreitung einer gewissen Anzahl von Exemplaren das vermögensrechtliche Interesse seines Verlagsrechts verfolgen, daß dadurch der weitere Absatz vorbereitet und alsdann von ihm ausgebeutet werden möge. Beiläufig mag hier bemerkt werden, daß ebensowenig eine unbefugte Vervielfältigung zum Zweck unentgeldlicher Verbreitung aufhört, rechtswidriger Nachdruck zu seyn, denn auch hiedurch wird die Aussicht des Verlagsberechtigten auf Verkauf seiner Exemplare geschmälert.

Diese Erörterungen fixiren den rechtlichen Standpunkt für den Rechtsschutz, welcher der Uebersetzung gegenüber angesprochen

wird; ein solcher will nicht dem Autor eine Entscheidung darüber vorbehalten, ob die von ihm ausgesprochenen Gedanken, ob sein Werk auch an die der Originalsprache nicht Kundigen gelangen solle? Lediglich der vermögensrechtliche Schutz soll gewährt werden, in völlig analoger Weise, wie er gegen mechanischen Nachdruck besteht.

Der Gewinn, welchen die Arbeit des Autors in dem vermögensrechtlichen Verkehr, der Sphäre des Rechts, abwerfen kann, besteht in dem Geldwerth der durch seine Arbeit erzeugten Verkehrsobjekte, der verwerthbaren Exemplare des literarischen Erzeugnisses. In deren Verwerthung, somit in dem Gewinn, den er hätte machen (oder über welchen er etwa zu Gunsten anderer hätte disponiren) können, und in der Deckung der Unkosten, die er etwa aufwendete, wird der Verlagsberechtigte namentlich durch solche Handlungen beeinträchtigt, welche den Absatz der von ihm selbst zu veranstaltenden Ausgaben seines Werkes schmälern. Ganz unzweifelhaft und unmittelbar erfolgt eine solche Schmälerung durch lediglichen Abdruck des Originals mittelst mechanischer Mittel; in der Wirkung aber, in der Schmälerung die sie erzeugt, steht diesem mechanischen Nachdruck im Wesentlichen ganz gleich eine solche Vervielfältigung des Originals, in welcher zwar das sprachliche Gewand des letzteren geändert, im Wesen aber dasselbe Objekt, das Originalwerk des Autors, enthalten und wiedergegeben ist. Letzteres aber ist der Fall bei einem Nachdruck, der durch Uebersetzung verübt wird. Es zeigt sich dieß concret z. B. darin, daß der deutsche Verleger der Concurrenz, womit er sein Werk von Uebersetzungen in Holland bedroht sieht, damit vorbeugen muß, daß er seine Originalausgabe dort um den halben Preis debitirt.

Die Uebersetzung nimmt hier eine ganz andere Stelle ein, als das Plagiat, und die Argumentation, insolange man nicht der Buchmacherei des Plagiars wehren könne, sey auch ein Vorgehen gegen Uebersetzungen nicht begründet, ist nicht stichhaltig. Denn gegen das Plagiat stehen nicht nur dem Autor die Waffen vernichtender Kritik zu Gebot, er wird auch durch dasselbe in seinen rechtlichen Interessen nicht in gleicher Weise gefährdet, wie durch eine Concurrenz, welche durch Uebersetzungen, nicht aber durch Plagiat erwächst. Denn der Käufer bekommt das Werk des Autors, insbesondere das eines berühmten Mannes, nicht dadurch und nicht in befriedigender Weise, daß er ein fremdes, wenn auch mit

Plagiaten angefülltes Werk, wohl aber dadurch, daß er eine Uebersetzung jenes Werkes kauft. Ueberhaupt ließe sich eine rechtliche, auf scharfe Momente reducirte Beurtheilung der Verletzung von Vermögensinteressen durch Plagiat nicht geben, und der Richter kann hier so wenig zuständig werden, als er den Grad von Originalität und Genialität der Ideen eines Schriftstellers, oder etwa den Mißstand verstümmelnder Uebersetzung und mangelhafter Ausgaben, in den Kreis der rechtlichen Würdigung ziehen kann.

Steht hiernach die Uebersetzung, indem sie, im Wesentlichen nur das Originalwerk wiedergebend, dem Absatz desselben, zumal sie leicht und billig hergestellt wird, Concurrenz macht, ihren Wirkungen nach der mechanischen Vervielfältigung gleich, so fordert die Rechtsconsequenz, daß sie auch in rechtlicher Beurtheilung ganz derselben Norm unterstellt werde.

Wir treten damit in Widerspruch, nicht nur mit fast allen bestehenden Gesetzen, welche keinen oder nur ausnahmsweisen Schutz gegen Uebersetzungen bewilligen, sondern auch mit neuern Theoretikern, welche schon die Ausnahmen des preußischen Gesetzes mißbilligen. Namentlich sagt dieß Bluntschli (Privatrecht §. 50 Ziff. 4, Seite 210, Note), und bemerkt, „es überwiege bei der Uebersetzung die selbstständige Geistesarbeit des neuen Werkes und die Beziehungen des übersetzten Werkes zu der literarischen Gemeinschaft über die besondere Rücksicht auf den Autor des letzteren." Der letztere Theil dieser Begründung kann nur die legislative Erwägung angehen, enthält nur einen Grund der Politik, keinen Rechtsgrund, und wird bei Würdigung der materiellen Interessen seine Widerlegung finden. Der Rechtsgrund aber, daß die Uebersetzung eine überwiegend selbstständige Geistesarbeit sey, ist bereits mit der Ausführung, daß sie im Wesentlichen nur die Vervielfältigung eines fremden Erzeugnisses ist, zurückgewiesen. Bluntschli stimmt hier mit Jolly (die Lehre vom Nachdruck, Beil. Heft zum Archiv für civ. Praxis 1852 S. 152 ff.) überein, welcher die Vorschläge, Uebersetzungen als Nachdruck zu verbieten, als principwidrig mißbilligt, „weil Uebersetzungen in der That selbstständige neue geistige Produktionen sind," und (S. 151 a. a. O.) „jede selbstständige Bearbeitung und Benutzung eines fremden Werkes vollkommen frei gestattet ist."

So gewiß nun zwar — um noch einen Augenblick bei diesen Einwendungen zu verweilen — die geistige Benutzung der

in einer literarischen Produktion dem Gemeinbewußtseyn zugeführten Ideen, selbst zum Zweck neuer Produktionen, nicht beschränkt werden soll, und es niemals Aufgabe der auf den äußern Verkehr gerichteten Rechtsnorm werden kann, jenen rein innerlichen Bezügen eine Grenze zu stecken, so ist doch die Uebersetzung nicht ein solches nur geistiges Benützen zu neuen geistigen Werken; denn die Uebersetzung ist, wie oben ausgeführt wurde, ihrem Wesen nach eine bloße Vervielfältigung des übersetzten Werkes. In der Uebersetzung werden nicht allein Gedanken des Autors, sondern es wird sein Erzeugniß als Ganzes seinem Wesen nach in der Weise ausgenützt, daß dadurch die Nutzung des Verlagsberechtigten beeinträchtigt erscheint. Dieß verkennt nur der, welcher in rein äußerlicher Betrachtungsweise befangen, den wesentlichen Bestand, den Gegenstand des Verlagsrechts, welchen das Nachdrucksverbot im Auge hat, in die äußere Form, den sprachlichen Ausdruck setzt, und das Einkleiden eines fremden Werkes in ein anderes sprachliches Gewand schon als die Schöpfung eines eigenthümlichen Erzeugnisses gelten läßt. Allein die Unterstellung, daß die sprachliche Form es sey, welche den Gegenstand des Verlagsrechts bilde (womit auch neuerdings die Schrift von Ad. Enslin, über internationale Verlagsverträge, Berlin 1855 S. 28 ff. gegen die Beschränkung der Uebersetzungen zu Feld zieht) ist durchaus willkürlich. Die bestehenden Gesetze, namentlich die Bundesbeschlüsse, reden nirgends von einem Schutz für die sprachliche Form, sondern von einem solchen für die Vervielfältigung des literarischen Erzeugnisses. Dabei sprechen sie sich nicht darüber aus, in welche einzelnen Bestandtheile des literarischen Erzeugnisses etwa der Schwerpunkt des dem Verlagsrecht gewährten Schutzes, der Begriff der Urheberschaft gelegt werden solle. Den Inhalt des Autorrechts bildet die ausschließliche Befugniß des Autors, die aus seinem Erzeugniß mittelst dessen Vervielfältigung zu erzielenden Vermögensvortheile zu ziehen.

Da nun, wie schon oben nachgewiesen wurde, ein literarisches Erzeugniß seinen wesentlichen Bestand keineswegs in der sprachlichen Form hat, und die aus dessen Vervielfältigung zu erzielenden Vermögensvortheile durch die unbeschränkte Concurrenz der Uebersetzungen aufs empfindlichste beeinträchtigt werden, so dürfte sich jene ganze Auffassung als haltlos zeigen. Allerdings, wenn die Frage, ob die Uebersetzung als solche, nach ihrer Bedeutung für

den Verkehr wirklich eine Beeinträchtigung der dem Autor zu garantirenden Nutzungsrechte enthalte, verneint werden müßte, dann würde kein Grund vorliegen, dem Autor (wie Enslin a. a. O. sagt) eine Entscheidung darüber anheim zu geben, ob eine Uebersetzung seines Werkes, und in welcher Sprache herausgegeben werden möge, weil es ihm auch wünschenswerth seyn könnte, „daß die von ihm ausgesprochenen Gedanken nur an die einer bestimmten Sprache Kundigen gelangen,“ ein Standpunkt, welcher schon oben zurückgewiesen wurde.

Mit dergleichen Gründen kämpft auch der Anwalt des Börsenvereins der deutschen Buchhändler in dem Buchhändlerbörsenblatt (1855 Nr. 19) wider den Schutz des Verlagsberechtigten gegen unbefugte Uebersetzung: „die dem Verfasser eigenthümliche Thätigkeit bei Erzeugung seines Werkes sey vor Allem die gewesen, seinen oder einen gegebenen Gedanken in dieser dazu gewählten Sprache darzustellen;“ „die Sprache bleibe für das literarische Erzeugniß der hauptsächliche Stoff,“ und „der Uebersetzer erzeuge eben damit eine eigenthümliche Form,“ „die geistige Arbeit dessen, welcher ein Geisteswerk aus einer Sprache in die andere überträgt, sey wenigstens in Bezug auf die äußere, für das Recht maßgebende Form eine wirklich erzeugende zu nennen;“ es seyen aber „die äußeren Hülfsmittel, deren sich der Uebersetzer bediene, nämlich das Wort mit seiner Bedeutung, Gemeingüter u. s. w.“ Will man die Sprache ein Gemeingut Aller nennen, und ein äußeres Hülfsmittel, dessen sich Jeder, auch der Uebersetzer, nach Belieben bedienen möge, so folgt daraus noch nicht, daß er mit dem Mantel solchen Gemeingutes den Raub am fremden Werke umhüllen und dasselbe sich zueignen darf. Das bloße Wort, der Ausdruck des Gedachten in einem bestimmten Dialekt ist es noch nicht, was die Eigenthümlichkeit eines literarischen Erzeugnisses constituirt, und doch ist es nur dieser Ausdruck, welchen der Uebersetzer dem Originalwerke nicht entnimmt, sondern aus dem lexikalischen Gemeinvorrath der betreffenden Landessprache, wie der mechanisch nachdruckende Schriftsetzer aus seinem Letternkasten zusammenträgt. Der wesentliche Bestand eines literarischen Erzeugnisses ist nicht die Sprache, d. h. der Dialekt, in welchem es abgefaßt ist; derjenige Theil der Sprache aber, welcher den Schriftsteller nicht bloß weil er zufällig der betreffenden Landessprache angehört, sondern individuell auszeichnet, seine Darstellungsweise, sein Styl, die Sprache, insofern sie

innerlich mit dem Gedachten zusammenhängt: der durch das Wort getragene Gedanke wird (wie bereits oben erörtert wurde) auch in der Uebersetzung, sofern sie diesen Namen verdient, nicht abgeändert oder erst erzeugt, sondern mit übertragen; übersetzte Worte sind noch nicht eine neue sprachliche Form.

Besonders grell tritt das Verhältniß der Sprache zu dem Inhalt, der Uebersetzung zu dem Original hervor, bei Uebertragung eines deutschen Werkes in plattdeutschen, schwäbischen, österreichischen Dialekt; hier wird dem zu Grund liegenden Original gegenüber niemand von einem selbstständigen Erzeugniß des Uebertragenden reden, und doch ist seine Thätigkeit dabei keine andere, als die jedes Uebersetzers, nur seine Kenntniß eine leichtere, minder entlegene, als die der fremden Nationalsprache, und so tritt bei der Uebersetzung in letztere das Kriterium nicht so gemeinfaßlich in den Vordergrund.

Bedenklich ist nur die Frage, ob auch eine metrische Uebersetzung schlechthin als Vervielfältigung des betreffenden Originalwerkes behandelt werden könne? Unzweifelhaft gibt es metrische Uebersetzungen, welche als wahre Kunstwerke ihre volle Eigenthümlichkeit in Anspruch nehmen; bei diesen tritt der Gesichtspunkt der Vervielfältigung zurück, und die Selbstständigkeit der gesammten Darstellung, der poetischen Form, der innerlichen, sowie der sprachlichen Gestaltung, die Eigenschaft einer wirklichen poetischen Produktion überwiegt. Allein es möchte auch metrische Uebertragungen geben, welche einen eigenthümlichen Werth in keiner Weise ansprechen können, zumal bei der großen Sprachgewandtheit, welche der neuern Zeit angebildet ist, die metrische Ausdrucksweise an sich ein Produkt noch keineswegs zum eigenthümlichen Geisteserzeugnisse stempelt. Die Entscheidung muß daher wohl für den einzelnen Fall danach gefunden werden, ob eine wirkliche Umarbeitung, oder ob dem Wesen und Verkehrswerth nach eine bloße Uebertragung des Originals, eine wirkliche Uebersetzung, vorliege? eine Frage, welche der Richter im concreten Fall, etwa mit Zuziehung Sachverständiger, bemessen wird.

Eine besondere Bedeutung kann die Form nach Maßgabe eines positiven Gesetzes erlangen, welches, wie das bayrische, die Verarbeitung eines fremden Erzeugnisses in eigenthümliche Form ausdrücklich frei gibt.

Ein Schutz gegen Uebersetzung ist nicht nur durch die Rechts-

consequenz begründet, er stößt auch nicht gegen materielle Interessen des Verkehrs an.

Zunächst muß die Befürchtung abgewiesen werden, als ob die freie Entfaltung der Literatur durch das Verbot unbefugter Uebersetzung gehemmt würde. Unter solchem Verbot leidet weder die Original- noch die Uebersetzungsliteratur. Erstere nicht, weil im Gegentheil die Verbreitung der Originalwerke, ihr Absatz, durch die maßlose Concurrenz leichtfertiger Uebersetzungen beeinträchtigt wird, indem viele Käufer, welche die billigere Uebersetzung der etwas kostspieligeren rechtmäßigen Originalausgabe vorziehen, eben damit dieser letzteren entgehen. Auch auf die literarischen Talente würde eine Beschränkung der Uebersetzungsmanie heilsam wirken, und Viele, welche jetzt in liederlichen, schlecht bezahlten Uebersetzungsfabriken verkommen, einem tüchtigeren Unternehmen zuwenden. Was aber die Uebersetzungsliteratur selbst belangt, so kann die gute, die ausgezeichnete Uebersetzung durch nichts gewisser garantirt werden, als dadurch, daß der Autor selbst sich der, dem Geiste seines Originals entsprechenden Uebertragung annimmt, sey es durch eigene Arbeit, oder durch die eines nach seiner Wahl völlig competenten Uebersetzers. Dieß wird dadurch möglich, daß solche Arbeit auch ihres Erfolges gewiß seyn kann, wenn ein Schutz gegen muthwillige Concurrenz erlangt wird, wenn eben damit eine angemessene Belohnung solcher Arbeit in Aussicht steht.

Daß der Autor oder Verleger eine Uebersetzung schaffe, welche alle Anforderungen der Zeit befriedigt, liegt lediglich in seinem eigenen Interesse. Er wird auch nicht aus eigensinniger Laune oder Unverstand unterlassen, nach Bedürfniß neue, bessere Uebersetzungen zu veranstalten. Die Möglichkeit des Gegentheils spricht übrigens so wenig gegen das Recht der Uebersetzung, als die Besorgniß, es möchte ein Autor versäumen, durch neue Auflagen dem literarischen Bedürfniß entgegenzukommen, für die Freigebung des Nachdrucks überhaupt spricht.

Uebrigens wird jede verständige Besorgniß abgeschnitten, wenn das Gesetz einerseits die Schutzfrist gegen Uebersetzungen überhaupt beschränkt, andererseits den Schutz des Verlagsberechtigten an die Bedingung knüpft, daß er für Herausgabe der Uebersetzung binnen gewisser Zeit Sorge trage.

Hiefür mag man anführen, daß zwar die Vervielfältigung durch

den Druck, nicht aber die Uebersetzung, für welche sich ohnehin nicht jedes Werk eignet, unbedingt stets in der Intention des Autors liege; läßt sich nun aus längerem Unterlassen der Uebersetzung die Vermuthung schöpfen, daß er auf deren Veranstaltung nicht reflectire, so wäre es nicht mehr gerechtfertigt, des Weiteren dem Bedürfnisse des Verkehrs eine Uebersetzung, wenn solche von anderer Seite geboten wird, zu entziehen. In dieser Rücksichtnahme auf anderweite Interessen erscheint eine Beschränkung zunächst insoweit gerechtfertigt, daß dem Autor eine gewisse Frist gesetzt werde, innerhalb welcher er sein Recht der Uebersetzung ausüben mag, und nach deren unbenutztem Umfluß dasselbe erlischt.

Man mag in der Beschränkung noch weiter gehen; selbst wenn der Verlagsberechtigte jene erste Frist gewahrt, und dem Verkehr eine Uebersetzung übergeben hat, so kann, noch ehe die lange Zeit, während welcher ihm das Verlagsrecht, nach Analogie des für das Originalwerk gesetzlich normirten, zustünde, ein dringendes Bedürfniß nach noch anderweiten Uebersetzungen dem literarischen Verkehr fühlbar werden, ohne daß der Verlagsberechtigte diesem Bedürfniß Rechnung trüge. Die Rücksicht hierauf kann es motiviren, daß die Frist für den Schutz des Autors gegen Uebersetzung seines Werkes überhaupt kürzer als die seines Schutzes gegen mechanischen Abdruck bemessen werde.

Dabei darf man aber nicht zu weit gehen; einmal kann die Beschränkung der Schutzfrist nicht auf Uebersetzung in eine derjenigen Sprachen sich erstrecken, in welchen der Autor selbst (sey es gleichzeitig oder successiv) sein Werk abgefaßt hat, denn hier befindet sich der Verkehr mit seinem Bedürfniß ganz in derselben Lage, wie wenn eine Originalausgabe vergriffen ist, wodurch gleichwohl nicht die Ausgabe eines Nachdrucks vor Ablauf der gesetzlichen vollen Dauer des Verlagsrechts, gerechtfertigt wäre.

Sodann darf bei Verkürzung der Frist nicht übersehen werden, daß nach den bestehenden Verhältnissen unseres literarischen Verkehrs die Uebersetzung von Seiten Dritter dem Absatz auch der Originalausgabe des übersetzten Werkes Eintrag thut. Die Frist, binnen welcher der Verlagsberechtigte die Uebersetzung herausgeben muß, darf von dem Gesetzgeber auch um deßwillen nicht eng bemessen werden, weil gerade bei den werthvollsten Werken sich erst nach Umfluß geraumer Zeit beurtheilen läßt, ob und in

welcher Art die Veranstaltung ihrer Uebersetzung, welche auch ihre Vorbereitungen erfordert, angemessen erscheine? Wäre indeß die Frist verstrichen, so hätten Anstrengung und Aufwand von Autor und Verleger abermals nur dem Nachdrucksindustriellen in die Hände gearbeitet; er dürfte, wenn jene entweder sich übereilen, oder ihres Schutzes verlustig gehen, ruhig abwarten, welche Artikel des Verlages, den er ausbeuten will, sich vorzugsweise durch Absatz der Originalausgabe für eine Uebersetzung empfehlen; dagegen der solide Verleger, welcher mehrere Werke eines bedeutenden Schriftstellers verlegt und honorirt, könnte nicht mehr hoffen, sich für die Opfer, welche ihm das eine kostete, an dem Absatz eines der übrigen und dessen Uebersetzung schadlos zu halten.

Beiläufig mag bemerkt werden, daß, wenn ein Werk in Lieferungen erscheint, da solche oft lange Unterbrechungen erleiden, die betreffende Frist für jede Lieferung, wie wenn diese ein eigenes Werk bildete, besonders laufen muß.

Dadurch, daß die Fortdauer des Schutzrechtes an die Bedingung seiner Ausübung binnen gewisser Frist geknüpft wird, fällt auch jeder Grund weg, den Schutz durch einen Vorbehalt zu bedingen, welchen der Autor bei der Originalausgabe seines Werkes machen müßte. Eine solche Bedingung bietet manche Bedenken, sie präjudicirt nur dem Autor, welcher aus Unkenntniß solcher singulären Bestimmung oder aus Bescheidenheit den Vorbehalt unterließ, erzielt aber nicht etwa den Vortheil, daß nun eine Uebersetzung, insoferne der Autor deren Veranstaltung nicht beabsichtigte, freigegeben wäre, denn der Autor kann, wenn er auch nur sich die Möglichkeit der Uebersetzung reserviren wollte, den Vorbehalt machen, und nun, auch ohne daß er eine Uebersetzung bewirkt, die Schutzfrist in Anspruch nehmen; der Vorbehalt, da der Autor durch denselben jede Uebersetzung hindern könnte, ohne je selbst eine zu veranstalten, würde eben damit für das Publikum nachtheilig, die Nothwendigkeit des Vorbehalts aber wäre für den Verleger lästig.

Eine Beschränkung wäre auch nicht in der Weise gerechtfertigt, daß der Schutz mit dem Tod des Autors aufhörte. Denn der Grundsatz, daß die ausschließliche Befugniß der Uebersetzung einen Bestandtheil des einem Werk überhaupt zustehenden Verlagsrechts bilde, ergibt die Folge, daß jene Befugniß auch demjenigen Rechtsnachfolger gewährt werden muß, welcher das volle Verlagsrecht von dem Autor

erworben hatte. Hierin liegt durchaus keine exorbitante Vergünstigung; die Früchte des Schutzes erwachsen der Familie, den Erben des Autors, aus dessen Arbeit und Verdienst, nur der Umfang dieser Früchte ist in richtiger Erkenntniß des Princips sachgemäß erweitert worden. Eine französische Revue macht hier die Reflexion »Si Schiller avait été brocanteur ou porte-balle, ses enfants seraient riches, barons, ou tout ou moins banquiers; mais, comme Schiller n'a été qu'un grand homme etc. Quand donc la misère ne sera-t-elle pas la conséquence du talent, ou plutôt quand donc les lois permettront-elles à l'homme de génie de vivre honorablement de ses labeurs sans se faire industriel, et de laisser un patrimoine à ses enfants?« Welcher Verleger möchte ein Uebersetzungsrecht dem Autor abkaufen, das mit dessen Tod jede Stunde werthlos werden kann? wer möchte dieß Recht auch nur benützen, wenn mit dem Tod des Autors jeden Tag schrankenlose Concurrenz hereinbrechen darf, und das ganze Kapital, welches in der rechtmäßigen Uebersetzung angelegt werden müßte, gefährdet?

Was die Modalität für Beschränkung der Schutzfrist betrifft, so kommt zunächst die Bestimmung des belgischen Gesetzes in Betracht, welches den Schutz gegen Uebersetzung mit dem Erscheinen einer zweiten Auflage des Originalwerkes aufhören läßt. Für diese Bestimmung kann man etwa anführen, daß der Erfolg, welchen das Originalwerk mit der zweiten Auflage kundgibt, annehmen lasse, dem Verlagsberechtigten sey immerhin schon einiger Nutzen geworden, die Gefahr der Concurrenz wenigstens von dem Absatz der ersten Auflage abgewendet. Allein gegen jene belgische Bestimmung spricht doch überwiegend die Rücksicht, daß gerade bei den nutzbringendsten und in dieser Aussicht höchsthonorirten Werken die erste Auflage sich oft so rasch vergreift, daß eine Uebersetzung in der kurzen Zwischenzeit vor der zweiten Auflage gar nicht möglich, also für den Verlagsberechtigten verloren wäre. Man braucht hier nicht einmal die Fälle im Auge zu haben, da Auflagen in wenigen Stunden oder Tagen vergriffen sind; selbst eine Frist von Wochen und Monaten kann dem Verlagsberechtigten nicht genügen, um sein Werk, namentlich auch mittelst Uebersetzung, gehörig zu nützen. Bei solchen Werken bezahlt der rechtmäßige Verleger dem Autor meist ein so hohes Honorar, daß er, um nicht Schaden zu erleiden, auf die vollständige Ausbeute rechnen muß; andererseits ist

gerade bei derartigen Werken die Concurrenz, auch der Uebersetzung, am meisten zu fürchten, weil sie am ehesten eintritt.

Aus diesen Gründen, und um jeder Ungewißheit von vorn herein vorzubeugen, wird man eine nach Jahren absolut bestimmte Frist vorziehen. Will man daher das Schutzrecht des Autors gegen Uebersetzung an die Bedingung knüpfen, daß er binnen zwei oder drei Jahren vom Erscheinen des Originalwerkes eine Uebersetzung in die betreffende Sprache veranlasse, so ist gegen diese Art der Beschränkung nichts einzuwenden.

Das Princip, welches der Vervielfältigung eines literarischen Erzeugnisses in der einen Sprache das Wiedergeben desselben in einer andern gleichstellt, hat consequenter Weise auch die Folge, daß die Aufführung dramatischer Werke, die in der Sprache des Originals unzulässig wäre, es auch im Gewand der Uebersetzung bleibt; die Verhältnisse sind hier im wesentlichen dieselben, wie bei Vervielfältigung durch den Abdruck. Einer besondern Beschränkung der Frist für Uebersetzung bedarf es hier um so weniger, als schon die Schutzfrist für das Originalwerk, namentlich durch den Bundesbeschluß vom 22. April 1841, sowie durch die Landesgesetze beschränkt wurde.

Der Bundesbeschluß bestimmt in dieser Hinsicht:

„1) die öffentliche Aufführung eines dramatischen oder musikalischen Werkes im Ganzen, oder mit Abkürzungen, darf nur mit Erlaubniß des Autors, seiner Erben oder sonstigen Rechtsnachfolger stattfinden, so lange das Werk nicht durch den Druck veröffentlicht worden ist;

2) dieses ausschließende Recht des Autors, seiner Erben oder sonstigen Rechtsnachfolger soll wenigstens während zehn Jahren, von der ersten rechtmäßigen Aufführung des Werkes an, in sämmtlichen Bundesstaaten anerkannt und geschützt werden.

Hat jedoch der Autor die Aufführung seines Werkes ohne Nennung seines Familien- oder offenkundigen Autornamens irgend Jemanden gestattet, so findet auch gegen Andere kein ausschließendes Recht statt.“

Ist, wie nicht mehr beanstandet werden kann, bei Ertheilung des Rechtsschutzes das Absehen des Gesetzgebers darauf gerichtet, daß eine der bürgerlichen Gesellschaft nützliche Thätigkeit angeregt und gesichert, deren Früchte gegen äußere Eingriffe gewahrt

werden, und ist die Grenze, welche nach andern Gebieten hin dieser Schutz nicht überschreiten will, das Interesse des Publikums an ungehemmter Circulation der Ideen, so stößt gegen diese Grenze der hier vertheidigte Schutz nicht an. Denn welcher Unbefangene wird befürchten, die Wissenschaften, Künste, Gewerbe möchten durch den Schutz, welchen der fremde Autor für seine Publikation hier genießt, solcher Publikation überhaupt verlustig gehen, der Autor werde sie nun unterlassen, da sie eben erst nutzbringend für ihn wird?

Löst sich aber die angedeutete Befürchtung, welcher wir vielfach begegnen, wenn man ihr auf den Grund blickt, nur in die Sorge auf, die billigeren Nachdrucke möchten dem Markt entgehen, so wird damit das Princip des Autorrechtes selbst und die Unstatthaftigkeit des Nachdrucks angezweifelt, somit in Frage gestellt, ob dem Autor die Früchte seiner Arbeit vergönnt, oder ob der Bereicherung müheloser Spekulation einerseits, dem minder kostspieligen Genuß des leselustigen Publikums andererseits, die Subsistenz und das Arbeitskapital des Schriftstellers, welcher doch nur für das Publikum arbeitet und den Buchhandel in Nahrung setzt, rücksichtslos geopfert und preisgegeben werden soll?

Hier ist es, wo die materiellen Interessen mit der Ehre der Nation sich vereinigen. Diese ist aber noch in anderer Weise bei der Frage betheiligt. Nur durch gute, dem Geiste des Originalwerkes möglichst entsprechende Uebersetzungen tritt die Literatur eines Landes in ihrer ganzen Bedeutung und Wirksamkeit in den Verkehr des Auslandes ein. Zumal die klassische Literatur einer Nation, ihr Stolz und Vorzug im Weltverkehr, die Grundlage ihrer Geistesbildung, mit richtigem Verständniß übersetzt, in der getreuen, würdigen Uebertragung dem Auslande vorgeführt und einverleibt zu sehen, ist gewiß weit mehr eine Forderung der Civilisation, als die entgegenstehende, daß jedem, wenn auch noch so unverständigen oder gewissenlosen Uebersetzer überlassen werde, seine verstümmelnden Uebertragungen für Abbilder und Repräsentanten der Originale auszugeben, und diese selbst damit in Mißkredit zu bringen.

Kann es einer Nation gleichgültig seyn, wenn ihre Literatur, ihre Schriftsteller, durch liederliche Uebersetzer in schiefes Licht gebracht und dadurch ihre Wirksamkeit wesentlich gehemmt wird?

Wenn die Verbreitung der Ideen, wenn das Interesse der Civilisation und die für möglichst Viele zu beschaffende Erleichterung, sich

an deren Vortheilen zu betheiligen, es seyn soll, welche nach der Ansicht der Vertheidiger der Uebersetzungsfreiheit für eine unbeschränkte Concurrenz sprechen, so fordern gerade jene Momente noch weit dringender, daß diese Verbreitung nicht in eine Entstellung ausarte, daß es dem Autor wenigstens binnen einer angemessenen kurzen Frist anheimgestellt bleibe, diese Verbreitung selbst zu regeln und zu überwachen.

Mit dem Gesagten dürfte auch kein Grund übrig bleiben, bei dem Schutz des Autors gegen Uebersetzung eine Collision mit den wahren Interessen „der literarischen Gemeinschaft" (Bluntschli l. c. §. 50 Ziff. 4) zu finden.

Ebensowenig wie von literarischem, kann von nationalökonomischem Standpunkte ein Grund gegen die hier vertheidigte Erstreckung des Verlagsrechts entnommen werden.

In diesem Punkte ist es, wo die Ausführung der Denkschrift des Börsenvereins über den internationalen Rechtsschutz gegen Nachdruck zwischen Deutschland, Frankreich und England (Leipzig 1855) den hier ausgeführten Ansichten am entschiedensten entgegentritt; deßhalb und weil diese ganze Ausführung wesentlich von den materiellen Motiven ausgeht, welche in den bisherigen Nachdruckszuständen „die Quelle der Erhaltung, des Erwerbes, des Gewinnes für Tausende" sehen, mochte die zusammenhängende Würdigung dieser beachtenswerthen Stimmführung erst hier ihre Stelle finden.

Der Kernpunkt dieser Ausführung ist (S. 12): daß durch ein Verbietungsrecht gegen Uebersetzung, der Zweig des deutschen Buchhandels, welcher „durch Uebersetzung Bearbeitung und Auszug dem deutschen Bedürfniß" die ausländischen Werke zugänglich machte und damit deutsche Wissenschaft wie Industrie gefördert habe, völlig vernichtet werden würde.

Damit von vornherein nicht der richtige Standpunkt durch Einmischung von Nichthierhergehörigem verrückt, nämlich Uebersetzung, Bearbeitung und Auszug in Eine Kategorie gestellt werde, heben wir hervor, daß mit dem Verbot der unbefugten Uebersetzung die Bearbeitung und der Auszug dem verbotenen Nachdruck noch keineswegs gleichstehen, wie sie denn anerkanntermaßen nicht unter denselben Gesichtspunkt fallen (Jolly a. a. O. S. 151 u. S. 154). Solche Gedankenbenützung gibt auch das preußische Gesetz (Hitzig a. a. O. S. 54), und in gewissem Umfange das österreichische (§. 5. Ziffer a und b), ebenso die Gesetze von Braunschweig

(§. 4. Ziff. 1 und 2), und Sachsen Weimar-Eisenach (§. 4. Ziff. 1 und 2), geben also gerade diejenigen Gesetze frei, welche eine Beschränkung der Uebersetzungsfreiheit als nothwendig erkannten.

So lange aber in Bearbeitung und Auszug der Ideengehalt ausländischer Werke der deutschen Wissenschaft und Industrie sich bietet, werden diejenigen, welche nicht in der Lage sind, sich der Originalausgaben zu bedienen, einen wesentlichen Eintrag in der That nicht erleiden.

Die Strömung industrieller Fortschritte, wissenschaftlicher Mittheilungen kommt allerdings nicht bloß denen zu gut, welche das Bedürfniß fühlen, an der originalen Quelle selbst zu schöpfen, aber die Uebersetzung ist nicht ihr einziger Kanal, sie erweitert sich am meisten fruchtbringend in der Aufnahme, Weiterbildung, Umgestaltung durch neue geistige Producte, welche an jene etwa anknüpfen mögen. Und dann, wer sagt denn, daß Uebersetzungen durch den Schutz des Autors verschwinden sollen? sie werden, wie wir im Verlaufe dieser Erörterung zeigen, durch diese Garantie erst in tüchtigerer Weise hervorgerufen. Aber setzen wir einmal, um auf den Standpunkt der Denkschrift einzugehen, den Fall, ein Werk würde drei Jahre lang, (denn dieß wird das Ergebniß unseres Schlußantrags seyn), einer gehörigen wörtlichen Uebersetzung entbehren, ein Fall, welcher, wenn wirkliches Bedürfniß für den Verkehr, d. h. für Wissenschaft und Industrie vorliegt, schon deßhalb höchst selten eintreten kann, weil er, unter diesen Voraussetzungen, dem eigenen klaren Interesse des Verlagsberechtigten zuwiderliefe; doch, setzen wir einen solchen Fall: könnte er es rechtfertigen, daß nun auch in all den tausend andern Fällen der Autor mit einem namhaften Theil der Früchte seiner Arbeit der mühelosen Freibeuterei preisgegeben würde? Wäre es gerechtfertigt, dem Autor, weil er zögert, dem Original die Uebersetzung folgen zu lassen, letztere schlechthin wegzunehmen? ja ihm nicht einmal kurze Frist zu gestatten, daß er, selbst wenn er dazu bereit ist, das Werk, welches er erzeugte, nun als das seine auch mit dem Gewand der Uebersetzung bekleide? soll es gerecht seyn, daß der Uebersetzer, weil er das Gewand der Uebersetzung zuschneiden kann, nun das Werk selbst usurpiren und als das seine ausnützen möge?

Selbst wenn wir bei dem nächsten Fall, welchen die Denkschrift im Auge hat, dem der deutschen Uebersetzung französischer Werke stehen bleiben, ohne vorerst die übrigen Interessen ins Auge

zu fassen, so müssen wir Bedenken tragen, das Fremdlingsrecht, von jeher in Deutschland nur retorsionis causa geübt, nun gegen die Angehörigen desjenigen Staats hervorsuchen zu lassen, welcher zuerst seinerseits die Benachtheiligung der Ausländer aufhob, und auf dem Gebiet des Verlagsrechts dem Grundsatz, daß auch Fremde privatrechtliche Rechtsfähigkeit haben, Geltung verschaffte. Sollte man einem Ausländer, welchem wir ohne Anstand für seine nützliche Erfindung Patentschutz, gerade wie den Staatsangehörigen, verleihen, deren generellen Rechtsschutz verweigern? Wir müssen bezweifeln, ob dem preußischen Gesetzgeber wirklich, wie die Denkschrift unterstellt, „nicht in den Sinn gekommen, dem Ausländer das gleiche Recht gewähren zu wollen." Sagt dieses Gesetz doch ausdrücklich (in §. 38): „Auf die in einem fremden Staate erschienenen Werke soll dieses Gesetz in dem Maaße Anwendung finden, als die in demselben festgestellten Rechte den in Unseren Landen erschienenen Werken durch die Gesetze dieses Staates ebenfalls gewährt werden."

Es kommt aber auch der Denkschrift selbst nicht in den Sinn, dem Princip der Gerechtigkeit entgegenzutreten, sie anerkennt deren Forderung, indem sie erklärt: „Es kann und soll im Grundsatz das Wünschenswerthe und mit Recht und Billigkeit allein Zusammenstimmende eines internationalen Schutzes der Geisteswerke gar nicht in Abrede gestellt werden, und man ist weit entfernt davon, den Grundsatz anfechten und das Streben nach seiner Verwirklichung verwerfen zu wollen."

Die Denkschrift anerkennt damit den Grundsatz, aber sie verkennt seine Consequenzen, sie übersieht, daß der internationale Schutz ohne Schutz gegen die Concurrenz unbefugter Uebersetzungen illusorisch, noch kein ausreichender wirklicher Schutz ist, sie mißachtet ein Moment, welches in den Staatsverträgen von England, Frankreich, Belgien, also von denjenigen Staaten, welche den bedeutendsten literarischen Verkehr nächst Deutschland haben, gewiß nicht ohne die gewichtigsten Motive gewürdigt wurde.

Es ist lediglich der Standpunkt der Nützlichkeitstheorie, es ist die Rücksicht auf die Interessen deutscher Uebersetzungsproducenten, welche den Blick der Denkschrift von dem Grundsatz und seinen Folgerungen abgleiten macht. Wir wollen auch auf diesen Standpunkt eingehen, nicht mehr davon reden, daß eine Nation dabei interessirt ist, daß die Durchführung des Rechts nicht um deßwillen

unterbleibe, weil nach augenblicklicher Sachlage die Eine Parthie dabei mehr gewinnt als die andere.

Wir wollen untersuchen, was die Denkschrift von den Nachtheilen des Verbietungsrechts gegen Uebersetzungen beibringt. Es soll „notorisch seyn, daß ein bedeutender Theil dessen, was an Lustspielen, Romanen, an Werken über Gewerbe, Handel und Naturwissenschaft in Deutschland erscheint, Uebersetzungen oder Bearbeitungen französischer Originale sind."

Davon geht nun für unsere Betrachtung der Theil zunächst ab, welchen die Bearbeitungen bilden, denn diese will das Schutzrecht der Uebersetzung nicht beschränken. Im Uebrigen aber dürfen wir billig fragen: ist es die massenhafte Aufhäufung von Drucken, ist es unbedingt die Quantität der Publikationen, welche den Aufschwung des Buchhandels befördert? wird er nicht von diesen Unmassen ebensosehr wie die Literatur erdrückt? Wir weisen auf die früher erwähnte mahnende Stimme in den Blättern für literarische Unterhaltung zurück, welche die Uebersetzungsproduktion unter Anderem als Fabrikunwesen, als Thätigkeit der Maschine mit allem Grausenerregen der Concurrenz, mit aller Dampfhast des Expedirens schildert, welches nirgends so sehr als unter den Uebersetzern Deutschlands um sich gegriffen habe.

„Dagegen die Verbreitung deutscher Erzeugnisse nach Frankreich" soll höchst unansehnlich seyn. Muß es darum immer so bleiben? ist nicht die Verbreitung deutscher Sprachkenntniß im Ausland in stetem Wachsen begriffen? und ist hiefür nicht ein wesentliches Mittel die Begünstigung des Absatzes der deutschen Originalproducte durch deren Schutz? Wenn aber auch „die Uebertragungen der deutschen Originale in fremde Sprache weit seltner geschehen," so zeigt dieß, wie es noch eben Zeit ist, durch Schutz der deutschen Autoren im Ausland ihnen selbst den Nutzen und die Verbreitung ihrer Werke dort sicher zu stellen; auch läßt sich gar nicht absehen, inwieweit eine von dem Autor des Originals selbst veranlaßte Uebersetzung deren Güte und damit den Absatz steigert, während jener in Ermangelung eines Schutzes sich mit dem Unternehmen nicht befassen kann, sondern sein Werk unter den Händen unfähiger Uebersetzungsfabrikanten verstümmeln lassen muß.

„Daß der deutsche Buchhandel aus der Vervielfältigung und Uebertragung französischer Schriften bisher einen bedeutenden Nutzen gezogen hat, da es ein wirklich einträglicher Theil seiner Thätigkeit

war, wogegen der französische Buchhandel aus Nachdruck und Uebersetzung deutscher Werke gar keinen Nutzen ziehen konnte,"[1] dieser Grund beweist nicht mehr und nicht weniger, als daß der Nachdrucker mit dem Nachdruck Geld gemacht hat. Aber „den deutschen Buchhandel" in seiner Bedeutung für den Weltverkehr, sowie für die nationale Industrie, möchten wir nicht mit den Uebersetzungsfabriken identificiren.

Die Denkschrift selbst ist auch gewiß weit entfernt, dem Nachdruck, oder dem was ihm gleichsteht, das Wort reden zu wollen, allein sie scheint zu übersehen, an welche Grenzen ihre Consequenz hinführt, zu welchen Folgerungen ihre Anführungen von Solchen mißbraucht werden möchten, mit welchen die Redner der Denkschrift doch keinerlei Gemeinschaft haben.

Soll es fernerhin wirklich als ein Grund gegen den Schutz der Autoren gelten können, daß dadurch „dem französischen Buchhandel kein Vortheil entzogen" rc., „daß mit Aufstellung eines internationalen Schutzrechtes der ihm manchen Eintrag thuende Nebenbuhler beseitigt ist," so muß doch widersprochen werden, „daß dem deutschen Buchhandel der französische gegenseitige Schutz gegen Nachdruck nichts nütze, weil seine Erzeugnisse ohnehin in Frankreich nicht nachgedruckt noch übersetzt werden." Denn wer will aus den momentanen Zuständen folgern, dieselben möchten jeden Um- und Aufschwungs unfähig seyn? Und wer will im Voraus darüber absprechen, welche Verkehrserweiterungen ein Staatsvertrag mit materieller Gleichstellung der Zoll- und ähnlichen Verhältnisse im Gefolge haben werde?

Es ist weiterhin geltend gemacht, „Wissenschaften und Gewerbe Deutschlands möchten Noth leiden, wenn die Vervielfältigung französischer Werke wegen des internationalen Schutzes fernerhin nicht möglich sey, deren Uebertragungen und Bearbeitungen in Deutschland nicht mehr erscheinen können." Allein, abgesehen davon, daß Bearbeitungen immerhin frei bleiben mögen, und die Schranke der Uebersetzungsconcurrenz nur eine der Zeit nach sehr beschränkte seyn soll, so läßt sich doch in der That nicht annehmen, daß die Uebersetzung, wenn ihre Veranstaltung ein Verständniß mit dem Autor oder ausländischen

[1] Die Denkschrift scheint ganz zu übersehen, daß nicht Goethe's sämmtliche Werke allein, sondern auch die Werke Schillers, Wielands rc. zu Paris nachgedruckt worden sind. In diesen Tagen eben wurden die Stereotypen der Schiller'schen und Wieland'schen Werke zu Paris zum Verkauf ausgeboten. Die Redaction.

Verleger erfordert, um deßwillen nicht mehr oder auch nur in Deutschland nicht mehr erscheinen möchte. Wo ein Markt ist, da findet sich sogar für ein patentirtes Erzeugniß noch Anziehungskraft genug. Deßhalb wird das Publikum oder Wissenschaft und Industrie nichts verlieren, sondern höchstens diejenigen Drucker, welche sich einen bisher erleichterten Gewinn erschwert sehen.

Wir werden nicht glauben, daß hier die Interessen der Wissenschaft und Vervollkommnung der Industrie mit denen der Uebersetzungsindustriellen noch Hand in Hand gehen: jene werden die Uebersetzungen erhalten, aber ein Theil des Gewinns mag dem ausländischen Verlagsberechtigten unter Umständen zufließen.

Daß „die Uebersetzungen der Verfasser unter dem Titel: deutsche Originalausgabe, die Verbreitung nicht finden könnten, welche die dem Bedürfnisse des deutschen Volkes angepaßten Uebersetzungen mit den nachgedruckten Abbildungen von deutschen Verlegern veranstaltet, erlangten," daß jene Originalausgaben ihre Verbreitung auch alsdann nicht sollten finden können, wenn die lediglich aus der ganz unbeschränkten Concurrenz und den dadurch herabgedrückten Preisen erwachsende Anziehungskraft von Nachdrucksausgaben und leichtfertigen Uebersetzungen wegfällt, dürfte wohl bezweifelt werden.

Die Beweisführung der Denkschrift dafür, daß „hier die Sachlage doch eine andere sey, als bei dem gewöhnlichen Nachdruck," scheint mißlich: „dem Nachdrucker sagt man mit Recht: „nimm nicht Artikel, für welche bereits ein Dritter dem Urheber den Kaufpreis zahlte" (ist aber der Fall nicht derselbe, wenn der eigenmächtige Uebersetzer in dem Absatz der Originalausgabe, sowie der autorisirten Uebersetzung den fremden Verleger beeinträchtigt?). Zu dem Volke kann man aber nicht, um das Verbietungsrecht der Uebersetzung zu vertheidigen, sagen: „laß dir von deinen Schriftstellern Bücher über solche Gegenstände, die vom Nachbarvolk erfunden und entdeckt sind, schreiben und verbreite sie, ohne dessen Geisteserzeugnisse zu benutzen, unter deinen Gliedern." Wir verlangen solches nicht, wir sind weit entfernt, die „Benutzung" fremder Geisteserzeugnisse, selbst zu neuen Erzeugnissen, zu beschränken. Aber dennoch wollen wir nicht, wie ausgehoben, zu dem Volk sprechen; wir wollen Volk und Literaten nicht zum Plagiat anstiften, noch dazu, daß sie, was schon geschrieben ist, nochmals schreiben. Es bedarf auch einer solchen Sprache gar nicht, „um das Verbietungsrecht der Uebersetzung zu

vertheidigen." Denn es soll kein absolutes Verbietungsrecht, nur eine mäßige Schranke gegen unberufene Uebersetzung vertheidigt werden. Wenn aber nach einer Uebersetzung schon jetzt starke Nachfrage entsteht, so müßte der fremde Verlagsberechtigte sein Interesse schlecht verstehen, wollte er nicht das Recht einer Uebersetzung ausüben, oder an einen unserer Unternehmer verkaufen.

So kann uns denn auch weder „das höhere Gesetz des culturgeschichtlichen Berufs der Völker, noch die Aufgabe der Gesetzgebung, die Wege der Mittheilung nicht abzuschneiden", mit Grund entgegengehalten werden; wir möchten vielmehr fragen, auf welcher Seite die entschiedenere Vertretung des literarischen Weltverkehrs liege, ob in dem internationalen Schutz oder dem nationalen Egoismus?

„Alle innere Wahrheit" wird den Momenten abgesprochen, daß durch die österreichische und preußische Fristbeschränkung und durch autorisirte Uebersetzung den Nachtheilen vorgebeugt werde; denn die autorisirte Uebersetzung könne schlecht, die wörtliche unbrauchbar seyn, nach Umständen könne dem Bedarf nur eine „Bearbeitung genügen." Nun wollen wir letztere ja eben freigeben, und was den andern Grund belangt, so kann es allerdings vorkommen, daß auch einmal eine schlechte Uebersetzung erscheine; war es denn aber unter der blühendsten Concurrenz anders, sind wir in dem Stande der Unschuld, daß, wie die Denkschrift argumentirt, „wo den Uebersetzungen die Concurrenz freigelassen wird, nur die gute Uebertragung den Sieg davon trägt?"

Ist in der That „der Schutz nicht nothwendig für den Verfasser, da er es in der Hand hat, gleichzeitig im Ausland eine Uebersetzung erscheinen zu lassen, welche die Concurrenz meistens ganz ausschließt, wenn sie nur den Bedürfnissen entspricht?" Welcher Verleger würde eine solche schutzlose Uebersetzung unternehmen und den Schriftsteller dafür honoriren? dieser müßte denn garantiren, daß seine Uebersetzung durch innere Trefflichkeit auch jede Concurrenz der billigsten Ausgaben überwinde; aber hätte der Autor auch keinen Anstand, solches zuzusichern, würde ein Buchhändler ihm Glauben und Kredit schenken?

Den Ausführungen der Denkschrift über den Nutzen gleichförmiger Bestimmungen und die Nothwendigkeit einer Rücksichtnahme auf die Bedingungen des Verkehrs kann gegenwärtige Erörterung nur beitreten. Wenn aber die Rücksicht auf die Interessen der Uebersetzungsproducenten in Anspruch genommen wird, um wenigstens

die „Eile" bei Ertheilung des Schutzes „als von den Umständen nicht geboten" abzuwenden, weil ja auch „dem Unwesen der Nachdrucker trotz der seit Jahrhunderten erschollenen Klage erst in neuerer Zeit" gesteuert worden, so müssen wir von unserem Standpunkte vielmehr sagen: eben deßhalb, weil wir ein langes Unrecht zu tilgen, und endlich eine der Idee entsprechende Rechtsbildung in ihren Principien begründet haben, drängt es uns, das Erkannte auch in Ausführung zu sehen.

Eine ganz andere Frage ist die, in welcher Weise die materiellen Verhältnisse bei Abschluß von Staatsverträgen zu berücksichtigen seyen? Daß hier die Erleichterung der Einfuhr u. dgl. die größte Beachtung verdient, ist unbestreitbar, und wir können es der Denkschrift nur Dank wissen, daß sie dieß eindringlich hervorhebt. Damit fällt auch die von der Denkschrift an ein Uebersehen der materiellen Verkehrsbedingung geknüpfte Befürchtung, „sobald der internationale Schutz bestehe, möchten die Deutschen leicht auf französischen Pressen drucken lassen," und zwar die in Deutschland zu debitirenden Exemplare!

Wollte aber die Denkschrift nicht unserem Princip entgegentreten, sondern, dessen Berechtigung anerkennend, nur Klugheit bei der Ausführung anrathen, so kann man ihr darin wieder nur beistimmen. Und liegt nicht jenes Anerkenntniß darin, wenn (S. 8) gegen jede „Absicht, den Nachdruck der unter einer andern Gesetzgebung erschienenen Werke im Princip vertheidigen zu wollen," Verwahrung eingelegt, und nur gefordert wird, daß „das Bestehende allmählich in die neuen Formen übergeleitet werde?" wobei denn dem Verein, welcher die große Mehrheit deutscher Buchhändler vertritt, das Wort gebühre. Dieß Wort zu führen steht den Verlegern, den Rechtsnachfolgern der Autoren und den Trägern der materiellen Interessen des literarischen Verkehrs unzweifelhaft zu. Und wir hegen zu große Achtung vor den Namen der Stimmführer des Börsenvereins, wir anerkennen es zu sehr, daß sie dem nationalen Gesichtspunkte den Vorrang anweisen, um glauben zu können, sie beabsichtigten es, ihr gewichtiges Wort zweideutigen Sonderinteressen dienstbar zu machen. Aber sie lassen sich, befürchten wir, durch weitgehende Rücksichtnahme auf augenblickliche Zustände zu Concessionen verleiten, welche, mit deren voller Tragweite, sie selbst nicht beabsichtigen möchten.

Die Uebersetzungsfabrikanten und Nachdrucker werden sich herandrängen und für ihre selbstischen Interessen jene Worte der Denkschrift ausbeuten, in einer Weise, welcher die Verfasser der Denkschrift selbst Verwahrung entgegenstellen und hervorheben dürften, daß sie auch den Standpunkt der Autoren und deren Interessen, welche auf die des nationalen Buchhandels rückwirken, im Auge zu halten gesonnen seyen.

Denn mag auch, wie die Denkschrift (S. 20) sagt, die Gesetzgebung für sich die deutsche Literatur noch nicht zur Weltliteratur erheben können, so kann sie doch ihren Aufschwung hiezu ermöglichen, sichern, ihr die Bahn bereiten. Will die Denkschrift diese Saite berühren, so muß, wie sie den particularistischen Abschlüssen die höheren nationalen Interessen entgegensetzt, auch hier ein Standpunkt über der Atmosphäre der Uebersetzungsfabriken gewonnen werden, die freie Höhe, auf welcher die größten und fruchtbarsten Geister aller Nationen sich neidlos die Hand reichen und erkennen, daß Alle gemeinsamen Zwecken dienen, gemeinsame Interessen haben, und daher in ihrem literarischen Wirken auch allgemeinen Schutz und gegenseitige Anerkennung verdienen.

Wir wenden uns von den Argumenten des Börsenvereins wieder dem allgemeinen Verfolg unserer Erörterung zu. Nicht einmal für rein äußerliche, numerische Betrachtung läßt sich, wie dieß manche (namentlich Enslin a. a. O. S. 31) glauben, anführen, „daß durch Herausgabe mehrerer Uebersetzungen viele Hände in Bewegung gesetzt werden, und daß durch gesteigerte Concurrenz und durch die angestrengte Thätigkeit mehrerer Verleger der Absatz der Sortimenter unzweifelhaft ein größerer war.“ Wenn von dem betreffenden Werk innerhalb der Schutzfrist auch nur Eine Uebersetzung erscheint, werden doch so viele Hände (und zwar, da das ganze Unternehmen besser rentirt, mit der Möglichkeit höheren Lohnes) in Bewegung gesetzt, als erforderlich sind, um alle Kaufsliebhaber zu befriedigen, ob sich diese nun in Eine oder in verschiedene Ausgaben theilen. Ebenso mag es sich bei den Sortimentsbuchhändlern verhalten, welche überdieß eine durch Concurrenz nicht bedrohte Uebersetzung vortheilhafter absetzen werden, als mehrere Uebersetzungen, welche concurrirend sich gegenseitig herabdrücken. Ein solider Artikel mit stärkerem Absatz wird dem soliden Sortimentsbuchhändler erwünschter seyn, als viele, deren Werth gering und deren Absatz zweifelhaft ist.

Kraft, Gesundheit, Solidität und Wohlstand eines Gewerbes werden nicht durch krankhaftes Aufwuchern vieler schwächlichen Unternehmungen befördert. Nur die Concurrenz der billigsten und meist schlechten Uebersetzungen würde durch den beregten Rechtsschutz beschränkt, dagegen solide und einträgliche Unternehmungen hervorgerufen; die Masse der Uebersetzungsindustrie beeinträchtigt den soliden Buchhandel; der eine Verleger thut dem andern damit Abbruch, der eine Uebersetzer dem andern, die eine Uebersetzung wird von den Schlingpflanzen vieler concurrirenden erstickt, der Markt wird mit Massen von Publikationen überführt, deren Vielheit nur Mißtrauen, Verluste, zuletzt industriellen Ruin erzeugt.

Ein bedeutender Zweig des Verlagshandels hingegen wird neu aufblühen, wird seine Kraft in die Adern der vielen Hülfsgewerbe verbreiten, wird der gesammten nationalen Industrie gesunde Früchte tragen, wenn ein gesetzlicher Schutz die Verleger, die Pfeiler des literarischen Verkehrs, in den Stand setzt, einen soliden Verlagsartikel gesichert zu betreiben. Ein deutscher Verleger sieht z. B. in England ein Werk erscheinen, und erkennt — eine Voraussetzung, wozu die Intelligenz und höhere Geistesbildung der namhaften deutschen Verleger berechtigt — daß es auch in Deutschland in einer deutschen Uebersetzung ein Publikum finden würde; es wäre ihm ein leichtes, mit dem Autor sich über den Verlag einer deutschen Uebersetzung zu vereinbaren; er contrahirt leicht und billig, weil er die Chancen richtiger beurtheilt, als der dem deutschen Markt fremde Autor oder ausländische Verleger; er kennt die bedeutendsten Uebersetzungstalente, engagirt einen tüchtigen Uebersetzer, veranstaltet eine solide, weil auf gesetzlichen Schutz basirte Uebersetzung, vermag eben deßhalb seine Gehülfen besser zu bezahlen, und hat dem gesammten Buchhandel, insofern er nur richtig spekulirte, einen Zuwachs, dem Verkehr eine Bereicherung vermittelt.

In ähnlicher Weise würde der deutsche Verleger bei den Kenntnissen und Mitteln, welche ihm hiefür in Deutschland vorzugsweise zu Gebot stehen, die Uebersetzung deutscher Werke in fremde Sprachen unternehmen, was ihm geradezu unmöglich ist, insolange weder die deutsche noch die ausländische Gesetzgebung eine solche Uebersetzung gegen anderweite Uebersetzungen desselben Werkes schützt. Welcher tüchtige Verleger kann ohne bedenkliches Risiko in ein Uebersetzungsunternehmen Kapitalien stecken, insolange ihm dessen ganze

Frucht durch andere gegen ihn gerichtete Uebersetzungen jeden Augenblick vereitelt werden kann?

Die Beeinträchtigung durch den Mangel an Schutz gegen Uebersetzung tritt dem Autor und Verleger eines deutschen Bundesstaates, z. B. dem Oesterreicher, welcher doch sein Erzeugniß für den ganzen Kaiserstaat bestimmte, und dessen Verbreitung, sey es in dem Dialekt der Provinz, welche er bewohnt, oder in dem der übrigen, als Frucht seiner Arbeit ausbeuten will, schon auf seinem eigenen Staatsgebiet, wie wir gesehen haben, entgegen, so daß ihm nicht einmal die Verbreitung seines Werkes in allen Dialekten seines Vaterlandes vorbehalten bleibt.

Nun hat aber die Gesetzgebung und haben in den betreffenden internationalen Verträgen die Staatsgewalten selbst das Princip sanktionirt und durchzuführen begonnen, daß der Schutz des Autorrechts nicht in die Schranken der Nationalität des Autors eingeschlossen seyn soll.

Würde von den Gesetzen schlechthin der deutsche Autor in England, Frankreich, oder der französische Schriftsteller und sein in Frankreich erschienenes Werk in deutschen Bundesstaaten, weil es hier nicht erschien, nicht geschützt, so wäre die rechtliche Consequenz auch dem Schutz solcher Werke in Gestalt ihrer Uebersetzung entgegen. Da nun aber in den meisten Staaten der internationale Schutz den beiderseitigen Staatsangehörigen und ihren Werken gegen Beeinträchtigung durch unbefugte Vervielfältigung ohne Unterscheidung im vollsten Maße kraft der Gesetze (und Reciprocität), oder Staatsverträge gewährt und garantirt i, : so wird die Erstreckung solchen Schutzes wider diejenige Beeinträchtigung, welche dieselben wesentlichen Merkmale an sich trägt, nicht nur eine Forderung der Consequenz, welche das Rechtsbewußtseyn durch positive Rechtsentwicklung erfüllt zu sehen erwarten darf, sondern auch das dringende Bedürfniß der Abhilfe materieller Ungleichheit, welche zum Nachtheil der diesseitigen Staatsangehörigen besteht.

Während der Engländer sein Werk z. B. in Preußen unter dem Schutz der Nachdrucksgesetze debitirt, ja sogar gegen unbefugte Uebersetzung geschützt ist, wird dem preußischen Schriftsteller eine Nutzung seines Werkes in England durch die Concurrenz englischer Uebersetzungen unmöglich gemacht; ebensowenig findet der deutsche Verleger durchgehenden Schutz in Deutschland für die Uebersetzung

eines ausländischen Werkes, deren Verlagsrecht er von dem Autor etwa erwarb.

Noch andere schreiende Verwicklungen können hier vorkommen: wenn z. B. ein deutsches Werk in französische Sprache übersetzt, und nun aus dieser in die deutsche zurückübertragen würde, so ist dieß an sich die Uebersetzung eines französischen Produktes, wenigstens nach der Theorie, welche in jeder Uebersetzung ein selbstständiges neues geistiges Erzeugniß sieht, das eben damit wieder einer eigenen Uebersetzung fähig wäre. Daß aber, wenn man auch je den Schutz gegen Uebersetzung verweigern wollte, dieser Fall doch ein wesentlich anderer ist, und in ihm noch in weit größerem Maße die Interessen des Autors verletzt werden, ist unzweifelhaft. Aber nach dem Stande unserer Bundesgesetzgebung würde es sehr die Frage seyn, ob hier ein deutscher Richter eine in fraudem legis verübte Handlung, eine indirekte Umgehung der Nachdrucksgesetze annehmen, und gegen solche Ungebühr den Autor schützen würde?

Als Beleg für unser Bedenken kann eine Entscheidung des Leipziger Handelsgerichts (in Sachen Kollmann gegen Brockhaus, Uebersetzung von Sue's juif errant betreffend, mitgetheilt in in Nr. 102 des Buchhändler-Börsenblattes von 1844, S. 3551—56) dienen, welche ausführt: „es liegt am Tage, daß, so lange durch die Gesetzgebung nur eine auf mechanischem Wege bewirkte Vervielfältigung als unerlaubt bezeichnet wird, und so lange man die Uebersetzung eines Buches in eine andere Sprache als Werk einer geistigen Thätigkeit ansehen muß, weder der Schriftsteller noch dessen Verleger ein Recht hat, Uebersetzungen zu verhindern rc. Allerdings müßte danach auch eine Rückübersetzung in die Sprache, in welcher das Werk ursprünglich geschrieben worden war, als erlaubt angesehen werden, vorausgesetzt, daß diese Rückübersetzung als ein Produkt geistiger Thätigkeit, nicht etwa als ein bloßer Abdruck des ursprünglichen Werks anzusehen sey."

Stehen solche Gesetzesbestimmungen nicht im schneidendsten innern Widerspruch gegen das Princip unserer Gesetze und Staatsverträge, wenn sie die Interessen der Autoren und Verleger gegen Beeinträchtigung durch unbefugte Vervielfältigung zu schützen, und zu diesem Behuf auch die Schranken der Nationalitäten aufzuheben beabsichtigen, gleichwohl aber einem Dollmetscher gestatten, was sie dem Drucker so geflissentlich verbieten? Die französischen

Gerichte sehen eine dem verbotenen Nachdruck gleichstehende Umgehung der Nachdrucksgesetze nicht etwa nur in der Rückübersetzung, sondern, indem sie noch einen großen Schritt weiter gehen, sogar in der einfachen Uebersetzung des Originalwerkes.

Aber gerade solche Fälle beweisen, wie dringend es geboten ist, daß unsern Gerichten ein anderer, daß ihnen ein gesetzlicher und allgemeiner Ausweg geboten werde.

Denn eine neue, dem Verkehr höchst schädliche Rechtsungleichheit wäre die Folge, wenn Gerichte eines deutschen Bundesstaates die Uebersetzung zuließen, während sie in dem benachbarten Gebiet ausgeschlossen würde, wobei denn nicht, wie bei der französischen Centralisation, die Rechtsunsicherheit durch eine Thesis höchster Instanz erledigt werden kann. Die Gleichförmigkeit kann für die einzelnen deutschen Staaten in genügender Weise wohl nur durch einen Bundesbeschluß erzielt werden.

In keiner Weise würde es genügen, daß die Bestimmungen des preußischen oder die des österreichischen Gesetzes zur Norm genommen werden.

Denn die Beeinträchtigung, gegen welche der Verlagsberechtigte Schutz anspricht, erstreckt sich weiter, als der Schutz, welchen das preußische Gesetz gewährt. Während nämlich dieß Gesetz nur die von dem Autor und zwar gleichzeitig (oder doch innerhalb eines durch rechtliche Fiction der Gleichzeitigkeit gleichgestellten kurzen Zeitraumes) in mehreren Sprachen vollzogene Publikation gegen Uebersetzung in eine dieser Sprachen schützt, ist noch eine Reihe von Nutzungen denkbar, welche der Verlagsberechtigte aus der Uebersetzung des Werkes zu ziehen vermöchte, und welche ihm, so lange ein Gesetzesschutz gegen eigenmächtige Veranstaltung von Uebersetzungen mangelt, entgehen. Zunächst würde er, vermöchte er die Uebersetzung eine Zeit lang auszuschließen, hiedurch den Absatz seines Originalwerkes, selbst in Ländern fremder Sprache, sichern, zumal wenn ihm die große Anziehungskraft der Neuheit zu gut kommt; da wird auch ein deutsches Werk in England und Frankreich eine Anzahl von Käufern finden, welche ihm durch sofortige Concurrenz billiger Uebersetzungen entginge. Der Verlagsberechtigte könnte aber auch in kürzester Frist durch den günstigen Erfolg seiner Publikation in der einen Sprache veranlaßt werden, sein Werk in der anderen Sprache gleichfalls auszuarbeiten;

allein er hat den Vorbehalt auf dem Titelblatte der ersten Ausgabe verabsäumt; hiedurch verliert er jeden Schutz für seine neue Ausarbeitung.

Es mag an diesen Andeutungen genügen, um die Unvollständigkeit des preußischen Schutzes, welcher sich auch selbst als einen nur ausnahmsweise eintretenden ankündigt, hervorzuheben. Wie wenig das österreichische Gesetz weiter greifenden Anforderungen entspreche, ist schon früher erörtert worden.

Seine Hauptbedeutung findet der hier vertheidigte Schutz in der Ausdehnung internationaler Beziehungen; der wichtige Belang solchen Schutzes, die Unbilligkeit und Benachtheiligung, welche in dessen Ermanglung z. B. dem Preußen in England erwächst, während der Engländer in Preußen geschützt ist, wurde schon oben gewürdigt. Hier müssen Staatsverträge eingreifen; diese, wenn in ihnen die Interessen der Gesammtheit der deutschen Bundesangehörigen gewahrt, und nicht abermals Halbheiten, Unbilligkeiten und Benachtheilungen aller Art für die einzelnen Staaten und Interessenten daraus erwachsen sollen, können gleichfalls nur durch die gemeinsame Vertretung des deutschen Bundes in ersprießlicher Weise zu Stande kommen. Zu solchen Verträgen dürfte sich bei den fremden Staaten um so eher Geneigtheit finden, als solche bei vielen deutschen Staaten dermalen keine Reciprocität genießen; so wird trotz der Reciprocitätsclausel des preußischen Gesetzes dessen Schutz auch nach Publikation des französischen Dekrets vom 28. März 1852 zu Gunsten der Ausländer, dem Franzosen, wie dieß ein Schreiben des preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten vom 23. Februar 1855 (in dem Buchhändlerbörsenblatt Nr. 29 S. 400) ausspricht, versagt.

Ist nun dargethan, daß das Princip, welches den bestehenden Bundesbeschlüssen selbst zu Grunde liegt, eine weitere Ausbildung des in ihnen liegenden Kernes dringend fordert, daß diese Forderung mit keinen anderweiten nationalen Interessen in Conflict tritt, solchen vielmehr allein entspricht, und ist angeführt, wie der Schutz gegen unbefugte Uebersetzungen zunächst dem nationalen Wohlstande zu gut kommt, so tritt eine gleiche Folge für Bildung und Gesittung durch größere Verbreitung der nationalen Literatur ein. Dieser höhere Gesichtspunkt mag hier den Vertheidigern einer Concurrenz der zahllosen schlechten und darum

sehr billigen Uebersetzungen gegenüber wenigstens angedeutet werden. Die große Anzahl derjenigen, welche nur beschränkte Mittel auf Befriedigung literarischer Bedürfnisse verwenden, werden der Concurrenz einer ungemein billigen Masse schlechter Uebersetzungsfabrikate zugetrieben, insbesondere dem Abklatsch der leichten französischen Romanliteratur. Damit entgehen sie den Berührungen der gehaltvolleren nationalen deutschen Geisteserzeugnisse. Und doch bietet der Schatz unserer Literatur in allen Gebieten die Auswahl des Trefflichsten, und die namhaftesten deutschen Verleger scheuen kein Opfer, diesen Reichthum allen Schichten des Volkes immer zugänglicher zu machen. Aber freilich, der Spottpreis der französischen Tagesübersetzungen läßt sich damit nicht vereinigen.

Wie sehr aber die Staatsgewalt dabei interessirt ist, daß auch die Masse des Volkes der soliden, nicht nur dem schlimmen Einfluß einer mindestens höchst zweideutigen Literatur zugänglich werde, bedarf für den tiefergehenden Staatsmann keiner Erörterung. Hat doch schon bei den früheren Berathungen in der Bundesversammlung Sachsen dieß geltend gemacht und ausgesprochen: „Das Schicksal der Literatur überhaupt ist abhängig von dem belebenden oder störenden Einfluß, den der Rechtsschutz ausübt, und durch eine enge Begrenzung des Schutzes gegen den Nachdruck wird die solide, ernste und wissenschaftliche Literatur Deutschlands wesentlich gefährdet, dagegen nur die fliegende Roman-, Journal- und Pamphletschreiberei begünstigt und vermehrt."

Die Motive der bestehenden Bundesbeschlüsse selbst weisen auf deren Ergänzung nach Maßgabe der heutigen Verkehrsverhältnisse hin; die Concurrenz der Uebersetzungen beeinträchtigt die Nutzung des Verlagsberechtigten; dessen Produktion selbst in ihrem wesentlichen Bestand wird durch die Uebersetzung, nur in dem Medium einer andern Landessprache, verbreitet; einen eigenthümlichen Werth hat insofern die Uebersetzung nicht. Nun sprechen aber die Motive der deutschen Bundesbeschlüsse in dem Commissionsvortrag der 27. Sitzung des Jahres 1835 selbst aus, daß zu dem Gebiet des Nachdrucks „solche Nachbildungen gehören, welche keinen eigenthümlichen Werth besitzen, sondern ihren Werth von der Vervielfältigung des Originals, das sie im Gebrauch zu ersetzen bestimmt sind, und das dadurch an seinem Werthe verliert, entlehnen."

Noch mehr: bei den Verhandlungen der Bundesversammlung

selbst, in der preußischen Denkschrift, welche der Abstimmung in der 18. Sitzung von 1836 beigefügt war, ist es eben nur die in vorstehender Erörterung für die heutigen Verkehrsverhältnisse widerlegte Voraussetzung, welche eine Erstreckung des Nachdrucksverbotes auf Uebersetzungen ausschließen ließ. Denn jene Denkschrift (Prot. 1836 S. 615) sagt: „Uebersetzungen rc. dürften dem Nachdrucksverbot nicht unterworfen werden können, da solche dem Schriftsteller keinen Nachtheil bringen."

Im Schooß der Bundesversammlung selbst ist schon das Bedenken gegen die Beschränkung des Nachdrucksverbotes auf die Fälle der Vervielfältigung auf mechanischem Wege laut geworden, indem die großherzoglich und herzoglich sächsischen Häuser (Protokoll von 1836 Sitz. 10, S. 432 cf. 466) bemerkten: „Wie zweckmäßig auch durch die Worte „auf mechanischem Wege" der Nachdruck charakterisirt werde, so möchte doch zu erwägen seyn, ob nicht gerade dadurch der Begriff des Nachdrucks gegen die Absicht zu sehr beschränkt worden."

Die Intention der Bundesgesetzgebung aber ist es, welche in dem Gebiet der Uebersetzung ihre Erfüllung erst noch erwartet. Diese Erfüllung besteht darin, daß jede Uebersetzung, welche die Interessen des Verlagsberechtigten verletzt, einer unbefugten Vervielfältigung, welche auf mechanischem Wege erfolgt, gleichgestellt werde.

Fassen wir das Resultat der vorstehenden Erörterungen als Vorschlag zu einer Ergänzung des gesetzlichen Schutzes literarischer Erzeugnisse (wobei von den besonderen Verhältnissen artistischer und musikalischer Compositionen noch abgesehen wird) zusammen, so würde etwa folgende Norm sich ergeben.

„Die Verfasser literarischer Erzeugnisse und deren Rechtsnachfolger werden gegen die von ihnen nicht genehmigten Uebersetzungen ihrer Werke in gleicher Weise wie gegen deren unbefugte mechanische Vervielfältigung geschützt."

„Dieser Schutz währt von Erscheinen des Originalerzeugnisses an zehn Jahre; indeß erlischt derselbe schon nach Verfluß von drei Jahren, von dem Erscheinen des Originalwerkes an gerechnet, wenn alsdann eine von dessen Verfasser oder seinem Rechtsnachfolger genehmigte Uebersetzung in der betreffenden Sprache noch nicht erschienen ist."

„Für Werke, welche in Abtheilungen oder Lieferungen erscheinen, werden jeder Lieferung die Fristen besonders berechnet."

„Die Rückübersetzung eines literarischen Erzeugnisses in die Sprache, worin dasselbe ursprünglich verfaßt war, ist in dem Umfang und insolange ausgeschlossen, wie der unmittelbare mechanische Abdruck der ursprünglichen Ausgabe.

„Die öffentliche Aufführung dramatischer Werke, insofern sie in der Sprache, worin dieselben ursprünglich verfaßt sind, unzuläßig wäre, ist ohne Genehmigung des Verfassers oder seiner Rechtsnachfolger auch in der Uebersetzung nicht zuläßig."

Möchte die hohe Bundesversammlung sich veranlaßt sehen, eine solche Norm als Ergänzung der Bundesbeschlüsse über den Schutz der literarischen und artistischen Erzeugnisse gegen Nachdruck und unbefugte Vervielfältigung, aufzunehmen, die Publikation des Beschlusses in allen Bundesstaaten veranlassen, und die gleichförmige Bestimmung einem Bundesvertrage mit den respektiven fremden Staaten, zunächst mit England und Frankreich einverleiben.

Berichtigungen.

In Heft I. Nr. LXIX. der Deutschen Vierteljahrsschrift finden sich in dem Aufsatze: „Das Mißgeschick im Kriege," nachstehende Druckfehler:

Seite 102	Zeile 15	von oben	lies:	Ravin statt Revier.
„ 109	„ 1	von unten	lies:	Felddienst-Reglements und, statt Felddienst-Regiments und ꝛc.
„ 114	„ 2	„ „	„	sollen statt sollten.
„ 115	„ 6	„ oben	„	ist statt war.
„ 117	„ 2	„ unten	„	nichts weiter statt nicht weiter.

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Drittes Heft.

1855.

Stuttgart und **Augsburg.**

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Geschichtliche Bemerkungen zu den Prämien-Anleihen der neueren Zeit.

Die Prämienanleihen unterscheiden sich von den gewöhnlichen Staatsanleihen wesentlich dadurch, daß die Zinsen oder mindestens ein Theil derselben nicht regelmäßig ausgezahlt werden, sondern daß sie gleichzeitig mit dem Kapitale nach und nach als Prämien zur Vertheilung kommen, deren Betrag und deren Zahlungszeit für jeden einzelnen Schuldschein durch das Loos entschieden wird. Die Schuldverschreibungen lauten sämmtlich auf einen gleichen Betrag und unterscheiden sich durch die laufende Nummer der natürlichen Zahlenreihe, mit der sie bezeichnet sind. Nach bestimmten Zeitabschnitten findet jedesmal eine Ziehung statt, in der die planmäßig bestimmte Anzahl von Nummern gezogen wird und zu jeder eine der Prämien, die in dieser Ziehung zur Vertheilung kommen sollen. Die Besitzer der gezogenen Nummern sind in der Regel abgefunden durch die Prämie, die sie erhalten, so daß sie nicht weiter betheiligt sind bei dem fernern Verlauf des Geschäfts. Die kleinste der zur Vertheilung kommenden Prämien ist mindestens dem Betrage gleich, auf welchen jeder Schuldschein lautet, sammt den Zinsen, die aufgelaufen sind bis zu der Zeit, wo die Prämien ausgezahlt werden, diese zu einem mäßigen Zinsfuß berechnet. Die höchste der in einer Ziehung zur Vertheilung kommenden Prämien hat verhältnißmäßig eine gleiche Bedeutung wie das große Loos einer gewöhnlichen Lotterie. So wird in der nächsten Ziehung des Prämiengeschäfts der Seehandlung in Berlin, welche den 15. Oktober 1855 beginnt, die höchste Prämie 90,000 Thlr. betragen, die kleinste zur Auszahlung kommende Prämie beträgt 96 Thlr.; da nun jeder der Prämienscheine auf 50 Thlr. lautet, und die Aushändigung derselben im Jahre 1832, also vor 23 Jahren erfolgt ist, so erhält der Besitzer mindestens sein Kapital zurück sammt

dem Betrage, der bis zur Zeit der Auszahlung aufgelaufenen einfachen Zinsen, diese zu 4 Proc. gerechnet.

Bei der Neigung der Menschen, eine Verbesserung ihrer Verhältnisse von dem Zufalle zu erwarten, sind Prämienscheine in der Regel gesucht, der Schuldner kann deßhalb eine Prämienanleihe stets unter billigeren Bedingungen abschließen, als unter gleichen Umständen eine gewöhnliche Anleihe abgeschlossen werden könnte. Die Opfer aber, welche der Gläubiger zu bringen hat, um die Hoffnung auf einen bedeutenden Gewinn zu erkaufen, sind von so geringem Belange, daß sie von demselben gar nicht in Anschlag gebracht werden; sie bestehen hauptsächlich darin, daß er die Zinsen seines Kapitals nicht jährlich erhält, sondern daß diese ihm in Einer Summe ausgezahlt werden, zu der Zeit, zu welcher die Rückzahlung des Kapitals erfolgt. Daß bei diesen unbedeutenden Opfern, die der Gläubiger zu bringen hat, der Schuldner ohne Nachtheil hohe Prämien bewilligen kann, läßt sich leicht begreifen, wenn man berücksichtigt, wie dadurch, daß der größte Theil der Zinsen erst nach mehreren Jahren zur Auszahlung kommt, diese zur Tilgung eines Theils des Kapitals verwendet werden können, und daß die auf diese Weise an dem bereits abgetragenen Theil des Kapitals ersparten Zinsen den Prämienfond bilden, der dadurch beträchtlich noch vermehrt wird, daß der Zinsfuß, welchen der Schuldner bewilligt, höher ist als der, welcher den Gläubigern zu gute kommt, die eine der kleinsten Prämien erhalten.

Die Form, unter welcher die Ziehungen bei einem Prämiengeschäft stattfinden, ist verschieden von der, welche bei den gewöhnlichen Lotterien in Anwendung kommt, dadurch daß die Gesammtzahl der Nummern in Serien getheilt ist, von welchen jede aus einer gleichen Anzahl von Nummern besteht. Einige Zeit vor der Prämienziehung findet nun eine Serienziehung statt, in welcher von der Gesammtzahl aller Serien so viele gezogen werden, als erforderlich sind, um die Zahl der Nummern zu erhalten, die der Zahl der Prämien gleich ist, welche zur Vertheilung kommen sollen, und nur die in den gezogenen Serien enthaltenen Nummern sind bei der hierauf folgenden Prämienziehung betheiligt. So ist bei der nächsten Ziehung der Prämienscheine der Seehandlung die Zahl der Prämien 10,600, und da je 100 Nummern eine Serie bilden, so werden in der Serienziehung, welche den 3. Juli 1855 stattfinden wird, 106 von

den im Ganzen noch vorhandenen 322 Serien gezogen, und die Nummern dieser Serien sind es, welche bei der am 15. Oktober 1855 beginnenden Prämienziehung betheiligt seyn werden. Diese Einrichtung ist nothwendig wegen der sehr großen Zahl der Prämienscheine, die bei einer solchen Anleihe ausgegeben werden, und die eine Vorrichtung zur Aufnahme aller Nummern derselben nothwendig machen würde, welche der Ausführung der Ziehung nicht zuträglich seyn könnte. So würde ohne Benutzung der Serien bei dem Prämiengeschäft der Seehandlung ein Rad erforderlich gewesen seyn, welches beinahe dreimal so groß hätte seyn müssen als das die Nummern enthaltende Rad der preußischen Klassenlotterie. Es ist aber die Benutzung der Serien noch besonders deßhalb nothwendig, weil das die Nummern enthaltende Rad während der ganzen Dauer des Prämiengeschäfts, also viele Jahre lang, z. B. bei der neuen preußischen Prämienanleihe 40 Jahre lang, unter strenger Aufsicht gehalten werden müßte; irgend ein Zufall also, durch welchen diese Aufsicht unterbrochen wird, könnte nur durch eine sehr umständliche Revision ausgeglichen werden. Ein eben so einfaches als geistreiches Verfahren hat man vor einigen Jahren in Paris bei Ziehung der Gewinne der großen Goldbarrenlotterie angewendet. Bei dieser Lotterie war bei einer verhältnißmäßig nur sehr geringen Anzahl von Gewinnen, welche gezogen werden sollten, die Zahl der ausgegebenen Loose so groß, daß die Vorrichtung zur Aufnahme aller Nummern derselben einen besondern Bau erforderlich gemacht haben würde, da das Stadthaus keinen Raum enthielt, der groß genug gewesen wäre, um diese Vorrichtung aufzunehmen. Diese Schwierigkeit ist beseitigt worden dadurch, daß man 7 kleine Räder nebeneinander stellte, von welchen jedes die Zahlen 1 bis 9 und außerdem die 0 enthielt. Gleichzeitig wurde aus jedem dieser Räder eine Nummer gezogen und diese Nummern nebeneinander gehalten zeigten die Zahl an, welcher die zu eben dieser Zeit gezogene Prämie zufiel. Es ist begreiflich, daß eine ähnliche Vorrichtung bei der Ziehung einer Prämienanleihe nicht zuläßig ist.

Eine Prämienanleihe bietet in jeder Beziehung so bedeutende Vortheile, daß es nicht überraschen kann, wenn man sieht, wie selbst die solidesten Staaten von derselben Gebrauch machen. Ist die Grundlage einer solchen Anleihe von der Art, daß der Schuldner nicht zu verwerflichen Mitteln seine Zuflucht nimmt, um das Publikum zu

täuschen, so wird selbst der vorsichtigste Kapitalist keinen Anstand nehmen, bei derselben sich zu betheiligen. Leider aber wird eine solche Grundlage nicht überall vorgefunden; man hat derlei Unternehmungen gemißbraucht, um das Publikum auszubeuten; die Speculation hat sich derselben bemächtigt, um einen solchen Schuldschein zu einem künstlichen Handelsartikel zu machen und ein wucherndes Leihgeschäft mit demselben zu verbinden. Eine Geschichte der Prämienanleihen der neuern Zeit gewährt einen überraschenden Blick in die Geschichte unserer Zeit überhaupt, und einfache Facta, die ich, in Beziehung auf die in Deutschland gemachten Anleihen dieser Art hier mitzutheilen mir erlauben will, werden genügen, um die Wahrheit dieser Behauptung zu bethätigen.

1) Preußen, für welches nach dem Freiheitskriege es die wichtigste Aufgabe der Verwaltung war, die bis in ihren Grund erschütterten Finanzen zu ordnen und denselben eine Grundlage zu geben, die geeignet war, das Zutrauen und in Folge dessen den Kredit auf spätere Zeiten hinaus zu sichern, konnte diesen Zweck nur durch schwere Opfer erreichen, die der Staat bringen mußte. Die englische Anleihe von dem Jahre 1818 im Betrage von 5 Millionen Pfund Sterling wurde unter sehr lästigen Bedingungen abgeschlossen, der Staat bewilligte 5 Proc. Zinsen und erhielt nur 71 Proc. des Nominalbetrags und mußte überdieß den nachtheiligen Einfluß des Kurses sich gefallen lassen. Die auf diese Weise beigeschafften Summen konnten dauernd dem Bedürfniß nicht abhelfen, schon in dem Jahre 1820 war man gezwungen, auf die Beischaffung von weiteren Kapitalien im Betrage von mindestens 20 Millionen Thalern bedacht zu seyn. Die Staatsschuldscheine, welche 4 Proc. Zinsen gaben, standen unter 70, und es war vorauszusehen, daß bei einer fernern Ausgabe derselben in so großem Betrage der Kurs noch bedeutend herabgedrückt werden mußte. So entschloß man sich zu einer Prämienanleihe von 30 Millionen Thalern. Die Einrichtung derselben bestand darin, daß 300,000 Prämienscheine ausgegeben wurden, und mit jedem derselben zugleich ein Staatsschuldschein von 100 Thlrn.; der Kaufpreis für beide Papiere betrug 100 Thlr.; der Staat nahm von den eingegangenen Summen 70 Proc. als den Preis der Staatsschuldscheine, also im Ganzen 21 Millionen Thaler in Anspruch, und die verbleibenden 9 Millionen Thaler wurden in 10 Ziehungen als Prämien zurückgezahlt, die in Zwischenräumen von je 6 Monaten

aufeinander folgten. Die erste dieser Ziehungen begann den 1. Juli 1821 und die letzte den 2. Januar 1826. Die geringste Prämie in den einzelnen Ziehungen betrug theils 18 und theils 20 Thlr. und der höchste Gewinn in den einzelnen Ziehungen belief sich auf 80,000 bis 100,000 Thlr. Die Besitzer der Prämienscheine, welche mit einem der kleinsten Gewinne gezogen wurden, behielten ihren Staatsschuldschein, bei Auszahlung eines der größeren Gewinne aber mußte der Staatsschuldschein mit abgegeben werden. Die zur Deckung der Prämien von dem Staate bei der Bank deponirten Gelder wurden zu Diskontogeschäften verwendet, deren Ertrag den bei dem Prämiengeschäft Betheiligten zu gute kam. Es war im Plan ausgesprochen, daß dieser Gewinn den 17,000 Loosen zu gute kommen sollte, die in der letzten Ziehung die kleinste Prämie erhalten würden. Diese Prämien erhielten dadurch einen solchen Zuwachs, daß statt 20 Thlr. für jede derselben eine Summe von 86 Thlr. 5 Sgr. ausgezahlt werden konnte.

Die Theilnahme für diese Anleihe war so groß, daß die sämmtlichen Loose in wenigen Tagen vergriffen waren. Der Staat als Schuldner hatte dadurch den bedeutenden Vortheil, daß er 30 Millionen in Staatsschuldscheinen zu dem festen Kurse von 70 Proc. an den Mann brachte, und die Gläubiger erwarben die Hoffnung auf eine der hohen Prämien, ohne irgend einen Ersatz dafür zu leisten, denn es stieg der Preis der Staatsschuldscheine während der Zeit der Abwicklung des Geschäfts auf 86, dazu die kleinste Prämie mit 18 Thlr. gab in dem ungünstigsten Falle einen Ueberschuß von 4 Thlrn., während das Kapital mit 4 Proc. regelmäßig verzinst wurde. Es ist begreiflich, daß unter diesen Umständen die Loose bald im Preise steigen mußten, sie wurden im Sommer 1824 mit 168 Thlr. bezahlt. Dieser, nach den damaligen Verhältnissen — die mit den gegenwärtigen nicht verglichen werden können — hohe Kurs hatte seinen Grund darin, daß an der Amsterdamer Börse Lieferungsverträge über Loose dieser Anleihe in einem Betrage abgeschlossen waren, der bei weitem höher sich belief, als durch die Zahl der noch vorhandenen Loose gedeckt werden konnte. Bald aber traf von Amsterdam die Nachricht ein, daß man dort sich verglichen und die Verträge aufgehoben habe; in Folge dessen ging der Kurs auf 142 zurück, und bedeutende Verluste waren die Folge hiervon.

Diese Prämienanleihe erhält in der Geschichte der Unternehmungen dieser Art eine besondere Bedeutung noch dadurch, daß durch sie der Promessenhandel in Deutschland hervorgerufen worden ist, mit welchem in der gegenwärtigen Zeit ein so bedeutender Unfug getrieben wird. Ein Verein der bedeutendsten Banquiers in Berlin kaufte eine große Anzahl der Prämienscheine und deponirte sie bei einer öffentlichen Behörde. Die Nummern dieser Scheine wurden für jede Ziehung gegen einen mäßigen Preis vermiethet. In den über dieses Abkommen ausgestellten Miethscheinen, welche Promessen genannt wurden, machten die Vermiether sich verbindlich, den Inhabern derselben, gegen Erlegung des Nominalbetrags, die betreffenden Prämienscheine auszuhändigen, falls in der zum voraus bestimmten Ziehung die Serie gezogen werden sollte, zu welcher die vermietheten Nummern gehörten. Man konnte auf diese Weise gegen eine mäßige Summe, die in den verschiedenen Ziehungen nach und nach von 3 Thlr. bis auf 8 Thlr. stieg, bei der Prämienziehung sich betheiligen. Offenbar ist diese Art von Geschäft hervorgerufen worden durch die schon in früheren Zeiten vorkommenden Verträge, nach welchen die Besitzer von Lotterieloosen diese während der Ziehung auf einzelne Tage, ja selbst auf einzelne Stunden, vermiethen.

Es gehört nicht hierher, die weiteren Finanzoperationen ausführlich anzugeben, die der preußische Staat hat eintreten lassen müssen, um das unerschütterliche Vertrauen herzustellen zu seiner Verwaltung, auf das jeder Preuße mit Recht stolz zu seyn Ursache hat. Es kann hier füglich genügen, wenn darauf hingewiesen wird, wie in dem Jahre 1822 eine zweite englische Anleihe von 3½ Millionen Pfd. Sterl. abgeschlossen werden mußte, und daß schon in dem Jahre 1830 eine neue preußisch-englische Anleihe abgeschlossen werden konnte, bei welcher nur 4 Proc. an Zinsen bewilligt zu werden brauchten.

Das Jahr 1830, durch die Julirevolution in Frankreich, und das Jahr 1831, durch das erste Auftreten der Cholera in Deutschland, nahmen den Staatsschatz in einem solchen Umfange in Anspruch, daß Unternehmungen, die — wie dieses mit den Straßenbauten der Fall war — nothwendig zur Hebung des Verkehrs ausgeführt werden mußten, von dem Staate auf eigene Rechnung nicht ausgeführt werden konnten. Diese Unternehmungen wurden daher der Seehandlung übertragen, die zu diesem Behufe eine Anleihe

machte von 12,600,000 Thlr. und für den Betrag derselben Prämienscheine à 50 Thlr. ausfertigte. Diese zweite Prämienanleihe, die in Preußen gemacht worden ist, kann als Muster dienen, sie entspricht allen Anforderungen eines in jeder Hinsicht soliden Unternehmens. Nach dem von dem nachherigen Direktor der Seehandlung, Hrn. Bloch, entworfenen Plane ist, wenn man den Zinsfuß zu 5 Proc. annimmt, der ursprüngliche Werth eines jeden der Prämienscheine 47 13/21 Thlr., und zu diesem Preise ungefähr sind die Loose von der Seehandlung auch ausgegeben worden. Die Rückzahlung erfolgt in 25 Jahren durch eben so viele Ziehungen nach und nach, so daß die in jedem Jahre auszuzahlenden Beträge nur unerheblich verschieden von einander sind. Die Besitzer der Prämienscheine erhalten im ungünstigsten Falle den Nennwerth der Loose sammt Zinsen bis zur Zeit der Rückzahlung, diese zu 4 Proc. gerechnet. Gegenwärtig ist, wenn man den Zinsfuß zu 4 Proc. annimmt, der wahre Werth eines solchen Looses 111 Thlr. und wenn dasselbe mit 175 bis 180 Thlr. bezahlt wird, so ist dieser Preis bei weitem höher als der von 168 Thlr., welchen man 1824, und zwar nur eine kurze Zeit hindurch für einen Prämienschein zahlte. Dieser hohe Preis charakterisirt das Unsinnige der Speculationswuth unserer Zeit.

Das Prämiengeschäft der Seehandlung wird nach drei Jahren vollständig erledigt seyn, und der Miethwerth eines Looses zu der nächsten Ziehung kann zu 23½ Thlr. angenommen werden.

2) Oesterreich hat durch Einführung der Metalliques, d. i. durch die Ausgabe von Schuldverschreibungen, die auf Metallgeld lauten, so daß der Staat sich verbindlich machte, Kapital und Zinsen in klingendem Courant des Zwanzig-Guldenfußes auszuzahlen, seinen Kredit in einer so bedeutenden Weise gehoben, daß ein Dokument von 100 fl., das in dem Jahre 1817 für 48 fl. zu haben war, in dem Jahre 1829 mit 96 fl. bezahlt wurde. Die Summe der ausgegebenen Metalliques belief sich in dem Jahre 1821 auf 207 Millionen Gulden. Berücksichtigt man nun, welche Anstrengungen Preußen machen mußte, um Ordnung in seinen Finanzen herzustellen, so ist es leicht einzusehen, daß eine Summe von 207 Millionen Gulden bei weitem nicht ausreichen konnte, um eine nachhaltige Grundlage für die Finanzverwaltung in Oesterreich zu erhalten, und so sehen wir, wie von dem Jahre 1820 an mehrere neue Anleihen gemacht werden mußten, die größtentheils als Prämienanleihen abgeschlossen

worden sind. Die Bedingungen, unter welchen diese Anleihen abgeschlossen werden konnten, gewähren einen sichern Blick in die Zustände der Verwaltung.

Die erste dieser Anleihen, abgeschlossen in dem Jahre 1820 mit David Parish und S. M. v. Rothschild, im Betrage von 20,800,000 fl. in Prämienscheinen von 100 fl., von welchen je 260 eine Serie bildeten, hatte einen regelmäßigen Verlauf; die Ziehungen folgten auf einander von Jahr zu Jahr und das ganze Geschäft erhielt seine Erledigung in dem Jahre 1840. Der Gesammtbetrag der Gewinne in den einzelnen Ziehungen steigerte sich nur unbedeutend, so daß der kleinste Betrag auf 1,510,350 fl. in den Jahren 1821 und 1822 und der höchste in dem Jahre 1840 auf 2,705,090 fl. sich belief. Der kleinste Gewinn bestand aus dem Nominalbetrage des Looses, sammt den bis zu der Zeit der Auszahlung aufgelaufenen Zinsen, diese zu 5 Proc. gerechnet. Bei dieser Anleihe hatte der Staat das aufgenommene Kapital mit 6 Proc. zu verzinsen.

Höher noch kam dem Staate die zweite bereits in dem Jahre 1821 aufgenommene Prämienanleihe von 37,500,000 fl. zu stehen, bei welcher Partialen von 250 fl. ausgegeben wurden, und deren Rückzahlung bis zu dem Jahre 1841 durch 14 Ziehungen erfolgte. Diese Partialen waren sehr vortheilhaft für die Theilnehmer dadurch, daß mit denselben zugleich Zinscoupons ausgegeben wurden, so daß außer der Hoffnung auf eine Prämie die Spieler von ihrer Einlage regelmäßig 4 Proc. an Zinsen erhielten. Daß hier die Gewinne verhältnißmäßig kleiner seyn mußten, als bei der Anleihe von 1820, ist einleuchtend. Um die Verbindlichkeiten, welche der Staat durch diese Anleihe übernommen, ohne zu bedeutende Opfer erfüllen zu können, mußte nothwendig die Rückzahlung des bei weitem größten Theils des Kapitals erst in den letzten Ziehungen erfolgen, und so sehen wir, daß, während bis zur achten Ziehung der größte Betrag der sämmtlichen Gewinne einer Ziehung nicht ganz 1½ Millionen Gulden betragen hat, von dieser Zeit an die Beträge in der Weise zunahmen, daß in jeder der beiden letzten Ziehungen mehr als 9 Millionen Gulden haben gezahlt werden müssen. Es lag also hier offenbar die Absicht vor, die erschwerende Bedingung, einen hohen Zinsfuß zahlen zu müssen, nur auf möglichst kurze Zeit zu übernehmen und die in den sechs letzten Ziehungen zu zahlenden

Prämien im Betrage von mehr als 40 Millionen Gulden durch eine neue Anleihe zu decken, für welche die Hoffnung vorhanden war, daß sie unter billigeren Bedingungen würde abgeschlossen werden können.

So wurde die dritte Prämienanleihe abgeschlossen in dem Jahre 1834 mit den Häusern Arnstein und Eskeles, Geymüller und Comp. und M. A. v. Rothschild über 25 Millionen Gulden, eine vierte in dem Jahre 1839 mit eben diesen Häusern und mit Sinai Gebrüder über 30 Millionen Gulden. Bei beiden sind die Bedingungen für den Schuldner bei weitem günstiger, als es bei den früheren Anleihen der Fall war. Bei der ersteren beträgt der Zinsfuß 5 und bei der letzteren nicht mehr als 4 Proc. Beide Anleihen haben das gemein, daß jedes Loos auf 500 fl. lautet, und aus fünf Abtheilungen besteht, so daß man auch mit einem Fünftel eines Looses sich betheiligen kann. Je 20 Loose bilden eine Serie und die Serienziehung findet jedesmal drei Monate vor der Gewinnziehung statt. Beide Anleihen unterscheiden sich aber wesentlich dadurch von einander, daß bei der Anleihe von dem Jahre 1834 eine regelmäßige Amortisation erfolgt; die Schuld verminderte sich von Jahr zu Jahr und die Summen, die jährlich zu der allmähligen Tilgung der Schuld verwendet werden, wachsen in einer nicht erheblichen Weise. Diese Summe belief sich für die erste Ziehung in dem Jahre 1836 auf 1,410,480 fl. und sie wächst mit einigen unbedeutenden Schwankungen so, daß sie 1860, in welchem Jahre die letzte Ziehung erfolgt, 3,655,330 fl. betragen wird. Ein gleich regulärer Verlauf ist bei der Tilgung der Anleihe von 1839 nicht vorhanden. Nur während der sechs ersten Jahre, in welchen halbjährlich eine Ziehung stattfindet, deren Prämien den Gesammtbetrag von 8,540,400 fl. erreichen, erfolgt eine wenn auch nur unbedeutende Abnahme des Kapitals, es vermindert sich dasselbe in dieser Zeit um nicht ganz 2 Millionen Gulden. In den folgenden Jahren, wo zunächst jährlich und später in je 1½ Jahren eine Ziehung stattfindet, erreicht die Summe der Prämien nicht den Betrag der aufgelaufenen Zinsen, das Kapital wächst in der Weise, daß es noch in dem Jahre 1870 die ursprünglich aufgenommene Summe von 30 Millionen Gulden um 3 Millionen Gulden übersteigen wird. Die in den letzten sechs Jahren vom 1. December 1872 bis dahin 1878 auszuzahlenden Gewinne betragen zusammen nicht weniger als 37,045,900 fl. Es

findet diese Einrichtung ihre Erklärung ganz einfach darin, daß, während bei der Anleihe von dem Jahre 1834, von welcher 5 Proc. an Zinsen zu zahlen sind, der Schuldner sich beeilt die Schuld abzutragen, um baldmöglichst von den lästigen Bedingungen sich zu befreien, bei der Anleihe von dem Jahre 1839 ein gleicher Grund nicht vorhanden ist. Es war nicht zu erwarten, daß späterhin Anleihen unter billigeren Bedingungen würden abgeschlossen werden können. und es lag deßhalb auch kein Grund vor, mit der Abtragung des Kapitals sich zu beeilen. Es kommt hierzu noch, daß wenn bei einer Prämienanleihe ein niederer Zinsfuß die Grundlage bildet, die Tilgung nothwendig auf einen größeren Zeitraum ausgedehnt und der größte Theil des Kapitals möglichst spät zurückgezahlt werden muß, wenn beträchtliche Prämen sollen bewilligt werden können.

Das von mir über diese Anleihe in dem Jahre 1841 ausgesprochene Urtheil, daß zur Tilgung derselben in den letzten Jahren eine neue Anleihe nothwendig seyn würde, wurde von österreichischen Schriftstellern übel vermerkt, die es als eine Anmaßung ansahen, daß ich über die Finanzverwaltung eines so mächtigen und mit den reichsten Hülfsquellen versehenen Staates ein derartiges Urtheil auszusprechen mir erlaubte; indessen konnte dieser Vorwurf um so leichter zurückgewiesen werden, da eine Anfrage, die ich in Beziehung auf den Plan dieser Anleihe sogleich nach dem Erscheinen desselben an diejenigen richtete, die genau von den Verhältnissen unterrichtet seyn mußten, ganz offen dahin beantwortet wurde, daß die endliche Tilgung durch eine neue Anleihe erfolgen würde.

Von den verschiedenen Prämienanleihen, die außer den bereits angeführten in den letzten 35 Jahren in Deutschland gemacht worden sind, verdienen hier zunächst 3) die des Großherzogthums Baden angeführt zu werden. Eine Regelung der Finanzen dieses Staates ist durch drei verschiedene Anleihen dieser Art erfolgt. Die erste derselben vom Jahre 1820 belief sich auf 5 Millionen Gulden in 100,000 Partialobligationen von je 50 fl. Die Rückzahlung erfolgte durch 23 Ziehungen, von welchen die letzte den 30. November 1843 begann. Der Staat hat durch die ausgezahlten Prämien die ganze Anleihe sammt Zinsen — diese zu 5 Proc. gerechnet — vollständig abgetragen. Die kleinste Prämie war von einem solchen Belange, daß durch sie der Nominalbetrag der Obligation sammt Zinsen, diese zu 4 Proc. gerechnet, bis zu dem Tage der Auszahlung

erstattet wurde. Eine besondere Einrichtung bei dieser Anleihe war es, daß die Serien der Nummern, welche bei der nächsten Prämienziehung zur Betheiligung kommen sollten, nicht auf einmal gezogen wurden, sondern nach und nach zu verschiedenen Zeiten; so umfaßte die vorletzte Ziehung die Nummern von 82 Serien, von welchen 21 den 2. Januar, 21 den 1. März, 20 den 1. Juni und 20 den 1. September 1842 gezogen wurden. Diese sonderbare Einrichtung ist jedenfalls durch die Unternehmer der Anleihe, Goll und Söhne in Frankfurt und Haber und Sohn in Karlsruhe veranlaßt worden und hatte den Zweck, fortwährend einen lebhaften Verkehr mit diesen Loosen zu unterhalten; denn theils hatten die Loose der bereits gezogenen Serien einen bei weitem höheren Werth als die übrigen, und theils wurde die Hoffnung, bei der nächsten Ziehung noch betheiligt zu werden, bis kurz vor der Prämienziehung aufrecht erhalten, und dadurch eine vermehrte Nachfrage herbeigeführt. Bei dieser Anleihe war in den ersten Ziehungen der Betrag der Prämien nicht bedeutend, und so blieben für die drei letzten Ziehungen der Jahre 1841 bis 1843 noch 2,728,088 fl., also mehr als die Hälfte der ganzen Anleihe an Prämien auszuzahlen, welche durch eine zweite Prämienanleihe gedeckt wurden, die in dem Jahre 1840 gemacht worden ist und die ebenfalls auf 5 Millionen Gulden sich belief. In welcher Weise bis dahin die Finanzverhältnisse in Baden sich gebessert haben mußten, geht aus den bei weitem günstigeren Bedingungen hervor, unter welchen der Staat diese neue Anleihe abschließen konnte. In dem diese Anleihe betreffenden Gesetze vom 1. Juni 1840 lautete der erste Artikel: „Die Amortisationskasse wird ermächtigt, zu Erfüllung ihrer eigenen Verbindlichkeiten, unter Aufsicht und Leitung des Finanzministeriums ein Kapital von 5 Millionen Gulden aufzunehmen," und Artikel 2 enthält die Bedingung, daß der Staat nicht mehr als 3½ Proc. an Zinsen bewilligen werde; doch soll der Plan eine solche Einrichtung erhalten, daß diese Zinsen sammt Zinseszinsen den Betheiligten bis zu dem Tage der Auszahlung der Gewinne vollständig zu gute kommen. Bei der öffentlich ausgeschriebenen Concurrenz wurde das Anleihen übernommen von den Häusern v. Haber, Goll und M. A. v. Rothschild gegen ein Aufgeld von 6 kr., so daß die Unternehmer für jedes auf 50 fl. lautende Loos die Summe von 50 fl. 6 kr. zahlten. Wir sehen also hier, daß man bereits bei dem Anleihen von dem Jahre 1820

auf günstigere Bedingungen rechnete, die später würden erzielt werden können, und daß man diese zu benutzen entschlossen war, um der früher übernommenen Verbindlichkeiten sich zu entledigen, und daß der Erfolg vollkommen den Erwartungen entsprach. Indessen darf bei Beurtheilung der Verhältnisse nicht unberücksichtigt bleiben, daß bis zu der Zeit, wo die neue Anleihe gemacht worden ist, das Interesse für das Lotteriespiel in einer auffallenden Weise sich verbreitet hatte. Jeder glaubte dem Zufall die Hand bieten zu müssen und hielt die Betheiligung bei einer Prämienanleihe oder bei einer Lotterie für das geeignetste Mittel, um möglicherweise ohne Anstrengung seine Verhältnisse zu verbessern. Diesem Umstande ist es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß ein so lebhafter Verkehr mit diesen Papieren statt findet, ein Verkehr, der künstlich dadurch noch gesteigert wird, daß mit Ausnahme der ersten Ziehungen auch hier die Serien nicht auf einmal gezogen werden. Es ist wahrhaft auffallend, wenn nach dem Plane der Prämienziehung des Jahres 1855, welche den 1. September stattfinden wird, zwei Serienziehungen vorausgehen, so daß 6 Serien bereits den 1. Februar und 7 den 1. August gezogen werden. Die Tilgung dieser Anleihe erfolgt durch 29 Ziehungen in dem Zeitraume von 25 Jahren. Es ist begreiflich, daß bei einem so kurzen Zeitraum, und bei einem so mäßigen Zinsfuße eine besondere Einrichtung des Planes nothwendig war, um mit den zur Verwendung gestellten Kapitalien ausreichen zu können. Die zu diesem Behufe eingeführte Oekonomie besteht nun darin, daß der kleinste Gewinn der letzten Ziehung nicht mehr als 75 fl. beträgt, in dem ungünstigsten Falle also nicht mehr gewährt werden als 2 Proc. Zinsen, zahlbar in einer Summe zu der Zeit, wenn der Gewinn fällig ist, und daß der bei weitem größte Theil des Kapitals erst in den letzten Jahren zur Auszahlung kommt. Die in den Jahren von 1860 bis 1865 auszuzahlenden Gewinne belaufen sich auf 5,088,855 fl., betragen also mehr als die ganze Anleihe.

Eine dritte Prämienanleihe ist in Baden in dem Jahre 1845 gemacht worden im Betrage von 14 Millionen Gulden, die zu dem Bau von Eisenbahnen verwendet werden sollen, einem Unternehmen, dem im Ganzen ein Kapital von 28 Millionen Gulden zur Disposition gestellt ist. Bei dieser Anleihe werden ebenfalls nur 3½ Proc. an Zinsen bewilligt. Wie bedeutend das Geschäft mit Prämienscheinen in den 5 Jahren von 1840 bis 1845 zugenommen haben

muß, geht aus dem Umstand hervor, daß dieselben Unternehmer, welche in dem Jahre 1840 die Anleihe übernommen haben mit einem Aufgeld von 6 kr. auf je 50 fl., also mit einem Aufgeld von $1/5$ Proc., bei der neuen Anleihe ein Aufgeld von $10 5/8$ Proc. bewilligt haben, und dennoch ihre Rechnung dabei finden. Um eine größere Betheiligung zu ermöglichen, lautet jedes Loos nur auf 35 fl. und um einen stets lebhaften Verkehr zu erhalten, erfolgt die Rückzahlung in nicht weniger als in 160 Ziehungen. Es findet alle 3 Monate eine solche Ziehung statt, der vier Wochen früher eine Serienziehung vorausgeht. Die Tilgung dieser Schuld nimmt also einen Zeitraum von 40 Jahren in Anspruch und ist es dadurch möglich geworden, eine regelmäßige Vertheilung der Prämien eintreten zu lassen.

4) Die kurhessische Prämienanleihe von dem Jahre 1845 ist ebenfalls zu dem Bau einer Eisenbahn gemacht worden, und zwar zu dem Bau der Bahn von Kassel nach Frankfurt. Die Anleihe beträgt 6,750,000 Thlr. und die einzelnen Loose, deren Zahl 168,175 ist, von welchen je 25 auf eine Serie gehen, lauten auf 40 Thlr. Bei dieser Anleihe ist der Zinsfuß so gering, daß, wenn man denselben zu 4 Proc. annimmt, der ursprüngliche Werth nicht mehr beträgt als $79 1/4$ Proc. des Nominalbetrags, während der der Badener Loose $90 7/12$ Proc. beträgt. Die Rückzahlung soll in einem Zeitraume von 50 Jahren durch 60 Ziehungen erfolgen; auch hier werden, wie bei der Badener Anleihe, in den späteren Ziehungen die Serien in zwei Abtheilungen gezogen. Die Zahl der zur Ausloosung kommenden Prämienscheine ist in den ersten Ziehungen sehr gering und der Gesammtbetrag der zur Auszahlung kommenden Prämien erreicht nicht den Betrag der aufgelaufenen Zinsen; so kommen noch in dem Jahre 1860 nicht mehr als 143,250 Thlr. zur Auszahlung, das Kapital wächst also eine lange Zeit hindurch und die Prämien, welche in den letzten 10 Jahren von 1886 bis 1897 zur Auszahlung kommen, betragen noch im Ganzen 6,584,860 Thlr., so daß den künftigen Regenten durch diese Anleihe eine traurige Erbschaft zufällt. Wie gering verhältnißmäßig das Zutrauen ist, das man zu den kurhessischen Loosen hat, geht aus dem Umstand hervor, daß, wenn man den Zinsfuß zu 4 Proc. annimmt, der gegenwärtige Werth eines kurhessischen 40 Thlr.-Looses 36 Thlr. beträgt, und der eines Badener 35 fl.-Looses 36 fl. 50 kr. Ende November 1854

aber waren die kurhessischen Loose ausgeboten zu $34\frac{3}{4}$ Thlr., während die Badener gesucht waren zu 40 fl. Die ersteren werden also nicht ganz mit $96\frac{1}{2}$ Proc. ihres wahren Werthes bezahlt, bei den letzteren aber weigert man sich nicht $108\frac{1}{2}$ Proc. zu zahlen.

5) In dem Großherzogthum Hessen hat man die Neigung des Publikums für das Lotteriespiel in einer ausgedehnten Weise auszubeuten gewußt. Schon bei der Prämienanleihe von dem Jahre 1825, im Betrage von $6\frac{1}{2}$ Millionen Gulden, also zu einer Zeit, wo selbst die solidesten Staaten keinen Anstand nahmen, 4 bis 5 Proc. an Zinsen zu bewilligen, wird ein so niederer Zinsfuß benutzt, daß, wenn man denselben zu 4 Proc. annimmt, der wahre Werth des ganzen Kapitals auf $90\frac{3}{4}$ Proc. reducirt wird. Die Loose lauten auf 50 fl. und die Rückzahlung erfolgt durch 40 Ziehungen in einem Zeitraume von 50 Jahren und die wirkliche Tilgung des Kapitals ist auf eine lange Zeit hinausgeschoben. Die Schuld ist gegenwärtig, also nach 30 Jahren, noch immer im Wachsen begriffen, sie beträgt jetzt mehr als 10 Millionen, und in den letzten vier Jahren von 1872 bis 1876 sind noch mehr als 8 Millionen an Prämien auszuzahlen. Der gegenwärtige Preis dieser Loose entspricht ziemlich genau dem wahren Werth derselben, wenn man einen Zinsfuß von 4 Proc. als maßgebend annimmt. Der wahre Werth eines Looses beträgt gegenwärtig 98 fl. 25 kr., und der Kurs derselben ist $98\frac{1}{2}$.

In dem Jahre 1834 ist eine neue Prämienanleihe von 2,375,000 fl. für Privatrechnung des großherzoglichen Hauses zur Tilgung alter Schulden aufgenommen worden, von welcher die Rückzahlung in 44 Jahren in eben so vielen Ziehungen erfolgen soll. Hier sind die Bedingungen für das spielende Publikum so wenig günstig, daß, wenn man selbst den Zinsfuß nur zu 3 Proc. annimmt, der ursprüngliche Werth eines auf 25 fl. lautenden Looses doch nicht mehr als $23\frac{1}{2}$ fl. beträgt. In der über diese Anleihe ausgefertigten Urkunde des Großherzogs Ludwig II. von Hessen ist zur Sicherstellung der Gläubiger die Zustimmung der Agnaten ausdrücklich mit aufgenommen. Es kommt aber hier ein Umstand in Betracht, der für die Zeit, wo endlich die Tilgung vollständig wird erfolgen sollen, von erheblicher Wichtigkeit ist. Der Großherzog und die Nachfolger desselben machen sich verbindlich, jährlich 80,000 fl. so lange, als es zur planmäßigen Tilgung des Kapitals erforderlich ist, pünktlich zu

zahlen und den Betrag in der Civilliste in Aufrechnung zu bringen. Da dieser Urkunde ein anderer Sinn nicht beigelegt werden kann, als daß von der Civilliste des Regenten bis zu dem Jahre 1879, in welchem die letzte Ziehung stattfinden wird, jährlich 80,000 fl. entnommen werden sollen, so ergibt eine einfache Rechnung, daß diese zu der Amortisation bestimmten Posten nicht ausreichen; es wird in der letzten Zeit ein Deficit von beinahe einer Million Gulden sich herausstellen, während durchaus Niemand die Verbindlichkeit hat, dieses Deficit zu decken! In der Voraussetzung, daß die Auszahlung der in dem Plane angegebenen Prämien ohne Unterbrechung regelmäßig erfolgen werde, ist gegenwärtig der wahre Werth eines auf 25 fl. lautenden Looses dieser Anleihe 28½ fl. Daß diese Loose eine willige Abnahme gefunden, hat wohl hauptsächlich seinen Grund darin, daß bei der geringen Summe, auf welche die Prämienscheine lauten, die Spielenden sie als Loose einer gewöhnlichen Lotterie betrachten, bei welcher der ganze Einsatz, gegen die Hoffnung auf einen großen Gewinn, gewagt wird.

Prämienanleihen sind in neuerer Zeit von mehren deutschen Fürsten gemacht worden zur Regulirung ihrer Privatverhältnisse. Der Großherzog von Nassau hat eine solche Anleihe gemacht in dem Jahre 1837 im Betrage von 2,600,000 fl. Auch bei dieser Anleihe lauten die Loose auf 25 fl., ihr wahrer Werth aber beträgt, bei einem Zinsfuße von 4 Proc., nicht mehr als 18½ fl. — Von dem Fürsten v. Esterhazy ist zu gleichem Zweck in dem Jahre 1836 eine Anleihe gemacht im Betrage von 7 Millionen fl. Conv. Cour. Bei dieser Anleihe werden 4 Proc. an Zinsen gewährt, und die Amortisation derselben, die planmäßig in 32 Jahren erfolgen soll, hat einen ganz regulären Verlauf. Nicht unerwähnt darf hier bleiben, daß bei einer Privatanleihe dieser Art die Ziehung der Prämien in dem Jahre 1847 unterbrochen worden ist, und es hat die Fortsetzung der Verloosung bis jetzt noch nicht wieder begonnen, auch hat es dem Schuldner bisher nicht beliebt, in irgend einer Weise sein Verfahren zu rechtfertigen, oder den Gläubigern Garantien dafür zu geben, daß er endlich seine Verbindlichkeiten erfüllen werde.

Durch die Prämienanleihen ist eine besondere Gattung von Geschäften hervorgerufen worden — der Promessenhandel, der besonders von einigen Speculanten am Rhein in einer Weise ausgebeutet wird, daß das Publikum, welches zu einer Betheiligung bei

demselben sich verleiten läßt, in einer auffallenden Weise betrogen wird.

Das Geschäft an und für sich besteht ganz einfach darin, daß der Besitzer eines Prämienscheins diesen für die Dauer einer Ziehung vermiethet, so daß wenn die Nummer desselben in der bestimmten Ziehung herauskommt, der Miether ein Anrecht auf den Gewinn erhält, der damit verbunden ist. Der Miethpreis ist natürlich bedingt, einmal durch das Verhältniß der Zahl der Nummern, welche in der Ziehung, für die das Uebereinkommen abgeschlossen wird, gezogen werden, zu der Zahl aller Nummern, die bei der Lotterie überhaupt noch betheiligt sind, und alsdann durch den Gesammtbetrag der Gewinne, die in der betreffenden Ziehung zur Vertheilung kommen. Wollte z. B. jemand, der ein Loos zu der 111. königl. preußischen Klassenlotterie besitzt, dasselbe für die einzelnen Ziehungen vermiethen, so würde ohne Rücksicht auf die Abzüge, die der Gewinnende sich muß gefallen lassen, der reelle Miethzins

für die 1. Klasse 1 Thlr. 17 Sgr.
„ „ 2. „ 2 „ 21 „
„ „ 3. „ 5 „ — „
„ „ 4. „ 39 „ circa betragen.

Bei der Vermiethung eines Prämienscheins ist noch zu beachten, daß der Miethvertrag abgeschlossen wird vor der Serienziehung, die der Prämienziehung vorausgeht. Kommt nun die Serie, zu welcher die vermiethete Nummer gehört, nicht heraus, so ist hiermit das ganze Geschäft erledigt, und der Miether hat seinen Miethzins verloren. Wenn aber die gemiethete Nummer zu einer der gezogenen Serien gehört, so ist hiermit entschieden, daß der Miether bei der nächsten Prämienziehung betheiligt seyn wird, und es hat der Vermiether also den Prämienschein an den Miether auszuhändigen, der jetzt unbeschränkter Eigenthümer desselben wird. Diese Aushändigung erfolgt in der Regel aber nicht unentgeldlich, sondern es erhält der Miether denselben nur gegen Erlegung eines zum voraus bestimmten Kaufpreises, und man findet außerdem wohl auch noch die beschränkende Bedingung hinzugefügt, daß der Miether auf den kleinsten der in der Ziehung vorkommenden Gewinne Verzicht leisten soll; er hat also dadurch, daß seine Nummer mit in der Serienziehung herausgekommen ist, nur ein Anrecht auf einen der wenigen größeren Gewinne erhalten, die in der betreffenden Ziehung zur Verloosung

kommen. Auch bei diesen beschränkenden Bedingungen kann ein solcher Miethvertrag noch immer als ein reelles Geschäft gelten, wenn die Vertragsbedingungen genau bestimmt sind, und eine hinreichende Garantie gegeben ist, daß der Vermiether die übernommenen Verbindlichkeiten erfüllen werde. Es ist übrigens auch dem Vermiether nicht zu verargen, wenn er einen den wahren Werth übersteigenden Miethzins sich zahlen läßt, wenn nur überhaupt der Gewinn, der ihm bleibt, in einem richtigen Verhältnisse steht zu dem Risiko, das er übernimmt. Dieses Risiko aber ist leicht zu schätzen. So sind bei der am 2. Januar 1855 stattgehabten Ziehung der Badener 35 fl.-Loose 20 Serien gezogen worden, und die Zahl der sämmtlichen noch spielenden Serien betrug 6900. Der Speculant kann sonach 6900 Promessen verkaufen, wenn er die Nummern so wählt, daß jede zu einer der verschiedenen Serien gehört, und er hat alsdann nur die Verpflichtung, nach der Serienziehung 20 zu den gezogenen Serien gehörende Loose anzuschaffen, die er den glücklichen Miethern gegen den festgestellten Preis zu überlassen hat. Der ganze Ausfall besteht sonach für den Speculanten lediglich in der Differenz des Kaufpreises eines Looses, dessen Serie gezogen ist, und des Preises, den der Miether zu erstatten hat, und die Entschädigung für dieses Risiko ist in dem Miethpreise von 6900 Loosen gegeben. Sehen wir nun zu, wie den Bedingungen entsprochen wird, unter welchen man vernünftiger Weise auf einen solchen Miethvertrag sich einlassen kann. In dem Frankfurter Journale wurden Ende November 1854 Certificate ausgeboten zu der nächstfolgenden Ziehung,

1) der kurhessischen 40 Thlr.-Loose für 2 Thlr., deren wahrer Werth 12 Sgr. 3 Pf. beträgt;

2) der österreichischen 250 fl.-Loose für 38 fl., die einen Werth haben von 8 fl. 33 kr.;

3) der sardinischen Loose von 36 Francs zu 2 fl., von welchen der Werth auf 85 Centimes sich beläuft;

4) der badischen 35 fl.-Loose zu 1 fl. 45 kr., deren reeller Werth nicht höher als zu 6 kr. angeschlagen werden kann.

Die Preise sind demnach so hoch gestellt, daß man recht gut begreift, wie die Unternehmer die Spesen nicht zu schonen brauchen, um ihre Miethloose unterzubringen, die ihnen einen Gewinn bringen von 400 bis 1500 Proc. Empörend aber ist es, wenn man nun

sieht, in welcher Weise diejenigen, die man zu der Betheiligung verlocken will, von der Hoffnung unterrichtet werden, die sie für den zu zahlenden Miethpreis erkaufen. In einem mir vorliegenden Certificate heißt es: Badisches Staatseisenbahnanleihen vom Jahre 1845 von 14 Millionen Gulden. 400,000 Actien gewinnen 400,000 Preise, 14 Gewinne à 50,000 fl., 54 Gewinne à 40,000 fl., 12 Gewinne à 30,000 fl. und so fort sind alle Gewinne angegeben, die nach und nach in einem Zeitraum von 40 Jahren, und zwar in 160 Ziehungen zur Ausloosung kommen werden; während hierdurch der Miether zu dem Glauben verleitet wird, als habe er die Hoffnung, irgend einen von allen diesen bedeutenden Gewinnen zu erhalten, beträgt für die nächste Ziehung, in dem glücklichen Falle, daß die gemiethete Nummer zu den gezogenen Serien gehört, der höchste Gewinn nicht mehr als 1000 fl. Wer sich zur Betheiligung verleiten läßt, wird also hier mehr noch getäuscht, als es früher bei der Lübecker Lotterie der Fall war, in welcher das große Loos in dem Plane mit einer Summe angegeben ward, die mehr betrug als die Gesammteinnahme, welche die ganze Lotterie brachte, und es rechtfertigte sich dieses Versprechen in der Weise, daß dem Gewinner des großen Looses 12,000 Mark baar ausgezahlt wurden, und er nächst diesen noch einige Loose der polnischen Prämienanleihe erhielt, einer Anleihe, in welcher der höchste Gewinn eine Million polnischer Gulden betrug, die gleich mit in Anrechnung gebracht wurden. — Zu dieser groben Täuschung, die die Promessenhändler sich erlauben, kommt noch hinzu, daß von denselben durchaus keine Garantie gegeben wird, die dem zu der Betheiligung Verlockten die Beruhigung geben könnte, daß er in dem glücklichen Falle auch wirklich in den Besitz des Gewinns gelangen werde. Der Spieler hat sogleich nach der Serienziehung, falls seine Nummer zu den gezogenen Serien gehört, an den Vermiether sich zu wenden, um von demselben das Originalloos zu erhalten. Zu berücksichtigen ist hier noch, daß z. B. bei der Badener Eisenbahnanleihe die Serienziehung nur einen Monat vor der Prämienziehung stattfindet, daß also nur eine kurze Frist geboten ist, um das Geschäft zu erledigen, und daß auswärtige Spieler so wenig von den wahren Verhältnissen unterrichtet sind, daß sie gar nicht wissen, welche Schritte von ihnen gethan werden müssen, wenn ein günstiger Erfolg für sie überhaupt möglich seyn soll.

Man sieht hieraus, wie wohlthätig das Gesetz ist, welches in Preußen die Betheiligung bei einer Prämienanleihe durch einen solchen Miethvertrag ausdrücklich verbietet. Wenn man nun aber sieht, wie von Zeit zu Zeit die Speculanten in Frankfurt und Mainz mit einem bedeutenden Aufwand von Porto massenweise Briefe mit solchen Miethloosen nach Preußen senden, so muß man nothwendig zu der Folgerung kommen, daß noch viele, sehr viele Personen bei diesen Unternehmungen sich betheiligen, und bei dem Gelüste des Publikums, seine Verhältnisse ohne Anstrengung zu verbessern, scheint es kaum möglich, dasselbe gegen diese Verlockungen völlig zu schützen.

In dem Jahre 1854 sind von den beiden Großmächten Deutschlands, von Preußen und Oesterreich, neue Prämienanleihen eröffnet worden, die beide nichts gemein haben mit den Schwindeleien, die man bei einigen der neuern Anleihen findet, und bei welchen das Publikum in einer groben Weise getäuscht wird.

Die österreichische Anleihe beträgt 50 Millionen Gulden und besteht aus 200,000 Prämienscheinen à 250 fl., von welchen 50 Stück eine Serie bilden. Die Rückzahlung erfolgt durch 100 Ziehungen, die halbjährlich auf einander folgen, so daß das ganze Geschäft in dem Jahre 1904 seine Erledigung erhalten wird. Die Prämienscheine selbst bilden ein verzinsliches Papier, und werden regelmäßig mit 4 Proc. verzinst; hierzu kommen nun noch die Prämien der einzelnen Ziehungen, und so kömmt dem Staate diese Anleihe ziemlich hoch zu stehen. Nimmt man den Zinsfuß mit 4 Proc. als maaßgebend an, so stellt sich der ursprüngliche Werth der Loose zu 118 Proc. ihres Nominalbetrages, während die Loose zu 90 Proc. des Nennwerthes abgegeben worden sind. Der Kurs derselben war den 1. April d. J. 84.

Die preußische Anleihe beträgt 15 Millionen Thaler und besteht aus 150,000 Prämienscheinen à 100 Thlr., von welchen 100 Stück eine Serie bilden. Die Rückzahlung erfolgt durch 40 Ziehungen in eben so vielen Jahren, so daß das Geschäft durch die den 1. April 1895 beginnende Prämienziehung vollständig seine Erledigung erhält. Auch werden die Prämienscheine dieser Anleihe ebenso wie die der österreichischen regelmäßig verzinst, und zwar mit 3½ Proc. Rechnet man hiezu den gegenwärtigen Werth der in den verschiedenen Ziehungen vorkommenden Prämien, und nimmt man den Zinsfuß von 4 Proc. als maßgebend an, so stellt der

jetzige Werth der Papiere sich auf 106 Proc. des Nominalbetrages. Ausgegeben sind die Schuldverschreibungen zu 98½ des Nennwerthes. Der Kurs dieser Loose am 1. April war 106.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Preußen auch bei den jetzigen Verhältnissen, unter günstigern Bedingungen als die hier bewilligten, eine Prämienanleihe hätte machen können. Es widerspricht aber dem Charakter des preußischen Staats Mittel in Anwendung zu bringen, durch die das Publikum in irgend einer Weise getäuscht werden könnte. Auch das bei der neuen Anleihe in Anwendung gebrachte Verfahren gibt Zeugniß von einem gesunden wirthschaftlichen Zustande des Landes, der nicht treffender bezeichnet werden kann, als es geschehen ist bei der letzten Eröffnung der Kammern, in der von Sr. Majestät dem Könige gehaltenen Thronrede, durch die Worte: „Das strenge Festhalten an den überlieferten Grundsätzen weiser Sparsamkeit und Ordnung macht es möglich, die Mittel für viele gesteigerte Anforderungen des öffentlichen Dienstes bereit zu stellen, und in Fällen außergewöhnlichen Bedürfnisses die Hülfsmittel des Staatskredits mit günstigem Erfolge und völliger Sicherheit für die Erfüllung eingegangener Verpflichtungen in Anspruch zu nehmen."

Unger.

Der gegenwärtige Stand der deutschen Geschichtsforschung und Geschichtschreibung.

Zweiter Artikel.

Die deutsche Einzelgeschichte.

Bei der Bedeutung, welche die Einzelbildung für die nationale Gesammtentwicklung hat, sind die Geschichten der einzelnen Gebiete die wesentliche Voraussetzung einer allgemein deutschen Geschichte. Einzelne Stämme sind zeitenweise die Vertreter der deutschen Nation; oft ist es auch der Kampf der Stammesgegensätze, oder überhaupt die Mannigfaltigkeit der Staaten, welche das Charakteristische des deutschen Wesens bedingt. Für die Darstellung der deutschen Specialgeschichte ergeben sich aus den vielfach sich kreuzenden Sonderbildungen manche Schwierigkeiten. Die Abgrenzungen sind keine feststehende, durch den ganzen Verlauf der deutschen Geschichte durchgehende, sondern wechselnde; die Stämme dehnen sich aus, ändern ihre Wohnplätze, ziehen sich auf eine bestimmte Landesart zusammen, runden sich zu politischer und socialer Selbstständigkeit ab, zerfallen dann wieder in eine Vielheit von dynastischen Territorien, wobei die alten Stammes- und Landesgrenzen sich verwischen, und zuletzt werden sie oft durch diplomatische Willkür zusammen und bunt durcheinander geworfen, wie bei dem Rheinbund und den Feststellungen des Wiener Congresses. Dieser Wechsel und die oft dabei stattfindende Willkür erschweren die Anordnung des geschichtlichen Stoffes ungemein und machen eine künstlerisch abgerundete einheitliche Darstellung geradezu unmöglich. Neben der ursprünglichen Stammesanlage, welche sich hauptsächlich in der Dialektsverschiedenheit erkennbar ausgeprägt erhalten hat, setzen sich durch Naturbedingungen und geschichtliche Erlebnisse eine Menge trennender Merkmale im Laufe der Zeit an,

welche zusammen die Eigenthümlichkeit einer Landschaft ausmachen. So ist Bodenbeschaffenheit, Hoch- und Tiefland, Gebirgsgegend und Ebene und die dadurch bedingte Verkehrsrichtung ein wesentliches Moment in der Ausbildung eines Stammes, dann üben wieder die politischen Verhältnisse einen bedeutenden Einfluß; wie viel kommt darauf an, ob große Strecken Landes lange Zeit unter einer Herrschaft vereinigt, oder das Territorium in eine Menge kleiner Besitzungen zersplittert war! Ein sehr durchgreifender Unterschied bildete sich durch die confessionelle Trennung in der Reformationszeit.

Auf diese mannigfaltigen Verschiedenheiten im deutschen Volke hat neuerlich besonders Riehl in seinem geistreichen Buche über Land und Leute hingewiesen. Er kommt dabei zu einer neuen Eintheilung Deutschlands in ein centralisirtes und ein individualisirtes. Das centralisirte zerfällt ihm in zwei Hauptgruppen, das norddeutsche, dessen Grundlage Preußen ist und dem sich dann auch Hannover, Braunschweig, Mecklenburg, Oldenburg, Schleswig-Holstein und die Hansestädte anschließen, und dann das süddeutsche, unter dem er die Hauptmasse Bayerns und die deutschen Länder des österreichischen Kaiserstaates begreift. Das übrige, politisch in größere oder kleinere Bruchstücke getheilte Deutschland faßt er unter der Benennung Mitteldeutschland zusammen, dessen wesentliche gemeinsame Merkmale ihm die sociale Individualisirung, die politische Zerrissenheit, die theilweise Ueberkultur der Bevölkerung, die Auflösung der natürlichen Gesellschaftsgruppen und die rastlose Einzelbetriebsamkeit, aber auch die zahlreichen Ruinen alter Pracht und Herrlichkeit sind. Diese Dreitheilung Deutschlands ist nun freilich keine historische, sondern eine sociale, aber doch könnte sie vielleicht einen Gesichtspunkt für die Behandlung der Specialgeschichte abgeben. Eben das Werden des sogenannten Mitteldeutschlands, die Auflösung der socialen Zustände durch politische Zersplitterung und Wechsel der Herren, die eigenthümliche kosmopolitische Bildung und Gesinnung, die sich in Folge davon entwickelte, alles das könnte zum Gegenstand einer historischen Untersuchung gemacht werden. Jenes Mitteldeutschland würde sich auch in sofern zu einer selbstständigen Behandlung eignen, als es eigentlich der Schauplatz ist, auf dem sich die deutsche Geschichte der frühern Jahrhunderte hauptsächlich bewegt.

Vom nationalen Standpunkt aus erscheint die Eintheilung der deutschen Specialgeschichte nach Stämmen die natürlichste. Auf den

Stammesunterschieden beruht die Berechtigung zu einer Mehrheit, freilich nicht einer Vielheit der Staaten; an die Stammesunterschiede schließt sich auch die Kreiseintheilung an, die von der Zeit Maximilians I. bis zum Untergang des deutschen Reiches bestand. Aber freilich decken sich in der jetzigen politischen Eintheilung die neuen Staaten und die alten Stammesnamen keineswegs. Gerade die beiden Hauptstämme, die Franken und die alten Sachsen, sind durch keinen entsprechenden Staat repräsentirt. Das Gebiet der Franken ist gänzlich zerrissen und an eine Anzahl von Staaten vertheilt, von denen keiner als ein wesentlich fränkischer gelten kann, und der Name Sachsen ist auf einen ganz andern Staat übergegangen, dessen Bewohner nicht die alten Sachsen, sondern germanisirte Slaven sind. Dagegen sind die beiden deutschen Großstaaten nicht auf dem Boden der Stammeseintheilung erwachsen, sondern aus der Hausmacht zweier Fürstenfamilien, der Habsburger und Hohenzollern, und der größte Theil ihres ursprünglichen Gebietes besteht aus germanisirten Slavenländern. Der Gedanke einer Geschichte der deutschen Stämme ist schon oft angeregt, aber noch nie verwirklicht worden. Vor eilf Jahren hat H. W. Bensen eine Denkschrift über „Teutschland nnd die Geschichte" als Programm einer „Geschichte der Teutschen nach ihren Stämmen" herausgegeben und darin eine historische Uebersicht der verschiedenen deutschen Stämme nach ihren Wohnsitzen und Abzweigungen entworfen; aber die wirkliche Ausführung ist er schuldig geblieben. Auch von Andern ist die Aufgabe seitdem nicht ernstlich angefaßt worden. F. H. Müllers Werk über die deutschen Stämme und ihre Fürsten (5 Bde. Berlin 1840—52.) ist keine eigentliche Geschichte der Stämme, sondern eine historisch-geographische Orientirung über die ursprünglichen Wohnsitze der Stämme und Ausbildung der Territorien, und geht nur bis ins 10. Jahrhundert. E. M. Arndt hat in seiner vergleichenden Völkergeschichte, sowie in einer Abhandlung über die Persönlichkeit oder das Gepräge eines Volkes in der deutschen Viertelsjahrschrift Jahrg. 1847 Heft 1 (wieder abgedruckt im 4. Bande seiner gesammelten Schriften) treffliche Beiträge zu einer Charakteristik der deutschen Stämme gegeben, aus denen wir beachtenswerthe Fingerzeige über ihren Antheil an der deutschen Gesammtentwicklung entnehmen können. Ein wesentliches Stück deutscher Stammeseigenthümlichkeit sind die Dialekte. Firmenichs verdienstvolle Sammlung von Germaniens Völkerstämmen gibt uns

ein lebendiges Bild ihrer Mannichfaltigkeit. Bernhardi hat durch seine Sprachkarte von Deutschland und die derselben beigegebene Motivirung die Grenzen gezogen, und auf ihre allmählige Festsetzung hingewiesen. Schmeller hat in seinem bayerischen Wörterbuch die Eigenthümlichkeiten des bayerischen und zum Theil auch des fränkischen Dialekts dargelegt, und im vorigen Jahr ist sogar eine eigene Zeitschrift für Dialektsforschung, „die deutschen Mundarten,“ von Pangkofer in München gegründet worden und hat nach dessen Tod in K. Frommann aus Koburg einen sehr sachkundigen Fortsetzer gefunden. A. Keller in Tübingen sammelt seit längerer Zeit, um ein ähnliches Werk wie Schmeller für Schwaben auszuführen. Aus solchen Dialektsforschungen werden gewiß manche Beiträge für die sociale und politische Geschichte der betreffenden Stämme hervorgehen.

Freilich ist der Standpunkt der Stammesgeschichte für die Behandlung der ganzen deutschen Specialgeschichte nicht ausreichend, er ist nur für einen Theil Deutschlands und für gewisse Zeiten durchführbar und ergiebig. So würde sich die Geschichte Bayerns, Niedersachsens, Schwabens, Thüringens vorzugsweise dafür eignen, bei Franken würde es schon schwieriger seyn, weil man hier keinen sichern Ausgangspunkt von einem alten Nationalherzogthum hat, die besondere Territorialbildung schon frühe anfängt und die Grenzen sich verwischen. Bei den germanisirten Slavenländern beginnt ohnehin die deutsche Geschichte erst mit Begründung der fürstlichen Territorien. Die meisten Bearbeitungen der Specialgeschichte, besonders die älteren, gehen vom dynastischen Standpunkt aus, sie suchen die Anfänge des jetzt regierenden Fürstenhauses und seines ursprünglichen Territorialbesitzes auf, und verfolgen dann dessen Abrundung und Ausbildung zum jetzigen Staat; sie wollen nicht sowohl eine Staats- und Volksgeschichte, als die Geschichte des Fürstenhauses geben. Die neueren Bearbeitungen der einzelnen Landesgeschichten gehen mehr vom Umfang des jetzigen Staates aus, und stellen dann die Vorgeschichte der einzelnen Landestheile chronologisch zusammen. Dieses Verfahren ist zum Theil subjektiv auch dadurch motivirt, daß die urkundlichen Materialien zur Geschichte der einzelnen Landestheile im Mittelpunkte der Staatsregierung centralisirt sind, während die Zugrundelegung einer andern Eintheilung nach Stammesgrenzen oder älteren Territorien den Forscher nöthigen würde, die Materialien in den Archiven

benachbarter Staaten zusammenzusuchen, die ihm vielleicht schwerer zugänglich sind. Es leuchtet ein, daß eine Geschichte der verschiedenen allmählig zusammengekommenen Landestheile sich nicht zu einer einheitlich abgerundeten Darstellung gestalten kann; ein Geschichtschreiber, der ein Ganzes geben will, wird häufig von der gegenwärtigen politischen Eintheilung abstrahiren und seinen Stoff auf die Stammesgrenzen erweitern oder beschränken, oder eine Zeitperiode herausgreifen müssen, innerhalb welcher der Umfang des Territoriums sich im Wesentlichen gleich bleibt. So läßt sich wohl eine Geschichte des alten Herzogthums Bayern, nicht aber eine von den ältesten Zeiten beginnende Geschichte des jetzigen Königreichs Bayern schreiben; eine Geschichte Württembergs in den älteren Zeiten wird sich, wenn sie etwas Einheitliches und Ganzes geben will, auf Schwaben ausdehnen müssen. Leichter ist es freilich eine gewisse Einheit festzuhalten, wenn man das Fürstenhaus zur Hauptsache macht, aber eine solche persönliche und privatrechtliche Auffassung kann dem wahren Historiker, der seine Aufgabe in der Darstellung des Volks- und Staatslebens findet, nicht genügen. Der Umstand, daß die Specialgeschichten meistens von der jetzigen politischen Eintheilung oder von den jetzt herrschenden Fürstenhäusern ausgehen, hat auch den Nachtheil, daß die aufgelösten Territorien, die aber gleichwohl Jahrhunderte bestanden und daher gerechten Anspruch auf eine geschichtliche Monographie haben, eine solche entbehren, wie z. B. die geistlichen Kurfürstenthümer am Rhein und am Main. So kommen auch die brandenburgischen Territorien in Franken zu kurz, weil sie weder in der bayrischen noch in der preußischen Geschichte eine rechte Stelle finden, ebenso die vorderösterreichischen Gebiete in Württemberg, Baden und Elsaß, deren Verwaltung unter Oesterreich sich recht wohl für eine zusammenfassende Bearbeitung eignete.

Wir sehen, daß für die Behandlung der deutschen Specialgeschichte weder die Anordnung nach Stämmen, noch nach Dynastien, noch nach den Territorien des späteren deutschen Reiches ganz ausreicht. Die verschiedenen Eintheilungsgründe müssen einander ergänzen und je nach den verschiedenen Zeitperioden in Anwendung kommen. Ohnehin gelingt es selten einem Historiker, eine ausführliche Specialgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart durchzuführen.

Wir wollen nun, indem wir zur Musterung der specialgeschicht-

lichen Literatur übergehen, uns zunächst an die Stammeseintheilung halten, soweit sie dem Stoffe angemessen ist. Doch müssen wir bemerken, daß wir keine vollständige Aufzählung der einzelnen literarischen Erscheinungen beabsichtigen, sondern nur einen Ueberblick über den Stand der Literatur im Allgemeinen. Auch fallen die bloß populären Bearbeitungen nicht in den Bereich unserer Uebersicht.

Als die Hauptstämme treten uns die Franken und Sachsen entgegen; sie sind die hauptsächlichsten Träger der älteren deutschen Geschichte, auf ihrem Unterschied beruht der nationale Gegensatz von Süd- und Norddeutschland, und es fragt sich, ob nicht alle tiefer gehenden Differenzen innerhalb der deutschen Gesammtnation auf die Unterschiede des fränkischen und sächsischen Stammescharakters sich zurückführen lassen. Der Unterschied zeigt sich in natürlicher Anlage, Sprache und Sitte. Die Franken waren das früher auf deutschem Boden heimische Volk, sie sind früher in die europäische Entwicklung eingetreten und haben durch ihre Berührung mit den romanischen Völkern und ihre Christianisirung ihre Kulturfärbung bekommen; die Sachsen sind später aus dem Norden nach Süden vorgedrungen, sie sind später in den Kreis christlich germanischer Völker eingetreten, sie haben länger als die Franken und die übrigen Stämme den alten heidnischen Glauben, die alte Stammes- und Gemeindeverfassung bewahrt. Schon dieß mußte für die spätere Entwicklung einen Unterschied begründen. Dann scheinen sie auch von Natur eine zähere, stetigere und ruhigere Art gehabt zu haben, als die rasch sich vordrängenden Franken.

Verweilen wir nun zunächst bei den Franken. Sie sind ursprünglich der herrschende Stamm; sie haben nicht nur das merovingische, sondern auch das karolingische Reich begründet und die Sachsen unterworfen. Die Karolinger, Konrad I. und die Reihe der salischen Kaiser waren Franken und durch sie herrschte der Stamm. Einen großen Theil des Mittelalters hindurch war Franken das eigentliche Reichsland, auf fränkischer Erde wurde der König gewählt, gekrönt und gesalbt, in fränkischen Städten und Pfalzen am Rhein und Main hielten die Kaiser ihre Hof- und Reichstage; am Rhein setzte sich das Reich fort, als es nach dem Sturz der Hohenstaufen zerfiel; in Franken finden wir die meisten Denkmäler mittelalterlicher Kunst, hier waren die Stätten deutscher Bildung, und auch in neuerer Zeit sind die Rheinlande der Schauplatz, auf dem

sich jede deutsche Bewegung zuerst kund gibt. Die Geschichte Frankens fällt bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts mit der allgemeinen deutschen zusammen. Ein fränkisches Nationalherzogthum gab es eigentlich nicht, denn die Herrschaft der Babenberger und Salier umfaßte so wenig das ganze Franken, als die rheinfränkische Pfalzgrafschaft, die unter Konrad, dem Bruder Barbarossa's, dort entstand. Seit dem Sturze der Hohenstaufen, wo sich überhaupt die territorialen Gewalten zu entwickeln beginnen, treten auch in Franken die einzelnen Landesherrschaften in politischer Selbstständigkeit hervor. Die Geschichte Frankens wird nun eine rheinpfälzische, kurmainzische, kurtrierische, hessische, bischöflich speirische, würzburgische, markgräflich baireuthische u. s. w. Auch die Städtegeschichten von Worms, Speier, Mainz, Frankfurt, Nürnberg machen einen wesentlichen Bestandtheil der fränkischen Geschichte aus.

Unter den neueren Bearbeitungen dieser einzelnen Landesgeschichten ist wohl Häussers Geschichte der rheinischen Pfalz die bedeutendste. Sie ist ziemlich ausführlich, geht auf die ursprünglichen zeitgenössischen Quellen ein, verarbeitet sie mit Kritik und zeichnet sich durch eine frische, wenn auch nicht gerade künstlerische Darstellung aus. Auch hat sie das Verdienst, daß sie den partikularistischen Standpunkt durch den allgemein deutschen beherrscht. Sie ist bis jetzt die einzige umfassende Geschichte eines rheinfränkischen Landes. Von Kurmainz und Kurtrier haben wir noch keine quellenmäßige und lesbare Geschichte aus neuerer Zeit, nicht einmal eine grundlegende Uebersicht des urkundlichen Materials. Bohmer soll eine mainzische Regestensammlung vorbereitet haben. Reichliche Beiträge zur Geschichte des mainzischen und trierischen Kurfürstenthums und überhaupt der mittleren Rheinlande gibt der anekdotenreiche rheinische Antiquarius, dessen Werk nun auf 9 Bände angewachsen ist. Für die rheinischen Reichsstädte ist Arnolds schon im ersten Artikel besprochenes Werk über die Verfassungsgeschichte von Worms, Speier und anderen Städten das Hauptwerk; Frankfurt hat durch Böhmer ein treffliches Urkundenbuch erhalten, auch gibt es einige gute ältere Stadtgeschichten von Fichard und Kirchner, und neuerlich liefert das Archiv des Vereins für Frankfurts Geschichte und Kunst manchen schönen Beitrag, namentlich zur Kunstgeschichte. Vieles könnte noch im Gebiete der Kulturgeschichte dieser Rheinstädte geleistet werden. Die Geschichte der bayrischen Rheinpfalz, deren Materialien großentheils in München

concentrirt seyn werden, ist von bayrischen Geschichtschreibern bisher nur so nebenbei behandelt worden. Sie verdiente eine selbstständige urkundliche Bearbeitung, die am besten von München aus geschehen könnte, denn das Häusser'sche Werk geht nicht genug auf Ortsgeschichte ein. Nach der Allgemeinen Zeitung ist Riehl beauftragt, eine historisch-statistische Schilderung der Rheinpfalz zu entwerfen, in welchem Fall wir etwas Gediegenes zu erwarten hätten. Die mittelalterliche Geschichte des Bisthums Speier ist neuerlich von Remling in einem gründlichen tüchtigen Werk urkundlich beleuchtet worden. Eine wichtige Periode Rheinfrankens ist die Zeit der französischen Herrschaft. Sie verdiente eine gründliche Bearbeitung, deren Aufgabe es wäre, einerseits die Zerstörungen nachzuweisen, welche die Franzosen dort verübt haben, andererseits die Reformen ins Licht zu setzen, welche die französische Verwaltung durchführte und wodurch sie sich dort dauernde Sympathien erworben hat.

Hessen, welches wir seinem größten Theil nach auch zu Franken rechnen können, hat durch den verdienstvollen Geschichtschreiber Rommel eine Landesgeschichte erhalten, die zu den besten Specialgeschichten gehört. Schon im Jahr 1820 begonnen, war sie die erste Specialgeschichte, welche den strengeren Anforderungen der Wissenschaft an geschichtliche Forschung genügte und zugleich den Stoff gehörig gruppirte, überhaupt auf die Darstellung Sorgfalt verwendete. Der Standpunkt ist allerdings mehr der dynastische und territoriale, aber man kann nicht sagen, daß die nationale Auffassung der Dinge fehlte, in manchen Punkten tritt sie vielmehr entschieden hervor und immer werden die Beziehungen des Provinziellen zum Allgemeinen hervorgehoben. Die Hauptstärke des Werkes ist die Reformationszeit bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges; es werden hier aus hessischen Archiven manche werthvolle Beiträge zur Geschichte jener Zeit beigebracht. Der Verfasser stellt sich entschieden auf Seite seiner reformationseifrigen Landesfürsten gegen Kaiser und Reich; in der Apologie der franzosenfreundlichen Politik der Landgräfin Amalie wird er etwas stark partikularistisch und meint, in Zeiten der nationalen Auflösung könne man es den Landesfürsten nicht so verargen, wenn sie zuerst für sich und ihr Land sorgen. Mit dem westphälischen Frieden schließt der 1843 erschienene achte Band des Werkes, und wird, wie es scheint, der letzte bleiben. Auch Rehms Handbuch der Geschichte beider Hessen ist bloß bis zu

diesem Zeitpunkt gelangt. Die zwei Monographien K. Buchners: der Stamm der Hessen in der Gegenwart, und Hessen von 1847 bis 1850 sind als zur Orientirung dienlich zu empfehlen. Ueber die neuere Geschichte Kurhessens haben wir eine sehr tüchtige Arbeit aus der Feder des constitutionellen Vorkämpfers und einstigen Märzministers Wippermann, der die leidensvolle Geschichte Kurhessens seit den Freiheitskriegen mit genauer Kenntniß der Verhältnisse und würdigem Freimuthe geschrieben hat. Für die Einzelforschung ist neuerlich von den Archivaren Falckenheiner und Landau in Cassel, von Archivar Ludwig Bauer und Bibliothekar Walther in Darmstadt Vieles geleistet und zum Theil in den Zeitschriften der dortigen Geschichtsvereine veröffentlicht worden. Walther hat auch ein sehr zweckmäßiges Handbuch für Geschichte und Landeskunde von Hessen herausgegeben, welches die auf Hessen bezügliche Literatur zusammenstellt, und verdiente auch in andern deutschen Provinzen nachgeahmt zu werden.

In Ostfranken, dessen Hauptpunkt Würzburg bildet, haben wir aus neuerer Zeit kein Hauptwerk zu nennen. Auch für diese Gegenden müßten die Archive in München das reichste Material liefern. Von neueren Monographien sind zu erwähnen: Bensens an neuen Mittheilungen reiche Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken (Erlangen 1840), Buchingers Geschichte des durch seinen Eifer für die Gegenreformation bekannten Würzburger Bischofs Echter von Mespelbrunn, Bernhards treffende lebendige Schilderung des Bischofs von Würzburg und Bamberg, Franz Ludwigs v. Erthal, eines der besten geistlichen Fürsten in den letzten Zeiten des Reiches. Mehr für die Geschichte der hohenzollern-brandenburgischen Dynastie, als für die der ansbach-baireuthischen Fürstenthümer wichtig sind die Mittheilungen Höflers und Minutoli's aus dem Plassenburger Archiv über die Geschichte der brandenburgischen Markgrafen und Kurfürsten Friedrich und Albrecht Achilles. Die Reichsstadt Nürnberg hat, so viele Materialien zu ihrer Geschichte auch gesammelt sind, doch noch keine Gesammtgeschichte, die ihrer Bedeutung entspräche, nur das Kunstleben Nürnbergs hat neuerlich durch R. v. Rettberg ein würdiges literarisches Denkmal bekommen.

Wie wir sehen, wäre im Bereich des fränkischen Stammes noch Manches zu erforschen und darzustellen. Zu einer gemeinsamen Stammesgeschichte sind noch gar keine Versuche gemacht und

es möchte auch wirklich schwer seyn, die Vielheit von Territorien unter einen Gesichtspunkt zu bringen.

Der Stamm der Sachsen hat länger als der der Franken eine abgeschlossene Selbstständigkeit und eine gewisse politische Einheit bewahrt. Bis zum Jahr 1180 bestand ein sächsisches Stammesherzogthum, und während des zehnten Jahrhunderts führte der sächsische Stamm die Hegemonie über Deutschland, sächsische Fürsten saßen auf dem deutschen Kaiserthrone, und auch unter den fränkischen Saliern spielten die Sachsen durch ihre Opposition eine so bedeutende Rolle, daß sie die Wendung, welche das deutsche Kaiserthum unter den Saliern nahm, entschieden haben. Ihre Bedeutung für die deutsche Gesammtgeschichte rechtfertigt schon an und für sich das Bedürfniß einer besonderen Geschichte des sächsischen Stammes. Wir besitzen zwei tüchtige Werke, die wenigstens theilweise als sächsische Stammesgeschichte gelten können, nämlich Schaumanns Geschichte des niedersächsischen Volkes und Havemanns Geschichte von Braunschweig und Lüneburg. Im Jahr 1834 machte die Göttinger Societät der Wissenschaften die Geschichte des niedersächsischen Volkes zum Gegenstand einer Preisaufgabe, die von Ad. Fr. H. Schaumann befriedigend gelöst wurde. Schaumanns Arbeit, welche die Geschichte der Sachsen bis zum Jahr 1180 behandelt, wurde 1839 veröffentlicht. Sie beschränkt sich, der Aufgabe entsprechend, auf die innere Geschichte, auf Recht, Verfassung und Kultur, und überhaupt auf das, was Niedersachsen speciell angeht, und schließt alles aus, was sich auf den Antheil Sachsens an der allgemeinen deutschen Geschichte bezieht, auch gibt Schaumann beinahe bloß die Ergebnisse seiner eigenen Forschung, welche, was die Anfänge betrifft, von dem sonst Angenommenen vielfach abweichen, aber bei den Gelehrten nun ziemlich allgemein durchgedrungen sind. Die Sachsen sind ihm nämlich nicht ein Bundesvolk, welches die im nordwestlichen Deutschland wohnenden Stämme umfaßt, sondern ein aus dem Norden erobernd eindringendes Volk, das die vorgefundenen Einwohner zurückdrängt und die Zurückgebliebenen nur als Unfreie in sich aufnimmt, während der herrschende Stamm eine Demokratie freier Landedelleute bildet. Als eine vollständige Geschichte des Sachsenvolkes kann somit Schaumanns Geschichte nicht gelten, wohl aber als ein wichtiger Beitrag dazu, der vermöge der gründlichen Untersuchungen von entschiedenem wissenschaftlichem Werth ist. Eine

andere noch zu lösende Aufgabe wäre, gerade den speciellen Beitrag, den die Sachsen zu der allgemeinen deutschen Geschichte gegeben haben, die Bedeutung des sächsischen Elements für die deutsche Nationalentwicklung, zusammenfassend ins Licht zu stellen, und namentlich den Gegensatz zu beleuchten, den sie zu den Franken bilden. Dieß geschieht theilweise in Havemanns Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg, deren erster Band im Jahr 1853 erschienen ist und bis zur Reformation geht. Nach der Auflösung des Stammesherzogthums Sachsen bei dem Sturze Heinrichs des Löwen blieben die welfischen Besitzungen, die im Jahr 1235 zu einem Fahnlehen erhoben wurden, immer noch die größte zusammenhängende Ländermasse im Gebiete des sächsischen Stammes. Havemann gibt in seinem Buche zum erstenmal eine gründliche urkundliche und beziehungsweise vollständige Geschichte dieses großen Theils von Niedersachsen, und dasselbe gehört zu den besten neueren Werken im Fache der Specialgeschichte. Als Einleitung gibt er eine allgemeine Geschichte des alten Sachsenlandes, das von der Elbe bis hart an den Rhein und von der Nordsee, mit Ausnahme des von den Friesen bewohnten Küstensaumes, bis zur Saale, Unstrut und Sieg sich erstreckte. Auch er sieht in den Sachsen ein von dem Norden vordringendes Volk, welches die früheren Bewohner dieser Gegenden, Cherusker, Chauken, Longobarden und Thüringer theils nach Süden weiter trieb, theils als Unfreie sich einverleibte, und sich dann in drei große Hauptstämme, die Westphalen, Ostphalen, und zwischen beiden die Engern theilte, welche letzteren an den Ufern der Weser wohnten. Von ihren Nachbarn, den Franken, glaubt er sie sowohl durch Religion, als durch Sitte und Sprache getrennt, und nur durch Lust zu Kampf und Eroberung ihnen verwandt, was natürlich bald zu einem feindseligen Verhältniß, zu einem Kampf um die Herrschaft habe führen müssen, der bekanntlich zu Gunsten der Franken endigte. Nach Unterwerfung der Sachsen habe dann die Wechselwirkung beider Nationalitäten begonnen; während der Franke dem Sachsen seine Priester sandte und seine Kultur mittheilte, habe dagegen der Sachse dem vom romanischen Wesen vielfach durchdrungenen fränkischen Reiche die von fremden Elementen unberührt gebliebene deutsche Sitte zugetragen, und habe so dem Germanismus das erforderliche Gegengewicht gegen den Romanismus verschafft. Während die Franken Träger der karolingischen Monarchie waren, zeichnete sich der

sächsische Volksstamm durch strengeres Nationalgefühl, durch größere Anhänglichkeit an die Sitten und Gesetze der Vorfahren aus. Eine ausgedehntere Wechselwirkung wurde aber erst durch die Erhebung des Sachsenherzogs Heinrich zum deutschen Könige vermittelt, und während der Herrschaft des sächsischen Hauses geht die sächsische Geschichte in der allgemein deutschen auf. Mit der Thronbesteigung der Salier beginnt wieder die Stammeseifersucht und Opposition der Sachsen, die mit der Uebertragung des sächsischen Herzogsamtes an die Welfen einen dynastischen Charakter annimmt und bald zu einem principiellen Gegensatze sich erweitert. Von der Begründung der welfischen Herrschaft in Norddeutschland an beschränkt sich nun Havemanns Darstellung auf die Geschichte der welfischen Besitzungen, und geht auf die Einzelnheiten der sonstigen Adels- und Ortsgeschichte des sächsischen Landes nur soweit ein, als sie das später welfische Gebiet betrifft. In der Vorrede entschuldigt er sich gewissermaßen, daß er bei Uebersicht der inneren Verhältnisse die Zusammenstellung von Einzelnheiten einem allgemein gehaltenen Räsonnement vorgezogen, und unter Anderm bei den einflußreichen Adelsgeschlechtern sich auf Nachweisung des Güterbesitzes eingelassen habe. Wir billigen dieß nicht nur ganz, sondern möchten wünschen, daß er noch mehr auf Geschlechter- und Ortsgeschichte eingegangen wäre, da im Mittelalter sich nur aus einer umfassenden Kenntniß des Einzelnen ein anschauliches Bild der inneren Verhältnisse, besonders des Rechts- und Verfassungswesens gewinnen läßt. Das hannöverische Staatsarchiv, aus dem Havemann hauptsächlich seine Materialien entnommen hat, ist besonders für die ältere Welfenzeit reich und wurde neuerlich von H. Sudendorf ausgebeutet, der eine Reihe von Urkunden in drei Bänden daraus veröffentlicht hat. Als Materialiensammlung für niedersächsische Geschichte dient auch das Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen, das seit 1835 besteht und zwar sparsame, aber meist gute Mittheilungen macht, auch einige Reihen von Klosterurkunden herausgegeben hat.

Ein jetzt dem Königreich Hannover einverleibtes niedersächsisches Territorium, das Stift Osnabrück, ist kürzlich durch eine sehr gründliche Arbeit des hannöverischen Märzministers Stüve (Geschichte des Hochstifts Osnabrück bis zu dem Jahre 1508. Jena 1853) geschichtlich beleuchtet worden, und zwar auf eine Weise, die einen sehr beachtenswerthen Beitrag zur Geschichte der Rechts- und

Standesverhältnisse in Deutschland überhaupt gibt. Die Zustände bis und um das Jahr 1250 sind in der sechs Bogen starken Einleitung übersichtlich geschildert und dabei durch Belege aus dem Einzelnen das Ergebniß urkundlicher Forschungen über Standes- und Eigenthumsverhältnisse und ihre allmähligen Veränderungen durch Schutz- und Dienstbeziehungen zur Kirche und größeren Herren, sowie die neu aufkommende Macht der Dienstmannschaft so klar und gedrängt dargelegt, daß wohl nicht leicht in der geschichtlichen Literatur etwas zur Orientirung über diese Dinge Geeigneteres gefunden werden dürfte, als diese gelegentliche einleitende Darstellung. Nach dem Jahr 1250 beginnt dann die ausführliche Geschichte der osnabrückischen Bischöfe, und ist so gehalten, daß daraus ein allgemein gültiges Bild von der Auflösung der Lehensverfassung und Entstehung der Territorialverfassung hervorgeht. Manche Institutionen, die in früherer Zeit allgemein anerkannt bestehen, und deßhalb nicht weiter erörtert werden, treten jetzt erst im Stadium ihrer Auflösung und Veränderung deutlich hervor. In kleineren Gebieten, die nicht von der landeshoheitlichen Staatenbildung absorbirt werden, geht der Proceß der Auflösung der alten Zustände langsamer vor sich, sie sind deßhalb geeigneter, um die Entwicklung zur Anschauung zu bringen. So ist das Gebiet von Osnabrück, das nicht wie das übrige Westphalen dem kölnischen Erzbisthum unterworfen war, ein lehrreiches Bild der allmähligen Zerbröckelung der alten Lehensverfassung. Stüve machte sich, wie er in der Vorrede sagt, zur Aufgabe, die einzelnen Ereignisse dieser Gegend mit Hülfe der urkundlichen Zeugnisse so zu zeichnen, daß aus der Darstellung die jedesmaligen Beziehungen auf die Umgebung, die Nachbarschaft, die größeren Verbände der Kirche und des Reiches klar würden, etwa wie ein aufmerksamer gleichzeitiger Beobachter die Sache hätte auffassen mögen. Stüve ist gewohnt, diese Dinge nicht bloß als Gelehrter, sondern auch als Staatsmann aufzufassen, und so ist es ihm gelungen, seiner Darstellung auch ohne rhetorische Mittel den Ton des Lebens zu geben, der vergessen läßt, daß nur von alten längst vergangenen Dingen die Rede ist. Eine andere Monographie über ein Stück Verfassungsgeschichte des alten Sachsenlandes hat Stüve in seinem Buch über Wesen und Verfassung der Landgemeinden und des ländlichen Grundbesitzes in Niedersachsen und Westphalen (Jena 1851) gegeben, wobei sich wissenschaftliche Forschung mit Vorschlägen zur Gesetzgebung verbindet.

Für die Geschichte Westphalens überhaupt, nämlich die Gebiete der ehmaligen Bisthümer Münster, Osnabrück, Minden, Paderborn und denjenigen Theil des Erzbisthums Köln, der nach Auflösung des Herzogthums Sachsen demselben zufiel, haben wir in neuerer Zeit eine Anzahl Quellenwerke bekommen. So hat H. E. Erhard in Münster mit Unterstützung des westphälischen Geschichtsvereins eine chronologisch geordnete Sammlung von Nachweisungen und Auszügen aus den Quellen der Geschichte Westphalens, sammt einer Auswahl von wichtigen Urkunden bearbeitet, die bis zum Jahr 1200 fortgesetzt ist. Dann hat Seibertz, als Grundlage für eine Landes- und Rechtsgeschichte des kölnischen Herzogthums Westphalen ein sehr reichhaltiges, bis jetzt vier Bände umfassendes Urkundenbuch herausgegeben. Auf Westphalen erstreckt sich auch die treffliche Urkundensammlung für die Geschichte des Niederrheins, welche Lacomblet aus den Vorräthen des Kölner, Düsseldorfer und andern rheinpreußischen Lokalarchiven herausgegeben hat. Auch besteht für westphälische Geschichtsforschung seit 1826 als Organ des westphälischen Geschichtsvereins eine Zeitschrift, welche von Paul Wigand begründet, später von H. E. Erhard und Andern fortgesetzt worden ist und schon viele werthvolle Materialien und Untersuchungen zu Tage gefördert hat. Die münsterischen Chroniken des Mittelalters hat Jul. Ficker gesammelt, und Cornelius als zweiten Band die Berichte der Augenzeugen über das münsterische Wiedertäuferreich hinzugefügt. Die mittelalterlichen Kunstdenkmale, an welchen Westphalen besonders reich ist, hat neuerlich W. Lübke in Berlin beschrieben und in guten Abbildungen herausgegeben. Schließlich müssen wir auch noch die sehr lesenswerthe Schilderung westphälischer Sitte und Landesart erwähnen, welche das Deutsche Museum (Jahrg. 1853 Bd. II.) gebracht hat.

Westphalen hat so reiche Geschichtsquellen und so viel provinzielle Eigenthümlichkeit, daß es uns eine lockende Aufgabe scheint, seine Geschichte zusammenhängend darzustellen. Der Roman hat sich auch der Schilderung dieses Landes schon mehrfach zugewendet. Welch schönen Beitrag zur Charakteristik des westphälischen Bauernstandes hat Immermann in seinem Münchhausen durch das Bild des Oberhofes und seines Hofschulzen gegeben, und welch interessante Bilder aus dem westphälischen Leben führt uns L. Schücking in seinem Bauernfürsten und andern Romanen vor!

Zu dem Volk der Sachsen gehören auch die Nordalbingier, die Bewohner Holsteins und Schleswigs. Auch dort hat eine Gesellschaft für vaterländische Geschichte, die seit 1834 besteht, Urkunden und andere Materialien gesammelt und eine Zeitschrift gegründet, die seit 1841 in einer neuen Serie unter dem Titel „Nordalbingische Studien“ erscheint und gegenwärtig noch besteht. Eine besondere Anregung zu genauer Erforschung der früheren staatsrechtlichen Verhältnisse gegenüber von Dänemark, und überhaupt zur Wiederbelebung nationaler Erinnerung, hat der Kampf für Behauptung deutscher Nationalität dort gegeben. Unter den geschichtlichen Darstellungen des Verhältnisses zu Dänemark zeichnet sich die aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik seit 1806 von Droysen und Samwer aus, und neuerlich hat Waitz die erste erschöpfende, quellenmäßige und kritische Geschichte seines Heimathlandes zu schreiben begonnen, die nun mit dem zweiten Bande bis zum Jahr 1660 gediehen ist, bis zu dem Zeitpunkte, in welchem die politische Selbstständigkeit begründet erscheint. Für die Geschichte des letzten, durch die Schuld Deutschlands und die Politik der europäischen Großmächte so tragisch ausgegangenen Kampfes, in welchem sich die ächt deutsche Gesinnung und zähe Ausdauer des sächsischen Stammes so herrlich bewährt hat, sind bereits mehrere Berichte von Augenzeugen vorhanden, der vollständigste von Th. Lüders; eine kritisch bereinigende Darstellung fehlt noch.

In dem Sachsenlande und an den Grenzen desselben liegen auch die drei deutschen Freistädte, welche als Trümmer der alten Hansa ihren einstigen Glanz durch großartige Handelsthätigkeit und einen Wohlstand, wie er in unserem armen Deutschland selten zu Hause ist, würdig repräsentiren. Neben der Sorge für die Gegenwart vergißt man dort auch die Vorzeit nicht. In Hamburg und Lübeck bestehen Geschichtsvereine, in beiden Städten hat man angefangen, die Schätze der alten Urkunden zu veröffentlichen und auszubeuten; besonders das Lübecker Archiv bietet eine Masse des werthvollsten Stoffes. Für Hamburg hat Lappenberg schon 1842 ein Urkundenbuch herausgegeben, das bis zum Jahr 1300 geht und noch auf eine Fortsetzung wartet; das Lübecker, erst neuerlich durch eine Fortsetzung bereichert, geht bis zum Jahr 1319. Den Anfang einer Geschichte von Lübeck hat Deecke gemacht, und Pauli hat in einer Reihe von populären Vorträgen über die mittelalterlichen

Kulturzustände interessante Mittheilungen veröffentlicht. Bremen hat noch keine Urkundensammlung, auch noch keine aus den rechten Quellen gearbeitete Stadtgeschichte; das Hauptwerk über Bremen ist immer noch Donandts schon 1830 erschienene treffliche Geschichte des Bremer Stadtrechts. Den Versuch einer ausführlichen Geschichte der Stadt hat vor einigen Jahren der Pastor Duntze gemacht mit einem vierbändigen Werke, aber da er weder die Urkunden gehörig zu benützen, noch die Materialien gut zu verarbeiten verstand, so ist dieser Versuch sehr unbefriedigend ausgefallen. Einen guten, auch auf die älteren Zeiten zurückgehenden Ueberblick über Bremens Geschichte gibt ein Artikel in der Brockhaus'schen „Gegenwart" Band 8: „Die freie Stadt Bremen in ihrer politischen und kulturgeschichtlichen Entwicklung." Ebendaselbst finden wir auch über Hamburg und Lübeck ähnliche Resumé's.

Im späteren Mittelalter ist der Name Sachsen, der im nordwestlichen Deutschland durch die Auflösung des Stammesherzogthums in mehrere fürstliche Territorien verdrängt worden war, auf ein ganz anderes Land und Volk übergegangen, nämlich auf die den Slaven abgerungenen, von Sachsen colonisirten Gebiete an der oberen Elbe. Der kleine Rest des alten Sachsens, der nach Abzug der welfischen Familienbesitzungen und nach der Vertheilung an die Bischöfe übrig geblieben war, wurde von Barbarossa an Bernhard von Anhalt, den Enkel eines deutschen Fürsten, der in slavischem Gebiet sich eine neue Herrschaft gegründet hatte, Albrechts des Bären, verliehen. Unter seinen Nachfolgern wurde das sächsische Gebiet noch mehr geschmälert, dagegen breiteten sie sich in Thüringen und den slavisch-deutschen Grenzmarken um so mehr aus, und es entstand nun das große Gebiet des wettinischen Hauses, aus dem das Kurfürstenthum Sachsen erwuchs.

Ehe wir aber zur sächsischen Geschichte übergehen, wollen wir die der übrigen deutschen Kernstämme ins Auge fassen, und zwar zunächst die Alemannen, oder, wie sie später genannt werden, Schwaben, die in den Zeiten der Völkerwanderung am Oberrhein und Mittelrhein erscheinen, von den Franken zurückgedrängt am Oberrhein sich festsetzen und seit der Mitte des 6. Jahrhunderts unter eigenen Herzogen auftreten, ums Jahr 748 unmittelbar dem Frankenreich einverleibt werden, mit Anfang des 10. Jahrhunderts wieder ein Stammesherzogthum bilden, das sich bis in die Mitte des 13.

erhält, und nach Osten bis zum Lech, nach Westen bis an die Vogesen, im Süden bis an das Juragebirge, im Norden bis an den Welzheimer Wald und mittleren Neckar sich ausdehnt. Nach der heutigen politischen Eintheilung gerechnet, würde die größere südliche Hälfte von Württemberg und Baden, die westliche Seite Bayerns, der nordwestliche Theil der Schweiz und das Elsaß innerhalb der Grenzen des alten Alemanniens oder Schwabens fallen. In neueren Zeiten hat sich der Begriff Schwaben auf den württembergischen und bayrischen Antheil verengt, die Badenser wollen schon nicht mehr als Schwaben gelten.

Die Geschichte Schwabens in seiner älteren Ausdehnung ist von Pfister im Anfang dieses Jahrhunderts bearbeitet und damit das erste Beispiel einer bis zum Ende des Mittelalters fortgeführten Stammesgeschichte gegeben worden. Die ersten Bände, mit jugendlicher Frische geschrieben, tragen das Gepräge der Schule Johannes v. Müllers, sind aber hinsichtlich der Forschung von neueren Arbeiten weit überholt. Die späteren Bände vom 14. Jahrhundert an sind reicher an Detailforschung und geben die erste urkundliche Darstellung der Einungen einzelner Reichsstände, auf welche sich damals der politische Gestaltungstrieb des in Theile zerfallenden Reiches warf. Das Werk bricht bei den Anfängen des letzten jener Bündnisse, des schwäbischen Bundes ab, und schließt mit dem ewigen Landfrieden Maximilians I. Eine treffliche neue Bearbeitung der mittelalterlichen Geschichte Schwabens haben wir an den bis jetzt erschienenen zwei Bänden von Stälins Wirtembergischer Geschichte, welche die sorgfältig genaue quellenmäßige Behandlung der neueren Geschichtschreibung in ausgezeichneter Weise repräsentirt und überhaupt eine der besten neueren Specialgeschichten ist. Obgleich den Titel Wirtembergische Geschichte führend, ist sie doch thatsächlich eine Geschichte Schwabens, um so mehr, da sie sich vorerst in den Zeiten bewegt, wo ein württembergisches Territorium sich erst zu bilden beginnt. Was die Begrenzung des Stoffes betrifft, so haben wir eben hier ein Beispiel, wie der Umfang der jetzt bestehenden Staaten und des durch dieselben zur Verfügung gestellten urkundlichen Materials den Umfang der Monographie bestimmen. Denn daher rührt es, daß die Einzelheiten der Orts- und Geschlechtergeschichte des alten Schwabens nur so weit aufgenommen sind, als sie in das jetzige Königreich fallen, und dagegen die nicht zu Schwaben gehörigen

Theile Frankens, die jetzt württembergisch sind, mit hereingezogen werden. Es wäre im Interesse der sachlichen Abrundung zu wünschen, daß wenigstens die jetzt badischen und bayrischen Theile Schwabens auch mit aufgenommen wären, was vielleicht in der Fortsetzung des Werkes, soweit es thunlich ist, nachgeholt werden könnte. Das bis jetzt Erschienene geht bis zum Sturze der Hohenstaufen; ein dritter Band, der die Geschichte bis zum Jahre 1500 fortführen soll, ist dem Vernehmen nach unter der Presse. Einen besonderen Werth verleiht diesem Werke das genaue Eingehen auf die Orts- und Geschlechtergeschichte. Von allen den fürstlichen und adeligen Geschlechtern, welche auf dem jetzt württembergischen Territorium vorkommen, werden die wichtigsten Thatsachen, namentlich der Umfang ihrer Besitzungen und Lehen, mit ihrer urkundlichen Beglaubigung zusammengestellt, eben so die Einzelheiten der Geschichte der Städte und Klöster. Unter den hervorragenden Dynastengeschlechtern Schwabens in jener Zeit finden sich auch die für die allgemeine Geschichte Deutschlands so wichtigen Hohenstaufen und Welfen; den ersteren besonders, die auch als Herzoge von Schwaben in Betracht kommen, ist ein großer Theil der geschichtlichen Darstellung gewidmet, auch sind ihre außerschwäbischen Erbgüter im Einzelnen verzeichnet. Der zweite Band des Werkes kann deshalb auch als eine kritische Revision der Hohenstaufengeschichte gelten. Auch für die Fortsetzung bietet sich reichlicher Stoff von allgemein deutschem Interesse dar. Für die Auflösung des Reiches und der Nationalherzogthümer nach den Hohenstaufen in verschiedene dynastische Territorien bietet gerade Schwaben ein in die Augen fallendes Beispiel, dann sind die Städte- und Adelsbündnisse des Mittelalters nirgends so bedeutend als in Schwaben, und da nicht nur die Grafen von Württemberg in diesen Bündnissen und Fehden eine wichtige Rolle spielten, sondern auch die meisten der dabei betheiligten Reichsstädte jetzt württembergisch sind, so hat Stälin auch nach der beschränkteren Auffassung seiner Aufgabe hinreichende Veranlassung dieselben in den Bereich seiner Darstellung zu ziehen. Ferner bietet die Ausdehnung der habsburgischen Hausmacht in diesem Theil von Deutschland, die Bildung einer vorderösterreichischen Provinz, die Entwicklung der Kreisverfassung, die in Schwaben mehr als in andern Reichskreisen zu wirklichem Leben gelangte, häufige Veranlassung, allgemein wichtige und zugleich ganz Schwaben gemeinsame Dinge urkundlich zu beleuchten.

Die urkundlichen Materiailen zur Geschichte des schwäbischen Bundes hat nach der Sammlung des Prälaten v. Schmid und den Akten des Eßlinger und Heilbronner Archivs, die sich auf dem Stuttgarter Staatsarchiv befinden, Klüpfel im 14. und 31. Band der Bibliothek des literarischen Vereins in den Jahren 1846 und 1853 herausgegeben. Eine umfassende Sammlung der ältesten Urkunden zur württembergischen Geschichte ist schon längst vorbereitet und im Jahr 1849 der erste Band derselben, der die Urkunden bis zum Jahr 1100 enthält, sehr sorgfältig von Archivrath v. Kausler redigirt, in splendider Ausstattung erschienen. Dieses Urkundenbuch soll nach dem entworfenen Plane sämmtliche Urkunden aufnehmen, in welchen in Beziehung auf irgend einen Bestandtheil des jetzigen Königreichs Württemberg eine rechtliche Bestimmung sich findet, und soll bis zum Jahr 1313 sich erstrecken. Ein zweiter Band ist demnächst zu erwarten.

Von neueren Bearbeitungen der speciell württembergischen Geschichte ist die von Karl Pfaff nicht ohne wissenschaftlichen Werth, und beruht großentheils auf selbstständiger Forschung, entbehrt aber, da sie für das größere Publikum bestimmt ist, durchaus aller Quellennachweisung. Sie verzichtet auf das allgemein Schwäbische und will nur eine Geschichte des württembergischen Fürstenhauses und Territoriums seyn. Unter den Monographien der württembergischen Geschichte zeichnet sich die von Heyd über den Herzog Ulrich durch umfassende Quellenforschung und eine ansprechende, gediegene Verarbeitung des Stoffes aus, der schon als Stück aus der Reformationsgeschichte und durch die Persönlichkeit des Helden ein besonderes Interesse in Anspruch nimmt. Ein sehr gründliches, meist aus ungedruckten Quellen geschöpftes Werk ist auch L. Schmids Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen, die reiche Ausbeute zur älteren Orts- und Geschlechtergeschichte Schwabens gibt, da die Besitzungen der Tübinger Pfalzgrafen eine ziemliche Ausdehnung im ganzen südwestlichen Deutschland hatten, und mit vielen andern Adelsgeschlechtern durch Verwandtschaft und Erbschaft in Beziehung standen.

Mehr als in irgend einem andern deutschen Lande ist in Württemberg für die Ortsgeschichte geleistet worden, durch die im Jahr 1824 von Memminger begonnene und nach seinem Tode im Jahr 1839 von dem topographischen Büreau fortgesetzte Unternehmung der Oberamtsbeschreibungen. Wir haben dadurch eine Reihe von

historisch-statistischen Monographien der Oberamtsbezirke Württembergs erhalten, die sich jetzt auf 33 belaufen und etwa die Hälfte des Landes umfassen. Der wissenschaftliche Werth ist freilich, wie sich schon bei der weit auseinander liegenden Erscheinungszeit voraussetzen läßt, verschieden; die neueren Stücke, meist durch eine Vereinigung mehrerer Mitarbeiter ausgeführt, sind im Ganzen gründlicher und vollständiger. Der längere Abstand der Zeit zwischen den zuerst erschienenen Beschreibungen und den neueren hat auch den Nachtheil, daß die statistischen Angaben theilweise veraltet, nicht mehr zur Vergleichung mit denen aus den letzten Jahren zu brauchen sind. Ein anderer Uebelstand ist der, daß die Bezirke zu klein sind und dadurch manche Wiederholungen nöthig werden. Ist einmal die Reihe vollendet, wozu bei dem jetzigen rascheren Fortgang des Unternehmens Aussicht vorhanden ist, so wird es nöthig werden, die Anfänge zu ergänzen und das Allgemeine vergleichend zusammenzustellen. Auch von mehreren schwäbischen Städten, wie von Eßlingen, Reutlingen, Stuttgart, Tübingen und andern sind in neuerer Zeit ausführliche Geschichten erschienen. Neben den Oberamtsbeschreibungen gehen seit 1820 die ebenfalls von Memminger begründeten Württembergischen Jahrbücher für Geschichte und Statistik her. Sie unterscheiden sich von andern Zeitschriften für deutsche Provinzialgeschichtsforschung dadurch, daß sie nicht Organ eines Privatvereins sind, sondern von einer königlichen Behörde, dem statistischen Büreau herausgegeben werden, was sie manchen Schwierigkeiten des Bestehens enthebt, aber ihnen auch einen gewißen kanzleimäßigen Charakter aufgedrückt hat. Auch ist unter dieser Leitung das geschichtsforschende Element sehr in Hintergrund getreten, und Untersuchungen über Verhältnisse der Gegenwart für Zwecke der Verwaltung sind der bei weitem vorherrschende Bestandtheil dieser Zeitschrift. Namentlich enthalten die letzten Jahrgänge sehr tüchtige statistische Arbeiten von P. Sick. Ein sehr verdienstliches Werk ist das im letzten Jahre von K. Heideloff in Verbindung mit mehreren andern sachverständigen Künstlern begonnene, „die Kunst des Mittelalters in Schwaben,“ das in Abbildungen der Kunstdenkmäler und mit begleitendem Text von Fr. Müller, eine Geschichte der mittelalterlichen Kunst in Schwaben geben soll. Drei Lieferungen in sehr sorgfältiger Ausstattung sind bis jetzt erschienen.

In dem benachbarten Baden sind in den letzten Jahren zwei

werthvolle Quellensammlungen für Landesgeschichte ins Leben getreten, die auf Kosten der Regierung von dem für die Geschichtsforschung so thätigen Archivdirektor Mone herausgegeben werden. Die eine ist eine Chronikensammlung, welche in den zwei seit 1848 erschienenen Bänden eine chronologisch geordnete Reihe von Chroniken bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts gibt. Die andere ist die seit 1850 erscheinende Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, in welcher urkundliche Beiträge von kleinerem Umfange, einzelne Abhandlungen und Untersuchungen, sowie auch kleine Notizen ihre Stelle finden. Die Zeitschrift hat in der kurzen Zeit ihres Bestehens (es sind bis jetzt fünf Bände erschienen) bei bescheidenen Ansprüchen und billigem Preis mehr geleistet, als manches kostbare Urkundenbuch; sie enthält theils Urkunden oder deren Auszüge, wie z. B. aus den Klöstern Bebenhausen und Herrenalb, theils ausführliche aus urkundlichem Material entnommene Abhandlungen, namentlich über Geschichte des Handels, des Ackerbaus und Grundbesitzes, und über Kulturzustände überhaupt. Es wäre zu wünschen, daß diese auf Mittheilungen aus den badischen Archiven beschränkte Zeitschrift eine weitere Ausdehnung auch auf nicht badische Bezirke gewönne, oder anderwärts Nachahmung fände. Sie ist unstreitig unter allen gegenwärtigen Zeitschriften für Provinzialgeschichte die beste.

Von Bearbeitungen der Landesgeschichte nach dem jetzigen Umfang des Staates hat Baden nur eine einzige aufzuweisen, die von Joseph Bader. Sie ist für das Volk geschrieben und macht keine wissenschaftlichen Ansprüche. Die Schwierigkeit, die Geschichte eines aus vielerlei Bestandtheilen zusammengesetzten, nicht historisch erwachsenen Staates zu schreiben, scheint dem Verfasser in hemmender Weise fühlbar geworden zu seyn. Um die Geschichte und Beschreibung des badischen Landes hat er sich auch durch andere Arbeiten verdient gemacht, nämlich durch eine Reihe von Einzeluntersuchungen und die Badenia, eine Zeitschrift für Landeskunde, die übrigens mehr geschichtliche und landschaftliche Beleuchtung merkwürdiger Punkte als eigentliche Forschung zum Zweck hat, dann durch seine Geschichte der breisgauischen Stände. Unter den Monographien zur badischen Geschichte zeichnen sich durch wissenschaftlichen Werth aus Heinr. Schreibers Geschichte der Stadt Freiburg mit Urkundenbuch, Kriegs von Hochfelden Geschichte der Grafen von Eberstein, und Vierordts Geschichte der Reformation im Großherzogthum Baden, welcher demnächst eine

protestantische Kirchengeschichte Badens folgen soll. Ueber die revolutionären Bewegungen, welche die Existenz des badischen Staates im Jahre 1849 in Frage stellten, hat bekanntlich ein betheiligter Staatsmann, der kürzlich verstorbene Minister Bekk eine ruhig historische Darstellung gegeben. Auch Häusser hat in seinen Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution einen werthvollen Beitrag zur Kenntniß und Beurtheilung der damaligen Vorgänge geliefert. Bemerkenswerth sind auch desselben Verfassers Abhandlungen über die neuere Geschichte Badens in der Brockhaus'schen „Gegenwart."

Das politisch an Frankreich verlorene Elsaß, auch einst ein Theil des alten Herzogthums Schwaben, das der zweite Pariser Frieden versäumt hat für Deutschland zurückzufordern, ist in neuerer Zeit wenigstens von der deutschen Geschichtsschreibung wieder erobert worden durch eine in deutscher Sprache und mit deutscher Gesinnung geschriebene Geschichte von dem Straßburger W. A. Strobel, der nach fleißiger Erforschung der Quellen die Geschicke seines Heimathlandes in fünf Bänden in einfacher würdiger Darstellung erzählt. Einen sechsten Band, die Geschichte von 1789 an enthaltend, hat Engelhardt hinzugefügt (Straßburg 1842—1851). Wir sehen daraus, wie sehr das ehmals gut deutsche Elsaß schon in der Revolutionszeit mit dem französischen Staatswesen und der französischen Nationalität verwachsen war. Eine neue erfreuliche Erscheinung aus dem Kreise deutsch-protestantischer Bildung im Elsaß sind die Mittheilungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche des Elsaßes von F. W. Röhrich (3 Bde., Paris 1855), einem Straßburger Geistlichen, dem wir schon aus früheren Jahren eine gute Geschichte der Reformation im Elsaß zu danken haben. Das Werk behandelt einzelne Partien aus der Vorgeschichte der Reformation, und der 2. und 3. Band geben evangelische Zeitbilder aus der Reformationszeit und den folgenden Jahrhunderten, wobei namentlich auch die Bedrängniß, welche die protestantische Kirche und das deutsche Element im Elsaß unter österreichischer und französischer Herrschaft zu erfahren hatten, in Beispielen geschildert wird.

Von Schwaben gehen wir zu Bayern über. Der Stamm der Bayern ist der einzige, der durch die ganze deutsche Geschichte hindurch eine politische Selbstständigkeit bewahrt hat, und durch einen eigenen Staat repräsentirt ist. Zwar ist das Herzogthum, welches

das Haus Wittelsbach seit 1180 inne hat, nicht das ganze Gebiet des bayrischen Stammes; schon frühe hatte sich Tirol davon abgelöst, die bayrische Ostmark ob der Enns wurde 1156 zu einem besonderen Herzogthum Oesterreich erhoben, Regensburg, die alte Hauptstadt wurde eine freie Reichsstadt, die Bisthümer Salzburg, Regensburg, Freising und Passau mit ihrem Gebiet erwarben eigene Landeshoheit, aber doch blieb ein großer Theil des altbayrischen Stammlandes den Wittelsbachern übrig, unter deren Herrschaft es sich bis auf die Gegenwart als eine ansehnliche Gesammtheit erhalten hat. Diesem Umstand ist es wohl auch zuzuschreiben, daß in Bayern von jeher ein starkes Stammgefühl, ein specifisch bayrischer Provinzialpatriotismus herrschte. Man hat daher dort seit alten Zeiten viel auf Pflege der Specialgeschichte gehalten. In Bayern finden wir die Anfänge einer deutschen Geschichtschreibung: Aventinus, des Zeitgenossen der Reformation, bayrische Chronik, die, in kernhafter Sprache deutsch und lateinisch geschrieben, ein Seitenstück zu Luthers Bibelübersetzung genannt werden kann, reich an sorgfältig und nicht ohne Kritik gesammeltem Stoff, freisinnig in Urtheil und Auffassung ist, und, mit verdientem Beifall von den Zeitgenossen aufgenommen, immer noch mit Ruhm genannt wird. Ihm folgte dann der zwar minder freisinnige, aber durch fleißige Forschung und gute Darstellung in seiner Zeit immerhin ausgezeichnete Brunner, und sofort eine Reihe patriotischer Männer, welche der Erforschung der bayrischen Vorzeit mit Eifer und Erfolg sich widmeten, und von welchen Lorenz Westenrieders Arbeiten am meisten Popularität und Verbreitung gewonnen haben. Eine Zeitlang gefiel sich der bayrische Particularpatriotismus besonders in Untersuchungen über den Ursprung des bayrischen Volkes und mühte sich ab, nachzuweisen, daß die Bayern nicht nur ein besonderer deutscher Stamm, sondern sogar noch älter als die Germanen, den Kelten angehören und identisch mit den keltischen Bojern seyen. Besonders in der Rheinbundsperiode, als man eine historische Rechtfertigung für die Franzosenfreundschaft suchte, und im neuen Souveränitätsgefühl die Stammeseigenthümlichkeit zur selbstständigen Souveränität hinaufschrauben wollte, legte man großen Werth auf das Dogma des hohen keltischen Alterthums und das Bojerthum, so daß man Zweifel daran als einen halben Verrath an dem Vaterland betrachtete. Später kam man von dieser fixen Idee ab. Besonderes Verdienst um Zerstörung dieser und anderer

irrigen Traditionen und überhaupt um eine kritische Behandlung der bayrischen Geschichte hat sich der Ritter K. H. v. Lang erworben, der eigentlich als Reformator der bayrischen Geschichtsforschung zu betrachten ist. Ihm haben wir die orientirenden Untersuchungen über die alten Gaugrafschaften Bayerns, eine Reform der schon ums Jahr 1763 begonnenen Urkundensammlung, der Monumenta boica, die Herausgabe der Regesta boica, eine sehr anregende kritische Uebersicht der bayrischen Geschichtsliteratur (im Hermes Bd. 29), und endlich in seinen Memoiren sehr interessante Mittheilungen aus der neueren Geschichte Bayerns zu danken. Unermüdet drang er auch darauf, daß die neuerworbenen Gebiete, welche mit Altbayern vereinigt das jetzige Königreich Bayern bilden und jenes an Umfang und Seelenzahl weit übertreffen, in der bayrischen Geschichtschreibung mehr berücksichtigt werden müßten; er verlangte, daß die künftigen Geschichtschreiber neben der altbayrischen Geschichte noch eine besondere Abtheilung des schwäbischen und fränkischen Bayerns machen und erst mit Maximilian Joseph die des vereinigten Königreichs beginnen sollten. Es wurde in Zeitschriften und besonderen Broschüren, namentlich auch von Gr. Th. Rudhardt, über die Frage verhandelt, wie diese neuen Bestandtheile untergebracht werden sollten, ob sie als Beilage mitgeführt, oder stückweise eingeschaltet, oder durch synchronistische Anordnung Raum für sie gewonnen werden sollte. Für eine Geschichtschreibung, welche nach einheitlicher Gestaltung des Stoffes strebt, ist diese Frage in der That eine unlösbare, denn ein nicht historisch erwachsener, sondern willkürlich zusammensetzter Staat hat eben keine einheitliche Geschichte, und die bayrischen Geschichtschreiber, welche eine Gesammtgeschichte des jetzigen Königreichs schreiben wollen, werden sich vergeblich abmühen, eine höheren Anforderungen entsprechende Gestaltung des Stoffes zu Stande zu bringen. In der Art, wie Lang es wollte, hat Gr. Th. Rudhardt die älteste Geschichte Bayerns bis zu König Pipin im Zusammenhang mit der fränkischen und schwäbischen Geschichte auf eine sehr gründliche und befriedigende Weise behandelt; er fand sich aber, wie es scheint, durch die später aufstoßenden Schwierigkeiten abgehalten, seine Arbeit weiter fortzuführen. Die dem Material nach vollständigste Geschichte von Altbayern ist die von Andreas Buchner, welche im Jahr 1820 begonnen und mit dem achten Buch, welches 1851 erschien, bis in die Mitte des dreißigjährigen Krieges gelangt ist,

die aber, da der Verfasser nun gestorben, keine Fortsetzung zu erwarten haben wird. Sie gibt das bis jetzt zugängliche und bekannte Material, nicht nur nach gedruckten, sondern auch den handschriftlichen Quellen, ziemlich vollständig und leistet als Handbuch zum Nachschlagen für gelehrten Gebrauch ganz gute Dienste, wird aber nie über den Arbeitstisch hinausdringen. Neben ihr behaupten Zschokkes „bayrische Geschichten" durch ihre wahrhaft populäre Rhetorik immer noch die erste Stelle, und wenn auch in den älteren Zeiten manches falsch und unvollständig ist, so sind die neueren Zeiten, besonders die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, noch von keinem Nachfolger übertroffen.

Neuerlich hat M. Th. Contzen, Professor der Geschichte in Würzburg, den undankbaren Versuch einer bayrischen Gesammtgeschichte gemacht, in welcher alle Bestandtheile des Königreichs eine gleichmäßige Berücksichtigung finden sollen. Der bis jetzt vorliegende erste Band geht freilich nur bis zum zehnten Jahrhundert, er gibt aber für diese Periode eine ganz gute Uebersicht des vorhandenen Materials. Das Hauptverdienst des Buches ist eine ziemlich vollständige Zusammenstellung der auf die bayrische Geschichte bezüglichen Literatur, die sich nicht bloß auf selbstständige Bücher beschränkt, sondern auch urkundliche Mittheilungen und Aufsätze in Zeitschriften aufführt und namentlich die Leistungen der historischen Vereine berücksichtigt. Als Aufgabe dieser Vereine bezeichnet er besonders die Ausarbeitung einer bibliotheca bavarica, d. h. eines systematischen Verzeichnisses aller die Geschichte Bayerns betreffenden Druckschriften und zugänglichen Handschriften. Die Schwierigkeiten, die sich aus der Zusammenfassung der mannigfachen Landestheile von verschiedener Vorgeschichte und Stammesnatur ergeben müssen, treten bei diesen Anfängen, wo überhaupt noch wenig von einer bayrischen Staatsentwicklung die Rede ist, natürlich weniger hervor, als es in den folgenden Zeiten der Fall seyn wird. Einen Theil der ältesten Geschichte Bayerns hat Joseph Hefner behandelt in seinem Werk über das römische Bayern in seinen Schriften und Bildbenkmalen, das 1852 in dritter Auflage erschienen ist und das mit großem Fleiß die Ergebnisse der bisherigen Forschungen auf diesem Gebiete zusammenstellt. Eine sehr gute Vorarbeit für die mittelalterliche Geschichte Bayerns hat kürzlich Böhmer gegeben in seinen wittelsbachischen Regesten, die nach Art seiner Kaiserregesten bearbeitet, eine vollständige

Uebersicht des aus Urkunden und Chroniken zu entnehmenden thatsächlichen Materials für die Zeit von 1180 bis 1340 gewähren. In der Einleitung gibt er einen kurzen Ueberblick des bisher für Geschichte Bayerns im Mittelalter Geleisteten und Winke über die Vorarbeiten, die noch zu veranstalten wären, um die Schätze des Archivs und der Bibliothek für die Forschung zugänglich und nutzbar zu machen und die Materialien bereit zu legen. In letzterer Beziehung bezeichnet er die Herausgabe der noch nicht oder schlecht gedruckten Chroniken und eines wittelsbachischen Urkundenbuches, welches er durch die vorliegenden Regesten anbahnen will, als nächste Aufgabe. Vor einigen Jahren (1852) ist auch die große schon im Jahr 1763 begonnene bayrische Urkundensammlung mit dem vierundvierzigsten Bande zum Abschluß gebracht worden. Ursprünglich auf klösterliche Urkunden Altbayerns beschränkt, wurde der Plan vom siebenundzwanzigsten Bande an auch auf die neuerworbenen Landestheile und auf Bisthümer, Reichsabteien und Städte ausgedehnt, während die landesfürstlichen ausgeschlossen blieben. In einer Zeit unternommen, wo man an derartige Arbeiten geringere Anforderungen stellte, wurden die früheren Bände sehr mangelhaft redigirt, die Urkunden ohne Auswahl sehr ungenau und mit falschen Daten abgedruckt, bis endlich die Kritik Lärm schlug und namentlich Lang in einer eigenen Schrift die Mängel schonungslos und höhnend aufdeckte. Nun wurde die Arbeit sorgfältiger behandelt, aber blieb insofern immer noch ungenügend, als man unterließ, durch Einleitungen und Anmerkungen irgend welche Fingerzeige für den Gebrauch zu geben, und die Sache endlich aufgab, ohne eine Vollständigkeit erreicht zu haben. Uebrigens ist diese Sammlung, die größer ist, als die irgend eines andern deutschen Landes, und über 13,000 Stücke enthält, schon durch ihre Reichhaltigkeit von Werth.

Eine Reihe sehr wichtiger bayrischer Urkunden ist im vorigen Jahre vom Freiherrn Gustav v. Lerchenfeld herausgegeben worden, nämlich die alten ständischen Freiheitsbriefe mit den Landesfreiheitserklärungen. Dem Text der Urkunden, welche diplomatisch genau nach den alten Ausgaben mit Vergleichung der Originale abgedruckt sind, hat Dr. Rockinger eine ausführliche Einleitung über die Geschichte der ständischen Rechte Bayerns und ein Wörterbuch beigefügt. Das Werk hat nicht bloß einen historischen, sondern auch einen publicistischen Zweck; es soll die oft gehörte Behauptung widerlegen,

daß zwischen den heutigen Verfassungen deutscher Staaten und denen des Mittelalters ein durchgreifender, auf Natur und Umfang der ständischen Rechte sich beziehender Unterschied bestehe, und daß namentlich die sogenannte Theilung der Gewalten, Steuerbewilligung und Ministerverantwortlichkeit mit jenen ständischen Verfassungen unvereinbar sey. Diesen Ansichten wird nun hier der urkundliche Beweis entgegengehalten, daß eine höchst vollständige Theilnahme der Stände an der Gesetzgebung, ja selbst an der Verwaltung in einem jetzt kaum mehr denkbaren Umfang, ein fast unbeschränktes Steuerverwillungsrecht mit eigener Steuererhebung und Kastenverwaltung, ferner zwar keine Ministerverantwortlichkeit nach heutiger Auffassung, aber eine klar ausgesprochene, höchst durchgreifende Verantwortlichkeit aller Beamten bestanden habe. Der Herausgeber macht es den Geschichtsforschern und namentlich den historischen Vereinen in Deutschland zur Pflicht, sich der Aufsuchung und Herausgabe derartiger Urkunden zu widmen, und so die Materialien zu einer ins Einzelne gehenden Geschichte der ständischen Verfassungen zusammenzubringen. Derselbe Freiherr v. Lerchenfeld hat, aufrichtig und entschieden am constitutionellen System festhaltend, auch ein Stück aus dem neueren Verfassungsleben Bayerns bearbeitet, nämlich die Geschichte Bayerns unter Maximilian Joseph, mit besonderer Beziehung auf die Entstehung der Verfassungsurkunde (Berlin 1854). Da Lerchenfeld als der Sohn eines Ministers, der selbst an der Entstehung und Ausbildung der bayrischen Verfassung entscheidenden Antheil genommen hatte, von Haus aus in ihre Entwicklungsgeschichte eingeweiht und überhaupt als Staatsmann mit den bayrischen Verhältnissen aufs genaueste vertraut ist, so war er auch, ohne gerade im Besitz bisher unbekannter urkundlicher Materialien zu seyn, zur Darstellung der neueren Geschichte Bayerns vorzugsweise berufen, und hat dieselbe mit einem geistig freien Verständniß, mit gerechtem Urtheil, warmem und dabei keineswegs partikularistisch befangenem Patriotismus geschrieben. Es wäre sehr zu wünschen, daß wir von andern deutschen Staaten auch solche von Staatsmännern geschriebene Skizzen der politischen Entwicklung seit 1815 hätten. Lerchenfelds Werk ist wie Wippermanns Kurhessen seit 1815 die stückweise Ausführung eines ums Jahr 1846 gefaßten Planes, wornach eine Anzahl Historiker und Staatsmänner eine neuere Geschichte der einzelnen deutschen Staaten, sowie des gesammten Deutschlands schreiben sollten, ein

Unternehmen, das in Folge der Bewegung des Jahres 1848 ins Stocken gerieth, aber wohl verdiente, bereichert durch die Erfahrungen und Forschungen der letzten Jahre, wieder aufgenommen zu werden.

Unter den Geschichten Bayerns verdient auch Joseph v. Hormayrs goldene Chronik von Hohenschwangau angeführt zu werden. Eine alte Chronik der Burg fingirend, erzählt er die Geschichte des Wittelsbacher Hauses, allerdings in einer verherrlichenden Weise. Auch in seinen übrigen Schriften, besonders in seinem historischen Taschenbuch, finden wir vielfache Beziehungen auf bayrische Verhältnisse und werthvolle thatsächliche Notizen eingestreut. Die Monographie Jörgs über die bayrische Geschichte zur Zeit des Bauernkrieges haben wir schon im ersten Artikel besprochen. Wir erinnern hier noch an einige gute Arbeiten C. M. v. Aretins über Bayerns auswärtige Verhältnisse seit Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, und die von ihm begonnene Geschichte des Kurfürsten Maximilians I, die, beide mit Benützung von ungedruckten Urkunden geschrieben, manches Neue gewähren, im Uebrigen auf specifisch bayrischem und katholischem Standpunkte stehen.

Wir haben im Bisherigen die neueren Leistungen für die Geschichte der vier Hauptstämme, der Franken, Sachsen, Schwaben und Bayern gemustert. Nun haben wir noch einen Blick zu werfen auf die Theile Deutschlands, die, früher von Slaven bewohnt, im Laufe der Zeit durch deutsche Waffen und deutsche Bildung erobert, jetzt deutsche Länder geworden sind. Es sind die thüringischen und sächsischen Marken, Pommern, Mecklenburg, Preußen, Schlesien, Böhmen und Mähren. Aus der Hauptmasse derselben hat sich das jetzige Königreich Preußen gebildet, nur das Stück zwischen der Elbe und Pommern, Mecklenburg, ist ein besonderes Fürstenthum geblieben; aus den mehr südlich gelegenen Theilen entstand das Königreich Sachsen; Böhmen und Mähren sind bekanntlich an Oesterreich gefallen. Die Geschichte der genannten Länder ist theilweise in die der Staaten übergegangen, denen sie einverleibt worden sind, doch sind auch in neuerer Zeit noch größere Werke ihrer Provinzialgeschichte gewidmet worden. So ist die Geschichte des alten Herzogthums Preußen, die dadurch besonderes Interesse gewährt, daß sie zugleich Geschichte des deutschen Ordens ist, von Johannes Voigt in einem Werke von neun Bänden (Königsberg 1827—1839), die reich an interessantem Stoffe sind, bis zum Untergang der Ordensherrschaft

behandelt und von einer Sammlung Urkundenregesten begleitet worden. Eine ebenfalls ausführliche Geschichte von Pommern in vier Bänden hat Barthold geschrieben; Hasselbach und Kosegarten haben ein pommerisches Urkundenbuch begonnen, die brandenburgische Geschichte ist durch Riedels großes Urkundenwerk (Codex diplomat. Brandenburg. 14 Bände, Berlin 1838—1849) und mehrere Monographien desselben bereichert worden; auch hat K. F. Klöden vor zehn Jahren eine ausführliche diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg geschrieben, die zugleich als Kulturgeschichte dieser Gegenden für das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert Werth und allgemeines Interesse hat. Einem Stück aus der neueren Geschichte Brandenburgs, der Zeit von 1806—1808, hat kürzlich ein Augenzeuge und mithandelnder Zeitgenosse eine Monographie gewidmet. Wir meinen die beiden Werke unter dem Titel: „Die Kurmark Brandenburg, ihr Zustand und ihre Verwaltung im Oktober 1806 (Leipzig 1847)", und „die Kurmark Brandenburg im Zusammenhang mit den Schicksalen des Gesammtstaats Preußen während der Zeit vom 22. Oktober 1806 bis zu Ende des Jahres 1808. Von einem höheren Staatsbeamten. 2 Bände. Leipzig 1851—1852." Hier hat der Verfasser theils aus den Akten, theils aus seinen Erinnerungen die Zustände der Verwaltung und die Ereignisse ausführlich dargelegt, aber freilich nicht ein Buch zur Lektüre für den Geschichtsfreund daraus gemacht, sondern nur Materialien für den Geschichtschreiber gesammelt, die übrigens zu den wichtigsten gehören, welche neuerlich für diese Periode der deutschen Geschichte veröffentlicht worden sind. Der Verfasser hat sich zwar auf dem Titel nicht genannt; man weiß aber mit Sicherheit, daß es der ehemalige Oberpräsident der Provinz Brandenburg, v. Bassewitz ist, ein Staatsmann aus dem Kreise der Reformfreunde der Stein-Hardenbergischen Schule.

Für die Geschichte Schlesiens hat Stenzel vieles geleistet, indem er nicht nur eine Sammlung schlesischer Geschichtschreiber, die mit dem fünften Band bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gelangt ist, und ein Urkundenbuch des Bisthums Breslau herausgegeben, sondern auch eine Geschichte Schlesiens begonnen hat, deren erster Band (bis 1355) kurz vor seinem Tode erschienen ist. Sie ist vorzugsweise Volksgeschichte und nimmt besondere Rücksicht auf die Fortschritte deutscher Bildung. Es ist sehr zu bedauern, daß der Verfasser dieses Werk nicht vollenden konnte.

Der preußische Staat, der seinem Hauptbestandtheile nach aus diesen germanisirten nordöstlichen Slavenländern zusammengesetzt ist, repräsentirt jetzt vorzugsweise Norddeutschland und ist damit gewissermaßen an die Stelle des alten Sachsenlandes getreten. Wenn man von Norddeutschen spricht, so denkt man, besonders in politischer Beziehung, immer zunächst an Preußen. Und doch ist der Charakter seiner Bewohner sehr abweichend von dem der Sachsen. Vergleichen wir z. B. den Märker mit dem Schleswig-Holsteiner, Oldenburger oder Westphalen, so fällt der Unterschied stark in die Augen, und wir können für die viel größere Gewandtheit, Redefertigkeit, reflektirende Verständigkeit des Ersteren keine andere Erklärung finden, als die Mischung mit slavischem Blut. Auch E. M. Arndt meint: „Leichtigkeit, Leichtsinn, Gewandtheit, Unruhe, Heftigkeit, Geschwindheit des Gedankens und oft zu flüchtige Geschwindigkeit des Einfalls und der That — kurz das Ungestüme, Fliegende, Flüchtige, mit mancher liebenswürdigen Leichtigkeit, Hübschheit und Ritterlichkeit gepaart, sey eben das Slavische.“ Die Nachwirkung des Sächsischen aber, das doch auch in diesen preußischen Norddeutschen steckt, zeigt sich darin, daß sie wieder eine ganz andere Art Leute sind, als die ebenfalls mit Slavischem gemischten Oesterreicher und Franken, so daß doch wieder das Sächsische als Basis des norddeutschen Stammescharakters angenommen werden muß. Die Geschichte Preußens zerfällt in ihren früheren Perioden in zwei Hauptgruppen, in die der Mark und des Hauses Brandenburg, und die des Herzogthums Preußen mit der Herrschaft der Deutschordensritter. In Folge der Reformation werden diese beiden Theile zu einem Ganzen vereinigt, aber erst mit der Regierung des großen Kurfürsten tritt der politische Einheitspunkt bestimmt hervor, und durch die folgenden Regierungen ist eine fortschreitende politische Concentration und Organisation bemerkbar, die aus den ursprünglich verschiedenen Bestandtheilen nicht nur einen Staat, sondern auch eine Nationalität bildet, die dem Ganzen einen eben so festen Zusammenhalt gewährt, als in früheren Zeiten die angeborene Stammeseinheit der Nationalherzogthümer. Mit der Erwerbung Schlesiens, der polnischen Provinzen, dem Zuwachs Westphalens, der Rheinlande und Sachsens spielen dann freilich noch andere Provinzialgeschichten herein, die nicht so leicht zu verbinden sind, und es erheben sich dadurch dieselben Schwierigkeiten, wie bei andern Geschichten der neueren deutschen Einzelstaaten; aber auch

hier zeigt der preußische Staat seine hervorragende Assimilationsfähigkeit.

Für die Gesammtgeschichte des preußischen Staates ist Stenzels leider unvollendet gebliebene Bearbeitung (5 Bde. Hamburg 1830 bis 1854) das Hauptwerk. Eine sorgfältige, gewissenhafte Benützung der Quellen dürfen wir bei ihm voraussetzen, übrigens war er, wie es scheint, auf die gedruckten beschränkt. Die Darstellung ist eine einfache, objektive, die mit Reflexionen sparsam ist und den Stoff zwar verständig sichtet und ordnet, aber auf eine eigentlich künstlerische Behandlung verzichtet. An dem Ausdruck entschieden nationaler und patriotischer Gesinnung fehlt es nicht, aber den specifisch preußischen Standpunkt finden wir bei Stenzel viel weniger vertreten, als bei den meisten preußischen Historikern. Was die Vertheilung des Stoffes betrifft, so ist die ältere Urgeschichte zweckmäßig in den dünnen ersten Band zusammengedrängt, der bis zum großen Kurfürsten geht, dessen Regierung der ganze folgende Band gewidmet ist; der dritte behandelt die Geschichte Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I., der vierte und fünfte die Geschichte Friedrichs II. bis zum Ende des siebenjährigen Krieges. E. Helwing hat eine ausführliche Geschichte des preußischen Staates begonnen, welche mit guter Quellenforschung eine specifisch preußische Färbung verbindet, aber in drei Bänden nur bis zum großen Kurfürsten gelangt ist. (Lemgo 1833—1846.) Ein Fragment der neueren preußischen Geschichte hat auch Ranke in seinen neun Büchern preußischer Geschichte (3 Bde. Berlin 1847 bis 1848) behandelt, nämlich die spätere Zeit Friedrich Wilhelms I. und die Regierung Friedrichs II. bis an den siebenjährigen Krieg, die frühere Entwicklung übersichtlich als Einleitung voranstellend. Von allen Werken Ranke's hat diese preußische Geschichte am wenigsten Beifall gefunden. Man machte ihm wohl nicht mit Unrecht den Vorwurf, daß er die Schroffheiten Friedrich Wilhelms und die Gegensätze und Mißhelligkeiten zwischen Vater und Sohn zu sehr diplomatisch abgeglättet habe. Dagegen hat er in den allgemeinen Ueberblicken, in Darlegung der Entstehungsgeschichte des deutschen Landesfürstenthums, der politischen Sachlage beim Regierungsantritt Friedrichs, in der Motivirung seiner Plane auf Schlesien seine historische Meisterschaft in hohem Grade bewährt, und es ist nur zu bedauern, daß der Verfasser darauf verzichtet hat, seine Darstellung weiter fortzuführen. Für die Geschichte des siebenjährigen Krieges ist

kürzlich eine neue Quelle eröffnet worden durch Kurds von Schöning Mittheilung der Aktenstücke und militärischen Correspondenzen Friedrichs mit seinen Generalen, und eine Fortsetzung gibt nun auch das auf den bayrischen Erbfolgekrieg Bezügliche. Der von Friedrich gestiftete Fürstenbund ist durch W. A. Schmidts Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrichs des Großen (Berlin 1851) urkundlich beleuchtet worden. Schon früher hatte Gödecke in dem Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen eine von Schmidt übersehene Sammlung von Aktenstücken aus dem hannöverischen Archiv mitgetheilt, auf welche Waitz in der Kieler Monatsschrift aufmerksam machte. In demselben Buch hat Schmidt als Seitenstück zum Fürstenbund auch das von Napoleon einst angeregte, aber dann wieder untergrabene Projekt eines norddeutschen Reichsbundes, der von den meisten Geschichtschreibern beinahe ignorirt war, aktenmäßig dargelegt. Welch reichlichen Zuwachs die Quellen der neueren preußischen Geschichte durch die Lebensbeschreibungen und Memoiren einer Reihe preußischer Kriegs- und Staatsmänner erhalten hat, ist schon oben erwähnt worden. Da es uns zu weit führen würde, übergehen wir die mehr populären Werke über den großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich den Großen von Förster, Orlich, Kugler und Andern, sowie die treffliche Geschichte Preußens seit dem Tode Friedrichs des Großen von Manso, und die zwanzig Jahre preußischer Geschichte von K. A. Menzel. Für die neuere Geschichte seit den Freiheitskriegen haben wir noch wenige umfassende Beiträge; besonders wünschenswerth wäre eine ausführliche Darstellung der innern Entwicklung, der Verwaltung und der Heranbildung zum constitutionellen System. Eine gute Skizze hat Alfred v. Wolzogen gegeben in seiner Schrift: „Preußens Staatsverwaltung mit Rücksicht auf seine Verfassung (Berlin 1854).“ Für die Geschichte des preußischen Regentenhauses sammeln bekanntlich seit einer Reihe von Jahren Freiherr v. Stillfried und Dr. Märker. Die Frucht dieser Arbeit ist bis jetzt ein splendid ausgestattetes Urkundenbuch der schwäbischen Linie von 1095—1418 (Berlin 1852), und ein Resumé unter dem Titel: „Hohenzollerische Forschungen.“

Das neuere Sachsen, das, im Gegensatz zu dem alten Sachsen oder Niedersachsen, Obersachsen genannt wird, ist größtentheils aus den sächsischen und thüringischen Grenzmarken entstanden, und entbehrt daher jenes scharf ausgeprägten Stammescharakters, welcher

dem älteren Sachsen in so hohem Grade eigen ist. Nur Thüringen, das in der Regel auch zu Obersachsen gerechnet wird, und welches wohl den thüringischen Grenzmarken ihre deutschen Ansiedler gab, ist ein altdeutsches Stammland, dessen politische Geschichte zwar bald in die obersächsische übergeht und sich mit ihr vermischt, das aber sonst in vielem seine durch die Landesart bedingte Eigenthümlichkeit bewahrt hat. Thüringen ist reich an eigenen geschichtlichen Erinnerungen, es hat eine, wenn auch nicht politisch, doch kulturgeschichtlich bedeutende Vergangenheit, zuerst jene Zeit des Landgrafen Hermann, der die deutschen Minnesänger an seinem Hofe vereinigte und unter dem auf der Wartburg jener berühmte Sängerkrieg stattgefunden haben soll. Von Thüringen ging der deutsche Reformator Luther aus, von Weimar und Jena am Ende des vorigen Jahrhunderts die Wiedergeburt der deutschen Literatur und des deutschen Geistes. Die thüringische Geschichte wurde in früheren Zeiten selbstständig behandelt, in neuerer Zeit weniger, wohl deßhalb, weil eine einheitliche politische Grundlage fehlte; selbst die Geschichte der verschiedenen sächsischen Herzogthümer wurde nicht besonders bearbeitet, sondern nur gelegentlich mit dem Kurfürstenthum Sachsen, mit dem sie zeitweise vereinigt waren, verbunden. Es möchte auch wirklich eine besondere Geschichte von Sachsen-Weimar, Sachsen-Gotha u. s. w. wegen des wechselnden Besitzes der verschiedenen Linien sich nicht recht abrunden, aber darum sollte man nicht unterlassen, das was das Thüringer Land Gemeinsames hat, in einer Darstellung zusammenzufassen. Auch würden die Glanzperioden sich gut zu monographischer Behandlung eignen, wie z. B. die Literaturperiode Weimars und die Blüthezeit Jena's, etwa von der vormundschaftlichen Regierung der Herzogin Anna Amalia bis zum Tode Karl Augusts. Etwas der Art hat Wachsmuth gegeben in seiner Schrift über den Weimarer Musenhof von 1775—1805 (Leipzig 1844); auch hat Wegele in Jena eine artige historische Charakterskizze Karl Augusts geschrieben; aber der Stoff verdiente eine umfassendere Behandlung. Von Herzog Ernst II. in dem benachbarten Gotha, der nicht minder als Karl August Liebhaber und Förderer wissenschaftlicher Bestrebungen war, hat kürzlich Beck ein ansprechendes Lebensbild entworfen. Für thüringische Geschichtsforschung hat sich vor einigen Jahren in Jena unter Theilnahme Droysens, Michelsens und Wegele's ein Geschichtsverein gebildet, der eine rege Thätigkeit entwickelt und

eine Sammlung thüringischer Chroniken, Urkunden, Rechtsquellen und eine Zeitschrift herausgibt. Eine sehr ansprechend geschriebene Skizze über Thüringen findet sich im zehnten Band von Brockhaus „Gegenwart," und ist auch in besonderem Abdruck ausgegeben unter dem Titel: „Ueber thüringische Geschichte, Natur, sociale und nationalökonomische Zustände, von Adolph Bock."

Obersachsen hat eine sehr reiche historische Literatur, es ist nicht leicht über eine deutsche Provinz so viel geschrieben worden, als über diese. Regenten-, Hof- und Ortsgeschichten haben wir in Fülle. In neuerer Zeit ist dagegen der Zuwachs nicht stark. Die bedeutendste neuere Leistung auf dem Gebiete der sächsischen Geschichte ist wohl Fr. Wilh. Tittmanns Geschichte Heinrichs des Erlauchten (2 Bände. Dresden und Leipzig 1845), des ersten wettinischen Fürsten, der mit dem Besitz der Markgrafschaft Meißen und der nordthüringischen Ostmark auch die Landgrafschaft Thüringen verband, mithin ein sehr ansehnliches Gebiet des östlichen Mitteldeutschlands unter seiner Herrschaft vereinigte. Das genannte Werk ist nun weniger eine Geschichte der Thaten dieses Fürsten und der Begebenheiten seiner Zeit, als, wie der Titel näher erklärt, eine Darstellung der Zustände in seinen Landen, und gibt damit einen sehr reichhaltigen Beitrag zur Rechts- und Kulturgeschichte des 13. Jahrhunderts. Es gibt wohl wenige neuere Schriften, welche in dieser Beziehung so reiche Ausbeute gewährten, und dabei den Stoff in einer so übersichtlichen, auch dem Laien zugänglichen Form darlegten. Außer Tittmanns Heinrich der Erlauchte verdienen auch die Monographien des Herrn v. Langenn über Herzog Albrecht den Beherzten, Kurfürst Moritz und Christoph von Carlowitz rühmende Erwähnung; sie verbinden mit einer sorgfältig behandelten glatten Darstellung gründliche Quellenforschung. Eine vollständige, ziemlich ausführliche Geschichte des Kurstaats und Königreichs Sachsen, welche schon im Jahr 1841 Gretschel begonnen, und von 1763 an Fr. Bülau bis zum Jahr 1831 fortgesetzt hat, wurde 1853 mit dem dritten Bande abgeschlossen. Sie ist mit sehr fleißiger Benützung der gedruckten Quellenliteratur ausgeführt und die beste Geschichte Sachsens, die wir besitzen, aber außerhalb Sachsens, wie es scheint, nur wenig verbreitet. Sie verdient um so mehr Beachtung, als sie reichliche Beiträge zur sächsischen Kultur- und Gelehrtengeschichte, insbesondere auch der Universität Leipzig gibt. Auch K. W. Böttigers Geschichte

des Kurstaats Sachsen in der Heeren- und Ukert'schen Sammlung ist eine gute fleißige Arbeit und befriedigt die Ansprüche an eine übersichtliche Provinzialgeschichte.

Das Stammland der österreichischen Monarchie, das Erzherzogthum Oesterreich, die einstige Ostmark, gehört, wie schon oben erwähnt worden, dem bayrischen Volksstamm an, es hat aber seit vielen Jahrhunderten seine eigene Geschichte, welche ihm ein vom Bayrischen abweichendes Gepräge aufgedrückt hat. Die etwas schwerfällige und derbe Natur des Bayern hat sich bei dem Oesterreicher in eine beweglichere, leichtblütigere Art verwandelt, der es darum aber nicht an Behaglichkeit, Gemüthlichkeit und frischem Mutterwitz fehlt, und es wird diese Veränderung wieder auf die Beimischung des Slavischen zurückzuführen seyn. Das Stammesgefühl, der Partikularpatriotismus ist bei dem Oesterreicher nicht so bewußt und scharf ausgeprägt, wie bei dem Bayern und Preußen; der Oesterreicher hat etwas mehr Kosmopolitisches. Die Macht und Bedeutung Oesterreichs beruht ja auch nicht auf dem deutschen Volksstamm in der südöstlichen Ecke Deutschlands, sondern auf dem Umstand, daß allerlei nichtdeutsche Provinzen mit Bevölkerungen verschiedener Abstammung daran angewachsen sind, und zwar nicht wie bei Preußen durch dynastische Energie zu einer staatlichen Einheit verbunden, sondern allein durch Personalunion des Besitzes aneinander gereiht. Dieser Mangel einer nationalen Staatseinheit hat auch auf die Geschichtschreibung nachtheilig eingewirkt. Während in Preußen seit dem Auftreten des großen Kurfürsten Bestrebungen für eine preußische Gesammtgeschichte hervortreten, ist in Oesterreich nur von einer Geschichte des Landes ob der Enns, von einer Geschichte Böhmens, Mährens, Ungarns, oder etwa von einer Geschichte des Hauses Habsburg die Rede. Dazu kam dann freilich auch, daß man aus politischen Gründen glaubte, die Geschichtsforschung nicht begünstigen zu dürfen, die Archive ängstlich mißtrauisch hüten zu müssen. Seit einigen Jahrzehenten sind nun allerdings einzelne Geschichtsforscher in Oesterreich aufgetreten, die mit großem Eifer theils verschiedene Partien bearbeiteten, theils Materialien sammelten, wie z. B. der Chorherr Franz Kurz, Joseph v. Hormayr, Kaltenbäck, Graf v. Mailáth, Fürst Lichnowsky v. Chmel. Aber sie hatten fortwährend über Theilnahmlosigkeit des Publikums, Schwierigkeiten bei Benützung der Archive, und Mangel an sonstiger Förderung zu klagen. Erst mit

Stiftung der Akademie im Jahr 1847 begann eine neue günstigere Epoche für die österreichische Geschichtsforschung, und das frische Leben, das seit den Bewegungen von 1848 alle Gebiete der österreichischen Staatsverwaltung durchdringt, scheint auch für die Geschichtsforschung Früchte tragen zu wollen. Bald nach Stiftung der Akademie machten die historischen Mitglieder derselben, unter denen besonders Chmel und Theodor v. Karajan eine rege Thätigkeit entwickelten, ernste Anstalten zu grundlegenden Arbeiten. Es wurde im November 1847 eine Commission niedergesetzt, welche den Plan zu einer umfassenden und verläßlichen Sammlung österreichischer Geschichtsquellen entwerfen sollte, und die sofort eine Reihe von Aufgaben bezeichnete. Besonders beantragte sie zwei große Unternehmungen, eine Sammlung österreichischer Geschichtsquellen in zwei Hauptabtheilungen, Geschichtschreiber und Urkunden, und eine Zeitschrift, in welcher Untersuchungen, Nachweisungen und Zusammenstellungen über einzelne Quellen niedergelegt und der wissenschaftliche Verkehr der in verschiedenen Theilen der Monarchie zerstreuten Forscher vermittelt werden soll. Den Mitgliedern der Commission wurde sofort der Zugang zu dem geheimen Haus- und Staatsarchiv, sowie zu den Provincial- und Städtearchiven eröffnet, und noch während die Existenz der Monarchie durch innere Kriege und Aufstände bedroht war, traten jene beiden Unternehmungen ins Leben. Von der ersten Abtheilung der **Fontes rerum austriacarum** ist zwar noch nichts erschienen, aber von der zweiten sind seit 1849 sieben Bände herausgegeben, die eine Reihe von Urkundengruppen, theils klösterliche, theils landesfürstliche, theils städtische enthalten; von dem Archiv sind seit 1848 zwölf Bände erschienen, die kleinere Urkundenabtheilungen, Materialiensammlungen für einzelne Partien der allgemeinen österreichischen und der Provincialgeschichte und kritische Untersuchungen enthalten. Laut des in der Vorrede zum ersten Jahrgang des Archivs gegebenen Programmes soll dasselbe in Verbindung mit den **Fontes** Vorarbeiten zu einer künftigen Geschichte des österreichischen Kaiserstaates sammeln und den künftigen Geschichtschreibern aller Art den Stoff liefern, die Zeugnisse sammeln und prüfen. Bearbeitungen des Stoffes in größeren und kleineren Abhandlungen sollen wohl nicht ausgeschlossen, aber doch mehr den akademischen Denkschriften vorbehalten werden. Besonderer Aufmerksamkeit werden die inneren politischen Verhältnisse empfohlen: Steuerwesen und

Unterthanenverband, ständische Gerechtsame, allmählige Ausbildung der fürstlichen Gewalt, ursprünglicher Besitz des Grund und Bodens, Colonisirung des Landes durch deutsche Einwanderung, die Beziehungen der Dynasten nach oben zu Kaiser und Reich und nach unten zu den Hörigen und Angehörigen, Geschichte der geistlichen Stiftungen und Corporationen und ihrer Bedeutung im Staate. — Alles dieß soll mit besonderem Fleiß erörtert werden. Uebrigens verstehe es sich von selbst, daß jede Seite des öffentlichen Lebens in Staat und Kirche beachtet und die Geschichte der uns näher liegenden Jahrhunderte um so eifriger gepflegt werden solle, je tiefer sie ins Leben eingreife. Um auch für kleinere Beiträge, Anfragen, Ausgaben, Bücherberichte u. dgl. Raum zu schaffen, wird seit 1851 ein Notizenblatt beigegeben, das jährlich auch wieder einen ansehnlichen Band füllt. Besonders reichlich sind die Beiträge von dem um die österreichische Geschichtsforschung so verdienten Regierungsrath Chmel, welcher, wie es scheint, die Seele des ganzen Unternehmens ist; außer seinen Beiträgen machen sich besonders auch die Mittheilungen von Meiller, Karajan, Kopp in Luzern, Höfler in Prag und Wattenbach in Berlin durch geschichtlichen Gehalt bemerklich. Die meisten Mittheilungen beziehen sich auf das spätere Mittelalter, das vierzehnte bis sechzehnte Jahrhundert, und die deutsch-österreichischen Provinzen. Im Ganzen fällt freilich das, was gegeben wird, mehr durch Masse als durch Wichtigkeit des Inhalts ins Gewicht, und man möchte wünschen, daß mehr auf Sichtung des Stoffes, Prüfung der Quellen und Thatsachen, Orientirung und Hervorhebung der Ergebnisse nach bestimmten Gesichtspunkten gehalten würde. Aber immerhin ist der frische Eifer des Sammelns und der Umfang der Mittheilungen anzuerkennen; in keinem andern Lande ist in kurzer Zeit so viel für geschichtliche Forschung geleistet worden. Neben den Fontes ist noch eine besondere Quellensammlung für die Geschichte des Hauses Habsburg, die Monumenta Habsburgica begonnen worden, welche dazu bestimmt ist, die sämmtlichen Verhältnisse des Hauses Habsburg in dem Zeitraum vom ersten Entwurf zur burgundischen Heirath bis zum Tode Maximilians II. vollständig zu beleuchten. Bereits ist die zweite Abtheilung begonnen mit einer von Lanz herausgegebenen Sammlung von Aktenstücken und Briefen Karls V. und seines Sohnes Philipp. Die Maximilian I. gewidmete erste Abtheilung wird Chmel bearbeiten und demnächst eine Partie

von Bänden, Urkunden und andere Staatsschriften, folgen lassen. Außer diesen speciell für die Geschichte bestimmten Organen enthalten auch die Denkschriften und Sitzungsberichte der Akademie historische Abhandlungen und Notizen. In den Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Klasse wird von dem Präsidenten derselben, v. Karajan, von Zeit zu Zeit ausführlicher Bericht über die Leistungen der historischen Commission erstattet. Diese Berichte finden sich im achten, zehnten und zwölften Bande der Sitzungsberichte, auf die wir hiemit verweisen, da wir auf die Einzelheiten hier nicht eingehen können. Unter den zwar nicht von der Akademie selbst, aber mit ihrer Unterstützung herausgegebenen Werken macht sich im historischen Fache besonders Andreas v. Meillers Bearbeitung der Regesten zur Geschichte der Markgrafen und Herzoge von Oesterreich aus dem Hause Babenberg (Wien 1851) als Hauptwerk für ältere österreichische Geschichte bemerklich, das nicht nur stofflich bedeutend ist, sondern sich auch durch sorgfältige Behandlung auszeichnet.

Als Ziel der einzelnen Bestrebungen für österreichische Geschichte wird von Seiten der Akademie häufig eine Geschichte der österreichischen Gesammtmonarchie bezeichnet. Diese kann aber bei der Zusammensetzung derselben aus einer Menge verschiedener, weder durch einheitliche Verwaltung noch durch gemeinsame Nationalität verbundener Bestandtheile kein Ganzes, sondern nur eine Sammlung von Provinzialgeschichten der unter dem Scepter der habsburgischen Dynastie stehenden Länder und Völkerschaften seyn, und nur in den neuesten Centralisationsbestrebungen könnte der Anfang zu einer Gesammtgeschichte Oesterreichs liegen. Für die früheren Zeiten liegt der Einheitspunkt nicht in der Staatsentwicklung, sondern nur in der Dynastie und in der politischen Tradition, welche durch sie getragen wird. Eine Geschichte des Hauses Habsburg wäre demnach die angemessene Form für eine allgemeine österreichische Geschichte, und diesen richtigen Weg hat der Fürst Lichnowski betreten. (Geschichte des Hauses Habsburg. 8 Bände. Wien 1836—1844.) Aber die Ausführung seines Bruchstück gebliebenen Werkes entspricht der Aufgabe keineswegs, da die Darstellung sich auf eine äußerliche Uebersicht der Begebenheiten unter den habsburgischen Regenten beschränkt, und das System der habsburgischen Politik nach seinen europäischen und deutschen Beziehungen keineswegs dargelegt ist. Ueberdieß bricht das Werk, welches nur bis zum Anfang der Regierung Maximilians I.

geht, gerade da ab, wo das habsburgische System sich in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung entfaltet. Eine allgemeine österreichische Geschichte hat auch Graf Mailáth, der kürzlich so tragisch geendet hat, zu geben versucht, und als der erste unter den österreichischen Geschichtschreibern, die Geschichte der habsburgischen Monarchie von ihrem Gründer König Rudolph I. bis auf ihre Rettung aus den Wirren der neuesten Revolution durchgeführt. Das fließend und klar, mit fleißiger Benützung sowohl der gedruckten Literatur als auch ungedruckter archivalischer Quellen geschriebene Werk befriedigt zwar das nächste Bedürfniß, aber ist doch im Ganzen ungenügend, indem der Verfasser ganz auf der Oberfläche der Dinge stehen bleibt und seinen Stoff nicht kritisch beherrscht, und weder von den inneren Zuständen der Provinzen ein anschauliches Bild noch über das Ganze der österreichischen Politik neue Aufschlüsse gibt. Unter den Arbeiten der Heeren und Ukert'schen Sammlung, von denen die Mailáth'sche Geschichte einen Theil bildet, ist sie in wissenschaftlichem Werth eine der geringsten. Uebrigens wollen wir keineswegs in Abrede ziehen, daß sie manches Gute enthält; die beste Partie ist die Zeit vom dreißigjährigen Krieg an bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Als Vorarbeiten für eine österreichische Geschichte sind die Schriften Hormayrs von nicht geringem Werth, sowohl diejenigen, welche er als Oesterreicher schrieb, als die, in welchen er, voll Bitterkeit getäuschter Erwartungen, seinem Groll gegen das Haus Habsburg freien Lauf ließ. Von seinen älteren Werken sind der österreichische Plutarch und die Geschichte der Stadt Wien unentbehrliche Materialiensammlungen, und das Taschenbuch für vaterländische Geschichte enthält einen großen Reichthum von Einzelheiten, die sich auf österreichische Kultur- und Geschlechtergeschichte beziehen; die Geschichten des Tiroler Aufstandes sind zwar einseitig, aber als Memoiren eines Betheiligten für die Kenntniß desselben unentbehrlich; die Lebensbilder, die Anemonen, das Fragment über Metternich sind zwar voll von verletzenden Andeutungen und Klatschgeschichten, aber sie werfen auf österreichische Dinge oft ein überraschendes Licht und dürfen keineswegs als grundlose Verleumdungen beseitigt werden. Von neueren Monographien ist Hurters Ferdinand II. schon im ersten Abschnitt erwähnt worden; Hammers Leben des Kardinals Khlesel ist eine unverarbeitete Materialiensammlung. Die werthvollste

Monographie aus der neueren Geschichte Oesterreichs möchte wohl Arneths Leben des Feldmarschalls Graf Stahrenberg seyn (Wien 1853), worin nicht nur die Thaten dieses berühmten Feldherrn, in ansprechender Weise erzählt, sondern auch interessante Mittheilungen über Prinz Eugens militärische und staatsmännische Thätigkeit gegeben werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß in ähnlicher Weise, wie neuerlich mehreren preußischen Staatsmännern und Generalen durch Memoiren und Biographien ein literarisches Denkmal gesetzt worden ist, auch die Geschichte österreichischer Helden veröffentlicht würde. Wir würden gewiß nicht nur interessante Lebensbilder dadurch erhalten, sondern auch manche neue Aufschlüsse über österreichische Geschichte gewinnen. In dieser Beziehung scheint man übrigens die frühere Aengstlichkeit und Geheimthuerei immer noch nicht ganz überwunden zu haben. Von mehreren Seiten hörten wir, daß es nicht leicht möglich werde, für Forschungen über Geschichte der neueren Zeit von Anfang des Jahrhunderts an, Zugang zu den Archiven zu bekommen.

Unter den deutschen Provinzen der österreichischen Monarchie zeichnet sich Böhmen durch fleißige Bearbeitung seiner Landesgeschichte aus. Dasselbe hat an Franz Palacky einen der bedeutendsten neueren Historiker, der die Geschichte seines Vaterlandes aus Urkunden und gleichzeitigen Quellen mit gründlicher kritischer Forschung herauszuarbeiten begonnen hat. Er stellt sich auf den Standpunkt der czechischen Nationalität, und bemüht sich namentlich zu zeigen, wie die Böhmen ihre Bedeutung aus sich selbst und unabhängig von Deutschland errungen, und durch die Beziehungen zu demselben in ihrer Entwicklung nur beeinträchtigt worden seyen. Uebrigens ist sein Werk nur ein thatsächlicher Beweis, daß deutsche Bildung und Wissenschaft in Böhmen die Herrschaft gewonnen und es ein sehr ungeschichtliches Bestreben wäre, sich derselben entziehen zu wollen. Das Werk geht bis jetzt in fünf Bänden bis zum Jahr 1439. Für die Geschichte Mährens besitzen wir eine bedeutende Vorarbeit, die von Baczek im Jahr 1836 begonnene Urkundensammlung, welche kürzlich mit dem sechsten Bande, der bis zum Jahr 1333 geht, von Joseph Chytil beendigt worden ist. Sie zeichnet sich durch gute orientirende Einleitungen vortheilhaft aus.

Wir sehen, welcher Reichthum von Forschungen und Darstellungen im Gebiet der Specialgeschichte zu Tage gefördert ist, aber

auch wie viele Lücken noch auszufüllen sind. Vollständigkeit ist noch nirgends erreicht. Urkundensammlungen sind in den meisten deutschen Staaten begonnen, aber fast nirgends vollendet; am meisten ist für Veröffentlichung des Urkundenvorraths in Bayern, in einzelnen Provinzen des preußischen Staates und in Mähren geschehen; für Bayern ist ein sehr ansehnlicher Theil des Urkundenschatzes in Regesten übersichtlich dargelegt. Ausführliche, dem Stande der neueren Wissenschaft entsprechende, auf einer vollständigen Durchforschung der gedruckten Literatur und der zugänglichen handschriftlichen Materialien beruhende Darstellungen der Landesgeschichte hat nur der kleinere Theil der deutschen Einzelstaaten. Wissenschaftlich befriedigende Leistungen haben in dieser Beziehung aufzuweisen: Preußen mit den Werken von Stenzel, Ranke, Voigt, Barthold; Würtemberg mit Stälins Geschichte; Niedersachsen mit den Werken von Havemann, Stüve, Waitz; Hessen mit Rommels, Böhmen mit Palackys Werk; Sachsen hat durch Gretschel und Bülau's Bearbeitung eine wenn auch nicht eigentlich wissenschaftliche, immerhin ganz brauchbare Landesgeschichte. Nur das letzte Werk geht bis auf die neueste Zeit die andern theils nur bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, theils über den dreißigjährigen Krieg hinaus, theils stecken sie noch im Mittelalter. Durch Monographien ergänzt ist am reichlichsten die preußische Geschichte, besonders durch die Memoiren aus der Zeit der Reformen und Befreiungskriege; dann finden wir wieder in der sächsischen, bayrischen und würtembergischen Geschichte einige hervorragende Monographien. Von den durch die Territorialveränderungen des gegenwärtigen Jahrhunderts aufgelösten Staaten hat allein Kurpfalz eine vollständige und gründlich gearbeitete Geschichte, während die geistlichen Kurfürstenthümer, sowie die meisten größeren Bisthümer mit Ausnahme Osnabrücks eine Landesgeschichte entbehren. Von den größeren Reichsstädten hat noch keine eine wissenschaftlich befriedigende Geschichte aus neuerer Zeit, das beste Werk auf diesem Gebiet ist immer noch Gemeiners Chronik der Stadt Regensburg. Die landesgeschichtliche Literatur ist nur für ein Land vollständig verzeichnet, nämlich für Hessen von Walther; für Bayern und Würtemberg geben auch Contzen die Literatur und Stälin die Quellen an; Letzterer beschränkt sich nicht bloß auf die gedruckten, sondern berichtet auch über die wichtigsten Handschriften.

Als Aufgaben für die Zukunft möchten wir nun zunächst

empfehlen: einmal die Ausarbeitung übersichtlicher Regesten des urkundlichen Materials aller größeren Territorien des ehemaligen deutschen Reiches, in der Art wie sie Erhard für Westphalen und neuerlich Böhmer für Bayern ausgeführt hat; dann chronologisch und sachlich geordnete, mit kritischen Bemerkungen versehene Verzeichnisse der landesgeschichtlichen Quellen, die sich aber natürlich auch auf die Handschriften und Abhandlungen in Zeitschriften erstrecken müßten; endlich drittens Herausgabe der wichtigeren ungedruckten Chroniken und anderer größerer Materialien für Landesgeschichte, soweit sie nicht schon in den Sammlungen für allgemeine deutsche Geschichte enthalten sind oder dort ihre Stelle finden müssen. In Beziehung auf die Behandlungsweise möchten wir für die älteren Zeiten Anschluß an die alten Stammesgrenzen und Nationalherzogthümer, später an den Umfang der größeren reichsfürstlichen Territorien und Provinzen, und erst für die neueste Zeit Zugrundlegung des jetzigen Staatsgebietes anrathen. Daneben sollte aber die Aufgabe einer socialen Stammesgeschichte nicht aus dem Auge gelassen und mit Beachtung der Ideen, die Riehl in seinem Buch „Land und Leute“ ausgesprochen hat, ausgeführt werden. Als eine Ergänzung müßte dann die Erforschung der provinziellen Dialekte hinzukommen. Einer besondern Aufmerksamkeit und Pflege werth wären auch die neueren Partien der Provinzialgeschichte von dem westphälischen Frieden an. Sie ist im Verhältniß zur mittelalterlichen Geschichte auffallend vernachlässigt, und doch bietet die Entwicklung der Territorien zu modernen Staaten, der Fortschritt der Verwaltung und der gesammten Kulturverhältnisse so vielen interessanten Stoff, der eine ins Einzelne gehende geschichtliche Darstellung wohl verdiente. Freilich liegen die Materialien dazu nicht wie bei dem Mittelalter in Urkundensammlungen und andern gedruckten Büchern bereit, sie müßten erst aus Akten der Staatsarchive und Registraturen, aus Correspondenzen und Familienpapieren gesammelt werden. Aber um so lockender und belohnender wäre diese Arbeit für einen verständigen Forscher.

Zum Schluß nimmt der Verfasser Veranlassung, einen Irrthum zu berichtigen, der sich im ersten Artikel S. 128 eingeschlichen hat. Das Correspondenzblatt der historischen Vereine hat nicht, wie der Verfasser, durch die ausgebliebene Zusendung irre geführt, glaubte, mit dem ersten Jahrgang aufgehört, sondern besteht noch fort.

Beiträge zur Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens.

Unter den großen Reformen auf den verschiedensten Gebieten des Lebens, mit welchen für die österreichische Monarchie eine neue Epoche begonnen ist, nimmt die Neugestaltung der Gymnasien unstreitig eine hervorragende Stellung ein. Es liegt in der Natur der Sache, daß das Ziel, welches in dem 1849 erschienenen Organisationsentwurf für die Mittelschulen gesteckt ist, sich nur in allmähliger Entwicklung erreichen läßt. Es kommen außerdem eigenthümliche Schwierigkeiten hinzu, welche einer rascheren Durchführung der Sache entgegenstehen. Zwar herrschte vor der Einführung der gegenwärtigen Gymnasialeinrichtungen ziemlich allgemein die Ansicht, daß das alte Unterrichtswesen schon längst mit den Bedürfnissen und Forderungen der Zeit im grellsten Widerspruche stehe und durch und durch unhaltbar sey; aber gleichwohl war der Boden für die Aufnahme des Neuen ein in mancher Beziehung ziemlich unvorbereiteter. So große Anerkennung der Eifer auch verdient, mit welchem sich im Allgemeinen die Lehrerwelt den Geist der neuen Gestaltung anzueignen bestrebt ist, so waren es zum größten Theil doch eben Kräfte, welche noch in dem alten System herangewachsen, und es hieße Unmögliches verlangen, wollte man an diese die Forderung stellen, vollständig der Aufgabe im Geiste des neuen Entwurfes zu entsprechen.

Es wird sich erst allmählig der österreichische Gymnasiallehrerstand zu jener Höhe der wissenschaftlichen Ausbildung und der pädagogischen Befähigung erheben, welche ihre Collegen in Deutschland bereits erreicht haben. Eine andere Schwierigkeit, welche einer schnelleren Durchführung entgegensteht, liegt in den eigenthümlichen Verhältnissen der österreichischen Monarchie selber. Es war die Aufgabe, für Provinzen, welche durch Sprache, geistige Bildung

und geschichtliche Ueberlieferung sich so sehr von einander unterscheiden, im Gymnasialwesen eine Ordnung der Dinge zu schaffen, und doch mit möglichster Berücksichtigung der eigenthümlichen Verhältnisse einer jeden. Daß auch in dieser Beziehung erst allmählig die neuen Reformen durchzuführen sind, leuchtet ein. Bei so eigenthümlichen Schwierigkeiten — und es gibt deren noch mehrere — werden die Früchte, welche für die geistige Bildung von den neuen Einrichtungen in Oesterreich zu erwarten sind, erst nach und nach reifen, aber um so sicherer, je entschiedener man auf dem einmal begonnenen Wege fortschreitet. Aber auch schon jetzt macht sich die Einsicht von Tag zu Tag mehr geltend, daß eine wesentliche Bedingung der gedeihlichen Entwicklung der großen Monarchie Intelligenz und geistige Bildung ist. Der jungen Generation haben sich die neuen Gymnasialeinrichtungen schnell ins Bewußtseyn gelebt, und es gibt sich ein bemerkenswerther Eifer kund, den erhöhten Forderungen, welche dadurch an sie gestellt sind, nach Kräften zu entsprechen. Die Abneigung, welche noch vielfach bei den im Alten befangenen Männern hervortritt, wird mehr und mehr schwinden. Man wird einsehen, daß es sich nicht um eine Einrichtung handelt, die für die österreichischen Verhältnisse nicht passend ist, sondern in der That um die Hebung und Vervollkommnung wahrhaft geistiger Bildung, die für die Monarchie die sicherste Grundlage der Macht und der Blüthe bilden wird.

Das Ausland hat bisher dem neuen österreichischen Gymnasialwesen wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Zwar fand besonders in Deutschland der Organisationsentwurf bei seinem Erscheinen fast durchgehends von den hervorragendsten Schulmännern die Anerkennung, die er seiner inneren Vortrefflichkeit nach verdient. Manche Urtheile gingen indeß aus Unkunde der eigenthümlichen Verhältnisse Oesterreichs hervor. Das frühere Gymnasialwesen, an welches die neue Ordnung sich doch zum Theil anschließen mußte, war fast gar nicht außerhalb Oesterreichs bekannt; ja selbst hier scheint man von den früheren Bewegungen auf diesem Gebiete, welche sich schon unter Maria Theresia mit großer Lebhaftigkeit geltend machten, im Allgemeinen wenig zu wissen. Es dürfte daher für manche nicht unwillkommen seyn, in kurzer Uebersicht die geschichtliche Entwicklung der österreichischen Mittelschulen, mit Ausnahme derer in Ungarn und Siebenbürgen, zu überblicken, woran sich sodann eine Darstellung der

vormärzlichen Gymnasien von selbst anschließt. In geschichts-pädagogischer Beziehung werden sich jedenfalls einige nicht uninteressante Erscheinungen ergeben. Der geschichtliche Anknüpfungspunkt ist als der geeignetste für unsern Zweck die Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773. Ueber zwei Jahrhunderte hindurch war das ganze österreichische Unterrichtswesen in den Händen der Gesellschaft Jesu gewesen. Der Staat hatte sich wenig darum bekümmert. Mit der Aufhebung derselben hörte das Monopol des Unterrichts auf, das diesem Orden vorher freilich schon der Piaristenorden, der im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts in Oesterreich aufgenommen wurde, streitig gemacht hatte. Die Schulen dieser geistlichen Corporation waren indeß fast ganz nach dem Plane der Jesuitenschulen eingerichtet. Maria Theresia widmete dem Unterrichtswesen sofort nach der Aufhebung des Jesuitenordens die größte Sorgfalt. Die Universitäten erfreuten sich mancher verbesserten Einrichtung, aber am meisten geschah für die Volksschulen; diese wurden nach einem neuen Entwurf im Jahre 1774 umgestaltet; in allen Provinzialhauptstädten fand die Einrichtung der Normalschulen statt. Es blieb nur noch die Neubildung der Mittelschulen übrig. Diese bestanden damals in Gymnasien und den sogenannten „Akademien." Lateinische Grammatik, die sogenannte „Rhetorik" und „Poesis," sowie „Philosophie" bildeten die Hauptfächer, durch welche die Jugend zum Fakultätsstudium vorbereitet wurde. Die ganze Einrichtung der Mittelschulen war veraltet und hatte sich überlebt. Es ist bekannt, daß in der berühmten Bulle, durch welche die Gesellschaft Jesu aufgelöst wurde, die Mängel und Gebrechen des Unterrichtssystems derselben ganz besonders zum Vorwurfe gemacht wurden. Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß bei der geistigen Erregtheit, bei dem Interesse für Bildung und Aufklärung, das sich auch in Oesterreich damals kund gab, die fähigsten Köpfe in Bewegung gesetzt wurden. Verschiedene Entwürfe für die Neugestaltung der Gymnasien und Akademien traten ans Tageslicht. Aber von allen Männern, welche der Sache ihre ganze Theilnahme zuwandten, schien keiner so sehr berufen zu seyn, die Grundlagen zu einer neuen Einrichtung zu legen, als Ignaz Mathes v. Heß, öffentlicher Lehrer der Universal- und Literaturgeschichte an der Wiener Universität. Mit scharfem, genialem Blicke erkannte dieser Mann, was Noth that für den Gymnasialunterricht. Keiner war für die Neugestaltung

desselben mit so reiner Begeisterung und doch mit solcher Besonnenheit und Umsicht wirksam wie er. Man staunt über die Belesenheit des Mannes in der damaligen Literatur. Das deutsche Schulwesen kannte er aus eigener Anschauung. Mit umfassendem Geist, mit sicherer Hand entwarf er den Grundriß der neuen Einrichtung. Sein Organisationsentwurf für die Gymnasien und Akademien ward von dem Hofrath Martini der von der Kaiserin angeordneten Schulcommission übergeben und sollte als Grundlage für deren Berathungen dienen. Der Entwurf fand den einstimmigen Beifall der Commission. Zunächst war dieser Plan nur als das entfernte Ziel, als die Norm hingestellt, der sich in allmähliger Entwicklung die Gymnasien und Akademien nähern sollten. Um aber sofort Hand an die Reorganisation derselben zu legen, erhielt Heß den Auftrag zu dem Zwecke einen Uebergangsentwurf auszuarbeiten. Derselbe schloß sich mehr an die gegebenen Verhältnisse an, beruhte aber im Wesentlichen auf den Principien jenes zuerst eingereichten Entwurfes. Der Uebergangsentwurf fand sofort die allerhöchste Genehmigung, ward zur Kenntnißnahme überall in den Provinzen veröffentlicht und überall mit Freude begrüßt. Man war mit wenigen Ausnahmen von der Ausführbarkeit desselben überzeugt und versprach sich von der neuen Einrichtung für die Jugendbildung die schönsten Früchte. Gleichwohl stieß trotz der Genehmigung der Kaiserin die Durchführung des Entwurfs auf Hindernisse, die aber nicht in dem Entwurfe selber lagen. Die Kaiserin ließ sich zur plötzlichen Zurücknahme desselben bewegen, und so waren die edelsten Absichten vereitelt.

Der Entwurf, so wie er uns vorliegt, gibt nicht nur Zeugniß von dem großen umfassenden Geiste des Verfassers, sondern gewährt auch ein anschauliches Bild von den Bestrebungen der hervorragendsten Männer für die Sache der Schule. Wir theilen im Folgenden die Hauptpunkte des ersten der erwähnten Commission vorgelegten Entwurfes mit.

Das Hauptbestreben Heß's ging, wie das bei großen Unterrichtsreformen in der Natur der Sache liegt, hauptsächlich darauf aus, den Gymnasien und Akademien eine neue Richtung zu geben und eine verbesserte Methode einzuführen. Was Zweck und Ziel der Mittelschulen betraf, so standen die damals bei allen Gebildeten herrschenden Ansichten im schroffen Gegensatz mit der wirklichen Praxis, indem man von der Ziel- und Zwecklosigkeit der Jesuitenschulen allgemein überzeugt war.

„Unser öffentlicher Unterricht," sagt Heß in seinem Entwurfe, „verfehlte seinen Endzweck nicht: er hatte gar keinen; wenigstens ist es unmöglich ihn zu finden. Man lernte für die Schule, für die öffentlichen Prüfungen einige unverdaute Brocken, die keine Nahrung geben konnten, weil man sie wieder ganz von sich geben mußte. Dieser Ausdruck kann weniger Ekel erregen, als unsere Methode. Man lehrte und lernte also gar nicht für das künftige Leben. Es war aber auch gar nicht Schade, daß man nichts lernte; denn es wäre doch zu nichts nütz gewesen. Aber das war Schade, daß man mehr dabei verlor. Ein guter Theil der Leibeskräfte, ein gesundes Nervensystem, der gesunde Mutterwitz oder Menschenverstand, den vielleicht ein vernünftiger Vater, eine Mutter, oder der Umgang einiger Freunde des Hauses in der ersten Erziehung gegeben hatten, die Lust zur Arbeit, die Liebe zu den Musen, jene mächtige Schnellkraft der Seele, die nur durch wohlgewählte Nahrung zunimmt, ein Vorrath von den gemeinsten Kenntnissen, — dieß alles war der wichtige unwiederbringliche Verlust, den wir alle, oder doch viele litten. Aber dieß war nur Verlust, und die Versäumniß ist ohne Namen und Grenzen. Man wird es in künftigen Jahrhunderten schwer begreifen, wie die Maschine der menschlichen Gesellschaft ohne alles Zuthun des ersten Unterrichts hat gehen können, oder vielmehr, da sie so ziemlich gegangen, wird der Beobachter, so wie wir jetzt in den Schriften und Monumenten des Mittelalters, ausforschen, wie die Natur oder der Zufall einzelne auserwählte Geister begünstigt, die nach langen Irrungen, en tatonnant endlich die Straße gefunden. Es ist zu wünschen, daß der Staatsmann, der Gelehrte, der Patriot die Geschichte oder das Tagebuch seiner eigenen späten Bildung niederschreibe, um die Auflösung dieses Problemes der Zukunft zu erleichtern."

In der That häuften sich die Klagen in der damaligen Zeit über die verlorene kostbare Zeit auf den Gymnasien und Akademien mehr und mehr; der Widerwille gegen den „gelehrten", „lateinischen" Unterricht ward immer größer. Dieß hatte seinen guten Grund in dem Geist des herrschenden Unterrichtssystems. In der Methode galt ein geistloser Mechanismus; die Unterrichtsfächer waren beschränkt auf lateinisch aus dürftigen Chrestomathien; auf Geschichte, welche nach dürren, chronologischen Tabellen gelernt wurde, womit in der Geographie ein Register von Namen ruhmloser Dörfer und Städte

verbunden war. Dazu kam das hohle, fleisch- und blutlose Regelwerk der sogenannten „Rhetorik" und „Poesis." Auf den Akademien ward die Jugend sodann in die Zwangsjacke der „Logik" und „Metaphysik" gethan. Es fehlte jede Anregung und Erweckung der Selbstbethätigung der Schüler. Mit der morosen Disciplin ging die Abneigung der Jugend gegen den lateinischen Unterricht Hand in Hand. Die Schulen waren nach den Ansichten der damaligen Zeit wahre Marterkammern, aus denen eine Jugend hervorging, die, indem sie ins Leben trat, sich fremd in der Welt fand, die eigene Sprache, den eigenen Himmel und die eigenen Fluren nicht kannte.

Dieser verderblichen Richtung, welche die Schulen genommen hatten, gegenüber trat Heß mit dem Satze an der Spitze seines Organisationsentwurfs auf: »non scholae, sed vitae discendum,« und basirte darauf sein ganzes Unterrichtssystem. Er war sich über Zweck und Ziel der Mittelschulen als der Vorbereitungsanstalten für die höheren wissenschaftlichen Studien auf Grund einer allgemeinen Bildung vollkommen klar. Wenn auch von ihm der praktische Gesichtspunkt der Bildung für die besonderen Berufsarten in einigen Punkten zu sehr betont wird, so ist das doch dem alten einseitig formalistischen, unpraktischen Unterrichtswesen gegenüber vollkommen begreiflich. War somit für die Gymnasien und Akademien eine neue vernünftigere Richtung gewonnen, so ward schon dadurch, und vor allem im Gegensatz zu dem früheren Verfahren der Jesuiten, eine gänzlich veränderte Methode bedingt. Die dogmatisch-mechanische Lehrweise, das trockene geistlose Auswendiglernen im Uebermaße, das zu einer wahren Geistestortur für die Jugend geworden war, sollte von jetzt an einer belebenden, anregenden, überhaupt einer natur- und vernunftgemäßen Methode weichen. Von sinnlicher Anschauung soll begonnen und stufenweise zum Abstrakten fortgefahren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten übergegangen werden. Anschaulichkeit des Unterrichts, entsprechend der Altersstufe des Schülers, war damals der große Ruf der Zeit. Es ist in der jetzigen Zeit eine längst anerkannte Wahrheit, daß für den Gymnasialunterricht kaum eine verderblichere Methode befolgt werden kann als die sogenannte akroamatische, insofern diese für das Lebensalter, in welchem die Gymnasiasten stehen, die unausbleiblichen Folgen nach sich zieht, welche eine rein passive Aufnahme des Lehrgegenstandes in so früher Zeit von Seiten des Schülers nach sich zieht. Gleichwohl war diese Methode auf den

Jesuitenschulen, ja fast noch in größerem Maße auf den vormärzlichen Gymnasien Oesterreichs vorwiegend. Es wurden unter andern die Erklärungen zu den Schriftstellern dem Schüler schriftlich mitgetheilt, und dießer mußte die Diktate auswendig lernen. Also nicht einmal die viel gepriesene „Kunst der Beredtsamkeit,“ die in so ausgedehntem Maße immer betrieben wurde, hatte dahin geführt, das lebendige Wort zur herrschenden Mittheilungs- und Unterrichtsweise zu machen. Dieser todten Methode gegenüber wollte Heß die „sokratische“ Methode eingeführt wissen. Er verstand darunter nichts weiter als die dialogische Form der Mittheilung und Erörterung beim Unterricht. Dadurch sollte die Selbstbethätigung und geistige Anregung des Schülers erzielt und nach dem Vorbilde des freundlichen Weisen jede Morosität und Fremdartigkeit zwischen Lehrer und Schüler verbannt werden. Dasselbe besagt seine Forderung, den Unterricht „leichter“ und „angenehmer“ zu machen, wobei er jedoch weit entfernt war, wie seine Gegner ihm vorwarfen, zuzugeben, daß dieß auf Kosten der Gründlichkeit geschehe. Ein anderes Gesetz, das er für die neue Methode aufstellte, nennt er, „die Individualisirung des Unterrichts.“ Es ist einleuchtend, was er darunter versteht. So viel wie möglich soll es des Lehrers Bestreben seyn, die Natur und Individualität seiner Schüler kennen zu lernen, und soweit dieß angeht, darnach mit Bezug auf den Einzelnen seine Methode zu modificiren. Er nennt dieses Gesetz auch das „der Vatersorge“ des Lehrers. Er war sich freilich sehr wohl bewußt, daß sich in dieser Beziehung keine Regeln geben lassen, sondern das Meiste von der Persönlichkeit, dem guten Willen des Lehrers abhängt. Daß er ferner auf das erziehende Moment, das in jedem Unterrichtsfache liegt, sehr viel Gewicht legt, und mit Recht, das ist in dem Hauptgrundsatz seines Unterrichtssystems begründet. Ja ihm fällt Unterricht mit Erziehung gänzlich zusammen, es sind nur verschiedene Namen für eine und dieselbe Sache. Es würde zu weit führen, wollten wir auf die speciellen vortrefflichen Erörterungen des Verfassers über Methode näher eingehen. Man wird aus dem Angeführten die Hauptgesichtspunkte, welche ihn darin leiteten, erkennen. Wenn auch die Art und Weise der Durchführung seiner methodischen Grundsätze, worüber er bei jedem Lehrgegenstand sich ausführlich verbreitet, für uns manches Seltsame darbietet, so darf man doch dabei nicht auf das Ganze zurückschließen, sondern muß dabei sich die Bestrebungen und den

Geist der damaligen Zeit vergegenwärtigen. Welch veränderter Geist aber über das das damalige Unterrichtswesen Oesterreichs gekommen wäre, wenn die vortrefflichen Rathschläge des Verfassers des Entwurfes befolgt worden, ist schon aus dem Ziel und der Methode, die er den Mittelschulen geben wollte, einleuchtend. Dem dumpfen Kerkerleben, bei welchem die Jugend geistig verkam, sollte dieselbe entrissen und fortan in wahren „Gymnasien" und „Akademien" unterrichtet werden; an die Stelle der „mürrischen Orbile," wie der Verfasser sich ausdrückt, sollten „freundliche Sokratesse" treten. „Wir hatten," sagte er, „Akademien ohne Sokratesse und Platonen, Gymnasien ohne Leibesübungen; σχολαὶ, die sonst Erholungen von den Arbeiten der Palästren hießen, wurden bei uns zu Kerkern und Folterbänken. So haben wir Wort und Benennung beibehalten und die Sachen, den Geist der wichtigsten Institute verloren."

Faßt man Ziel und Methode, welche nach des Verfassers Entwurf den Gymnasien und Akademien gegeben werden sollten, zusammen ins Auge, so ergiebt sich schon von selbst die Nothwendigkeit, den Kreis der Unterrichtsfächer zu erweitern, sowie die Stundenanzahl für manche bisher ziemlich stiefmütterlich behandelte Lehrgegenstände zu vermehren. Heß geht von dem Grundsatze aus, daß vor allen auf den Mittelschulen für die höheren wissenschaftlichen Studien auf der Universität die Grundlagen einer gründlichen Bildung gelegt werden müßten. Dafür sind ihm die humanistischen Fächer die wesentliche Basis. Der Unterricht in den alten Sprachen bedurfte damals vorzüglich einer Verbesserung. Die lateinische Sprache war früher unverantwortlich behandelt, und gegen die Erlernung derselben bewies die Jugend eine besondere Abneigung. Der Verfasser dringt daher darauf in seinem Entwurfe, daß bei der Lectüre in der lateinischen Sprache fortan nur klassische Schriftsteller zu Grunde gelegt werden und nicht mehr Bruchstücke aus mittelalterlichen Schriften. Mit warmer Fürsorge nimmt er sich der griechischen Sprache an, der Sprache der Musen, wie er sie nach dem horazischen Vers nennt. Wenn er auch für den Unterricht in derselben nur eine verhältnißmäßig geringe Stundenzahl festsetzt, so kann er doch den Wunsch nicht unterdrücken, es möchte bald auf den Gymnasien dahin kommen, daß täglich eine Stunde für dieselbe verwendet werde. Daß er gerade bei diesem für Gymnasien unerläßlichen Bildungsmittel mit so

bescheidenen Forderungen sich begnügt, läßt sich nur aus der damaligen Unbekanntschaft der griechischen Sprache in Oesterreich erklären. Den Jesuitenschulen stand dieselbe so fern wie den heutigen Gymnasien die chinesische Sprache. Die deutsche Sprache auf den „lateinischen Schulen" war ganz und gar vernachlässigt, ebenso die andern erbländischen Sprachen. Es liegt uns ein Lehrbuch der lateinischen Grammatik, der Rhetorik und der Poetik vor, das fast bis zur Aufhebung des Jesuitenordens auf den österreichischen Gymnasien gebräuchlich war. Es ist betitelt: Principia seu rudimenta Grammatices, Rhetoricae etc. ex institutionibus Emmanuelis Alvari e societate Jesu. In usum praecipue Germanicae juventutis etc. Da heißt es gleich im Anfange der lateinischen Grammatik, die in der Form von Fragen und Antworten abgefaßt ist: „Was ist ein nomen?" Antwort. „Welches casus, und keine tempora hat." — „Was ist ein nomen substantivum?" Antwort. „Welches nur Einen Artikel hat, wie musa, die Kunst. Und kan man nicht sagen: der, die, das Kunst." „Was ist ein casus? und wie viel seynd deren?" u. s. w. In den methodischen Anweisungen derselben Grammatik ist ein Capitel geordnet der „Kurzen Weis, wie sich ein Anfangender in Componirung des Arguments zu verhalten." Und dann kommt zunächst die Anweisung, „was vor dem componiren zu beobachten seye," worin unter andern der Lehrer darauf sehen soll, daß der Schüler „vor dem componiren die Gnad des heiligen Geistes mit einem kurzen Gebettlein anruffe, vor allem aber alle mögliche Aufmerksamkeit anwende, die Gedanken versammele, mit niemand rede, noch herum wetze, hin und her gaffe; die Augen allein auf dem Papier halte, nicht umsonst in dem Buch herum blättere; sich nicht übereile, aber auch nicht so lang an einer construction oder Federn nage, daß zum übrigen die Zeit vergehe; mit einem Wort, mit solcher Sorg, Ernst und Eifer ein jedes Argument mache, als läge sein gantzes Glück und Heyl daran." Bei der Erklärung der Gerundien heißt es: „Gerundium in Do: (der gelehrte Grammatiker meint den Ablativ des Gerundiums) „eine Weis bedeutend." Nun folgen Beispiele: „Er hat seine Sach mit Spielen, Sauffen, Lieben verthan. Die Griechen seynd mit Versuchen nach Troja kommen. Die Seele wird mit Sitzen weis. Mit Schmidten werden wir Schmid. Mit Trohen einen schröcken. Mit Unbild ertragen, und darum danksagen, wird man bey Hof angenehm."

In solchem Deutsch und in noch schlechterem waren die damaligen Lehrbücher abgefaßt. In Deutschland leuchtete schon damals die mustergültige Prosa Lessings voran. Daß Heß sich mit großer Bitterkeit über das barbarische Deutsch in den Schulen beklagt, wird niemand Wunder nehmen. Die deutsche Sprache, wie auch andere erbländische Sprachen, wo diese die Muttersprache bilden, sollen daher fortan Gegenstände des Unterrichts auf den Gymnasien bilden. Unter der Voraussetzung der nothwendigsten grammatischen Kenntnisse, welche der Schüler aus der Elementarschule mitbringt, soll die deutsche Lectüre nach Chrestomathien betrieben werden, die das Beste enthalten sollen, was die deutsche Literatur bietet. Er weiß vor allen schon damals Lessing zu nennen. In der letzten Klasse des Gymnasiums, und sodann auf den Akademien beginnt der Unterricht in der Rhetorik und Poetik, aber in ganz anderer Weise, als diese Fächer auf den Jesuitenschulen wie auf den Gymnasien vor 1848 betrieben wurden; denn in seinem Entwurf fällt die Rhetorik mit der Lectüre griechischer und lateinischer Redner, die Poetik mit der Lectüre griechischer und lateinischer Dichter zusammen. Für die systematische Behandlung dieser Fächer werden nur wenige Stunden bestimmt. Ueber den Werth rhetorischer und poetischer Regeln hat er keine große Meinung. Daß neben den alten Sprachen auch für neuere Sprachen, Englisch, Französisch, Italienisch, wenigstens Gelegenheit auf Gymnasien und Akademien geboten werde, damit die Jugend vorbereitet sey, später die Literatur dieser Völker an der Quelle kennen zu lernen, hält er für sehr wünschenswerth.

In den Jesuitenschulen der damaligen Zeit war jener finstere mittelalterliche Geist herrschend, der in der Natur meist nur das Böse erblickte. Kein Wunder daher, daß unter den Gymnasialfächern der Unterricht in den Naturwissenschaften fehlte. Es war somit eine ganz dem alten System entgegengesetzte Neuerung, daß Heß in seinen Gymnasialentwurf Naturwissenschaften und Mathematik in die Reihe der Unterrichtsfächer aufnahm. Mit großer Wärme befürwortet er das eifrige Studium derselben. Nehmen wir ferner zu den bereits erwähnten Gegenständen Religion, die an die Spitze aller gestellt ist, Sittenlehre und Geschichte in Verbindung mit Geographie hinzu, den Zeichenunterricht ferner als freien Lehrgegenstand, während die körperliche Gymnastik nur noch als frommer Wunsch bezeichnet wird, so sehen wir im Wesentlichen den Kreis jener Unterrichtsfächer sich

schließen, welche jetzt die Grundlage der Gymnasialbildung in Oesterreich und Deutschland ausmachen. Es ist das eine bemerkenswerthe Thatsache gegenüber dem System, das die vormärzlichen Gymnasien in Oesterreich befolgten. Bei jedem einzelnen Lehrgegenstande gibt der Verfasser die vortrefflichsten Winke für den Lehrer, was Vertheilung des Stoffs und methodische Behandlung betrifft. So sehr er auch dabei ins Detail geht, so blickt doch überall die consequente Durchführung seiner methodischen Grundsätze hindurch, deren wir vorhin gedachten. Manche jetzt überwundene Eigenthümlichkeiten, auf die wir stoßen, müssen aus dem Bewußtseyn der damaligen Zeit erklärt werden. Das alte Unterrichtssystem hatte sich als gänzlich unpraktisch und untauglich bewiesen. Es hing nicht mit dem Leben zusammen. Der leere Formalismus bildete keine brauchbare Jugend heran; das Gelernte hatte keinen Inhalt. So entstand das allgemeine Verlangen, unter andern durch die Lectüre der alten Schriftsteller zugleich „Realkenntnisse" zu erzielen, und darauf legt dann auch der neue Entwurf viel Gewicht. Es klingt für uns seltsam genug, daß z. B. Mela und Plinius auf Gymnasien und Akademien gelesen werden sollen, jener, um aus dessen Schrift Geographie, dieser, um Naturgeschichte daraus zu lernen.

Durch eine dem Geiste seines Entwurfes, bei dessen Abfassung Heß die besten damaligen Gymnasien Deutschlands, welche namentlich von ihm angeführt werden, zum Muster genommen hatte, entsprechende allmählige Organisation erwartete er, daß auf ihnen fortan die Jugend als „Christen" „Bürger" und „Menschen" in wahrem Sinne des Wortes herangebildet werde, eine Jugend, gründlich vorbereitet für die Universität und zugleich mit einer allgemeinen Bildung fürs Leben ausgestattet. Die religiös-sittliche Bildung stellte er, wie schon erwähnt, an die Spitze des gesammten Gymnasialunterrichts. „Eine männliche Gottesfurcht" soll das Ziel derselben seyn.

Es zeugt von dem großen Scharfblick, wie von der Besonnenheit und Mäßigung des Mannes, daß er im weitesten Umfange alle Schwierigkeiten wohl erwog, welche der Umgestaltung der Schulen nach dem neuen Plan in den eingewurzelten Vorurtheilen und Gewohnheiten entgegenstanden. Er erkannte sehr wohl, daß die gedeihliche Entwicklung des Neuen wenigstens zunächst abhing von dem guten Willen des großen Theils noch in dem alten System

auferzogenen und darin thätig gewesenen Lehrerpersonals. Aber er vertraute auf bereitwillige Anerkennung des gebotenen Bessern von dieser Seite; er hoffte, daß die Eröffnung einer freien Competenz für Schulämter eine Menge „Sokratesse" erwecken werde, die sich bei dem bisherigen „Monopolisirungssystem" des Unterrichtswesens nur nicht hervorgewagt, sondern in die „überfüllten Kanzleien" und „Schreibstuben" verloren oder die höchst gedrückte Stellung sogenannter Hofmeister eingenommen hätten. Vorausgesetzt aber, daß sich für den großen würdevollen Beruf des Lehrers fähige Köpfe unter Weltlichen und Geistlichen in genügender Zahl melden würden, kam es doch vor allem darauf an, bei dem gänzlichen Mangel an Lehrerbildungsstätten den bereits in Thätigkeit sich befindenden Lehrern, wie der diesem Berufe sich widmenden Jugend die Mittel und Wege für eine gründliche Ausbildung im Geiste des neuen Entwurfs zu zeigen. Der Lehrerbildung widmete er daher eine ganz vorzügliche Sorge. Er griff die Sache mit sicherer Hand an. Seine Vorschläge in dieser Beziehung haben ihrem Wesen nach eine überraschende Aehnlichkeit mit jenen, welche nach dem gegenwärtigen Organisationsentwurf für Gymnasien in Oesterreich ausgeführt sind, was wir als eine bemerkenswerthe Thatsache dem vor 1848 befolgten Unterrichtssystem gegenüber wiederum hervorheben. Der Verfasser war überzeugt von der Nothwendigkeit einer methodischen Anweisung zur Vorbereitung für die zufolge des neuen Entwurfs bedeutend zu erhöhenden Anforderungen der Schulamtsprüfung. Mit sachkundiger Hand entwarf er daher die Grundlinien zu einer Encyclopädie und Methodologie der Gymnasialfächer. Als eine nothwendige Forderung wird eine gründliche philologische Bildung für jeden Gymnasiallehrer vorausgesetzt. „Alle Schulleute müssen Philologen seyn; die übrigen Kenntnisse werden von einem jeden nach Geschmack und Fähigkeit gelehrt." Diese Forderung kann freilich in unserer Zeit an die Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften nicht in der Strenge gestellt werden. Diese Gebiete haben einen zu großen Aufschwung genommen; die Fülle des Stoffs ist zu schwer zu überwältigen für gewöhnliche Kräfte. Für die damalige Zeit war das Verlangen indeß kein übertriebenes, und man sieht daraus, wo Heß den eigentlichen Schwerpunkt der Gymnasien fand, der freilich in den vormärzlichen Schulen ganz verrückt war oder vielmehr gar nicht vorhanden. In der Encyclopädie theilt der Verfasser das

ganze Gebiet der Gymnasialfächer in drei Kategorien nach folgendem Schema:

A. Wesentliche. 1) Religion. 2) Sittenlehre: a) Theorie; b) historische Studien und Geographie. 3) Naturkenntnisse.

B. Instrumentale. 1) Philologie oder Sprachenkunde: a) gelehrte: α) lateinisch, β) griechisch, γ) orientalisch (für Theologen); b) lebende: α) deutsch, β) andere erbländische Sprachen.

C. Schöne. 1) Propädeutische: a) französische, b) englische, c) italienische Sprache. 2) Redekunst. 3) Dichtkunst und Theorie der übrigen schönen Künste.

Es ist von keinem Belang, daß Princip und Anordnung dieser Eintheilung etwas seltsam erscheint. Denn geht man näher auf die Erörterungen des Verfassers über die einzelnen Gegenstände ein, so sieht man, wie bereits erwähnt, daß er für die Gymnasien dieselben Unterrichtsfächer im Auge hat, welche jetzt als obligate und freie Fächer den Kreis der Unterrichtsgegenstände an diesen Anstalten bilden. Rhetorik und Poetik fielen, wie wir gesehen, mit der Lectüre der alten Redner und Dichter zusammen. Am eigenthümlichsten wird die Geschichte in ihrem Verhältnisse zur Sittenlehre aufgefaßt; sie ist der Theorie der Moral coordinirt; aber unter Moral versteht er als Gymnasialunterrichtsfach nichts anders als die Lesung von Biographien großer Männer, um daraus Pflichten, Regeln u. s. w. fürs Leben zu abstrahiren, eine Lehrweise, die erst auf den eigentlichen Akademien einer mehr systematischen Behandlungsart Platz machen soll. Die Geschichte, die also anfangs mit der Sittenlehre in des Verfassers Sinne fast zusammenfällt, ist dann, wenn sich die Theorie der letzteren davon absondert, gleichsam eine exemplificirte Sittenlehre. Die Geschichte heißt ihm daher „artificielle" oder „antipicirte Erfahrung," ferner „die Schule der Sitten" »vitae civilis magistra.« Die Jugend soll gleichsam, ehe sie ins Leben tritt, in der Geschichte vorzugsweise die Erfahrung zum Theil anticipirt haben. Die modernen Sprachen, französisch, englisch und italienisch, sind gleichsam unter dem Gesichtspunkt propädeutischer Aesthetik aufgefaßt. Welchen Gesichtspunkt er dabei im Auge hatte, haben wir schon erwähnt. Was die Logik betrifft, so ist sie freilich in dem Lehrplan mit aufgeführt, aber ein eigentlicher systematischer Unterricht soll erst in der letzten Klasse der Akademie vorkommen, ähnlich wie jetzt auf den österreichischen Gymnasien „Propädeutik der Philosophie" gelehrt wird.

Uebrigens spricht Heß über die Logik als Lehrgegenstand auf den Mittelschulen die ganz vernünftige Ansicht aus, daß die beste Logik hier die sey, wenn der Lehrer klar, verständlich und sachgemäß unterrichte und den Schüler dazu anhalte, ebenso klar, verständlich und sachgemäß seine Gedanken mitzutheilen. Für alle in dem Schema angeführten Fächer gibt er in encyclopädischer Uebersicht Begriff und Bedeutung an, bestimmt Umfang und Grenze derselben und skizzirt die Methode, welche in der Behandlung zu beobachten ist. Außerdem weist er für jedes Fach die Literatur, die Hülfsmittel und Quellen nach. Er hält es ferner für sehr wünschenswerth, daß über Encyclopädie und Methodologie der Philologie und Gymnasialpädagogik ordentliche Vorlesungen gehalten werden, und schlägt eine Einrichtung „gelehrter Cercles" oder „Zusammenkünfte im akademischen Hörsaal" vor, wo Ausarbeitungen der Studirenden vorgelesen und besprochen werden können, hatte also eine ähnliche Einrichtung vor Augen wie die gegenwärtig auch in Oesterreich bereits bestehenden philologischen und historischen Seminare. An diese Vorschläge knüpft er den dringenden Wunsch, es möge, um dem künftig nach dem neuen Entwurfe sich bildenden Lehrer die Gelegenheit zu geben, die nothwendigsten Hülfsmittel für sein Fach unentgeltlich zu benützen, eine Veränderung in der Verwaltung der öffentlichen Bibliotheken getroffen werden. Diese scheinen in Wien und an andern Unisitäten und Lyceen damals in einem ziemlich exclusiven Geiste ververwaltet worden zu seyn. [1] Die Anschaffung neuer Werke war zum größten Theil auf die eine oder andere gerade bevorzugte Facultätswissenschaft beschränkt. Am schlimmsten sah es aber an den Bibliotheken mit der Vertretung der Philologie aus. Von den Bibliotheken der ehemaligen Jesuiten sagt er: „Man durchsuche ihre Bibliotheken und sehe, ob die Arbeiten eines Heinrich und Robert Stephan, Faber, Geßner, Grävius, Lambert Bosius, Cuper, d'Orville, Wesseling, Gronovius, Voß, Hemsterhuis, Ruhnken, Oudendorp, Drakenborch, Ernesti u. s. w. sehr häufig bei ihnen zu finden, und nun schließe man auf den Zustand ihrer Philologie!"

[1] Ausführliche Mittheilungen über Verwaltung und Benützung der Bibliotheken in Wien zur damaligen Zeit sind enthalten in „den freimüthigen Briefen an Herrn Grafen v. B. über den gegenwärtigen Zustand der Gelehrsamkeit, der Universität und der Schulen zu Wien. Frankfurt und Leipzig 1775."

Die Benützung der Bibliotheken hatte überdieß manche Unleidlichkeiten. Indem der Verfasser wünscht, es möchten durch wohl eingerichtete Büchersäle der Gegenwart gleichsam die „Stoen" und „Akademien" der Alten zurückgegeben werden, und dieß auch von dem neuen Geist, der durch das Aufblühen der Wissenschaften in Oesterreich verbreitet werde, erwartet, fährt er fort: „Nur müssen in unsern Büchersälen Lehrlinge und Lehrer nicht durch den mürrischen Blick eines bibliothekarischen Cerberus, oder gar eines viereckigen Pedellen verscheucht werden. Eine kleine schola urbanitatis für diese Diener des gelehrten Publikums halte ich für sehr nöthig, da ich den mächtigen Einfluß, den die belehrende Leutseligkeit dieser Männer auf den Fortgang des Wissens haben kann, überzeugend fühle, und durch Beispiele unterstützen könnte." Er gedenkt dabei mit großer Erkenntlichkeit jener ermunternden Freundlichkeit der Bibliothekare zu Göttingen, wo Heß studirt hatte, Heine's, Diez und Bambergers. Große Bücherschätze lagen damals von dickem Staub bedeckt vergraben in den Klöstern und Stiften; ebenso unbenützt waren die Privatbibliotheken reicher, angesehener Männer. Bei dem allseitigen Interesse, das sich für die beabsichtigten neuen Schuleinrichtungen kund gab, versprach er sich auch die Eröffnung solcher reichhaltiger Bücherschätze. Sein Vorschlag, die ehemaligen Jesuitenbibliotheken, deren es in Wien drei gab, zu öffnen, fand sofort Gehör. Sie wurden vereinigt, mit andern Sammlungen vermehrt und im Jahre 1777 unter dem Namen „Universitätsbibliothek" der allgemeinen Benützung geöffnet.

Die Anforderungen der Prüfungen für die Lehramtscandidaten waren nach dem neuen Plan bedeutend erhöht. Die alte Prüfungsform mußte daher auch abgeschafft werden und einer verbesserten Platz machen. „Die früheren Prüfungen," sagt Heß, „waren Stiergefechte von einigen Stunden, in welchen die Concurrenten an einander gehetzt wurden, und bei welchen Sieger und Besiegte gar oft weniger am Ende als am Anfang wußten; es waren peinliche Halsgerichte, von denen sich oft auch die fähigsten Köpfe abschrecken ließen." Die Candidaten wurden fragweise wie Schuljungen examinirt. Dagegen bestimmt Heß als Ziel und Zweck der Lehramtsprüfung die Erforschung der didaktischen und wissenschaftlichen Befähigung des Candidaten in seinem speciellen Fache sowohl wie in seiner allgemeinen Bildung. Zu dem Ende soll von dem Examinanden

eine Dissertation ausgearbeitet und in einem freien Vortrage vor der Prüfungscommission gehalten werden; und als sehr wünschenswerth bezeichnet er gleichfalls die schriftliche Ausarbeitung eines Themas aus dem speciellen Fache. Daran soll sich dann die Interpretation eines alten Schriftstellers, oder die Erklärung einer Materie aus einem der Schulbücher schließen. Die Form der Prüfung muß anstatt der alten abgeschmackten Frageweise die „dialogische Unterhaltung“, oder „die dialektische“ seyn, wie er sich ausdrückt. Ueberhaupt soll die ganze Procedur eine „heitere“, „lebendigere“, Vertrauen erweckende Gestalt annehmen.

Um für die gesammte Lehrerwelt in der österreichischen Monarchie ein Organ zu haben, in welchem ein Austausch der Ansichten und Erfahrungen eines jeglichen Lehrers in seinem Fache stattfinden könne, schlägt er die Gründung eines „pädagogischen Wochenblattes“ vor. Er hatte dabei das seit 1766 erschienene „Magazin für Schulen und die Erziehung“ vor Augen, das nach dem Tode des Rektors Schöpperlin von Beck unter dem Namen „Allgemeine Bibliothek für das Schul- und Erziehungswesen“ zu Nördlingen fortgesetzt wurde. Die Wichtigkeit einer solchen „Gymnasialzeitschrift“, außerdem im Interesse der neuen Einrichtung, erkannte er sehr wohl, und er ging dabei von denselben Gesichtspunkten aus, welche heut zu Tage bei der Gründung der Gymnasialzeitschrift für Oesterreich aufgestellt wurden. Das Wesen und die Bedeutung der neuen Organisation richtig aufzufassen, das Verständniß derselben zu vermitteln, die alten Vorurtheile zu verscheuchen, war seine besondere Absicht bei der Gründung des „pädagogischen Wochenblattes.“ In diesem sollen folgende Abtheilungen seyn: 1) ausführliche Abhandlungen über verschiedene Zweige des Unterrichts, der Methode u. s. w. 2) vollständige Nachrichten von alten und neuen Schriften, Anstalten, Fehlern u. s. w. 3) Vacanzanzeigen u. s. w. an den Schulen in sämmtlichen Erblanden. Es sind noch von Heß selber eine Reihe Abhandlungen über Methode u. s. w. vorhanden, die für die neu zu gründende Zeitschrift bestimmt waren. Er begründet darin seine methodischen Grundsätze und gibt für die Behandlung der Lehrfächer an Gymnasien die vortrefflichsten Winke. Er nennt eine Reihe namhafter Männer im Inlande, die theils schon Beiträge für die Zeitschrift versprochen hatten, theils nach seiner Meinung sich gern bereitwillig zeigen würden, sich bei dem neuen Unternehmen zu

betheiligen. Für die Philologie in Oesterreich weiß er nur einen „Ekhel," einen Exjesuiten zu nennen; indeß, glaubt er, würde sich in den Erblanden wohl der eine oder andere Schüler eines Ernesti oder Heine finden. Auch von ausländischen Schulmännern und Gelehrten verspricht er sich Einsendungen für das Blatt, unter andern von Ernesti und Heine. Die Zeitschrift soll unter der »publica auctoritate« der Schularchonten erscheinen.

Betrachten wir jetzt noch kurz die äußere Einrichtung der Mittelschulen nach dem Heß'schen Plane. Es ist schon erwähnt, daß diese damals in zwei Lehranstalten zerfielen, in Gymnasien und Akademien, welche letztere später in Oesterreich mit den sogenannten „philosophischen Kursen" identisch sind. Lateinische Grammatik, etwas Geschichte und Geographie waren die Hauptfächer auf den Gymnasien in den ersten Klassen, dann kamen „Rhetorik" und „Poetik" an die Reihe. Das Studium auf den Akademien bildeten vorzugsweise einige philosophische Fächer, Logik und Metaphysik u. s. w. Das Studium der alten Sprachen trat auf den Akademien ganz in den Hintergrund. Die Einheit in dem Vorbereitungsunterricht für die Universität war damit aufgehoben; beide Lehranstalten standen in keinem Zusammenhange. Die auf den Gymnasien eingesammelte dürftige Kenntniß der lateinischen Sprache war auf den Akademien über dem Studium der „Logik" und „Metaphysik" wieder vergessen. Die Verkehrtheit und Unzweckmäßigkeit dieser Einrichtung liegt auf der Hand. Schon Heß erkannte dieß mit scharfem Blick, und es ist interessant ihn darüber zu hören, zumal wenn man bedenkt, daß dieselbe widersinnige Einrichtung der Mittelschulen bis zum Jahre 1848 in Oesterreich bestand. Indem er die Namen „Gymnasien und Akademien" als zwei getrennte Lehranstalten beibehielt, und jenen fünf Klassen, diesen zwei Klassen zutheilte, wendete er sich mit Entschiedenheit gegen die Zusammenhangslosigkeit beider, und stellte die Einheit des Unterrichts an beiden her. Er sagt treffend: „So wenig ich auch sonst geneigt bin, den großen Unterschied zwischen Schulen und Akademien, den verjährte Vorurtheile geheiligt haben, zu erkennen, eben so wenig getraue ich mir hier diese einmal festgesetzten Grenzen zu stören, und das Territorium der hohen Schule (Akademie) ohne Beruf zu violiren. Ich gehe also dem Gebrauche nach, und lasse meine Jünglinge in die Akademie übergehen. Allen diesen Vorurtheilen trete ich kühn in den Weg, sobald sie schädlich

sind, und mein mit vieler Mühe aufgeführtes Gebäude geradezu wieder einreißen. Wir haben bisher mit einem der Zukunft vielleicht unbegreiflichen Widersinne alle in den niedern Schulen uns beigelegten Kenntnisse mit dem philosophischen Kursus alsogleich vernachlässigt, und natürlicher Weise auch eben sobald vergessen. Es war also schon von nun an alle Mühe verloren, und während dem, daß wir uns mit unserer saubern Dialektik, unsern Barbara, Celarent, und vielleicht einigen metaphysischen Grillen plagten, waren die moralischen Lehren der Geschichte schon wieder ausgeraucht, und der von den Musen gebildete Geschmack durch atqui und ergo verdorben. Diesem verwüstenden Mißbrauch muß nun vorzüglich gesteuert werden. Alle Kenntnisse, die in unsern Schulen getrieben werden, müssen nach einer weisen Vertheilung auch fernere Pflege erhalten."

In den Jesuitenschulen war für jede Klasse nur ein Lehrer, der in allen Fächern Unterricht ertheilte. Man kann schon aus den von Heß in seinem Entwurf geltend gemachten Grundsätzen und der ganzen neuen von ihm beabsichtigten Gymnasialunterrichtung vermuthen, daß er auch hier einen neuen Weg einschlug. Denn zu der Unzulänglichkeit der Lehrkräfte kam noch die Ueberfüllung der Schulen hinzu. Es sollte also hinfort die Einrichtung getroffen werden, daß an Gymnasien nur Fachlehrer den Unterricht ertheilten. Er beruft sich dabei auf den Vorgang deutscher Gymnasien. „Das Gymnasium zu Stuttgart," bemerkt er, „hat für 7 Klassen einen Rektor, 6 Professoren und 7 Präceptoren; der Schüler sind ungefähr 500. Wir hatten zu 6 Klassen und 900 Schülern 6 Lehrer. Welch ein Mißverhältniß!" Er glaubt, die Anzahl der Schüler dürfe nicht 40 in einer Klasse übersteigen, und fährt dann in der ihm eigenthümlichen lebendigen Weise fort: „Diese sind dem Lehrer alle beständig unter den Augen; ein jeder glaubt sich mit ihm zu unterreden, pendet ab ore; verräth durch eine Grimasse (!) seinen Zweifel, sucht Hülfe, und erhält sie vom liebreichen Lehrer; bekommt eben durch diese wiederholte Willfährigkeit immer mehr Lust; findet auch den Lehrer zu Privatunterredungen bereitwillig; kurz, er fühlt die Vatersorge, die sokratische Hebammenkunst viel stärker, weil sie weniger vertheilt ist. Die moralische Bildung gewinnt noch mehr; denn wie war es bisher möglich eine solche Menge genau kennen zu lernen, jedem angemessene Seelenarzneien zu administriren? und

hierauf kommt doch alles an, wenn nicht schädliche Verwüstung entstehen soll. Wie oft wird nicht das muntere Genie als Muthwille niedergedrückt, Heuchelei und Tücke als Frömmigkeit und englische Sittsamkeit gesteift und erhoben! Ich schweige von der größern Zerstreuung unter so vielen, von dem Zeitverderb mit der Schuldisciplin, den Executionen u. s. w., ein ekelhaftes Detail, dessen Uebel einem jeden Beobachter in die Augen fallen müssen."

Die Einrichtung von Schulbibliotheken, die Anschaffung eines physikalischen Apparates, von Sammlungen u. s. w. für Gymnasien und Akademien war bedingt durch die neue Organisation; eben so erwartet er die Abfassung besserer Schulbücher als Frucht des neuen Geistes, der durch die Gymnasialeinrichtung nach seinem Plane über die gesammte Lehrerwelt kommen müßte.

Wir haben jetzt die Hauptgrundsätze und die daraus entspringenden Vorschläge des neuen Entwurfes mitgetheilt. Durch die Ausführung derselben hoffte Heß mit vielen andern hervorragenden Männern der damaligen Zeit für die Hebung geistiger Bildung die schönsten Erfolge zu erzielen. Man wird aus dem Angeführten erkennen, daß die Absicht keine geringere war als die, in allmähliger Entwicklung das hinter den Anforderungen der Zeit so weit zurückgebliebene Gymnasialwesen Oesterreichs auf diejenige Stufe zu heben, auf welcher in Deutschland damals schon die besten Gymnasien standen. Es ist der Vereiteluug der guten Sache schon Erwähnung gethan, so nahe man auch daran war, den Uebergangsentwurf zu verwirklichen. Der damalige Schuldirektor Hofrath Kollar scheint besonders ein Gegner der neuen von der Hofcommission gutgeheißenen Einrichtung gewesen zu seyn, aus Gründen, wie sie fast in ähnlicher Weise gegen den Organisationsentwurf von 1849 erhoben sind. Die Schüler würden, wie von ihm eingewandt wurde, mit Lehrgegenständen überhäuft werden und nichts gründlich erlernen; der Plan sey unausführbar wegen Mangel an guten Lehrern u. s. w. Die Einwendungen der Hofcommission dagegen, daß man namentlich in letzterer Beziehung doch das ganze Werk nicht aufgeben könne, sondern die Heranbildung eines tüchtigen Lehrerstandes von der Zeit erwarten müsse, daß ferner die erhöhten Anforderungen an die Schüler durch die verbesserte Methode wiederum erleichtert würden, fruchteten nichts.

Der Gymnasialentwurf von Heß ist von einem seiner Schüler,

Conrad Dominik Bartsch, herausgegeben: „Ignaz Mathes v. Heß Gedanken über die Einrichtung des Schulwesens (Halle, Gebauer 1778); ebenfalls seine übrigen „Schriften über Schulwesen, Erziehung und Wissenschaften" (Wien, Kurzbeck 1781). Unter diesen ist der „Entwurf einer k. k. Akademie der Wissenschaften," der gleichfalls bestimmt war, die Grundlage der Berathung über diesen Gegenstand zu bilden. Den Fonds für die zu errichtende Akademie sollten die Einkünfte vom Kalenderwesen bilden; zu dem Ende wurden die den erbländischen Verlegern verliehenen Privilegien zum Druck der Kalender nicht mehr erneuert. Da stellte der Verleger des Wiener Kalenders, Trattner, der Kaiserin vor, daß durch den Verlust der Privilegien (obgleich dieselben schon vor zwölf Jahren verfallen, ohne erneuert zu seyn) er und seine Gläubiger zu Grunde gerichtet würden. Die Kaiserin ließ sich bewegen und der Entwurf für die Akademie der Wissenschaften blieb eben so unausgeführt wie der der Gymnasien.

Der Uebergangsentwurf ist in den Göttinger gelehrten Anzeigen vom Jahre 1777, sowie in Resewitz „Gedanken, Vorschläge und Wünsche zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung als Material zur Pädagogik" (1. Bd. 1. St. 59) sehr günstig besprochen. Letzterer sagt: „Die Güte des Entwurfs, welcher den jugendlichen Unterricht von den ersten Elementen an bis zur akademischen Zeit Stufe vor Stufe auseinandersetzt, ungemein viel richtige Anschauung der menschlichen Fähigkeit, wahre Einsicht in den Zweck alles Unterrichts und einen Geist zeigt, der das Ganze in seinen Theilen zu überschauen weiß, heißt mich etwas Reelles erwarten."

Es herrscht in den Heß'schen Schriften ein frischer, gesunder, männlicher Geist, und sie geben Zeugniß von der großen Begabtheit, dem scharfen praktischen Blick des Verfassers in pädagogischer Beziehung. Er war der Abgott seiner Zuhörer und sein dankbarer Schüler und Herausgeber seiner Schriften, der erwähnte Bartsch, sagt unter andern von ihm, er würde noch Revolutionen (!) in der österreichischen Literatur veranlaßt haben, wenn er nicht der Welt zu früh entrissen wäre. Er überlebte nämlich den traurigen Ausgang seiner edlen, wohlgemeinten Absichten nicht lange; er starb 1776 im dreißigsten Jahre, betrauert und beklagt von allen, die ihn kannten.

Es war die ganze Bewegung für die Reform des Unterrichts-

wesens, welche unter Maria Theresia stattfand und in Heß ihren begabtesten und lebendigsten Vertreter fand, ein Lichtpunkt in der Entwicklung des österreichischen Gymnasialwesens, der freilich sehr bald erlosch. Denn von nun an, obgleich noch zu wiederholtenmalen die besten Hoffnungen rege wurden, bietet die Entwicklung der Gymnasien Oesterreichs den traurigen Anblick einer krebsartigen Bewegung dar. Nach der Zurücknahme des Heß'schen Entwurfs erschien bald darauf im Jahre 1776 ein Hofdekret, in welchem die neue Ordnung der „lateinischen Schulen" festgesetzt wird. Die Einrichtung blieb indeß fast ganz die der Jesuitengymnasien; die Gymnasien wurden auf fünf Jahreskurse beschränkt, während früher deren sechs gewesen waren. „Von diesen fünf Jahreskursen (heißt es in dem Decret) sollen drei volle Jahre der lateinischen Sprachlehre oder Grammatique nach ihrem ganzen Umfange, zwei aber der eigentlichen Humanität unfehlbar zugetheilet, übrigens aber die Humanität selbst also eingeleitet werden, damit im vierten Jahre des niedern Kurses, oder im ersten Jahre der Humanität die Lehren von den rednerischen Anleitungen (institutiones oratoriae), sodann aber erst im zweiten oder letzten Jahre der Humanität die dichterische Anleitung (institutiones poeticae) nebst Fortführung der rednerischen gelehret werde." In einer noch kürzeren Zeit als früher sollen, wie man sieht, die Hauptfächer auf Gymnasien oder den untern lateinischen Schulen, wie sie in dem Dekrete heißen, Grammatik, Rhetorik und Poetik, gelehrt werden. Die Einrichtung der Akademien oder der „philosophischen Obligatkurse" blieb gleichfalls dieselben. Beiläufig bemerken wir noch, daß im Jahre 1768 unter Maria Theresia die Aufführung von „Comödien" an den Gymnasien untersagt wurde.

Trotz der Erfolglosigkeit der eifrigen Bemühungen von Seiten der aufgeklärten Männer, eine Neugestaltung der Gymnasien herbeizuführen, gab man doch die Hoffnung dazu keineswegs auf, sondern erwartete das Beste von dem Regierungsantritte Josephs II. Aber diese Erwartungen wurden keineswegs erfüllt. Joseph war durch seine Reformen auf andern Gebieten zu sehr mit seinen eigenen Ländern in Verwicklung gerathen, seine Abneigung gegen das gelehrte Wesen und alles, was damit zusammenhing, war zu groß, als daß sich von ihm eine ganz neue Gymnasialeinrichtung im Sinne des Heß'schen Entwurfs hätte erwarten lassen. Vielmehr ließ Joseph die Gymnasien bestehen, wie sie waren, und nur neue Schulbücher

verfertigen. In dem Verzeichniß, welches in einer Verordnung vom Jahre 1781 über das Gymnasialwesen enthalten ist, finden wir als Lesebuch im Lateinischen die damals auch außerhalb Frankreichs oft gebrauchten »selecta latini sermonis exemplaria« von Pierre Chompré; ferner den »Orbis pictus« mit 82 Bildern von Joh. Amos Comenius. Dieß letztere Buch wurde nach Zurücknahme des Heß'schen Entwurfs von den Piaristen wieder eingeführt. Schon Heß hatte in Bezug auf dasselbe bei Gelegenheit seiner methodischen Belehrungen über Vocabelerlernung u. s. w. gesagt: „Wir wollen nicht in jene Raserei unsers mährischen Bruders Amos Comenius verfallen, der in seinen drei Schulbüchern »Janua,« »Vestibulum,« »Orbis pictus« uns bis in die Küche und das Brauhaus mit seinem selbstfabricirten Latein hat versehen wollen." Von welchem Gesichtspunkt aus Joseph die Schulbücher übrigens hatte abfassen lassen, sieht man unter andern aus den dem Lehrbuche der Naturgeschichte, betitelt „von den Kenntnissen der natürlichen Dinge," beigefügten methodischen Anweisungen für die Lehrer. Es heißt nämlich: „Unter dem angeführten Titel ist eine kurzgefaßte Naturlehre und eine Naturgeschichte begriffen, mittelst welcher unsere Jugend nach und nach von verschiedenen Vorurtheilen gereinigt, auf die allenthalben vorkommenden Naturerzeugnisse aufmerksam gemacht, und zu nützlichen Bürgern gebildet werden soll." Die Lehrer sollen an die einmal vorgeschriebenen Lehrbücher sich genau halten, eine Vorschrift, die in der spätern Zeit noch viel öfter eingeschärft wird, wenn freilich auch in einem etwas andern Sinne, als die Absicht war, welche Joseph dabei hatte. In der erwähnten Verordnung vom Jahre 1781 heißt es in dieser Beziehung folgendermaßen: „Nachdem über alle vorgeschriebenen Gegenstände den Lehrern zweckmäßige Schulschriften in die Hände geliefert sind, so müssen die Lehrer sammt der Jugend an die vorgeschriebenen Bücher gehalten, alle Privatschreibereien, und der Mißbrauch, mittelst dessen die Professoren manchmal in Explicationen, Notaten, Supplementen, Uebersetzungen, oder andern dergleichen beschwerlichen und nicht selten kostbaren Schriften ihre unzeitige Gelehrsamkeit ausgekrämet, die Schüler mit ihrem Eigendünkel geplaget, die kostbare, zu nützlichen Lehren oder Uebungen anwendbare Zeit aber verdorben, und endlich Ungleichförmigkeit in die Schulverfassung eingeführt haben, abgestellet werden." Während also, wie man sieht, hier die Ansicht waltet, die

etwaigen Erläuterungen der Lehrer würden doch nur unnütz seyn, und hinter den in den Lehrbüchern entwickelten Lehren zurückstehen, ging die spätere, oft wiederholte Vorschrift an die Lehrer, sich genau an dasjenige zu halten, was im Buche stehe, aus der Furcht hervor, diese möchten von den herrschenden Grundsätzen in Staat und Kirche abweichende Lehren vortragen. Viel mehr Gewicht wird in der gedachten Verordnung auf die Aufrechterhaltung der Schulzucht, wie überhaupt auf sittliche Bildung der Jugend gelegt, als auf die intellektuelle Entwicklung derselben. „Da," heißt es, „eine gesittete, sittsame und ordentliche Jugend nothwendiger ist als eine gelehrte, so muß auf eine gute Schulzucht gesehen werden." Es werden sodann weitläufige Disciplinarvorschriften gegeben, und unter diesen kommt eine Anordnung vor, die zu charakteristisch ist, als daß wir ihrer nicht kurz gedenken sollten. Es sollen künftig an den Gymnasien alle „sinnlichen" Strafen abgeschafft werden, weil sie theils für den Schüler entehrend wären, theils den Zweck der Besserung zu oft verfehlten. Anstatt dessen soll die Strafe für ein jedes Vergehen in der Schule in der Beschämung, der Schande, als der Folge desselben bestehen. Ebenso soll aber auch für ein musterhaftes Betragen dem Schüler Ehre zu Theil werden. Zu dem Ende wird eine Bank der Schande, schwarz angestrichen, und eine Bank der Ehre, sauber und aus „hartem Holz" gearbeitet, sowie mit einigen Verzierungen versehen, für jede Schule angefertigt, und ebenso ein schwarzes und weißes Buch der Schande und der Ehre. Wer sich eines Vergehens schuldig macht, muß sich eigenhändig mit Angabe, worin dasselbe bestehe, ins schwarze Buch schreiben. Name und rühmliches Benehmen eines Schülers wird von einem der Mitschüler in das weiße Buch eingetragen. Bei öffentlichen Prüfungen lesen die Schüler des schwarzen Buches ihre Vergehungen selber ab, die Namen und die „rühmlichen" Thaten derjenigen Schüler aber, die sich einen Platz im weißen Buche erworben haben, werden von dem Lehrer laut verkündet in folgender Form: »ex suprema classe humanitatis ob praeclara facta libro honoris inseri meruerunt sequentes: N. N. etc.«

So lobenswerth die Absicht auch ist, die dieser seltsamen Einrichtung zu Grunde liegt, vor allem das Ehrgefühl der Schüler anzuregen und zu kräftigen, so ist doch einleuchtend, wie gefährlich für die Schule dergleichen äußerliche Vorkehrungen zur Erweckung

desselben sind. Es kann mit einer solchen Einrichtung leicht dahin kommen, daß tüchtige Naturen unter Schülern es als eine Ehrensache ansehen, ins schwarze Buch eingeschrieben zu werden. Noch seltsamer ist folgende Vorschrift: „Damit die Schüler gegen einander die Achtung nicht verlieren, wird das Duheißen gänzlich verboten, indem solches mehr nach einer pöbelhaften Gemeinmachung schmeckt, als ein schickliches Mittel seyn kann, Freundschaft und Eintracht zu befestigen."

Als Leopold II im Jahre 1790 den Thron bestieg, hegte man wieder für die Reform des Unterrichtswesens die größten Hoffnungen. Der Kaiser war selbst ein gelehrter Mann; er trug sich mit großen Entwürfen für Verbesserung auf dem Gebiete der Gesetzgebung und des Unterrichts; ja er soll beabsichtigt haben, eine Reihe bedeutender Männer aus dem Auslande zu berufen; unter andern werden Herder, Schlosser, Garve, Plattner u. a. genannt.[1] Aber schon unter ihm beginnt der wichtige Wendepunkt in der Entwicklung des Unterrichtswesens. Es war der Gang der französischen Revolution, deren Erscheinungen bei der österreichischen Regierung wie fast überall in den europäischen Ländern die größten Besorgnisse erregte. In dem Augenblicke, wo man geneigt war dem herrschenden Zeitbewußtseyn die wichtigsten Concessionen entgegenzubringen, und darin wirklich eine Quelle des Wohls für die Völker erblickte, bebte man zurück vor der Gewährung derselben, aus Furcht, durch Beförderung der Aufklärung ähnliche Erscheinungen wie in Frankreich zu erleben. Indessen lag die Unhaltbarkeit des Unterrichtssystems und ganz besonders des Gymnasialwesens zu sehr am Tage, als daß nicht zur Abstellung und Hebung der Mängel unter Leopold ein Versuch gemacht wäre. Der Kaiser schätzte den Stand der ideellen Produktion auch höher als sein Vorgänger. Jener Versuch war nun freilich ein sehr kühner. Man ging nämlich auf nichts wenigeres aus, als die Reform des gesammten Unterrichtswesens und zum großen Theil auch dessen Leitung den Lehrern selber in die Hände zu geben. Dadurch sollte zugleich das Ansehen dieser gehoben und ein thätiges Interesse für die eigene Sache erweckt werden. In dem Hofdekret, welches 1790 erschien, werden die Grundsätze, die in Bezug auf das Studienwesen

[1] Nachrichten von der beabsichtigten Verbesserung des öffentlichen Unterrichtswesens in den österreichischen Erblanden mit authentischen Belegen von C. U. D. Freiherrn v. Eggers, königl. dänischem Legationsrath 2c. Tübingen, J. G. Cotta. 1808.

beobachtet werden sollen, veröffentlicht. Jedem Lehrer wird das Recht zuerkannt, frei über Schul- und Studiensachen seine Meinung zu äußern, über Abschaffung von Mängeln und Gebrechen, wie über Einführung von Verbesserungen Vorschläge zu machen. Die Form, in welcher dieß geschehen soll, wird in folgender Weise festgesetzt. Die Direktorialgewalt an allen niedern wie höheren Schulen hört sofort auf, und die Vertretung, sowie die Leitung derselben fällt den Lehrern als Gesammtheit zu. Die Lehrer der vier Fakultäten, der Gymnasien und der bürgerlichen Hauptschulen bilden ebenso viele Corporationen. Es waren deren also, wo sie an einem Orte, wie in Universitätsstädten, alle vereinigt waren, zusammen sechs. Jeder Lehrkörper hat die Befugniß, alle Gegenstände, welche die innere Einrichtung und Gestaltung des Schul- und Unterrichtswesens betreffen, soweit dieß die von einem jeglichen vertretene Abtheilung angeht, in den Kreis seiner wöchentlichen Berathungen zu ziehen, die Resultate derselben zu Vorschlägen zu formuliren, und diese zur Kunde der dem Lehrkörper zunächst vorgesetzten Behörde, des sogenannten Provincialstudienconsesses zu bringen. Es waren also berathende Lehrerversammlungen, die mit an der Constituirung des Studien- und Schulwesens Theil nahmen und als Corporationen ihre Vorschläge vorbrachten. Ihre Befugnisse gingen daher über die an deutschen wie an österreichischen Gymnasien bestehenden Lehrerconferenzen hinaus. Um für die verschiedenen Lehrkörper einen Mittelpunkt zu haben, um das, was aus den Berathungen aller hervorging, zu einem Gesammtresultate zusammen zu fassen, wurde in jeder Provinz ein Collegium gebildet, welches „Studienconseß" hieß. Ein solcher Studienconseß sollte aber nur in Universitätsstädten seyn, weil nur dort, wie erwähnt, alle sechs Corporationen, die der theologischen, medicinischen, juristischen und philosophischen Fakultät, des Gymnasiums und der Hauptvolksschule vereinigt waren. Jede Fakultät, eines der Gymnasien und die Hauptschule wählen für den Conseß ihre Repräsentanten. Dieser besteht also aus sechs Mitgliedern, deren Vorsitzender der Universitätsrektor ist. Die Resultate der Berathungen aus dem Schooße dieses Centralcollegiums gehen an die Provinzstelle und von dieser an die Hofstelle. Die Referenten aber in Schul- und Studiensachen an dieser sowohl wie an jener waren, wie es heißt, aus der „Klasse der bloßen Geschäftsmänner" und hatten auch keine Fachmänner zur Seite. Darin

lag denn freilich ein großer Mangel der ganzen Organisation, aus dem sich auch zum Theil die Erfolglosigkeit dessen, was man unternahm, erklären läßt. Man hatte gehofft, daß durch eine solche Einrichtung eine Gestaltung des Schulwesens hervorgehen werde, die gleichsam ein Produkt der freien Selbstbethätigung des gesammten Lehrerstandes sey, und mit den „Wünschen" und „der Denkart" desselben, wie es in dem Dekrete heißt, übereinstimme. Es war freilich eine ehrende Zumuthung an die Lehrerwelt, sich selber an der Constituirung der Schulen thätig mitzubetheiligen, wäre sie nur nicht zu groß gewesen, als daß man ersprießliche Folgen davon hätte erwarten können. Die Berathungen an den einzelnen Schulen scheinen vielmehr unter den Lehrern Streitigkeiten und Parteigeist erweckt zu haben, und weil dem gesammten Lehrkörper die Leitung der Schulen zugleich aufgetragen war und die Verantwortung für dieselbe auf alle fiel, so scheint ein gänzlicher Verfall der Disciplin an den Schulen davon die Folge gewesen zu seyn. Der ganze Plan ging übrigens von dem Hofrath Martini aus, und so wenig Erfolg er auch hatte, weil er unzweckmäßig war, so anerkennenswerth ist doch die Idee, die demselben zu Grunde liegt. Von der Hochachtung Leopolds gegen den Gelehrtenstand gibt auch der Umstand ein Zeugniß, daß von ihm die Universität zum Mitstande der Provinziallandstände erhoben wurde. „Auch," heißt es bei dieser Gelegenheit, „soll künftig den Professoren, welche sich durch besondere Verdienste auszeichnen werden, nicht allein der Titel und Rang eines Rathes, sondern auch die Aussicht auf weitere Beförderung und angesehene Ehrenmänner eröffnet werden."

Die Ausführung des Heß'schen Plans zur Gründung einer pädagogischen Zeitschrift wurde unmittelbar vom Kaiser beschlossen; jeder Lehrer soll jährlich einen Beitrag über irgend ein Thema aus seinem Fache dazu einliefern. Dieß „literarische Journal" ist aber, soviel wir wissen, niemals erschienen. Die Regierung Leopolds schnitt der Tod zu früh ab. Wenn er auch seine großen Entwürfe gleich im Anfang seiner Regierung, wie wir gesehen haben, aufgab, so hätte sich doch vielleicht manches Gute bei der Sorge, die er für die geistige Bildung seiner Unterthanen gleichwohl beibehielt, für das Unterrichtswesen erwarten lassen. Nach seinem Tode gerieth dasselbe gänzlich in Verfall, ohne daß man geneigt schien den vielen Uebelständen abzuhelfen und eine neue bessere Ordnung der Dinge zu

gründen. Der Weg, den die Regierung unter Kaiser Franz betrat, schien auch wenig erwarten zu lassen. Die Furcht vor dem um sich greifenden Geiste der Aufklärung und der Neuerung wurde immer größer. Edikt auf Edikt verschärfte die Censur; es sollen geheime Nachrichten über die Gymnasiallehrer, den Präfekten und Direktor eingesandt werden; bei feierlichen Reden sollen die Lehrer sich von allem enthalten, was Bezug auf die bestehende politische Ordnung hat; die Wahl der öffentlich zu vertheidigenden Sätze bei Disputationen soll mit großer Vorsicht geschehen, und nicht ohne Genehmigung des Studienconsesses sollen die Thesen öffentlich bekannt gemacht werden, „in Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeitumstände und Verhältnisse;" alle Lesekabinette werden als schädlich verboten, die Leihbibliotheken aufgehoben u. s. w.; daneben wird in vielen Verordnungen, welche auf das Schulwesen Bezug haben, immer die baldige Organisation des Unterrichtswesens in Aussicht gestellt. Die Klagen über den Verfall desselben häuften sich mehr und mehr; sie entsprangen aber aus einer doppelten Quelle. Der einsichtigere, weiterblickende Theil der Gebildeten brachte freilich dieselben vor, welche schon von Heß und andern ihm gleichgesinnten Männern erhoben wurden; denn das alte Schulwesen oder besser Schulunwesen war ja dasselbe geblieben. Auf den Gymnasien und in den philosophischen Kursen war der oberflächlichen und ungründlichen Bildung Thor und Thür geöffnet; der Unterricht in den alten Sprachen war gänzlich vernachlässigt; ein großer Theil des Schuljahrs verging mit zwecklosen Prüfungen; der unzulängliche Unterricht in den Schulen wurde, weil selten ein Lehrgegenstand zu Ende gebracht ward, zu ersetzen gesucht durch die verderbliche, öffentlich tolerirte Einrichtung der Correpetitionen. Die disciplinarischen Vorschriften Josephs, so wohlmeinende Absichten denselben auch zu Grunde lagen, und die Einrichtung corporativer Leitung der Schulen unter Leopolds Regierung hatten nur die entgegengesetzte Folge — die immer größer werdende Insubordination — gehabt. Die Schulzeugnisse, heißt es, wurden von den Lehrern erbettelt, ja ertrotzt, kurz durch alle möglichen Mittel dem Lehrer abgenöthigt, und diese erbettelten, ertrotzten, durch Kniffe erhaltenen Zeugnisse waren der ganze Beweis der Befähigung der Bewerber eines Berufsfaches. Auf der andern Seite witterte die Regierung auf den Schulen Tendenzen freigeisterischer Aufklärung. In dem Berichte des Grafen Rottenhan über das

Unterrichtswesen an den Kaiser, worauf wir gleich zu sprechen kommen, heißt es: „Wenn dieser Unfug, der mit dem Lehramte getrieben wird, in den Erbstaaten noch nicht so allgemein ist (wie in andern Ländern, Frankreich namentlich u. s. w., wovon der Verfasser eben gesprochen), so stößt man doch täglich auf Beispiele, wie geistliche Volkslehrer nach ihrem Eigendünkel eine andere Religion predigen, und mit Vorbedacht oder aus Mangel der Beurtheilung die Bande auflösen, die nach dem bisherigen Zustande die Sittlichkeit und Zufriedenheit des Volks gründeten. Ueber unbedeutende Gegenstände einer gelehrten Kritik wird auch bei uns das ganze Gedankensystem dieser Volkslehrer verwirrt, deren Einfluß so wesentlich ist, um Frömmigkeit und einfache Sitten, Zufriedenheit und Folgsamkeit unter dem Volke zu erhalten. Auch die weltlichen Volkslehrer werden durch eine schiefe Bildung verleitet, dem einfältigen Landvolk allerlei Unsinn über politische Verhältnisse vorzuschwatzen, sie zur Unzufriedenheit mit ihrem Zustande zu reizen, während daß sie in den Unterrichtsstunden der Jugend den Kopf mit einem unverständlichen Wörterkram ausfüllen, und nicht selten sich dabei als starke Geister geberden. In den zur höheren Ausbildung führenden lateinischen Schulen wird die Jugend oft bei einem sehr mangelhaften Unterricht in Sprachen und den Vorkenntnissen der eigentlichen Wissenschaften unter dem Vorwande, dem Geiste mehr Energie zu geben, in Absicht auf Zucht ganz vernachlässigt, und in den unreifen Verstand der Knaben schon die ersten Keime der religiösen und politischen Freidenkerei gelegt." In ähnlicher Weise wird dann von den Universitäten gesagt: „daß auch ihnen durch Wegraisonniren oder durch Uebergehen der wichtigsten Lehrsätze, welche die ächte Lebensphilosophie und bürgerliche Subordination dem künftigen Gelehrten, Priester oder Geschäftsmann vorzüglich an das Herz legen sollten, die Principien zu religiösen und politischen Revolutionen beinahe ohne Zurückhaltung beigebracht und in Umlauf gesetzt werden."

Unter solchen Umständen beauftragte der Kaiser im Jahre 1795 den Grafen Rottenhan, der damals als Kanzler zweiter Präsident bei der obersten politischen Stelle war, über die Neugestaltung des Unterrichtswesens ein Gutachten auszuarbeiten. In Folge dieses Gutachtens erhielt der Verfasser den Befehl, eine Hofcommission zu organisiren, deren Aufgabe es seyn sollte, das gesammte Schul- und

Studienwesen einer Revision zu unterziehen und Vorschläge zu neuen Einrichtungen zu machen. Die Wahl der Commissionsmitglieder traf auf Männer von den verschiedensten Grundsätzen, weil man die Sache allseitig erwägen und unparteiisch schien zu Werke gehen zu wollen. Unter diesen Männern befanden sich unter andern Sonnenfels, Schilling und der Abbé Hofstätter. Außerdem wurden die namhaftesten Schulmänner und Gelehrten in Oesterreich zu den Berathungen hinzugezogen. Vorsitzender der Commission war der Kanzler Graf Rottenhan. Während, wie wir gesehen haben, unter der Regierung Maria Theresias der Organisationsplan der Schulen einem schöpferischen Kopfe entsprungen war, dem in Bezug auf die im Unterrichtswesen zu befolgenden Grundsätze vollkommen freie Hand gelassen war, und während zur Zeit Leopolds der Versuch gemacht wurde, das Unterrichtswesen durch das gesammte Lehrerpersonal in freier Selbstbethätigung neu zu gestalten, ohne daß die Regierung irgend welche Principien vorschrieb, ergriff jetzt in dieser Beziehung die Regierung die Initiative. Gleich beim Beginne der Commissionssitzungen wurden in einem Präsidialvortrage die leitenden Grundsätze, nach welchen die Regierung die Umgestaltung des Schul- und Studienwesens wünschte, ausführlich mitgetheilt. Die Regierung wollte eine geistige Bildung ihrer Unterthanen, die mit der politischen und kirchlichen einmal bestehenden Ordnung gleichen Schritt halte, und daran ihre Grenze finde. Damit war denn freilich ein Grundsatz ausgesprochen, nach welchem von vorn herein die freie individuelle Entwickelung und die Freiheit der Wissenschaft dem kirchlich- und staatlich-polizeilichen Gesichtspunkte untergeordnet wurde. Sofort ward von einigen Mitgliedern der Commission dagegen geltend gemacht, daß aus solchen Grundsätzen für die Freiheit der Wissenschaft leicht gefährliche Consequenzen gezogen werden könnten; man müsse das unbegrenzte Recht für jeden in Anspruch nehmen, unbehindert und im ganzen Umfange seine geistigen Fähigkeiten auszubilden und zu vervollkommnen; die Anwendung, die ein jeder von seinen Kenntnissen und Fähigkeiten machen wollte, müsse auch einem jeglichen selber überlassen bleiben; im Reiche der Wissenschaft dürfe keiner ängstlichen Polizei Raum gegeben werden. Man ließ vernünftiger Weise den Principienstreit, nachdem er einige Sitzungen ausgefüllt hatte, vorerst fallen und schritt zur Berathung der einzelnen für die verschiedenen Lehranstalten abgefaßten Entwürfe.

Diese Berathungen dauerten vom Jahre 1795 bis 1799. Ueber die Organisation der Volksschulen ward man bald einig. Die Berathungen über den Gymnasialplan, bei denen eine Reihe Abhandlungen von dem Präfekten Lang zu Grunde gelegt waren, führten zu keinem endgültigen Beschluß. Auch über die Einrichtung des theologischen Studiums konnte man sich nicht einigen. Indeß wurden Entwürfe für alle Schul- und Lehranstalten ausgearbeitet. Dem Gymnasialplan des Präfekten Lang liegt im Wesentlichen freilich das alte System der Eintheilung des Lehrstoffs in Grammatik, Rhetorik und Poetik zu Grunde; er bietet aber gleichwohl manche wesentliche Verbesserungen dar. Die griechische Sprache findet in Vergleich mit früher größere Berücksichtigung, indem in den drei letzten Klassen des Gymnasiums dem Unterricht in derselben drei bis vier Stunden eingeräumt wurden; besonders begünstigt ist auch die Muttersprache, für die in den untern Klassen sogar sechs Stunden bestimmt sind. Für Geographie, Geschichte und Mathematik ist auch in angemessener Weise gesorgt; Physik und Naturgeschichte ist gänzlich vom Gymnasialunterricht ausgeschlossen; beide Fächer kommen erst in den philosophischen Kursen vor. Für den Unterricht in allen Gymnasialgegenständen ist eine wöchentliche Stundenanzahl von 28 Stunden festgesetzt, vier bis sechs Stunden mehr, als gegenwärtig auf den österreichischen Gymnasien unterrichtet wird, und zehn Stunden mehr als an den vormärzlichen Gymnasien. Diese große Stundenanzahl schreibt sich her von dem übergebührlichen Gewicht, das auf den Unterricht in der lateinischen Grammatik, Rhetorik und Poetik gelegt ist; in den vier untern Klassen nämlich wird in wöchentlich zwölf Stunden die lateinische Grammatik mit Lektüre aus Chrestomathien verbunden gelehrt. Die Rhetorik und Poetik füllen sodann in den beiden oberen Klassen in Verbindung mit der Lektüre aus griechischen, lateinischen und deutschen Schriftstellern eilf Stunden aus. Die bisher bestandenen fünfklassigen Gymnasien sollen nach dem Lang'schen Plan allmählig in sechsklassige verwandelt werden. Als Lehrpersonal an jedem Gymnasium verlangt der Verfasser des Entwurfs lauter Fachlehrer, und zwar sieben ordentliche Lehrer, drei Suppleanten und einem Präfekten; allerdings eine wesentliche Verbesserung, in Vergleich mit den geringen Kräften, welche an den damaligen bestehenden Gymnasien in Thätigkeit waren, an denen auch nur in den beiden obersten sogenannten Humanitätsklassen Fachlehrer waren, während

für die drei untersten Klassen je ein Lehrer den ganzen Unterricht besorgte. Die methodischen Anweisungen und die Vorschläge zur Hebung und Verbesserung der verfallenen Schuldisciplin zeugen zum Theil von dem praktisch-pädagogischen Blick des Verfassers, wenn gleich in letzter Beziehung auch wieder einige Seltsamkeiten mit unterlaufen. Dahin gehört z. B. der Vorschlag Langs zu der Wahl sogenannter „Decurionen“ oder „Collaboratoren,“ unter den fähigsten Schülern, die während der Schulzeit dem Lehrer unterstützend zur Seite stehen sollen, ferner der „Censoren oder Monitoren,“ der gesittetsten Schüler der ganzen Klasse, die „über Ordnung, Ruhe und Sittlichkeit“ ihrer Mitschüler während der Lehrstunden zu wachen haben. — An die Gymnasien schloß sich der sogenannte philosophische Vorbereitungskurs an, nach dessen Beendigung der Jüngling zum Studium einer Fakultätswissenschaft übergehen konnte. Der Plan für diese philosophische Lehranstalt wie für das philosophische Studium auf der Universität ist von Professor Hammer ausgearbeitet. Darnach umfaßt das philosophische Vorbereitungsstudium Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaften und Religion, Rhetorik, klassische Literatur, Poetik, Encyclopädie der Wissenschaften. Alle diese Gegenstände sollen in drei Jahreskursen gelehrt werden, in wöchentlich 32 Stunden. Man muß staunen über den kühnen Gedanken, so wichtige Dinge in so kurzer Zeit nach einer sechsjährigen mangelhaften Gymnasialbildung mit Aussicht auf Erfolg betreiben zu wollen. Dem Verfasser wird aber auch selbst bange dabei; denn er wünscht eigentlich vier Jahreskurse, damit „der Lehrvortrag nicht oberflächlich ausfalle;“ er tröstet sich indeß mit der Erhöhung der wöchentlichen Stundenanzahl auf 32. Die Zahl der Lehrer für alle Fächer wird auf acht bestimmt. Wir bemerken noch, daß für die Lektüre lateinischer und griechischer Klassiker nur ganz bescheidene Anforderungen gemacht werden; zwei bis drei Stunden waren freilich gerade hinreichend, um das auf den Gymnasien gelernte Latein und Griechisch zum Theil wieder zu vergessen. Heß hatte, wie wir gesehen haben, sich gegen solche Vernachlässigung der alten Sprachen auf den „Akademien,“ jetzt „philosophischen Vorbereitungskursen,“ mit aller Entschiedenheit erklärt. Es ist auch aus den Hauptpunkten, die wir aus den Entwürfen für die Einrichtung der Mittelschulen in Kürze dargelegt haben, ersichtlich, daß man trotz mancher Verbesserungen im Ganzen doch in den alten Vorurtheilen befangen blieb, und doch

wäre die Ausführung des damaligen Plans ein Glück für die österreichischen Gymnasien gewesen; denn als nach langen Berathungen bis zum Jahre 1799 diese Commission auseinander ging, wurden die Erwartungen für ein verbessertes Unterrichtswesen immer geringer. Abgesehen davon, daß das immer schroffer sich ausbildende System polizeilicher Bevormundung auf allen Gebieten des Lebens alle Hoffnungen niederschlug, gestalteten sich die auswärtigen Verhältnisse in der damaligen Zeit für die österreichische Monarchie bekanntlich immer drohender. Die auswärtigen Verwicklungen und Kriege machen es freilich erklärlich, daß nach der Auflösung der Commission, deren Arbeiten endlich zum Abschluß kamen und deren Organisationsplane für das gesammte Unterrichtswesen nur noch der Genehmigung des Kaisers bedurften, um sofort zur Ausführung zu gelangen, noch mehrere Jahre vergingen, ehe eine definitive Ordnung der Dinge im Unterrichtswesen zu Stande kam. Bevor wir jedoch dieß weiter verfolgen, müssen wir noch einige Aufmerksamkeit richten auf das erwähnte Gutachten des Grafen Rottenhan und auf den Präsidialvortrag in der Commission, worin, wie wir erwähnten, die Regierung die leitenden Grundsätze für die Organisation des Schul- und Studienwesens zur Beobachtung aufstellt. Denn die hier ausgesprochenen Grundsätze liegen dem ganzen vormärzlichen Unterrichtswesen zu Grunde, nur mit dem Unterschiede, daß sie noch schroffer und entschiedener späterhin durchgeführt wurden, als man damals beabsichtigte. Man begreift aus ihnen am besten den Geist des später herrschenden Systems, denn nirgends ist mit solcher Offenheit die Einführung desselben im weitesten Umfange befürwortet wie hier. Wir wollen dem Verfasser dabei nicht in das Labyrinth seiner spitzfindigen Gründe folgen, mit denen er seine Sache verficht, sondern uns nur auf die Hauptpunkte beschränken.

Es wird zunächst in dem mehrfach gedachten Gutachten die unbedingte Lehrfreiheit in der Wissenschaft, der Schule und der Kirche als eine den Staat aufs höchste gefährdende Sache hingestellt, die deßhalb durchaus nicht zu gestatten sey. Denn wenn auch die geistige Bildung einer Nation ein Reichthum, die Intelligenz eine Macht ist, so kann sie doch auch unter gewissen Umständen durch Mißbrauch die unsäglichsten, verderblichsten Folgen über das Ganze bringen. Es ist daher Recht und Pflicht der Staatsregierung, das Maß der Intelligenz, der geistigen Bildung zu bestimmen, und zwar ist das

die Sache der höhern Polizei im Staate. Dieses Maß muß bestimmt werden nach der bestehenden gesellschaftlichen Lebensordnung und nach der Empfänglichkeit der verschiedenen Berufsklassen für geistige Bildung, damit die Ansprüche, welche der Einzelne vermöge seiner individuellen Bildung erhebe, niemals mit dem Staatszweck in Collision gerathen. Die ganze Nation zerfällt in folgende Klassen:

1) Der Bauern- und der niedere Bürgerstand. Diese bilden den großen Haufen, dessen Bestimmung es ist, daß seine körperlichen und geistigen Kräfte durch mechanische Arbeiten aufgerieben werden; ihr Ideenkreis ist äußerst beschränkt, sie sind eines zusammenhängenden Denkens nicht fähig, sie sind „halbrohe" Menschen. Es dürfen ihnen daher nur solche Begriffe beigebracht werden, durch die sie nicht in ihren Arbeiten gestört und mit ihrem Zustande unzufrieden gemacht werden könnten. Man hat nur das »crede „und" pare« von ihnen zu verlangen; im Uebrigen sollen sie durch die ihnen zu Theil werdende Bildung zu „herzlich guten," „lenksamen" und „geschäftigen" Menschen werden. Der Verfasser betrachtet, wie man sieht, diese Klassen von Menschen ungefähr wie eine Heerde Schafe. Die „Rochow'schen Bauern" machen ihm dabei keine Sorge; er meint, ihre Ausbildung könne nur als ein „Kunstwerk" angesehen werden, welches durch den zufälligen Umstand, daß ihr Gutsherr „ein Klassiker in der Pädagogik" sey, sein Daseyn erhalten habe; auch die „philosophischen Bauern," die man wie ein Cincinnatus vom Pflug in den Senat rufen und an die Spitze einer Armee stellen konnte, seyen nur bei der (damaligen) Simplicität der Staats- und Kriegsverfassung möglich. Daß sich indeß doch zufälligerweise einmal ein merkwürdiger Genius aus diesem großen Haufen erheben könne, wie die Geschichte beweist, das hat der Verfasser sehr wohl bedacht. Er läßt daher für diesen etwaigen Genius eine Hinterthür, indem er es der Regierung zur Pflicht macht, mit solchen Genien eine Ausnahme zu machen, und ihnen ein größeres Maß der Bildung in großmüthiger Weise angedeihen zu lassen. Für die ganze Masse dieser ländlichen und städtischen Bevölkerung gehören die Trivial- oder Landschulen und die Hauptschulen in der Stadt.

2) Der höhere Bürgerstand. Dieser hat in Bezug auf den Zweck seiner Ausbildung immer noch einige Aehnlichkeit mit dem vorhergehenden großen Haufen der Bauern und der kleinen Handwerker. Er besteht aus verschiedenen Elementen, aus Gewerbsleuten, aus

Künstlern „von nicht ganz gemeiner Industrie," und aus dem Handelsstande. Es gehören indeß für den Beruf dieses Standes schon einige höhere Kenntnisse, sowie ein größerer Grad „sittlicher (!) Ausbildung." „Kenntnisse der gangbaren Sprachen, Geographie, Geschichte, praktische Philosophie (!), Technologie, Mathematik, Zeichenkunst" — aber alles in elementarer Weise — sind die Fächer, worin dieser Stand seine Ausbildung zu suchen hat, und zwar auf den neu zu errichtenden Realschulen.

3) Der Wehrstand. In diesem sind es nur die Officiere, die ein größeres Maß der Bildung bedürfen, als das bisher der Fall war. Freilich soll das nicht in der Weise bestimmt werden, wie einige neuere deutsche Schriftsteller vorgeschlagen haben, die „unter dem Scheine der Menschenfreundlichkeit und des Bürgersinnes den Militärgeist ganz unthätig und daher den revolutionären Reformen minder furchtbar machen wollten." Aber ein zweckmäßiger Lehrkurs in der Geschichte, Geographie, Moral, Mathematik und in den eigentlichen militärischen Studien muß als höchst wünschenswerth bezeichnet werden. Die überlegenere Bildung vorzüglich der höhern Officiere hat durch des Verfassers Meinung besonders den Franzosen zu ihren großen Siegen verholfen, die sie in der damaligen Zeit erfochten.

4) Der gelehrte Stand. Bei diesem Stande macht der Verfasser Unterschiede, die sich in der Folgezeit mit großer Bestimmtheit ausgeprägt haben und die ziemlich niedrige Stufe der wissenschaftlichen Bildung in Oesterreich zum Theil erklären. Dieser Stand zerfällt nämlich in den eigentlichen Gelehrtenstand und den niederen Gelehrtenstand. Die eigentlichen Gelehrten sind nämlich nach des Verfassers Ansicht nur diejenigen wenigen Leute von höherer Bildung, welche „als Lehrer oder Schriftsteller die Welt mit Kenntnissen bereichern." Von diesen unterscheidet sich die ganze Masse derjenigen, welche zwar auch eine wissenschaftliche Ausbildung auf hohen Schulen erhalten haben, die aber ihrer Bestimmung nach Geschäftsmänner sind, welche „in weltlichen und geistlichen Angelegenheiten an der Beförderung des allgemeinen Wohls von Amtswegen Theil nehmen. Für diesen niederen wissenschaftlich gebildeten Stand sind die „gelehrten Sprachen" eben so entbehrlich wie für die höhere Bürgerklasse; sie brauchen nicht bei „den eigenthümlichen Schönheiten der gelehrten Sprachen zu verweilen," sondern können höchstens etwas von der Literatur des Alterthums durch

„klassische Uebersetzungen“ kennen lernen, und durch einen vollständigen Codex von allgemeinen und Provinzialgesetzen wird für die Juristen das Studium des römischen Rechts ganz überflüssig gemacht. Durch eine dahin zielende Einrichtung der Schulen würde dann viel Zeit gewonnen für die eigentlichen Realkenntnisse, die sich auf das specielle Fach beziehen, wie für den reinen Ausdruck in der Muttersprache. Indeß so wünschenswerth der Verfasser diese Beschränkung der Bildung für die Juristen, Theologen, Mediciner und die „niederen Philosophen“ auch hält, so muß er sich doch dazu bequemen, die Erlernung der lateinischen Sprache für nothwendig zu halten. Denn viele wissenschaftliche Abhandlungen und die allgemeine Geschäftssprache, indem „die Provinzialverfassung der österreichischen Erbländer sogar eine gewisse Geläufigkeit in der lateinischen Sprache nothwendig macht,“ setzen ihre Kenntniß voraus. Auch müßte doch für die „eigentlichen Gelehrten“ auf den Schulen die Möglichkeit gegeben seyn, diese Sprache kennen zu lernen. Daher ist ihre Aufnahme unter die Fächer der wissenschaftlichen Bildung nothwendig. Es wird also, wie man sieht, in Bezug auf wissenschaftliche Bildung hier der Grundsatz der Beamtendressur ausschließlich und mit Entschiedenheit geltend gemacht, nach welchem dann später noch entschiedener die Einrichtung der Schulen durchgeführt ist. Mit Bestimmtheit spricht der Verfasser es aus, es sey durchaus wünschenswerth, „1) daß die gemeine Gattung der Geschäftsmänner und Seelsorger (der niedere wissenschaftlich gebildete Stand) nur homines unius negotii würden, und eine beinahe ausschließliche Vorliebe für das Detail ihrer Amtsgeschäfte erhielten, und sich daher auch ganz auf die Unterrichtsfächer verlegten, die einen unmittelbaren Nutzen für ihr Berufsgeschäft gewähren; 2) daß, ohne sich eine eigne Theorie über die zur Ausübung zu bringenden Grundsätze und Verhaltungsbefehle auszuklügeln, sie sich an ihre Vorschriften, an ihr Exercitium, ihr Reglement hielten, und nur darein ihr Hauptverdienst setzten, in dieser Kunst einen hohen Grad von Uebung und Vollkommenheit zu erlangen.“ — Im Vergleich mit der großen Masse des niederen wissenschaftlich gebildeten Standes beschränkt sich die Zahl der „eigentlichen Gelehrten“ nur auf wenige Glückliche. Von diesen sagt der Verfasser: „Den wenigen Menschen, denen die Natur das seltene Loos beschieden hat, daß das Verdienst ihrer Geistesaufklärung nicht durch Eigendünkel oder Unsittlichkeit

aufgewogen wird, diesen wenigen Menschen, die durch das glückliche Zusammenstimmen großer Geistesfähigkeiten mit einem reinen Herzen(!) den hohen Beruf erhalten haben, die Welt mit der Entdeckung wichtiger Wahrheiten zu bereichern, denen mag es erlaubt seyn, einen höheren Flug zu nehmen, und ihren gelehrten Bemühungen sollen alle Schätze des menschlichen Wissens, die Wahrheiten und Irrthümer der vorhergehenden Generationen offen liegen." Von einer solchen Aufklärung, die nach des Verfassers Ausdruck die Mitte hält zwischen „Verfinsterung und falscher (!) Aufklärung, hofft er, daß sie die Welt erleuchten werde ohne Convulsionen. Eine solche Aufklärung durch die „planere Wissenschaft" im Gegensatz zur „sublimeren" herrschte freilich in Oesterreich vor 1848; aber die Vorgänge in diesem Jahre haben den Verfasser widerlegt; die „Convulsionen" sind nicht ausgeblieben.

Nach der angegebenen Stellung und Bestimmung eines jeglichen Standes im Staatsorganismus wird dann gleichsam nach Maß und Gewicht jeder Klasse ihre Portion der Bildung auf den Schulen zugewogen. Wir haben bereits den Entwurf für die Gymnasien, wie er aus der Commission hervorging, in seinen Hauptzügen mitgetheilt; man konnte sich, wie gleichfalls erwähnt, nicht über denselben einigen; auch ist die spätere Einrichtung der Gymnasien von der nach jenem Entwurf beabsichtigten sehr verschieden, und steht auf einer viel niederern Stufe. Die Uneinigkeit in der Commission über die Grundlage der Gymnasialbildung geht aber zum Theil aus den von dem Verfasser des Gutachtens aufgestellten Gesichtspunkten hervor, und diese waren die der Regierung. Demnach soll unter andern das Studium der griechischen Sprache zwar nicht ganz vernachlässigt, aber keineswegs zu einem obligaten Gegenstand werden. Ferner wird für die Gymnasialbildung das größte Gewicht auf die Mathematik gelegt, in welcher Absicht erkennt man aus folgenden Worten: „Dem Zwecke, mathematischen Geist in den Schülern zu bilden, würde ich alle anderen Unterrichtsgegenstände aufopfern. Gelehrte von mathematischem Geist werden auch in der höheren Atmosphäre der Metaphysik forschen, aber sie werden nicht bei Luftbildern stehen bleiben, und der Drang nach deutlich erkannten Wahrheiten wird sie bald wieder von der Ideen- und Geisterwelt auf die Gegenstände zurückführen, die für die menschliche Gesellschaft einen nicht zweideutigen Nutzen haben." Man sieht, dieser

mathematische Geist soll das eigentliche Instrument der Dressur seyn. Mit diesem glaubte man alle über das Ziel „der Geschäftsmänner" oder des niederen wissenschaftlichen Standes gehenden geistigen Bestrebungen zu bannen. Merkwürdig ist dabei das Lob, welches den protestantischen Gymnasien gezollt wird. „In den Gymnasialstudien," heißt es, „haben die protestantischen Länder Deutschlands in Vergleich mit den katholischen eine Superiorität, die keinem Zweifel unterliegt, wenn man nur die große Anzahl von gelehrten Männern, die an Gymnasien einen literarischen Ruhm erworben haben, und die Gründlichkeit der Kenntnisse in Erwägung zieht, mit welchen die protestantische Jugend beim Antritt der Universitätsstudien erscheint. Auch die Schulzucht ist viel besser, und die Sittenlosigkeit der studirenden Jugend der Protestanten äußert sich erst auf den Universitäten und Akademien. Es würde daher sehr zuträglich seyn, den Zustand der Gymnasien im nördlichen Deutschland und in England genauer zu erforschen."

Was den an die Gymnasien sich anschließenden philosophischen Obligatkurs betrifft, so werden ungefähr dieselben Fächer dafür festgesetzt, welche wir in dem oben erwähnten Entwurf angeführt finden. Aber auch hier wünscht der Verfasser ganz besonders wieder „den mathematischen Geist," hauptsächlich die „reine Mathematik, um den Geist gegen schwankende Raisonnements zu verwahren." In der Geschichte soll aber große Vorsicht angewandt werden, „weil in der Geschichte der griechischen Republiken, der Feudalzeiten und der neueren Revolutionen der europäischen Staaten viel Stoff zu philosophischen Schwärmereien, und in der neuesten Staatengeschichte die reichhaltigsten Materialien zu diplomatischen Entstellungen der Politik der Staaten gefunden werden können."

Diese Mittheilungen aus dem Aktenstücke, worin die Regierung ihre im Unterrichtswesen zu befolgenden Grundsätze aussprach, werden zur Genüge darthun, in welchem Geiste man die Einrichtung desselben wünschte. Aehnlich wie für die Gymnasien und die philosophischen Obligatkurse wird allen übrigen Lehr- und Bildungsanstalten das Quantum des für jeden Stand Zuträglichen zugemessen. Die Censur gehört mit zu den höheren Bildungsanstalten. Daß die Aufhebung der unter Leopold organisirten corporativen Leitung der Schulen beantragt, und auf die Wiedereinführung der Direktorialgewalt gedrungen ward, dafür lagen freilich wichtige Gründe genug vor. In

den Entwürfen, die aus den Berathungen der Commission hervorgingen, erkennt man die Hauptgrundsätze der Regierung in ihrer Anwendung wieder. Der Unterschied einer „planeren" und „sublimeren" Wissenschaft wird in allen Fakultätswissenschaften vorangestellt und darnach die Einrichtung der Studien gestaltet. Dieser Unterschied bildet sich von nun an immer mehr aus, und die „planere" Wissenschaft wird von nun an hauptsächlich auf den Lyceen gelehrt, so daß der größte Theil der österreichischen Jugend keine eigentliche Universitätsbildung, sondern eine Lycealbildung bekam. Denn diese letztere, d. h. die planere Wissenschaft wird auch auf Universitäten gelehrt. Auf diesen ist nur zugleich den wenigen Begabten auch die Möglichkeit gegeben, sich zu „eigentlichen" Gelehrten heranzubilden. Wir werden auf diese für die Kenntniß der wissenschaftlichen Bildung, wie für die Einrichtung der Lehr- und Schulanstalten in Oesterreich vor 1848 wichtigen Unterschiede noch zurückkommen. Vorerst haben wir die fernere Deterioration der österreichischen Gymnasien in ihrem geschichtlichen Vorlaufe bis zu Ende zu verfolgen.

Wir sahen, daß die letzten Bestrebungen zur Umgestaltung des Unterrichtswesens gleichfalls scheiterten. Theils die Verschiedenheit der in der Commission geltend gemachten Principien, theils die verwickelten äußeren Verhältnisse der österreichischen Monarchie mögen die Hauptgründe gegen die Durchführung derselben gewesen seyn. Sowie die Sachen nun einmal standen, ließ sich im Grunde nichts anders erwarten, als daß die bestehenden Einrichtungen im Unterrichtswesen in eine ähnliche starre Ordnung gebracht wurden, wie sie unter den Jesuiten bestanden hatte. Denn der Geist der staatspolizeilichen Bevormundung, der immer mehr zum herrschenden in Oesterreich ward, ist nicht verschieden von dem kirchenpolizeilichen System der Jesuiten.

Es erfolgen jetzt nach und nach bis zum Jahre 1810 die verschiedenen Organisationsentwürfe für Gymnasien und Fakultäten. Der Gymnasialplan, dessen die Disciplin und die äußere Leitung betreffender Theil schon im Jahre 1805 zur Ausführung kam, wird endlich im Schuljahre 1806—1807 vollständig vollzogen. Um dieselbe Zeit wurde auch das philosophische Studium definitiv geordnet; der medicinische Lehrplan erschien erst 1810; nur dieser wurde in den dreißiger Jahren noch erweitert und verbessert. Abgesehen von einigen späteren Verschlimmerungen lag dem Gymnasialwesen wie

dem philosophischen Studium, das bis zum Jahre 1848 in Oesterreich bestand, jener eben entwähnte Entwurf zu Grunde, und wir brauchen wohl nach dem ganzen Gang, welchen die Entwickelung des Unterrichtswesens genommen, kaum zu bemerken, daß die definitive Ordnung eigentlich nur das herrschende Unwesen sanktionirte und mit Hülfe polizeilicher Bevormundung von oben in eine todte, starre Form bannte. Vergegenwärtigt man sich freilich jene oben von uns mitgetheilten Grundsätze der Regierung, so muß man gestehen, daß jetzt das ganze Unterrichtswesen mit Consequenz darnach durchgeführt war. Denn man braucht in alle jene nach und nach erschienenen Entwürfe nur einen Blick zu thun, und man begegnet sofort der Unterscheidung in den Fakultätswissenschaften zwischen einer scientia sublimis und plana, und ebenso wird die Beamtendressur als ausschließliches Ziel alles und jeden Unterrichtes hingestellt. So heißt es unter anderm in dem philosophischen Lehrplan vom Jahre 1805, daß der Staat aus den philosophischen Lehranstalten „einen wohlgebildeten Nachwuchs an Jünglingen, welche einst als Staats- und Religionsdiener des Vaterlandes durch Gelehrsamkeit (d. h. die plane Gelehrsamkeit) und Tugend ersprießliche Dienste leisten und ihm dadurch den kostbaren Aufwand öffentlicher Lehranstalten wiedervergelte, erwarte." Ebenso wird eine Wissenschaft der Theologie für Seelsorger, und eine für die eigentlichen Professoren der Theologie unterschieden, und bei dem juristischen Studium geht die Absicht der Regierung dahin, „daß der öffentliche Unterricht auf alles, was in den deutschen Erblanden zur Besorgung der Justiz und der politischen Geschäfte zu wissen nothwendig ist, ausgedehnt, aber auch darauf beschränkt werden soll."

Was die Leitung des Schulwesens betrifft, so wurden schon im Jahre 1802 die Leopoldinischen Einrichtungen aufgehoben und die früher bestandene Direktorialgewalt überall wieder eingesetzt. Die letzte Verschlimmerung erlitt das Gymnasialwesen im Jahre 1819; seit Maria Theresia hatten in den beiden Humanitätsklassen Fachlehrer den Unterricht ertheilt, diese werden jetzt beseitigt und jede Klasse erhält wie in den Grammatikalklassen nur Einen Lehrer; zugleich wird auch der Unterricht in Naturgeschichte und Naturlehre an den Gymnasien aufgehoben und ganz in die philosophischen Obligatkurse verwiesen. Damit war die Mumie des Gymnasialwesens vollständig fertig. Man war im Verlaufe von ungefähr 40 Jahren

trotz aller Bestrebungen und Plane jetzt wieder dahin in der Gestaltung der Mittelschulen gelangt, wo dieselben nach der Aufhebung des Jesuitenmonopols im Unterricht standen; ja die innere consequente Durchbildung des Zwecks, der bei beiden zu Grunde liegt, stellt die Jesuitenschulen noch über die vormärzlichen Schulen Oesterreichs. Die ganze Einrichtung der Mittelschulen in ihren wesentlichen Zügen wird man aus unserer Darstellung ebenso wie die großen Gebrechen derselben erkennen; denn was von den Jesuitengymnasien gilt, findet dieselbe Anwendung mit geringem Unterschiede auch auf die Gymnasien vor 1848. Gleichwohl wollen wir zur bessern Einsicht der Sache in Kürze noch innere und äußere Einrichtung der letzteren darstellen.

Die ganze Bildung also, welche diejenigen in Oesterreich erhielten, die für das Studium einer der Fakultätswissenschaften bestimmt waren, wurde in zwei ganz disparaten Schulen ertheilt, in den Gymnasien und den sogenannten philosophischen Obligatkursen. Die Gymnasien bestanden aus zwei Abtheilungen: den vier ersten sogenannten Grammatikal- und den zwei letzten Humanitätsklassen; die erste Humanitätsklasse hieß auch sonderbarer Weise die „Rhetorik" und die zweite die „Poesis," weil beide Fächer in derselben fast ausschließlich darin gelehrt wurden. Hieran schlossen sich dann vor dem Uebergange zum Fakultätsstudium die „philosophischen Obligatkurse" an, in welchen unter dem Namen der Philosophie Logik, Mathematik und Physik die obligaten Hauptfächer bildeten. Im Wesentlichen lag diesem ganzen Lehrkurs die mittelalterliche Einrichtung des Trivium und Quadrivium zu Grunde; und in der That ist in Oesterreich, was das Unterrichtswesen betrifft, erst im Jahre 1848 der mittelalterliche Geist gebrochen worden. Die Gymnasien waren im eigentlichsten Sinne des Worts „lateinische" Schulen; d. h. der Unterricht, welcher auf ihnen ertheilt wurde, war überwiegend in lateinischer Grammatik und Lektüre. Was an sonstigen Lehrfächern vorkam, wie Religion, Griechisch, Geschichte, Mathematik, Geographie, ist nicht der Rede werth. Denn für alle diese Fächer waren wöchentlich 7—8 Stunden bestimmt, während der lateinische Unterricht allein 11—12 Stunden hinwegnahm. Die wöchentliche Stundenanzahl für alle Fächer war festgesetzt auf 18. Und worin bestand denn nun der ganze lateinische Unterricht? Die eigentliche Lektüre begann in den beiden letzten Klassen des Gymnasiums, in der sogenannten „Humanität," und beschränkte sich auf

einige abgeblaßte Excerpte aus lateinischen Schriftstellern; daneben gab man auch einige Brocken aus neueren Latinisten, aus Muret und Paulinus Chelucdius. Daß durch eine solche Lektüre nicht die Rede seyn konnte von einem Eindringen in den Geist des antiken Römerthums, versteht sich von selbst. Das war aber auch gar nicht der Zweck. Die Hauptsache war der Jugend das hohle Regelwerk der Rhetorik und Poetik einzutreiben, und zu dessen Exemplificirung diente die Lektüre. Das Lehrbuch »selecta Latinae orationis exemplaria« war denn auch ganz nach diesem Gesichtspunkt eingerichtet, und der Stoff der Lektüre in dem prosaischen wie poetischen Theil zerfiel in ersterem nach Gleichnissen, Erzählungen, Beschreibungen, Fabeln u. s. w., in letzterem in Elegien, lyrische Gedichte, Reden, dramatische und epische Auszüge, ähnlich wie jetzt in einigen deutschen Chrestomathien für Elementarklassen der Lehrstoff eingetheilt ist. Die Eintheilung in dem genannten Lehrbuch ist durchaus eine ganz veraltete. Bei dieser abgeschmackten Einrichtung war auf die Wahl der Excerpte aus klassischen Schriftstellern, worauf schon Heß so sehr gedrungen hatte, gar nicht gesehen. Aurelius Viktor, Eutropius und andere ganz späte lateinische Schriftsteller kommen neben Livius und Cicero vor. Von dem griechischen Lesebuch wollen wir lieber ganz schweigen; man wendet gern die Augen sofort wieder weg, wenn man nur einen Blick in dasselbe hinein gethan hat. Die dürren Excerpte darin sind ohne Accente, und unter andern kommt eine Strophe darin vor aus einem Chor der Eumeniden, die aus dem Zusammenhang gerissen gar nicht zu verstehen ist. Der Unterricht im Griechischen begann in der dritten Grammatikalklasse und erfreute sich der Berücksichtigung von wöchentlich zwei Stunden! Die Ansichten, welche man über das Studium der griechischen Sprache hatte, sind über alle Maßen beschränkt. Die griechische Sprache ist eigentlich nur ein Lehrgegenstand für Gymnasien, „weil diese Anstalten," heißt es in dem Lehrplan von 1805, „auch in der Absicht künftige Theologen zu bereiten, die doch einen Geschmack vom Griechischen haben sollen, angelegt wurden." In dem philosophischen Vorbereitungskurs mußte sich die „Sprache der Musen," wie Heß sie genannt hatte, ganz zurückziehen; sie fristete das elende Daseyn von einer „einstündigen" Behandlung in der Woche und galt seltsamerweise auch nur als obligates Studium für die Mediciner wegen der Kunstausdrücke in deren Wissenschaft, die aus dem Griechischen entlehnt sind. Auch soll an diesen Lehranstalten

„dieser Gegenstand nur dazu dienen, die Vernachlässigung und das Vergessen dessen zu verhindern, was die Schüler in den Grammatikalklassen von dieser alten Sprache erlernt haben.“ Dieß war indeß ganz überflüssig: — das dort dürftig Erlernte war des Behaltens gar nicht werth. Wie wenig man auch auf den Unterricht darin gab, geht auch daraus hervor, daß auf Ansuchen unter Umständen von demselben dispensirt werden konnte. Nur die unglücklichen Schüler, welche im Genusse von Stipendien oder vom Unterrichtsgelde befreit waren, durften sich dieser Vergünstigung nicht erfreuen. Unter solchen Umständen darf man sich auch nicht wundern, daß man in Oesterreich noch heutigen Tages unter wissenschaftlich gebildeten Leuten die größte Unkunde in griechischer Sprache und Literatur trifft; und von dem äußerst mangelhaften Unterricht darin läßt sich auch auf die geringe Ausbildung der österreichischen Gymnasiallehrer schließen, ein Umstand, welcher der schnelleren Durchführung des gegenwärtigen Gymnasialplans große Schwierigkeiten in den Weg legte und noch immer legt. Denn der Werth, der gegenwärtig auf den griechischen Unterricht in der Gymnasialbildung gelegt ist, erfordert Kräfte, die weder vorhanden waren, noch auch jetzt in genügender Weise vorhanden sind. Die Lektüre der alten Schriftsteller nach einem ausschließlich „rhetorischen“ Gesichtspunkt, wie es im Mittelalter an den Schulen stattfand, ist in Deutschland längst beseitigt; in Oesterreich zeigen sich auch noch im neuen Gymnasialwesen Tendenzen, wieder dahin zurückzukehren; man sehnt sich noch immer nach diesen verrosteten Krücken und Stützen bei der Lektüre der alten Klassiker. Es ist seltsam genug, daß früher in Oesterreich, einem Staate, wo weder zur öffentlichen Diskussion, noch zur gerichtlichen Debatte, noch zur eigentlichen Kanzelberedsamkeit Gelegenheit gegeben war, man so gewaltig viel Gewicht auf die „Kunst der Beredsamkeit“ legte. Es ging aber ebenso mit der Philosophie; während man der neuern deutschen Philosophie von Kant an Böses nachzusagen nicht Worte genug finden konnte, und den Geist, den sie erweckt hatte, über die Maßen fürchtete, wurde die Jugend, wenn sie die „Grammatik und die Humanität“ glücklich bestanden hatte, mit Philosophie überfüttert. Freilich war das die „plane,“ die „populäre“ Philosophie, die polizeilich angeordnete Philosophie. Sie schadete aber sicherlich mehr, als man es ahnte, indem das unverständliche Formelwerk nur dazu dienen konnte, Ungründlichkeit und Oberflächlichkeit zu verbreiten, und den

Geist der freien, gründlichen Forschung zu verschmähen. Der Schüler war also von der „Humanität“ in die „Philosophie“ übergegangen, wie man es nannte. Nirgends zeigt sich die Unzweckmäßigkeit und Verkehrtheit des österreichischen Unterrichtswesens vor 1848 so sehr als in der Stellung und Einrichtung der „philosophischen Obligatkurse.“ Denn nach einem dürftigen Unterricht auf den Gymnasien, und hauptsächlich in der lateinischen Sprache, wurden nun mit einemmal der Jugend im Uebermaße „Philosophie,“ „Mathematik“ und „Physik“ geboten; dieß waren mit Einschluß des Religions- und Geschichtsunterrichts die obligaten Hauptfächer, neben denen es noch verschiedene freie Fächer gab. Der Unterricht in Latein und Griechisch hörte so gut wie ganz auf. So populär man auch jene Gegenstände lehren mochte, zu welchen Resultaten konnte man es in allen diesen Gegenständen in dem beschränkten Zeitraum von zwei Jahren, bei einer Unterrichtszeit von wöchentlich 18 Stunden bringen? Die Jugend erlag unter der Gedächtnißlast, welche sie durch Memoriren der trockenen Compendien sich aufladen mußte, um in den Prüfungen zu bestehen. Das in den Gymnasien dürftig und mühsam in den alten Sprachen Erlernte wurde nun vollends vergessen. Die Einheit des Vorbereitungsunterrichts für ein Fakultätsstudium ward durch die philosophischen Obligatkurse gänzlich aufgehoben, und die Nachtheile, die daraus erwuchsen, lagen auf der Hand. Ebenso groß waren die Nachtheile dieser Zwitteranstalten für die Disciplin der Schüler; denn diese befanden sich, was ihre Behandlung an denselben betrifft, ebenso in dem Zwitterzustand zwischen Gymnasiasten und Studenten. Widerwärtige und komische Geschichten über die Haltung der „philosophischen“ Jugend sind noch jetzt im Munde vieler, die das frühere österreichische Gymnasialwesen noch in naher Erinnerung haben. Nachdem also zuerst die Jugend einen dürftigen Unterricht in schlechtem Latein genossen, und es dann durch das Einbläuen von Tropen, Figuren, Metaphern, und wie diese Dinge alle heißen, sowie durch deren bewußte, absichtliche Anwendung höchstens zu einem manierirten und affectirten Styl gebracht, den man auch in den literarischen Produkten der Oesterreicher häufig wahrnimmt, sodann durch Logik und Metaphysik wohl dressirt war, und Einiges von Mathematik und Physik gelernt, die alten Sprachen aber zum Theil vergessen hatte, ging die also dürftig und mangelhaft vorbereitete Jugend zu einem Fakultätsstudium entweder auf Lyceen oder Universitäten

über. Auf den Lyceen wurde nur „plane Wissenschaft" gelehrt, auf den Universitäten konnte auch, wer Lust hatte, in die Hallen der sublimen Wissenschaft dringen. Die Lyceen vereinigten gewöhnlich nur zwei Fakultäten, und hatten in der Regel nicht das jus promovendi; durch beides unterschieden sie sich von den Universitäten. Die Zahl der Fakultätslehrer an den Lyceen war eine sehr geringe; sie waren ja auch nur die Anstalten, wo die „planere Wissenschaft" gelehrt wurde. Ein großer Theil der österreichischen Jugend begnügte sich aber in seiner wissenschaftlichen Bildung mit der Vollendung der philosophischen Obligatkurse; eine Menge niederer Beamtenstellen stand für sie offen. Man konnte nämlich von den philosophischen Lehranstalten als ein »philosophus absolutus« abgehen. So zerfiel früher die ganze Masse derer, die in Deutschland ohne Unterschied zu den wissenschaftlich gebildeten Leuten gehörten, in die „philosophisch" Gebildeten, die niederste Stufe der wissenschaftlichen Bildung, in die auf Lyceen Gebildeten, die dieselbe Bildung auch auf Universitäten erhalten konnten, und in die wenigen durch die sublime Wissenschaft auf Universitäten Gebildeten. Man möge aus diesen bloßen Unterschieden in der wissenschaftlichen Bildung einen Schluß auf die Stufe derselben in Oesterreich nach dem alten System machen. Die geringe Achtung, die man früher in Oesterreich vor allen wissenschaftlich Gebildeten und damit auch vor der Wissenschaft überhaupt hatte, wollen wir nicht zu den größten Nachtheilen zählen, die das alte System für Oesterreich gehabt hat.

Daß die vormärzliche Einrichtung der Mittelschulen keine Stätte ließ für die Erfüllung der wesentlichen Aufgabe derselben, durch den humanen Geist des Alterthums der Jugend die Grundlagen ihrer allgemeinen wie speciellen Vorbildung zu geben, bedarf kaum einer Erwähnung. Heß in seinem Organisationsentwurf hatte sich mit Begeisterung schon für die klassische Bildung ausgesprochen und gesagt: „Das klassische Alterthum ist die Schule aller großen Geister gewesen." Von den vormärzlichen Schulen Oesterreichs war das Leben und Wachsen der Jugend in und mit dem antiken Geist verbannt, und man legte derselben das dürre Skelett der unsterblichen Werke des Alterthums in der »institutio ad eloquentiam« vor, und bekleidete es mit einigen dürftigen Fetzen, die man hie und da ohne Wahl und Kritik aus den Alten herausgerissen hatte. Keine Wissenschaft ist auch so sehr in Oesterreich vernachlässigt als die klassische

Philologie, mit der erst seit dem Jahre 1848, besonders durch die Bestrebungen von Bonitz, einem um das österreichische Gymnasialwesen bekanntlich hochverdienten Manne, ernstlich der Anfang gemacht ist. Aus diesem Umstande kann man auch auf die geringe philologische Bildung der früheren österreichischen Gymnasiallehrer — abgesehen von einigen rühmlichen Ausnahmen — schließen; für den Zweck der alten Gymnasien bedurften sie derselben freilich nicht. Ihre ganze Bildung für den Lehrerberuf war rein autodidaktisch und ganz dem Zufall anheim gegeben; denn das Institut der sogenannten Adjunkten, junger Leute, die als Auscultanten an den Gymnasien sich zu Lehrern bildeten, war von geringem Werthe. Von einer eigentlichen Lehramtsprüfung, etwa wie Heß eine solche im Sinne hatte oder wie diese gegenwärtig in Oesterreich ausgeübt wird, konnte auch bei dem Geist des herrschenden Systems keine Rede seyn. Alles, was in dieser Beziehung geschah, beschränkte sich auf die sogenannten Concurse, wobei es mehr abgesehen war auf die Beibringung von Zeugnissen über „eminente" Absolvirung der Gymnasien und der philosophischen Obligatkurse, sowie auf die „Unbedenklichkeit der Grundsätze," als auf eine eingehende Prüfung über die wissenschaftliche und didaktische Befähigung der Concurrenten fürs Lehramt. Denn der eine Viertelstunde dauernde mündliche Vortrag und die Beantwortung einiger schriftlichen Fragen waren im Grunde eine leere Spiegelfechterei. Die ganze Aufgabe des Grammatikallehrers unter andern in der griechischen Sprache bestand bei der Prüfung darin, daß er „einen kurzen Satz zu analysiren verstand," was doch von jeher jeder Tertianer zu lösen im Stande war. Und solchen Concursprüfungen von unendlicher Inhaltslosigkeit mußte jeder sich aufs neue unterziehen, der sich um eine andere Stelle bewarb.

Was die Leitung und Einrichtung der Gymnasien betrifft, so haben wir schon früher erwähnt, daß für jede Klasse nur Ein Lehrer an den Gymnasien war. Die vier Grammatikallehrer wie die zwei Humanitätslehrer stiegen mit ihren Schülern von unten an aufwärts und jeder führte die seinigen durch die ganze Schule. Man hat diese Einrichtung häufig deßhalb getadelt, weil dem einen Lehrer alle Gegenstände in einer Klasse im Unterricht aufgebürdet waren. Das war indeß keine große Last; der Unterricht in allen Gegenständen war ja kaum des Nennens werth und erforderte keinen großen Kraftaufwand von Seiten des Lehrers; das Hauptfach war

ja das Latein, das genau nach den vorgeschriebenen Lehrbüchern gelehrt werden mußte. Der Lehrer hatte nur darauf zu sehen, so gut es anging, den schweren Ballast der Jugend durch unablässiges Memoriren ins Gedächtniß zu laden. Und wenn das in der Schule nicht fertig gebracht wurde, so waren die Lehrer als Correpetitoren bereitwillig, außerhalb der Schule von neuem mit den Schülern anzufangen, wobei wir es dahin gestellt seyn lassen wollen, ob sich Lehrer oder Schüler dadurch ein größeres Armuthszeugniß ausstellten. Dieses Klassenlehrersystem ging aus dem Geist der polizeilichen Bevormundung von oben hervor, die sich selbst bis auf das Auskehren des Staubes in den Gymnasialbibliotheken erstreckte. Strenge Disciplin, Einförmigkeit, Mechanismus war dem herrschenden Geist entsprechend. Die Lehrer standen zu einander in strenger Subordination; ihnen zur Seite hatte der sogenannte Präfekt eine seltsame Stellung; er hatte die Befehle der Schulbehörden mitzutheilen und auf deren Vollziehung durch die Lehrer zu sehen; über diese selber war er controlirender Beamter. Der Schule stand er ziemlich fern, da er mit dem Unterricht nichts zu thun hatte; in den Augen der Lehrer war er eine gefürchtete Persönlichkeit, wegen der geheimen Berichte, die er jährlich über sie an die Behörden einzusenden hatte. Dieser Geist des Mißtrauens von Seiten der Regierung in die ganze Beamtenwelt leuchtet aus dem ganzen früheren Verwaltungssystem in Oesterreich hervor.

Es wird aus unserer kurzen Entwickelungsgeschichte der österreichischen Mittelschulen einleuchtend seyn, daß trotz aller Anstrengungen und Versuche, welche gemacht wurden, dieselben der Stufe zu nähern, auf welcher jedesmal die besten deutschen Gymnasien standen, man doch im Grunde zuletzt noch hinter der Einrichtung der Jesuitenschulen zurückblieb, und sowie Heß durch seinen Gymnasialplan gründlich mit dem alten System brechen wollte, was leider mißlang, so ist durch den Organisationsentwurf von 1849 dieß endlich geschehen und damit für Oesterreich in der geistigen Bildung eine neue Epoche begonnen, durch deren Eintritt man die erfreulichsten Resultate für das Wohl der Gesammtmonarchie zu erwarten berechtigt ist.

Das moderne Epos.

Wenn wir als Pendant zu der im letzten Hefte gegebenen Darstellung des neuesten Standes der deutschen Lyrik hier eine ähnliche Revue der Erscheinungen auf dem epischen Gebiet folgen lassen, so können wir zunächst ausgehen von der äußeren Thatsache, daß der epischen Poesie gegenüber das Publikum sich noch weit weniger blasirt verhält, als dieß, wie jener erste Artikel hauptsächlich zu zeigen hatte, in Beziehung auf die lyrische stattfindet. Der Grund hievon ist einfach der, daß bis auf die neueste Zeit die lyrische Produktivität die epische unendlich überwogen hat, daß auf ein einziges episches Gedicht wenigstens ein paar Dutzend lyrische Sammlungen kamen. Seit ein paar Jahren scheint dieß anders werden zu wollen; die epischen oder, wie wir richtiger sagen werden, da von einem Epos im eigentlichen, strengeren Sinn gegenwärtig nicht wohl die Rede seyn kann, die erzählenden Dichtungen schießen auf wie die Pilze und in kurzer Zeit werden sie, wenn es so fortgeht, mit den lyrischen al pari stehen oder sie gar überflügeln. Die nächste Veranlassung hiezu mag allerdings nur eine äußerliche seyn, die nämlich, daß es bei der Masse lyrischer Dichter schwer oder fast unmöglich scheint, durch bloße Versuche in dieser Gattung sich einen Namen, eine geltende Stellung zu erringen. Daher kommt es denn, daß die meisten angehenden Poeten sich beeilen, in einem lyrischen Bändchen ihren Erstlingsgefühlen Luft zu machen, dann aber, wie die Nachtigallen, aufhören zu schlagen, ihre Frühlings- und Liebeslieder über den Rücken ansehen und über Ernsterem zu brüten anfangen. Das Drama ist nach allen Richtungen hin so sehr erschöpft, die antiken wie die modernen, historische wie sociale Vorwürfe sind so vergriffen, daß nichts bleibt als das Epos, für welches die Wahl noch frei und offen ist. Dieß wäre der äußerliche Gang der Dinge, so zu

sagen der technische Grund, durch den sich der Einzelne in den meisten Fällen wird bestimmen lassen; es ist aber nicht nur eine philosophische, sondern auch eine sehr praktische, empirische Wahrheit, daß allen Erscheinungen nicht bloß subjektiv-zufällige, sondern auch objektiv-allgemeine, geistige Verhältnisse und Ursachen zu Grunde liegen. Man wird daher nicht befürchten müssen, sich das vorgeworfen zu sehen, was man gewöhnlich apriorische Geschichtsconstruktion zu nennen beliebt, wenn man behauptet, daß die neu erwachende Vorliebe für das Epische nicht bloß von der Verlegenheit der in Lyrik und Drama auf den Sand gesetzten Dichter herrührt, sondern daß sie in dem ganzen Wesen der Zeit, in dem Umschwung der Verhältnisse und Anschauungen auch ihren guten inneren Grund hat. Diese Einsicht legt es uns denn nahe, auch das Wesen des Epos in seiner Stellung zur Zeit einer näheren Betrachtung zu unterwerfen und die dadurch gewonnenen Gesichtspunkte als Maßstab an die einzelnen Erscheinungen zu legen, wobei natürlich nicht der Anspruch literarhistorischer Vollständigkeit erhoben, sondern einerseits nur das hervorragende, andrerseits das berücksichtigt werden soll, was zur Charakterisirung einzelner Richtungen am nächsten zur Hand ist.

Fragen wir, wie es kommt, daß uns die letzten fünfzig Jahre so wenig oder fast gar nichts Namhaftes im Epos gebracht haben, so kann die Antwort keine andere seyn als die, daß es die ganze Anlage dieses Zeitabschnitts so mit sich brachte, daß es gar nicht anders seyn konnte. Mußten wir es als einen Hauptgrund, warum kein lyrischer Dichter sich einer allseitig befriedigten, harmonischen Existenz, einer allgemeinen, ungestörten Anerkennung zu erfreuen habe, beklagen, daß eben die Zeit auf keinem Punkte, in keiner ihrer Ideen wahrhaft ruhe, daß jede Richtung von einer entgegensetzten bekämpft und innerlich angefressen werde, so gilt dieß natürlich von dem epischen noch in ungleich höherem Grade. Eine einzelne subjektive Empfindung kann der Lyriker auch in der zerrissensten Zeit mit aller Energie aussprechen; für eine wenn auch noch so einseitige Idee kann er durch die Virtuosität des Ausdrucks, den er ihr leiht, auf allgemeine Anerkennung rechnen, ja in einzelnen Gefühlen und Gedanken werden die sonst noch so sehr auseinandergehenden Zeitgenossen sich immer wieder zusammenfinden; ein ruhig gesättigtes, erschöpfendes Bild einer so zerklüfteten, subjektiv bewegten Zeit zu

entwerfen, muß dem Epiker geradezu unmöglich seyn. In der Spiegelung einer ganzen Zeit, darin daß uns eine einzelne Handlung die weiteste und tiefste Perspective in die verschiedenartigsten Zustände und Verhältnisse, hauptsächlich in das sonst unbemerkte, ruhig pulsirende, durch keine subjektiven dramatischen Leidenschaften bewegte unmittelbare Leben eines Volkes eröffnet, darin werden wir aber doch wohl die Aufgabe des wahren Epos finden müssen.

Die letzten epischen Dichtungen, die in Deutschland national wurden, waren Klopstocks Messiade, die Louise von Voß und Goethe's Hermann und Dorothea. Nach allgemeiner Annahme haben von allen gegenwärtig Lebenden wahrscheinlich keine sechse die Messiade ganz gelesen; vermuthlich konnten sich dessen auch in früheren Zeiten immer nur wenigere rühmen; nichts desto weniger war sie ganz unstreitig eine nationale und klassische Dichtung, sofern sie der Stimmung einen Ausdruck verlieh, welche durch mehrere Decennien des vorigen Jahrhunderts in Deutschland die herrschende war, gegen welche eine offene Opposition sich kaum denken ließ und die den Barden, der ihr Herold wurde, mit einem besonders ehrwürdigen Nimbus umgab, wie dessen sich kein anderer auch nur von ferne rühmen konnte. Klopstocks Stellung zu seiner Zeit und Nation hatte insofern eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der Homers zu den griechischen Städten. Wäre nicht Quedlinburg der glückliche Ort gewesen, der sich durch ein unzweifelhaft authentisches Taufbuch diesen großen Bürger vindiciren konnte, so hätten sich gewiß sämmtliche Städte Deutschlands in frommem Eifer um ihn gestritten.

Die Verehrung, deren Voßens Louise genoß, war anderer Art: weniger erhaben enthusiastisch, dafür aber um so reeller und wirklich tiefgehender. Dieses Epos haben gewiß Unzählige von Anfang bis zu Ende gelesen und lesen es noch. Sein ästhetischer Werth konnte ihm diese große Theilnahme nicht verschaffen, namentlich vor dem Geschmack auf seiner gegenwärtigen Stufe kann es weder nach Form noch Inhalt eine genauere Prüfung aushalten. Wenn aber die Messiade die Richtung des deutschen Publikums nach der einen, so repräsentirte die Louise dieselbe nach der andern Seite, und zwar gerade nach derjenigen, welche die tiefer gewurzelte und bleibende ist, nicht nach der sentimentalen, schwärmerisch frommen, sondern nach der ehren- und philisterhaften, bürgerlich behaglichen. Die Anschauung, welche dieser Pastoralidylle zu Grunde liegt, ist

bis auf den heutigen Tag bei einer großen Klasse der Zeitgenossen die herrschende, und auch da, wo Bildung und Sitte längst über sie hinweggeschritten ist, wird ihr als dem innersten Kern des ehrenhaft gediegenen deutschen Charakters und Lebens die gemüthliche Betheiligung nicht fehlen. Wem, der nur halbwegs ein Ohr für den Hexameter hat, summen nicht als die angenehmste Reminiscenz von seiner Jugendlektüre, an der er immer noch mit bleibender Pietät hängt, Verse fort und fort im Gedächtniß, die deßwegen wahrhaft klassische, eigentliche dicta probantia genannt zu werden verdienen? wer hätte z. B. nicht schon citirt und recitirt die herrliche Uebergangsformel:

Drauf erwiedertest du, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau?

Man wird unbedenklich behaupten dürfen, daß Goethe's Hermann und Dorothea, obgleich ästhetisch ohne Vergleich höher stehend, nie einer gleich allgemeinen wirklichen Theilnahme sich zu erfreuen hatte, und man wird sich hierüber auch gar nicht wundern dürfen. Die Goethesche Dichtung kommt bei aller Einfachheit doch dem allgemeinen Geschmack, dem Bedürfniß der Menge keineswegs in der unmittelbaren Weise entgegen, wie die Voßische; sie erfordert schon eine etwas höhere Bildung, ein über das Nächste hinausgreifendes Denken. Dieß beweisen, von allem andern abgesehen, schon die Ueberschriften der einzelnen Gesänge, nicht die Namen der neun Musen, sondern die einen jeden charakterisirenden Titel: Schicksal und Antheil, die Bürger, die Weltbürger, das Zeitalter. Eben diese Mottos aber weisen auch den weniger tief Blickenden darauf hin, wie umfassend Goethe seinen Plan angelegt hatte und mit wie einfachen Mitteln er das ganze Zeitalter mit seinen großen Gegensätzen, das Beharren des Bürgerthums und die weltbürgerliche Bewegung in dieser sich so anspruchslos gebenden Erzählung zur Anschauung zu bringen wußte.

Diese kurze Charakteristik unserer berühmtesten epischen Dichtungen schien nöthig, um an sie die Frage zu knüpfen, ob jemand wohl anzugeben wüßte, auf welche Weise ein Dichter der Gegenwart ebenso den ganzen Innhalt seiner Zeit oder wenigstens eine über alle Anfechtung erhabene Richtung derselben in einem erzählenden Gedichte ausdrücken könne? Je mehr ein solches Gedicht gediegene, ruhige Zustände voraussetzt, ein ungebrochenes positives Pathos, um

so schwieriger wird Jeder die Aufgabe finden, der sich auch nur obenhin die Conflikte des modernen Bewußtseyns vergegenwärtigt. Freilich haben wir gerade in diesem Jahrhundert den Dichter gehabt, welcher von allen der am ausschließlichsten epische ist. Aber müssen wir es nicht eingestehen, daß, so hoch der Name Pyrkers steht und so sehr er dieser Stellung würdig ist, sein Ruhm doch einigermaßen dem Klopstocks ähnelt, daß der weitaus größte Theil des Publikums ihn verehrt, ohne ihn zu kennen? Seine Heldengedichte entstanden zu Anfang der zwanziger Jahre, in einer Zeit, die man gemeinhin als die Periode der Restauration, der schlaffen Ruhe zu bezeichnen pflegt. Der erste Sturm der teutonischen Begeisterung hatte sich gelegt und hatte, da eine lebendige Betheiligung an der Gegenwart verwehrt war, einen rückwärts gerichteten Sinn, ein ausschließlich historisches Interesse zurück gelassen. In einem solchen Zeitpunkt hatte man denn wohl Muse, Heldengedichte in vielen und großen Gesängen zu schreiben, Kaiser Karls V. letzten Kreuzzug und Rudolphs von Habsburg Wiederherstellung des deutschen Reichs nach den schrecklichen Stürmen des Interregnums zu verherrlichen; jetzt findet man kaum Zeit, sie zu lesen. Unsere ganze Geschichtsbehandlung und Betrachtung ist über diese Art weit hinweggeschritten; bei der gegenwärtigen Erregtheit und Unstetigkeit ist es schlechthin undenkbar, daß jemand sich einfallen ließe, eine Tunisias oder Rudolfias zu schreiben.

Bei alle dem aber, was sich so von selbst darbietet zum Beweise, daß ein rechtes Epos eine für unsere Zeit höchst schwierige, um nicht zu sagen unmögliche Aufgabe sey, ist es ja unsere eigene Behauptung, welche durch den Augenschein hinreichend unterstützt wird, daß sich gerade in der neuesten Zeit ein nicht zu verkennender Zug zum Epischen kund gebe. Das Eigenthümliche dieser Zeit liegt ja hauptsächlich darin, daß sie überall von den exclusiven, aristokratischen Spitzen zu dem Allgemeinen und Wirklichen herabzusteigen sucht; es ist eine Zeit der Centralisation, der Verallgemeinerung und Ausgleichung. Während die großen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts ihre Zeitgenossen zu sich in eine idealistische Höhe hoben, mit sich in eine klassische Form fortzureißen suchten und sie so der Wirklichkeit und ihren Bedürfnissen entfremdeten, macht sich gegenwärtig das entgegengesetzte Streben geltend, zu dem wirklichen Leben herabzusteigen und auf dasselbe sich einzulassen, nicht die humanistisch

und kosmopolitisch Gebildeten und Begeisterten allein zu rühren oder zu ergötzen, sondern die Masse der Ungebildeten auf das hinzuweisen, was ihnen zunächst angelegen seyn muß, ihnen das beizubringen, was für ihre materielle Existenz, für ihr wirkliches Leben den größten, den unmittelbarsten Nutzen gewährt. Dieses materielle Princip der Zeit hat denn auch einen außerordentlichen, nicht zu übersehenden formalen Einfluß. Man nehme nur z. B. einen der besseren modernen Romane zur Hand und vergleiche seine objektive, ruhige Schilderung mit der überschwenglichen, sentimentalen oder pathetischen Deklamation des vorigen Jahrhunderts, oder — noch mehr — man fasse nur die eine Thatsache ins Auge, daß einer der begabtesten Literaten eine neue Bahn mit der Dorfgeschichte eingeschlagen hat, nicht mit arkadischen, Geßner'schen Schäferstücken, sondern mit einer Durchdringung des wirklichen Volkslebens nach seiner ganzen Einfachheit und Tiefe, und sage dann, ob das nicht ein ächt episches Symptom ist, ob diese Literatur zu der sogenannten klassischen sich nicht geradezu verhält wie das Epos zum Drama. Ja, wir nehmen keinen Anstand zu behaupten, daß eine solche Dorfgeschichte, d. h. nicht eines jener manierirten, bedeutungslosen Genrebildchen, an denen vorn und hinten nichts ist, sondern eine von den ächten, deren wir auch von dem ersten Meister des Fachs nicht allzuviele haben, eine solche also, in welcher durch die ganze Breite der scheinbar unbedeutendsten, äußerlichsten Umstände der Geist des gewaltigsten, ursprünglichsten Volkslebens in seiner so reizenden poetischen Unmittelbarkeit hindurchschimmert, eine epische Dichtung und nahezu die einzige und beste ist, die wir haben können; daß darin ein ächt antiker, homerischer Geist weht; daß nicht leicht in einer andern Form die Einheit des Antiken und Modernen, oder vielmehr das zu allen Zeiten sich gleich bleibende Einfach-Schöne der beschreibenden Dichtung sich darstellen läßt.

Demnach hätten wir also nicht nur in der neuesten Zeit viele epische Anlage und Beruf, sondern es wäre auch schon das rechte Epos fertig da? Das erstere wird entschieden zu bejahen seyn, das zweite kann uns natürlich nicht in den Sinn kommen zu behaupten, da wir im Folgenden gerade die vielen mißlungenen Versuche aufzählen wollen, welche bis jetzt, um dieses Ziel zu erreichen, gemacht wurden, und da auch die beste Dorfgeschichte, z. B. Auerbachs „Ivo der Hairle" kein Epos ist, nicht bloß darum, weil die Geschichte, deren Mittelpunkt er ist, in schlichte Prosa verlauft, statt in

Hexametern einherzugehen, sondern weil ihm dazu überhaupt die ganze formelle Anlage fehlt, weil auch eine ganz von Poesie gesättigte Erzählung deßwegen doch noch keineswegs ein Gedicht ist. Aber daß man nur den hier eingeschlagenen Weg zu verfolgen brauchte, um zu einem wirklichen Epos, nicht zu einem dem antiken nachgeahmten, sondern zu einem eigenthümlichen, selbstständigen zu gelangen, darüber sind wir nicht im Zweifel. Wirklich ist dieß auch, wie wir später sehen werden, schon versucht worden, und zwar mit vielem Glück, wenn auch nicht in der Weise, die sogleich zum Höchsten und Erhabensten in der Gattung geführt hätte, sofern Mörike's Idylle vom Bodensee, die wir im Auge haben, allerdings in ihrer Art, d. h. als Probe humoristisch-schalkhafter Darstellung ganz ausgezeichnet ist, dagegen auf die ernste und tiefe Bedeutung eines Epos im höheren Sinn keinen Anspruch machen, nicht ein Epos sondern ein Idyll seyn will.

Die meisten Anläufe wurden freilich von der entgegengesetzten Seite, von der heroischen aus, gemacht, da es unendlich leichter ist, ein rhetorisches, auf einen äußerlich pompösen Kriegs- und Heldenapparat gestütztes Stück zu liefern, als ein nur von eigenster poetischer Erfüllung getragenes Gedicht. Ueberhaupt hat ohne Zweifel nichts die Bewerber um den Preis des modernen Epos mehr verwirrt und ein ganz babylonisches Durcheinander hervorgerufen, als die unaustilgliche Erinnerung, die beständige Beziehung auf das antike Musterstück, auf Homer.

Nicht nur die äußere Nachahmung im Vers und übrigen Mechanismus, die soweit ging, daß man fast sagen kann, es sey bis auf die jüngste Zeit jedes Heldengedicht nach der Melodie gegangen: „Nenne mir, Muse, den Mann,“ mußte alle poetische Freiheit und Selbstständigkeit ertödten; noch weit mehr ist es die unendliche Kluft der ganzen Denk- und Anschauungsweise, welche den Versuch, das moderne Gefühl mit antiker Form und Anschauung zu amalgamiren, zum voraus als einen durchaus verfehlten erscheinen lassen muß, der es höchstens zu künstlicher Reproduktion, nie aber zu etwas Primitivem, Originellem bringen kann. Ist es nicht ein überaus komischer Anblick: unsere zierlichen, lyrisch-weichen, sentimentalen Poeten, denen bei ihrem epischen Kunstlauf stets die antiken oder mittelalterlichen Spieße zwischen die Beine kommen, die unter der Wucht eines achäischen Feldsteins oder eines ritterlichen Streithammers taumeln? Die

Dichter sind hier offenbar noch übler daran als die Architekten, welche den ächt modern-antiken Kirchenstyl erfinden, das gothische Helldunkel in unserer wasserhellen Zeit repristiniren sollen. Nach Argos und Troas ist es noch um vieles weiter als zum Kölner Dom oder Straßburger Münster.

Ein eigentliches Epos im strengeren Sinn, ein mythologisch-nationales Heldengedicht, das originale Simplicität mit künstlerischer Vollendung verbindet, kennen wir nur bei den Griechen und Deutschen; die Gesänge Homers und das Nibelungenlied sind die einzigen Muster, die uns als Denkmale einer eigenthümlichen Entwicklungsphase des Volkslebens, jener glücklichen Jugendzeit geblieben sind, in welcher eine herrlich sich entfaltende Kultur noch unbefangen mit ursprünglicher Einfachheit, ja Rohheit zusammengeht. Ossians Gesänge können wegen ihrer auf jeden Fall zweideutigen Natur nicht in Betracht kommen und die großen indischen Dichtungen sind zu sehr noch unbekannte Größen, um auf das allgemeine Urtheil und den allgemeinen Geschmack von maßgebendem Einfluß zu seyn. Jene großen Nationalepen aber waren, wie gesagt, nur in einer solchen Zeit möglich, in welcher die größten Contraste noch in unmittelbarer Versöhnung nebeneinander waren, in welcher ein Held so göttergroß über sein Volk hervorragte und demselben zugleich so ganz nahe, von der ihn umgebenden Menge qualitativ, an Bildung und Sitte kaum unterschieden war. Die nächstliegende Erscheinung, welche die Literaturgeschichte vorführt, die berühmten italienischen Heldengedichte, Ariost und Tasso, gehören schon einem ganz andern Standpunkt an; sie sind nicht mehr der nothwendige poetische Niederschlag einer gewaltigen Völkergährung, sondern Produkte aus zweiter Hand, romantische Kunstdichtungen, die ihren Stoff aus der Masse der historischen Ueberlieferung herauswählen. Das aber hatten sie immer noch mit der ursprünglichen gemein und vor den modernen voraus, daß ihr Gegenstand ein wirklich lebender, geglaubter war, der ganze Generationen durch alle ihre Schichten hindurch mit Begeisterung ergriffen hatte und festhielt. Die Idee der Kreuzzüge lebte in der allgemeinen Form des Kampfes der christlichen gegen die heidnische Welt noch lange als Gegenstand der unmittelbarsten religiösen Betheiligung fort, auch nachdem der Halbmond längst als eine mit dem allerchristlichsten Könige verbündete Fahne in dem Hafen von Marseille geweht hatte. An diese Gedichte läßt sich daher, namentlich

in formeller Beziehung, viel leichter anknüpfen; aber doch wird man allgemein darüber einverstanden seyn, daß auch ihnen keine andere Schöpfung an frischem Reiz und unmittelbarer Kraft gleichkommt. Seit dem Anfang der neuen Zeit, seit den großen Entdeckungen des fünfzehnten Jahrhunderts, welche als letzte Blüthen die Luisiaden des großen Portugiesen, ein wahrhaft nationales Werk, das einzige und schönste Ueberbleibsel des meteorartigen portugiesischen Heldenthums hervortrieben, ist der breite epische Strom ganz in den Sand verlaufen. Von den neu erwachten Literaturen ist die französische in dieser Beziehung gar nicht zu erwähnen; bei den Engländern nimmt Milton in vieler Hinsicht dieselbe Stelle ein, wie bei uns Klopstock, so sehr er auch sonst nach seiner ganzen geistigen Anlage von den deutschen Barden verschieden seyn mochte; die deutschen Erzeugnisse der klassischen Periode haben wir schon oben berührt und gezeigt, inwiefern auf der einen Seite die allgemeinen geistigen Zustände sich seither um so vieles ungünstiger für die epische Dichtung gestaltet haben, wie aber auch andererseits die ganze Richtung der neuesten Zeit dieselbe in vieler Beziehung zu begünstigen scheint. — Nachdem wir so auch noch die Elemente kennen gelernt, aus denen die neueren Versuche zunächst schöpfen können, bleibt uns übrig im Einzelnen nachzuweisen, wie dieß bisher geschehen ist, wobei wir als das Resultat, das durch die anzuführenden Beispiele näher belegt werden soll, zum voraus festhalten dürfen, daß es an einem originalen modernen Epos noch immer fehlt, daß man dasselbe aber auch am wenigsten auf dem bisherigen Wege, durch Nachahmung der alten Muster, erlangen wird, sondern daß das Erwünschte etwas hiervon ganz unabhängiges, durchaus verschiedenes und neues seyn muß.

Ordnen wir nun die zu besprechenden Leistungen in einzelne Klassen, betrachten wir sie rubrikenweise, so werden wir als die erste Gattung diejenige anzunehmen haben, welche sich die Verherrlichung eines geistigen Helden, eines politischen oder religiösen Freiheitskämpfers zur Aufgabe macht. Dieß war ganz ein Vorwurf, wie ihn die geistige Bewegung der Zeit, die liberalen Bestrebungen nach den verschiedensten Richtungen von selbst an die Hand gaben. Daß eine solche Aufgabe, die Verherrlichung eines Helden und Wohlthäters der Menschheit, eine epische ist, kann nicht geläugnet werden; man könnte auf den ersten Anblick versucht seyn, sie für die einzige unserer Zeit angemessene zu halten; es werden aber doch

auch sogleich einem Jeden alle die Uebelstände sich aufdringen, die Beeinträchtigungen, welche dabei der poetischen Freiheit und Unabhängigkeit, der epischen Ruhe insbesondere drohen. Muß es nicht geschehen und ist es nicht im concreten Fall immer geschehen, daß ein solches Gedicht, welches auch sonst seine Vorzüge seyn mochten, weniger ein Epos, ein unbefangenes historisches Bild, als vielmehr eine rhetorische Parteischrift, ein politisches oder religiöses Programm wurde?

Als eines der neuesten und hervorragendsten Beispiele ist Meißners Zizka zu nennen, ein Gedicht, das einen großen Anklang bei den Zeitgenossen gefunden hat, wie man schon aus den zahlreichen Auflagen schließen darf, die es in kurzer Zeit erlebte, und was man auch sehr erklärlich finden wird, wenn man seinen Inhalt ins Auge faßt. Wir haben Meißner aus Veranlassung seiner lyrischen Gedichte bereits geschildert als den ausgeprägtesten Repräsentanten der modernen politischen Zerrissenheit; ganz als solcher erscheint er auch hier. Er besitzt offenbar nicht die Ruhe und Heiterkeit des Geistes, die Unbefangenheit des Blicks, welche zu jeder ächt poetischen Hervorbringung nöthig, für eine epische aber am unentbehrlichsten ist. Man kann sagen: seine Gesänge sind nicht sowohl ein historisches Bild, das uns den Glaubensmuth jener alten Zeiten in seiner wunderbaren Kraft wie in seinen einseitigen Verirrungen darstellt, als vielmehr ein bloßes Vehikel, um die rein modernen Ideen in ein Gewand zu stecken, das ihnen nur äußerlich anliegt, nicht aber mit ihnen zu Fleisch und Blut verwachsen ist. Es ist nicht ein Stück aus einem Guß, sondern eine Reihe von Bildern, die fast ebenso als einzelne Gedichte in der lyrischen Sammlung stehen könnten. Zum Beweise, daß es ganz derselbe Ton ist, den wir dort gehört haben, führen wir einige Stellen aus der Einleitung an:

Umsonst will uns die Poesie bereden,
Daß diese arme Erde sey ein Eden.
Sie ist es nicht. . . . .

Es geht ein Laut durch alle Weltgeschichte
In Pausen von Geschlechtern zu Geschlecht
Und ruft der Menschheit Dränger zu Gerichte . . .

Als Apostolen dieses Rufes treten,
In dürft'gem Kleid und durch den Schmerz geweiht,
Der Volksbefreiung herrliche Propheten
Aus niedrer Hütte in die laute Zeit.

Mit so malcontenten Augen, wie in den Anfangszeilen, darf kein Epiker die Welt ansehen und gleich am Eingang seines Gedichts — wenn die Worte mehr seyn sollen als eine poetische Phrase — der Poesie den Krieg ankündigen. Was kommt dabei heraus, was ist das Ende vom Liede? Nach allen Deklamationen von Menschenmajestät, nach allen stolzen Zukunftsgesichten sitzt der Dichter doch höchst traurig da, ein Arzt, der weder sich selbst noch andern helfen konnte.

Mein Lied ist aus! Ein trauriger Genoss'
Da sitz' ich — und der Sturm im Busen wettert —
Ich fühl's, mein Lied hat wie ein wildes Roß
Mich fortgeschleift und mir das Herz zerschmettert.

Wegen der letzten Worte, in denen sich der ganze trügerische Reiz des modernen Pseudopathos spiegelt, wird es keinem vernünftigen Menschen einfallen, Meißners Person der Unwahrheit zu beschuldigen, wohl aber wird niemand, der sie nach ihrem ganzen Zusammenhang erwägt, im Zweifel seyn, daß ein so koketter, in sich selbst zerfallener Standpunkt, wie er sich hier ausspricht, das gerade Widerspiel alles Epischen ist.

Meißners Vorbild ist unverkennbar der von ihm so begeistert besungene und beklagte Lenau. Nicht als ob er ihn geradezu und im Einzelnen nachzuahmen suchte, aber er leuchtete ihm voran als ein hochverehrter Gesinnungsgenosse, als ein Dichter, der im Ganzen eine ihm ganz verwandte Richtung verfolgt. Lenau's epische Dichtungen gehören zwar der Zeit nach nicht zu den allerneuesten, aber sie sind nach Inhalt und Form so modern und an sich bedeutend, daß sie noch immer neben den neuesten und am meisten von der Gunst eines weiten Publikums getragenen genannt werden müssen. Seine Dichtungen, obgleich sie gleichfalls keineswegs eigentlich episch sind, — er nennt den Savonarola schlechthin ein Gedicht, die Albigenser sogar nur freie Dichtungen — sind überdieß besonders geeignet, das Unterscheidende eines großen Dichters, auch wo er nicht auf dem rechten Wege geht, hervorzuheben. Lenau ist kein Epiker, er ist hiezu am allerwenigsten angelegt, denn es gibt wohl kaum einen Dichter, der so reflektirt, so philosophisch, spitzfindig, grübelnd wäre. Dieß thut bei ihm sogar der formellen Rundung und Klarheit großen Eintrag; das Ringen mit der Tiefe des ungeschmeidigsten Gedankens trübt auf unzähligen Punkten die Durchsichtigkeit seiner sonst so

schönen Form in einem Grade, daß man sich kaum des Gedankens erwehren kann, wie diese Gedichte, wenn das Deutsche einmal eine todte Sprache würde, so gar schwer zum lesen, eine wahre crux interpretum wäre. Diese philosophische Tiefe ist aber auch sein hoher Vorzug, der namentlich für die gegenwärtige Zeit einen unwiderstehlichen Reiz haben muß, und dieser Vorzug macht sich in den fraglichen Dichtungen fast noch mehr geltend als in den lyrischen, da hier namentlich auch der über die gewöhnliche Oberflächlichkeit weit erhabene tiefere Geschichtssinn in Betracht kommt, der mit jener philosophischen Anlage nothwendig verbunden ist.

Materiell wird, wie gesagt, zwischen Lenau's und Meißners Standpunkt kein sehr erheblicher Unterschied seyn; dagegen welch großer Abstand ist von Lenau's an kühnen Bildern so reicher, von den originellsten Gedanken getragener Poesie zu der bloßen Rhetorik der andern, z. B. gerade Meißners, obgleich dieser keineswegs zu den schlechteren gehört. Lenau ist im höchsten Grade geeignet, das so allgemein herrschende Vorurtheil gegen die philosophische Poesie zu widerlegen. Form und Inhalt gehen bei ihm allerdings, was oben bemerkt wurde, keineswegs ganz ineinander auf; aber fast immer ist entweder das Bild so bedeutend oder die Idee so schön, daß auch der Gebildetste und Denkendste stets angeregt und überrascht wird. Es wäre eine lockende Aufgabe, die Schönheiten des Savonarola oder der Albigenser ins Einzelne zu verfolgen; hiezu ist hier kein Raum, aber wenigstens im Allgemeinen muß darauf hingewiesen werden zum Beweise, warum Lenau für unsre Zeit so bedeutend ist, indem er zwar allerdings keine objektiven historischen Bilder gibt, aber das für unsere Anschauung Interessanteste jener Zeiten mit glücklichstem Takte hervorhebt und der epischen Aufgabe wenigstens insofern gerecht wird, als er das, was die Gegenwart bewegt, nicht bloß auf der Oberfläche berührt, sondern wirklich in der Tiefe erfaßt; nicht ein historisches, aber ein philosophisches Epos, wenn man so sagen darf, schafft.

Wie bekundet Lenau seine tiefere Geschichtsanschauung, man kann fast sagen seine historische Objektivität, nicht schon in der ganzen Anlage des Savonarola! Während ein ordinärer Dichter dem Propheten von Florenz unbedenklich die ganze moderne Aufklärung in den Mund gelegt und ihn zu einem deutsch-katholischen Prediger gemacht hätte, läßt er, der doch ganz gewiß selbst ein Mann dieses

modernen, paganisch-pantheistischen Bewußtseyns ist, dasselbe durch den großen Reformator vielmehr niederkämpfen. Das Gedicht erhält einen ganz eigenthümlichen Reiz, indem der Dichter so gleichsam sein eigener Bußprediger wird und sich selbst überwindet. Man kann dem Publikum nicht besser zu der Einsicht verhelfen, wie oberflächlich und verkehrt gewöhnlich Licht und Finsterniß, Fortschritt und Reaktion als zwei absolut getrennte Gebiete mit immer gleichem, traditionell überliefertem Inhalt einander gegenüber gestellt werden, als es Lenau hier thut, indem er die Rollen — und zwar ganz der Geschichte gemäß — geradezu vertauscht. Mariano, der Römler, trägt die griechische, die modern-pantheistische Weisheit vor, auf seiner Seite stehen alle die bewunderten Geister des Alterthums, mit ihm ist Eleganz und Gelehrsamkeit; Savonarola dagegen, der Reformator, steht für das ein, was sonst für die Doktrin der Obscuranz, des Rückschritts gilt, er fährt mit siegreicher Beredtsamkeit über die Naturvergötterer und Allgöttler her, er verdammt mit einer hier sehr berechtigten Prophetie die ganze neue Weltweisheit.

Einst werden sagen spätre Thoren:
„Wenn sein Bewußtseyn Gott gewinnt,
— Das er im Schöpfungsrausch verloren —
Sich auf sich selbst zurückbesinnt,

Wenn die Idee sich findet wieder:
Das ist der Mensch, so weit er denkt,
Und Gott zugleich, der in die Glieder
Des Menschen sich lebendig senkt.

Aus dieser Stellung der großen Gegensätze ergibt sich dann eine Menge der schönsten einzelnen Episoden. Wie ergreifend ist der Tod Lorenzo's des Erlauchten, des größten Mäcenaten der Kunst und Bildung, des Tyrannen von Florenz! wie fein ist dabei insbesondere seine Geruchlosigkeit benützt! Er hat wohl nie den süßen Duft der heiligen Blätter verspürt, „den uns der Herr im Frühlingswetter mit seiner Liebe zugeführt." Sein ganzes Leben war daher ohne den rechten Duft, er kannte von allem nichts als den Farbenschein. Daher: „Lorenzo stirb! — ich kann nicht segnen dein unerweckbar stumpfes Herz." Dieselbe Idee, der Kampf der christlichen gegen die heidnische Kunst und Weltanschauung ist in der Scene mit Buonarotti und Leonardo da Vinci aufs glücklichste dargestellt. Um

auf einzelne Schönheiten aufmerksam zu machen, so fehlt es auch hier nicht an kühnen Blasphemien, aber sie sind berechtigt als nicht einem willkürlichen, muthwilligen Kitzel entsprungene, sondern wirklich poetisch motivirte. So ist es gewiß ein glücklicher Gedanke mit der von Christus in den See gestürzten Heerde,

Sie schwammen fort unter der Erde,
Vom See bis an den Tiberstrom,
Die borst'ge Gadarenerheerde
Sprang frisch und froh ans Land — zu Rom!

Niemand wird sich daran stoßen können, wenn Tubal gegen Christus geifert, daß er sein Werk nicht mit Gott, sondern mit Beelzebub gethan habe, daß nach seinen vierzehnhundert Jahren noch alle die Teufel da seyen,

Die hergelockt, wie Fliegenschaaren,
Sein Leichenduft auf Golgatha!

Dieselben Vorzüge finden wir in den Albigensern. Um ebenfalls mit dem Allgemeinen zu beginnen, so wird jeder die Unparteilichkeit, die Objektivität in der Schilderung Pierre's von Castelneau bewundern. So fluchwürdig natürlich die Henker der Provence in den Augen des Dichters sind, so läßt er doch diesen Legaten des Papstes weder als Heuchler noch auch als bloßen blinden Fanatiker erscheinen; er imponirt uns sogar durch die Parabel, die er vom Kreuze vorträgt und ist dem Troubadour als dem Vertreter der Freigeistigkeit im Grunde weit überlegen durch Ruhe und Tiefe. Und so ist dann überall nicht oberflächlich deklamirt und heruntergemacht, sondern philosophisch erklärt, poetisch verarbeitet. Wie wundervoll ist das Bild, in welchem der Blutdurst des religösen Fanatismus ebenso richtig erklärt als furchtbar anschaulich geschildert wird! Innocenz ist ein zahmer Leu, der seinen Herrn beleckt, der ihm inbrünstig die Wunden küßt; da, wie seine scharfe Zunge Blut schmeckt, bricht seine Wuth los.

Der Leu brüllt auf und hat mit seinen Krallen
Wuthblind den eignen Meister angefallen,
Er hat sein Bild schon halb zerrissen,
Und meint es immer noch zu küssen.
Vom Blute seines Herrn berauscht,
Durchtobt die Welt der grimme Leu u. s. w.

Ebenso scharfsinnig ist die Erklärung der Glaubensverfolgung aus einem geheimen Unglauben und Mißtrauen gegen den eigenen Glauben. Wie Ischarioth hat Innocenz seinen Gott an seine Furcht verrathen, daß die Ketzer Christum zuletzt überwinden und verjagen könnten, daß er am Ende auch mit der großen Götterwanderung vorüberschwinden werde.

Er traut nicht fernem Machtbestand,
Drum dient er ihm mit Schwert und Brand.

Und so ist es immer, denn

Auf seines Herzens tiefstem Grund
Sitzt auch dem gläubigsten Gesellen
Der Zweifel als ein wacher Hund,
Den Nazarener anzubellen.

Zu den kühnsten, auf der äußersten Grenze sich bewegenden Worten gibt der einleitende „Nachtgesang" Veranlassung, eine herrliche, zu dem Stück vollkommen passende und dessen sämmtliche Motive aufs schönste ausdrückende Ouverture, in welcher der Glaube an Gott und an die Natur, das Evangelium der Versöhnung und des Kampfes einander gegenüber stehen. Es ist ein Bild, das des Tigers, welches durch das Ganze durchgeführt wird; da heißt es denn

Wenn der Tiger schlau im Dickicht lauscht,
Vorspringt und ein Menschenbild zerreißt,
Blut trinkt, hat er sich in Gottes Geist,
Den er spüret, ahnungsvoll berauscht.

Die Weltbefreiung durch die Liebe wird mit Festhaltung desselben Bildes so dargestellt:

Dort! sieh Golgatha! Jehovahs Stunden,
Großen Königstigers, sind verwunden.

Dagegen spricht die andere Stimme, daß die Welt Waffen brauche und kein Liebeslächeln, wäre es auch ein Lächeln, wie einst das auf dem Kreuze zu Jerusalem.

Jener Tod hat nicht verfangen wollen,
Gott soll wieder in Gewittern grollen.

Sehr schön und treffend wird zum Schluß die Stimmung der Zeit und ihre Theilnahme an den großen geistigen Kämpfen der

Vergangenheit geschildert. Durch diese Theilnahme wird unsere Brust für die Nachwelt erweitert, „daß wir im Unglück uns prophetisch freuen und Kampf und Schmerz, sieglosen Tod nicht scheuen.“ Unsere Furcht vor den schwächeren, spätgezeugten Kindern des Nachtgeists wird sich mindern, wenn wir ihre Schrumpfgestalten mit Innocenz vergleichen, „dem großen Todten, der doch der Menschheit Herz nicht still gezwungen, und den Gedanken nicht hinabgerungen.“ Wenn ein Kämpfer fällt, sehen wir einen andern erstehen, bis endlich der Sieg errungen seyn wird; aber freilich das Warten will uns zu lange werden.

Woher der düstre Unmuth unsrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerrissenheit? —
Das Sterben in der Dämmerung ist schuld
An dieser freudenarmen Ungeduld;
Herb ist's, das langersehnte Licht nicht schauen,
Zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen.

Ein so philosophischer, dialektischer, ja nicht selten spitzfindiger Dichter ist natürlich kein Epiker; aber jemehr wir bei ihm an Ruhe, Breite, Klarheit verlieren, desto mehr gewinnen wir an Tiefe, an Reichthum der Bilder und Gedanken. Lenau ist entschieden der erste unter denen, welche in der Feier des geistigen Heldenthums die höchste Aufgabe des modernen Epos erblickten.

Folgen wir nun dem Gang der epischen Entwicklung weiter, so finden wir als ihr Hauptgesetz, daß sie von der historisch-philosophischen Höhe mehr und mehr zum Wirklichen und Leichteren herabstieg. An das Heldengedicht schließt sich zunächst das ritterliche Epos an. Das Objekt beider hat eine große äußere Aehnlichkeit, denn mit dem Ritter wird stets auch etwas Heldenhaftes zusammengedacht; im Grund aber sind doch diese beiden Gattungen unendlich verschieden; die letztere ist um sehr vieles leichter und oberflächlicher als die erstere. Es handelt sich nämlich bei diesen ritterlichen Gesängen nicht sowohl um eine historische Person oder Idee, sondern die Hauptsache ist der äußere Apparat, welchen das Ritterthum besser als irgend eine andere historische Erscheinung darbietet, eine Geschichte, ein Abenteuer zu schaffen. Von jeher hat es nicht an solchen Stücken gefehlt, in denen hauptsächlich der Einfluß zu Tage kommt, welchen die Erinnerung an das antike wie an das mittelalterlich romantische Epos stets auf unsere Vorstellung von dem Wesen

der epischen Dichtung ausübt. Ohne Kampf und Kriegsgetümmel, ohne Beschreibung von Waffen und Pferden u. s. w., meinen wir, könne es einmal nicht abgehen, und dieß alles schließt sich uns an niemand leichter an als an die Figur des Ritters als eines geborenen Helden, der kaum einer ausführlichen, individuellen Charakterzeichnung bedarf, da ihm alle heldenhaften Eigenschaften und Tugenden vermöge eines character indelebilis anhaften.

Neuerdings gerade scheint diese epische Branche besonders stark kultivirt werden zu wollen. Dieß ist gewiß nicht zufällig; schwerlich aber sind wir berechtigt, hierin eine Wirkung des seit den letzten Jahren frisch erwachten historischen Studiums zu finden, als ob dieses die Dichter veranlaßte, ihre Blicke auf die früheren Jahrhunderte, auf die nationale Vergangenheit zu werfen; in den meisten Stücken, die wir bis jetzt besitzen, ist vielmehr gerade der Mangel alles historischen Sinns, die Vermischung der verschiedenartigsten Zeiten und ihrer Anschauungen vor allem zu rügen. Mit weit mehr Grund werden wir in diesen Rittergedichten ein Symptom der neu wieder auflebenden romantischen Richtung erblicken und — was damit zusammenhängt — ein Anbequemen an den immer mehr überhand nehmenden weiblichen Einfluß in der Literatur. Den Frauen ist ein Ritter schon als solcher das Höchste, was sie sich von einem Mann denken können, eine wahre Krone der Schöpfung. Zu dieser enthusiastisch schwärmerischen Vorstellung passen nun aber natürlich weniger die Gestalten des Mittelalters, wie sie uns die wirkliche Geschichte vorführt, das wüste, rohe Raub- und Jagdleben der ritterlichen Heroen und ihre — trotz aller abstrakten Verehrung einer idealen Weiblichkeit — im wirklichen Leben gegen Frau und Töchter geübte Tyrannei, als vielmehr die so stutzerhaft-sentimental, so neumodisch-fromm zugestutzten zarten Figuren, deren unerreichbares Muster der Herr Walther des Hrn. v. Redwitz ist.

Der erste, den wir hier zu nennen haben, der erste der Zeit und dem Rang nach, ist Kinkel. Otto der Schütz hat den außerordentlichsten Beifall gefunden und verdient ihn. Allerdings ist auch er nichts weiter als ein ritterliches Abenteuer, wie wir schon so viele gereimte und ungereimte gelesen haben, einen breiteren und tieferen Hintergrund hat auch er nicht; dennoch aber zieht er auch den Leser von gebildeterem Geschmack vor allen andern an. Worin haben wir nun das ihn von dem Gewöhnlichen Unterscheidende zu suchen? Viel

mag schon die äußere Anknüpfung an Lohengrin thun; unsere Phantasie nimmt sogleich einen höheren Schwung, wenn wir den im leichten Kahn den Rhein hinunter schwimmenden kecken Jüngling mit dem nach Cleve ziehenden Schwanenritter zusammenbringen; die Hauptsache aber wird doch die ganze Haltung, der durch Alles hindurchgehende Ton seyn, und von diesem müssen wir sagen, daß er wirklich weit mehr episch ist als der in den meisten ähnlichen Erzeugnissen herrschende. Unter diesem epischen Ton aber verstehen wir die strengere, keuschere Haltung überhaupt, welche alle moderne, sentimentale Einmischung möglichst ferne hält, namentlich die sonst so beliebte, nach unserer Ansicht aber stets höchst unglückliche Einmischung von Nixen, Nymphen u. s. w. glücklich vermeidet und das Ganze zu nichts anderem machen will als zu dem, was es seyn soll, zu einem romantischen, ritterlichen Abenteuer. Ein solches ist nun zwar natürlich nicht das Höchste der Poesie, es liegt darin nicht Welt- und Menschengeschick Bezwingendes, aber wir können uns desselben erfreuen und es ist zu loben, wenn es in seiner Art möglichst vollendet und abgerundet vor uns hinspringt, knapp und keck, die ganze Erzählung dem Charakter des Helden, des frischen Knaben, angepaßt. Dieser epische Charakter drückt sich dann auch im Einzelnen aus. Als Beleg hiefür verweisen wir nur auf die eine Schilderung des Meisterschusses. Wie genau bis ins Kleinste ist hier Alles ausgemalt und doch wie weit entfernt von der Breite leerer oder gar falscher Schilderungen, wie wir sie oft als Aeußerungen einer falschverstandenen epischen Ausführlichkeit finden! Die Sehne, „die er selbst in Winterstunden aus wilden Marders Darm gewunden," die Doppelschlinge, die er zum Knoten schürzt, daß sie nicht im Schusse springe — dieses technische Detail ist es, das uns so ganz in medias res versetzt und der Dichtung den reizenden Schein der Wahrheit verleiht.

Leider können wir nur von wenigen der übrigen ähnlichen Gedichte das Gleiche rühmen, was uns an Kinkels Otto der Schütz so wohl gefallen hat. Der jüngste Dichter, der hauptsächlich auf diesem Feld sich Lorbeeren sammeln zu wollen scheint, ist Roquette; er hat auf seinen Waldmeister, der ihm ganz mit Recht einen Namen machte, nacheinander die zwei verwandten Dichtungen gebracht: der Tag von St. Jakob und Herr Heinrich. Halten wir uns vorerst an den letzteren, so müssen wir sagen, daß sich in ihm alle die Mißstände finden, die wir vorhin als das direkte Widerspiel des

epischen Charakters rügen zu müssen glaubten. Wir haben hier keine Erzählung aus einem Stück, sondern eine Mosaik, in welcher alle möglichen Elemente der modernen Poesie bunt durcheinander gewürfelt sind, wo sich uns überall die verschiedensten Anklänge aufdringen. Es wird nicht überflüssig seyn zu bemerken, daß Herr Heinrich kein anderer ist als Heinrich der Vogler, der Städtegründer, Heinrich der Große, der die Magyaren geschlagen hat. Aus dem Gedicht selbst würde man dieß nicht erfahren; da vernimmt man nichts von dem ehernen Tritt jener ernsten, noch halb barbarischen Zeiten des Mittelalters, Alles ist vielmehr so menschlich und bürgerlich, so philanthropisch-sentimental und gemüthlich-philisterhaft wie von gestern her. Der Förster, ein Muster eines loyalen Staatsdieners, jammert um den verlorenen Herzogssohn, „seinen Heinz" — ob diese Abkürzung für jene Zeit gerechtfertigt ist, mögen die germanistischen Philologen untersuchen; dem Literaten und Aesthetiker kommt dabei auf jeden Fall der Gedanke an einen anderen Prinzen Heinz in die Quere, wodurch ihm alle Illusion zerstört wird — und klagt seinem Freund, dem Köhler, wie auch der alte Herzog am Sterben sey:

Und unser Herzog! Bruder, ach!
Es sind gezählt auch seine Stunden!

So hat im Jahr 915 ganz gewiß kein Förster mit einem Köhler gesprochen, wenn es überhaupt damals schon Förster gab. Ebenso problematisch ist es, ob in jener Zeit schon von Bürgern die Rede seyn kann, da Heinrich erst die Städte gründen mußte, in denen sie wohnen konnten; auf jeden Fall aber führten sie sicherlich eine ganz andere Sprache als hier die Nachbarn und Gevattern, die sich auf eine Weise breit machen, die uns unwillkürlich an die behaglichen Niederländer in Goethe's Egmont erinnert. Man höre z. B. den Schneider:

Der junge Herzog, Sapperment...
Ich denk, wir werden was erleben,
Nicht Alles mißt sich mit der Elle!
Der Herzog Heinz ist von Gestalt
Für's Kaiserwamms wie zugeschnitten!

„Sein Hals wäre ein rechtes Fressen für den Scharfrichter." — Im 16. Jahrhundert können wir uns solche Scenen wohl denken; für das zehnte aber müssen sie ganz unmöglich scheinen. Ebenso

die Scene im Klostergarten — wir meinen im achtzehnten Jahrhundert und in einem Schauspiel zu seyn:

Weh mir, man kommt! Das Pförtchen dort
Führt dich zur dunklen Krypte fort,
Dort bist du sicher. O verziehe
Nicht länger! Jene Thür — entfliehe,
Schon seh ich die Aebtissin kommen!

Das Fremdartigste aber scheint uns die Einmischung der Nixen und Dämonenschaaren zu seyn, die ganze lange Geschichte von der schönen Ilse. Warum stoßen wir doch so überall in der neueren Poesie auf das Geisterwesen? Trägt im vorliegenden Fall wohl die unglückliche Meinung dazu bei, ein Epos, namentlich eines aus den älteren Zeiten, dürfe nicht ohne Mythologie seyn und es sey volksthümlicher, origineller, wenn man den Parnaß mit dem Brocken vertausche? Es ist aber doch wohl wahrscheinlicher, daß Roquette nur aus allgemeiner Vorliebe für Geisterpoesie sein Gedicht mit einem Stück Walpurgisnacht, was zu dem Uebrigen so ganz und gar nicht paßt, herausputzte. „Der Ilsenstein" und „die erste Mainacht" können nur eine störende Wirkung hervorbringen. Wollte man sich auch das erstere noch gefallen lassen, „die Prinzessin Ilse im Ilsenstein, Prinzessin Ilse, die feine" — und dieß könnte man um so mehr, als diese Episode die vortrefflichsten lyrischen Partien enthält — so erscheint das zweite mit seinem ganz Faustischen Ton und Inhalt, die Nixe, die von dem Meister eine ewige Seele verlangt und von dem Schwesterlein darüber verhöhnt wird, rein als äußerliche Nachahmung von Goethe's Meisterwerk, wie wir in den Worten hören:

Willst ein Teufelchen, willst einen Schatz?
Sind genug auf dem Platz,
Können tanzen und springen,
Haben Fledermausschwingen.

Willst lernen und schauen,
Was wir brauen,
In Kesseln und Töpfen,
In Gläsern und Näpfen?

Wer denkt hiebei nicht an die Stelle im Faust:

„Der alberne Tropf,
Er kennt nicht den Kessel,
Er kennt nicht den Topf" —

Wir wollen Roquette gewiß nicht zu nahe treten; er hat nicht nur sonst eine sehr anerkennenswerthe poetische Anlage beurkundet, sondern insbesondere auch in seinem Waldmeister gezeigt, wie mit der Elfenpoesie am rechten Ort die schönste Wirkung zu erreichen sey; aber hier ist er eben dem allgemeinen Schicksal verfallen. Zum Beweise, wie es andern ebenso geht, wie sich überall den in das fernste Alterthum zurückgreifenden Poeten eine ganz moderne, lyrisch-sentimentale Tendenz mit einschleicht, führen wir von den zu dieser Gattung gehörenden neuesten Stücken nur das eine, „Hermannfried“ an, ein Gedicht von Ludwig Ißleib (Jena 1854). Der Held gehört einer noch weit früheren Periode an als der Herr Heinrich, der eigentlichen Nibelungenzeit, der Zeit Dietrichs von Bern. Es wäre gewiß dankenswerth, wenn die Kämpfe der alten deutschen Stämme, der Franken, Thüringer, Sachsen mit möglichster Anschließung an die wirkliche Geschichte besungen würden; die Poesie käme dadurch dem historisch-patriotischen Sinn ganz willkommen entgegen; aber, wie gesagt, mehr Geschichte, mehr Strenge und weniger Phantasie, weniger sentimentales Sichgehenlassen! In diesem Hermannfried begegnet uns zwar keine Prinzessin Ilse, die feine, aber eine „Schön-Walpurga,“ die fromme. In dem Gesang, der die ganz pretiöse, modern manierirte Ueberschrift „Zwei Frauenherzen“ hat, drückt diese ihren hier nicht weiter nach seinen Ursachen zu untersuchenden Kummer in folgenden Worten aus:

Wie ist mein Herz
So kummerschwer,
Und kein Gebet
Gelingt mir mehr u. s. w.

„Nachbarin, Euer Fläschchen!“ — Wir maßen uns nicht an, die Dichter zu schulmeistern, die ohnehin in der Regel sehr weit angelegte Studien zu den Schöpfungen ihrer Phantasie machen; sie werden die Chroniken und andere Quellen selbst am besten zu finden wissen; aber wenn sie auch nichts lesen als Schlossers Weltgeschichte für das deutsche Volk, so kann sie die eine herrliche Scene, welche dort erzählt ist, der Abschied Otto's des Großen (Herrn Heinrichs Sohn) von seiner Mutter, wie er vor ihr niederkniet und zu ihr spricht: „O, ehrwürdige Gebieterin, mit welchem Dienst kann ich dir diese Thränen vergelten?“ einen ganz andern epischen Ton lehren, als den sie in der Regel anzuschlagen pflegen.

Roquette's „Tag von St. Jakob" ist von fremdartigen Zuthaten um vieles freier und daher dem „Herr Heinrich" unbedenklich vorzuziehen. Der Todesmuth der Freiheitsbegeisterung ist ein Motiv, welches allein schon ein ganzes Gedicht wohl zu tragen vermag. Die rechte Einheit, die poetische Durchdringung des Stoffes aber vermissen wir gleichwohl auch hier. Das ganze Gedicht kann natürlich doch nicht aus unaufhörlichen Schlachten bestehen; es ist der furchtbaren Scenen schon mehr als genug; was bleibt nun dem Dichter zu thun? Er entwirft eine ziemlich novellenartige Composition, die den ebenfalls höchst modern klingenden Titel führt: „verschmähte Rosen," und webt in die Kriegsgeschichte eine selbstständige Liebesgeschichte hinein, so daß aus dem Ganzen weniger ein episches Gedicht als eine Novellette wird, wie wir sie häufig lesen, nur daß sie hier in Versen geschrieben ist. Daß die beiden Elemente des Gedichts nicht recht zusammengehen wollen, scheint uns am deutlichsten aus der Scene zu erhellen, wo Farnsburg, der die Verena befreit und in Valentins Nähe gebracht hat, diesem gegenüber steht. Da sagt der Dichter selbst: Ihr meint vielleicht,

> Der Ritter habe nun sein Ziel erreicht,
> Geheimnißvoll werd' er ihn mit sich ziehn,
> Verena's holde Näh' ihm zu vertrauen?
> Ihr irrt.

So also, meint er, sollte ungefähr die Novelle ausgehen, aber „zu Liebesworten ist hier keine Zeit, es waltet groß das Mahnungswort der Pflicht," d. h. die Liebe und ihr Interesse wird dem andern, dem Hauptzweck des Gedichts aufgeopfert; sie kann zu keinem glücklichen Ziel gelangen, weil am Tag von St. Jakob Alles zu Grunde gehen muß.

Wenn uns von den Gedichten, welche einen einzeln bestimmten Gegenstand, sey es ein wirklich historischer oder mehr ein sagenhafter, behandeln, keines recht befriedigen konnte, so wollen wir uns jetzt nach denjenigen umsehen, welche sich die Aufgabe gestellt haben, ganze Zeitperioden oder geschichtliche Richtungen zur Anschauung zu bringen. Zur näheren Charakterisirung wählen wir hier zwei der hervorragendsten und die entgegengesetztesten Standpunkte vertretenden Erscheinungen: die Amaranth von Redwitz und Beckers Jung Friedel.

Das Redwitz'sche Gedicht ist so allgemein bekannt und die

Kritik ist in Beurtheilung desselben so einstimmig, daß wir hier kurz darüber hinweggehen können. Die so oft besprochene religiöse Tendenz desselben, welche in den die Geliebte nach Religion und Bekenntniß fragenden Versen kulminirt:

> Kannst du Jesum deinen Heiland,
> Kannst du deinen Gott ihn nennen?

Diese religiöse Tendenz ist nur das Letzte der ganzen sentimentalen, weichlichen, rein äußerlichen Haltung, worin dieses Buch noch ungleich weiter geht als alle übrigen, die es doch hieran, wie wir bisher gesehen haben, auch nicht fehlen lassen. Man kann die Amaranth und ihren Zusammenhang mit dem ganzen modernen Kulturleben nicht richtiger und kürzer würdigen als mit dem Urtheil, welches Riehl über das Gedicht fällt, daß sich ohne den übergreifenden Einfluß, den das weibliche Geschlecht mehr und mehr auch auf die Literatur gewonnen, ein solches Buch gar nicht denken ließe. Hiemit müssen wir ganz übereinstimmen, und unsere eigene Erfahrung zeigt uns aufs unwiedersprechlichste die Richtigkeit dieser Behauptung. Während die Männer fast ohne Ausnahme über den empfindsam-koketten Hrn. v. Redwitz sich lustig machen oder sein Buch mit Entrüstung wegwerfen, ist nichts mehr geeignet sich bei den meisten Frauen einzuschmeicheln als dieser ebenso fromme und zarte als schöne, romantisch herausgeputzte Ritter mit den feuchten Locken, mit der wehenden Reiherfeder, von dem es bei jeder rührenden Gelegenheit heißt: „Herr Walther bricht ins Knie," oder die innige, sinnige, tugendsam fromme Amaranth. Gerade weil die weibliche Welt unserer Tage weit mehr von einer Ghismonda an sich hat als von einer Amaranth, muß es die letztere nur mit um so größerem Enthusiasmus aufnehmen, als eine Ehrenretterin des Geschlechts, mit der man sich um so lieber identificirt, je unähnlicher man ihr ist, oder vielmehr weil sie der Zeit so ähnlich ist darin, daß Alles an ihr auch nur Schein und poetische Maske ist. Die weiblichen Tugenden, welche sie uns, wenn auch noch so sehr outrirt und carrikirt, darstellt, müssen in der Poesie um so eifriger gepflegt werden, je mehr sie im Leben von einer das schöne Geschlecht immer mehr ergreifenden und den ächten Reiz natürlich einfacher und schöner Weiblichkeit immer tiefer zersetzenden falschen Bildung zu verschwinden anfangen; gerade wie man auch den Schein der Frömmigkeit um so geflissentlicher anzunehmen strebt, je

unabläſſiger die ganze Welt an der Zerſtörung des wahren Weſens derſelben arbeitet. Auf dieſe Weiſe iſt die Amaranth ein wirklich hiſtoriſches Gedicht, nur daß ſie freilich nicht das Mittelalter uns darſtellt, ſondern die Gegenwart, und zwar gerade die übertünchte heuchleriſche Seite derſelben. Sie ſpricht das Schlagwort der weiblichen Koketterie ebenſo aus, wie die vielen Dichter der Zerriſſenheit, des Weltſchmerzes, der nihiliſtiſchen Ironie das der männlichen.

Auf einer ganz entgegengeſetzten Anſchauung beruht, wie geſagt, A. Beckers „Jung Friedel, der Spielmann.“ Wenn man die erſten Abſchnitte lieſt mit ihren gemüthlich zarten Schilderungen: „Eine Spinnſtube,“ „das Waiſenkind,“ ſo könnte man allerdings erwarten, hier eine Nachahmung des Hrn. v. Redwitz zu finden; dem iſt aber nicht ſo. Allerdings ſteht auch Becker in hohem Grade unter dem allgemeinen lyriſch-ſentimentalen Einfluß der Zeit und ſein Jung Friedel iſt in gewiſſem Sinn ebenſo ein Seiten- wie ein Gegenſtück zu der Amaranth; aber ſein religiös-philoſophiſcher Standpunkt, der hier weſentlich zur Sprache kommen muß, iſt ein durchaus verſchiedener, wodurch auch ſeine Sentimentalität eine ganz andre Richtung bekommt. Wenn man auf dem Titel lieſt: „ein lyriſch-epiſches Gedicht aus dem deutſchen Volksleben des ſechzehnten Jahrhunderts,“ ſo iſt man verſucht auszurufen: Heureka, der hats getroffen; das iſt ein Stoff, der von ſelbſt zum Epos werden muß. Aber mit Recht ſetzt Becker ſelbſt in dieſem Titel das Lyriſche dem Epiſchen voran; das erſtere überwiegt ſo ſehr, daß das Epiſche eigentlich nur um ſeinetwillen da zu ſeyn ſcheint, um einen Rahmen für die lyriſchen Ergießungen abzugeben, das Gitterwerk zu ſeyn, um welches herum die lyriſch ſchwankenden Zweige ſich zu der Laube verweben, in welcher der Spielmann die lyriſch-epiſche Jodlerfiedel erklingen läßt. Das quantitativ Vorherrſchende gewinnt dann natürlich auch das qualitative Uebergewicht, und Recenſent iſt der Ueberzeugung, daß Becker mit Hinweglaſſung jedes Verſuchs eines epiſchen Verbandes eine recht artige lyriſche Sammlung gegeben hätte. Der ganze Ton iſt nichts weniger als epiſch-ſtreng, wie es die eiſerne, kriegeriſche Zeit der Landsknechte, der Bauern- und Religionskriege ſo ganz beſonders erfordert hätte, ſondern zärtlich weich und empfindſam. Dieß drückt ſich nicht nur im Inhalt, ſondern auch in der Form aus, die offenbar zu leicht und tändelnd iſt. Als Probe von beiden geben wir die folgende Stelle:

Und wie die Lust stets lauter wird
Am Lindenbaum im Reigen,
Sitzt in dem schönsten Traum verirrt,
Umrankt von grünen Zweigen,
Jungfriedel jetzt mit Schönmarie
Abseits dem Jubel und der Lust,
In stiller Seelenharmonie
Dort, Herz an Herz und Brust an Brust . . .

Sie wissen nichts zu sagen,
Nur ihre Herzen schlagen,
Nur ihre Augen sprechen,
Und ihre Lippen zechen,
In Wonnen sich berauschend,
Die Küsse immer tauschend,
Bis ihnen endlich trunken
Die Augen eingesunken.

Auf welchen entgegengesetzten Irrwegen verlaufen sich doch die Jünger Apolls, des fernhin treffenden Gottes! In einem Athem müssen wir über eine höchst unnatürliche Ueberschwenglichkeit und über ein nur allzu natürliches, prosaisch-ordinäres Geleier Klage führen.

Der Hauptmangel des vorliegenden Gedichts aber scheint uns zu seyn, daß auch Becker, und zwar noch in weit höherem Grade als seine übrigen Genossen, von den Nixen und Feen sich locken läßt: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin, da war's um ihn geschehn.“ Sein ganzes Gedicht versinkt in dem Zaubersee, in einem sonderbaren sentimental-aufgeklärten Naturpantheismus. Er ist auf der Wanderfahrt, um die traute Tochter der Natur, die Volkspoesie zu suchen, und er findet als Quelle derselben einen Glauben, der in den Sagen des Volks bis zu diesen jüngsten Tagen fortlebt. Derselbe steht dem Christenglauben nicht allzufern, sondern könnte wohl neben ihm als Doppelgestirn am Himmel stehen, die Eine Nacht mit hellem Glanz zu beleuchten. Aus dem Norden stammt dieser Glaube und hat diesen zum Dichterland geschaffen, das freie Sängerorden bebauten. Er machte die Menschen edel, stark und frei und er ist noch immer nicht ganz verklungen; noch immer schweben leise Töne, „das sind die Sagen in dem Munde der Söhne.“ Ein Gesang von der Natur erlauscht war dieser Glaube der Väter; Allvater hatte mancherlei Namen, auch die Mutter Erde ward verschieden benannt, „sowie man eine Kraft in ihr erkannt;“ die Träume der Skalten

wurden dann verkörpert und alle Räume mit Geistern bevölkert. Das Esoterische, das eleusinische Geheimniß dieses nordischen Geisterglaubens aber ist eine Dreieinigkeit von Geist, Natur und Liebe: der Allvater heißt Geist und sein Wirken Licht; des Lebens gute Mutter heißt Natur; Geist und Natur sind eins in der Liebe. So legt „die Göttin" selbst ihre Religion aus und vertheidigt sie in siegreicher Controverse gegen den Vertreter des kirchlichen Dogmas, die Göttin, welche der eigentliche deus ex machina des ganzen Stücks ist. Sie sagt von sich selbst, sie sey allüberall, da wo die Memnonsbüste beim letzten Abendstrahle leis erbebt, wo Palmen wehen, vom Sonnenpfeil zerstochen, oder wo der Schnee den letzten Strauch begräbt.

Ob man mich Isis nennt, ob gute Fee,
Ob Mutter Gottes, Freija oder Holle,
Ob man mich wähnt im Luftreich oder See,
Im prächt'gen Tempel oder heil'ger Scholle:
Ich bin dieselbe — wie man mich verehrt,
Ist gleich — wenn man nur meiner Macht nicht wehrt.

So weit hat der Geist der Zeit, der Geist poetisch-philosophisch-idealisirender Aufklärung den Dichter fortgerissen, daß er die Frau Holle des Volksglaubens in eine solche Allerwelts-Fee verwandelt, daß er die ganze nordische Mythologie und die kernhaft derben Figuren, welche als Trümmer derselben allerdings im Volksaberglauben noch fortleben, in solchen pantheistisch-universalistischen Schaum und Dunst auflöst. Er zeigt durch manchen frischen, kecken Klang, daß er wohl der Mann wäre, uns ein Stück Volksleben in seiner ganzen bewegten Mannigfaltigkeit zu geben; um so mehr ist zu bedauern, daß auch er so ganz untergeht in dieser nebulistischen Poesie, daß seine Scenerien aus dem sechzehnten Jahrhundert schließen mit einem Priesterthum der Natur. Jung-Friedel, endlich in den Besitz der Zauberfiedel gekommen, läßt ihren mächtigen Ton laut und hell erklingen, daß sie beten und singen, als stünden sie vor Gottes Thron, daß sie den Dienst des Herrn halten in weiter, grüner Kathedrale.

Hehr steht der Priester, der geweihte,
Die Fiedel an das Herz gedrückt!
Dem Erdenwohl, dem Erdenleiden
Hat er die Gläub'gen all' entrückt.

Der Geist der heiligen Natur
Hat überkommen alle Seelen,
Bis heim sie wandern durch die Flur
Mit hellem Sinn und hellen Kehlen.

Hier hat alle Geschichte und Wirklichkeit ein Ende; das sind idealistisch-freigemeindliche Träume, wie die romantisch-katholisirenden der Amaranth. In diesem Sinn haben wir die beiden Gedichte als einander correspondirende Seiten- und Gegenstücke bezeichnet.

So oft uns eines dieser Gedichte in die Hand kommt, welche einen Stoff aus einer so kriegerisch harten Zeit, deren Sitte und Anschauung in so feste, knappe Schranken eingeschlossen war, in so moderner Weise mit Herbeiziehung der fremdartigsten Tendenzen behandeln, fallen uns immer und immer wieder die altenglischen und schottischen Balladen ein, welche jeder aus Herders „Stimmen der Völker" kennt, die Cheviotjagd und ähnliche, aus welchen der rauhe Heldenmuth jener Jahrhunderte des immerwährenden Kriegsstandes zwischen den beiden Nachbarländern wie mit eherner Zunge herausspricht. Wie glücklich hat in diesen Ton Walter Scott sich hineingefunden in seinen ritterlichen Poesien! wie ist uns da ein so anschauliches und historisch richtiges Bild jenes ganzen wilden Kriegs- und Freibeuterlebens aufgerollt! In dem Eingang z. B. zu dem Gesang des letzten Minstrel, wie hören wir nicht da den Bluthund heulen, das Wachthorn gellen, wie klirrt alles von Eisen, daß wir mitten drin zu seyn glauben in diesen border-wars, unter all den Kriegern, deren Namen die Poesie mit historischer Treue aufbewahrt, die Geschichte mit poetischem Schimmer umgeben hat! Solche Stöße in die Kriegstrompete sind geeignet, nicht nur die nationale Begeisterung wach zu rufen, sondern auch den Fernestehenden einen ächten, wahrhaft anregenden poetischen Genuß zu gewähren, während das, was wir gewöhnlich zu hören bekommen, sich wie die Schalmei eines Schäfers oder höchstens wie eine Husarenfanfare in einer Oper ausnimmt. Da drängt sich denn jedesmal auch die Frage auf, ob denn nur die Engländer den gesunden historischen Sinn haben sollen, um diese Elemente ihrer Natur gemäß zu verarbeiten? Sie sind uns gewiß an poetischer Anlage nicht überlegen; daß sie an allgemeiner ästhetischer Kultur uns — die englische Nation der deutschen — nicht gleichkommen, ist unbestreitbar, und doch haben sie (wir wollen nur an die große Zahl ihrer Romanschriftsteller denken, welche die

Deutschen so lange Zeit von aller Mitbewerbung verdrängt hatten) weit mehr hervorgebracht, was in seiner Art trefflich ist, als wir. Der Grund dieser für uns demüthigenden Erscheinung ist unschwer zu finden, er ist auch wohl schon oft genug aufgezeigt worden. Es ist nicht das überwiegende Talent, sondern — möchte man auch hier sagen — der praktische Takt der Engländer, die Selbstbeschränkung, mit der sie nur auf das sehen, was zunächst ihre Aufgabe ist, wodurch ihre Ueberlegenheit begründet wird. Dieß machte sie zunächst zu Meistern in der historischen Detailschilderung, welche sie so lange als den gesuchtesten Artikel auf dem literarischen Markt zu erhalten wußten, um damit den ganzen Continent überschwemmen zu können. Wir hätten es ohne Zweifel längst ebenso gekonnt wie sie, aber wir wollten nicht. Die nächste Aufgabe schien unsern Dichtern immer viel zu klein und unbedeutend; sie wollten stets auch eine höhere Idee hineinlegen, überall etwas ganz Absonderliches erreichen. Dieses Unsägliche wurde nicht erreicht, und wo es ein Dichter getroffen zu haben meinte, wußte das Publikum es nicht zu würdigen, nichts damit anzufangen. Darüber ging dann aber der nächste Effekt verloren; über dem Streben nach dem Höchsten brachte man es nicht einmal zu dem gewöhnlich Guten. Im Roman fängt dieß an anders zu werden; wir werden da bald im Stand seyn, jede Concurrenz auszuhalten; auf dem verwandten epischen Gebiet könnten wir gewiß bald eben dahin gelangen, wenn wir nur all dem fremdartigen Zeug entsagen wollten, welches bisher, wie wir gesehen haben, unsere Dichter von ihrer eigentlichen Aufgabe ablenkte. Wenn auch nicht das Höchste, so würden wir auf diese Weise wenigstens gewiß bessere historische Stücke erlangen.

Wie wir den Abschnitt über das ritterliche Epos mit einer Hinweisung auf die Engländer, auf Walter Scott beschlossen haben, so müssen wir den folgenden mit einer ähnlichen Parallele eröffnen. Wir kommen nämlich jetzt auf die eigentliche moderne poetische Erzählung zu sprechen, welche dem classischen Helden, dem romantischen Ritterapparat entsagt und sich die dichterische Darstellung eines mehr dem wirklichen, meistens dem Leben der neueren Zeit angehörenden Gegenstandes zu ihrer einzigen Aufgabe macht. Es war natürlich, daß die epische Poesie endlich die fremden Stelzen, die Hexameterform und was sich an sie anschloß, das Götter- und Heldencostüm

wegwarf, um sich auf eigene Füße zu stellen. Es hat aber auch hier lang genug gebraucht, bis wir in Deutschland den rechten Ton zu treffen wußten. Man wird bis auf die neueste Zeit kaum eine geschmackvoll poetische Erzählung anzugeben wissen, die sich, von epischem Vorurtheil unbeirrt, einfach und natürlich mit ihrem Gegenstand beschäftigt hätte. Wie aber in der zuletzt besprochenen Gattung Scott, so hätte uns in dieser Byron längst ein Vorbild seyn können. Auch hier haben die Engländer mit praktischem Takt vor uns den richtigen Weg eingeschlagen. Gerade seine poetischen Erzählungen waren es, denen Byron den größten Theil seines Ruhms, auf jeden Fall den solidesten zu verdanken hatte, sofern sie die eifrigsten Leser fanden und den bedeutendsten Einfluß auf die Denkweise der Zeitgenossen ausübten. Hiezu trug freilich die durch diese Erzählungen hindurchschimmernde eigene Persönlichkeit Byrons nicht wenig bei. Lara hielt er selbst für die beste. Gerade hier aber tritt uns der einem ausgebrannten Vulkan ähnliche Held mit den verschränkten Armen und den zusammengekniffenen Lippen entgegen, in welcher Rolle sich Byron am liebsten gefiel, obgleich es keineswegs seine natürliche war, und welche durch ihn seither bei so Vielen Eingang gefunden hat, eine Lieblingsmaske des ganzen Zeitalters geworden ist. Allein auch abgesehen von diesem speciellen Reiz waren diese Erzählungen anziehend genug und es wird, auch in einer Abhandlung zunächst über die deutsche epische Dichtung, nicht ganz aus dem Wege seyn, die beiden Hauptvorzüge derselben kurz anzudeuten. Den ersten finden wir darin, daß Byron, unbeirrt von dem allgemeinen Vorurtheil der epischen Breite, die langweilige Ausführlichkeit vermied und im Gegentheil stets den schlagenden, dramatischen Effekt vor allem im Auge hatte. Andererseits aber war er doch auf die Richtigkeit des Details aufs ängstlichste bedacht, und seine Genauigkeit z. B. in den orientalischen Geschichten erscheint uns eigentlich pedantisch. Durch diese beiden Hauptrücksichten, durch Raschheit und Anschaulichkeit, dadurch daß er die leere Weitschweifigkeit vermied und dafür eine concrete, individuelle Schilderung gab, erreichte er die hinreißende Wirkung, der auch der kältere, urtheilsfähigere Leser sich nicht ganz entziehen kann.

Was nun im Gegensatz hiezu an den meisten poetischen Erzählungen, die natürlich auch bei uns nicht fehlten, hauptsächlich ausgesetzt werden muß, ist einerseits der Mangel der knappen, runden

Form; die meisten ließen sich lyrisch gehen und suchten das Poetische in dem Ausschweifenden, Ueberschwenglichen; der entgegengesetzte, damit aber im Grund genau zusammenhängende Fehler ist das rein Prosaische dieser Gedichte. Man glaubte nämlich vielfach nichts anderes zu thun zu haben, um eine poetische Erzählung zu Stande zu bringen, als ein Stück zu nehmen, es zu versificiren und mit einigen der Sache ganz äußerlichen Floskeln herauszuputzen; von einer wirklichen dichterischen Durchbringung des Stoffs war dabei keine Rede. So kamen denn Produkte heraus, welche die entgegenstehenden Fehler, poetische Ueberschwenglichkeit und prosaische Dürre, an sich trugen, während ein rechtes erzählendes Gedicht, wie überhaupt jede Dichtung, sich dadurch unterscheiden sollte, daß es die Poesie in seinen Gegenstand selbst hinein zu verlegen weiß, denselben nicht unbereitet und roh nur in der poetischen Brühe schwimmen läßt, also nicht langweilig breit, sondern rund und anschaulich ist.

Wenn wir nun zuerst einige Gedichte nennen wollen, welche als Muster ihrer Gattung gelten können, so ist hier zunächst Bodenstedt anzuführen. Auf das Gedicht, das wir hier im Sinne haben (Iwan, der Sohn des Starost), wurde schon bei Besprechung seiner lyrischen Sammlung hingewiesen, in welcher es enthalten ist. Dort war es uns mehr darum zu thun, auf das Gesunde des Inhalts aufmerksam zu machen, auf das Fernhalten der Tendenz bei einer übrigens so kräftigen Gesinnung; hier ist es zunächst die Form, die wir ins Auge zu fassen haben. Dem einfachen Gang der Erzählung scheint es zwar Eintrag zu thun, daß das Gedicht nicht gleichmäßiger, ohne die vielen für sich bestehenden Einlagen und ohne den häufigen Wechsel des Metrums sich fortsetzt; aber der Dichter nennt es selbst nur eine „poetische Farbenskizze,“ er gibt also zu verstehen, daß er nicht etwas vollkommen Durchgeführtes geben wolle, daß es ihm weniger auf die Einheit der Form ankomme als auf die den einzelnen Theilen zukommende möglichste Lebhaftigkeit des Colorits, und da ist es denn auch nicht zu läugnen, daß der häufige Wechsel der Form nicht als etwas willkürliches, als zuchtlose Liebhaberei erscheint, sondern daß er jedesmal dem Inhalt genau entspricht, daß das jedesmalige Thema gerade in dieser Tonweise sich am besten, am anschaulichsten ausdrücken ließ. Dieser bei allem Wechsel doch einfachen und natürlichen Form entspricht dann aber auch der Inhalt. Es ist im Grunde nichts als eine russische Dorfgeschichte, welche

uns hier erzählt wird; aber in diesem einfachen, anspruchslosen Stoff ist ein vollständiges Bild der allgemeinsten Zustände involvirt, und zwar entfaltet sich dasselbe vor uns nicht in äußerlicher Rhetorik, sondern mittelst der Sache selbst. Dieß ist es, was wir unter der Perspektive verstehen, welche einer epischen Erzählung nicht fehlen dürfe und ihr allein höhere Bedeutung zu verleihen im Stande sei. Wir lernen zuerst den sein Geld im Ausland verzehrenden und auf den Klang, welchen der russische Name und das russische Gold dort habe, so stolzen Adel kennen; dann wird uns gezeigt, wie dieser Glanz das Einzige sey, was für die Oede und Erstorbenheit im Innern entschädigen könne; sogar die Opposition, welche sich bei einzelnen Mitgliedern der priviligirten Stände gegen dieses System geltend macht, wird nicht unerwähnt gelassen. Dem Leben der vornehmen Klassen wird dann die Existenz des leibeigenen Volks gegenübergestellt, dessen Denkweise in dem Gespräch des alten kuppe-lerischen Weibs, der Mutter, so vortrefflich allgemein wahr und doch wieder so ganz individuell geschildert ist:

„Ach du Töchterchen mein, helles Täubchen du,
Klage nicht, weine nicht, mein geliebtes Kind!
Lasse nicht dein rosiges Köpfchen so hängen,
Halt' die Thräne zurück in dem blauen Aug,
Kämme, glätte das flatternde blonde Haar!
Ach, es hilft ja kein Schrei, den Niemand hört,
Der die Thräne im Auge zu trocknen
Und den Kummer im Busen zu lindern vermag.
Groß, groß ist das heilige Russenland,
Und der Himmel ist hoch, und der Zar ist weit,
Und ein hülfloses Kind weiß nicht aus noch ein....
Wenn du thust, was dein Herr dir auf Erden befiehlt,
So wird dir's der Herrgott im Himmel verzeihn!"

Ganz am Platz ist es sodann, wenn uns in einem Epilog zu dieser Erzählung auf wenigen Seiten eine Art historischer Skizze im weitesten Umfang, eine Vergleichung des Zustandes der Länder unter der Herrschaft des Heidenthums mit dem Druck gegeben wird, den ein mechanisches, nur als Fessel ihm angelegtes Christenthum über sie gebracht hat. Das ist nicht prosaische Reflexion, wie sie sonst freilich nur zu häufig vorkommt, sondern ebenso historisch wahre als poetisch berechtigte Anschauung. Es ist dieses Gedicht besonders geeignet, den Sinn zu verdeutlichen, in welchem wir meinen, daß

eine Dorfgeschichte, d. h. eine objektive Schilderung einfach wirklicher Verhältnisse sich gleichsam von selbst zur epischen Höhe erhebe.

Neben Bodenstedt verdient in Beziehung auf Eigenthümlichkeit und Rundung namentlich Heyse genannt zu werden. In den verschiedensten Fächern, im lyrischen, im epischen, antiken und modernen Drama hat sich dieser Dichter mit Glück versucht; fast alles hat eine selbstständige Bedeutung. Wir haben von ihm eine Sammlung epischer Gedichte, die er „Hermen" betitelt, in denen er selbst also vorerst nichts anderes erblicken will als Torsos, Ansätze zu künftigen mehr durchgearbeiteten und vollendeten Hervorbringungen. Es sind hier die meisten Gattungen der erzählenden Dichtung mit dem verschiedensten Inhalt, in antiker und moderner Form, vertreten. Die „Idyllen von Sorrent gehören zu der Art Gedichten, in welchen Goethe hauptsächlich mit seinen römischen Elegien vorangegangen ist und für welche er als die ausschließliche Form das Distichon octroiirt hat. Wieviel geistreich seyn sollende Plattitüden haben wir seither in schlechten Hexametern hören müssen! Hier ist nicht nur der Vers formell ausgezeichnet, sondern er ist namentlich auch dem feinen, schalkhaften Inhalt aufs trefflichste angepaßt. Was uns aber zunächst interessirt, sind die poetischen Erzählungen mit moderner Form, „Margherita Spoletina" und „Urika." Wir geben der ersteren, kürzeren unbedenklich den Vorzug. Bei diesem Gedicht finden wir uns ganz besonders an Byron erinnert; der Gegenstand ist auch ein nächtlich-tragischer, wie sie jener so vorzüglich liebte, Leidenschaft ohne viel Rumor, entsetzliche Entschlossenheit, die bei dem Gräßlichsten mit keiner Wimper zuckt; die Darstellung aber ist bei aller Kürze so anschaulich, so dramatisch gehalten, daß sie den furchtbarsten Effekt hervorbringen muß. Die Urika, welche sonst als das größere auch für das Hauptstück der Sammlung angesehen zu werden pflegt, hat weniger unsern Beifall, nicht nur weil wir an ihr jene schlagende dramatische Kürze vermissen, sondern — was freilich damit aufs engste zusammenhängt — namentlich wegen ihres modern reflektirten, ganz novellenartigen Inhalts. Daß eine Negerin, welche einen Edelmann leidenschaftlich liebt, von diesem aus Standes- und Racenabscheu zurückgestoßen wird, daß die französische Revolution, welche alle Vorurtheile wenigstens für den Augenblick gründlich beseitigte, die Verschmähte als Lebensretterin dem spröden Mann in die Arme führt, die Guillotine aber der ganzen Verwicklung ein Ende macht

— das scheint uns wohl der Gegenstand einer Novelle, weniger aber der eines Gedichtes, einer poetischen, epischen Erzählung zu seyn.

Wie leicht und schnell die Poesie durch alle Stadien bis zur ordinärsten Prosa herunter gleitet und wie sehr hierzu gerade die Natur des Gegenstandes mitwirkt, dafür eine ganze Wolke von Zeugen beizubringen, darf man nicht in Verlegenheit seyn. Die moderne poetische Erzählung ist ja, wie vorhin schon bemerkt werden mußte, in den meisten Fällen nichts anderes als eine Geschichte, wie jede andere auch, nicht poetisch durchdrungen und verarbeitet, sondern eben in irgend einem Metrum heruntergerissen, höchstens mit mehr oder weniger äußerlicher poetischer Zuthat versehen. Als ein besonders charakteristisches Produkt dieser Art ist uns eben zur Hand: Anna und Lisbeth. Poetische Erzählung von Charlotte K. geb. S. v. L. Dresden, Arnoldische Buchhandlung 1853. Wenn man sich durch den Titel auf die Vermuthung führen läßt, hier nicht mehr und nicht weniger vor sich zu haben als eine Christoph Schmidt'sche Jugendgeschichte in Hexametern, so wird man sich darin durch die Lektüre nicht betrogen finden. Die Heldin, Anna, ist eine Försterstochter, welche mit dem gnädigen Fräulein erzogen worden ist und Alles mit ihr gelernt hat: „Musik und Zeichnen und Sprachen." Die Familie ist arm, aber Anna rechtschaffen und ein Bild jugendlich blühender Schönheit. Sie liebt des gnädigen Fräuleins Bruder, den jungen Baron, der mit dem Förstersohn, Annas Bruder, in England ist, woher dann Briefe und Präsente kommen. Nach seiner Zurückkunft heirathet dieser Baron, mit Hintansetzung aller Standesvorurtheile, die schöne und tugendhafte Anna. Weitere Personen sind eine Frau Gräfin, die mit ihrem edlen Gemahl die gebildete und bescheidene Anna einer plebejisch-übermüthigen Baronesse vorzieht, welch letztere die Tochter eines weiland reichen Bierbrauers ist und deren Bruder Angriffe auf Annas Keuschheit macht; ferner ein Herr Pfarrer und obendrein ein Hofmeister, zwischen welchem und der Heldin Schwester, Lisbeth, ein glückliches Ehebündniß wenigstens in Aussicht gestellt wird. Das sind lauter personae dramatis, wie sie auch in keiner der Schmidt'schen Erzählungen fehlen, der Gang der Erzählung im Einzelnen und das endliche fabula docet ist ebenfalls ganz dasselbe. Die Gesinnung ist nun allerdings eine höchst ehrenwerthe, wie denn auch Christoph Schmidt

nach dieser Seite der ungetheiltesten Hochachtung genießt; der ganze Inhalt aber, diese durchaus moralisch-prosaische, kindlich-ehrfurchtsvolle Anschauung paßt doch ganz gewiß höchstens zu einer Geschichte „für die reifere Jugend," ganz und gar nicht aber zu einer dem allgemeinen Publikum darzubietenden poetischen Erzählung in Hexametern. Wir können die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ohne noch besonders vor diesem Versmaß zu warnen. Es ist bekanntlich so schwer, wenn man es meisterhaft handhaben will; wenn man nichts als metrisch radebrechen will, dagegen so leicht, daß jeder, der sonst auch keinen Funken von Poesie und nicht einmal eine Spur von technischer Fertigkeit hat, sich für befähigt hält, einen kleinen Ausfall zu wagen. Während aber bei wirklicher Feinheit des Inhalts der Hexameter so wunderbar sich den verschiedensten Stimmungen anpassen läßt, ist auch nichts lächerlicher und insipider als ein trivialer Gegenstand in einer so seriösen Maske, ein wahrer Esel in der Löwenhaut.

Das Epos hat nach unserer Ansicht wohl gethan, neuerdings immer mehr von der gespreizten Höhe des Helden- und Ritterthums herabzusteigen und sich auf das wirkliche Leben der Gegenwart einzulassen, weil wir nur so hoffen dürfen, etwas Originelles zu bekommen und uns nicht immerfort mit Carricaturen der antiken Zeit oder des Mittelalters schleppen zu müssen. Wir haben es nun eben so ganz inmitten der alltäglichsten Verhältnisse erblickt, sind aber davon gleichfalls wenig erbaut worden. Freilich, wir müssen noch weiter herunter. Die Geschichten, wie wir zuletzt eine gehört haben, bewegen sich in den mittleren Kreisen der Gesellschaft, deren Verhältnisse dafür bekannt sind, weniger Poetisches an sich zu haben und daher auch die poetische Freiheit weniger zuzulassen als die höchsten und niedersten, die Helden oder das Volk; wir haben daher auf dieses letztere hingewiesen, auf die Dorfgeschichte, als eine Art der Darstellung, welche selbst schon viel von epischem Zeug an sich habe und am besten sich zum eigentlichen Epos potenziren ließe.

Diese Ansicht könnte sehr leicht mißverstanden werden, ja man könnte sie geradezu absurd finden; es ist daher nöthig, sich darüber deutlicher zu erklären, obgleich schon nach dem oben Gesagten nicht sollte zweifelhaft seyn können, was wir meinen. Wenn man bei dem Namen „Dorfgeschichte" an nichts anders denkt als an die zahllosen Geschöpfe einer oberflächlichen Mode, welche ein ländliches

Daguerreotyp ohne alle Idealisirung, eine fabrikmäßige chinesische Malerei für die genialen Ausgeburten einfach tiefer Poesie verkaufen möchten, so muß man es allerdings unbegreiflich finden, wie man bei diesem Bankerotte aller Poesie an eine Regeneration des Zweigs derselben sollte denken können, welcher erfahrungsmäßig der schwierigste von allen ist. Aber, wie gesagt, wir verstehen unter Dorfgeschichte nur das Ursprüngliche und Ausgezeichnetste dieser Gattung, und auch da ist es nicht sowohl der specielle Inhalt, auf den wir das Hauptgewicht legen, als die Form, die durchaus objektive Behandlung, bei welcher dann freilich auch der Inhalt allein in seiner ungeschminkten Größe und Wahrheit sich herausstellt. Das wirklich Bedeutende an der Dorfgeschichte war, daß sie seit Jahrhunderten zum erstenmal wieder die Substanz des Volksgeistes und Volkslebens als eine an sich poetische, einfach erhabene zur Anschauung brachte. Freilich hatte man sich von jeher auch mit dem Volk zu schaffen gemacht, aber nie ging man ernsthaft auf dasselbe ein, sondern hielt sich nur an die Aeußerlichkeiten und spielte an diesen in kindisch-vornehmer, sentimental-herablassender Weise herum. Jetzt war man zu der Quelle aller Poesie zurückgekehrt, welche sich zu den Flitterlappen des bisherigen Schäferputzes verhielt, wie das reine, stärkende Gletscherwasser zu parfümirtem Eau de Cologne. Diese Richtung des Zeitgeistes mußte — dieß war man zu hoffen berechtigt — in allen Gattungen der Poesie den Schein verdrängen und zu neuem, wahrem Leben führen; zuvörderst aber konnte man von ihr eine Neubelebung des epischen Sinns erwarten, der ja nirgends anders seine Wurzeln schlagen und nirgendsher seine Nahrung ziehen kann als eben aus dem Leben, aus der unmittelbaren Geschichte eines Volks. Natürlich müßten die Helden eines Epos nicht dieselben seyn wie die der Dorfgeschichte, ja sie dürften es kaum; aber wenn eine große That oder eine hervorragende historische Gestalt eine solche substanzielle Unterlage erhielt, oder auch, wenn man von den so unscheinbaren, in Wahrheit aber so bedeutungsvollen und tief-poetischen Verhältnissen und Begebenheiten eines unmittelbaren Volkslebens aus eine Perspektive zu dem Höchsten und Individuellsten zu eröffnen wüßte, dann blieb doch gewiß nicht viel mehr zu wünschen übrig, dann könnte die Poesie einen neuen Kreislauf beginnen, mit allen Schätzen einer gereiften Bildung ausgestattet, und doch zugleich in ewig frischer Jugend da wieder einsetzen, von wo sie zum erstenmal ausgegangen

war. Solchen weitgreifenden Hoffnungen war man gewiß nicht ohne alle Berechtigung sich hinzugeben. Welch ganz andere Richtung die meisten neuesten Dichter eingeschlagen, wie sie wieder, statt an die Sache, an den bloßen äußeren Schein, an die Nebensache sich zu halten anfingen, haben wir schon bisher erfahren und wollen nun im Weitern auch die Leistungen einer näheren Betrachtung unterwerfen, welche auf dem bezeichneten Gebiet zum Bessern geschehen sind.

Mörike's Idylle vom Bodensee ist gleich anfangs als das Gedicht genannt worden, in welchem wir die durch die Dorfgeschichte eingeschlagene Richtung am glücklichsten verfolgt sehen. Sie steht mit derselben natürlich nicht im Zusammenhang äußerlicher Nachahmung, als ob wir hier denselben stereotypen Personen und Scenen begegneten, welche durch die Schaar der Nachtreter, die darin die Hauptsache sehen, so abgestanden und ungenießbar geworden sind. Mörike hat ohne Zweifel gar nicht an eine Dorfgeschichte gedacht; er ist ein zu selbstständiger Dichter, um sich ein Ragout aus Anderer Schmaus brauen zu müssen. Seine ganze poetische Anlage aber ist der Art, daß sich aus ihr von selbst der Hauptvorzug ergibt, den wir an jenen Erzählungen rühmen zu müssen glauben, die Objektivität der Darstellung nämlich, welche die Sache selbst reden, die durchsichtige Klarheit, welche durch die Hülle der geringfügigsten Aeußerlichkeiten in die Tiefe des geistigen Lebens hinabblicken läßt. Es ist eine unbedeutende Anekdote, welche den Kern des ganzen Gedichts bildet, um den dann die übrigen Scenerien wie von selbst anschießen. Von dem einen lustigen Schwank, den der alte Meister Martin ausführt, wird uns der Einblick in den ganzen Lebensgang einer so ferngesunden heiteren Natur eröffnet, wie dieser alte Fischer, der Repräsentant des ganzen Volksthums, ist. Seine Jugendgeschichte ist die Biographie, die Naturgeschichte aller jener rüstigen, lustigen Bursche, welche den Grundstock eines Volks bilden, Leute, die es mit dem Gesetz und der geschriebenen Moral nicht so genau nehmen, die zu jedem Streit bereit sind, wenn er sie auch mit Polizei und Justiz in Conflikt bringt, die aber das Herz auf dem rechten Fleck haben und nichts thun, was ihnen ernstlich zur Schande gereichte. Ein solcher Gegenstand muß unsere ganze Sympathie haben; nach dieser Seite, glauben wir, liegt das Interesse unserer Zeit. Ein Bauernbursche und Schifferknecht ist freilich kein Held, aber die Schilderung seiner Thaten und Umgebungen ist uns immerhin interessanter als der

tausendste Abklatsch eines Ritters, der auch kein Held ist, als die Schilderung eines Bankets oder Turniers, wo die Kränze immer auf dieselbe Weise aufgesetzt, die Lanzen das einemal gerade so wie das andere zersplittert werden. Freilich hat Mörike das Volksleben vorherrschend nur nach der einen Seite, der schalkhaft-humoristischen, aufgefaßt und keine der ernsteren Beziehungen weiter verfolgt, welche mit demselben gleichfalls in unmittelbarstem Zusammenhang stehen; aber auch so sehen wir doch überall den ernsten, gediegenen Grund, auf welchem das ganze lustige Leben beruht. Während auf der Oberfläche die Wellen heiter spielen, erblicken wir in der Tiefe die substanziellen Mächte, welche — immer unverändert und nur sich selbst gleich — die ganze buntschimmernde Welt der Erscheinung aus sich heraus gebären; wir werden überzeugt, wie viel wahre ursprüngliche Poesie in diesen einfachsten Verhältnissen steckt, wie viele ächte Sittlichkeit gerade da herrscht, wo man gewöhnlich nichts als Unsitte und Rohheit erblickt. Wenn wir der Idylle vom Bodensee diese Bedeutung beilegen, wozu wir allen Grund zu haben glauben, so wird man begreiflich finden, warum wir gerade von dieser Seite her so viel für das moderne Epos erwarten. Die Geschichte, welche ihr zu Grunde liegt, die Fabel des Stücks ist, wie gesagt, doch zu einfach und unbedeutend, um ein höheres Ganzes zu tragen; je feiner die Behandlung ist, um so mehr möchten wir fast bedauern, daß sie nicht einem Gegenstand von größerer Tragweite zu Theil geworden; aber der Geist und Ton des Ganzen ist auf jeden Fall von der Art, daß man denken muß, hier sollte fortgefahren werden. Dieß scheint freilich leichter gesagt als gethan, denn obwohl wir mehrfach Erscheinungen anführen könnten, von welchen es, dem Namen nach, geschehen ist, so haben dieselben die Sache so wenig erfüllt, daß bei ihnen der poetische Athem gänzlich auszugehen droht. Es treibt uns daher unwillkürlich wieder nach oben, nach dem rosigen Licht, nach frischerer poetischer Luft.

Wir haben zum Schluß einige, und zwar gerade die originellsten epischen Versuche aufgespart, welche sich in keines der angegebenen Fächer rubriciren lassen, die aber eben durch ihr Abweichen von dem alten Wandel nach väterlicher Weise, durch ihr Absehen von der herkömmlichen epischen Tradition für unsere Ansicht sprechen, daß man den neuen Wein nicht in alte Schläuche fassen, daß man den eigenthümlichen modern-interessanten Inhalt nicht in die Götter-,

Helden- und Ritterjacke zwängen dürfe. — Roquette ist es, auf den wir hier zuerst wieder zurückkommen müssen, wobei es uns zur angenehmen Genugthuung gereicht, vor allem den Tadel, den wir über seine ritterliche Poesie, zumeist über seinen Herr Heinrich aussprechen mußten, durch eine rückhaltslose Anerkennung seines Waldmeisters ausgleichen zu können. In dieser schönen Dichtung scheint er uns nicht nur überhaupt einen dankbaren Stoff, sondern auch gerade den gefunden zu haben, der seiner ganzen Anlage am meisten entspricht. Das Rhein-, Wein- und Wandermährchen eignet sich so ganz für seine leichte, lyrische Natur, es legt derselben aber doch zugleich den geeigneten Zaum an, um ihn von der leeren Tändelei der Volksmanier, zu der er so gern hinneigt, zurückzuhalten. Knüpfen wir die Beurtheilung desselben an die früher besprochenen Gedichte desselben Verfassers an, so ist dort das Nixen- und Geisterwesen vor allem getadelt, zugleich aber bereits angedeutet worden, wie dasselbe hier am rechten Platz sey. Hier hat es nämlich eine selbstständige Bedeutung; die Blumen- und Pflanzensymbolik ist das Grundstück des Mährchens, zu welchem dann die übrigen Theile oder Hauptgruppen vortrefflich passen. Nicht mit sentimentalem Ernst drängen sich diese Elfen in das Leben eines Helden ein, um uns seine historische Gestalt zu verwischen und alle Illusion zu zerstören, sondern — wie sie mit dem modernen Bewußtseyn allein sich vertragen — als neckische Traumgestalten führen sie ihren bunten Reigen vor uns auf. Der Kaplan und der Botanikus, die lustige Studentenschaar und die Prinzen aus Linné's genealogischem Kalender sind die drei wahlverwandtschaftlichen Gruppen, welche durcheinanderschweben, so närrisch-ergötzlich, wie man es von einem schönen Sommernachtstraum zu Rüdesheim oder am Johannisberg nur wünschen kann. Jede Partie hebt und trägt die andere, so daß sie miteinander einen ganz harmonischen Eindruck hervorbringen. Wollten wir eines dieser Elemente in einen andern Boden, in ein anderes Gedicht hinein versetzen, wollten wir z. B. Waldmeister und Rebenblüthe die Vermittelung des Liebesbundes zwischen Herr Heinrich und seiner Prinzessin übertragen, so wäre ohne Zweifel die Wirkung nach beiden Seiten hin vollständig gestört; das Elfenwesen wäre zu einem äußerlichen, bedeutungslosen Apparate degradirt, das Ritterthum aber durch eine zu seinem übrigen compakten Wesen so wenig passende träumerisch-ätherische Zuthat ganz aus seiner Stelle gerückt. Hier aber

ist die Mischung eine originelle und glückliche, und der Geschmack des Publikums hat, was sonst nicht immer zu seyn pflegt, dießmal mit seinem Beifall wirklich einen würdigen Gegenstand getroffen. Allerdings werden wir auch durch den Waldmeister an ein fremdes Vorbild erinnert und der Dichter selbst scheut sich nicht, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß er Shakespeare's Sommernachtstraum im Sinn gehabt habe; dieses Anschließen an ein so hochstehendes Muster thut aber der im Einzelnen durchaus selbstständigen Dichtung viel weniger Eintrag, als wenn eine aus allerlei heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzte Arbeit bald da bald dort an einen andern Dichter anklingt. Nur in einem Theil würden wir mehr Unabhängigkeit von dem Musterstück wünschen. Da nämlich Shakespeare der Elfenliebe in seinem Sommernachtstraum ein menschliches Seitenstück gegenübergestellt hat, so glaubte auch Roquette der Brautfahrt seines Waldmeisters ein solches Gegenbild aus dem Leben der Wirklichkeit geben zu müssen. Dadurch kommen wir aber aus der poetischen Symbolik heraus in die prosaische Allegorie hinein. Waldmeister und Rebenblüthe in die Tageswelt übersetzt sind der Jäger und die Winzerin. Das letztere Paar ist also nichts anders als der prosaisch-wirkliche Doppelgänger des ersteren. Man fühlt es diesem Verhältniß des Weidmanns zu der schönen Winzerin zu sehr an, daß es nur ein äußerlich hereingezogenes Gerippe einer ordinären Liebesgeschichte, nicht aber ein in freiem Fluß mit dem übrigen zusammengehendes poetisches Ingrediens des Gedichts ist. Dieß ist aber der einzige prosaische Mißklang, der uns den sonst so harmonischen Geist dieses Mährchens stört. Dasselbe ist allerdings nur eine poetische Phantasie, ein Traumgebild, aber es nimmt eine ausgezeichnete Stelle unter den erzählenden Gedichten deßwegen ein, weil es mit dem modernen Bewußtseyn nirgends in Conflikt kommt, sondern ein Lieblingselement desselben, und zwar ein an sich poetisches, wirklich auch dichterisch darstellt.

Neben Roquette haben wir in unserer lyrischen Rundschau Fischer genannt und sehen uns veranlaßt, sie auch hier wieder nebeneinanderzustellen, obgleich sich die tiefgehende Verschiedenheit dieser beiden Dichter in ihren epischen Dichtungen noch ungleich mehr offenbart als in den lyrischen. Fischer ist hier zu nennen wegen der in der Sammlung seiner Gedichte enthaltenen „Bilder vom Bodensee." Diese lyrisch-epischen Bilder sind allerdings formell weniger vollendet

als die lyrischen Gedichte; die Phantasie ist in ihnen noch zu überquellend und unstet; ihrem Inhalt nach aber, in Beziehung auf Originalität, auf Kraft und poetische Anlage überhaupt sind sie wohl noch bedeutender als jene. Hiemit stimmt im Allgemeinen auch die ausführlichste Kritik, die wir über diesen neuen Dichter haben, die von H. Kurz jüngst im Morgenblatt veröffentlichte, überein. Er geht gleichfalls davon aus, daß diese Abtheilung, obwohl voll dichterischer Schönheiten, schwächer sey als die beiden vorhergehenden; aber, fährt er fort, man werde dem Dichter auch hier mit persönlichem Antheil folgen, wie er auf dem schönen schwäbischen Meere unstät und ruhelos nach den Städten und Ländern umher, nach der Schweiz und ihren Alpen, durch Geschichte und Dichtung schweife, sehnsüchtig nach einem Gegenstand suchend. „Es ist ein uferloses Meer von Gefühlen und Gedanken, ein höchst melodisches Präludiren, eine Ouvertüre, zu der freilich das Stück selbst fehlt. Wohl selten hat ein Dichter in so poetischer Form nach einem poetischen Stoff umhergespäht."

Die Form ist allerdings noch nicht zu vollständiger Einheit und durchsichtiger Rundung gelangt, allein sie erinnert an das Höchste: einerseits kommt uns Byrons Childe Harold, andererseits Schillers Glocke in den Sinn, so sittlich-ernst und homiletisch-feierlich ist der Ton, der hier durchaus herrscht, und die einzelnen Theile lassen auch in Beziehung auf Schönheit des Ausdrucks und der Anordnung nichts zu wünschen übrig. Man nehme nur den dritten Gesang! Wie vortheilhaft unterscheidet sich die ächt poetische Anschauung des ausgebreiteten Seegefildes von dem gewöhnlichen Klingklang, mit dem uns die erzählenden Dichter immer wieder kommen zu dürfen glauben. Der Dichter möchte wissen, was die unruhvollen Wasser den langen Sommertag mit Rieseln, Laufen und Wellenschlag erschleichen und erhaschen wollen,

Wenn sie mit weicher, kühler Hand
Streicheln das warme Uferland,
Und unter schlürfendem Entzücken
Tragen vergnügt auf flinkem Rücken
Davon das Blüthlein eines Baumes,
Im leisen Ufertraum erhascht,
Die Leichte eines Vogelflaumes,
Im Spiel mit Winden überrascht,
Und immer, immer wieder kommen,
Wie oft beglückt sie schon entschwommen.

So rastlos pflegt ein Herz zu wandern,
Um immer neue Liebeszeichen
Von theuren Händen zu erreichen,
Und sie zu legen zu den andern.
Und ob es käme ohne Zahl
Und tausendfältig bät' und nähme,
Es nähme nie zum letztenmal,
Damit es ewig wieder käme.

Diese rastlose Sehnsucht findet dann am Schluß des Gesangs die süßeste Ruhe und Kühlung, wodurch sich das ganze Bild aufs trefflichste abrundet.

O Nacht, die bis zur Seele gleitet,
Der Liebe, die auf heißen Pfühlen
Sich deinem Kuß entgegen breitet,
Der Sehnsucht Glut in ihm zu kühlen,
Sey mir gesandt, mit dir zu schweifen,
Mit frischer Jünglingsarme Macht
Im Wellenbade auszugreifen,
O Liebesnacht, du süße Nacht!

Ebenso fehlt es dem Inhalt im Ganzen allerdings an der rechten anschaulichen Einheit, an dem hervorragenden Mittelpunkt; dieß kann aber einestheils gerade bei diesem Inhalt gar nicht anders seyn und anderntheils ist der Plan, den der tiefer blickende Leser herausfinden wird, doch so schön, daß er nach der Handgreiflichkeit des äußeren Rahmens wenig verlangen wird. Die Absicht des Dichters ist nämlich keine andere als die: in dem trauten Rahmen des Familienbewußtseyns die Naturanschauung, die Geschichte, die psychologische Selbstschau sich zur Heimathbegeisterung concentriren zu lassen. Natur und Leben sind unter den Gesichtspunkt der ehlichen Liebe gestellt und erweitern sich von demselben aus zur Vaterlandsliebe. Wir haben diesen Dichter im Hinblick auf seine lyrischen Gedichte den unter allen modernen am meisten ethischen, den Dichter eines sittlichen Idealismus genannt; Jeder findet an ihm eine von aller äußeren formellen Nachahmung freie Verwandtschaft mit dem Schiller'schen Pathos. Dieser ethische Charakter seiner poetischen Individualität muß nun gerade in einer solchen epischen Dichtung am deutlichsten hervortreten; hier hat sie das weite Feld, Natur und Leben mit der Fülle ihrer sittlichen Anschauung zu durchdringen, von Allem die geistige, ethische Bedeutung herauszukehren.

Denn aller Höh' und Tiefe Leben,
So fest es auch sein Gut verschließe,
Muß doch dem Menschen sich ergeben,
Daß er's durchdringe und genieße.

Dieß ist die Intention des Dichters, wenn er die ihm neue Welt des See's anschaut. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß die beiden schwäbischen Dichter, Mörike und Fischer, ihre epischen Scenerien an den Bodensee, an ihr Meer verlegen. Dieß hat zunächst ohne Zweifel den Grund, daß die dichterische Phantasie, insbesondere des Binnenländers, nach dem räumlich Unbegrenzten als der ihrer inneren Unendlichkeit adäquatesten äußeren Erscheinung strebt. Diesem Gefühl sind die Worte der Sehnsucht entsprungen:

Ja, Liebe, käm' ich erst an's Meer,
Wie wollt' ich hohe Flüge wagen!

Da dieser Wunsch aber an der äußern Schranke scheitert, so soll wenigstens das erreichbare Binnenmeer den Dichter mit Schätzen zu einem tröstlichen Gedicht beladen.

Gott hat in unser kleines Leben
So starke Schwingen nicht gegeben;
Doch über still'rer Wasser Raum
Läßt er mich träumen den Meerestraum.

Dieß weist uns auch noch auf einen specielleren Entstehungsgrund dieser Seepoesien hin. Die breite, spiegelklare Wasserfläche ist recht eigentlich ein Symbol der epischen Ausbreitung; wie die Lyrik den hüpfenden Bach, den einsamen, romantisch-wilden Bergstrom sucht, so liebt das Epos den ruhigen, behaglich vermittelnden, durch den regsten menschlichen Verkehr belebten See, um das rührige Leben an seinen Gestaden zu schildern oder auf der Meerfahrt in seiner Tiefe ein anderes, neues Leben zu finden. Das eine hat Mörike gethan, das andere thut Fischer. Er möchte von der Oberfläche auf den Grund dringen, um hier ein neues, starkes Leben zu entdecken, um mit der gewonnenen Weisheit „als ein Heilsapostel durch das dürre, schmachtende Land zu ziehen.“ Die ganze geistige Welt, die verschiedensten Beziehungen in Kunst und Politik erschließen sich ihm auf der Tiefe. Aber von allem hinweg sehnt er sich wieder an das Herz der Liebe, nach dem nächsten traulichen Daseyn.

Die Stelle, die wir hiezu noch anführen wollen, erinnert namentlich durch ihren ganzen Ton an Schiller, ohne daß doch jemand den jüngern Dichter irgendwie eines Mangels an Selbstständigkeit nach Form und Inhalt beschuldigen könnte.

Da sah ich unendlich verlassen hin
Auf des Lebens traurige Leere,
Auf des Daseyns rohe Begier,
Ohne der Liebe und Sitte Zier,
Hatte mich in dem wüsten Leben
Schon selber trostlos aufgegeben.

Doch da so elend ich gewesen,
Bin durch die Treue ich genesen;
Da hat mein vielgeprüftes Lieben
Zu dir mich siegreich heimgetrieben,
Da hielt mich länger die Tiefe nicht.

Haben wir also in diesen Bildern vom Bodensee auch noch kein Epos, so sind sie doch gewiß ein sehr melodisches und poetisches Präludium, eine schöne Ouverture, auf welche wohl auch das Stück selbst bald folgen könnte. Wir halten den Dichter hiezu für besonders berufen wegen seiner sittlich-idealen Begeisterung. In dem Familienbewußtseyn, in der ehelichen Liebe, wie sie sich zur Vaterlandsliebe erweitert, hat er schon ganz die Themate gegriffen, welche wir für das rechte Substrat eines originellen modernen Epos halten. Es fehlen also nur noch die concreten Gestalten, und diese wird er hoffentlich nicht unter den mittelalterlichen Helden und Kriegern, sondern in dem Leben der Gegenwart suchen.

Das letzte Gedicht, das wir uns noch zu besprechen vorgesetzt haben, ist: „der Trompeter von Säckingen, ein Sang vom Oberrhein von J. V. Scheffel." Schon lange hat uns keine poetische Erscheinung in höherem Grade angesprochen als diese. Es ist sehr schwer denen, die diesen Sang nicht selbst gelesen haben, eine irgend genügende Vorstellung von seinem eigentlichen Wesen beizubringen; man kann ihn unter keine der gewöhnlichen Gattungen subsumiren, sondern muß von dem hergebrachten Schematismus ganz absehen. Ein komisches, humoristisches, burleskes Gedicht ist es freilich, aber doch wieder von einer ganz anderen Sorte des mock-heroic. als die wir gewöhnlich zu lesen bekommen, und die wir

insgemein als die Hudibras'sche bezeichnen möchten. Es würde auch zu nichts führen, den Inhalt genau zu analysiren, die „Geschichte" anzugeben, wie ein junger Trompeter die Tochter des alten Freiherrn liebt und endlich „mit Liebe und Trompetenblasen sich ein adlich Weib erringt," weil der Papst ihn zu seinem Kapellmeister und zu einem Marchese gemacht hat. Die Geschichte ist natürlich hier sehr die Nebensache. Wir ahnen freilich, daß unter dieser humoristischen Geschichte eine andere wahre und ernste, vielleicht die Lebensgeschichte des Dichters selbst, versteckt seyn könnte, und durch diese Duplicität erhält unser Genuß noch eine besondere Würze; dieses Interesse ist aber auf jeden Fall immer nur ein untergeordnetes, nebenhergehendes. Die Hauptbedeutung des Gedichts finden wir darin, daß der Verfasser die ganze Bildung unserer Zeit als eine überreife betrachtet, welche nothwendig zusammenbröckeln müsse, wie die Rinde eines abstehenden Baumes. Er selbst kennt alle Elemente dieser Bildung und zerreibt sie gleichsam in den Händen, um aus diesen Splittern und Bruchstücken ein buntes Mosaik zusammenzusetzen, in welchem wir ein ganz eigenthümliches Bild der Gegenwart erhalten. Hierin finden wir dann gerade auch die Berechtigung, das Zeitgemäße dieses Gedichts. Thaten und Personen sind nicht das Große, welches unsere Zeit kennt, sondern Ideen; der Gedanke ist der einzige Held, den die Gegenwart kennt; daher war es gewiß ein glücklicher Wurf, diesen Helden einmal allein schalten zu lassen und ihm einen wirklichen, körperlichen Helden nur gleichsam als Schildträger, als Garderobepuppe beizugesellen. In vollem Ernst, mit pathetischer Grandezza aber können diese modernen Ideen auch nicht wohl auf der Bühne erscheinen, da die Zeit zwar reich an Geist und Witz, aber arm an allgemein ernstlichem Pathos ist; die verwitternden modernen Verhältnisse lassen sich nicht gut mit ernstem Griff anfassen, ohne daß sich einem die Splitter in die Hand drücken; daher mußte der poetische Instinkt selbst dahin treiben, dieß humoristisch zu thun. Das verschiedenste streift nun dieser Humor an, sociales Leben, Politik, Literatur; überall Anspielungen, Reminiscenzen, Trümmer einer aufgelösten, zerschlagenen Bildung. Es ist sehr erklärlich, daß ein solcher Dichter vielfach mit der ironisch genialen Richtung Heine's zusammentrifft; namentlich in den lyrischen Gedichten, welche eingefügt sind, tritt diese Aehnlichkeit aufs stärkste hervor, z. B.

In dem Mittelpunkt der Dinge
Stehn zwei alte weiße Katzen,
Diese drehn der Erde Achse,
Dieser Drehung Folge ist dann
Das System der Jahreszeiten.

Für den Denker, der die Gründe der Erscheinung kennt, ist es also nicht befremdlich, daß jetzt Mai ist; worüber aber ist mir das Aug so beweglich, das Herz so erreglich im Monat Mai, warum

Muß im Tag ich sechzehn Stunden
Zum Balcon hinüberschielen,
Nach der blonden Apollonia,
Nach der schwarzen Jüdin Rahel?

Bei diesen Gedichten wird allerdings jeder zunächst an Heine denken; sie gehören aber schon an sich nicht zu den bloß äußerlichen Nachahmungen, wie wir sie sonst so häufig treffen, und dann ist Scheffel nach seiner ganzen Richtung doch wieder von Heine sehr verschieden. Gemein hat er mit ihm allerdings die überhaupt allgemein-moderne Autonomie des Subjekts, aber seine Lebensanschauung ist bei allem genialischen Uebermuth doch eine weit ernstere, positivere; es ist nicht der Nihilismus der Ironie, sondern die Freiheit des Humors, welche ihn über das Bestehende, über die empirische Existenz hinweghebt. Durch diese lustigen, bunten Bilder zittert daher doch im Grund ein schmerzlicher, wehmüthiger Ton. Der Dichter träumt über das Loos der Endlichkeit, daß eine Kultur nach der andern abstirbt; er ist eine zu gesunde Natur, um sich dadurch seinen Humor verbittern zu lassen; aber warnen und wecken möchte er, nicht mit der Trompete, aber mit der Peitsche des Harlekins, die noch unmittelbarer und handgreiflicher hinreicht. Die Historiker und Politiker mögen sich mit ihm streiten, ob der Untergang, den er einer sich nothwendig überlebenden Kultur prophezeiht, gerade unter den historischen Modalitäten vor sich gehen wird, die ihm vorschweben, wenn er sagt, daß wenn einst am Rhein der letzte Sproß germanischen Geblüts zu den Vätern heimgegangen, andere dort wandeln und liebend schwärmen werden.

Kennt die Männer Ihr? — sie haben
Etwas plattgedrückte Nasen,
Ihre Ahnherrn trinken jetzo
Fern am Ural und am Irtisch
Zukunftssicher ihren Branntwein.

Auf jeden Fall aber hat er nur zu sehr Recht mit dem, was er über die Gedankenlosigkeit und Zerrissenheit dieses Geschlechts klagt, welches dadurch ein solches Geschick, die Sündfluth einer neuen Völkerwanderung wohl über sich heraufbeschwören könnte. Wollen wir sie auch nicht im nächsten buchstäblichen Sinn nehmen, so ist seine Warnung doch gewiß wohl zu beherzigen:

Harmlos Volk! in Selbstbetäubung
Werdet Ihr noch lyrisch tollen,
Wenn vernichtend schon des Ostens
Tragisch dumpfe Donner rollen!

Haben wir uns von dem lustigen Trompeter nicht mystificiren lassen und seine Stückchen, die nichts anderes seyn sollten als eine Serenade für die schöne Margarethe, mit kritischer Superklugheit für eine seriöse, große Zeitsymphonie genommen? Daß er sich hingesetzt habe, um aus seinem Gedicht ein die Zustände der Gegenwart spiegelndes Epos zu machen, glauben wir natürlich auch nicht; aber es ist in der That ein solches geworden und es lag dieß wenigstens ganz in der Stimmung des Dichters. Seine eigentliche Gesinnung wird man in den „Liedern des stillen Mannes" suchen müssen, in denen uns ein Denker geschildert wird, der einst auch „die Blicke scharf wie ein junger Aar, das Herz von Hoffnung umflogen, mit der reisigen Schaar in den Kampf des Geistes gezogen." Das war ein Reiterspaß, dem fliehenden Heer den breiten Rücken zu bläuen!

Doch kamen auch wir an jenes End',
Zu wissen, daß Nichts wir wissen!
— Da hab' ich langsam mein Roß gewend't,
Und mich des Schweigens beflissen.

Nun freuen ihn seine alten Waffen nicht mehr, doch will er sich deßwegen nicht als wehrloser Mann necken lassen; „noch reicht ein Blick, um das Eulenpack und die Fledermäuse zu verjagen, noch reicht ein Eselskinnback, um den Philisterschwarm zu erschlagen." — Diese Selbstbetrachtungen des „stillen Manns," die sich in den Worten abschließen:

Auch der sey stolz, der sonder Preis
Des Denkens Kampf gefochten,

drücken ganz die moderne Stimmung aus, das Bewußtseyn eines Mannes, der den Kampf der Geister freudig mitgefochten, ohne durch den Sieg zu einem positiven Resultat zu gelangen, der sich nun zur Ruhe gesetzt hat und des Schweigens sich befleißt, ohne aber deßwegen umzuschlagen, sondern auf die Zukunft wartet; denn ob auch noch manch ein Räthsel ungelöst in die Welt von heute hineinragt,

> . . . ist dein sterblich Theil verwest,
> So kommen andre Leute.

Wir täuschen uns also schwerlich, wenn wir annehmen, daß unter dem heitern Scherz hier ein tiefer Ernst verborgen ist. Man könnte allerdings verlangen, daß derselbe sich auch positiver und zukunftsmuthiger ausspreche; auf der andern Seite wird man jedoch nicht läugnen können, daß gerade so die allgemeine Stimmung der Zeit am besten ausgedrückt werde, welche, die Waffen zu den Füßen, die Arme über einander gelegt, ruhig dasteht wie ein Soldat in Friedenszeiten, aber in Kriegsbereitschaft und gerüstet, auf den ersten Ruf wieder einzutreten.

Sehen wir nun, nachdem wir die verschiedenartigsten epischen Produkte im Einzelnen kennen gelernt haben, zurück und suchen ein für die künftige Entwicklung maßgebendes Resultat aus dieser Revue zu gewinnen, so werden wir das bestätigt finden, was als leitender Grundsatz für die Einzelbetrachtung gleich zu Anfang aufgestellt wurde. Die althergebrachten Vorstellungen von einem kriegerischen, heldenhaften Epos können den modernen Versuchen nur störend in die Quere kommen; es ergeben sich aus ihnen immer nur manierirte Copien, aufgewärmtes Rococo, nie aber Eigenthümliches, selbstständig Ergreifendes. Will man bei einem erzählenden Gedicht doch in die Vergangenheit, insbesondere in das Mittelalter, zurückgreifen, so sollte man sich wenigstens frei halten von moderner Sentimentalität, die ritterliche, kriegerische Geschichte in ihrer Reinheit und Strenge belassen und sie nicht mit allerlei fremdartigen Tendenzen versetzen. Dieses letztere war es gerade, was wir als den Hauptstein des Anstoßes erkannt haben, an dem fast alle Versuche dieser Gattung scheiterten. Der Stoff, den man für das moderne Epos zu wählen hätte, sollte also dem Leben der Gegenwart entnommen seyn. Dieses ist aber kein kriegerisches; wir haben keine

Zeit der großen Thaten, sondern der sich ausbreitenden und durchdringenden Gedanken. Somit wären wir auf die philosophische Poesie angewiesen, die wir auch allerdings keineswegs so vornehm und schlechthin verwerfen wollen, wie man dieß gemeinhin thut. Trotzdem daß er durch und durch philosophisch und reflektirt ist, bleibt Lenau doch der größte Dichter der neuern Zeit. Immerhin aber ist das subjektive Pathos theils überhaupt nicht die für vollkommene poetische Gestaltung geeignetste Form des Bewußtseyns, theils steht es ganz speciell mit dem Zug der Zeit, welcher nach Allgemeinheit und Objektivität geht, im Widerspruch. Wir sehen uns daher auf die allgemeinen Mächte des unmittelbaren Lebens und die aus ihnen hervorgehenden breiteren Zustände als auf das wahrhaft Moderne und Epische verwiesen. Hiebei wäre aber das Herabsteigen zu einer trivialen, unpoetischen Wirklichkeit, das ordinär Dorfgeschichtliche, ebenso zu vermeiden wie auf der andern Seite die unnatürliche, copirte Gespreiztheit des Heldenthums. Es kann nun allerdings kein Gedicht genannt werden, das diesen unsern Anforderungen ganz entspräche; augenscheinlich aber ist nicht nur, daß die Poesie sich überhaupt in der jüngsten Zeit mit besonderer Vorliebe wieder dem Epos zuneigt, was wir als eine in dem Wesen der Zeit selbst begründete Erscheinung ansehen zu müssen glauben, sondern daß insbesondere die bedeutendsten und originellsten Anläufe zum Epos gerade von dieser allgemeinen, objektiven Basis aus genommen werden. Die neuesten Rittergedichte halten wir nur für eine augenblickliche Mode, für eine schnell und auf immer vorübergehende Erscheinung. Es ist daher wohl nicht ohne Grund, wenn wir gerade jetzt die Zeit gekommen glauben für eine bedeutendere epische Leistung, welche das Leben der Gegenwart mit seinen bewegenden Mächten, insbesondere mit seinen sittlichen Ideen, zum Gegenstand haben soll. In den zuletzt besprochenen Gedichten wollen wir die ernste wie die komische Ouverture hiezu erblicken.

Die Handelsgeschichte des rothen Meeres,

in Bezug auf das Problem einer Durchstechung der Landenge von Suez.

Die Entdeckung des westlichen und östlichen Seeweges nach Indien am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts war von außerordentlichen politischen Folgen für unsern Welttheil. Bisher hatte sich die dichtere Bevölkerung, die größte militärische Kraft, der materielle Reichthum und die materielle Civilisation, Kultur, Kunst und Wissenschaft in den Uferstaaten des Mittelmeeres befunden. Seit jener Zeit aber erschlaffen allmählig diese Ufer, während es mehr und mehr am Nordrande unseres Welttheiles lebendig wird. Das griechische Kaiserreich verfault, Genuas Macht schmilzt dahin, Venedig altert, Aegypten entvölkert sich, das schwarze Meer verödet, während zuerst die Portugiesen, dann die Franzosen, die Spanier, die Holländer und zuletzt die Britten ihre Flaggen entfalten und jede dieser Nationen eine Zeit lang nach der Herrschaft über die Oceane trachtet. Diese Verrückung und neue Acclimatisirung der Civilisation hing mit sehr vielen gleichzeitigen Ursachen zusammen, die wichtigste von ihnen war jedoch jedenfalls die Ablenkung des indischen Handelsverkehrs aus dem schmalen Bette des arabischen Meerbusens nach dem Ocean, so daß alle atlantischen Uferstaaten jene Vortheile genossen, welche früher ausschließlich den Küsten des Mittelmeeres zu Gute kamen. Jetzt wo bereits eine Eisenbahn das rothe Meer und den Nil verbindet; wo man damit umgeht das mediterraneische Becken durch einen Kanal in eine ungestörte Verbindung mit dem indischen Ocean zu setzen, und der klassische Handelsweg nach Indien sich neu beleben wird, darf man vielleicht fragen, ob wir nicht nach einem Interim von drei Jahrhunderten erleben

sollen, daß die edelsten Blüthen und Früchte menschlicher Geselligkeit abermals am Mittelmeere gedeihen und die Kultur wieder vom atlantischen Rande des Festlandes sich nach den mediterraneischen Gestaden zurückbewegen werde. Die Möglichkeit oder Unwahrscheinlichkeit einer solchen Erscheinung ist der Gegenstand dieser historischen Untersuchung. Für den Nutzen geschichtlicher Forschung ist es wohl unnöthig vor dem gesammten Leserkreis dieser Blätter Worte zu verlieren. Die Geschichte ist überall belehrend, was sie uns auch offenbaren mag. Wo wir Analogien mit der Gegenwart antreffen, enthüllt sie uns manchmal den Blick in die Zukunft, und da, wo wir sagen dürfen, daß wir von Dingen vernehmen, die auf immer vergangen sind und niemals wiederkehren werden, entdecken wir erst an dem Unterschied zwischen Sonst und Jetzt den innern Werth der gegenwärtigen Zustände, die Ursachen, die sie erzeugten, und mit den Ursachen, die Motive, welche uns eine längere Dauer des Bestehenden vermuthen lassen.

„Die Hauptrichtung des ganzen Festlandes von Europa (Südwest gen Nordost) ist den großen Erdspalten entgegengesetzt, welche sich (Nordwest gegen Südost) von den Mündungen des Rheins und der Elbe durch das adriatische und rothe Meer, wie durch das Bergsystem des Puschti-Koh in Luristan, nach dem persischen Meerbusen und dem indischen Ocean hinziehen. Ein solches fast rechtwinkliges Durchkreuzen geodästischer Linien hat einen mächtigen Einfluß ausgeübt auf die Handelsverhältnisse von Europa mit Asien und dem nordwestlichen Afrika, wie auf den Gang der Civilisation an den vormals glücklicheren Ufern des Mittelmeeres.[1]" Diese Worte des größten deutschen Kosmographen enthalten den Aufschluß über die ältesten und größten Kulturerscheinungen, deren Schauplatz das Nilthal, das Zweistromland zwischen Euphrat und Tigris, die syrische Küste und die beiden „Promontorien" des Mittelmeers waren, wie ein geistreicher Historiker des fünfzehnten Jahrhunderts die griechische und italienische Halbinsel nennt.

Von jenen beiden großen Parallelspalten, welche vom indischen Ocean hinaufführten bis zu dem Quellengebiet des Euphrat und Tigris und zur Landenge von Suez, gehört die letztere vornehmlich in das Bereich unserer Untersuchung. Die Natur hatte nicht bloß

[1] Kosmos I, 319.

durch das Bett des rothen Meeres eine unschätzbare Wasserverbindung nach dem Mittelmeere gewährt, es fand sich auch für die weiteren Fahrten bis zum Ostrande des asiatischen Festlandes eine atmosphärische Institution vor, welche außerordentlich beigetragen hat, den Völkerverkehr in jenen Zeiten schon zu erweitern, wo die Instrumente des Verkehrs außerordentlich gebrechlich und unbehülflich waren, nämlich durch regelmäßig halbjährige Wechsel von Winden zwischen den Südküsten Asiens und dem Aequator.

Noch ist der Ursprung der Moussons oder Monsune physikalisch nicht hinreichend erklärt. Bekanntlich findet sich sowohl auf dem atlantischen Meere als in der Südsee in der Nähe des Aequators die Region der Windstillen, während nördlich und südlich die Region des Nordost- und Südostpassates sich ausbreitet. Das Phänomen ist jedoch beweglich, indem es je nach der Jahreszeit oder nach dem Stande der Sonne südlich und nördlich vom Aequator herauf oder herunter rückt, wenn man diesen nachlässigen Ausdruck verstatten will. Man hat aber bemerkt, daß auf dem atlantischen Meere diese Bewegung unter gleichen Breiten sehr verschieden ist, daß „das Gesammtphänomen des Passats nicht parallel mit sich herauf und herunter rückt, sondern wie eine schwingende Saite sich bewegt, die ihre Knotenpunkte im westindischen Meer, ihre größte Schwingungsweite im indischen Ocean hat, wo sich der Passat deßwegen in den Mousson verwandelt. Wie diese Extreme im Innern von Afrika in einander übergehen, d. h. wie der Passat zum Mousson wird, wissen wir nicht, da die meisten afrikanischen Reisenden der Meteorologie vollständig ihren Tribut entrichtet zu haben glauben, wenn sie sich über ausgestandene Hitze beklagen.[1]"

Im indischen Ocean nun bis zum Aequator herrscht vom April bis Oktober der Südwest- und vom Oktober bis zum April der Nordostmousson, so daß also für die Hin- und Rückfahrt in jenen Breiten sich um die bestimmte Zeit der günstigste Wind für Segelschiffe einstellt und der Handelsverkehr sich nur dieser außerordentlich bequemen Pendelschwingung anzuvertrauen brauchte. Die Moussons machen sich nicht im rothen Meer bemerklich wie im indischen Ocean, doch gibt es auch dort für die Schifffahrt zwei bestimmte Jahreszeiten. Vom Mai bis im November herrscht auf der ganzen

[1] H. W. Dove, Poggendorffs Annalen. 1855. Nr. 1. S. 50.

Ausdehnung des rothen Meeres der Nordwind, von jener Zeit an aber weht ein öfters durch Ungestüm gefährlicher Südwind von der Bab el Mandeb bis nach Dschidda hinauf, während aus den höheren Breiten der Nordwind sich nie verdrängen läßt. Dschidda ist der Berührungspunkt beider Luftströmungen; dort sind Windstillen und Windwechsel daher häufig und leicht erklärlich. Es wäre nun zu keiner Jahreszeit möglich für ein Segelfahrzeug von Dschidda nach Suez hinaufzufahren, wenn nicht der Nordwind sich bisweilen legte. Dann stellt sich während der Nacht, wie überall an den südlichen Küsten, der Landwind ein, und mit Hülfe dieser Brisen allein ist es möglich, daß die arabischen Schiffe bis nach Suez hinauf gelangen. Aber auch europäische Fahrzeuge brauchen im günstigsten Fall dreißig Tage von der Bab el Mandeb bis Suez, während sie die Rückfahrt in 7—8 Tagen vollenden.[1] Ohne Kenntniß dieser Thatsachen bleibt die Handelsgeschichte des rothen Meeres völlig unverständlich. Man wird nämlich dann erst begreifen, warum die Schiffe auf der halben Höhe des rothen Meeres ehemals löschten und die Waaren auf Lastthieren durch die Wüste nach dem Nil gebracht wurden, und ebenso wird man im voraus errathen, daß Dschidda ein bedeutender Handelsplatz werden mußte, wenn auch Mekka als heilige Stadt die frommen Pilgerschaaren des Morgenlandes niemals an sich gezogen hätte.

Der älteste Handelsverkehr und der erste Keim eines Welthandels bewegte sich im Bette des rothen Meeres. Man glaubte bis vor Kurzem noch, Aegypten müßte schon vor der Zeit der Hirtenkönige einen Handelsverkehr mit China besessen haben, weil man in einer Grabstätte der Pyramiden einen angeblichen Porcellanflacon gefunden haben wollte.[2] Das Porcellan war aber weder Porcellan noch konnte es chinesisches Porcellan seyn, da, wie der große Sinolog Stanislas Julien, der Uebersetzer des Hiuen-Tsang bewiesen hat, die Erfindung des Porcellans in die Zeit zwischen 185 vor und 87 nach Christus fällt.[3] Weit besser beglaubigt ist ein sehr frühes Erscheinen seefahrender Hindu's an der Mündung des rothen Meeres. Die Vedischen Hymnen und Manu's

[1] V. Fontanier, voyage dans l'Inde. Paris 1844. Tome I. p. 64.

[2] Dieser Irrthum findet sich leider wiederholt in der ersten Auflage von Dunkers Geschichte des Alterthums (I, 89), sonst einem Muster populärer und geschmackvoller historischer Darstellung.

[3] Revue Archéol. 1855. p. 701.

Gesetzbuch gedenken der Seefahrten des arischen Hindus, für deren westliche Ausdehnung eine höchst wichtige Urkunde in dem Namen der Insel Socotora vorhanden, von den Hellenen Dioskorides genannt, verderbt aus dem Sanskritnamen Dvipa sukhatara, was soviel bedeutet als „glückliche Insel.“[1] Wenn nach den buddhistischen Legenden, wie Burnouf angibt, zu Buddha's Zeiten der Campher schon an den üppigen Höfen der indischen Fürsten gekannt wurde und dort seinen Sanskritnamen (Karpûra, weiß) erhielt, so muß bereits ein Verkehr mit der indisch-chinesischen Inselwelt bestanden haben, wie ebenso die Spuren eines Handelsverkehrs mit Sandelholz und Perlen auf einen Handel nach der Malabar- und Coromandelküste uns hinweist.

Die ersten Versuche direkter Schifffahrtsverbindung nach Indien mit Benutzung des rothen Meeres sind die bekannten Hiram-salomonischen Ophirfahrten. Salomon erlaubte dem Könige von Tyrus im Meerbusen von Akaba bei Ezion Geber Schiffe zu rüsten, und beide Könige betrieben nun in Gesellschaft den Handel nach Indien. Sie brachten aus Ophir indische Waaren, Zinn, Baumwolle, Narden, Algilaholz, Sandelholz, Edelsteine, Elfenbein, Affen und Pfauen zurück. Die Namen dieser Produkte sind dem Sanskrit entlehnt.[2] Auch Gold und Silber[3] sollen sie aus Ophir mitgebracht haben. Hatte aber der Name dieses Landes der gelehrten und nie zu schlichtenden Controversen Verwandtschaft mit dem indischen Abhira, so muß die Erwähnung des Goldes und noch mehr des Silbers uns höchlich überraschen, wenn nicht schon damals Schifffahrtsverkehr zwischen Indien und der ostafrikanischen Ostküste bestand, wo das Gold einen der hauptsächlichsten Ausfuhrartikel bildete. Eben so

[1] Dieß sind die *Νῆσοι εὐδαίμονες* des Diodorus Siculus (III, 47) wohin die Indienfahrer aus dem von Alexander erbauten Hafenplatze an der Spaltung des untern Indus (*ἐκ Ποτάνας, ἣν Ἀλέξανδρος ᾤκισε παρὰ τὸν Ἰνδὸν ποταμὸν, ναύσταθμον ἔχειν βουλόμενος τῆς παρὰ τὸν Ὠκεανὸν παραλίου.*) In der That bedeutet der Name **Pôtâla** nichts anderes als Stapelplatz. (Chr. Lassen Ind. Alterth. I, S. 97.) Lassen (II, 580) hat außerdem nachgewiesen, daß nicht bloß Socotora, sondern wahrscheinlich auch **Nogara** im Sabäerlande des Namens wegen als indische Niederlassung betrachtet werden darf, ja daß in der geselligen Ordnung (Kasten) der Völker des glücklichen Arabiens der Einfluß dieser indischen Ansiedler gespürt werden dürfe.

[2] Lassen, Ind. Alterthümer II, 553.

[3] Reg. III, 10. 21 wird jedoch hinzugefügt, alle Tempelgeräthe Salomons seyen aus Gold verfertigt gewesen: **non erat argentum, nec alicujus pretii putabatur in diebus Salamonis.**

leicht, als die seefahrenden Hindu Socotora besuchten, konnten sie auch bis Sofala vordringen. Muß man doch die Verbreitung der malaischen Race von den Sandwich-Inseln bis nach Madagascar und den südlichen Theilen der afrikanischen Ostküste als das älteste historische Denkmal einer uralten und weit reichenden Schifffahrtsverbindung im indischen Ocean betrachten.

Aegypten war bis auf eine sehr späte Zeit dem Handel und Völkerverkehr durch die Politik der Pharaonen verschlossen, und daraus erklärt sich wohl der seltsame Umstand, daß trotz der hohen materiellen Civilisation im Nilthale die Aegypter nicht den Gebrauch des Geldes oder, genauer gesprochen, metallener Münzen gekannt haben. Strabo (XVII. Caus. 355) schreibt Ramses II. (Sesostris)[1] den Plan eines Nilkanals nach dem rothen Meere zu. Gewiß hatte der große Eroberer weniger dabei Handelsverbindungen im Auge als die Absicht, seiner Kriegsflotte im rothen Meere eine Verbindung mit Aegypten zu sichern. Was er unvollendet ließ, nahm der große Sohn des ersten Psammetik,[2] Neku wieder auf. Er versuchte den pelusischen Nilarm mit dem rothen Meere zu verbinden, dießmal sicherlich zur Schöpfung von Handelsverkehr, weil nicht nur mit jener Dynastie die Fremden, namentlich die Hellenen Zutritt nach Aegypten erhielten, sondern auch das Pharaonenvolk durch seine sehr wahrscheinliche Schifffahrt um das afrikanische Festland den Meridian seines maritimen Ruhmes damals erreichte. Auch Neku vollendete das Werk nicht, welches stets für die militärische Sicherheit Aegyptens bedenklich bleiben mußte, da die Wüste, welche der Kanal befruchtet haben würde, immer gegen Eroberer, welche aus Kleinasien kamen, eine breite Schutzwehr des Nilthales bildete. Zwölf Myriaden Menschen kamen, versichert Herodot (Eut. 158) bei diesen öffentlichen Bauten um, die wahrscheinlich nur die Bitterseen erreichten. Fällt der erste Versuch dieser Bauten in das fünfzehnte, der zweite

[1] Vicomte de Rougé hat in dem Namen Sesostris eine Verstümmlung aus Ra-Sesesu oder Sesesu-Ri erkennen wollen. Sitzung des Institut de France 27. November 1854.

[2] Die ältere chronologische Forschung hatte sich über die Reihenfolge in der XXVI. Dynastie sehr stark getäuscht. Unser berühmter Aegyptolog Heinrich Brugsch versichert aber, daß nach den Stelen, die Herr Mariette im Serapäum gefunden, die Könige ohne Zweifel so gefolgt wären: Psammetik I. (anstatt Uah-het-re Ps. II); Neku; Psammetik II. (anstatt Nofer-het-re Ps. I). Reiseberichte aus Aegypten S. 81.

in das achte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, so wurden sie erst unter der Achämenidenherrschaft wirklich vollendet. Strabo (a. a. O.) versichert zwar, auch Dareios sey noch vor dem letzten Spatenstich von dem Gedanken abgestanden, denn auch er litt unter der Herrschaft des Vorurtheils, als besitze das rothe Meer ein höheres Nivau als das Mittelmeer und es werde deßhalb das eindringende Salzwasser die Befruchtung des Landes durch die Nilüberschwemmungen stören. Herodot indessen beschreibt uns diesen Kanal als vollendet und so breit, daß zwei Dreiruderer sich begegnen durften. Der Kanal lief oberhalb Bubastis vom Nil östlich nach den bittern Seen und von da südlich nach dem arabischen Meerbusen. Die Ptolomäer stellten den, wahrscheinlich durch Versandung, zerstörten Wasserpfad von Neuem wieder her, fanden es aber für nöthig ihn mit einer Schleuse zu versehen. Er blieb schiffbar über vier und ein halbes Jahrhundert bis zu Marc-Aurel und vielleicht bis Septimius Severus.[1] Gegen Ende des achten Jahrhunderts nach Christus muß er abermals wieder schiffbar gewesen seyn, denn Wallfahrer, die von Jerusalem zurückgekehrt waren, versicherten in Gegenwart des irischen Mönches Dicuil, der um 823 schrieb, man könne zu Schiff vom Nil in das rothe Meer gelangen.[2] Messudi († 956 nach Christus) dagegen erzählt, daß der ehemalige Kanal bei dem Orte „Krokodilschweif" in das rothe Meer gemündet habe und bei Kaikan mit einem andern Kanal in Verbindung stand, der bis nach Damiette führte. Da er aber zu Zeiten des Chalifen Raschid schon gänzlich vom Sande verschüttet worden war, so faßte dieser große Regent den Entschluß, die alte Schifffahrtsverbindung wieder herzustellen. Er gab aber den Gedanken wieder auf, weil er nach dem Nil nicht graben lassen wollte, um nicht zu viel des befruchtenden Nilwassers zu vergeuden, und nicht vom rothen Meer geradeaus nach Pelusium, um nicht den griechischen Piraten die Pforten nach dem rothen Meer zu öffnen.[3]

Ziemlich vollständige Nachrichten über den erythräischen Handel finden sich bei Strabo. Zu Eratosthenes' Zeiten ging die Schifffahrt

[1] Kosmos II, 204.

[2] Deinceps intrantes in naves in Nilo flumine usque ad introitum rubri maris navigaverunt. Dicuili de Mensura Orbis Terrae edd. Walkenaer. Paris 1803. p. 17.

[3] Messudi bei Quatremère Mém. géogr. sur l'Égypte I, 175.

nicht über die myrrhifera und cinamomifera regio,[1] das heißt also nicht über die Somaliküste und das östliche Horn von Afrika hinaus.[2] Noch zu Strabo's Zeiten scheinen die Araber ausschließlich den Handel mit Indien und Ostafrika betrieben zu haben, Alexandrien aber war schon damals das Debouché der Droguen, Gewürze und Pretiosen des Morgenlandes, die über Myos Hormos (Muris Portus) nach Coptos am Nil auf Kameelen gebracht wurden.

Einen großen Fortschritt bezeichnet es, daß unter der Römerherrschaft zuerst die Moussons für den indisch-alexandrinischen Handelsverkehr benutzt wurden. Hippalus soll der Name des Seefahrers gewesen seyn, der zuerst die Ueberfahrt nach Hindostan wagte, und ihm zu Ehren wäre dann der Südwest-Mousson (Favonius) Hippalus genannt worden. Dieses Ereigniß wurde erst kurze Zeit bevor Plinius schrieb (nunc primum certa notitia patescente) im Abendlande bekannt (Hist. nat. VI, 26). Die Indienfahrer gingen vor oder am Beginn der Hundstage von Myos Hormos oder Berenice ab und erreichten Ocelis an dem Bab el Mandeb in 30 Tagen. Mit Benutzung des Moussons (Hippalus) gelangten sie in 40 Tagen nach Muziris (das *μουζίρις* des Cl. Ptolomäus) an der malabarischen Küste, welches aber durch Piraten unsicher gemacht wurde, und den Schiffen nur eine so seichte Rhede gewährte, daß alle Waaren meilenweit auf Lichterschiffen an Bord gebracht werden mußten. Größere Bequemlichkeit bot der Hafen Barace[3] (Barotsche) an einem Flusse, der zur Verschiffung des Pfeffers aus dem Innern des Landes benutzt wurde. Die erythräischen Kauffahrer beeilten sich dort zu löschen und zu laden, denn noch im December traten sie die Rückfahrt an. Mittlerweile nämlich hatte sich der Nordostmousson eingestellt, der ihnen zur Ueberfahrt nach dem rothen Meere diente, wo sie um diese Zeit noch die Südwinde antrafen, die bis zur Höhe von Berenice hinauf herrschten. Von diesem Hafenplatz des rothen Meeres gingen die Karavanen in zwölf Tagen bis Coptos an den Nil. Die Praxis lehrte, sagt Strabo, daß es viel wohlfeiler sey (*ἐφάνη δὲ*

[1] Strabo XVI. (p. 529). *πέραν δὲ ταύτης οὐδένα ἀφῖχθαι φασὶ μέχρι νῦν.*

[2] Cooley on the Regio cinnamomifera of the Ancients Journal of the Royal Geographical Society. Vol. 19. P. II. p. 171.

[3] Das Barygaza des Periplus und des Ptolomäus und Bargosa des Strabon vgl. Lassen Ind. Alt. II. S. 525.

τῇ πείρᾳ πολὺ τὸ χρήσιμον), die schwierige Schifffahrt im nördlichen Theile des rothen Meeres aufzugeben und Coptos zum Emporium des indischen und arabischen Handels zu erheben. Als dieser Ueberlandweg zuerst eingeschlagen wurde, fehlte es noch an Wasserplätzen, und die Karavanen mußten ihren Bedarf auf den Rücken der Lastthiere mit sich führen, später aber wurden Brunnen gegraben und Cisternen angelegt. Von Myos Hormos rechnet Strabo sechs, von Berenice Plinius zwölf Tage- oder vielmehr Nachtmärsche. Man richtete sich auf dem Wege nach den Gestirnen und rastete am Tage über in den Caravanserais (aquationum ratione mansionibus dispositis). Wenn man Plinius glauben darf, war der Handel nach Indien völlig „passiv" und die edlen Metalle hätten damals mehr denn je die Tendenz eines Ausströmens nach Osten besessen. Er beklagt diese Ausfuhr von Gold an mehreren Orten (VI, 26, 33); eine Erscheinung, die schon unter Tiber die Besorgniß des römischen Senates erregte und der man gern abgeholfen hätte. (Tacit. Ann. III, 53.) So hatte auch Strabo schon am Hafen von Alexandrien die Bemerkung gemacht, die Ausfuhr nach dem Abendlande müsse viel mehr betragen, als die Einfuhr, da die Kauffahrer „um vieles leichter ankämen als abgingen" (Strabo XVII. Caus. p. 545).

Sehr schwer lassen sich dem Schauplatz dieses Völkerverkehrs seine Grenzen stecken. Besäßen wir noch die Schriften des Marinus von Tyrus, von dem Messudi ein Exemplar oder eine arabische Uebersetzung mit den zugehörigen Karten gesehen hat, vielleicht würden wir ganz anders urtheilen über die Glaubwürdigkeit der Schifffahrtsberichte zweier Indienfahrer, Diogenes und Theophilus, welche an der Ostküste Afrika's bis zum Wendekreis des Steinbocks hinabgefahren seyn sollen, was Claudius Ptolomäus (I, 8) seiner Zonentheorie zu Liebe bestreitet. Wie weit sich die Schifffahrt östlich erstreckte, ist eben so schwierig zu ermitteln. Als Urkunden dienen hier allein die Tafeln des Ptolomäus. Es ist bekannt, wie mangelhaft die Aestimationen der Polhöhen und Meridiane des alexandrinischen Gelehrten und folglich auch die Kartenzeichnungen in allen Theilen östlich vom Meridian des Indus sind. Nicht nur daß die scharfausgeprägte Physiognomie der vorderindischen Halbinsel in einer einförmig west-östlich gestreckten Küste beinahe völlig verschwindet, daß die Insel Taprobane (Ceylon) dagegen sich aufbläht, gleichsam

wie unter einer zehnfachen optischen Vergrößerung, sondern Ptolomäus sanctionirt auch die alte Hypothese von einem, den Südküsten Asiens gegenüber, längs dem Aequator sich ausbreitenden zweiten Continent und verlängert dadurch um mehr als zwölf Jahrhunderte diesen kosmographischen Irrthum. Dieser Verdruß jedoch verwandelt sich bald in die höchste Bewunderung, wenn man gewahrt, um wie viel unvollkommener die Gemälde waren, welche die Araber troß ihrer genauen Bekanntschaft mit jenen Meeren vom indischen Ocean entwarfen und nach arabischen Karten die Lateiner bis gegen das Ende des Mittelalters copirten. Man wird auf den Ptolomäischen Tafeln die so stark individualisirte Halbinsel Malacca, die „goldne Chersones," ziemlich leicht wieder erkennen. Auch spricht er schon von einem Land, welches er die Insel Java (Japadiu) oder „Gersteninsel" nennt und als metallreich schildert. Es ist damit Sumatra, das Klein-Java des Marco Polo gemeint, wie unter der Chryse oder Goldinsel des indisch-chinesischen Archipels, wohin die Schiffe von der Coromandelküste ausliefen, Bioma vermuthet worden ist. Der Stand des geographischen Wissens bildet die beste Urkunde für die Ausbreitung des Völkerverkehrs, nur daß dieser sich noch weiter erstrecken kann, ohne Nutzen für die Geographie. Nicht nur dürfen wir uns vorstellen, daß die Handelsschifffahrt und der chinesisch-römische Gesandtenverkehr in der Kaiserzeit abendländische Seefahrer über die Sunda- oder Malaccastraße hinausgeführt hat, sondern es müssen auch Gelehrte solche Expeditionen begleitet haben, die Beobachtungen und Messungen anstellen konnten, wenn man nicht annehmen will, die Ptolomäischen Tafeln seyen ein Werk des Zufalls gewesen.

Die Spuren eines alten Seeverkehrs durch das rothe Meer nach Indien lassen sich auch in der Verbreitung des Christenthums nachweisen. Der „Indienfahrer" Kosmas durchreiste am Beginn des 6. Jahrhunderts den Orient bis Ceylon, drang bis in das äquatoriale Abyssinien vor und verfaßte in Alexandrien entweder um 535 oder wahrscheinlicher in den vierziger Jahren jenes Jahrhunderts [1] seine „christliche Topographie." Er hat uns einige vortreffliche Notizen über den damaligen Handel hinterlassen. Zehn Häfen nennt er uns an der Westküste Hindostans, darunter fünf, die Pfeffer

[1] Wuttke, Erdkunde des Mittelalters S. 19.

ausführen. Die meisten seiner Ortsnamen lassen mit Leichtigkeit Sanskritformen erkennen. Ceylon oder Sielediva, wie er es nennt, scheint damals der große Stapelplatz für den östlichen Handel gewesen zu seyn. Bis dorthin kamen aus Sina Seide, Aloe, Gewürznelken und Tzandana (Sandelholz?).[1] Der alexandrinische Kaufmann berichtet uns, daß auf der Insel Taprobane (Ceylon) und an der Malabarküste[2] christlicher Cultus herrsche, eben so wie auf der Insel Dioscorides (Socotora), wo sich noch die griechische Sprache erhalten habe. Die arabischen Reiseberichte aus dem 9. Jahrhundert kennen auch christliche Gemeinden auf Ceylon und Socotora, die sich an den genannten Orten bis zur Ankunft der Portugiesen erhalten haben. Daran reiht sich die christliche Sage von einer Wanderung des Apostels Thomas, der in Indien das Evangelium verkündet habe. Die älteste Erwähnung dieses Ereignisses findet sich bei Gregor von Nazianz, also bereits gegen den Schluß des vierten Jahrhunderts.[3] Diese Angaben führen zu sehr fruchtbaren Schlüssen. Das Christenthum konnte offenbar nicht auf dem Ueberlandwege nach Malabar, Ceylon und Socotora gekommen seyn. Diese Punkte waren die Etappen der alexandrinisch-indischen Moussonschifffahrt. Die Thatsache, daß hellenisch sprechende Gemeinden auf Socotora angetroffen wurden,[4] belehrt uns zuerst, in welchen Händen hauptsächlich der erythräische Handel war; er deutet die Wichtigkeit der geographischen Lage der Insel Socotora an, er beweist, daß schon damals der Handel die Gründung von Faktoreien und Colonien erforderte, und endlich offenbart sich hier die hohe Bedeutung des Handels für die menschliche Kulturgeschichte überhaupt. Er erscheint hier in seiner edelsten Thätigkeit, als Vermittler und Träger fremder Sprachen und fremder Weltanschauungen. So ist es auch in der Natur. Die Bienen, welche in die Blumenkelche schlüpfen, entführen am Wachs ihrer Schenkel den Blüthenstaub und befruchten

[1] Cosmas bei Montfaucon Collectio Nova Patrum II, cap. XI. p. 338.

[2] Malabarküste ist eine Tautologie, denn bar heißt Küste im Arabischen. Kosmas (lib. III. p. 178) nennt den Hafen oder das Raich *Μαλέ*, und bezeichnet es als ein Pfefferland.

[3] Ritter Asien V, 601 ff.

[4] Auch der Periplus des erythräischen Meeres (Müller, Geogr. min. p. 278) bestätigt diese Angabe. Der Periplus aber wurde wahrscheinlich nicht später als unter Septimius Severus verfaßt.

damit die weiblichen Organe anderer Blumen. Der kundige Gärtner sieht diese Gäste gern und freut sich ihrer Besuche, denn er weiß, daß ihre Geschäftigkeit einen reichen Herbst verspricht. So bringt auch der Kauffahrer nicht bloß Honig und Wachs heim, sondern an seinen Frachten haftet ein Hauch imponderabler Substanzen, die höchsten und idealsten Güter denkender Wesen, und absichtlos bringt er sie fort nach andern Orten, wo Süßigkeiten zu holen sind. Der Philosoph aber gewahrt mit innerer Freude diese stille Befruchtung, er segnet die Bienen und weiß ihre Dienste in dem geistigen Haushalte der Gedankenwelt zu schätzen. Ohne diese Bedeutung wäre die Handelsgeschichte nur eine Krämerwissenschaft, wie sie in diesem Sinne die edelste, die ganze Menschheit einschließende Frucht unserer Forschungen genannt werden darf.

Die Verkündigung einer neuen Religion durch den Propheten Gottes erhob die einzelnen in Fehden zerfallenen Beduinenstämme der Araber plötzlich zu einer Nation, die nach hundert Jahren bereits Morgenland und Abendland in Schrecken setzte. Seit Christi Geburt hatte kein Ereigniß größere politische Folgen und nothwendig mußten sie auch für den Handel fühlbar werden. Nicht bloß zu Herodots Zeiten suchte man die Lande der Glückseligkeit an den äußersten Enden der Welt; nicht bloß das spätere Alterthum war durch die Berichte von Hellenen am persischen Hofe und durch die große Expedition des macedonischen Alexander begierig geworden, den Schleier weiter zu lüften, der wie ein goldener Duft auf den Gewürzländern ruhte; nicht bloß Ptolomäus, Plinius und Solin wiederholten die Sage von goldnen und silbernen Inseln im indischen Ocean; nicht bloß die frommen Gelehrten des Abendlandes verlegten das Paradies in den äußersten Osten und ließen die vier biblischen Flüsse durch einen unterirdischen Lauf, wie in den arabischen Mährchen auf einer fernen Insel zum Vorschein kommen; nicht bloß der Infant Dom Henrique, der Schiffer, wartete mit Ungeduld auf jeden Seefahrer, der heimkehrte von der afrikanischen Küste, ob er sich nicht wieder um fünfzig oder sechzig Leguas der östlichen Welt genähert hätte; auch die Araber schauten nach dem Osten, wie nach dem Lande der Sehnsucht. Der Kaufmann Soliman, wenn er von der indischen und chinesischen Welt spricht, verkündet in Begeisterung: „Diese Meere bergen in ihrem Schooße Perlen und Ambra, ihre Gebirge liefern Edelsteine und Gold; die

Thiere tragen Elfenbein in ihren Rachen; der Boden erzeugt Ebenholz, Bambus, Aloe, Campher, Brasilien- und Sandelholz, Gewürznelken, Muskatnüsse und andere aromatische Produkte. Unter den gefiederten Thieren finden wir den Papagei und den Pfau; man jagt dort die Zibetkatze und die Ziege, welche den Moschus erzeugt. Wollte man die Reichthümer aufzählen, die jene Länder auszeichnen, es wäre ein Ende nicht zu finden."

Fünf Jahre nach dem Tode Mohammeds verheert bereits eine arabische Flotte die Ufer des Indus. Noch zu den Zeiten des Propheten wurde die neue Lehre durch Abderraschid Patan, den Häuptling des vornehmsten der Puschtu-Stämme und einen angeblichen Jünger des Propheten, den Afghanenclans im Solimankuh verkündigt.[1] Mit dem achten Jahrhunderte befanden sich Araber im Dienste der chinesischen Kaiser und vor Ende des siebenten Jahrhunderts standen bereits arabische Factoreien auf Ceylon. Die Unterjochung Indiens, die im achten Jahrhundert begann, wurde aber durch den Sturz der Omeijaden unterbrochen und die arabischen Eroberungen zerfielen in kleine Sultanate, von denen die von Multan und Mansura die bedeutendsten waren. Im Gudscherat und in Cambaia scheinen die Araber nur Comptoire besessen zu haben.

Immer hat seit den ältesten Zeiten der indisch-europäische Handel zwischen den zwei natürlichen Verkehrsmitteln, zwischen dem rothen Meer und dem persischen Meerbusen wählen müssen. Je nachdem der politische Schwerpunkt der mohammedanischen Reiche nach Bagdad oder Cairo fiel, hatte der eine oder der andere Meerbusen die Oberhand.

Seitdem wir genauer bekannt sind mit der Geschichte des Orientes vor der Ankunft der Europäer, können wir auch deutlich große Perioden der Handelsgeschichte erkennen. Der erste dieser Zeiträume beginnt mit dem Erscheinen der Araber in den indischen Meeren und schließt mit dem Ende des neunten Jahrhunderts, wo die Thang-Dynastie in China verfiel, und in Folge dessen die unmittelbaren Verbindungen der Araber mit dem himmlischen Reiche aufhörten.

Um diese Zeit ging der indische Handel durch den persischen

[1] Journal of the Asiatic society of Bengal. 1854. p. 561.

Meerbusen, den Euphrat hinauf über Damaskus nach dem Mittelmeer und nach Konstantinopel. Die beiden Hauptstapelplätze im persischen Golf waren damals die Küstenstadt Syraf im persischen Meerbusen und Bassora am Euphrat. Aus jener Zeit stammen die anziehenden Erzählungen von Sindebads Reisen. Bei näherer Vertrautheit wird man bald herausfinden, daß diese Mährchen nichts enthalten als eine geschickte Verknüpfung geographischer Sagen. Sindebad kennt Syraf und Bassora; er kennt die Insel Serendib, das arabische Ceylon; er kennt den Hafenplatz Kulam, die Insel, wo der Campher wächst; er besteht Abenteuer mit dem Vogel Roch, dessen Existenz die damaligen Kosmographen nicht läugneten; er fährt auf unterirdischen Flüssen, die ihn plötzlich unter dem Meere hinweg auf eine neue Insel bringen; ihm droht der Magnetberg und er erwirbt Reichthümer in dem schlangengefüllten Diamantenthal, indem er von Raubvögeln rohe Fleischstücke aus dem Abgrund heraufholen läßt, an die sich die Edelsteine mit ihren scharfen Kanten ansetzen mußten. Diese Sage erhielt sich bis ins 15. Jahrhundert, wo sie der berühmte Reisende Niccolo Conti als Neuigkeit aus dem Morgenlande mitbrachte. Der Mythus von dem Magnetberg ist vielleicht schon im Ptolomäus zu entdecken, und hatte sich frühzeitig bis nach China verbreitet.[1] Den Glauben an zahlreiche unterirdische Wasserverbindungen, den man noch bis ins 16. Jahrhundert nicht entbehren konnte, hatten die Araber von den Griechen entlehnt, bei denen er zu den Lieblingshypothesen zählte, weil es als ausgemacht galt, daß die Quelle Arethusa bei Syrakus in Verbindung stehe mit dem Fluß Alpheus in Elis. Diese clandestine Hydrographie mußte namentlich aushelfen, um dem Bibelworte getreu die vier Flüsse in dem unbekannten Paradiese wieder zu vereinigen.

Die Reisen des Sindebad sind Erzählungen, wie sie damals nur in Bassora oder Syraf entstehen konnten. Aus jener Zeit nämlich besitzen wir die zwei Beschreibungen Indiens von Soliman und dem Koreischiten Ibn Vahab, die um die Mitte oder das Ende des neunten Jahrhunderts verfaßt, und von Abu Zeyd etwa um 950 niedergeschrieben wurden. Renaudot und in neuerer Zeit Reinaud haben davon Uebersetzungen veröffentlicht. Indien war auch damals in eine Menge kleiner despotisch regierter Staaten getheilt, „deren Zahl

[1] Klaproth lettre sur la boussole p. 116.

Gott kenne," sagt Soliman. Unter diesen heben die Araber den Balhara hervor. Balhara war aber nur ein Titel, und hieß soviel als Cäsar. Im Lande des Balhara kursirte Silbergeld unter dem Namen Tatyera, offenbar eine Corruption aus dem griechischen Stater. Die arabischen Schiffe schlugen längs der Küste den Weg nach Serendib oder Ceylon ein. Die Insel war berühmt wegen ihrer Perlenfischereien, wegen des Adamspik und des Fußstapfen, den der Protoplast dort zurückgelassen, aber auch verrufen wegen der Sittenlosigkeit der Weiber, weßhalb die achtbaren arabischen Rheder es vermieden, dort anzulegen, besonders wenn sie junge Leute an Bord hatten. [1] Auf der Insel wurden schon damals Hahnenkämpfe abgehalten, indem man den Thieren „kleine sehr scharfe Kandschars (Messer) an die Sporen befestigte." Die Spieler, fügt der Bericht hinzu, wetteten hohe Summen, und ein Hahn, der mehrmals gesiegt hatte, wurde mit schwerem Gelde bezahlt. Edrisi berichtet uns, der damalige König von Ceylon habe in Aghna residirt. Er hatte sechzehn Wesire, vier nationale, vier christliche, vier mohammedanische und vier jüdische (Edit. de Jaub. I, 72). Ueber die sechzehn Wesire dürfen wir uns nicht zu sehr ärgern, denn die Notiz von Anwesenheit der Juden und Christen auf Ceylon ist historisch richtig, und beweist, wie gut die Araber unterrichtet waren.

Von Ceylon aus fuhren sie an der Ostküste von Decan hinauf bis San Thomé (Meliapur) und steuerten dann quer über nach den Andaman-Inseln. [2] Mit einiger Sicherheit läßt sich behaupten, daß sie auch die Malaccastraße vermieden, und dafür an der Westküste von Sumatra hinfuhren. Sumatra ist bekanntlich das „kleine Java" des Marco Polo, und dieser Name soll identisch seyn mit dem Tsche-po der Chinesen und dem Japadiu des Ptolomäus. [3] Die Araber nannten

[1] On voit quelquefois un marchaud nouvellement débarqué faire des avances à la fille du roi, et celle-ci, au su de son père, va trouver le marchand dans quelque endroit boisé. — Les hommes graves parmi les marchands de Syraf, évident d'expédier des navires dans cette contrée particulièrement quand il s'y trouve des jeunes gens. Rélat. arab. I. p. 121.

[2] Man vergleiche den classischen Commentar Dulauriers zu den arabischen Relationen im Journ. Asiatique IV. Série, Tome VIII. p. 184.

[3] Für eine direkte Fahrt quer über von Ceylon nach Sumatra sprechen noch manche andere Thatsachen. So gut wie erythräische Kauffahrer den Mousson

die Insel und ihre Völker Zabedsch. Auf Sumatra gab es damals ein großes Malaienreich mit einer Hauptstadt, welche die Araber Medinet al Zabedsch nennen, also nicht näher uns bezeichnen. Der König der Malaien erzählt Abu Zeyd, führe den Titel Maharadscha. Die Insel sey so bevölkert, daß wenn in dem einen Dorf der erste Hahnschrei sich erhebe, der Ruf sich fortsetze auf hundert Parasangen, so dicht lägen die Dörfer hintereinander. Hindus waren schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach dem Archipel gedrungen, und hatten aus ihrer Heimath die Kasteneintheilung und den Buddhismus mitgebracht. Edrisi kennt kein Volk unter den Namen Zabedsch, wohl aber die Zaledschinseln, auf denen, fügt er ausdrücklich hinzu, der Campher wachse (Edit. de Jaub. I. p. 59). Diesen Archipel der Zanedsch legt er den Zendschvölkern gegenüber, welche die Ostküste Afrikas, namentlich Sofala und Madagaskar, bewohnten. Dieß berechtigt wohl die Zanedsch mit den Zabedsch zu identificiren, denn im Sinne der arabischen Karten und der arabischen Geographie erstreckte sich unsere heutige afrikanische Ostküste nicht etwa nach Süden, sondern als ob sie nach dem australischen Continent liefe und den indischen Ocean in ein Mittelmeer verwandelte. Diese seltame Verzeichnung der Wasserlinien verdankte man der großen Scheu vor der Autorität des Ptolomäus, welcher die Hypothese einer Mediterraneität des indischen Oceans in sein kosmographisches Werk aufgenommen hatte. Edrisi berichtet noch weiter, daß die Kauffahrer der Zanedsch die westafrikanischen Zendschvölker besuchten, um mit ihnen Handel zu treiben,

von Socotora nach Malabar benutzten, gingen arabische Schiffe aus den ostafrikanischen Colonien nach Indien, und der Pilot, den Vasco da Gama in Melinde erhielt, führte die Flotte in 23 Tagen (sempre com vento a popa) nach Calicut (Roteiro da viagem que fez Dom Vasco da Gama. Porto 1838. p. 49). Man sollte meinen, daß man analog sich nicht in die Tiefe des bengalischen Meerbusens verirrt hätte. Ein Nichtgebrauch der Magnetnadel würde ebenso wenig dieser Annahme ungünstig seyn, als der bewiesene Gebrauch das Problem lösen könnte. Man fand bei der Schifffahrt nahe am Aequator bei Tag und bei Nacht an den Gestirnen hinlängliche Wegweiser. Marco Polo (III, 18 und 19) sagt deutlich, daß er von den Adamaninseln in westsüdwestlicher Richtung nach Ceylon übergefahren sey; dann aber schlugen die Schiffe die Palksstraße ein. Auch die arabischen Reiseberichte behaupten, daß die Kauffahrer bei der Fahrt nach China die Insel Serendib zur Rechten behalten hätten. Jedenfalls wurde nicht das Cap Galle doublirt.

was ihnen um so leichter wurde, als sie gegenseitig ihre Sprache verstanden.

Die Kenntniß dieser Thatsache bei den Arabern des 12. Jahrhundert ist im höchsten Grade überraschend, denn es ist ja bekannt, daß sich die malayische Race über Madagaskar nach der afrikanischen Ostküste verbreitet hat. [1]

Von Sumatra aus suchten die arabischen und chinesischen Schiffe ihren Weg durch die Sundastraße, und zwar an der Ostküste der Halbinsel von Malacca hinauf. Sie hätten auch noch den andern Weg wählen können immer im Angesicht einer Küste, wenn sie an Borneo und den Philippinen hinauf nach Formosa übergefahren wären. Daß die chinesischen Dschunken und die arabischen Kauffahrer Borneo besucht und dort Gold eingehandelt haben, ist verbürgt. Die Araber sind wahrscheinlich schon vor dem 10. Jahrhundert, ehe der indische Handel eine neue Gestalt gewonnen, bis nach Australien gekommen. Denn Messudi († 956 n. Chr.) beschreibt nach einer ältern Zoologie ein vierfüßiges Thier, „welches als Junges sieben Jahre im Leibe der Mutter bliebe, und keine Nahrung zu sich nehme." Kaswini nennt das Thier Sinad. Wäre es das Känguruh, dann müßten die Araber bis Neu-Holland gekommen seyn, andere Beutelthiere trafen sie aber schon auf dem Sunda-Archipel. Es wird auch eine Insel Ramny, oder mit dem Artikel Alramny, vielfach erwähnt. Von den Einwohnern erzählt Soliman, sie heben die Schädel ihrer getödteten Feinde auf, und kein Mann, der nicht einen Schädel aufweisen könnte, dürfe eine Frau heirathen. Bekanntlich ist dieß noch bis auf heutigen Tag Brauch der wilden Dyaks, welche die Westküsten von Borneo bewohnen. [3] Dieser Umstand würde mit Sicherheit darauf schließen lassen, daß die Schifffahrt bei Borneo vorbeigegangen wäre. Es stimmt dazu die Erwähnung des Rhinoceros, der Gold- und Zinngruben und vieler anderer Umstände. Allein leider sind die Dyaks

[1] Siehe die Illustration in Berghaus' ethnographischem Atlas Blatt 16.

[2] Relations arabes tom. I. p. 6. 7. 92. Edrisi Jaub. I. p. 74.

[3] Hugh Low, Sarawak. p. 214 sagt: »baskets full of them (nämlich voll Schädeln der erschlagnen Feinde) may be seen at any house in the villages of the sea-tribes, and the family is of distinction according to the number of these disgusting trophies; they are handed from father to son as the most valuable property.

sehr spät, und zwar erst seit einigen Jahrhunderten nach Borneo eingewandert, und alle jene geographischen Merkmale passen ebenso gut auf die Westküste von Malacca und auf Siam als auf Borneo.

In diesen Gewässern drohte dem Handel schon damals eine große Gefahr von Seeräubern. Ueberall und zu allen Zeiten hat die Seeräuberei in inselreichen Gewässern ihr Quartier aufgeschlagen. Die levantinischen Meere sind vom Alterthum bis auf die neueste Zeit unsicher geblieben; so waren im Mittelalter auch die Balearen der Sitz arabischer Seeräuber; auf den Antillen übten bei Ankunft der Spanier die Cariben das Handwerk; auf den Andschediven Mauren zur Zeit Vasco da Gama's, und noch jetzt sind es Malayen und Chinesen, welche die Gewässer der indischen Inselwelt gefährden. Die großen chinesischen Dschunken mußten oft harte Kämpfe bestehen, sie hatten 4—500 Bewaffnete an Bord und versahen sich mit Naphta, um die angreifenden Schiffe in Brand zu stecken. Der Weg bis zu dem ersten chinesischen Stapelplatz wurde in einem Monat zurückgelegt. Die Schiffe fuhren dort durch die chinesischen Pforten, zwischen Klippen in einem engen Fahrwasser hindurch, offenbar also durch die Dschunkenstraße zwischen dem Festlande und der Insel Hainan. Den Hauptstapelplatz des westlichen Handels in China nennen die Araber Khan-fu, das Gambu des Marco Polo. Die chinesischen Städte haben sehr oft ihre Namen geändert, ähnlich wie Straßen und Plätze in Paris nach jeder Revolution. Es ist daher immer schwierig, aus den verstümmelten Namen den wahren Platz zu erkennen. Klaproth, der im Jahre 1824 eine eigene Abhandlung über Gampu und Zeitun geschrieben, hält das erstere für das Debouché oder den Piräus der Stadt Hangtscheu-fu, das Quinsay des Marco Polo.

In der Stadt Khan-fu befand sich damals ein arabisches Quartier. Die Gemeinde stand unter einem Kadi, welcher nach dem Buche Gottes (Koran) Recht sprach. Araber, Perser, Juden und Christen zählten über hunderttausend Köpfe. Der Handel litt damals, wie überhaupt im Morgenlande, unter einem starken fiscalischen Druck. Sobald die arabischen Schiffe in Khan-fu anlangten, wurden ihre Waaren in Entrepots gelegt und blieben dort, bis das letzte Schiff angekommen war, also bis zur Zeit, wo die Moussons wieder umsetzten. Dann erhoben die Mauthbeamten den Zoll, der

wie häufig im Mittelalter in Natura entrichtet wurde und aus dreißig Procenten bestand. Außerdem hatte sich der Kaiser als eine Art Monopol den Campher vorbehalten. Die Zollbeamten wählten nämlich von der eingeführten Waare, so viel ihnen beliebte, und zahlten einen festen Preis. Nur was sie an Campher übrig ließen, trat in den freien Verkehr.

Der Eindruck, den die materielle Civilisation des himmlischen Reiches bei den Arabern hinterließ, ist zwar nicht so groß, als bei den ersten Europäern, welche aus dem Reiche der Wunder zurückkehrten, allein ihre Zeugnisse über das chinesische Volk klingen sehr günstig. Sie rühmen die Gerechtigkeit und Friedfertigkeit im Verkehr, und bewundern die Sorgsamkeit einer Bureaukratie, welche die Fremden-, Sitten- und Paßpolizei damals schon bis zur Pedanterie des modernen Europa ausgebildet hatte. Das Theetrinken und die Steinkohlenheizung, die Porcellanmanufaktur entgingen ihren Beobachtungen nicht, aber es sollten noch viele Jahrhunderte vergehen, ehe Europa alle diese drei Dinge sich aneignete. Wir Europäer hegen das ungerechte Vorurtheil, als habe das himmlische Reich seit Jahrtausenden sich nicht entwickelt. Diese falsche Ansicht verschwindet schon nach kurzer Bekanntschaft mit den älteren und neuen Zuständen. Auch die Porcellanmanufaktur ist beträchtlich in China vervollkommnet worden, und zwar geschah dieß nach Stanislaus Julien, der ein eigenes Werk über die Geschichte dieser Industrie angekündigt hat, unter der Mingdynstie (1368 — 1647 v. Chr. Geb.). Der Sherif Edrisi nennt vier Städte in China, die sich durch Porcellanmanufaktur auszeichneten. „In dem Lande, welches wir beschrieben, setzt er hinzu, schätzt man kein Handwerk höher, als die Porcellanfabrikation und die Porcellanmalerei; die Malerei aber hat den Vorrang vor allen andern. Nach dem Zeugnisse glaubwürdiger Schriftsteller beschäftigen sich die chinesischen und indischen Fürsten mit der Malerei, und mit derselben Sorgfalt, als trieben sie ein Handwerk ihrer Wahl. Haben sie mehrere Kinder, so geben sie immer demjenigen den Vorzug, welches sich am meisten durch seine Malereien auszeichnet.[1]" Porcellan bildete indessen keinen

[1] In Japan wurde durch chinesische Emigranten im Jahre 27 vor Christi Geb. die erste Zunft von Porcellanfabrikanten gegründet. Bis zum Jahre 1211 nach Christus aber blieb die chinesische Industrie immer noch der japanesischen überlegen. Erst damals wurde in Japan das Geheimniß vollkommener Darstellung

Ausfuhrartikel für das westliche Morgenland. Es ist sogar bestritten, ob man es zu Edrisis Zeiten schon ausführte. Marco Polo indessen kennt nicht nur bereits den Namen Porcellan, sondern er erwähnt auch, daß es weit ausgeführt wurde.[1] Ibn Batuta dagegen sagt entschieden, daß zu seiner Zeit, also in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, das werthvollere chinesische Porcellan bis ins Magreb, also bis nach Fez ausgeführt wurde. In China selbst sey das Porcellan wohlfeiler, als im Abendland die gemeine Töpferwaare.[2]

Seide und Seidenwaaren war wohl der Hauptartikel, den die arabischen Schiffe aus China holten. Man brachte dafür Elfenbein, Weihrauch, Kupfer in Stangen, Schildkrötenschalen, Gewürze aus dem indischen Archipel und das Horn des Rhinoceros, welches von den Chinesen hoch geschätzt und zu Luxusartikeln verarbeitet wurde. Der kostbarste Gegenstand des Tausches bestand aber in Moschus. Der Werth dieses animalischen Parfüms muß damals ins Unglaubliche gegangen seyn. Abu Zeyd erzählt, daß die Araber in Khanfu einen Mann trafen, der mit seinem Schlauch voll Moschus auf dem Rücken von Samarkand bis nach dem Stapelplatz der arabischen Schiffe zu Fuß gewandert war. Der tübetanische Moschus wurde höher geschätzt, als der „chinesische" oder vielmehr der Moschus von Tonkin und Cochinchina. Aus Tübet nämlich brachte man ihn in dem Drüsenbeutel des Thieres, während die Chinesen diesen öffneten und den Inhalt wahrscheinlich verfälschten. Unter den Geschenken,

der feinen Porcellanmasse entdeckt. (Hoffmann, fabriques de porcelaine au Japon. Journal Asiatique 1855. p. 198.)

[1] Der altfranzösische Text cap. CLVII lautet: en une cité qe est appellé Tinugui, se font escuelle de porcellaine grant e pitet . . . et d'iluec se portent por mi le monde. Wenn der Reisende hinzufügt, daß man für einen venetianischen Groschen drei der schönsten Schalen in China kaufen könnte, so mußten damals Porcellanwaaren bereits im abendländischen Handel seyn, denn offenbar will der Reisende durch die Wohlfeilheit des Artikels am Ursprungsort seine Leser in Staunen setzen. Der Grosso entspricht nach seinem Metallwerth etwa 1 fl. 30 kr. rheinisch.

[2] Die älteste Erwähnung des Porcellans im Handel des Abendlandes, die mir bis jetzt vorgekommen, findet sich im XCIV. Kapitel des Consulado del mar, welches um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts verfaßt wurde. Unter den Einfuhrartikeln aus Egypten wird auch das (chinesische) Porcellan erwähnt cf. Capmany, Marina, Comercio y Artes de Barcelona. Bd. I. parte 2, S. 44.

welche der Doge Malipieri 1461 von dem Mameluckensultan Almalek Almuiad Ahmed erhielt, befand sich unter den Kostbarkeiten eine Büchse Moschus. Wie hoch man im Abendland diesen Luxusartikel schätzte, mag man daran merken, daß Benjamin von Tudela, der im Jahre 1173 schrieb, unter den Merkwürdigkeiten von Samarkand das (tübetanische) Moschusthier nicht vergißt. Man muß diese Kleinigkeiten nicht etwa verachten, denn wer den Geist des früheren Handels kennt, wird zugestehen, daß gerade die frivolsten Bedürfnisse es waren, welche die weitesten Verbindungen zwischen den Völkern der Erde knüpften. Der Handel diente damals noch wenig dem massenweisen Austausch der Lebensbedürfnisse zwischen großen Ländern, sondern hauptsächlich nur dem Kitzel und der Ueppigkeit der Despoten und Satrapen oder der übermüthigen Verschwendung der reichen Mittelklassen in den großen Handelsstädten.

Die arabischen Berichte konnten wohl die auffallende Erscheinung des Papiergeldes in China nicht erwähnen, wie die fränkischen Gesandten und Missionäre, welche die tatarischen Residenzen besuchen. Abu Zeyd erklärt, Silber und Gold sey in China nicht Landeswährung, sondern werde als Handelswaare betrachtet, als Geld cursiren dafür Kupferstücke. Kupfer bildete deßhalb, wie wir sahen, einen bedeutenden Eingangsartikel. Die Seltenheit des Kupfers im damaligen China schreibt Klaproth (Journ. asiat. 1822. tom I.) dem starken Verbrauch dieses Metalls zu Medaillen des Fo und seiner Heiligen zu. So oft eine Religionsverfolgung gegen die Anhänger des Fo eintrat, kam das Kupfer wieder zum Vorschein. Zwar wurde auch im neunten Jahrhundert in China Papiergeld ausgegeben, nach drei Jahren aber schon wieder außer Kurs gesetzt.

Die chinesischen Dschunken liefen damals noch bis in den persischen Meerbusen. Der Kaufmann Soleiman sagt ausdrücklich, daß alle Waaren aus dem Oman und aus Bossora nach Syraf gebracht und dort auf die Dschunken verladen worden seyen. Gesandtschaften gingen damals nicht bloß aus Nepal, Indien und Persien ins himmlische Reich, sondern auch der Khalif Harun al Raschid, ja sogar der Kaiser von Fulin (Konstantinopel) soll nach chinesischen Annalen den östlichen Hof beschickt haben. Wenn wir dann einen Blick auf das historische Dunkel werfen, welches zur Carolingerzeit noch auf dem halb katholischen, halb heidnischen

Europa lagerte, so müssen wir wohl gestehen, daß die Brennpunkte der geistigen und der materiellen Civilisation jedenfalls unter den vierzigsten Breitengrad und östlicher als irgend ein Meridian des Mittelmeeres fielen.

Für die Handelsgeschichte bleibt noch das interessante Problem übrig, die Rimessen zu nennen, mit denen die Araber ihren indischen Handel betrieben. Sicherlich waren es keine Kleiderstoffe, welche die Indier von dem Abendlande begehrten. Das Clima ließ beinahe jedes Kleidungsstück entbehren. Feine baumwollene Gewänder wurden in Indien vor Erfindung unserer mechanischen Spinnerei und Weberei zum Neid der ganzen Welt unnachahmlich klar und zart verfertigt. Das gemeine Volk kleidete sich in die Seide, welche der jetzt bei uns acclimatisirte Ricinuswurm (Bombyx cynthia) liefert. Das Gewebe war nicht nur wohlfeil, sondern auch so dauerhaft, daß es von der Mutter auf die Tochter erbte. Vegetabilische Nahrung konnte man, wenn sie überhaupt die Fracht gelohnt hätte, in ein Tropenland nicht einführen,[1] und die drei Hauptgewürze des damaligen Handels, nämlich Pfeffer, Zimmt und Ingwer, kamen aus Indien selbst.

Indien hat von jeher seinen Bedarf an Pferden vom Ausland bezogen, denn die einheimische Race ist klein, häßlich und voller Mängel. Die Einfuhr geschah immer auf zwei Wegen: entweder über Buchara, Balkh durch die Keyberpäße, oder zu Wasser aus Arabien.[2] Marco Polo berichtet (III. cap. 20.): In der Provinz Maabar (Coromandelküste) werden keine Pferde erzeugt und die indischen Fürsten bezögen sie um große Summen. Sie würden von den Kaufleuten aus Ormuz, von der Insel Kisch und aus Aden eingeführt. Dieser Handel werfe ungeheure Gewinne ab. Bis zu fünftausend Stück belaufe sich die Einfuhr und jedes Stück werde mit 500 Saggi Gold oder hundert Mark Silber bezahlt. Nach Jahr und Tag blieben keine dreihundert mehr am Leben, weil man ihre Behandlung nicht verstehe, oder richtiger, weil sie nicht ihre gewohnte Nahrung fanden. Ibn Batuta berichtet, daß zu seiner Zeit der Pferdehandel über Safar am indischen Meere ging, von wo die Ueberfahrt nach Calicut vier Wochen oder einen vollen Monat dauerte

[1] Indessen fanden die Portugiesen bei ihrer Ankunft in Calicut arabische Schiffe mit Weizenladungen.

[2] vgl. Ritter Asien 5. Bd. S. 900.

(Edit. de M. Defrémery II. p. 196.). Als die Portugiesen in Indien ankamen, bestand dieser Handel noch lebhaft und die hohen Preise für Pferde hielten sich noch immer. „An der Mündung des persischen Meerbusens, sagt die lateinische Version über Pedralvares[1] (1500—1501) Schifffahrt, liegt eine sehr große Insel Agremus. Von dieser Insel bringen die Araber Pferde nach Indien und verkaufen sie zu fabelhaften Preisen (venduntque pretio immodico)." Dieser Handel konnte nicht durch die portugiesische Eroberung gestört werden. Die Vicekönige aber drückten sie, wie wir aus einem venetianischen Gesandtschaftsbericht vom Jahre 1564 ersehen, mit dem hohen Zolle von 42 Dukaten (etwa 240 fl. rhn.) für das Stück, während der Preis eines Thieres bis zu 1800 fl. rhn. stieg.[2] Noch heutigen Tages bezieht die brittische Armee in Bombay und Madras ihren Bedarf aus Indien.[3] Der indische Pferdemarkt, bemerkt Mr. Layard, wird hauptsächlich von den arabischen Stämmen der Euphratniederungen versorgt, wo die arabischen Pferdemäckler ihre Einkäufe besorgen. Obgleich sie wenig auf Blut und Stammbaum sehen, so bezahlen sie doch in der Wüste für zwei-, drei- und vierjährige Hengste 480—3000 fl. Viele davon sterben während der Ueberfahrt auf den asiatischen Schiffen und der Handel ist in neuerer Zeit so halsbrechend geworden, daß mit Ausnahme einiger großen Mäckler in Bagdad und Bassora alle andern zu Grunde gegangen sind.[4] Der Pferdehandel durch die Keyberpässe fällt freilich nicht in

[1] Mundus novus ed. Grynaeus cap. CXXI. Schon als Kosmas in Indien sich aufhielt, am Beginn des sechsten Jahrhunderts, wurden Pferde aus Persien bis nach Ceylon gebracht, wo sie zollfrei eingeführt werden durften (Cosmas topogr. chr. lib. IX. bei Montfaucon Nova Coll. II. p. 339.)

[2] Daniele Barbarigo, relazione dell' Impero Ottomano 1564. In questa città (nämlich in Goa) vengono condotti tutti li cavalli che si imbarcano nel Golfo Persico, e nel Mar Rosso per pagar li diritti sotto pene di contrabando . . . si paga d'ogni cavallo ducati 42 per ordine antiquo, nè è gran cosa perchè generalmente un cavallo vale in Goa 300 e più ducati.

[3] Nach Bombay werden jährlich noch meist von Bassora aus für eine Million Rupien (= 2 sch. sterl.) Pferde eingeführt. Der Preis beträgt nach Angabe des französischen Consuls Fontanier in Bassora durchschnittlich 150 Rupien oder 180 fl. rh. Voyage dans l'Inde I. p. 253.

[4] Layard Niniveh and Babylon cap. XV. The dealers pay in the desert, from 30 l. to 150 l. for colts of two, three, and four years. The horses thus purchased are sent to Bombay by native vessels, at a

die Grenzen dieser Untersuchung, allein wir lernen doch daraus, wie wichtig diese Einfuhr für Indien von jeher gewesen seyn muß. Die buddhistischen Legenden erwähnen bereits, daß Pferde, die „aus dem Norden kamen," zu den gangbarsten Handelsartikeln in Indien gehörten (Dunker, Geschichte des Alterthums Bd. 2. S. 233), so daß wir es also mit einem beinahe dritthalbtausendjährigen Handelszweig zu thun haben. Nach Christ. Lassen (Indische Alterthümer II. 565) kamen die Pferde aus den Varu- (Orus) Ländern. Ibn Batuta, der arabische Marco Polo, der Südrußland in den dreißiger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts besuchte, erzählt, daß die Tataren des Kiptschak, also des heutigen Landes der Donischen Kosaken, Pferde nach Indien in großen Karawanen oft bis zu 6000 Stück einführten. Im Industhale angekommen, mußten sie ehemals einen hohen Zoll zahlen, der später herabgesetzt wurde. Es starben viele Pferde, weil sie nicht das Körnerfutter vertragen konnten. Dennoch war der Handel höchst einträglich, denn man erhielt für das Stück 100 Dinar Silber oder 25 Dinar Gold nach der Münze von Fez oder das doppelte und dreifache und für ausgezeichnete Pferde sogar 500 Dinar in Silber.[1]

Außer Brodfrüchten und Pferden empfing Indien leinene Gewebe, die im Mittelalter in Aegypten vorzüglich geliefert wurden. Die Matrosen der portugiesischen Schiffe verhandelten in den indischen Stapelplätzen bei der ersten Ankunft mit beträchtlichem Gewinn ihre Wäsche, selbst wenn sie alt war. Außerdem aber fehlte es in Indien an Eisen, und Waffen bildeten daher sehr wichtige Posten unter den Einfuhren. Fügen wir indessen sogleich hinzu, daß auch die Araber Metalle und Metallwaaren von auswärts bezogen. Die Stahlwaaren und namentlich die Waffen, die sie nach Indien führten, kamen von der Zanguebarküste, wo man sich überhaupt auf Metallarbeiten vortrefflich verstand, wie die bekannte Thatsache beweist, daß man bereits im 12. Jahrhundert das Quecksilber bei der Goldwäsche anwendete. Abu Zeyd rühmt die Waffen der Zendschvölker, namentlich die Kris oder Dolche, die man auf Serendib (Ceylon) von ihnen bezog. Gewiß reichten aber alle diese Artikel nicht aus, um die starken Einfuhren aus Indien zu bezahlen, und

very considerable risk, whole cargoes being lost or thrown overboard during storms every year.

[1] Ibn Batoutah, Paris 1854. II. 373 sqq.

der arabische Handel nach Indien beruhte also, um den verpönten Ausdruck zu gebrauchen, auf einer passiven Bilanz. Indien ist immer für das metallreichste Land der Welt gehalten worden, obgleich es von jeher das ärmste gewesen ist und noch heutzutage das Geld dort im Verhältniß zum Werth der menschlichen Arbeit viel höher steht, als in Europa, von Amerika ganz zu schweigen. Von jeher sind deßhalb edle Metalle nach Indien, nach Ostasien überhaupt ausgeführt worden, welches wie ein unersättlicher Schwamm jede flüssige Geldmasse des Abendlandes begierig aufgesogen hat. Wir müssen also annehmen, daß auch zu jener Zeit sehr viel edle Metalle als Rimessen nach Indien verschifft wurden. Die Araber holten aber das Gold damals aus ihren Colonien an der Ostküste Afrikas, die sich hinab erstreckten bis zum Gebiet der Kaffern, und wo namentlich Sofala eine Berühmtheit erlangte, wie das heutige St. Francisko. Dieses Abströmen der edlen Metalle nach Indien läßt sich historisch sehr gut nachweisen. Wir sahen schon oben, daß Silbermünzen cursirten unter einem Namen, der offenbar hellenischen Ursprungs war. Als die Portugiesen nach Indien kamen, fanden sie in den malabarischen Emporien genuesische, venetianische Dukaten und Goldstücke vom Gepräge der egyptischen Sultane vor, der beste Beweis, in welcher Himmelsrichtung damals der Strom edler Metalle im Welthandel sich ergoß.

Scheinbar sind wir von unserer Aufgabe abgewichen, wenn wir ein Gemälde des indischen Handels, wie er durch den persischen Meerbusen ging, zu entwerfen suchten. Allein da unsere Quellen gerade von diesem ausführlich sprechen, so mußten wir zuvörderst diesen Stoff benutzen.

Eine werthvolle Notiz über die Handelsstraße des rothen Meeres hat uns Ibn Chordadbe erhalten, der im Jahre 912 n. Chr. starb und in seiner Stellung als Polizei- und Postdirektor in Dschebel-Irak, dem alten Medien, verläßige Nachrichten über Länder und Völker einsammeln konnte.[1] „Die jüdischen Kaufleute, sagt er, sprechen persisch, griechisch, arabisch, die fränkischen Sprachen, spanisch und slavisch. Sie reisen vom Abendland ins Morgenland und vom Morgenland ins Abendland, bald zu Land und bald zu Wasser. Sie bringen aus dem Abendland Verschnittene, Sklavinnen, Knaben,

[1] Joseph v. Hammer, arabische Literaturgeschichte 4. Bd. S. 323.

Seide, Pelzwerk und Waffen. Sie schiffen sich in dem Frankenland auf dem westlichen Meere ein und begeben sich nach Farama (Ferma). Dort gehen ihre Waaren auf dem Rücken der Thiere nach Colzom. Sie schiffen sich nun auf dem Meere des Ostens ein und begeben sich von Colzom nach dem Hedschas und nach Dschibba, von wo sie das Sind, Indien und China erreichen. Auf dem Rückweg nehmen sie als Fracht Moschus, Aloe, Campher, Zimmt und andere morgenländische Erzeugnisse mit. Sie kehren über Colzom nach Farama zurück und schiffen sich von neuem auf dem Meere des Westens ein, entweder um ihre Waaren in Konstantinopel oder um sie in den Frankenländern abzusetzen. Bisweilen gehen auch die jüdischen Kaufleute, wenn sie aus dem Abendlande kommen, nach Antiochien. Nach drei Tagemärschen erreichen sie dann den Euphrat und kommen nach Bagdad. Dort schiffen sie sich auf dem Tigris ein nach Obolla, wo sie nach dem Oman, Sind und China unter Segel gehen." [1]

Die Juden also, die zu Schiff aus Spanien, Frankreich und Italien über das Mittelmeer kamen, landeten in Farama. Diese Stadt, damals noch blühend und berühmt, lag bei den Ruinen des alten Pelusiums an der Mündung des östlichen Nilarmes. Colzom aber lag in der Nähe des heutigen Suez, wie überhaupt das rothe Meer bei den Arabern vielfach das Meer von Colzom heißt. [2] Edrisi berichtet uns, daß seiner Zeit die Stadt Colzom bereits gänzlich von den Beduinen vernichtet worden sey, die Einwohner litten bittern Mangel; die Zahl der Häuser habe sich gemindert, die Reisenden haben aus Furcht diese Straße vermieden; der Handel sey verscheucht worden und mit dem Handel auch der Erwerb des Hafenplatzes. Indessen war Colzom doch die Schiffswerfte für das rothe Meer geblieben, wo man die platten Fahrzeuge von großer Tragfähigkeit aus Planken erbaute, die mit Palmenfasern zusammengefügt wurden, weil man kein Eisenwerk beim Schiffsbau anwendete.

Der zweite Stapelplatz im rothen Meere, den Ibn Chordabeh uns nannte, war Dschibba. Abu Zeyd beschreibt uns diesen Handelsweg noch genauer. [3] „Die arabischen Schiffe verlassen Syraf,

[1] Reinaud, Aboulféda. Introd. p. CVII.

[2] Nach Quatremère Mém. géogr. I, p. 183. lag Suis presque au même endroit que Kolzoum. Niebuhr fand die Ruinen dieser Stadt 800 Toisen von Suez.

[3] Relations arabes I, 142.

behalten die arabische Küste zur Rechten und fahren das rothe Meer hinauf bis zur Höhe von Dschidda. Dort werden die Waaren, die nach Aegypten gehen, auf Fahrzeuge umgeladen, die dem rothen Meer eigenthümlich sind. Die Schiffe von Syraf wagen sich nicht tiefer in diese Gewässer, wegen der vielen Klippen, welche die Schifffahrt erschweren. Dazu kommt noch, daß jene Küsten gänzlich unbewohnt sind und die Schiffe wegen der gefährlichen Fahrt jede Nacht beilegen müssen."[1] Die Blüthe dieses Stapelplatzes erhielt sich sehr lange. Edrisi berichtet, Dschidda sey sehr bevölkert, treibe einen beträchtlichen Handel und besitze große Reichthümer. „Der Mousson (Südwind), welcher vor der Saison der Wallfahrten weht, bringt eine große Menge Zufuhren und werthvolle Handelsartikel dorthin. Nach Mekka ist es die bedeutendste Stadt im Hedschas. Sie besitzt eine große Handelsmarine und ausgebreitete Handelsverbindungen."[2] Die Schifffahrt, wie sie oben beschrieben wurde, hat sich bis auf den heutigen Tag nicht verändert. Die arabischen Reis oder Schiffspatrone, welche die Pilger von Suez nach Mekka bringen, legen noch jede Nacht bei und trotzdem sind Schiffbrüche sehr häufig. Dieß gilt aber nur für die Strecke von Suez bis Dschidda und für die Küstenfahrer. Bis Dschidda kommen noch heutigen Tages indische Schiffe von tausend Tonnen Tragfähigkeit.[3] Ein

[1] Für Liebhaber der alten Geographie bemerken wir, daß Dschidda, das Gidda des Nicolaus Venetianus (bei Poggio Braciolini de varietate fortunae) ist, welches er von Barbora, das heutige Berberah im Golf von Aden, erreicht und von wo er zwei Monate propter navigandi difficultatem bis zu einem Landungsplatz am Sinai braucht. Dschidda ist das Guda des jüdischen Piloten Caspar, der mit den Portugiesen aus Indien kam und dem Amerigo Vespucci am grünen Vorgebirge begegnete. Dicono ch'è (nämlich Guda) iscala di tutti e' navili, che vengono da India e da Mecca. (Brief des Vespucci dd. 4. Juni 1501, bei Baldelli, il Milione p. CIII.) So läßt auch Barros da Asia Dec. I, lib. 4, cap. 9. den Minister des Sultan von Calicut gegen Vasco da Gama wegen der Ankunft der Portugiesen klagen não virem mais a seu porto náos de Méca, Judá, Adem, Ormuz. Der deusche Uebersetzer des Barros hat Juda in seinem Text vergessen.

[2] Édit. de Mr. Jaubert. I, 136. Eine höchst pikante Notiz des Makrizi hat Quatremère (Mém. géogr. II, 291) mitgetheilt. Im Jahre 835 (1431 nach Chr.) liefen mehrere chinesische Dschunken, welche in Aden schlechte Conjuncturen für ihre Importartikel gefunden, bis nach Dschidda, wo sie sehr bereitwillig aufgenommen wurden, weil man einen fortdauernden direkten Verkehr mit China hoffte.

[3] Die Stadt soll etwa 10,000 Einwohner besitzen, die sich zur Zeit der

Blick auf unsere Karten verräth sogleich das Geheimniß, welchem Zauber, abgesehen von seiner meteorologisch bedeutungsvollen Lage, Dschidda seine Handelsblüthe seit einem Jahrtausend verdankt. Es ist der Piräus von Mekka. Alle Wallfahrer, die den nassen Weg einschlagen, müssen in Dschidda landen und sich einschiffen. Mekka aber war eben wegen seiner religiösen Bedeutung ein Brennpunkt des morgenländischen Handels, ein Meßplatz für die mohamedanische Welt, so gut wie seit dem 9. Jahrhundert St. Jago von Compostella durch seine Märkte einen unerhörten Reichthum erwarb. Alle Lebensmittel mußten nach Mekka gebracht werden, denn die Stadt selbst erzeugte nur wenige Datteln. Nirgends in der Welt, versichern die Araber, sey der Unterschied zwischen Armen und Reichen so stark und so drückend gewesen, als in der heiligen Stadt. Was der Osten an Kostbarkeiten erzeugte, traf dort zusammen und der Reiche brauchte sich nur mit der Wahl zu quälen. Die Pilgerfahrt selbst war damals sicherlich sehr kostspielig. Sie zog also eine Menge reiche Leute an, die viel Geld auszugeben hatten. Wohnung und Nahrungsmittel waren daher so theuer, wie an unsern Badeörtern, und der Arme sah sich den größten Entbehrungen ausgesetzt. Welchen Antheil und Gewinn Dschidda aus der Nähe dieses großen Marktes zog, brauchen wir nicht näher auszuführen. So lange der Islam noch eine Welt bilden wird, wird diese Stadt ihre Blüthe behalten, denn sie ist das Thor der heiligen Stadt.

Im Jahre 878 n. Chr. störte ein fernes Ereigniß plötzlich den Organismus des östlichen Handels. China wurde, wie in unsern Tagen, der Schauplatz einer Revolution, die im Süden ihren Sitz hatte und mit dem Sturz der Thang-Dynastie schloß. Der Kaiser flüchtete sich nach der damaligen Hauptstadt Si-ngan-fu und später nach Tübet. Fremde Hülfsvölker wurden herbeigerufen, das Reich zerfiel. Die Statthalter in den Provinzen erklärten sich unabhängig und während dieser Anarchie wurde Khanfu, der Stapelplatz des indisch-arabischen Handels, vernichtet und zerstört; 120,000 Personen, Mohammedaner, Juden und Christen fielen durch die Schärfe des Schwertes, und Abu Zeyd versichert, man habe jene Populations-

Pilgerfahrten verdoppelt, ja vervierfacht. Araber, Türken, Griechen, Fellahs, Gallasneger, Hindus, überhaupt alle Völker des Morgenlandes strömen dort zusammen. (Tamisier, Arabie I, 91.)

ziffer sehr genau gekannt, weil die chinesischen Statthalter der Besteuerung wegen genaue statistische Listen führten.[1]

Seit dieser Zeit wurde China nicht mehr von den Arabern besucht, bis die Mongolendynastie, welche den Fremden und dem Handel so außerordentlich günstig war, die chinesischen Häfen den westlichen Nationen wieder eröffnete. China, welches zu Zeiten des Khalifen Harun-al-Raschid von so vielen Leuten in Syraf und in Bassora so genau gekannt wurde, blieb den folgenden Geschlechtern eine terra incognita. Wegen dieser Vorgänge hörten nun die Verbindungen mit China zwar nicht auf, allein die Dschunken kamen nicht mehr um die Südspitze von Indien herum, sondern suchten eine Zwischenstation.[2] Die Araber aber fuhren nicht mehr nach China, weil die siegreichen Rebellen die Schiffsmannschaften mißhandelten und die Fahrzeuge und ihre Ladungen confiscirten.

Abu Zeyd berichtet: der König der Zabedsch (Javaner) zählt unter seinen Besitzungen die Insel Kalah, die gerade Mitte Weges zwischen China und Arabien liegt. Kalah sey der Brennpunkt des Handels mit Aloe, Campher, Sandel-, Brasilien- und Ebenholz, Elfenbein, Gewürzen und einer Menge anderer Artikel. Dorthin begeben sich jetzt (Anfang des vierten Jahrhunderts der Hidschra) die Expeditionen, welche von Oman auslaufen, und von dort werden die Rückfrachten für Arabien geladen.

Edrisi (a. a. O.) bestätigt diese Angabe, doch nennt er die Inseln, auf denen der Handel getrieben wurde, Zaledsch oder Zanedsch. Der nubiensische Geograph setzt hinzu, die Chinesen hätten sich rasch mit den ehrbaren Sitten und der Gerechtigkeit der Einwohner befreundet und hätten Indien vermieden, wo sie zu harten Zöllen verurtheilt wurden.

Die Lage der Insel Kalah läßt sich sehr schwer bestimmen. Als Herr Reinaud die arabischen Relationen herausgab, wollte er darin das Cap Galle auf Ceylon erkennen, eine Ansicht, die er später bei der Herausgabe des Abulfeda aufgegeben hat. Leider haben

[1] Messudi setzt das Ereigniß ebenfalls in das Jahr 264 der Hidschra, er spricht aber von 200,000 getödteten Fremden (vgl. Aloys Sprenger El Masudi's meadows of gold p. 325). Im Uebrigen erzählt er die Begebenheit genau wie die „Relationen"; es konnte auch nicht anders seyn, da Messudi (meadows p. 339) berichtet, er habe die Erzählungen des Koreischiten Ibn Wahab aus Abu Zeyds Händen erhalten, welcher mit den chinesischen Reisenden persönlich verkehrt hatte.

[2] Edrisi ed. de. M. Jaub. I, 60.

die Araber nur ein Wort für Insel und Halbinsel, wie die Griechen nur ein Wort für Landenge und Meerenge besaßen. Walkenaer suchte daher Kalah auf der Halbinsel Malakka. Auf den Karten des Herrn Lelewell zu den arabischen Relationen liegt Kalah auf Sumatra an der Küste der Malakkastraße. Und dieß ist vermuthlich auch die richtige Oertlichkeit, denn Kalah gehörte zur Insel Ramny, die mit Sumatra identisch gefunden worden ist.

Im Jahre 1160 erst ging ein malayischer Stamm unter dem König von Madschapahit nach Malakka hinüber und gründete die Stadt dieses Namens im Jahr 1280. Das malayische Reich erstreckte sich bald weiter im indischen Archipel; seine höchste Blüthe fällt in das 13. und 14. Jahrhundert und sein Verfall schreibt sich erst vom Jahr 1475 her. Der Islam drang erst im 13. Jahrhundert unter die Malayen und verdrängte nur allmählig den Buddhismus. [1]

Am Ende des 13. Jahrhunderts zu den Zeiten Kublai-Chans und Marco Polo's wurde der indische Handel lebhafter denn je. Die Dschunken erschienen wieder im persischen Meerbusen, ja die Tartarenkaiser schickten Schiffe auf Entdeckungen bis Madagaskar. Der Hauptstapelplatz, der an die Stelle Khansu's trat, war Tseuthong, das heutige Tschan-tscheu-fu, der Insel Formosa gegenüber, das Zeytun der Araber und des Marco Polo, das Zeyton der catalanischen Karte (1375) und das Zeytun der Karte des Mauro Camaldolese (1457). Die Stadt Malakka blieb der Stapelplatz zwischen der östlichen und westlichen Hälfte Indiens, während an der Küste von Malabar eine Stadt aufblühte, deren Ruhm weit ins Abendland hineindrang. Calicut trat die Handelserbschaft des alten Kulam an. In Calicut fand Ibn Batuta um das Jahr 1345 den größten Hafen der Welt. Der Handel nach China wurde allein durch Dschunken betrieben. Es waren Gebäude, die 1000 Menschen faßten, 600 Matrosen und Ruderknechte und 400 Soldaten zum

[1] So langsam geschah dieses Vorrücken, daß erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts unter Sultan Joeni Djallo der Islam auf Celebes zu keimen begann und später unter Allah Oedin der südliche Theil der Insel Makassar 1603 gänzlich mohammedanisch wurde. Onder hem (nämlich Allah Oedin) zegepraalde het Mohammedanische geloof over geheel zuid-Celebes. In 1603 werd het algemeen door de Makassaren aangenomen. (Geschiedenis van Celebes in der Tijdschrift voor Nederlandsch Indie. September 1854.)

Schutz gegen Piraten. Diese Dschunken waren in Tschan-tscheu-fu erbaut worden und führten Nägel statt der alten Construktion, wo man die Planken zusammennähte, wie dieß noch heutigen Tages bei den Arabern geschieht, weil das Holz, nach Marco Polo's Angabe, so spröde sey, daß es beim Einschlagen der Nägel splittere. Weder er noch Oderich von Portenau, der zu gleicher Zeit in Indien war, erwähnen Calicut; dagegen erzählt Niccolo Conti, die Stadt liege von Ormuz hundert Meilen entfernt und sey ein berühmter Stapelplatz der persisch-indischen Handelsstraße (Collicuthia urbs maritima nobile totius Indiae emporium). Der persische Annalist Schah' Rochs Kemal-eddin Abderrazzak, welcher als Ambassadeur des Hofes von Herat nach Calicut im Jahre 846 (1442 n. Chr.) sich begab, schildert den Handel dieses Hafens mit Zanguebar, Ceylon und Dschidda und rühmt die malabarischen Seefahrer mit den höchsten Ausdrücken.[1] Zur Zeit des Vasco da Gama stand diese Stadt im Meridian ihrer Handelswichtigkeit. Die Araber genoßen vollständige Religionsfreiheit und blieben nicht ohne Einfluß auf die Politik, weßhalb denn ihnen zu Liebe der Samorin oder Beherrscher des Gebietes die Portugiesen feindselig behandelte, während eben deßhalb die kleinen Fürsten an der malabarischen Küste sich fester an die Fremdlinge anschloßen. Die Dschunken legten damals bei Calicut an und liefen bis in den persischen Meerbusen. Von dem jüdischen Piloten Caspar erfuhr Amerigo Vespucci, daß diese chinesischen Kauffahrer 40—50,000 Cantari an Tragfähigkeit besaßen und Geschütz an Bord führten.[2] Nach Calicut kamen nicht bloß

[1] Abderrazzac, Notices et extraits des mss. de la bibl. du Roi tom. XIV. p. 442. Les habitants de Kalikut sont des hardis navigateurs; on les désigne par le nom de Tchini-be-tchegan (Fils du Chinois) et les pirates n'osent pas attaquer les batiments de Kalikut.

[2] Vespucci's Brief vom grünen Vorgebirge: hanno visto gran copia di navilj di quelle parte, che sono grandissimi, e di 40 mila e 50 mila cantari di porto, e quali chiamano giunchi (Dschunken). Tengono bombarde . . . In der That das große Schiff der Kaufleute von Cambaia, welches Vasco da Gama wegnehmen ließ (náo mui poderoso de até seicentos toneis), wehrte sich mit seiner Artillerie gegen die Portugiesen und sendete ihnen einige Kugeln zu (alguns pelouros de humas bombardas de ferro), wie Barros da Asia Dec. I., l. V., cap. 6. berichtet. Beiläufig bemerkt wurden erst am Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts abendländische Schiffe mit Artillerie armirt.

die chinesischen Rheder mit Landesprodukten und den Gewürznägeln der malayischen Handelsplätze, sondern Ceylon schickte Perlen und Zimmt,[1] Ormuz Pferde arabischer Zucht und die kunstvollen Industrieartikel Persiens, die namentlich aus dem blühenden Yezd kamen, Aden und Dschidda Meßwaaren aus Mekka und die Produkte des Abendlandes, die über Alexandrien verschifft wurden, während die arabischen Colonien in Ostafrika, Melinde, Mombas, Quiloa, Moçambique und Sofala, Gold, Sklaven und Stahlwaaren quer über den indischen Ocean nach Calicut führten.[2]

Weit älter ist der Ruhm des Hafenplatzes Ormuz, den schon Ptolomäus auf seiner sechsten Tafel Asiens (ἄρμουσα) an der richtigen Stelle anführt. Das alte Ormuz lag nämlich nicht auf einer Insel, sondern der jetzigen Stadt gegenüber auf dem Festlande. Zu Ibn Haukals Zeiten, der von 942—970 reiste,[3] war es der erste Handelsplatz Kermans. Edrisi gibt ihr denselben merkantilen Werth, und rühmt außerdem ihren Indigo und ihre Zuckerplantagen. Die Stadt wurde am Ende des 12. Jahrhunderts von Türken oder von Mongolen zerstört. Als Marco Polo sie besuchte, lag sie bereits nicht mehr auf dem Festlande, sondern gegenüber auf der Insel. Die Oertlichkeit konnte nicht glücklicher gewählt werden in einer Zeit, wo die Schifffahrt noch immer gern den Küsten treu blieb. Alles was durch das persische Meer, von der Südküste Arabiens, aus dem rothen Meer, aus Zanguebar kam oder dorthin ging, und alle indischen und chinesischen Frachten mußten in der Nähe der Insel vorbei. Ibn Batuta (II, p. 231) fand noch die alte und neue Stadt nur durch einen Meeresarm von drei Parasangen getrennt. Sie galt als Zwischenplatz für den Handel aus Sind und Indien einerseits, der beiden Iraks, Fars und Khorassan andererseits. Eine andere Quelle aus dem 14. Jahrhundert — der Armenier Haithun beschreibt sie als

[1] Toda esta canella (de hũa jlha que se chama Çillam) vem ter a esta çidade de Calecut e ha hũa ilha que chamam Melequa donde vem o cravo a este cidade (Roteiro da viagem que fez Dom Vasco da Gama p. 88.)

[2] Barbaro (1471) Viaggio nella Persia cap. 20 nennt Calicut città di fama grandissima, laquale è come una stapola over hospitio di mercanti di diversi luoghi: come saria dire di quelle che vengono dentro al colfo di Cataio (China) e di tutte quelli parti, dove sempre si truovano navili assai e grandi.

[3] Joseph v. Hammer, Literaturgeschichte der Araber 5. Bd. S. 328.

den ersten Handelsplatz, ehe man die Stadt Cambaia (Combaëch) erreiche. Auf seiner Gesandtschaftsreise im Jahre 1442 besuchte Abderrazzac auch Ormuz und lieferte folgende Beschreibung:[1] „Dorthin strömen die Kaufleute aus Aegypten, Syrien, aus Rum (den Frankenländern) aus Aserbeidschan, dem arabischen und persischen Irak, aus Fars, Khorassan, Transoranien und Turkistan, aus den Steppen von Kiptschak, aus den Kalmückenländern, aus Tschin und Matschin und aus der Stadt Kanbalik (Peking). Von den Ufern des Oceans segeln dorthin Leute aus China, Java, Bengalen, Malabar, Abyssinien, Tenasserim, Socotora, den Malediven, aus Zanguebar und den Häfen Bidschanagars, des Gudscherat aus Cambaia und Arabien bis Dschidda hinauf. Gegen ihre Einfuhren finden sie zum Tausch Alles, was sie nur begehren mögen." Alle Religionen, fügt er hinzu, genossen der größten Toleranz und man übte so strenge Gerechtigkeit, daß die Stadt den Ehrennamen „Platz der Sicherheit" erhielt. Der venetianische Gesandte Barbaro, der im Jahre 1471 an den persischen Hof geschickt wurde, um über eine Allianz gegen die Türken zu unterhandeln, besuchte Ormuz auf der Reise, die er in Begleitung des Hofes unternahm, und er fand dort indische Kauffahrer, die mit Gewürzen, Seidenwaaren, Perlen und Edelsteinen angekommen waren (Ramusio II. fol. 107). In der Nähe von Ormuz lag die Insel Kisch, die im 12. und 13. Jahrhundert vorübergehend ein indischer Stapelplatz gewesen war. Die berühmten Perlenfischereien der Bahrein-Inseln, welche von einer priveligirten Zunft ausgebeutet wurden, gehörten dem Sultan von Kisch, der sie verpachtete, und die jährlichen Perlenauktionen zogen dorthin die reichsten Juwelenhändler des Orients. Ormuz übrigens fiel 1507 den Portugiesen in die Hände und nahm nicht mehr Theil an dem Welthandel. „Wenn die Portugiesen, sagt ein venetianischer Botschafter aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, nicht mit den Türken Krieg führten, dann könnte sich die alte Handelsstraße über Bassora wieder beleben; die Portugiesen würden dann auf diesem Wege europäische Produkte absetzen und unser levantinischer Handel wäre vernichtet. Dann würden auch die Deutschen nicht mehr Venedig besuchen, weil wir keine orientalischen Produkte mehr anzubieten hätten. Es wäre der völlige

[1] Notices et extraits des mss. tom. XIV. p. 429.

Ruin unseres Handels und unseres Staates, und eine so schreckhafte Zukunft möchte ich um Alles nicht erleben." [1]

Auf Ormuz lassen wir Aden folgen, das Arabia Eudämon des erythräischen Periplus, wie Müller (Geographie graeci minores. Paris. Didot 1855 p. 276.) nachgewiesen hat, ehemals ein wichtiger Platz für den indisch-ägyptischen Handel, der aber in Elend sank, als mit Benützung der dortigen „Jahreswinde" (Mousson's) die direkte Verbindung mit den indischen Ländern hergestellt worden war. Zu Edrisi's Zeit war die Stadt zwar noch klein, durch den Handel aber schon außerordentlich bereichert. Der Sultan der Insel Kisch, ursprünglich ein Seeräuber, hatte sich der Küste von Jemen bemächtigt. Dort lauerte er den Indianfahrern mit 50 großen Schiffen auf, die aus Einem Holzstamm gezimmert gegen 200 Mann fassen sollten. Nur große Kauffahrer wagten sich noch in die dortigen Gewässer, und auf diese Art geschah es, daß der Handel von Oman sich wegzog und nach Aden verlegt wurde. [2]

Aden ist der natürliche Stapelplatz für das Nilthal, und noch trefflicher gelegen als Ormuz. Es kreuzte sich dort der alexandrinische, der arabische, persische, indische Handel mit dem abyssinischen und dem Sklaven- und Goldhandel der arabischen Colonien von Zanguebar und Moçambique. Der Nil selbst lag als Verkehrsmittel parallel mit dem rothen Meere. In den ältesten Zeiten blühte die Straße über Farama (Pelusium) am mittelländischen Meere, nach Colzom (Suez). Zu Edrisi's Zeiten aber zog man die Straße, die von der Stadt Adzab oder Adhab [3] nach dem Nil und nach Kus etwas oberhalb von Koptos (Keft) führte. Von Adzab setzte man in 24 Stunden nach Dschidda, dem Piräus Mekka's, über. Allein jene Straße von Adzab in das Nilthal führte 20 Tagereisen durch die Wüste und war im Sommer durch den Samum gefährlich, weßhalb die Carawanen den Herbst erwarteten. Zwischen Adzab und Suez führt aber noch ein zweiter kürzerer Weg vom erythräischen Ufer nach

[1] Cosa tanta spaventosa, che in mio tempo non vorrei vederla, nè sentirla. Alberi Relazione, Serie III, Bd. 2. S. 6.

[2] Edrisi edit. de M. Jaub. I. 51, 152.

[3] Es ist dieß der Hafen, den Marko Polo (III, 40) meint, den er aber nicht nennt, dort wurden die Waaren, welche auf die Schiffe des rothen Meeres in Aden umgeladen worden, ausgeschifft und nach dreißig Tagereisen durch die Wüste bis an den Bord der Nilbarken gebracht.

dem Nil. „Kus," sagt Abulfeda (Édit. de Mr. Reinaud II, 151) „ist der Sammelplatz der Kaufleute von Aden und sein Exporthafen ist Kosseir am rothen Meer, den man in drei Tagen erreicht." Diese Handelsstraße hat sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten und sie war das Organ, welche Aegyptens Macht und Reichthum zur Zeit der Mameluffen begründete.[1]

Dieß waren die Handelsplätze und Handelsstraßen, auf denen der Westen mit Indien verkehrte. Bis vor kurzer Zeit war es nicht möglich, ein historisches Gemälde dieses wichtigen Stückes der Kulturgeschichte zusammenzustellen. Erst seit uns in neuerer Zeit die Literatur des gesammten Morgenlandes aufgeschlossen worden, haben die einzelnen Blicke, die durch Marco Polo, Oderich von Portenau, den Armenier Haithun, Niccolo Conti und Barbaro auf die östliche Welt gefallen waren, sich bis zur Tageshelle aufgeklärt. Das Mittelalter wußte sehr wenig, mit welchen Völkern es durch dritte Hände im Verkehr stand und woher jene Wohlgerüche, Gewürze, Edelsteine und Perlen kamen, die in Alexandrien, in den syrischen Eschellen oder in Trapezunt und Tauris auf den Markt gelangten. Die Handelsgeschichte ist die Geschichte des Völkerverkehrs und der Geographie, und beide zusammen sind die Geschichte der Civilisation unseres Geschlechtes. Nicht bloß Putz und Leckereien kamen auf jenem Wege, sondern mit ihnen verbreiteten sich wichtige bisher unbekannte Kulturen nach Europa, die Pflege des Seidenwurmes, der Bau des Zuckerrohrs, des Indigo, des Saffran; es kamen mit den indischen Gewürzen auch das indische System vom Stellenwerth der Zahlen und die Algebra zu den Arabern und von den Arabern zu den Lateinern; es kam vermuthlich die Magnetnadel aus China über Syrien nach der fränkischen Welt, die erste Kunde der Wind- und

[1] Der Weg zur See bis Suez wurde indessen nicht vernachlässigt. So sagt das Roteiro zu Vasco da Gama's Fahrt (p. 88): „bei Dschidda (welches dort gar Judeá geschrieben steht) würden die indischen Waaren auf kleine Schiffe verladen und über das rothe Meer geführt — a hũ lagar que está junto com Santa Caterina de Monte Sinay que se chama Tuuz (sic)" — also nach Suez. „Von dort wird die Spezerei auf den Rücken der Kameele geladen und in zehn Tagen nach Cairo (Quairo) gebracht." Die alte Caravanenstraße von Kosseir nach Kus blieb indessen immer besucht, schon wegen der Pilgerfahrten nach Mecca. Daniele Barbarigo, der venetianische Bailo und ehemalige levantinische Consul, bestätigt es (1572) ausdrücklich, nur daß er den Namen Cosseir in Cousfaer verunstaltet.

Wassermühlen, die Anfangsgründe der Chemie, und verjüngt aus der Hinterlassenschaft des Alterthums Astronomie und Astrologie. Die Arzneimittelkunde wurde beträchtlich erweitert, die Geographie bereicherte sich mit der Kunde ferner Länder, ihrer Bewohner und ihrer Sitten, es geschah ein Anlauf, um die systematische Kosmographie des Alterthums umzustürzen, man begann zum erstenmale das Experiment als Schlüssel wissenschaftlicher Entdeckung zu betrachten, und man versuchte es von Neuem nach den bewundernswerthen Versuchen der Griechen, die räumliche Ausdehnung unseres Planeten, die wahre Länge eines geographischen Grades zu messen, genaue astronomische Kalender zu entwerfen und mit Hülfe dieser vorausberechneten Ephemeriden und der verschiedenen Abstände des Mondes von der Sonne oder von gewissen Gestirnen die Entfernungen der Meridiane verschiedener Punkte auf der Erde zu bestimmen. Die Keime alles dessen, was die folgenden Jahrhunderte ernteten und erwarben, lassen sich bereits in den Zeiten, von denen wir sprechen, auffinden, und immer ist es die Berührung des Abendlandes mit dem Orient, welche als Ursprung der größten Ereignisse fühlbar wird.

So dunkel noch manches ist, was jenseits der Landenge von Suez vor dem Schluß des 15. Jahrhunderts sich zugetragen, so reichlich fließen die Quellen über die Zustände diesseits. Auch fehlt es für diese Seite der Handelsgeschichte nicht an trefflichen Commentaren und Bearbeitungen. Ueber den mediterraneischen und levantinischen Handel haben wir die großen Arbeiten und Urkundensammlungen Muratori's für ganz Italien, Marins für Venedig, Capmany's für Barcelona, die Monographien von Luigi Oderico, Pagnini, Depping, Hüllmann, Heeren, Laprimaudaie, und den ersten Band des leider noch unvollständigen Werkes über Heinrich den Seefahrer von Wappäus vor uns.

Von den vier großen Handelsstraßen nach dem Orient, nämlich vom Don durch die turkmanische Steppe über Samarkand nach China; von Trapezunt über Tauris nach Persien; von Antiochien über Aleppo, oder von Beirut über Damaskus nach dem Euphrat und dem persischen Meerbusen; und endlich vom Mittelmeer oder vom Nil, nach und durch das rothe Meer in den indischen Ocean, gehören nur die beiden letzteren als Rivalen in das Bereich dieser Untersuchungen.

Konstantinopel blieb nach dem Untergang des oströmischen Reiches der Mittelpunkt des Verkehrs für die mediterraneische Welt. Die kurze Blüthe Ravenna's unter den Ostgothen bildet eine unbedeutende Episode in der Handelsgeschichte, und es läßt sich aus einigen spärlichen Stellen Cassiodors über den Getreide- und Oelhandel mit Apulien und Calabrien, über die Schifffahrt auf dem Po, über den Luxus der damaligen Bauten, über Strompolizei und Regulirung von Gewässern kein festes Bild gewinnen.[1] Nach Ravenna wird Ancona, das italienische Neapel und Gaëta genannt. Amalfi war nach Heerens Vermuthen[2] die erste Stadt, welche den Pilgertransport nach Palästina für den Handel zu benützen verstand, wie gegenwärtig Havre, Antwerpen, Bremen und Hamburg die Auswanderung nach Amerika. Im zehnten Jahrhundert vertreiben die Pisaner und Genueser als Alliirte die Araber aus Sardinien. Die Pisaner verjagen sie aus Palermo, erobern Bona und zerstören die große Handelsstadt Almadia, die später (1148) dem großen Normanenfürsten Roger II. von Sicilien in die Hände fiel und wo ehemals die griechischen Kauffahrer mit den Schiffen aus dem arabischen Afrika zusammengetroffen waren. Daß Marseille noch bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts direkten Verkehr mit Alexandrien besaß, hat de Guingnes in einer besondern Denkschrift bewiesen. Allein mit der Begründung der arabischen Herrschaft in Afrika, in Spanien, auf den Balearen, auf Corsika, Sardinien und Sicilien treten andere Zustände im Mittelmeer ein. So beginnt der Flor des wieder eroberten Barcelona nach der ersten Eroberung der Balearen (1145) mit der Vernichtung arabischer Seeräuber und der Eroberung Almeria's durch Raymund Berenguer IV., Grafen von Barcelona, mit den alliirten Genuesern und Pisanern.[3] Wichtiger für den Handel war das Aufkommen Venedigs, welches der Nähe ergiebiger Salinen seinen ersten Wohlstand, der Erbschaft des Handels von Ravenna eine höhere Entwicklung und lange Zeit der Gunst und Bundesgenossenschaft der griechischen und fränkischen Kaiser sein Wachsthum zu danken hatte. Auch hier gedieh der Handel erst nach Vertilgung der dalmatinischen Seeräuber. Es finden sich schon im neunten

[1] Cassiod. Var. libri. Parisiis 1589. II, 26. III, 7. V, 18. 19. VII, 23.

[2] Die Folgen der Kreuzzüge S. 262.

[3] Capmany Memorias Bd. I. S. 11. und Coll. Bd. II. Nr. I.

Jahrhundert Spuren, daß die Venetianer Alexandrien besuchten und damals schon ein wichtiger Verkehrszweig, nämlich der Sklavenhandel nach Aegypten im Schwung war, wie gleicherweise der Handel mit sarmatischem Pelzwerk, welches vermuthlich vom Don ins schwarze Meer und von dort nach Konstantinopel gelangte.

Wie beträchtlich übrigens die Handelsflotten der fränkischen Mittelmeerstädte schon in jener dunkeln Zeit gewesen seyn müssen, zeigt sich am Beginn der Kreuzzüge, wo historische Helle über den Verkehr mit dem Orient sich verbreitet. Die Seestädte sind im Stand zur Ueberfahrt und zur Versorgung der Kreuzfahrer große Flotten zu stellen, die also vorher schon vorhanden gewesen seyn müssen. Sie leisten den Eroberern des Orients kräftige Hülfe und als Preis dafür werden ihnen Handelsvortheile bewilligt, besonders die Gründung eigener Quartiere und Faktoreien. Als später die christlichen Reiche verfielen, blieben diese Niederlassungen kraft der Handelsverträge zwischen den Lateinern, den seldschukischen, arabischen, ägyptischen, türkischen Herrschern noch bestehen. Ein klassischer Handelsvertrag verlangte als Inhalt folgende Dinge. Ein freies Quartier, wo die Jurisdiktion des Territorialherrn aufhörte, die Erbauung einer Kirche mit dem Asylrechte, ein Backofen, der keinen Steuern unterworfen war, eigene Maße und Gewichte, und Consulargerichtsbarkeit immer in dem Sinne, daß der Kläger das Forum des Beklagten suchen mußte. Was die Zölle betraf, so waren sie durchweg fiskalischer Natur, denn das Mittelalter kannte noch nicht die Subtilitäten der Protektionslehre. Aeußerst selten steigen die Zölle bei der Einfuhr über zehn Procent und diese Zehnten werden sehr häufig vom Handelsprodukte selbst erhoben. Die Ausfuhrzölle sind in der Regel niedriger und fallen meistens weg, wenn der fremde Kaufmann mit baarem Gelde einkauft, von dem er einen Einfuhrzoll von fünf Procent entrichtet. Eine solche Niederlassung war also eine Art Enclave in fremden Landen und der Consul so unbeschränkt, als wäre der Souverän selbst in der Colonie gegenwärtig gewesen. Solche Handelsprivilegien aber bestanden nicht bloß zwischen Christen und Mohamedanern, sondern selbst innerhalb der lateinischen Welt. Die Italiener hatten nicht bloß in der Levante, sondern in Konstantinopel, in Barcelona, Sevilla, in Lissabon, in Flandern ihre eigenen Quartiere, ihre Consuln und Consulargerichtsbarkeit in demselben Umfang, als noch heutigen Tages die Unterthanen

europäischer Mächte im osmanischen Reiche und in Aegypten. Der einzige Staat, der nie einen Tropfen fremder Hoheit innerhalb seiner Grenzen und nie einen bevorzugten Gerichtsstand der Ausländer geduldet hat, war England, nachdem auch dieses Reich in den Kreis des Welthandels getreten war. Aus dem Gesagten ergibt sich, wie wichtig für die Handelsgeschichte jede Urkunde seyn muß, welche eine Consularernennung für irgend einen Handelsplatz enthält, denn das Datum der Ernennung genügt schon, um uns für einen bestimmten Ort und eine bestimmte Zeit ein vollständiges Gemälde von dem Verkehr zweier Nationen darzubieten.

Es ist nicht unsere Aufgabe, hier den Handel mit den syrischen Küstenstädten zur Zeit der Kreuzzüge darzustellen. Was darüber an Urkunden bisher vorhanden gewesen, wurde mit treuer Quellenangabe sehr vollständig bei Wappäus (S. 135—180) angeführt. Uns geht ausschließlich nur der Handel mit Alexandrien an, denn über diese Stadt ging die Straße durch das rothe Meer nach Indien.

Zu Ibn Chordadbehs Zeiten, also am Schluß des zehnten Jahrhunderts, führte die Handelstraße nach Indien quer von Farama über die Landenge ins rothe Meer. Edrisi, der 1150 schrieb, schildert Alexandrien schon als eine reiche Handelstadt voll prächtiger Bauten mit Säulengängen und Marmorgetäfel. Er vergißt nicht das „Minaret" zu beschreiben von hundert Ellen Höhe, inwendig mit einer Treppe, die nach der Kuppel führt, wo Tag und Nacht ein Feuer unterhalten wird, den Schiffen zum Signal, die auf eine Tagefahrt zur See schon den Thurm erblicken. Er sagt indessen nichts über den indischen Handel; doch wissen wir, daß zu seiner Zeit schon die Karavanen von Dschidda über das rothe Meer setzten und den Nil zu erreichen suchten. Weit redseliger ist sein Zeitgenosse, der spanische Jude Benjamin von Tudela, der 1173 schrieb. Auch er bewundert den alexandrinischen Leuchtthurm und verräth uns, daß sich oben ein Wunderspiegel befinde, in dem man jede feindliche Flotte, die sich etwa nähern möchte, auf 500 Meilen erkenne. Alle Völker des Abendlandes und Morgenlandes trafen in dem großen Hafen zusammen; Lombarden, Toskaner, Amalfitaner, Apulier, Sicilianer; Deutsche, Russen und Handelsleute aus Krakau; Araber aus Cordova, Algarbien, Andalusien; Aragonesen und Franzosen aus dem Poitou, der Gascogne, der Normandie; Dänen und Flamänder; Berbern, Abyssinier, Bewohner Arabiens, Griechen und

Saracenen. „In dieser Stadt, setzt er hinzu, wird ein großer Handel mit Spezereien getrieben, welche man aus Indien bringt und welche die christlichen Kaufleute ausführen. Jede Nation hat in dieser großen Handelstadt eigene Magazine, Märkte und Kaufläden, die je nach dem Handelszweig getrennt liegen.“ [1]

Das war das Alexandrien im ersten Jahrhundert der Kreuzzüge. Seine höchste Blüthe beginnt jedoch erst nach einem Jahrhundert, wo es unter allen Handelsstädten des Westens den ersten Rang einnahm, so unbestritten wie heutigen Tages London. Viele Dinge mußten aber vorher geschehen. Die Lateiner mußten nach und nach ihre Eroberungen in Syrien und Palästina verlieren, die Dynastie der Abbassiden mußte sinken und das große Seldschukenreich zerfallen. Mit dem völligen Eintritt dieser Ereignisse am Beginn des 14. Jahrhunderts ward Cairo, von den Kopten Babylon, von den Arabern nach der älteren Stadt Misr oder Fustat genannt, die erste Stadt der ersten Großmacht der damaligen Welt und Alexandrien der Stapelplatz dieses Reiches, mit dem Monopol des indischen Handels. Es war im Jahre 1326, wo Ibn Batuta zum erstenmale nach Alexandrien kam; er versichert uns, eine ähnliche Hafenstadt in der Welt nicht gesehen zu haben, die sich nur vergleichen lasse mit Kulam und Calicut in Indien, mit Sudak (oder vielmehr Kaffa) auf der Krim und mit Zeitun in China. Der Leuchtthurm, den auch er uns beschreibt, drohte aber damals schon an einer Seite mit dem Einsturz, und als der Reisende 1347 zurückkehrte, war der Verfall schon so weit fortgeschritten, daß niemand mehr bis zum Thor gelangen konnte. Die christlichen Kaufleute bewohnten damals ein eigenes Quartier und bei Reibungen mit den Arabern, die zwischen 1326—1327 vorfielen, findet sich, daß der Statthalter für die Christen Partei (Voy. d'Ibn Bath. I. p. 45) nimmt. Im Jahre 1384 besuchte ein Florentiner, Leonardo Frescobaldi, auf einer Pilgerfahrt nach den heiligen Stätten — damals ein höchst kostspieliger Aufwand, den sich nur Wohlhabende verstatten durften — Alexandrien. Er vergleicht die Stadt mit seinem Florenz und schätzt ihre Bevölkerung auf 60,000 Köpfe. Wichtig ist es, daß er einen französischen, catalanischen, venetianischen, genuesischen Consul und einen Faktor des großen Florentiner Bankierhauses

[1] Benjamin bei Bergeron I. p. 62.

der Portinari dort fand.[1] Die Christen hatten ihr eigenes Quartier (Chan), welches verschlossen wurde, so oft die Mohamedaner ihre Gebete verrichteten.

Aus derselben Zeit, nämlich aus der ersten Hälfte des 14. und dem Beginn des 15. Jahrhunderts, besitzen wir die Mittheilungen des Florentiners Balducci Pegolotti und des Pisaners Giovanni Uzzano (3. u. 4. Bd. von Pagnini's Decima). Nach ihren Angaben war die Ausfuhr aus Alexandrien zollfrei, der Eingangszoll aber bestand in 20 Procent vom Werthe der Waaren nach den örtlichen Marktpreisen. Edle Metalle zahlten bei der Einfuhr ein und bei der Ausfuhr zehn Procent. Die Lateiner brachten dorthin Oel aus Andalusien, von den Balearen und aus Tunis, Honig von Creta, von Coron und vom (adriatischen) Golfe, Seife aus Genua, Venedig, Pisa und Gaeta; Stahl, Blei, Eisen, Kupfer, Zinn, Alaun, Schwefel, Corallen, Nüsse, Mandeln, Kastanien, Wachs aus Romanien, catalanischen Saffran; Leinwand, Tuch, Camlot, Sammt, geblümten Atlas; Leder, Wolle, Weizen und Gerste aus der Berberei.

Aegypten selbst hatte nur Baumwolle und Zucker zu bieten,[2] alles übrige kam aus dem rothen Meere: Aloes von der Insel Socotora, Pfeffer aus Calicut, Moschus aus China, Campher, Sandelholz, Muscatnüsse, Gewürznelken von Sumatra und den Bandainseln, Zimmt und Perlen von Ceylon, Elfenbein von den indischen und ostafrikanischen Küsten.

Den ältesten Vertrag, der urkundlich auf uns gekommen ist, schlossen die Venetianer mit dem Mamelukkensultan Melic-aladel Seifeddin Ebubekr in dem Jahr 636 der Hidschra (1238). Er gewährte den Venetianern Faktoreien mit Consulatsgerichtsbarkeit, eine Kirche und Schutz gegen Belästigungen der Zollbeamten. (Marin Storia, Tom. IV, p. 263—266.) Die zweite Urkunde ist der Friedens- und Handelsvertrag zwischen Genua und Aegypten aus dem Jahre 1290.[3] Aus dieser Urkunde ergibt sich, daß die Genueser sechs

[1] Viaggio di Lionardo Frescobaldi. Roma 1818. p. 75. sqq.

[2] Ueber den ägyptischen Balsam, der nur stark verfälscht in das Abendland kam und von dem bisweilen überhaupt nur 20 Rotl im Jahr erzeugt wurden, vgl. Abd-Allatif Rélation de l'Égypte und die gelehrten Noten des Herrn Silv. de Sacy (p. 21. 86—92.)

[3] Pax et conventio inter Comune Januae et Soldanum Babiloniae

und etliche Bruchtheile von Procenten bei der Einfuhr von Gold, vier und einige Bruchtheile Procente bei der Einfuhr von Silber bezahlten. Pelzwerk, welches die Genueser aus ihren Handelsplätzen auf der Krim bezogen, war zollfrei; Waaren, die nach dem Gewicht verkauft wurden, zahlten 82 und Ellenwaaren 70 Procent von dem Werthe, welcher bei den öffentlichen Versteigerungen erlangt worden war. Die Republik durfte einen Consul ernennen, vor dessen Gerichtsbarkeit alle Klagen gegen Genueser gehörten. Magazine unter eigenem Verschluß und eine Kirche wurden vom Sultan zugestanden. Auch sollten die Hafenbehörden die ankommenden Schiffe nicht mehr belästigen. Diese Bedrückungen bestanden namentlich darin, daß die Douaniers, welche das Schiff visitirten, Trinkgelder verlangten; daß man die lateinischen Fahrzeuge zwang, ihre Fracht nicht mit den eigenen, sondern den alexandrinischen Barken ans Land schaffen zu lassen; daß man den Kaufleuten Waaren als Rückfracht aufzwang, die sie gar nicht zu kaufen begehrten.[1] Von einem andern demüthigenden Gebrauch schweigt der Vertrag. Sobald die Kauffahrer nämlich in Alexandrien ankamen, wurde ihnen das Steuerruder ausgehoben, oft sogar die Segelstangen weggenommen, ans Land gebracht und nicht eher wieder verabfolgt, als bis sie die Zölle richtig bezahlt hatten. In Handelsverträgen mit den andern arabischen Fürsten am Mittelmeer wurde ausdrücklich stipulirt, daß diese schnöde Verpfändung nicht stattfinden solle; in Alexandrien hat sie fortgedauert bis zum Verfall des Handels.

Die älteste Consularernennung der Catalanen für Alexandrien ist nach Capmany (Memorias, Bd. I. p. 2. S. 47) aus dem Jahre 1273 und die Fortdauer der Handelsverbindungen zwischen Barcelona und Alexandrien ist von ihm bis ins 16. Jahrhundert nachgewiesen worden. Ebenso begannen die Castilianer seit der Eroberung Sevilla's nach Alexandrien zu fahren,[2] doch sind bis jetzt über

Calaoun. 13. Mai 1290. Silv. de Sacy Pièces diplom. de la République de Gènes, in den Notices et extraits des mss. de la Bibl. du Roi. Tome XI. p. 33.

[1] Diese Bedrückung hat trotz aller Verträge fortgedauert, denn in den Instructionen, welche Colonna und Pallavicini 1431 zum Abschluß eines neuen Handelsvertrages mit Egypten (cf. Silv. de Sacy Not. et Extr. des mss. XI. p. 72) erhielten, lautet der eine Artikel: quod nostris mercatoribus non dabuntur contra eorum voluntatem ullo pacto aromata aut merces ullae aliae.

[2] Navarrete Colleccion de los Viages I, p. XIV.

ihre Anwesenheit dort keine Urkunden aufgefunden worden, auch wurden sie, so weit meine Kenntnisse reichen, nie von einem Reisenden des Mittelalters in Alexandrien angetroffen.

Es konnte kaum anders kommen, als daß das gesammte Land die anregende und befruchtende Bewegung des Handels durch seinen Wohlstand offenbarte. Einen tiefen Eindruck wird es bei dem Leser hinterlassen, wie innig die materielle Wohlfahrt mit der politischen Macht der Staaten zusammenhänge, wenn man uns erlaubt eine Schilderung von dem mittelalterlichen Aegypten zu entwerfen. Edrisi (1150) versichert uns (Clima II. 4me Section): dieses Land sey dermaßen bevölkert, daß die Städte höchstens eine Tagereise von einander liegen, und daß die Dörfer zu beiden Seiten des Flusses (Nil) beinahe aneinander stießen.[1] Das Land war ein herrlicher wohlgepflegter Garten zu seiner Zeit. Waizen, Datteln, Mandeln, Melonen, Gurken, trockene Gemüse gediehen, soweit die künstlich und haushälterisch benützten Nilwasser das Land befruchteten. Man baute damals viel Zucker, Indigo und Leinen, welches zu kostbaren Gewändern verwebt und in Tennis gefärbt wurde. Für ein solches Prachtkleid, wenn es mit Gold durchwirkt war, zahlte man tausend, und für die glatten hundert bis zweihundert Dinar. Ibn Batuta (I. 68 ff.) behauptet, Cairos Bevölkerung erreiche durch ihre Zahl die Grenze aller Vorstellung. Es gäbe in der Stadt allein 12,000 Wasserträger, 30,000 Mocâris, oder Leute, die Lastthiere vermietheten, und 36,000 Fahrzeuge, die beständig nach Nubien hinauf, oder nach Alexandrien hinabgingen. Derselbe Reisende versichert uns, daß in Cairo im Jahre 1348 an einem einzige Tage 24,000 Menschen an der Pest gestorben seyen (I. 228). Solche Angaben werden immer bei kritischen Köpfen Verdruß erregen. Cairo, wie es uns hier geschildert wird, sollen wir uns so groß denken als das heutige Paris, oder so groß als Konstantinopel, Rom, Venedig und Genua der damaligen Zeit zusammengenommen. Vor allen Dingen muß man wissen, daß die Statistik von den Arabern bis zu einem sehr hohen Grad ausgebildet war. Silvester de Sacy hat als Anhang zum Abd Allatif einen Cadaster der Herrengüter Aegyptens aus dem Jahre 777 (1375) veröffentlicht, der einen Auszug der älteren Cadastrirung des Jahres 715 unter Sultan

[1] Man vergleiche Edrisi's Schilderung mit Benjamin von Tudela (1173) bei Bergeron I, 60, der beinahe wörtlich dasselbe sagt.

Melic-alnasr enthält. Es werden darin über 2000 Ortschaften am Nil angeführt, und genau die Zahl der Aecker (feddan), der einzelnen Lehen (riska), und die Schätzung des Einkommens von diesen Ländereien angegeben. Das nördliche Aegypten wird auf 6,228,445, das südliche auf 3,355,808 Dinar geschätzt. Es sind dieß Dinar dscheischi, wovon jedes Stück 13½ Dirhems werth war. Die Goldmünzen, welche in Alexandrien Kurs hatten, werden von den Italienern Byzantiner genannt (bisantes, bixantes). Sie enthielten 30 Dirhems und galten 1¼ venetianischen Ducaten, oder was beinahe dasselbe sagen will, 1¼ florentiner Goldgulden, also ⅝ Pfd. Sterl., oder 12½ Sch. des heutigen englisches Geldes.[1] Die Schätzung der Lehensertragnisse Aegyptens vom Grundbesitz beläuft sich daher auf 30 Millionen Gulden heutigen Geldes. Der damalige Werth der edlen Metalle, verglichen mit dem Werthe der Brotfrüchte, war aber um das Vierfache höher, ganz abgesehen davon, daß bei den viel geringeren Bedürfnissen damals eine viel kleinere Summe als heute zur Nothdurft des Lebens ausreichte. Jene Einnahme muß uns daher einen ungeheuren Begriff vom Wohlstand und von der Bevölkerung des Landes geben. „Cairo und Babylonia, berichtet Frescobaldi, ist eine große Stadt über achtzehn Meilen[2] lang und acht breit. Als wir dort waren, lagen

[1] Frescobaldi viaggio p. 93. L'oro chiamano bisante e vale il pezzo ducato uno e un quarto di zecca. La moneta d'ariento chiamono daremi (Dirhem) e vale l'uno quanto un grosso Viniziano. Uzzano (schrieb 1440) sagt in seinem Trattato cap. XI. ogni 24 grossi di Vinegia sone un ducato, und 100 Soldi ebenfalls ein Dukaten, der Dirhem muß also 4¼ Soldi werth gewesen seyn, was Frescobaldi mit den Worten bestätigt: un daremo come se tu disse soldi quattro e un quarto o circa. Etwas ungenauer sagt Marino Sanuto Secr. fid. lib. I. pars 1 cap. 5. Bizantios veteres tres qui sunt floreni auri circa tres cum dimidio. Diese Angaben werden noch interessanter für die Geschichte der mittelalterlichen Valuta, wenn wir erinnern, daß vier spanische Castellanos, nach dem Muster der arabischen Dublonen geprägt, genau 5 florentinische oder venetianische Dukaten galten. Nun sagt Vespucci bei Baldelli: il Milione (p. LIII.) ogni micciale (Mitkal) vale una castellana d'oro o circa, nämlich in Mozambique und in Calicut nach Aussage des jüdischen Piloten Caspar, der sich auf Cabrals Flotte einschiffte. Wir kommen dadurch zu dem wichtigen Resultat, daß der Werth der Byzantiner, des Castellano und des Mitkal ziemlich identisch war und ⅘ Dukaten oder 12½ Schill. Sterl. galt. Wenn der Werth des Dinar dscheischi also 13½ Dirhems betrug, so war er das $^{9}/_{16}$fache der venetianischen Dukaten oder etwas mehr als 5⅓ Schill. Sterl. oder 3 fl. 18 kr. rhn.

[2] Miglia, von denen 60 auf den geographischen Grad gehen; also war die

im Hafen mehr Schiffe, als ich jemals in dem Hafen von Genua, Venedig und Ancona gesehen." Auch ihm sagte man, daß es in der Stadt nicht weniger als 70,000 Vermiether von Pferden und Lastthieren gäbe, von denen jeder seinen Treiber noch bei der Hand hatte.

Solche große Städte sind nur denkbar bei einer dichten Bevölkerung. Wir haben uns also das damalige Aegypten so belebt zu denken, wie es zu den glorreichen Zeiten der Pharaonen, zur Zeit des Pyramidenbaues, oder nach Vertreibung der Hirtenkönige unter Ramses dem Großen, in der Mitte des zweiten Jahrtausend vor Christus gewesen seyn mag. Welche Bevölkerung gehörte dazu, um alle jene riesenhaften Tempel und Pfeilersäle aufzurichten, fast nur mit Menschenkräften, die eine ausgebildete Mechanik noch nicht durch sinnreiche Instrumente zu vervielfachen verstand? Sicherlich zählten die Beherrscher des heidnischen und des mittelalterlichen Aegyptens ihre Unterthanen nach Millionen, wo heute nur Hundertausende vorhanden sind. Der Nil ergießt sich noch immer so regelmäßig wie in den Jahrtausenden vor unserer Zeitrechnung. Sein Schlamm hat nicht an Fruchtbarkeit, die Sonne nichts von ihrer Gluth verloren; warum ernährt er nicht mehr jene Millionen? warum bedeckt sich nicht mehr der Nil mit den Myriaden von Barken? warum pflanzt man kein Zuckerrohr, keinen Indigo mehr? warum nicht so viel Baumwolle als früher?

Mißregierung und Steuerdruck haben das Land verödet. Die arabischen Stämme, einst die Herren am Nil, beugten sich unter das Joch der Mameluken, und nach diesen unter die türkischen Paschas. Mitten im Frieden setzen sie ihre alten blutigen Fehden fort, wie noch kurz vor Abbas Paschas Tod im Jahre 1854 es geschah, daß beinahe unter den Mauern Alexandriens zwei Beduinenstämme sich ein mörderisches Gefecht lieferten. Gelänge es heute, einem Herrscher Aegyptens Ruhe und Sicherheit im Lande herzustellen, den Druck der Fellahs, des pharaonischen Volkes zu heben, das Reich würde sich in der kürzesten Zeit wieder mit tausenden

Stadt 4½ deutsche Meilen lang und zwei breit. Wem das ungeheuerlich klingt, dem empfehlen wir das Studium von Bonomi, Niniveh and its Palaces p. 45. Dort wird nachgewiesen, daß das heutige London nur 114 (englische) Quadratmeilen groß ist, während das alte Niniveh eine Fläche von 216 und das alte Babylon von 225 (englische) Quadratmeilen bedeckte.

von Ortschaften und jenen fabelhaften Städten des Mittelalters bedecken. Welche Aussicht für Aegypten, wenn es jemals in eine Lage versetzt würde, welche mit einem abendländischen Rechtszustand einige Aehnlichkeit besäße! Eine solche Aenderung kann aber nicht ausbleiben, sobald der Isthmus von Suez durchstochen wird. Denn die nothwendige Folge wären zahlreiche Ansiedlungen von Europäern, eine Theilnahme an dem verjüngten Mittelmeerhandel, ein Begehr nach ägyptischen Produkten, das Bedürfniß nach höheren geselligen Zuständen, eine friedliche oder gewaltsame Eroberung des Nilthales durch abendländische Kultur, die zuletzt zu Gunsten der gedrückten Bevölkerung und zur Blüthe des Landes ausschlagen müßte. Was wäre Aegypten schon jetzt, wenn die Franzosen die Macht besessen hätten, die napoleonische Eroberung festzuhalten, anstatt Millionen zu opfern für den undankbaren Anbau Algeriens! Aegypten allein vermöchte den Brodbedarf sämmtlicher süd- und westeuropäischer Länder zu decken, der jetzt aus Odessa, aus den Donauprovinzen und aus den Ostseeländern befriedigt werden muß. Und welche Zukunft stände nicht allen Mittelmeerstaaten bevor, wenn die alte Blüthe Aegyptens erwachte! denn der Wohlstand des einen Landes befördert den Wohlstand aller Nachbarn, wie das Leiden des einen allen übrigen fühlbar wird.

Das Mittelalter, und zwar vom dreizehnten Jahrhundert bis zum fünfzehnten betrachtete Aegyptens Macht unter der Mameluckenherrschaft mit der größten Besorgniß. So große Furcht flößte dieser Staat ein, daß man namentlich durch Vermittlung der armenischen Könige Gesandtschaften auf Gesandtschaften an die mongolischen Fürsten und Statthalter sendete, um mit ihnen Offensivallianzen gegen die Sultane von „Babylon" zu schließen. Unter den Entwürfen, die Macht des Nilstaates zu vernichten, ist besonders eine Art diplomatischer Denkschrift berühmt geworden, welche der venetianische Patrizier Marino Sanuto, mit dem Beinamen Torsello, unter dem Titel Secreta Fidelium entworfen hat. Sanuto kannte den Orient vortrefflich und er suchte zu beweisen, daß die Macht der Sultane von Aegypten eigentlich nur in der Fülle ihrer Schatzkammern bestand, denen sie den indischen Handel durch das rothe Meer zinsbar gemacht hatten. Mit ihren Reichthümern kauften sie die christlichen Sklaven, namentlich Georgier und Tscherkessen, welche besonders die genuesischen Schiffe aus Kaffa nach dem alexandrinischen Markte

brachten. Das Mameluckencorps bestand, wie die Janitscharen in der klassischen Zeit, aus Renegaten, die nach dem Tode des Sultans den Nachfolger aus dem Kreis der höchsten Mameluckenofficiere wählten, ganz ähnlich in weltlichem Sinne, wie es innerhalb der römischen Hierarchie geschah. Wer dem Sultan an den Beutel griff, konnte also die beständig neu sich gebärende Mameluckenmacht zerstören. Der Venetianer schlug deßhalb vor, über Aegypten eine Art „Continentalsperre" zu verhängen. Jeder Handel nach und von Aegypten sollte verboten werden. Aegypten erzeuge weder Gold noch Silber, noch Kupfer, noch Zinn, noch Blei, noch Quecksilber. Alle diese Metalle würden von den Lateinern eingeführt und der Sultan erhebe 6⅔ Procent vom Gold, 4½ Procent vom Silber, den Quint vom Zinn und den Quart vom Kupfer. Aegypten müsse ferner Oel, Honig, Mandeln, Safran und Mastix von auswärts beziehen, Holz und Theer zum Schiffsbau aus Kleinasien, endlich vor allem Getreide in Jahren des Mißwachses.

Marino Sanuto fühlte wohl, daß die Handelssperre schwerlich den Handel ganz vernichten, sondern nur auf Umwege treiben würde[1], und er scheute sich deßhalb nicht, die äußersten Maßregeln anzurathen. Die indischen Waaren, sagt er, werden in Folge der Blokade von den Carawanen durch Afrika nach den magrebensischen Hafenplätzen gebracht werden. Man müsse deßhalb die Blokade ausdehnen auf sämmtliche afrikanischen Küsten von Mundi Barca (montibus Barcae)[2] über die ganze Berberei und alle arabischen Besitzungen in Afrika. Es sey ferner unumgänglich nöthig, alle dem ägyptischen Reiche gegenüberliegenden Inseln zu bewachen, von wo und wohin nach und von Aegypten von Alters her ein lebhafter Schmuggelhandel getrieben worden sey (Secr. fid. lib. I. pars IV. cap. 5). Endlich aber müsse eine strenge Blokade über die kleinasiatische Küste gegenüber von

[1] Secr. fid. l. I. p. I. cap. 2. Quando mercimonia constringuntur vel impediuntur taliter, quod conduci nequeant aliquo per unam viam, mercatores ad utilitatem suam vigilantes cogitant, perquirunt, et inveniunt viam aliam.

[2] Auch Cadamosto (Ramusio I. fol. 108) nennt monti di Barca einen wichtigen Ausfuhrhafen für das innere Afrika. Daß der Namen verderbt worden bemerkt schon Barros da Asia Dec. I. lib. 3. cap. I. Em hum porto no mar Mediterraneo porellos (Mouros) chamado Mundi Barca, e corruptamente Monte da Barca.

Cypern und Rhodus[1] verhängt werden, weil sonst von dort Sklaven und Schiffsbaumaterial beständig nach Aegypten eingeführt werden würden.

Um nun diese Blokade wirklich durchzuführen, fordert er den heiligen Stuhl auf, seine Bannstrahlen gegen jeden clandestinen Importeur zu schleudern. Mit dem Kirchenbann sollten die Ungehorsamen die Strafen bürgerlicher Infamie tragen, zur Bekleidung eines öffentlichen Amtes unfähig werden, die passiven wie aktiven Testamentsrechte verlieren, ihr Eigenthum der Gemeinde verfallen, und wenn sie in Gefangenschaft geriethen, nicht ausgelöst werden. Es sollte ferner zur Ueberwachung der Küsten eine Flotte gestellt werden vom Papst, von dem Johanniter-Orden und den armenischen Königen. Die Kosten des Unternehmens werden genau berechnet, ebenso Vorschläge über die Bemannung, über Matrosenwerbung, Schiffsbau oder Schiffskauf und die Versorgung der Flotte mit Vorräthen sehr ausführlich erörtert.

Marino Sanuto als Venetianer war indessen zu behutsam und klug, daß er geglaubt oder gewünscht hätte, den ganzen indischen Handel zu vernichten. Was wäre aus Venedig geworden, wenn keine Galeeren mit Pfeffer, Ingwer, Zimmt, Aloe, Gewürznägeln, Perlen und Edelsteinen mehr in die Lagunen eingelaufen und durch diese werthvollen und kostbaren Produkte der Handel aus Deutschland und Flandern nach Venedig gezogen worden wäre? Sein Plan bestand nicht in einer gänzlichen Vernichtung, sondern in einer Ablenkung des indischen Handels aus dem arabischen nach dem persischen Meerbusen.

Alle Gewürze, sagt Sanuto (l. I, p. I. cap. 1) wachsen nicht in den Ländern, welche dem Sultan gehören, sondern in Indien, von wo sie westwärts auf dem indischen Ocean verfrachtet werden. Dieses Meer hat zwei Haupthäfen, Mahabar und Cambeth,[2] von

[1] Secr. fid. l. I. p. IV. cap. 3. Er sagt wörtlich vom Fluß Saleph (der bei Seleucia, Selefke mündete), längs dem Ufer der Türkenstaaten (riperia Turchiae) über das Land Candelor (das Quandelor der Karte des Marino Sanuto) und Setalia (Sectalia) usque in Anniam (vermuthlich der Name eines Flusses) gegenüber von Rhodus.

[2] Mahabar ist kein Hafen, sondern das Land Maabar, welches M. Polo von Melibar (Malabar) richtig unterscheidet und als die Coromandelküste gegenüber von Ceylon (III. cap. 20) beschreibt. Mabar signifie en arabe passage, lieu par où l'on passe, et les Arabes auront ainsi nommé la côte orientale

wo die meisten Gewürze, und zwar nach vier Häfen verschifft werden. Drei von diesen gehören den mongolischen Eroberern Persiens, nämlich Ormuz (Hormus), ein zweiter auf einer gewissen Insel Kisch (Kis), der dritte[1] an dem Kanal, welcher in den Fluß führt, der von Bagdad (Balbac) herabkommt. In früheren Zeiten nahm der größte Theil der Spezereien seinen Weg über Bagdad, von wo er über Antiochien und Lycien ausgeführt wurde und in das Mittelmeer gelangte. Damals waren die Ausfuhren nicht bloß reichlicher, sondern viel wohlfeiler als gegenwärtig. Der vierte Hafen heißt Aden (Ahaden) und liegt im Saracenenlande. Dort werden die Waaren auf Küstenfahrer geladen und gelangen später auf dem Rücken der Kameele in neun Tagreisen nach einer gewissen Ortschaft am Nil, Kus genannt, von wo sie auf den Flußbarken in 15 Tagen Babylonien (Cairo) erreichen und bei dem hohen Wasserstand des Nils im Oktober nach Alexandrien auf einem 200 (ital.) Meilen langen Kanal verschifft werden. Der Sultan füllt durch hohe Zölle seinen Schatz mit dem dritten Theil vom Werthe der Spezereien, ganz abgesehen davon, daß seine Unterthanen unerhörte Gewinne aus dem Handel ziehen. Jetzt geht nur ein sehr geringer Theil indischer Waaren nach den obigen drei Häfen, nach den Küstenstädten der Tataren, nach Bagdad und Tâbris (Thorisium), von wo sie auf den verschiedensten Wegen unsere Meere erreichen. Bei einer Verpönung des ägyptischen Handels werden nothwendig jene Waaren durch das Tatarenreich bezogen werden müssen. Und man muß wissen, daß sie von den Tataren, nämlich über Bagdad und Tâbris, von Alters her bezogen wurden uud noch gegenwärtig alle Waaren von geringem Gewicht bezogen werden, als da sind Cubeben, Lavendel, Nelken (gariofili), Muskatnüsse und dergleichen. Die andern Waaren von höherem Gewicht und geringerem Werth, als Pfeffer, Ingwer, Weihrauch, Zimmt u. s. w. gehen über Aden nach Alexandrien in viel größeren Massen als auf den obigen Wegen. Es sey allerdings wahr, daß die Fracht auf der chaldäisch-persischen Handelsstraße theurer zu stehen komme, während der Nil ein so bequemes Verkehrsmittel gewähre. Dafür aber seyen die

de la presqu'île de l'Inde à cause du passage entre le continent et l'île de Ceylon. (Silvestre de Sacy, Rélation de l'Égypte par Abd-Allatif p. 113.) Cambeth ist natürlich nichts anderes als Cambaia.

[1] Er meint Bassora.

Zölle und Abgaben niedriger bei den Tartaren und die Handelsgewinne bescheidener, während man die indischen Waaren des Ueberlandweges höher schätze, wie z. B. den Ingwer, der um 10 bis 20 Proc. (decem ad 20 pro centenario preciosius) theurer bezahlt werde, als in Alexandrien, weil dieser durch die Seereise und namentlich durch den Wurmfraß (perforatum) sehr leidend den Markt erreiche.

Zur Illustration des Projektes waren Karten beigegeben, die sich bei Bongars finden und von denen ein prächtiges Facsimile der Viscomte de Santarem in dem Atlas zu seinen „Untersuchungen über die Priorität der Entdeckungen“ [1] herausgegeben hat; eine der wichtigsten Urkunden für die Geschichte der mittelalterlichen Geographie.

In solcher Ausführlichkeit, wie von Sanuto, war das Projekt einer Continentalsperre Aegyptens noch nie vorgelegt worden, denn originell war der Gedanke durchaus nicht mehr. Abgesehen, daß Raymundus Lullius etwa zehn Jahre früher in seiner ars generalis ultima und in dem Werke de Fine ganz gleichlautende Vorschläge an die Häupter der Christenheit ergehen ließ, so haben gleich, als die Araber über das Mittelmeer sich verbreiteten, die Päpste den Handel mit den Saracenen verboten. Das erstemal geschah dieß von Leo V. im Jahr 820, [2] und seitdem wiederholten sich die Verbote noch öfter. Indessen sah man ein, daß der Handel doch nicht zu unterdrücken war, und so begnügte man sich, als Contrebande zu erklären: Waffen, Eisen, Schiffsbauholz und Schiffsmaterial. Ein solches Verbot wurde bei der Zusammenkunft Friedrichs I. mit Alexander III. in Venedig verabredet und im folgenden Jahre auf dem Lateranensischen Concil verkündigt. [3] Aber auch diese Verbote wurden übertreten, ihre Verletzung durch Absolutionen und Dispensatio von den Päpsten wohl gar ermuntert. Am Ende des 13. Jahrhunderts, als das letzte Bollwerk der Kreuzfahrer (1291) verloren ging, scheint man von Seiten der Kirche mit Nachdruck gegen den

[1] Vicomte de Santarem, Recherches sur la priorité de la découverte des pays situés sur la côte occidentale d'Afrique, Paris 1842.

[2] cf. Dandolo bei Muratori script. tom. XII. p. 167.

[3] Secreta Fidelium. Lib. III. pars IX. cap. 4. (Gesta Dei p. 191.) Infideles et impii Christiani qui Saracenis arma, ferrum et lignamina galearum deferunt, et ad impugnandum Christianos necessaria subministrant, vel in galeis eorum, sive in pyraticis navibus curam gubernationis exercent, excommunicationi subjecti sunt.

ägyptischen Handel aufgetreten zu seyn, und Marino Sanuto versichert uns, daß man damals weit strenger die Blokade achtete, als am Beginn des 14. Jahrhunderts. Indessen besitzen wir im Abdruck eine Anzahl von Urkunden des Barceloneser Archives [1] aus den Jahren 1297—1327, die sich auf die Handelssperre beziehen. Bald absolvirt der Papst die clandestinen Importeure, Männer und Frauen, wenn sie den fünften oder vierten Theil ihres Gewinnes der Kirche schenken, bald erlaubt er, eine Gesandtschaft nach Aegypten zu schicken und das Fahrzeug der Ambassadeurs mit Waaren zu befrachten, bald hören wir von neuen Uebertretungen und Drohungen der Behörden, bald von neuer Erlaubniß, Schiffe nach Alexandrien zu befrachten, um christliche Ritter aus der Gefangenschaft zu erlösen, bald wird gegen eine Abfindungssumme an Klöster der Handel nach Alexandrien offen verstattet. Dazu kommt noch, daß wir Urkunden über Handelsverträge der Genueser und Venetianer aus dem Jahre 1290 und den ersten Jahren des 14. Jahrhunders besitzen.

Sanuto's Plan war nicht bloß nichts Neues, er war auch ein Anachronismus. Denn gerade am Ende des 13. Jahrhunderts wurde eine tiefe Aenderung der Geister und Gemüther bemerkbar, ein neues, ein materielles Zeitalter klopfte an das Thor und mit Gleichgültigkeit sah man die letzte Stadt der Lateiner in Syrien verloren gehen. In den Städten Italiens wie Deutschlands stürzten die Zünfte das Regiment der Patrizier. Das Emporkommen der Demokratie begleitete eine merkwürdige Aenderung in den Sitten und namentlich im Haushalt der Städtebewohner, die ihren Wohlstand zu fühlen und zu zeigen begannen. Dieses neue Zeitalter blieb Vielen unverständlich, die am Alten hingen. So erzählt uns Sir John Mandeville, der bekanntlich eine (meines Erachtens nach apokryphe) Reise nach China verfaßt hat, der sich aber von 1332 bis 1366 im Orient aufhielt, der Sultan (Almelik-almodhaffer Bibars) habe ihn zu sich gerufen und etwa folgende Rede gehalten: Er wisse recht gut, wie übel es in der Christenheit jetzt stehe. Der Clerus sey versunken in Wollust und Simonie. „Das gemeine Volk aber," fuhr er fort, „denkt nur an Spazierengehen und Zerstreuungen, und verbringt die Feiertage auf der Zechbank statt in der Kirche.

[1] Vgl. Don Martin Fernandez de Navarrete, sobre la parte que tuviéron los Españoles en las Guerras de ultramar. No. XIX—XXIV. im fünften Bande der Memorias de la R. Acad. de la Historia.

Die meisten sind zu Wucher, Betrug, Raub, Diebstahl, Lüge und Verrath aufgelegt, und Scham vor solchen Verbrechen gilt als Dummheit. Sie ändern beständig Mode und Kleiderschnitt; bald sind die Röcke kurz, bald lang, bald weit, bald eng, so daß es beinahe scheint, als sey ihre Absicht weniger sich zu kleiden, als Stoff zum Spott zu bieten. Lieber tragen sie schöne Hüte und Strümpfe, anstatt bescheiden zu leben." Und das sey, fügte der Sultan hinzu, die wahre Ursache, weshalb das heilige Grab verloren gegangen. Es ist dieß nur ein ben trovato des Sir John Mandeville, wenn er uns auch versichert, der Sultan sey von arabischen Droguenhändlern über den Zustand der Christenheit unterrichtet worden. Aber der Sinn jener Worte geht parallel mit den berühmten Strophen des Dante (Purgat. c. VI, 139, Parad. c. XV. 97), wo der Dichter wehklagt über den Untergang der alten Zeiten, wo die Nobili noch in Leder sich kleideten und die Frauen nicht vor dem Spiegel sich schminkten, sondern am Spinnrocken saßen, wo die Gemächer sich noch nicht mit sardanapalischer Pracht schmückten, und wo der Vater, wenn ihm eine Tochter geboren wurde, noch nicht mit schwerem Herzen an die große Mitgift dachte, die er einst aufbringen müßte. Florenz damals

Si stava in pace sobria e pudica.
Non avea catanella, non corona,
Non donne contigiate, non cintura,
Che fosse a veder più, che la persona.

Und das Florenz, welches Dante patriotische Besorgnisse einflößte, war noch weit zurück hinter dem Florenz des Giovanni Villani, der uns in seiner Geschichte (Storia lib. 12. cap. 54—56) von dem großen Bankrott der Bardi und Peruzzi im Jahre 1339 mit Passiven im Belauf von 1,365,000 Dukaten erzählt — che valevano un Reame! Zwei Jahrhunderte später schildert der venetianische Gesandte (1527) das demokratische Florenz, umgeben von den prachtvollen Landhäusern der baulustigen Bürger, und kurze Zeit darnach Varchi das Florenz der Medicis, so verändert, so verschönert, um so viel prächtiger, so viel üppiger[1] als zu Villanis Zeiten!

[1] Auch Varchi klagt in dem berühmten neunten Buch seiner Chronik über die Ueppigkeit des gemeinen Volkes, der „Fabrikarbeiter," wie wir heutigen Tages sprechen würden. Le genti basse, sagt er, che vivono delle braccia, vivono a Firenze per lo più meglio che i Cittadini (Patrizier) stessi non fanno;

Bei dieser Stimmung des 14. Jahrhunderts ließ sich das Schicksal von Sanuto's Projekt voraussehen; es ging ihm wie den Luxusgesetzen unter Tiber — acribus, ut ferme talia, initiis incurioso fine![1] — sie wurden geräuschlos zu Grabe getragen. Der ägyptische Handel blühte nicht nur fort, sondern er entwickelte sich noch bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts. Seit dieser Zeit aber schreibt sich sein Verfall, der nicht erst mit Vasco da Gama's Ankunft in Indien begann, sondern nur durch diese vollendet wurde.

Mannichfaltige Ursachen trugen dazu bei, welche die Sultane von „Babylon" nicht zu hindern vermochten. Es traten nämlich schon früher bei fünf der wichtigsten Handelszweigen, nämlich Zucker, Baumwolle, Elfenbein, Pfeffer und Sklaven, ungünstige Conjunkturen ein.

Das Zuckerrohr wurde von den Arabern in Egypten zu Edrisis Zeit schon sehr stark gebaut, und namentlich berühmt war der hart krystallisirte und reine Mucchera in Pyramidenform, der aber nur für das Serai des Sultans (per la bocca del Soldano) erzeugt wurde. Die zweite Sorte kam von Jaffa (caffetino), die dritte hieß nach ihrem Ursprung bambilonia und hatte unsere Hutform. Minder geachtet war der Zucker in Brodform (musciatto) und der Zucker von Damaskus (damaschino). Melasse kam von Cypern, Rhodus, Syrien und eine schlechte Sorte aus Alexandrien.[2] Im Zolltarif von Florenz aus dem Jahre 1442 (Pagnini Decima IV. p. 1 sq.)

perchè dove quegli andando ora a questa taverna, e quando a quell' altra dove sentono che si mescia buon vino .... während die „Proletarier" also lüstern nach dem besten Wein die Schenken „durchschmarutzten," lebten die Patrizier con parsimonia di Mercatanti, i quali ordinariamente fanno la roba ma nolla godano. So alt sind und so gleich bleiben sich die Klagen über die „gute alte Zeit." Im neunzehnten Jahrhundert sehnt man sich zurück nach Puder und Perrücken, im sechzehnten nach dem vierzehnten, und im vierzehnten schon sah man Staat und Stadt dem Verderben in die Arme eilen, „wenn die Dinge so fortgingen." Und die „Dinge" gehen immer und bleiben nie, jedes Jahrhundert beschämt das frühere trotz aller Verkleinerer und Hypochonder! Quid putas, sagt der spanische Jesuit Acosta, quia praeterita tempora meliora fuerunt? Stulta sine dubio cogitatio! Nam si in illa superiora incidissemus, tantam asperitatem nequaquam ferre possemus. Sed quia praeterita sunt, felicia et suavia putantur. (De procuranda salute lib. I, cap. 4. Coloniae 1596.)

[1] Tacitus Ann. VI, 17.

[2] Balducci cap. XVI.

und im Pisaner von 1424 wird bereits sicilianische Raffinate und Melasse aus Cypern und Malaga (Maliche) erwähnt. Die Zuckerplantagen hatten sich also bereits über Cypern, Rhodus, Sicilien und im südlichen Spanien verbreitet. Der Infant Don Heinrich von Portugal ließ auf der im Jahre 1420 wieder aufgefundenen Insel Madeira Zuckerrohr pflanzen, welches er aus Sicilien verschrieben hatte.[1] Noch beträchtlicher war die Zuckerproduktion der spanischen Canarien. Wir besitzen nämlich einen Bericht darüber von einem englischen Faktor Thomas Nicols (bei Hakluyt Bd. 2. p. 2 ff.) aus dem Jahr 1526. Damals gab es auf der großen Canaria zwölf, auf Teneriffa ebensoviel, auf der Gomera eine und auf (portugiesisch) Madeira 16 Zuckermühlen. Auf den Antillen wurde das Zuckerrohr zwischen 1513—1515 eingeführt,[2] Girolamo Benzoni aber, der 1541 nach Amerika ging, fand auf Haiti bereits 34 Mühlen im Gang.[3] Ueberhaupt mußte von dem Augenblick an, wo der Zuckerbau mit Negerarbeit betrieben wurde, jede andere Art der Erzeugung aufhören.

Das nämliche gilt von der Baumwolle, deren Kultur übrigens im Mittelalter sich noch weiter erstreckte, als der Zuckerbau. Balducci classificirt uns die verschiedenen Sorten syrischer, armenischer, apulischer, malteser, calabrischer und sicilischer Baumwolle. Auch in Nordafrika, in Andalusien und auf den Balearen wurde Baumwolle gebaut.[4] Uebrigens war die Baumwolle für Aegypten kein Stapelartikel ersten Ranges, da Venedig, also auch Deutschland seinen Bedarf aus Kleinasien bezog und dieser Handel sich noch spät ins 16. Jahrhundert erhielt, wie sich aus den Berichten der venetianischen Gesandten ergibt.

[1] Barros da Asia, Dec. I. lib. I. cap. XVI. E tambem pera a Ilha da Madeira mandou vir de Cicilia canas d'açucar e mestras deste lavor. Der Quint oder Fünfte vom Zucker, welchen der Christusorden zog, betrug (l. c. cap. 3.) zu Barros Zeiten bereits 60,000 Arrobas auf einen Distrikt nicht größer als 3 Legoas ($17^1/_2 = 1$ geographischen Grad).

[2] Alexander v. Humboldt. Kritische Untersuchungen Bd. 2. S. 228.

[3] Mondo Nuovo lib. I. p. 61. nel mio tempo lavoravano trenta quattro artefici et questa due cose, cioè zucchero e cera, sono le principali Mercantie di questa Isola (nämlich S. Domingo).

[4] Marino Sanuto secr. fid. lib. I. pag. I. cap. 2. sagt Bombix nascitur in Sicilia, et in Creta, et in Romania (Balkan-Halbinsel), et in Cypro in bona quantitate.

Viel wichtiger war es, daß durch die Entdeckungen in Afrika den Portugiesen mehrere kostbare Handelswaaren zufielen, die man bisher beinahe nur aus Aegypten oder der Berberei bezogen hatte, nämlich Elfenbein, Malagueta und Pfeffer. Elfenbein gehörte unter die Monopole der Krone von Portugal,[1] und gelangte etwa in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts durch Tausch mit den Guineanegern unmittelbar in die Hände der Portugiesen.

Am St. Domingoflusse fanden die lusitanischen Entdecker auch ein anderes tropisches Produkt, welches in der Handelsgeschichte des Mittelalters eine bedeutende Rolle spielt, nämlich die Malagueta.[2] Dieses Gewürz hatte unter dem Namen grana paradisii seinen Markt bisher in Mundibarca gefunden und gelangte von dort in den mediterraneischen Handel.[3]

Die Paradieskörner zahlten nach dem Florentiner Tarif von 1442 einen Zoll von mehr als einem Dukaten (10 Sh. Strl.) auf 100 Pfund, nämlich 1 Sold. 2 Den. das Pfund, und diese Abgabe war im Vergleich zum Werth des Artikels sehr niedrig, denn

[1] Vgl. Kunstmann über Hieronymus Münzer in den Abhandlungen der königl. bayerischen Akademie Bd. 7. Abth. 2. S. 356. Servat sibi (der König) solum aurum, schlavos, piper, mellegetam, dentes elephantorum. In dem Pachtcontract, welchen 1469 die Krone mit Fernão Gomez abschloß, ward ausdrücklich ausgemacht, daß alles Elfenbein der Guinea an die Krone geliefert werden mußte. (Barros da Asia Dec. I. lib. II. cap. 2.) Die erste Nachricht, daß es in Afrika Elephanten gäbe, erhielten die Portugiesen bei der Expedition der zwölf Schiffe von Lagos (1447) nach dem Senegal. Bei einer Sklavenjagd am Ufer fanden die Seefahrer den Schild eines Eingebornen, der, wie sie später von den Negern erfuhren, aus einem Elephantenohr verfertigt worden war (era dorelha dallyfante, segundo despois foe conhecida per alguũs Gineus que a viiram). Die „Knochen" des Elephanten, fährt der Chronist des Infanten fort, werden von den Negern unbenutzt gelassen — osquaaes eu aprendi que no levante desta parte do mar Medyo Terrano, que vallem razoadamente mil dobras a ossada de huũ daquelles (Chronica de Guiné pelo choronista Gomes Eannes de Azurara cap. LX. Paris 1841, p. 281). Azurara beendete sein Geschichtswerk 1453, und die eben angeführten Worte beweisen entschieden, daß bis dahin der Elfenbeinhandel hauptsächlich in Alexandrien betrieben wurde.

[2] Ueber den Ursprung des Namens aus dem Sanskritworte mallaja, vgl. v. Humboldts kritische Untersuchungen Bd. I, S. 222.

[3] Wenn die ficus de Maleque, die bei Rymer (Foedera Tom. I. p. II. p. 828) erwähnt werden, Malagueta waren, so würden bereits vor 1295 Bayonneser Kauffahrer dieses Gewürz direkt aus Afrika geholt haben.

Giovanni Uzzano (Trattato cap. 16) versichert uns, der ägyptische Centner (= 200 genuesische = 275—276 florent. Pfunde) habe 75 Dukaten (450 fl. rhn.) gekostet, während in Damaskus der dortige Centner (542 flor. Pfunde) mit 300 Dukaten, das Pfund also beinahe mit 6 fl. rhn. bezahlt wurde. Man stelle sich daher die Wichtigkeit des Ereignisses vor, als die Portugiesen dieses Gewürz zuerst im direkten Handel an der afrikanischen Küste erwarben. Der Ruhm dieser Entdeckung gebührt weder dem Affonso d'Aveiro noch dem Diogo Cam, sondern dem Diogo Gomes, der noch bei Lebzeiten des Infanten Dom Henrique († 1463) von Lagos abfuhr. Man erhielt die Gewürze durch Tausch von den Eingebornen an der Küste des heutigen Liberia.[1]

Ueber den Pfefferhandel ließen sich eigene Untersuchungen anstellen, die uns nur zu weit führen würden. Der Pfeffer war ein Handelsartikel im Mittelalter für Alexandrien und Venedig von einer Wichtigkeit, wie heutigen Tages vielleicht Thee und Baumwolle zusammen für Großbritannien, wie Zucker und Tabak für Cuba und Spanien. Die Portugiesen brauchten nur ein wenig ihre Entdeckungen zu erweitern, so stießen sie auf das ächte Piment. Der Entdecker dieses Gewürzes ist Diogo Cam, in dessen Begleitung sich der Nürnberger Patrizier Ritter Martin Behaim befand. Auf seinem Globus (vgl. Ghillany, Ritter Martin Behaim I. Tafel) liest man an dem Küstentheile von Afrika, welcher dem heutigen Königreiche Benin entspricht, die Legende: „konig furfurs land, wo der pfeffer wechst, von der konig in portugal gefunden hot anno 1485." Die Portugiesen nannten ihn Schwanzpfeffer (do rabo) und Dom Joao II. schickte ihn nach Flandern (Barros da Asia Dec. I, lib. III. c. 3),

[1] Barros da Asia (Dec. I. lib. 2. cap. 2.) setzt die Entdeckung ins Jahr 1463. Der Entdecker selbst sagt in einem Briefe an Martin Behaim, den der handschriftliche Valentin Fernandez Aleman uns erhalten hat (abgedruckt durch Dr. Schmeller, Abhandlungen der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 4. Abtheilung 3 a. S. 18 ff.). Transivimus fluvium Scti. Dominici . . et alium Fancaso ultra Ryo grande . . . venerunt Mauri de terra in suis almadiis (Booten) et portaverunt nobis de suis mercimoniis, sc. pannos bombicinos seu colonis, dentes elephantum et unam quartam mensuram de malagueta in grano et in corticibus suis sicut crescit, cum quo multum gavisus fui. Auf dem Behaim'schen Globus liest man zwischen Sera Lion (Serra Leone) und Castel de loro (Mina): Terra d' malaguet, und tiefer im Festland: „aus disen lant bringt man di grana paradisi in Portugal."

wo er aber nicht die Preise des indischen Pfeffers zu erwerben wußte (não foi tida em tanta estima como a da India). Dabei beruhigte sich aber der König nicht, sondern er sendete nach Cairo, um zu erfahren, wie der Pfeffer im Morgenlande behandelt werde, weil man bemerkt haben wollte, daß man den afrikanischen Pfeffer unreif abpflückte.[1]

Auch der Sklavenhandel nach Alexandrien litt einen gewaltigen Stoß, als die Türken erst Sinopes und Trapezunts und 1475 Kaffas sich bemächtigten. Die Genueser verloren dadurch alle ihre pontischen Colonien, wie denn überhaupt jenes Datum als das Todesjahr der genuesischen Handelsmacht angesehen werden darf, deren Greisenalter aber schon im 15. Jahrhundert begonnen hatte. Die Türken waren durch die Gründung des Janitscharencorps Mitbewerber der Mameluken geworden, und vielleicht darf man den spätern und jähen Sturz des Sultanats von Cairo in der Vernichtung des alexandrinisch-kaukasischen Sklavenhandels suchen, der in die Hände der Türken fiel.

Vasco da Gama war am 8. Juli 1497 von Lissabon mit vier Schiffen abgesegelt, und am 10. Juli 1499 hatte das erste Schiff aus Indien Portugal wieder erreicht. Ihm folgte am 9. März 1500 die große Flotte des Alvares Cabral, die am 23. Juni 1501 zurückkehrte; endlich am 5. März 1501 João de Nova mit vier Schiffen, die am 11. September 1502 in Lissabon einliefen. Alle diese Geschwader brachten nur wenige Schiffsladungen Pfeffer und Ingwer mit, weil der Hauptstapelplatz indischer Produkte, Calicut, den Pedralvares bombardirte, den Portugiesen verschlossen blieb. In dieser Zeit dauerte noch der alexandrinisch-indische Handel ziemlich ungestört durch Vermittelung der Araber fort. Fühlbar wurden die Entdeckungen der Portugiesen für den Welthandel viel später, und dennoch war bereits damals schon der ägyptische Handel tief gesunken. Es war dieß eine Folge der politischen Zustände und des ersten Türkenkrieges. Das Mamelukkenreich, einst

[1] Diese interessante Notiz findet sich in dem handschriftlichen Thomas Münzer, der bruchstückweise von F. Kunstmann (Abhandlungen der königl. bayerischen Akademie Bd. 7. Abth. 2) veröffentlicht worden ist. Solers item rex misit ad Alcayrum exploratum, quo pacto piper rugosum et orientale nascatur, quia Aethiopes huc usque piper non maturum nec suo tempore coctum apportarunt (S. 356 a. a. O.).

so gefürchtet und blühend, ging mit raschen Schritten seinem Ende zu. Bekanntlich wurden die Söhne der Mameluken als geborne Mohammedaner nicht in das Corps aufgenommen. Als daher einer der Sultane seinem Sohne die Thronfolge zuzuwenden suchte, wurde das Lebensprincip des Staates verletzt. Bei jeder Thronbesteigung eines Sultans war es mißbräuchlich geworden, dem Corps und namentlich den höheren Officieren bedeutende Geschenke zu machen. Dadurch traten die Sultane ihre Regierung mit leerem Schatz oder mit Schulden an, und um das Verlorne einzubringen, waren sie zu den schädlichsten Bedrückungen der Einwohner und des Handels gezwungen. Die Venetianer schickten noch am Ende des 15. Jahrhunderts neun Galeazzen von 500 Tonnen (cupa) nach der Levante, vier davon nach Beirut, dem Ausfuhrhafen von Damaskus, und fünf nach Alexandrien. Die Schiffe wurden in öffentlicher Versteigerung zur Befrachtung dem Meistbietenden zugeschlagen. Sie hatten an Mannschaft 200 Mann an Bord, und jeder Kapitän mußte acht Söhne armer Nobili als Schiffsbeamte gegen das damals hohe Salair von 70 Dukaten an Bord nehmen.

Im December 1501 langte der spanische Gesandte Peter Martyr ab Angleria, der berühmte Verfasser der Decaden über die Entdeckung von Amerika und der Briefsammlung, in Alexandrien an, um im Auftrag seines Hofes wegen der Vertreibung der Juden und Araber aus Spanien dem Sultan Erklärungen zu geben. Er hatte von Alexandrien noch die Vorstellung der einstigen Größe, und fand sich bitter getäuscht. Er fand nur Trümmer, Ruinen, Verwilderung und Jammer.[1] Die Stadt, die ehemals 100,000 Gebäude gezählt haben müsse, deren geordnete Straßen, deren prächtige Wasserleitungen und massiven Bauten ihn noch damals zur Bewunderung hinrissen, besaß nur noch 4000 Feuerstellen. Vögel hatten sich überall eingenistet, wo die menschliche Bewegung stillgestanden.[2] Alexandrien aber war das Bild des ganzen Landes. Der Nil, einst bewimpelt und umsäumt von Gärten und fröhlichen Dörfern, floß zwischen öden Ufern, an denen räuberische Beduinen streiften.[3]

[1] Legatio babylonica (Colonia 1584. p. 390.) Collapsam, dirutam, majori ex parte desertam (urbem) miserando spectaculo deploravi.

[2] Tuturibus et columbis habitatur. Petri Martyris Op. Epistol. Nro. 234.

[3] Nichts gibt uns ein so charakteristisches Gemälde von dem ehemaligen und

Im 15. Jahrhundert hatte der Umsatz des venetianisch-alexandrinischen Handels noch 600,000 Dukaten im Werthe betragen (Marin. Storia VII, Doc. II.), zu Peter Martyrs Zeiten belief sich einschließlich des syrischen Handels der Umsatz nur auf 200,000 Dukaten, und zehn Jahre später sollte er noch tiefer sinken. Wir wissen dieß aus einer wichtigen Urkunde, die Hr. Reinaud (Journal Asiat. Tom. IV. 1829) herausgegeben hat. Es ist dieß ein Protokoll dd. Cairo 5. Juni 1512, worin der venetianische Gesandte, Dominik Trevisano, die Ursachen auseinandersetzt, weßhalb der alexandrinische Handel in Verfall gerathen sey. Ehemals heißt es darin, seyen fünf große Galeeren nach Alexandrien gekommen und gegenwärtig nur drei. Auch seyen (seitdem die Spanier ihre Eroberungen in Afrika begonnen), jene zwei oder drei Galeeren ausgeblieben, die von Venedig nach der Berberei liefen, von da mit Ladung nach Alexandrien gingen, dort debarkirten, und mit ägyptischen Stapelartikeln nach Syrien gingen, mit syrischen nach Alexandrien zurückkehrten, und endlich mit alexandrinischer Fracht nach Venedig heimfuhren (Quest. III.). Ehemals blieben nach Abgang der Flotte fünfzehn reiche Kaufherren zurück, jetzt nur drei oder vier Commis. (Quest. VII.). Die Einfuhr von Kupfer in Blöcken (pains) sey von 3000 Stück auf 800 (Quest. IX.); die Oeleinfuhr von 3—4000 Tonnen auf 1500; die Einfuhr von baarem Gelde von 300,000 Dukaten auf 80,000 gesunken. Mehr als alles beklagt aber der Sultan Kanszu-Ghawri, daß der Pfefferhandel gänzlich stocke (Quest. I, IV, VI, XIV.). Der venetianische Gesandte gibt zu, daß ehemals mit Pfeffer dritthalb, oft drei große Galeeren befrachtet wurden. Der alexandrinische Pfeffer sey aber zu theuer geworden, und der Handel habe sich nach Lissabon gewendet, wohin auch jetzt das baare Geld wandere, welches ehemals in Alexandrien abgesetzt ward. Der Sultan habe aus dem Pfeffer ein Monopol gemacht, und den Preis auf 80 Dukaten für die Tonne

damaligen Zustand als folgende classische Stellen. Ibn Batuta (1326) sagt (I, p. 67): Celui qui navigue sur le Nil n'a pas besoin d'emporter des provisions, car toutefois qu'il veut descendre sur le bord du fleuve, il peut le faire, pour acheter des vivres et autres objets. Des marchés se suivent sans interruption depuis la ville d'Alexandrie jusqu'au Caire, et depuis le Caire, jusqu'à la ville d'Oçouan (Syene). Peter Martyr (Leg. babyl. p. 394) brachte in Rosette einen Tag zu, weil man die Schiffe nach Cairo mit dem Nothwendigsten versehen mußte, neque enim propter Arabum grassationes terrestre iter patet.

(coufe, cupa) festgesetzt. Die Venetianer seyen entschlossen, wie es in den Verträgen stipulirt worden, selbst 80 Dukaten zu zahlen, aber auch nicht mehr; der Sultan dagegen wolle noch höher hinaus, in der Meinung, der Pfeffer sey theurer geworden. Auch die alten Klagen über Rechtsunsicherheit und Bedrückungen wurden erneuert und Abhülfe zugesagt. Keinem Kaufmann sollen Waaren aufgezwungen werden, die er nicht begehre, und Niemand genöthigt werden, Kredit zu geben, wo er kein Vertrauen habe.

Ob diese Beschwerden Abhülfe fanden oder nicht, verlohnt keine Untersuchung. Die Lateiner waren von jeher in Alexandrien bedrückt, betrogen, mißhandelt und ausgebeutet worden. Dennoch stand der alexandrinische Handel im Flor. Venedig, Genua, Florenz, Barcelona blühten, und zu ihren Märkten strömten die Waaren aus Flandern, die deutschen Hüttenprodukte, der Gewerbfleiß der Champagne. Der Urheber dieses Reichthums und Verkehrs war der indische Handel, das rothe Meer die Ader, und Alexandrien gleichsam die Kehle, welche die Produkte des Abendlandes einsog und die Reichthümer des Ostens zurückgab. In Cairo fühlte man das Herzklopfen dieses Processes.

Genau in jenem Jahre 1512, wo die venetianischen Gesandten ihr Protokoll verfaßten, stand der Herzschlag still, und was später folgte, waren nur die Erscheinungen vollständiger Zersetzung. Bis zu jenem Jahre war es noch unentschieden gewesen, in wessen Netze der reiche indische Handelszug in Zukunft ziehen sollte. Als die Portugiesen nach Indien kamen, fanden sie weniger bei den einheimischen Fürsten, als bei dem arabischen Elemente Widerstand, welches in den zahlreichen indischen Stapelplätzen Einfluß gewonnen hatte, und vertraut mit asiatischen Künsten und morgenländischer Politik das Terrain zu behaupten verstand. Wären die indischen Fürsten durch Neid und Zwietracht einander nicht entfremdet gewesen, die Portugiesen hätten vor der Eroberung Malabars nicht Eine Schiffsladung Pfeffer für Geld und Geduld erhalten. Aber eben weil die Portugiesen dem Samorin von Calicut den Krieg erklärten, wurden seine Nachbarn ihnen Freunde und Handelsverbündete. Der arabische Handel dauerte indessen fort. Die Portugiesen waren kaum stark genug, zwei oder drei Faktorien besetzt zu halten. Nach wie vor blieb der Handel nach Kosseir, Dschidda, Aden, Mascate, Ormuz, Cambaia, Goa und selbst nach Calicut frei. Auch

versuchten es arabische Schiffe mit Umgehung der malabarischen Küste, über die Malediven bis nach Malakka vorzubringen.

Da die portugiesischen Angelegenheiten unter dem großen Manoel mit Genie geleitet wurden, so sah man in Lissabon recht wohl, daß der indische Handel erst dann ein Monopol der portugiesischen Krone werden müßte, wenn man die alten Handelsstraßen mit Gewalt unbrauchbar machen würde; dieß konnte nur geschehen, wenn man sich am Eingang des arabischen und des persischen Meerbusens und in Malakka, dem Emporium des indisch-chinesischen Handels, festsetzte.

Der Gewinn, den die Portugiesen aus dem direkten Handel mit Coschin und Cananor zogen, [1] war so beträchtlich, daß dieser kleine Staat fast jedes Jahr wiederholt eine wohlbemannte und stark ausgerüstete Flotte nach Indien senden konnte. Schon im Jahr 1503 hatte Dom Manoel ein Geschwader abgesendet, welches vor dem rothen Meer kreuzen sollte. Drei Jahre später lief der große Albuquerque, der Eroberer Indiens, mit seiner Flotte von Lissabon aus, und detaschirte Tristam da Cunha nach der Insel Socotora, wo die Araber vertrieben wurden und die Portugiesen ein Fort anlegten. Bis dahin hatten die Sultane von Aegypten ruhig zugesehen, wie die Portugiesen in Indien festen Fuß faßten. Erst im Jahr 1507 schickten sie ein schwaches Geschwader durch das rothe Meer, den bedrohten indischen Fürsten zur Hülfe, welches indessen nicht verhinderte, daß Ormuz den Portugiesen in die Hände fiel, der Sultan zu einem Tribut an die portugiesische Krone sich bequemte, und später zu dieser Eroberung die wegen der Perlenfischerei heutigen Tages noch berühmten Bahreininseln geschlagen wurden. Die

[1] Der anonyme Begleiter des Vasco da Gama gibt einen Preiscourant der Spezereien in Alexandrien (**Roteiro p. 115**). Es heißt darin: **qujntall de gengivre onze cruzados, e em Calecut vall hũ bachar que tem cinquo qujntaes vinte cruzados.** Also galt der Quintal Ingwer, der in Calicut mit 4 Crusaden zu kaufen war, in Alexandrien 11 Crusaden, ausschließlich der hohen Handels- und Schifffahrtsabgaben. Er vertheuerte sich daher bis an Bord der lateinischen Schiffe um mehr als 300 Procent. Man stelle sich deßhalb nicht vor, daß das Gewürz seit der Umschiffung Afrikas um vieles wohlfeiler in Lissabon verkauft wurde, denn erstens wurde der Werth der indischen Artikel durch die zahlreichen Schiffbrüche vielfach vertheuert, und zweitens zog die Krone aus ihren Monopolen so viel, daß sie die großen Rüstungen bestreiten und mächtige Geschwader in Indien aufstellen konnte. Ebenso behauptet das **Roteiro**, daß der Quintal Weihrauch (**qujntal demcenço**) in Alexandrien soviel (2 Crusaden) kostete, als der Baccar in Mekka, also das Fünffache.

Portugiesen hatten nun auch Goa erobert und eine Citadelle dort angelegt. Allein erst als diese am 15. August 1512 durch Albuquerque entsetzt und die indischen Belagerer mit Verlust vertrieben worden waren, blieb die Stadt ungestört im Besitz der Eroberer. Die Jahre 1512 und 1513 sind die chronologischen Grenzsäulen, wo die Herrschaft der Portugiesen über Indien begann. Sie sind die Grenzsäulen der Ablenkung des alexandrinischen Handels nach Lissabon. Im Jahr 1512 nämlich bat der Samorin von Calicut, der bisher den lusitanischen Conquistadoren den zähesten Widerstand geleistet, um Frieden; ein wichtiges Symptom, daß das Schicksal der indischen Meere sich erfüllt hatte. Die Portugiesen besaßen Goa, sie hatten sich die Märkte von Coschin, Calicut und Cananor gesichert, lebten in Freundschaft mit Cambaia und Melinde, sie hielten Ormuz, den Schlüssel zum persischen Meere, und Malakka, die Pforte der indisch-chinesischen Welt, besetzt. Nur das erythräische Meer war noch offen. Albuquerque lief im Jahre 1513, der erste europäische Admiral, in das rothe Meer ein, kehrte aber unverrichteter Dinge um und vermied es auch das stark befestigte Aden anzugreifen. 1515 und 1516 versuchte es Soares mit einem Geschwader die Küstenplätze des arabischen Meeres zu bedrohen. Auf seiner Flotte befand sich der Florentiner Andreas Corsali, dessen Briefe aus Coschin vom 6. Januar 1515 und 18. Septbr. 1517 Ramusio in sein großes Sammelwerk aufgenommen hat. Der portugiesische Seeheld erschien vor Dschidda und drohte die Stadt wegzunehmen, allein die Einfahrt war für die Schiffe sehr schwierig und der Hafen gut befestigt, so daß ein Angriff vermieden wurde. In dieses Jahr aber fällt die Unterwerfung Aegyptens unter die türkische Pforte. Durch die Schlacht bei Aleppo (24. Aug. 1516) waren die klein-asiatischen Besitzungen der Mamelukken verloren worden, und am 23. Januar 1517 kam es zur letzten Schlacht vor Cairo, in welcher der türkische Großherr das Reich der Fatimiten und Salaeddins völlig unterjochte.[1] Wo die Türken hinkamen, starb der Handel, die Portugiesen hatten also auch nicht mehr den alten Zauber Alexandriens zu fürchten, um so mehr als auch bald darauf der Sultan von Aden der portugiesischen Krone tributpflichtig wurde.

[1] J. v. Hammer, Geschichte der Osmanen Bd. 1, S. 759. 774.

Nichts überzeugt stärker von der Unfruchtbarkeit der osmanischen Politik, selbst in den classischen Zeiten der türkischen Kriegsmacht, als daß sie den alten Handelsweg nach Indien nicht wieder zu wecken verstand. Andere Völker haben erobert, um aus den Eroberungen neue Säfte und Kräfte zu saugen. Die Türken siegten und tödteten. Sie nahmen die Krim und der blühende Handel erlosch. Sie nahmen Trapezunt und die Handelsstraße nach Täbris verödete. Sie eroberten Konstantinopel und Pera, einen Brennpunkt des Mittelmeerhandels, und der Pontus vereinsamte, Genua verblutete und Konstantinopel sank herab zu einem Hafen zweiten Ranges. Der erste ägyptische Krieg, 1485—1491, hatte Alexandriens Blüthe geknickt, der zweite zertrat die Geknickte. Eine einzige beachtenswerthe Anstrengung gegen die Portugiesen geschah im Jahr 1538, wo die Türken unter dem Admiral Soliman auf 63 Galeeren und 6 Galeonen mit 20,000 Mann und 40 Neunzigpfündern an Bord von Suez ausliefen.[1] Diese Armada belagerte 700 Portugiesen in der Citadelle von Diu und mußte, als im November der Hauptsturm mißlungen war, und ein Geschwader von 29 Galeeren aus Goa den Belagerten zu Hülfe kam, schmählich wieder abziehen.

Ueber den Handel der Portugiesen in Indien besitzen wir ein lebendiges Gemälde von dem venetianischen Bailo Daniel Barbarigo aus dem Jahre 1564 (Relazione, Serie III, Bd. 2). Da der Gesandte früher Consul in Cairo und Aleppo gewesen, so war er wohl unterrichtet über die orientalischen Verhältnisse. Die Portugiesen, sagt er, haben bei Ormuz starke Befestigungen angelegt und mit Artillerie bewaffnet. Sie erheben dort zehn Procent Zoll, lassen aber nur wenig Pfeffer und Ingwer dorthin gehen, weil der größere Theil nach Lissabon verschifft wird. Von Diu aus werde nach Dschidda (Zidem) und überhaupt nach dem rothen Meere Handel getrieben; Goa sey der Sitz des Vizekönigs, die Station der indischen Kriegsflotte und der einzige Einfuhrhafen für den indischen Pferdeimport, Calicut habe jeglichen Handel mit Arabien verloren, denn aller Ingwer und Pfeffer fiele in die Hände der Portugiesen, welche die Mündungen der kleinen Flüsse, dort sowohl als in Kulam und Coschim, mit Forts geschlossen hielten. Die Flüsse waren die Verkehrsmittel

[1] Damiani a Goes Diensis oppugnatio p. 529—534. Coloniae. 1574.

mit der hohen See, und alle Landesprodukte, welche die Weltmärkte aufsuchten, mußten daher vor den Geschützen der Portugiesen vorüber. In Coschin und in Kulam wurden jährlich sechs Schiffsladungen Pfeffer embarkirt.[1] Auf Ceylon hatten die Portugiesen dem

[1] Bezüglich des Pfefferhandels ist folgender Contrakt dd. Monzon 1. December 1585 zwischen dem Handelshaus Juan Baptista Rovelasca und der Krone von Portugal abgeschlossen, den Freunden der Handelsgeschichte gewiß willkommen. Er enthält 32 Artikel und besteht in Folgendem. Das Handelshaus verpflichtet sich im Lauf von sechs Jahren je 170,000 Crusaden à 10 Realen zum Ankauf von 30,000 Quintal Pfeffer auf Rechnung Sr. Majestät zu verwenden (por tienpo de seys años a embiar en yndia y malacca 170,000 cruçados de diez reales por cruzado para la compra de treynta mill quintales de pimienta. Der Quintal kostete also $5^2/_3$ Dukaten statt vier, wie zu Vasco da Gama's Zeiten.) Se. Majestät wird jährlich sechs Schiffe ausschicken, fünf im Monat März nach Malabar, das sechste einen Monat früher nach Malakka. Für die Fracht haben die Kaufleute 5000 Crusaden indischer Währung (20% niedriger als das portugiesische Gold, wahrscheinlich Xarafins) zu zahlen, also zusammen 24,000 portugiesische Crusaden. Die Contrahenten dürfen Faktoren (Gaçedores) in Indien etabliren, aber weder Seeleute, noch Engländer, noch Franzosen dazu wählen (no siendo hombres de mar, ni Franceses, ni Ingleses.) Dafür gewährte ihnen die Krone folgenden Gewinn. Die Unternehmer erhalten für jeden Quintal Pfeffer 12 Crusaden für sich und vier Crusaden zur Bezahlung der Frachten, und zwar von dem ersten baaren Geld, welches die Krone aus der Versteigerung des Pfeffers löst, in der Art, daß drei Viertel den Kaufleuten, ein Viertel den Rhedern zufällt (Art. 12. Que por cada quintal de pimienta, que entregaren y les fuere recebida en quenta havran los contradares doçe cruçados para si, del valor que agora corre, y quatro cruçados para pagar los fleytes y esto del primer dinero que se huviera por venta della pimienta, de que havran los contradares las tres partes, y los fleytes la quarta parte.) Endlich wird noch im Artikel 32 hinzugefügt, der Vertrag solle nur gültig bleiben, so lange der Pfeffer nicht aufschlüge und für 170,000 Crusaden 30,000 Quintal feil seyen. Ginge der Preis um zwei Xerafins höher, so sollten Unternehmer und Krone den Verlust theilen, während die Krone jeden Aufschlag über jene zwei Xerafins hinaus allein tragen wollte. (Fürstl. Fugger-Babenhausen'sches Archiv.) Das Geschäft bestand also darin, daß das Haus Rovelasca die Fonds für den Handel vorstreckte. Die Kosten eines Quintals Pfeffer kamen auf $5^2/_3$ Crusaden zu stehen und die Krone kaufte ihn um 12 Crusaden zurück, und bezahlte außerdem noch vier Crusaden für die Fracht. Im günstigsten Falle gewann man an Einkauf und Fracht $9^1/_2$ Crusaden oder 150 Procent. Dieser Gewinn mag anfangs frappiren, man muß aber bedenken, daß die Spesen bedeutend, daß der Zinsfuß und der Handelsgewinn sehr hoch waren; daß das Kapital wohl zwei Jahre brauchte, um wieder flüssig zu werden; daß es wenig Häuser gab, die sich auf solche große Geschäfte einließen; daß Verlust von Ladung und Fracht auf einer so weiten Reise durch Schiffbruch, noch mehr aber durch Piraten, namentlich durch französische und

mächtigsten einheimischen Fürsten ihre Lehenshoheit aufgedrängt und ihn zu einem Tribut von jährlich tausend Centnern (cantara) Zimmet genöthigt. Was der portugiesische Handel über diese Quantität hinaus bedurfte, wurde mit siebenundzwanzig Dukaten für den Centner bezahlt. Der Gesandte theilt darauf die interessante Notiz mit, daß der König von Assi (Atschin?) auf Sumatra den türkischen Großherrn um Artillerie gegen die Portugiesen gebeten und die Pforte von Suez aus Geschütze nach Aden schickte und sie dort dem Radscha zur Disposition stellte. Die Portugiesen hatten sich durch eine der stärksten (excellentissima) Citadellen in Malakka gesichert, wo sie im Hafen einen Zoll von sechs Procent erhoben. Bis Malakka und nicht weiter gingen damals die Dschunken, so daß die Portugiesen allein den Verkehr zwischen der indischen und chinesischen Welt in den Händen hatten (le navi della China non passano oltre a qui per le parti dell' Indie e contrattano con Portoghesi). Auf der Insel „Banda" holten die Portugiesen jährlich eine Schiffsladung Muskatnüsse und auf Timor Sandelholz. Das Schiffsvolk mußte das Holz selbst fällen, zwei Theile gehörten dann dem Rheder, der dritte dem Radscha. Sonda, welches in der Mitte der Inseln läge, habe einen großen Handel; in seinem Hafen sähe man bisweilen hundert Dschunken und die Insel erzeuge beträchtlich viel Pfeffer, den die Portugiesen nach China verschifften. Auf der Insel Ternate der Molukken hätten die Portugiesen ein starkes Fort errichtet, und führten von dort jährlich eine starke Schiffsladung Nelken (garofolo) aus. Die Krone von Portugal zöge aus den indischen Besitzungen, ungerechnet die Handelsmonopole und Schifffahrtsabgaben, 845,000 Ducaten, ihre Spesen dagegen beliefen sich auf 658,600 Dukaten; außerdem gewährten die Niederlassungen in Sofala und Moçambique ein reines Einkommen von 20,000 Dukaten.

holländische, die Unternehmung äußerst gefährlich machte. Der Krone blieb indessen noch ein immenser Gewinn. Damian a Goes, später Archivar von Torre do Tombo, erzählt, daß zu seiner Zeit 30—40,000 Centner Pfeffer jährlich nach Portugal gelangten, der mit 34¼ Dukaten der Centner verkauft wurde, so daß der jährliche Umsatz in 1,200—400,000 Dukaten (7—8 Mill. fl. rhein.) bestand. (Piperis annue tricies, quadragiesque centena millia pondo, cujus centum librae venduntur Ulyssipone 34 ducatis, supra quartum ducati partem, quae summa minimum est, 12 aut 13, aut 14 centenûm millium aureorum ducatorum. Damiani a Goes, Pro Hispania adversus Muensterum defensio dd. Löwen September 1542. Coloniae 1574 p. 652.)

Fragt man nach einer Jahreszahl, welche als chronologischer Grenzstein für den Untergang des alten indischen Seeweges dienen mag, so wissen wir keine bessere als das Jahr 1522. In diesem Jahre nämlich erschienen die ersten indischen Gewürze an portugiesischem Bord im Hafen von Antwerpen, dem wichtigsten Handelsplatz des nördlichen Europa, und mit ihrem Erscheinen hatte der indische Handel aufgehört ein mediterraneischer zu seyn und war ein atlantischer geworden.[1] Der jüngere Guicciardini (Paesi bassi, fol. 83.) erzählt, daß bei der Ankunft der ersten Gewürze auf dem Seeweg in Antwerpen Niemand sie kaufen wollte, weil man sie für unächt hielt, und selbst später betrachtete man die portugiesische Einfuhr mit Vorurtheil, weil man behauptete, das Gewürz litte zu sehr durch die lange Seereise, während das Ueberland-Gewürz sein Arom viel stärker conservire.

Seitdem ist der arabische Meerbusen todt gelegen oder nur belebt worden von dem örtlichen Verkehr mohammedanischer Pilger und maurischer Barken, obgleich die Herren in Indien wechselten und die Portugiesen von Holländern, Franzosen und Engländern verdrängt wurden. Die Fortschritte der Segelschifffahrt waren der Fahrt um das Cap der guten Hoffnung viel günstiger, als dem Seewege durch das rothe Meer, welches wegen seiner meteorologischen Eigenschaften der Schifffahrt Mühsale und Zeitverluste auferlegt. Mit der Anwendung der Dampfschifffahrt änderten sich plötzlich diese Verhältnisse. Aber auch die Dampfschifffahrt mußte sich erst vervollkommnen. Früher brauchten die Dampfschiffe noch auf sehr kurzen Entfernungen Kohlenstationen, und Kohlenstationen im rothen Meere waren schwierig und kostspielig anzulegen. Doch war man in unsern dreißiger Jahren bereits so weit gekommen, daß wenn man nur ein Kohlendepot am Eingang des rothen Meeres besaß, die Schiffe dann ohne Schwierigkeit Suez erreichen konnten. Kaum waren die Dinge zu dieser Reife gelangt, so suchte eine Nation, von der man es vielleicht am letzten erwartet hätte, den alten indischen Handelsweg zu erwecken. In den Jahren 1834—1835 versuchte der Hugh-Lindsay, das einzige

[1] 1522 den 21 januarius wierdt alhier t'Antwerpen in der Wagen d'ierste Specereyen, Nagelen (gewogen), die gecomen waren van den nieuwen eylanden, die gevonden waeren in den jaëren 1500. 20. 21. en 22, geheeten Maluco, Java, Malacha, Bandor etc. Antwerpsch Chronykje, bei Wappäus Heinrich, der Seefahrer Bd. 1. S. 344.

Dampfboot, welches damals die ostindische Compagnie besaß, die ersten Fahrten nach Suez. Im Januar 1837 war bereits in Indien der Gedanke gefaßt worden, sich Adens zu bemächtigen. Aden gehörte dem Namen nach zu den Besitzungen der türkischen Pforte, wurde aber ganz unabhängig von einem eigenen Sultan beherrscht, welcher sich durch seine Seeräubereien berüchtigt gemacht hatte. Aden nun schien der klassische Punkt für eine Mittelstation zwischen Bombay und Suez, nachdem man früher auf Socotora, in Mocha, Dschidda und Kosseir Kohlendepots anzulegen versucht hatte. Der Gouverneur von Bombay ließ nun eines der größten arabischen Baglo's, den Deria Dowlet, befrachten, bei einem indischen Hause versichern und unter brittischer Flagge nach Aden auslaufen. Der Eigenthümer des Schiffes, im Einverständniß mit dem Gouverneur, wußte es so einzurichten, daß der Kauffahrer unweit Aden strandete. Der Sultan merkte die Schlinge nicht, und die Bewohner von Aden plünderten die Gestrandeten vollständig aus.

Gerade das hatte man gewollt. „Die brittische Flagge war verletzt worden,“ und der Gouverneur schickte nun den Capitän Haines vor Aden, um Genugthuung und wo möglich die Erlaubniß zur Anlegung eines Kohlendepots zu erlangen. Der Sultan gab ein Drittel vom Werthe des gestrandeten Eigenthums heraus und unterzeichnete eine Cessionsurkunde, worin er die Stadt und das Vorgebirge Aden den Engländern gegen eine jährliche Zahlung von 8700 Dollars abtrat, als Ersatz für sein Einkommen von den Hafenzöllen, die englischer Seits auf 6000 Dollars geschätzt wurden.[1]

Was nun weiter geschah, ist noch in frischem Angedenken aller Leser. Die Britten gründeten ihre Ueberlandpost nach Indien. Sie legten Poststationen von Suez nach Cairo an und das indische Felleisen wurde über Triest und Marseille nach London befördert. Suez wurde ein britischer Ort. Englische Omnibusse fuhren nach Cairo und englische Gasthäuser wurden auf den Stationen angelegt, wo der Reisende alle Bequemlichkeiten der Heimath bis auf den Porter und das Ale wieder fand. Ein weiterer Fortschritt führte zum Bau einer Eisenbahn über Cairo nach Alexandrien.

Noch ist es ungewiß, ob man den Bau eines Kanales über die Landenge durchsetzen wird, da sich das englische Interesse der

[1] Schreiben des Gouverneurs von Bombay dd. 26. März 1838.

Anlegung dieses Verkehrsmittels widersetzt. Die Britten haben dabei sicherlich nur militärische Bedenken. Wollte man glauben, es sey vielleicht Handelsneid, weil offenbar eine Wasserverbindung des Mittelmeeres mit den südasiatischen Küsten den mediterraneischen Uferstaaten größeren Nutzen bringen möchte, als England, so würde man ganz vergessen, daß die Britten, seit sie das Freihandelsprincip gewählt, viel größere und uneigennützigere Opfer gebracht, und die Wahrheit erkannt haben, daß der Wohlstand des einen Volkes nothwendig den Wohlstand aller, also auch der brittischen Völker hebt, insofern sie unmittelbar oder mittelbar mit ihm in Verkehr stehen. Und dann müßte ja Indien, also Englands Fleisch und Blut, die nächsten und größten Gewinne ziehen. Wäre endlich England abgeneigt, dem Mittelmeer seine einstige bisher schlummernde Bedeutung zurückzugeben, dann hätte es weder die Dampfschifffahrt auf dem rothen Meer einführen, noch die Suezbahn bauen dürfen. Ein Kanal aber, der für große Handelsschiffe zugänglich wäre, würde auch Kriegsschiffe zu tragen vermögen, und England sähe sich dann von den mediterraneischen Seemächten in Indien bedroht, deren Flotten in vier Wochen vor Bombay sich zeigen könnten, während die Britten Monate brauchten, um auf dem alten Seewege nach ihren Colonien zu gelangen. In dem bonapartischen Feldzug gegen Aegypten hat die Geschichte England eine Warnung hinterlassen, welches Instrument vielleicht der Suezkanal im Besitz der britischen Feinde werden könnte.[1]

Allein diese militärischen Bedenken ließen sich zu Gunsten der Engländer durch Zugeständnisse der europäischen Mächte leicht beseitigen. Gesetzt dieß sey geschehen, die Landenge durchstochen, und Dampfschiffe bis zu 2000 Tonnen Gehalt könnten in drei Wochen von Triest oder Marseille nach Bombay laufen, welches würden die Folgen dieses Zustandes seyn? Würde der Welthandel abermals mediterraneisch werden? Würde die Kultur noch einmal ihre Sitze

[1] Der Khalif Raschid, der ebenfalls die Landenge durchstechen wollte, verzichtete aus demselben Motiv auf diese große That. Jahia ben Khaled lui représenta que si cette communication était ouverte, les vaisseaux des Grecs, pénétrant sans difficulté dans la mer du Hedjaz, viendraient faire des courses à Djiddah, à Médine et à la Mecque et enleveraient les pélerins jusque dans la mosquée de cette ville. Messudi bei Quatremère, Mémoires géogr. sur l'Égypte. Tom. I. p. 176.

am Mittelmeere aufschlagen? Würden Alexandrien und Konstantinopel, würden die Erben Genuas und Venedigs, Marseille und Triest die ersten Welthafenplätze werden? Würde der alte Reichthum mit Belebung des adriatischen Handels in die süddeutschen Städte zurückkehren? Würde das schwarze Meer wieder mit Handelsflotten sich befrachten? Würden die alten syrischen Eschellen neu aufblühen? Würde Italien wieder die alte Pracht, die alte Kunst, den alten Gewerbfleiß entfalten?

Die Welt ist seit dem Absterben des alten indischen Seeweges um drei Jahrhunderte älter geworden und in dieser Zeit haben sich große Veränderungen zugetragen. Der Verkehr auf dem restaurirten Handelswege trifft neue Völker und neue Staaten. Er wird Kleinasien nicht aus seiner Erstarrung retten, denn diese Erstarrung begann mit den Eroberungen der Osmanen und wird mit den Osmanen erst weichen. Der Welthandel ist nicht mehr in den Händen romanischer Völker, sondern die germanischen Nationen haben ihn beinahe ausschließlich an sich gerissen. Der Welthandel geht auch nicht mehr durch schmale Meerbusen, die sich öffnen und schließen lassen, er haßt die Schlagbäume und Zöllner, den Fiscus und die Monopole. Er ist nicht an Einem Orte, nicht in London, nicht in Newyork, nicht auf Hongkong, nicht in Hamburg, nicht in Panama, nicht in Singapur, nicht in Sydney und nicht in Buenos Ayres. Er ist überall, auf allen Gewässern, auf allen nassen Straßen, an der Mündung aller Flüsse, in allen geschützten Buchten; er ist vor allem auf der hohen See, auf beiden Halbkugeln, über und unter der Linie, er ist im indischen Ocean und im stillen Meer, er hält sich mit Vorliebe über dem atlantischen Thale. Man zerstöre den Einen Verkehrsweg und es öffnen sich ein Dutzend andere. Auch hat das Land „diesseits und jenseits des Ganges" längst aufgehört das Land der Sehnsucht, das verschleierte Paradies der biblischen Schöpfungssage, das Land des Gewürzduftes, der seltenen und kostbaren Produkte, das Land der Perlenbänke und der glühenden Rubinen, der Diamantenthäler und Smaragdgruben zu seyn. Die Oekonomie des Erdballes hat sich verändert durch eine rasche Folge der größten für das Menschengeschlecht so wichtigen Begebenheiten in der Geschichte der Pflanzengeographie. Die Welten haben ihre Kulturen ausgetauscht. Das Zuckerrohr, unsere Brodfrüchte, unsere Hausthiere, die Kaffeestaude sind überseeisch geworden.

Wir haben den Mais, den Tabak, die Kartoffel empfangen. Der Cacao wächst bereits auf den Inseln des tropischen Afrika, Nopalerien gedeihen auf den Canarien, der Thee ist nach Assam und in die kühlen Thäler Nepals gewandert, der Zimmt von Ceylon nach niederländisch Indien, die Palme, der Seidenwurm, der Reis, der Safran nach Südeuropa. Und mit diesen Kulturgewächsen, deren Pflege wiederum dem Menschen eine gewisse Erziehung gibt und ihm den Charakter seiner Beschäftigung aufdrückt, haben die Welttheile auch die Plagen der Natur gewechselt. Dem weißen Ansiedler sind auf seinen Fußspuren die Unkräuter der alten Heimath nachgeschlichen, in die alte aus der neuen, in die neue aus der alten ist früher unbekanntes Ungezieser verschleppt worden, und ach! verheerende Krankheiten, von denen die Vergangenheit verschont geblieben war. Kein Land beinahe besitzt mehr das Monopol irgend einer vegetabilischen Kultur. Bei gleichen klimatischen Verhältnissen gedeihen jetzt überall dieselben Gewächse und den Anbau bedingen meistens nur noch die Höhe des Arbeitslohnes und die Entfernungen nach den Absatzgebieten. Der Handel selbst aber hat sich völlig verändert. Ehemals wohl konnte man unter Welthandel den Handel mit fernen, kostbaren Droguen und Gewürzen, mit Juwelen und Salben verstehen, und von diesem Welthàndel konnte ein einziger Artikel, wie der Pfeffer, ein Hauptstück bilden. Auch die Handelsartikel haben ihre eigene Geschichte und ihre Rollen wechseln in jedem Jahrhunderte. Was im vorigen noch für eine Art Parvenü gehalten wurde, ist vielleicht eine Art Souverän im folgenden. Vor zwei Jahrhunderten kannte man in unserem Welttheil weder den Thee, noch den Kaffee, noch den Tabak als Granden unter den Stapelartikeln, wie man umgekehrt heutzutage weder dem Pfeffer, noch dem Ingwer, noch dem Zimmet, noch dem Elfenbein unter den Handelsartikeln mehr, als Nebenrollen zugestehen wird. Außer diesen großen Revolutionen und Wanderungen der vegetabilischen Kulturen hat das geographische Gemälde der Meere und Länder einen ganz andern Sinn gewonnen, je nachdem die Werkzeuge unseres Verkehrs sich veränderten.

Wenn wir im Pausanias von den vergeblichen Anstrengungen lesen, die Landenge von Corinth zu durchstechen, so werden wir uns gleich sagen, daß in unsern Zeiten die Herstellung eines Kanales vom ägäischen nach dem jonischen Meere nie die Kosten durch

Zinsengenuß belohnen werde. Im Alterthum aber war die Fahrt um das Cap Matapan so gefährlich und zeitraubend, daß man lieber bei Corinth debarkirte. Im Mittelalter führte die einzige Seestraße nach Indien durchs rothe Meer, weil über das Cap Non und später über das Cap Bojador kein Schiff sich hinauswagte. Nach Vervollkommung der Segelschifffahrt und namentlich seit der Kenntniß der periodischen Luftströmungen auf dem Ocean war es zweckmäßiger, um das Cap der guten Hoffnung zu fahren, als das rothe Meer zu benutzen. Im 16. Jahrhundert war Panama der wichtigste Hafen der Südsee und die Spanier nannten diese Stadt ihr amerikanisches Venedig. Panama verlor seine Bedeutung, als man es bequemer fand, das Cap Horn zu doubliren. Jetzt, wo wir Eisenbahnen und Dampfschiffe besitzen, sind die Ueberlandwege wieder in ihrer alten Wichtigkeit bestätigt worden und der Handelsverkehr trachtet die ehemals klassischen und jetzt ausgetrockneten Betten wieder zu beleben. So hat mit den Eigenschaften unserer Verkehrsmittel zu verschiedenen Zeiten der Bau und die Gestalt des festen Landes eine verschiedene Bedeutung gehabt. Herodot glaubte noch, Afrika sey eine Halbinsel von geringer Breite, die sich im Sinne der Parallelen nach den Säulen des Herkules erstrecke. Wäre Afrika eine solche Landzunge gewesen oder hätte statt dieses Continentes das offene Meer den südeuropäischen Küsten gegenüber gelegen, nicht nur wäre das Klima unseres Welttheiles ganz anders geartet, sondern die Geschichte des Menschengeschlechtes hätte einen andern Verlauf nehmen müssen, denn nichts hat lange Zeit die Entwicklung der europäischen Völker so aufgehalten, als jene unförmliche, dem Verkehr abholde, kolossale Ländermasse, welche die herrlich gegliederten und individualisirten Südküsten Europas und Asiens so lange getrennt. Wenn die Geschichte unseres Geschlechtes ein voraus berechnetes Drama im Sinne einer göttlichen Vorsehung ist, so wäre Afrika innerhalb dieses großen Schauspiels nur vorhanden gewesen, um durch Bewältigung dieser Last die geistige Entwicklung der europäischen Völker herauszufordern.

Man muß den Werth dieser großen Veränderung klar vor Augen haben, um die Folgen einer Durchstechung jener welthistorischen Landenge nicht zu überschätzen. Die politische und die materielle Kraft unseres Welttheiles ist im Laufe der letzten drei Jahrhunderte von dem Binnenrande des Mittelmeeres an die atlantischen Ufer

gerückt worden, während das atlantische Meer selbst, gezähmt durch die Energie unserer Verkehrsinstrumente, in ein friedliches belebtes Thal, in ein Binnenmeer zwischen zwei Welten und zwei Polen sich verwandelt hat. Diese größte Begebenheit seit den viertausend Jahren der urkundlichen Geschichte läßt sich durch keinen Kanal wieder rückgängig machen. Wohl aber ist es wahrscheinlich, daß durch eine Wasserverbindung des Mittelmeeres mit dem indischen Ocean der mediterraneische Saum der europäischen Halbinsel einen Theil der ehemaligen historischen Blüthe wieder erhalten und seine welken Glieder neu sich üben und erfrischen werden. Läßt sich Kleinasien nicht aus seiner bleiernen Ruhe ermuntern, so wird doch Aegypten von dem Strom europäischen Lebens bespült und erquickt werden. Der kleine Verkehr auf dem rothen Meer mit Ostafrika, mit Arabien, und den Ufern des persischen Golfes muß in europäische Hände fallen. Dschidda und Mocha werden von Triest nicht ferner liegen als Cadiz von Konstantinopel, und es müßte in Bezug auf Handel und Verkehr, also auch in Bezug auf geistige Civilisation eine Revolution vor sich gehen, wie sie nicht größer seyn könnte, wenn plötzlich eine unbegreifliche mechanische Gewalt das afrikanische Festland von der Landenge von Suez auf etliche Faden Tiefe unter das Meer drückte und das westarabische Ufer nur als Verlängerung der syrischen Küste, das Mittelmeer nur als die nördliche Ausbreitung des indischen Oceans erschiene.

So hat denn die Durchstechung jener Landenge nur eine locale Bedeutung, wenn man auf die Verbreitung des gesammten Menschengeschlechtes Rücksicht nimmt; sie hätte nur damals Bedeutung für die Welt gehabt, wo unsere, die europäische Welt, vorzugsweise, um nicht zu sagen ausschließlich, eine mediterraneische war.

Dr. O. F. Peschel.

Die Ethnologie Deutschlands.

Eine Skizze von Dr. K. J. Clement.

(Aus eigenem Quellenstudium und Selbsterfahrung gesammelt.)

1. Vorwort.

Was ist Ethnographie? Die Engländer sagen ethnology. Es ist Völkerkunde, das heißt, es ist die Darstellung der Raceneigenthümlichkeiten der Völker, Darstellung ihres jedesmaligen entweder übereinstimmenden oder unterschiedenen habitus corporum, oder der äußeren Körperphysiognomie, Darstellung ihrer geistigen Physiognomie, Darstellung ihrer Sitten und Lebensweise, ihrer Denk- und Gefühlsweise, überhaupt Darstellung dessen, was sich auf dem Boden der Geschichte oder Halbgeschichte von irgend einem Volk Eigenthümliches erhalten und abgeprägt hat. Auch die Sprachen der Völker gehören der Sphäre der Wissenschaft der Ethnographie oder Ethnologie an.

Ich werde hier in gedrängter Kürze von der deutschen, oder in erweitertem Sinn von der germanischen Völkergruppe reden, die einst so schier und rein wie ein Glas, so eigenthümlich und nur sich allein ähnlich gewesen, schon längst aber so vermischt geworden ist, so zusammengemengt aus den verschiedensten Substanzen, daß es schwerlich, außer in Nordamerika, eine größere Mischlingsrace jetzt geben kann. Ueberdieß beschleunigen die Eisenbahnen den Verfall der Nationalitäten.

So groß wie die Verwirrung der Sprachen beim Thurmbau zu Babel ist gegenwärtig die Gemischtheit der deutschen Völkerstämme ineinander und untereinander, und alle heißen Deutsche. Der Typus der deutschen Völker zeugt im Allgemeinen von größerer Vermischtheit als der des englischen und des französischen Volkes,

obwohl viele Deutsche von den Engländern zu sagen pflegen, daß sie aus allen Volksfetzen unter dem Himmel bestehen, was nicht der Fall ist. Das deutsche Volk, das jetzt lebt, ist aus germanischem, keltischem, slavischem, mongolischem, römischem oder romanischem und skandinavischem Stoff zusammengesetzt; der jüdischen Ansiedelungen, die in Deutschland besonders stark sind, nicht zu gedenken. Die häßlichsten Elemente darin sind das slawische und mongolische. Etzels Hunnen haben mehr in Deutschland nachgelassen als in Frankreich, aber nichts in England, und kein Land ward von der slawischen Art so entehrt als das deutsche, einst das reinste Land. Die slawischen Physiognomien des Angesichts, der Augen und Nase in Preußen, östlich von der Elbe z. B., obwohl das von Skandinaviern gegründete Urpreußen nicht slawisch war, nehmen gut $^3/_5$ des gesammten Volkselements ein. Also mindestens aus sechs Hauptstoffen besteht jetzt das deutsche Volk, das einst die propria, sincera et tantum sui similis gens hieß. Frankreichs Volk hat nur vier Hauptstoffe: Keltisch, Germanisch, Römisch und Skandinavisch, und England (das Scheußliche des Calibans aus den Colonien abgerechnet) nur drei Hauptstoffe, Germanisch, Skandinavisch und Keltisch, nebst dem was die Römer in 400 Jahren im Keltischen nachgelassen, und was von Romanischem die Normanen herübergebracht. Noch vermischter als die Deutschen sehen die Dänen aus. Ihre Hauptstoffe sind: Skandinavisch, Mongolisch (Finnisch), Slawisch, Jütisch, starke deutsche Gemische aller Art und andere aus der Zeit des Seeraubes stammende sehr fremdartige Bestandtheile.

2. Ethnologische Tafel und Uebersicht.

Es ist ein Vierfaches zu unterscheiden: 1) Germanien im weiteren Sinn. 2) Germanien im engeren Sinn. 3) Deutschland im weiteren Sinn. 4) Deutschland im engeren Sinn.

Ueberdieß: 1) die Westgermanen; 2) die Ostgermanen; 3) die Völker Germaniens im weiteren Sinn in der Urzeit; 4) die Völker Germaniens im engeren Sinn in der Urzeit; 5) die vier großen Völkergruppen Germaniens im engeren Sinn, oder Deutschlands im weiteren Sinn von der Völkerwanderung an bis zu unsern Tagen.

Germanien im weiteren Sinn bezeichnet das gesammte Landgebiet des römischen Büchleins de situ, moribus et populis Germaniae.

Germanien im engeren Sinn ist das gesammte eigentlich germanische Gebiet, zum Unterschied von der skandinavischen Welt.

Deutschland im weiteren Sinn ist, wenn man den Begriff nicht allzu scharf auffaßt, Germanien im engeren Sinn.

Deutschland im engeren Sinn ist Karls des Großen Reich, welches nordwärts an die Heiden Lochlins grenzt, wie die Kelten Westeuropas diesen Norden seit dem neunten Jahrhundert zu benennen gewohnt geworden.

Es sind drei Karten von Germanien zu entwerfen: 1) Die Karte Germaniens zur Römerzeit. 2) Die Karte Germaniens nach der großen Völkerwanderung. 3) Die Karte der neuen Zeit Germaniens, oder die heutige ethnographische Physiognomie Deutschlands im weiteren Sinn.

Der Verfasser der Germania rechnete die sogenannte skandinavische Menschheit zu Germanien, oder vielmehr zu Schwaben (Suevia), die ältesten brittischen und englischen Chronisten thun dieß nicht, sondern unterscheiden genau zwischen Germanien und den Völkern, die nördlich von ihm wohnen. Sie zählten das Land der Gründer Englands zu Germanien, und nannten es oft ausschließlich Germanien, aber das Dänenland nannten sie nie so, und sahen es für ein von Germanien ganz verschiedenes Land an.

Die **Karte Germaniens zur Römerzeit** befaßte:

1) **Westgermanien** — ohne Könige, ohne Adel, ohne Schlösser oder Steinburgen, als der Volksfreiheit gefährlich. Zu Westgermanien gehören: 1) die Rheinvölker bis zur westlichen Biegung des Niederrheins, vom Main, der (etwas problematischen) westgermanischen Südgrenze, an, und zwar die Chatten oder Hessen, vom Rhein und Main nordostwärts bis zum Harz, und im Norden an die Kauchen oder Koochwohner grenzend, und die kleineren bei dem Verfasser der Germania erscheinenden Stämme in dem späteren Westphalen. 2) Die frisischen Völker, nämlich die Frisen ausnahmsweise, gegen Süden, Westen und Norden vom Rhein und der See begrenzt, die Kauchen, von der Nordsee an den Ems-, Weser- und Elbmündungen, wo beim Sonnenlicht der Geschichte nur Frisen erscheinen, bis in die Nähe des Harzes (soweit hinauf trifft man bis auf heute starke Spuren von frisischer Nationalität), die Cherusker (oder wie der vielleicht corrumpirte Name ursprünglich geheißen), die Kimbern und Theuten (Diethen), welche in der jetzigen

Dithmarscher Marsch und hauptsächlich auf westlich davon längst untergegangenem Boden wohnten, (zu des Kaisers Augustus Zeiten noch vorhanden, und dem Verfasser der Germania parva nunc civitas — keineswegs die Halbinsel zwischen Nord- und Ostsee bezeichnend, am wenigsten Jütland), und die sieben Völker mit dem Nationalheiligthum auf Heiligland, der Castum nemus-Insel im Meer (in Oceano), das ist im frisischen Meer, noch im 11. Jahrhundert Oceanus Fresonicus und im 9. mare Fresicum (d. i. die Nordsee) geheißen, oder der Osterinsel, der Insel der Göttin Ostre (der Terra mater. Germania XL), auch von den Gründern Englands verehrt und von Beda EOSTRE genannt, welchen richtigen Namen spätere Scribenten in FOSETE verfälschten, mit Einem Wort Nordfrisland und seine Nachbarschaften ostwärts.

2) Ostgermanien oder das Schwabenland (Suevia). Dessen Völker haben Könige (nicht im germanischen Sinn, sondern reges), eine Art Adel (das ist die nobilitas, wovon die Germania spricht) und Schlösser. Sie kämmen das Haar aufwärts und schürzen es oben in einen Knoten. Auch ihre Kleidung ist von der westgermanischen verschieden. Ein Hauptunterschied der Kleidung ist, daß das Oberkleid der Frauen bei Ostgermanen (bei Skandinaviern kommt dieselbe Erscheinung vor) aus zwei Theilen, bei Westgermanen aus Einem Stück besteht. Noch durch die ganze deutsche Welt hindurch ist diese Anomalie in großen Ueberbleibseln zu spüren. Ostgermanien befaßt: 1) die eigentlichen Schwaben, schon zu Christi Zeiten in ihren jetzigen Sitzen wohnend, die breite Gesichtsform und auch einzelne Charakterseiten mit dem Skandinavier gemein habend, doch wenig mongolische Beimischung offenbarend, wenn auch dem frisisch-fränkischen Menschen an Schönheit weit nachstehend. Sowie die Römer nach diesen ihnen zunächst wohnenden Schwaben alle ostgermanischen Völker Suevi nannten und selbst die skandinavische Race aus Ursachen, worüber unsere gelehrte Welt noch gar nicht nachgedacht zu haben scheint, zum Schwabenvolk zählten, so auch benannten die französischen Franken ganz Deutschland mit dem Namen des Alamannenlandes, das an Frankreich stößt. 2) Die Völker zwischen dem Schwabenrücken (Erz-, Subeten- und Riesengebirg) und der Donau. In der Gegend von Eger fand ich die skandinavischen (oder mongolischen) Backenknochen. Bei diesen Schwaben entsprang die Elbe. Sie scheinen nordwestwärts an die Hessen gegrenzt zu

haben. Das Volk des MarobodUUs (Reiterfürst?), die Männer der Mark (Marcomanni) ragen unter ihnen hervor. 3) Die Völker zwischen dem Schwabenrücken und dem Barbarenmeer (mare barbarum) oder Schwabenmeer (mare Suevicum), der jetzigen Ostsee, eine Menge Völkerschaften in dem heutigen eigentlichen slawisch-preußischen Reich und in Mecklenburg bildend, worunter auch schon Gotten, ein Wanderstamm des anscheinlich ursprünglich westgermanischen Gottenvolks, von Königen regiert werden (regnantur, also ohne die westgermanische Selbstregierung erscheinen), jedoch noch einigermaßen innerhalb der Freiheitssphäre (nondum tamen supra libertatem). Alle diese Völker beobachten Gehorsam gegen Könige (erga reges obsequium). Nordwestwärts greift der Verfasser der Germania zu tief in das Gebiet der Westgermanen hinein, indem er selbst die Langbärte (Longobardi), die Gründer der Lombardei, deren ethnologische Kennzeichen keine ostgermanische Race verrathen, zu den Schwaben zählt. Nordfrisland und seine Nachbarschaft reichte dem Verfasser der Germania in die unbekannten Gegenden Germaniens hinein (in secretiora Germaniae porrigitur). 4) Die Völker des skandinavischen Festlandes, und zwar die Staaten der Suiones, das ist der Swien oder Sween (on ist germanische Endung und i veränderte sich später, wie so oft geschah, auch in Frison-es, später Freson-es, ferner in Armin-ius, Ermin-ius, Irmin-ius, entstanden aus Arminne, dieselbe Lautveränderung), woraus Sweensk, Swensk, sowie aus Swithiod, d. i. Volk der Swien oder Sween, später Schweb entstand. Sie haben Militär, Waffen und Fahrzeuge, die vorn und hinten spitz und ohne Segel sind, in Menge. Diese Fahrzeuge werden nicht wie bei den Römern mit an den Seiten reihenweise geordneten Ruderstangen gelenkt, sondern mit losen und leicht beweglichen Rimen. Diese Völker, die Schweden, Dänen u. s. w., wohnten damals noch an ihrem Binnenmeer (Haf) und hatten die Außensee mit starker Fluth und Ebbe, vorzugsweise die See genannt von den Westgermanen, noch nicht besucht und gesehen. Und als sie, von diesen lernend, die See kennen lernten, benannten sie dieselbe mit dem Namen ihres eingeschlossenen Meeres Hav. Unter den zuletzt erwähnten Völkerschaften war die königliche Herrschaft damals schon unumschränkt. Nicht weit von den Esthen trifft man die Prucini (die Pruzci Adams von Bremen), von denen Preußens Name seinen Ursprung hat. Sie essen Pferdefleisch und

haben auch die physischen Merkzeichen des Skandinaviers am Körper.

Auf der Karte Germaniens nach der großen Völkerwanderung sind die Franken und die Frisen prädominirend, jene von diesen, wahrscheinlich von den frisischen Kauchen (Cauchi), ausgegangen und später, wie es scheint, von Hülfsheeren der Chatten oder Hatten (woraus Haßen) unterstützt in ihren Erorberungen auf römisch-gallischem Boden. Der Kauchen Name ist verschwunden, der der Cherusker auch. Von den Semnones (völlig räthselhaft) wird nicht mehr gehört. Die Longobarden sind nach Italien gegangen. Die Frisen stehen als Inhaber der ganzen germanischen Nordseeküste im Morgenlicht der Geschichte klar da. Beweis genug, daß die Kauchen, welche westwärts an das Volk, das die Römer Frisen nannten, grenzten, und nordwärts an die Nordsee, und deren frisisches Leben auf Marschwurthen (und daher Wurthseten genannt), von der See umflossen, Plinius beschreibt, ein frisisches Volk waren. Außer den Frisen und Franken steht ein anderes Volk, das plattdeutsche, nicht mit vollem geschichtlichen Recht Saksen (Saxon-es) oder Sachsen genannt, worüber ich andernorts ausführlich sprechen muß, nach Südost und nach Südwest gedrungen, herrschend auf dem Schauplatz der Geschichte. Sie stoßen südwärts an ein anderes Wandervolk mit neuem Namen, die Thüringer, von Angeln und Warnern entstammt, und ostwärts von den Chatten die heutigen Länder der sächsischen Herzogthümer inne habend und Saksen und Franken zur Beute werdend. Die Franken haben alle Rheinlande inne von Köln bis nach der Schweiz, und ein fränkischer Keil ist vom Rhein aus in den jetzigen Ländern Nassau, Hessen-Darmstadt und Rheinbayern ostwärts durch die heutige Nordseite Badens, Würtembergs und Bayerns bis in die Westseite Böhmens hineingedrungen (Manet adhuc Boiemi nomen in der Germania ist eine Fälschung, eine eingeschobene mittelalterliche Glosse. So konnte zu Trajans Zeiten nimmer gesprochen werden). Auch die Alemannen im jetzigen badischen Oberlande und der gegenüber liegenden Rheinstrecke wurden fränkisch. Die ursprünglichen frisischen Heimen (die zahllosen Ortsnamen auf Heim) folgen den Franken aus ihrem Stammlande an der Nordsee allenthalben nach, soweit ihre Wandermärsche gehen, sowie dieselben Heimen oder Hamen (Ham und Hem bei den Frisen), vom Nordseesaum Germaniens ausgegangen, überall in den

Siedelplätzen der eigentlichen Gründer Englands in ebenso großer Zahl wieder erscheinen. Die ostgermanischen Colonien in dem jetzigen Süddeutschland sind um diese Zeit verschwunden. Germaniens Hauptvölker sind jetzt: die Frisen, Franken, Sachsen, Schwaben, Alemannen, Hessen und Thüringer. Die in Deutschlands Grenzen gebliebenen Franken schaffen, im Lauf der Zeit mit den überwundenen keltischen Völkerschaften am Rhein und südlich vom Main vermischt, die oberdeutsche Sprache, die in Südbayern, Donau-Oesterreich, Tyrol und der Schweiz, wo mehr Ostgermanisches als Westgermanisches oder Fränkisches sich angesiedelt, natürlich etwas anders sich gestalten mußte. Durch fränkischen Einfluß mußten auch die Obersachsen zwischen dem Harz und Erzgebirg nach Ueberwindung der Thüringer ihre Urmundart großentheils verlieren und die oberdeutsche Sprache adoptiren, die hier aber ebenfalls eigenthümlich sich gestaltete, noch recht verschieden von den fränkischen Dialekten Süd- und Rheindeutschlands ist, und, merkwürdig genug, bestimmt war, die Bibel-, Buch- und feine Umgangssprache Deutschlands zu werden. Ich füge hier hinzu: eine auffallende geschichtliche Vergeltung leuchtet aus folgender Thatsache hervor. Die plattdeutsche Sprache verdrängte die frisische von den öffentlichen Plätzen, und die plattdeutsche ward wieder von der oberdeutschen verdrängt. Auch auf das, was wir in einem Lande zwischen dem frisischen und dem Barbarenmeer erlebt haben, wird die Vergeltung folgen.

In Betreff der Karte Germaniens oder Deutschlands im weiteren Sinn in der neuen Zeit stellt die heutige ethnographische Physiognomie drei Hauptvölkergruppen dar. Es sind 1) der Nordwestrand — die Frisen, mit ihrer eigenen Ursprache, oder der Mensch auf dem Seemarschboden und den ihn umgebenden, oder aus ihm sich erhebenden sandigen Höhen. Dieser Marschsaum ist von der See und vom Lande aus schon so zernagt, daß derselbe eine Trümmerstrecke geworden ist. Kaum gibt es 300,000 Menschen mehr, die Frisisch sprechen, von frisischer Natur noch ungefähr eine Million. Die frisisch sprechenden Bevölkerungen finden sich in Westfrisland mit Schirmonnikoog und ein paar andern Eilanden ostwärts und in Nordfrisland. Zu den Menschen mit frisischer Natur sind zu rechnen: Nordholland, Groningerland, die oldenburgischen Marschen, die Bewohner zwischen dem unteren Theil der Niederweser und Niederelbe, Dithmarschen zum Theil und

Eiderstedt. Diese genannten Strecken haben alle ihre ursprüngliche Sprache, die frisische, verloren. 2) **Die norddeutsche Ebene oder die plattdeutsche Welt.** Dazu gehören: halb Schleswig oder — die Volkszahl betrachtet — mehr als halb, ganz Holstein, Lauenburg, Mecklenburg, Pommern, die Kassuben ausgenommen, Urpreußen, das ist Ost- und Westpreußen, Brandenburgs Nordseite, das Nordende von preußisch Sachsen, Hannover, Westphalen, das Niederland nördlich von Aachen und Köln zwischen Rhein und Maas, Brabant, Flandern, holländisch Seeland, Nordholland, Utrecht, Gelbern, Overyssel, Groningerland, Ostfrisland und Oldenburg. Die plattdeutsche Sprachgrenze hat von der Gegend Aachens aus eine ostnordöstliche Richtung. Von Norden her über den Harz geht das plattdeutsche Idiom nicht. 3) **Bergdeutschland oder die oberdeutsche Welt.** Zu ihr gehören: der größte Theil der preußischen Rheinlande, Nassau und Hessen, die Sachsenländer, preußisch Sachsen, außer dem nördlichsten Theil, die Herzogthümer und das Königreich, Schlesien zum Theil, Böhmens Westseite, Erzherzogthum Oesterreich, Bayern, Tyrol, die Schweiz, der französische Theil am Rhein, Rheinbayern, Baden, Württemberg und die deutschen Strecken am Monte Rosa in Piemont.

3. Germaniens geschichtliche Bedeutung. Einst und jetzt. Schilderung der Völker.

Groß ist die geschichtliche Bedeutung Deutschlands im weiteren Sinn, oder genauer Germaniens im engeren Sinn. Von diesem Centrum Europas aus ist im Lauf der Jahrhunderte alles Große ausgegangen, das die Welt umgewandelt und nach allen Enden der Erde gewirkt hat: die Völkerwanderung — Gründung germanischer Reiche auf keltischem Boden — die Vernichtung und Verwandlung der Römerwelt — die Verbreitung des Christenthums über die Erde — die Civilisirung Nordeuropas — die Schifffahrt auf den Weltmeeren und dadurch die Aufschließung der ganzen Erde — die größten Erfindungen u. s. w. — Was die Germanen von den Römern gelernt, zeigt das Wort regieren, das römische regere.

Ein großer Unterschied ist zwischen einst und jetzt. Weiland lag die ethnographische Karte Deutschlands im weiteren Sinn als unvereinigtes Ganzes ausgebreitet, aus vielen Völkern bestehend, sehr verschieden, in zwei große Hälften sich scheidend, West und

Ost; und Süd und Nord einander feindlich, personificirt durch Marobobuus und Arminius, der West demokratisch, der Ost nicht. Jetzt ist es anders. Die Völkerwanderung kam dazwischen, das Papstthum, römisches Regieren, Vermischung der Völker, Vermischung der Individuen, Vermischung mit Slawen, mit Kelten, mit Römern und Romanen, die coerulei oculi wurden seltener, verloren sich an vielen Orten ganz und gar, an andern ging ihr ursprüngliches Blau verloren und dunkelte, die fremde Civilisation mit allen ihren Nachtheilen und Vortheilen, in allen ihren Branchen trat dazwischen, die Sittenmischerei und die Sittenverderberei auch, der German, der mit Wehr und Waffe gerüstete Mann, der Deutsche von solchem Wuchs (in haec corpora, quae miramur, excrescunt) ward an Gestalt slawischer, römischer, keltischer, das heißt er ward häßlicher, kleiner, er sank der Erde und dem Erdenkloß zu, die Völker und die Individuen, ihre Selbstregierung nicht achtend, wurden folgsamer, gehorsamer, dienstbarer, weil kraft- und willenloser; aber nach allen diesen ungeheuren Metamorphosen blieb Deutschlands Völkergruppe unvereinigt — selbst sein Gründer, der fränkische Nebukadnezar, vermochte es nicht, — so unvereinigt wie zu den Zeiten des Arminius, und dennoch blieb Deutschland und Germanien im engeren Sinn im Dasein, und wir haben Ursache, auch hier das Wort, das vor 1750 Jahren gesprochen ward (Germ. cap. 37) zu wiederholen: So lange Zeit geht auf Germaniens Besiegung hin, oder wie der Römer sagt: Tam diu Germania vincitur.

Ich schildere die Völker, wie ich sie in alter und neuer Zeit erforscht und gesehen. Die demokratischen Völker Germaniens sind die Frisen und Franken. Ihr Princip war Freiheit und Eigenthum. Das der Plattdeutschen, die in Folge eines großen geschichtlichen Irrthums den Namen Sachsen (Saksen) erhielten, war von jeher Eigenthum und Freiheit, später sogar Eigenthum und Gehorsam. Das plattdeutsche Volk hing stets am meisten am Erdenkloß. Der Frisen Wahlspruch war seit uralter Zeit: Lieber todt als Sklav. Die Frisen und die andern Völker auf Germaniens Westseite duldeten keine Reges, ordneten sich nur, aber nicht auf immer, duces und principes unter, duldeten keinen Adel und wahrten sich vor allen, die in Schlössern wohnen. Bei den Plattdeutschen (Saksen) bildete sich die Leibeigenschaft am stärksten in Deutschland aus. Der Frise duldete keine Leibeigenschaft in seinem Gemeinwesen, auch keine

unverheiratheten Priester. Des Franken Freiheit (dessen Nationalsymbol die frisische Lilie ist) zeigte sich bei Theilung der Beute nach gewonnener Schlacht in Hlutwiks Anwesenheit. Der Freisinn Süddeutschlands und der Rheinlande ist fränkischer Einfluß, nicht französischer und nicht schwäbischer. Der Frank ist in der Kelten- und Romanenmasse nie untergegangen, nachdem der Gründer Frankreichs, der erste Westgerman, der den Purpurmantel trug, seine Landsleute in dem neugegründeten Franken an der Seine (Francien) verrathen und Papstthum und Römerschaft überliefert hatte.

Was die Reinheit der Sitte betrifft, so war das blauäugige Germanien weiland das erste Muster der Welt. Der Verfasser der Germania (cap. 19) sagt: paucissima in tam numerosa gente adulteria . . . publicatae pudicitiae nulla venia . . . plusque ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges. Damals waren die Völker Germaniens nullis aliis aliarum nationum connubiis infecti, eine propriam et sinceram et tantum sui similem gentem bildend, und daher war der habitus corporum, quanquam in tanto hominum numero, idem omnibus. Das letzte möchte das furchtbar vermischte Volk wohl kaum mehr glauben. Sie hatten himmelblaue Augen, hellblondes Haar und einen hohen Wuchs. Doch die Zeiten der Kimbern und Theuten und des Arminius, dessen Minne die Volksehre war, sind längst vergangen. Jetzt ist das Volk ein ungeheures mixtum compositum und die angedeutete alte Reinheit der Sitte ist gerade in Germanien seltener geworden (mehr slawischer als französischer Einfluß), als in andern Ländern, worüber die unumstößlichen statistischen Ausweise vorliegen. Die Sittlichkeit in dieser Beziehung ist jetzt in Frankreich größer, als in den deutschen Ländern. Holland steht hierin am höchsten, dann England, darnach Frankreich. In Nordholland waren 1851 unter 17,679 Geburten nur 1067 uneheliche. Im Ganzen ist in Holland das Verhältniß 6 Proc., in England mit London 7, in Frankreich $7^1/_4$, in Paris 32, in mehreren Strecken Oesterreichs ungefähr ebenso viel als in Paris. In Paris waren 1853 unter 34,049 Geburten 10,833 uneheliche, und in ganz Frankreich in demselben Jahre unter 965,080 Geburten 70,000 uneheliche. In Süd- und Norddeutschland ist das Verhältniß ungefähr gleich, fast wie in Dänemark 16 bis 20 Proc. In Kopenhagen ist es viel größer. In dem abgelegensten Theil Jütlands ohne Verkehr, nämlich auf dem Nordende, beträgt es 12, 13,

15, 16½, 17, 18¼ und in der Stadt Aalburg sogar 19 bis 20 Proc. Norwegen weist höchstens 7 Proc. auf, während Schweden im Allgemeinen 10 Proc., Stockholm aber 45 Proc. oder reichlich 13 Proc. mehr als Paris! In Schweden nämlich waren 1851 unter 111,065 Geburten 10,606 uneheliche, und in Stockholm unter 3248 Geburten 1769 eheliche und 1479 uneheliche. In andern Städten Schwedens stand es 1854 so: Carlstad fast 26½ Proc., in Carlstads Landgemeinde sogar 30½ Proc., Halmstad 10⅔ Proc., Oefraby 11¾ Proc., Calmar 17 Proc., Werjö 19⅔ Proc., in der Landgemeinde 20 Proc., Uddevalla 15¾ Proc., Wenersborg 13⅗ Proc., Mariestad 23 Proc.! In Finnland, nebenbei bemerkt, gab es 1853 unter 58,398 Geburten 7¼ Proc. uneheliche. Also das südliche Schweden und Oesterreich stehen am höchsten, Schwedens Hauptstadt wohl am höchsten in der Welt. In Holstein und Altona ist es wie in Dänemark selbst, im Schleswigschen etwas besser. Mit Skandinavien sah es schon in den ältesten Zeiten ebenso schlimm aus, wie noch Adam von Bremen im 11. Jahrhundert bezeugt. Das war einer der Hauptunterschiede zwischen dem Skandinavier und dem sittenreinen German, in Skandinavien war mormonische Polygamie, in Germanien stets Monogamie. Die Skandinavier, wie schon oben gesagt, ließen sich mit Pferden und andern Thieren zur Erde bestatten, die Germanen nicht. Der Verfasser der Germania sagt Cap. 27: quorumdam igni et equus adjicitur. Er meint schwäbische oder ostgermanische Völker skandinavischen Ursprunges. Die Skandinavier aßen Pferdefleisch, die von ihnen entstammten Prutzci auch, die Germanen nicht. Die blauäugigen, hellfarbigen, schierhäutigen (das lag in der Race) und hochgewachsenen Germanen, die die eigene Mutter und keine Amme nährte (sua quemque mater uberibus alit, nec ancillis ac nutricibus — was jetzt so viel Elend in die Welt bringt — delegantur), waren die Menschen mit dem schönen Angesicht, die Papst Gregor noch am Ende des 6. Jahrhunderts anstaunte, und welches Angesicht man noch in manchen germanischen Seestrecken diesseits und jenseits des Meeres, des alten Frisenmeeres, sehen kann. Skandinavier haben dieses Angesicht nie gehabt und diese Farbe des Körpers nebst dem gesammten germanischen habitus corporum auch nicht. Sie waren ein Mischlingsvolk. Der Blick ist anders, die Kopfbildung anders, Kopf und Angesicht plump und breit, die kurze

Nase und die hohen Backenknochen, so häufig, ja vorwaltend bei Dänen und Festlandsskandinaviern, sind nicht germanisch, sondern mongolisch. Die ächt germanische Nase ist besonders schön geformt. Ihre Civilisation und einen großen Theil ihrer Sprache verdanken die skandinavischen Völker den Germanen. Sie erhielten nicht allein ihr Christenthum oder Papstthum, sondern auch ihr Heidenthum mit dem Odin, der viel jünger ist als Woden, von Süden her, aus Germanenland.

4. Der Teuteburger Wald (Teutoburgiensis saltus).

Er muß von einer Erdburg der Theuten (Theutones, Teutones), die sie auf ihrem Wanderzuge nach der Römerwelt aufgeworfen, seinen Namen haben. Tacitus unterscheidet nicht zwischen saltus und silva. Dieß zu wissen ist für die Forschung wichtig. Nur eine Stelle zum Beweise: Annal. 1, 63. Die Bructeri wohnten zwischen Rhein und Ems, oder genauer zwischen Ems und Lippe, nämlich zwischen der Rheinseite der Lippe und der Niederems (Annal. 1, 60). Dieß zur Orientirung. Der Teuteburger Wald lag nicht bei Detmold. Diese hergebrachte Annahme ist einer scharfen Forschung unmöglich. An der Emsmündung lag die sogenannte Flotte (classis) des Germanicus (prima aestuaria, Annal. 2, 8). Früher ebenfalls. Diese Mündung lag viel weiter draußen, als jetzt. Zur Ebbezeit ging das Heer vom linken zum rechten Ufer über. Aus Furcht blieb man links liegen. Auf dem Zuge des Germanicus von der Emsmündung durch das Land der Bructeri, das westlich von der Ems lag, besuchte er den Teuteburger Wald. Lippe-Detmold aber liegt wenigstens zwanzig Meilen südöstlich davon. Der Teuteburger Wald lag in der Gegend von Marsch (paludes, Annal 1, 61). Germanicus sucht gleich darauf den Arminius in der Marsch auf (in avia cedentem), die Römer wurden herausgeschlagen mit bedeutendem Verlust und kehrten unverrichteter Sache nicht nach dem Rhein oben — was sie gethan hätten, wenn sie im Lippe-Detmold'schen und der Teuteburger Wald hier gewesen — sondern nach der Emsmündung zurück. Selbst einen Theil seiner Reiterei entließ der römische Feldherr von der Ems, um am Festlandsstrande der Frisen nach dem Rhein beim jetzigen Catwijk (Annal. 1, 73) zu marschiren, dem Flevum Castellum (Annal. 4, 72) vorbei; nur Cäcina ließ er über die durch tiefe Marsch und Moor gelegten Dämme und Brücken

nach dem Rhein oben gehen. Tacitus nennt sie vastas paludes, die übrigen Oertlichkeiten (cetera) limosa, tenacia gravi coeno, aut rivis incerta; locus uligine profunda, idem ad gradum instabilis, procedentibus lubricus. Hier sind wir in der Marsch und Moor, nicht in Lippe-Detmold. Cheruscis sueta apud paludes proelia, d. h. die Cherusker waren gewohnt in der Marsch zu fechten; woraus ebenfalls zu ersehen, daß Cherusker durch Hannoveraner zu erklären falsch ist. So viel reicht für eine Skizze hin. Bloß noch in Bezug auf die Teuteburg folge hier ein halbes Kapitel aus einem von mir noch nicht veröffentlichten Werk, betitelt: „Die deutsche Namenswelt".

Sagt mir, wie in Aermins Tagen
Unsre Deutschen Kampf genennet,
Denn ihr selber wohl erkennet,
Daß civilisirtes Morden
Unter den modernen Horden
Andern Namen dann getragen.
Dieser Nam' ist längst schon fort,
In Vergessenheit versunken,
An dem Römerquell vertrunken —
Kämpfen ist kein deutsches Wort!
Drum auch darf gelehrten Leuten
Kimber Kämpfer nicht bedeuten;
Kimber war schon längst gewesen,
Eh man je von Kampf gelesen.
Vom Neuwerk und Vogelsand
Nördlich lag der Kimbern Land,
Wird auf Karten nicht gefunden,
Seine Marsch ist längst verschwunden.
Von der „Piep" bis Heiligland
Und zum Eiderfrisenstrand
Ueberall der Schlick sich zeiget,
Wo hinab das Senkloth steiget.
Jetzt vor bald zweitausend Jahren
Schreckenvoll die Kimbern waren,
Als mit nahverwandten Leuten
Aus der Nachbarschaft der Theuten,
Flüchtend vor den Sturmfluthwogen,
Sie die Römerwelt durchzogen.
Groß ihr Ruhm, doch klein ihr Land —
Seinen meerumschlung'nen Strand
Sahn schon zu Augustus Zeiten
Römer, wenn auch nur von weiten.
Denn dem Volk der Wölfin grauste

Vor dem Volk, das drüben hauste,
Vor dem Sturm, der drüben sauste,
Und der See, die furchtbar brauste.
Von der Elbe bis nach Skagen
Hat das Festland lang getragen
Einen gar zu falschen Namen —
Hüte dich, den nachzuahmen.
Kimbrisch soll dieß Festland heißen,
Niemand will den Irrthum lassen
Und die alte Lüge hassen,
Läßt sich ihr auch schwer entreißen.
Doch du kannst aus ihren Namen
Sehn, woher die Kimbern kamen,
Kannst bei Strabo schon erfahren,
Daß sie keine Dänen waren,
Kannst in der Germania lesen,
Daß sie solche nie gewesen.
Parva — klein war Kimberland,
Norden lag's vom Vogelsand,
Wo im Sturm die finstern Wellen
Jetzt zu Bergeshöhe schwellen,
Und die wilden Brecher speien
Ueber Grabeswüsteneien;
War ein Theil vom Frisenlande
An dem langen Nordseestrande,
Und das Völkchen dieser Riesen
War ein Sproß vom Volk der Frisen,
Wie die Kauchen und die Theuten
Frisenstämme nur bedeuten.
Diese Theuten oder Dieten,
Römisch Theutones genannt,
Wohnten in den Marschgebieten,
Noch als Dithmarsch weit bekannt,
Deren allerbeste Strecken
Längst die Meereswogen decken.
Teutoburg ist ganz verschwunden,
Wirst umsonst den Fleck erkunden,
Wo der runde Wall gelegen,
Den auf ihren Wanderwegen,
Wo sie keinem Fremden trauten,
Sich zum Schirm die Theuten bauten.
Welche Gegend es gewesen,
Ist bei Tacitus zu lesen;
Scharfe Augen werden sehen,
Daß die Ems hier zu verstehen,

Nicht die Ober-, nur die Nieder-,
Und ich sag' es immer wieder:
Teutoburg — lies die Annalen —
Lag gewiß nicht in Westphalen.
Kein Gelehrter kann dir sagen,
Wo der Kimbern Wälle lagen,
Die man noch zu Christi Zeiten
Sah am Rhein zu beiden Seiten,
Weit in Kreisform sich erstreckend,
Ungeheure Räume deckend.
Jene mächt'gen Riesenringe,
Zeugen grauenvoller Dinge,
Selbst nach gut zweihundert Jahren
Zeigten, was die Kimbern waren.
Und der mächt'ge Riesenring,
Jenes Sagenwunderding,
An der Niederems einst ragend
Und der Theuten Namen tragend,
Den es damals auch gegeben
Einer Waldung hart daneben,
Zeigte noch nach hundert Jahren,
Was die tapfern Theuten waren.
Forschern möcht' es noch gelingen,
Von den Erd- und Rasenringen
Spuren in den Uferstrecken
Beider Ströme zu entdecken,
Wo man keine Höhen findet
Und der Fluß durch Thal sich windet.
. . . .
. . . .

5. Germaniens Nordwestrand,

ausgedehnt 90 Meilen zwischen Walcheren im Westen und Fanö im Norden, oder zwischen den flamschen Bänken und dem Hornriff, hat seit der Kimbernfluth vor bald zweitausend Jahren ein großes, hohes Vorland verloren, das Bollwerk der reichen Marschen drinnen, durch dessen allmählige Zerstörung diese nach und nach zur Errichtung von See- und Winterdeichen gezwungen worden sind. Die Trümmer jenes Vorlandes sind jetzt Brandungen und Riffe, Sanddünenketten und Inselbrocken. Die größten der Sanddünenketten sind die der holländischen Festlandsküste, sechzehn Meilen lang, und die der Insel Sil (fälschlich Silt und Sylt genannt), fünf Meilen lang. Die Inselkette bilden folgende Gelenke: außer den seeländischen Inseln

zwischen den Schelde- und Maasmündungen Tessel, Eierland, Blie, Schelling, Ameland, Schirmonnikoog, Bosch, Rottum (die Endung „um" an allen den zahllosen Ortsnamen, sämmtlich frisischen Ursprunges, auf der ganzen Nordseeküstenstrecke ist eine plattdeutsche Verfälschung aus dem viel älteren ham und hem, wie auch alle jene Namen in alten Schriften, wo sie vorkommen, richtigerweise geschrieben werden), Borkum, Juyst, Buysen (i. q. Büsum im Dithmarschen, hem und em verflachte sich oft im plattdeutschen Munde zu en, wie auch in Ottensen, entstanden aus Ottenshem, ferner in Untersen, aus Uetershem, d. i. das Heim am Außenrande, u. s. w.), Norderney, Langeroog, Spickeroog, Wrangeroog (gewöhnlich Wangeroog), Olde Oog (vor der Jahde untergegangen), Mellum (vor der Weser untergegangen), Neuwerk mit Skorhörn (vor der Elbe), der Steert von Vogelsand im Süden und der Steert von Blauerort im Norden, welche beiden Riffe, ersteres sechs Meilen, letzteres vier Meilen in See hinausstreckend von der Küste zwischen Elbe und Eider (von den Frisen Either genannt — th mit dem Urlaut) noch jetzt die einstige Größe Dithmarschens bezeichnen; ferner die nordfrisischen Wasserlande Heiligland (so und nicht anders richtig geschrieben, weil benannt nach seinem Nationalheiligthum im Heidenthum, dem geweihten Haine — Castum nemus — mit der Nationalgöttin Eoster), dessen einstige Ausdehnung seine Riffe west- und nordwärts, nebst der Düneninsel beweisen, die vor 200 Jahren noch landfest war und einen Kalkberg hatte, so hoch wie das jetzige Land, dessen Westseite einst noch höher als 200 Fuß gewesen; endlich Südfal, Süderoog, Norderoog, Nordstrand und Pelworm, die Hoog, Nordmarsch und Langeneß, Oland, Gröde, Klein Moor und die andern Halgbroken, dazu die nordfrisischen Außen-Inseln Amram, Fer und Sil (fälschlich Föhr und Silt geschrieben) und die halbdänischen Röm (von uns richtiger Rem genannt), Manö und Fanö (d. h. die Inseln Man und Fan). Zwischen Tessel und Wrangeroog besteht der Meeresboden außerhalb der genannten Inselkette in einer Breite von sieben Meilen fast ganz aus Sand, außerhalb dieser Sandstrecke aber geht ein Strich von Dithmarschen aus westwärts quer durch die Nordsee bis in die Nähe der Norfolker Brandungen mit Schlamm- und Kleiboden. Die flamschen Bänke zeigen, wie viel Land westlich von holländisch Seeland untergegangen ist, woraus die seeländischen Sanddünen wurden, die Bank Breit Vierzehn (mit vierzehn bis

fünfzehn Fadem Wasser), die sich von den Ausläufen der Maasmündungen bis zur Höhe von Tessel ausbreitet, weist uns auf das untergegangene Geestland, woraus die sechzehn Meilen lange holländische Dünenstrecke geschaffen ward, und vier Meilen West-Nord-West von der Insel Amram liegt eine lange, hohe Sandinsel, die Amringer Bank oder Born genannt, unter den Wogen; ja fünfzehn Meilen Nord-Nord-Ost von Ameland liegt die zwölf Meilen lange Weiß-Bank mit dem acht Fademsfleck, ebenfalls gewiß einst von Menschen bewohnt gewesen. Die Trümmer des Hochlandrückens von Heiligland erstrecken sich nordostwärts und kommen auf dieser Linie mehrmals als große Steinriffe am Meeresboden und endlich in Roth-Kliff auf Sil wieder zum Vorschein, welches von der Natur des Heiliglander Felsen ist.

Dodenberg, die Südwestspitze Jütlands, mit dem von hier sechs bis acht Meilen in See hinausspringenden sehr seichten Hornriff, wie Hörner gestaltet, wo die vierzig Meilen lange Sanddünenstrecke Jütlands beginnt, die ebenfalls nur durch außen vor untergegangenes Land entstanden seyn kann, wo ferner die starken Tiden oder Wasserzeiten aufhören und die Fluth nur 3 Fuß stauet, zeigt unverhehl- und unverfehlbar, daß hier einst eine Land- und Völkerscheide gewesen. Hier hörte die Marsch der Frisen auf, hier begann Jütland, wo das jetzige Herzogthum Schleswig endet, auf dessen Boden, nicht auf jüt'schem, in den ältesten Zeiten Ripen lag, und die drei Inseltrümmer Fanö, Manö und Röm (oder richtiger und älter Fan, Man und Rem), in alten Zeiten nicht zu Jütland gehörig und wo das weibliche Geschlecht noch eine Art frisische Tracht trägt, bewohnt eine Bevölkerung, welche nach den Verheerungen der Sturmfluthen aus Vermischung angesiedelter Dänen mit den Ueberbleibseln der Urbewohner entstand und einen unvergleichlichen, fast unmenschlichen, wahrhaft kalibanischen Mischmasch spricht. Die hier statuirte Thatsache ist ein felsenfestes Zeugniß gegen die neuerlich von Menschen ohne tiefere Sprachkenntniß aufgestellte politische Behauptung, als seyen die Dänen die Urbewohner Schleswigs gewesen. Der drei Viertheile der Ortsnamen im Schleswigschen, die rein germanisch (frisisch und deutsch), nicht dänisch sind, und der sehr starken, nicht hereingebrachten, sondern von der Urzeit her dagewesenen rein germanischen Elemente in dem nordschleswigschen Sprachgemisch nicht einmal zu gedenken.

Wie viele Millionen Menschen in Zeit von zweitausend Jahren zwischen Walcheren und Fan in den Sturmfluthen untergegangen, ist nicht zu berechnen. In der Geschichte weiß man von Sturmfluthen, wo hunderttausend Menschen Eines Stammes auf Germaniens Nordwestseite umgekommen sind. Anno 1634, als der Strand in Nordfrisland zerrissen ward in einem fürchterlichen Wetter, verschlang die See laut Spezialnachrichten allein fünfzehntausend Nordfrisen in vier Stunden. So volkreich war diese Seite, die Fronte Germaniens. Hier liegen Germaniens Wurzeln. Von hier gingen die Hauptwanderungen unserer Völker aus. Hier war das nautische Leben urheimisch, hier unter starker Fluth und Ebbe, wodurch die eigentlichen Seeleute gebildet werden, nahm die Seefahrt ihren Anfang, die Seefahrt in ihrem eigentlichen Sinn, d. i. die Durchkreuzung der offenen See und der Brandung in Segelschiffen, nicht bei Römern der Fall, nicht bei Kelten, nicht bei Skandinaviern, die 100 Jahre nach Christo noch keine Segel kannten, und nachdem sie aus ihrem Binnenmeer, der Ostsee, ins Freie hinaus gekommen, das Meer das Haf nannten, was in der Ursprache eine hinter Land geschützte Seestrecke, ein Binnentheil des Meeres bedeutet. Hier auf der Nordwestküste Germaniens muß also auch die Seemannssprache entstanden seyn.

Diese ganze Marschküste, untermischt mit Geesthöhen und neunzig bis hundert Meilen lang, war einst von einem und demselben, nur sich selbst ähnlichen, sich selbst regierenden und seine eigene Sprache sprechenden Volk bewohnt. Bei Sonnenaufgang unseres geschichtlichen Lebens, als der Name Holland noch nicht geboren war, heißen alle Völker von Flandern bis Jütland Frisen; als es heller Tag wird, sprechen alle frisisch von Ostende bis zu den nördlichsten Grenzen Nordfrislands, in Seeland, auf der ganzen Länge Süd- und Nordhollands, östlich von den lacus oder Binnenmeeren, ferner in Westfrisland, in ganz Groningerland, in ganz Ostfrisland, im ganzen Oldenburgischen, in der ganzen Strecke zwischen der Niederweser und Niederelbe, in Dithmarschen, in Eiderstedt und in dem ganzen übrigen Nordfrisland, und hier ostwärts bis in die Nähe von Flensburg. Die frisische Sprache ist allenthalben die öffentliche, in Rede und in Schrift. Von allen Seiten von Feinden umringt, von Westen und von Osten, von Süden und von Norden, von der See her und vom Lande her, war der Frisen geschichtliches Leben

Jahrhunderte hindurch ein beispielloser Kampf um Daseyn und Freiheit, d. h. um physisches und geistiges Seyn, und dieses geistige Seyn, die Volksfreiheit, behaupteten sie noch lange dann, als alle Völker Knechte waren. Sie nahm ein Ende, als Feinde im Innern aufwuchsen, eher nicht. Jetzt ist alles anders: die Selbstregierung ist begraben, das Recht vernichtet, das Land zerstückelt und vier Herrschern zugetheilt, nach gräßlicher Mißhandlung allerseits, die schöne Race hie und da entstellt und entehrt, die Landessprache aus Schulen, Kirchen und Gerichten, Gesetzen und Versammlungen verbannt, ja manchen großen Strecken ist wie mit einem Messer die Volkszunge ausgeschnitten, und die Bewohner, diese vermischten Nachkommen „der edeln freien Frisen," stammeln jetzt noch ein schmähliches Kauderwälsch. Die große berühmte Küste, wovon die Gründer Englands ausgegangen waren, wo die Seefahrt auf das offene Meer ihren Ursprung nahm, wo die Volksfreiheit in der stärksten, lebenszähesten und vernunftgemäßesten Form entstanden und beinahe anderthalb Jahrtausende die Probe bestanden, wo nie das Mittelalter recht Wurzel fassen konnte und die Leibeigenschaft niemals gewesen, diese Küste, noch jetzt voll Intelligenz, voll Hoch- und Kraftgefühls, eines mächtigen Könnens sich bewußt, doch nur daran gehindert, zum Handeln ungeschwächt und unveraltet, doch nur gefesselt und unterdrückt in der Volkswillenskraft, Englands Wiege und Urheimath — was England durch die Normannen und ihre Nachkommen mit Gewalt aus der Erinnerung getrieben und gepeinigt ward —, dieser Küstenfleck, that great element of interest to an Englishman, von England vergessen, verachtet, gemißhandelt gar.

Die Mündungen des Rheins (bei Catwijk seit mehr als tausend Jahren unter Sand begraben), des Flewestroms (Vlie), des Groninger Tiefs, der Ems, der Weser, der Elbe, der Eider, der Hewer und der Widau, acht bis zehn Meilen weiter seewärts als jetzt, alle durch die schönsten Frisenmarschen fließend und die Pforten des Seebetriebs und der Völkerwanderung von jeher bildend, keine Sanddünen und Düneninseltrümmer, und diese ungeheuer weit streckenden Marschlande, untermischt mit Geesthöhen und Dörfern in und an den Marschen ohne Zahl, draußen mit einem hohen Vorlandsaum umgürtet — das ist die Physiognomie der germanischen Nordwestküste in der Urzeit. Als die Römer per lacus fuhren, durch das Haarlemer Meer und die Südersee (benannt von Bewohnern

nördlich davon, wo längst schon fast keine mehr vorhanden) nach der Ems, da war die See zwischen Westfrisland und den gegenüberliegenden Inseln noch landumschlossen, ihre Reiterei ward von der Ems her am Strande herum nach dem Rhein, dem Römerkastell vorbei, zurückbefehligt. Ems, Weser, Elbe und Eider ergossen sich noch im eilften Jahrhundert ins frisische Meer (Oceanus Fresonicus). Im neunten nennt ein englischer Chronist die Nordsee die frisische See (mare Fresicum). Die Nordsee das deutsche Meer zu nennen, ist darum unstatthaft, weil dieser Name nur eine unrichtige Uebersetzung der Benennung mare Germanicum ist, welche in England entstand, wo man die Gründer Englands, die nicht aus dem eigentlichen Deutschland kamen, als Leute bezeichnete, welche aus Germanien gekommen. Der Name Nordsee rührt selbstverständlich von Völkern her, die südlich von ihr wohnten, also frisischen Völkern. Allzu anmaßend aber ist es, wenn ein Ländchen wie Schleswig bei seiner Kleinheit der Welt den Namen Westsee für Nordsee aufdringen will. Von Keding an der Elbe an bis zur Ostgrenze Westfrislands bei Strobosch ist das plattdeutsche Patois dieser ganzen Marschstrecke keine vierhundert Jahre alt. Die ganze Niedereider durchfloß einst frisisches Gebiet. Die Niederelbe am Nordufer bespülte mindestens bis zur Stör frisisches Gebiet. Daher derselbe Flußname in Kent in England, nicht von Holsteinern gegründet. Das ganze Landgebiet zwischen den östlichen Uferstrecken der Weser und Altenland an der Elbe, westwärts vom Land Wursten (Wurthsati Fresones) und Hadeln (einst Hadeloe, derselbe Name wie Hadley in Suffolk) an, war einst frisischer Grund. Die Zeit ist geschichtlich, als die Bewohner noch frisisch sprachen, manche noch im siebenzehnten Jahrhundert. Außerdem zeugt noch jetzt in mancher Beziehung ihr habitus corporum und die unzähligen hier vorkommenden frisischen Ortsnamen davon. Vor kaum vierhundert Jahren war das jetzige Hamburger Gebiet an der Elbmündung mit sammt der Ruine Neuwerk noch frisisch. Auch Bremen war vor der letzten Hälfte des achten Jahrhunderts ein frisisches Dorf. Die mittelalterlichen Burgen, welche vom Rhein her in nordöstlicher Richtung gegen die frisische Selbstregierung angelegt wurden, als alle Völker Knechte waren, als die Bremer Bischöfe auf Kosten der frisischen Habe und Freiheit Jahr aus Jahr ein strebten, das silberne Bremen, wie sie selbst gestanden, zu einem goldnen zu machen, bezeichnen die Frisengrenze südwärts.

Die Teklenburg war eine davon. Die Grafen von Holland, die särischen Fürsten oder Sarenherzoge und besonders die Grafen von Oldenburg und Delmenhorst waren die Erb- und Erzfeinde der frisischen Freiheit.

6. Jütland. Nordfrisland.

Jütland hieß noch im 9. Jahrhundert Gotland, das ist das Land der Gotten. Sein Nordosthorn Skag [1] liegt nur acht Meilen von der schwedischen Küste oder eigentlich von der Gottenküste Schwedens, und dem schwedischen Gottenreiche gegenüber in der Ostsee liegt die Insel Gotland. Das urgottische Territorium mit seiner ursprünglich nicht skandinavischen, d. h. nicht schwedischen und nicht dänischen Bevölkerung erstreckte sich also in einem Halbkreise von der Südwestspitze des jetzigen Jütlands an der Nordsee bis zur Insel Gotland in der Ostsee. Vom Skag aus, dem nächsten Punkte welcher einst der schwedischen Küste noch weit näher gelegen haben mußte, müssen Gottenschaaren aus dem jetzigen Jütland, wohl in Folge von zerstörenden Sturmfluthen, nach dem skandinavischen Festlande hinübergegangen seyn (was auch mit der Sage bei Jornandes übereinstimmt) und hier das Gottenreich gegründet haben. Gerade in dem schwedischen Gottenlande finden sich noch die meisten germanischen Spuren in der Bevölkerung in dem jetzigen Schweden. Das sehr starke germanische Element in der schwedischen Sprache, welches besonders ein frisisches ist, kann nur durch Wanderung von Jütland her hinein gekommen seyn. In Folge der Gottenwanderung nach dem jetzigen Schweden, der Urheimath der Sween und Dänen, deren Staatsverfassung zu Anfange unserer Zeitrechnung nach dem Zeugniß der Germania eine absolute Herrschaft war, scheint diese Verfassung im Lauf der Zeit aufgehoben oder mindestens gemildert worden zu seyn. Daß die Dänen ursprünglich Jütland nicht besessen und bewohnt haben, räumen sie selbst ein. Daß sie erst nach der Gründung Englands von Osten her Jütland angegriffen (den

[1] Der Skag (englisch the Shaw, dänisch Skagen, mit dem dänischen Artikel en), welche Benennung oder Form uns zu brauchen zukommt, nicht aber Skagen, zumal da selbst der Engländer der Skag, the Shaw, sagt, heißt der Rand, die Kante. So z. B. heißt der Rand des Huts auf frisisch Skeag. Skag heißt jenes Sandhorn, weil es sich stark krümmt. Es ist kein dänisches Wort.

südlichen Theil zuerst) und sich hauptsächlich auf der Ostseite niedergelassen haben, ist ausgemacht. Daß die sandige Westhälfte Jütlands, wo mehr helles Haar gefunden wird, nicht so stark danisirt worden, als die Osthälfte, ist eben so gewiß. Daß noch jetzt in der jütschen Sprache ganz undänische Elemente sind, ist nicht wegzuleugnen. Daß der in der Westhälfte Jütlands und in Nordschleswig bis auf diesen Tag gebräuchliche, vor das Substantiv gesetzte Artikel ein germanischer, kein dänischer oder skandinavischer Sprachbestandtheil ist, ist unwiderleglich. Daß die frisische Ortsnamensendung ham, meist in der corrumpirten Form um erscheinend, von Süden her Jütland durchläuft, ja selbst in einzelnen und nicht so wenigen Spuren im schwedischen Gottenlande erscheint und keine skandinavische ist, muß jeder gründliche Ethnograph und Sprachforscher als wahr erkennen. Daß die Longobarden oder Langbärte, welche ursprünglich auf der Insel Wendila, dem jetzigen Nordende Jütlands Norden von der Leimföhrde, welches halb in Sand begraben liegt, einst aber viel größer gewesen seyn muß, der skandinavischen Race nicht angehörten, erhellet aus ihrer Geschichte, ihren politischen Einrichtungen und ihren Personennamen. Aus allem diesem geht hervor, daß Jütland in der Urzeit nicht dänisch war. Und nun soll das schleswigsche Land in derselben Zeit schon dänisch gewesen seyn, als die Dänen ihren heimathlichen Boden in dem jetzigen Schonen in Schweden noch nicht verlassen hatten! Ich füge hinzu, daß Nordfrisland zu keiner Zeit de jure zum Herzogthum Schleswig gehört hat.

Was dieses Nordfrisland betrifft, das bis zum zwölften und dreizehnten Jahrhundert heidnisch blieb, dieses urälteste, bisher noch am allerfrisischsten gebliebene Land, wovon ein bekannter englischer Ethnolog, der meine Forschungen benutzt hat, sagt: »No existing nation, as tested by its language, is so near the Angle of England, as the Frisian of Friesland. This, to the Englishman, is the great element of its interest.« — »The opinion that the Frisians took an important part in the Anglo-Saxon invasion of Britain is gaining ground« — so muß dieses Land, wo die Sturmfluthen von jeher am verheerendsten gewesen sind, einst ungemein bevölkert gewesen seyn. Als Beispiel: im Jahre 1634 verschlang eine einzige Sturmfluthnacht 15,000 Nordfrisen. Es gibt noch jetzt reichlich 30,000 frisisch sprechende Nordfrisen, und zwar in sechs Mundarten. Eiderstedt, Nordstrand und Pelwerm (so von uns geheißen

mit dem rechten Namen) sprechen kein Frisisch mehr. Der größere Theil des jetzigen schleswigschen Areals war weiland frisischer Boden. Auf der schleswigschen Geest oder Sandboden gab es eine frisische Strecke, deren Bewohner schon im Jahre 1200 die Frisen mit dänischem Recht hießen, zum Unterschiede von den Frisen mit frisischem Recht. Diese dänischen Frisen sprechen nun längst ein Dänisch, wovon man behauptet, es sey urdänisch. Auf Grund solcher Behauptungen wurden in den letzten Jahren dänisch sprechende Prediger auf Kanzeln und vor Altäre frisischer Kirchen gesetzt. Der Einen Sprache ward alles Recht eingeräumt, der frisischen gar keines. In Westfrisland wird holländisch gepredigt mitten unter Frisen auf frisischen Kanzeln! (In Westfrisland ist allerwärts auf dem Lande, ja selbst noch in den Städten Dokum, Franeker und auch theilweise Leeuwarden, frisisch die gewöhnliche Umgangssprache). In Wales wird Wälsch gepredigt auf wälschen Kanzeln, im irischen Irland Irisch auf irischen Kanzeln, in den schottischen Hochlanden Galisch auf galischen Kanzeln, die englische Sprache ist in diesen drei Ländern den Landessprachen untergeordnet. Das hält England nach englischen Gesetzen für das, was es ist, für Recht, und dennoch war England wiederholt hier diesseits der See bereit genug, zur Unterdrückung der Nationalität mitzuhelfen, gerade das zu thun, was es im eigenen Lande für Unrecht und Sünde hält. Am allerunedelsten hat sich England gegen das Küstenland bewiesen, woher seine Gründer kamen, woher sein Unternehmungsgeist stammt, woher seine Seebefähigung entsprossen. Kein Land in der Welt hat auf einem so kleinen Areal, als die nordfrisischen Außeninseln, mit 8000 Bewohnern auf drei Inseln, so viele Seeleute und echte Seeleute aufzuweisen. Unter diesen 8000 Bewohnern gibt es mehr als 100 Schiffskapitäne und wer weiß wie viele Steuerleute. Die Race in ihrer Reinheit ist schön, hoch und gut gewachsen, hohlrückig (ein Merkmal des frisischen Menschen), mäßig im Genuß, ungemästet, von Auge denkend, von schöner Stirn und Nase, die meistens eine symmetrische Linie bilden, oval von Angesicht ohne hohe Backenknochen, von scharfgeprägten ernsten Zügen und ausdrucksvollem Mund und Blick, musikalischem und poetischem Talent, angenehmer Kopfform, starker, hoher Brust, ohne plump und breitschultrig zu seyn, eher schlank; hellhaarig, himmelblauäugig, schierhäutig (in der Race gegründet), gemüthreich, heißblütig, freisinnig und freimüthig,

starkgläubig, aber nicht leichtgläubig, widersetzig, charakterfest, regsam, rastlos, dreist und unternehmend, treu und vor allem selbsttreu. Aber die Art ward längst entehrt, längst entstellt. Seit 50 Jahren erfährt auch dieses Gemeinwesen, wo bisher Welterfahrung — denn welche Männer auf Erden kommen weiter als die nordfrisischen Seeleute? — Einsicht, Wohlstand, Reinlichkeit und gute Sitte herrschten, die armselige jütsche Einwanderung von rohen Dreschern und Mähern ohne Schönheit, ohne Feinheit, ohne Reinlichkeit, ohne Habe, außer Sense und Flegel, ohne Erfahrung, ohne Intelligenz — viele können weder lesen noch schreiben —, ohne Gottesfurcht, ohne einen Tropfen frisischen Blutes in den Adern oder irgend ein frisisches Gefühl im Herzen. So ging es auch in Westfrisland, wo aber das holländische Element doch ein edleres als nordwärts ist. Einst sang Frisland, ja wohl sang es, aber jetzt schweigt es und singt nicht mehr; es kann jetzt wahr werden: »Frisia non cantat!« Warum sollte es singen und wie könnte es singen? Es hat keine Freude mehr daran, wenn ihm die Freude aus der Seele genommen wird. Man singt nur, wenn man aufgeräumten Herzens ist.

7. Die frisische Castum nemus-Insel Heiligland.

Das ist das Land des reinen, unbefleckten Gotteshains, wo im Heidenthum die umwohnenden Völker alljährlich ihr Osterfest feierten und von welchem hohen heiligen Mittelpunkte aus sehr wahrscheinlich die Auswanderung der Gründer Englands nach Brittanien gegangen ist, noch jetzt von den Frisen ausnahmsweise das Land geheißen, was noch von der einstigen Größe des kleinen übrig gebliebenen Felsenstücks zeuget, neben seinem uralten Namen Hallaglun, noch jetzt so von uns geheißen, das heißt Heiligland und nichts anderes, dieses Land, fälschlich Helgoland genannt, was gegen die Geschichte sowohl als gegen den Brauch der Einheimischen streitet, am allerwenigsten nach einem dänischen Mythenkönige Helgo benannt, ist jetzt nur noch 2200 Schritte lang, 650 Schritte breit und 200 hamburg. Fuß über der oceanischen Fläche erhaben, noch heute ein Land für sich — placed far amid the melancholy main — und eine Nation en miniature mit uralten Rechten, das kleinste und bevölkertste Land auf dem Erdball mit mehr als 2000 Bewohnern, die verdorbenes Frisisch sprechen, aber als Race viel älter und ursprünglicher als die gegenüber liegenden Continentalküstenbevölkerungen,

auf einem Areal von nicht dem hundertsten Theil einer geographischen Quadratmeile, im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Namen tragend: im siebenten das Land der Foster (Eostre bei Beda, woraus im frühen Mittelalter eine Fosete nach dem Vorbilde vielleicht der römischen Vesta zurecht gefabelt ward), noch im eilften das Land Faria (Farey), das ist die Fährinsel (eines und desselben Namens mit Fer bei Amram), was an das Nationalfest erinnert, zu welchem die Völker hinüberfuhren, und dann endlich allgemein Heiligland. „Weit hinaus in See in der Elbmündung (ein Beweis, daß damals die Elbmündung viel weiter als jetzt hinausgelegen) — schreibt Adam von Bremen, ein Zeitgenoß — liegt die Insel Faria. wo Bischof Eilbert (Mitte des 11. Jahrhunderts) das erste Kloster baute. Denn die Insel ist sehr fruchtbar und sehr reich an Korn und hat viel Geflügel und Vieh (also auch Bewohner). Es ist nur ein Berg da, aber keine Bäume. Rings um liegen böse Felsriffe, und nur an einer Stelle kann man landen, wo auch frisches Wasser ist. Faria ist ein von allen Seeleuten, besonders aber von den Seeräubern verehrter Ort und daher trägt die Insel auch den Namen Heiligland." Jetzt ist auf Heiligland weder Vieh, noch Korn, noch Ackerland, und das heutige Heiligland ist weiter nichts als der erwähnte Berg, und auch das nicht einmal, denn an der Westseite sind schon über 50 Ruthen davon in der Breite weggerissen, denn so weit hinaus ist der steinerne Grund desselben bei klarem Wasser zu spüren. Vor reichlich 200 Jahren (1652) war das Dünenland noch am Hochlande fest und hatte im Norden einen Fels von weißer Farbe, das weiße Kliff genannt, welches dem gegen 34 Fadem (200 Fuß) hohen Oberlande an Höhe fast gleich, aber klein und unbewohnt und nur von Schafen beweidet war. Auch hatte Heiligland damals noch zwei Häfen, an der Nord- und an der Südseite, wo Schiffe bei West- und Nordwestwinden sicher liegen konnten. Dieß alles hat längst ein Ende. Die Klippe, welche wahrscheinlich früher ein Theil des von Adam von Bremen angedeuteten Berges war, ist weg bis zum Boden, nichts weiter da als Sand und das von der Nordseite ausstreckende Felsenriff, und die Häfen sind nur noch Nothrheden zwischen den Riffen des Ober- und Unterlandes, wo ein Schiff von Mittelgröße reiten kann in einem westlichen Sturm, jedoch nicht sonder Gefahr. Der Unterrand des Berges heißt gewöhnlich das Niederland (Liach Lun). Es

strecken zwei Steinriffe, Gerippe des verschwundenen Körpers, von Heiligland nordwärts, eines vom Hochlande, ein anderes hornförmiges und doppeltgespaltenes vom Unterland oder der Düneninsel. Das letztere Doppelriff ist eine Seemeile lang, besteht aus grauen Steinen, die ziemlich groß, oft außerordentlich groß und gemeiniglich mit Thang oder andern Seegewächsen umwickelt sind, und hat zur Ebbezeit nur ein bis zwei Fadem Tiefe. Das Riff vom Dünenlande streckt weiter gegen Norden als das vom Berge. Solche Riffe zeugen immer von weggeschlagenem Lande und sie sind an dem Felsenberge Heiliglands fest. Dieser geognostische Beweis bestätigt besser als irgend ein anderer die einstige Größe Heiliglands. Von der Außenspitze des längeren Heiligländer Riffs bis zu den äußersten Außengründen oder Brandungen der nordfrisischen Insel Amram sind nur vier kleine Meilen. Von Heiligland bis Rothkliff auf der Insel Sil, eine Strecke von 12 Meilen, sind auf dem Meeresboden die Felsentrümmer eines einstigen hohen Vorlandes der nordfrisischen Welt zu spüren. Drei deutsche Meilen nordwestlich von Heiligland ist eine $2\frac{1}{2}$ Meilen lange Strecke Granitgesteins. Der Heiligländer Fels ist kein Granit. Außen vor der Insel Amram ist kein ebener, sondern hügeliger Grund gewesen, was die Brandungen zeigen. Die Amringer Westerbrandung ist ein mit Sand belaufenes Felsriff. Westen von Sil ist meist Sand- und Steingrund und zwei Meilen vom Lande streckt ein neun Fadem tiefes Kleithal Nordost zum Norden Sil entlang, an dessen Süderseite man ungeheuer große Steine trifft, oft so groß als Häuser, und wo es Fischern, welche hier ihre Netze warfen, vorkam, als segelten sie über ein ganzes Dorf hin. Das hohe Rothkliff am Westrande Sils ist von der Natur des Heiligländer Felsen. Dieses Rothkliff, diese ungeheuren Steine westlich davon, die Amringer Außenbrandung, das Granitriff nordwestlich von Heiligland, die von Heiligland ausstreckenden Steinriffe und der nachstehende rothe Fels selbst sind die spärlichen Ueberreste eines zusammenhangenden hohen steinigen Landrückens, einst als starker Vorlandsaum Nordfrisland deckend, und an dessen Zerstörung tausend Sturmfluthen theilgehabt. Die gelben, malerisch aussehenden Dünen, welche jetzt, nach den ungeheuren oceanischen Zerstörungen, von Strom, Sturm und Sturmfluth geschaffen, die Nordwestküsten Germaniens in streckenweisen Unterbrechungen umgürten, bezeichnen die Trümmer der nachgebliebenen

Geesthöhen. Die Marsch, die zwischen ihren und den jetzigen eingedeichten Strecken lag, ging unter. Die Mündungen der Flüsse Ems, Jahde, Weser, Elbe und Eider erleichterten den Untergang des frisischen Küstengebiets. Diese Mündungen waren immerdar die Pforten des Seeverkehrs und der Völkerwanderung Germaniens. Sie gingen alle durch frisisches Gebiet. Heiligland liegt jetzt sechs bis zehn Meilen von den umliegenden Küsten entfernt. Die frisische Sprache macht einen Unterschied zwischen hallag und hillag, beides heißt heilig, jenes von Ort und Zeit, dieses von der religiösen Gesinnung. Wir nennen Heiligland nicht Hillaglun, sondern Hallaglun, denn der Ort selbst war unsern Vätern heilig. Darum sagt der Verfasser der Germania: Castum nemus.

Die jetzige Heiliglander Sprache ist ein mit Platt- und Hochdeutsch stark gemischtes und verdorbenes Frisisch. Das Lothsenexamensbuch der Heiliglander ist in der Muttersprache abgefaßt. An der Kleidung der Heiliglanderinnen ist kaum mehr zu sehen, daß sie Frisen sind, aber an Hautfarbe, Blick, Angesicht, Figur, Benehmen und Lebensweise. Die alte frisische Tracht ist verschwunden, und die noch vor 50 Jahren in Gebrauch, große Röcke von Violettuch, mit einem Gürtel, Kortelband genannt, der zum Staatsanzug mit Silber beschlagen und mit bunten Steinen besetzt war, ist auch nicht mehr. Fischen und Lothsen (das heißt ursprünglich: den Wasserweg zeigen mittelst der Kunde des Loths oder Senkbleis, welches die Tiefe peilt) sind jetzt die Hauptnahrungswege. Die Fahrzeuge sind von urfrisischer Bauart. Die Fischer gehen mit diesen kleinen, offenen Fahrzeugen zehn bis zwölf Meilen weit in See. In alter Zeit ward Korn von der Insel ausgeführt. Beträchtliche Erwerbsquellen waren einst Härings- und Wallfischfang. Noch heute sieht man Wallfischknochen (von uns Frisen Kakebianar genannt) auf Heiligland und große Häuser, welche grönländische Commandeure sich bauten. Noch im Jahr 1641 wurden Häringsbuisen ausgerüstet. Die Grönlandsschiffe gehörten der Insel und der Thran ward in eigenen Fahrzeugen nach dem Mittelmeer verschifft. Als aber türkische Seeräuber sieben beladene Heiliglander Schiffe zugleich wegnahmen, da ward die Grönlandsfischerei von der Insel aufgegeben. Die Heiliglander Slupen mit ihrer eigenthümlichen Bauart und ihren uralten Abzeichen — ich denke, die Gründer Englands haben solche Fahrzeuge gehabt — sind so frisisch, als etwas seyn kann.

Das Seebad ist eine Pest für die Nationalität, dauernde Vortheile bringt es nicht, sondern dauernde Nachtheile, keinen Wohlstand, sondern eher Armuth, es lehrt Bedürfnisse, die nachher nicht befriedigt werden können, mit dem Untergang der Sandinsel, der in einer einzigen ungewöhnlich schweren Sturmfluth erfolgen kann, ist das Bad auf immer zu Ende, an die Stelle einfacher Genügsamkeit setzt es rohe Habsucht, an die Stelle der guten Sitte hohles Wesen und den leeren Schein von Civilisirung.

8. Deutsch und preußisch. Der fränkische Nebukadnezar.

Deutsch und preußisch — das sind die inhaltschwersten Volksnamen, von ganz verschiedenem Ursprung, der eine von westgermanischem, der andere von skandinavisch-slawischem.

Wir sahen, daß unser Volk in der ältesten Zeit in zwei große sehr verschiedene Hälften geschieden lag: Ostgermanien und Westgermanien, oder Germanien ausnahmsweise und Schwaben. Die den Römern im eigenen Lande am nächsten waren die Schwaben, woher die Römer die ganze Osthälfte Germaniens und Skandinavien dazu Schwaben (Suevia) nannten. Die Westhälfte nannten sie vorzugsweise Germanien schon lange vor Christi Geburt. Auch Schwabens Name ist vor unserer Zeitrechnung bekannt. Nach der Völkerwanderung kam bei den romanischen oder gallischen Franken der Name Alamannenland für Deutschland auf, welches bis auf diesen Tag von dem Franzosen Allemagne genannt wird, während ein Deutscher noch immer in seinen Augen ein Alemann (Allemand) ist. Die Alemannen lagen den romanischen Franken am nächsten. Der England zunächst liegende Theil Germaniens ist das plattdeutsche Holland (bestehend aus batavischen Hessen, Frisen und Plattdeutschen) und Flandern. Darum galt dem Engländer das Volk, das die holländische Sprache spricht, nebst den plattdeutsch gewordenen Nordseebewohnern für die Deutschen: the Dutch. Dieser Name ist viel später als im neunten Jahrhundert entstanden. Skandinavische Völker, namentlich Norweger und Isländer, nannten im Mittelalter Deutschland das Land der Saren, Sarland, da Norddeutschland, das Land der damaligen Saren, ihnen am nächsten lag. Für das ganze deutsche Land gebraucht der Engländer den ihm von den Römern überlieferten Namen Germanien (Germany) und das Volk außerhalb Hollands und Frislands nennt er Germans. Auch braucht

er für die Nordsee den römischen Namen mare Germanicum, den er bei seinen mittelalterlichen in lateinischer Sprache schreibenden Chronisten fand, und sagt the German Ocean, nachdem die Römer ebenfalls die Nordsee Oceanus genannt hatten. Sein jetzt gewöhnlich, besonders bei Seeleuten gebrauchter Name North Sea ist angenommen und viel jünger. Der ältere Name der Nordsee war das frisische Meer (mare Fresicum, Oceanus Fresonicus). Die nördlichen Fresen (jetzt Fresken genannt) scheinen von jeher in ihrem Volksnamen ein e gebraucht zu haben, die südlichen Fresen ein i.

Der Name deutsch konnte nicht eher entstehen, als bis das Volk der vaterländischen Franken, die ihre Muttersprache, die Sprache ihres Volks, bewahrten, von dem Volk der gallischen oder romanischen Franken, den Franzosen (ein erbärmliches deutsches Machwerk aus François), oder richtiger und anständiger gesprochen, Franschen, völlig abgeschieden war. Dieß trat bei dem Fall der merwingischen Herrscher ein. Der Anfang der karlingischen Zeit ist die Zeit der Entstehung des Namens deutsch, welcher ursprünglich so viel als fränkisch, germanisch-fränkisch, heißt. Die älteste Form dieses Namens ist theudisk, von Theut oder Theot, das Volk, welches noch bei späten niedersärischen Schreibern des Mittelalters Diet heißt. Theudisch ist das Adjektiv und bedeutet also was dem Volk, dem eigenen Volk, angehört, volkisch, zuerst nur von der Sprache gebraucht. Der Ausdruck erscheint in Schrift erst im neunten Jahrhundert, schwerlich schon im achten. Die Namen Deutsch als Volksname und Deutschland für Karls des großen Reich Germanien sind späteren Ursprunges. Der Name Theuten (Theutones) ist ein ganz anderer und viel älter, der Name Tuisco ist ein auf nichts gegründetes Phantasieprodukt.

Ein beinahe wunderbarer Umstand knüpft sich an die Namen deutsch und preußisch. Der eine entstand auf der äußersten Südwestgrenze des deutschen Landes und der andere in der äußersten Nordostecke des jetzigen Deutschlands — als wären diese sich so fern stehenden Ursprünge von einem bösen Omen begleitet gewesen. Ja der preußische Name verdrängt seit Bonapartes Sturz den deutschen von seinem ursprünglichen Boden. Der preußische Name ist viel älter als der deutsche, aber der Ursprung des preußischen Namens ist ein skandinavischer, während der Ursprung des deutschen Namens ein sehr edler, ein westgermanischer, weil fränkischer ist.

Kein Volk trägt einen so edeln Namen als das deutsche Volk, und doch hat leider kein Volk die Römer so lieb gehabt als das deutsche Volk. Mit der Entstehung des deutschen Namens wuchs schnell der Deutschen Ruhm und Macht auf dem weltgeschichtlichen Schauplatz. Der preußische Name hingegen blieb lange dunkel und kam wenig über seine Sümpfe hinaus. Erst im Lauf von Jahrhunderten, vielen Jahrhunderten, ward mit ihm an der Spitze aus Slawenmassen und unter diese verstreuten spärlichen deutschen Colonien das preußische Reich gebaut, dem indeß die hinzugekommenen deutschen Elemente Lebensdauer verleihen mußten, die größte Kraft aber gerade jener rheinische Boden, wo einst die starken Franken über die Römer triumphirten und Deutschlands Name und Zukunft gegründet hatten.

Der Name preußisch sollte eigentlich preuzisch heißen. Das Volk, wovon dieses Beiwort stammt, hieß die Prutzci. Adam von Bremen nennt sie Prutzci und der Verfasser der Germania Prucini. Die von Skandinaviern entstammten Prutzci, der Preußen Urahnen, wohnten im 11. Jahrhundert in der Nordostecke des jetzigen preußischen Reichs, in Altpreußen oder Ostpreußen, Preußens Wiege, an die Russen und Polen grenzend, sagt Adam von Bremen. Er nennt sie ganz humane Menschen (homines humanissimi), welche Schiffbrüchigen und von Seeräubern Verfolgten zu Hülfe zu kommen pflegen. Sie waren demnach mit der See vertraut, also die Stammväter der Preußen mit der See vertraut. Aber sie duldeten unter sich keinen Herrscher (nullum inter se pati dominum volunt). Sie haßten grimmig das Papstthum und waren hierin ganz das Gegentheil von den Gründern Deutschlands. Sie aßen nach skandinavischer Weise Pferdefleisch und tranken Pferdemilch und Pferdeblut. Sie waren blauäugig (homines coerulei), hatten röthliche Haut (facie rubea) und langes Haar (criniti). Sie waren also keine Slawen. Sie wohnten in marschiger Gegend (paludibus). Aus diesen Marschen gingen die Prutzci hervor und gründeten aus Slawenmassen das preußische Reich, nachdem sie mit Gewalt vom Heidenthum gerissen worden waren. Fürst Premislav von Böhmen, ein Slaw, mit dem Zunamen Ottocar, zwang sie im Jahre 1254 zum Papstthum und baute 1255 die Zwingburg Königsberg. Also ein Slawe gründete aus skandinavischen Elementen, auf demokratischen Grundlagen (denn die Prutzci duldeten ja nichts über sich) die preußische Zukunft, nachdem ein Westgerman (Karl der Große) vor kaum einem halben

Jahrtausend aus west- und ostgermanischen Substanzen das deutsche Reich geschaffen hatte.

Ehe dieser fränkische Nebukadnezar die Burg von Ham in Stormarn gründen konnte, mußte er mit den Stormariern diesseits der Elbe und den Frisen zwischen der Niederweser und Niederelbe fertig seyn, die er nicht anders unterjochen konnte als durch das Mittel Sanheribs und Nebukadnezars, Gefangenhinwegführung nach fernen Landen. Er hatte bereits 4500 Frisen zwischen Elbe und Weser (von einigen Schriftstellern Saren genannt, nach der gewohnten Begriffsverwirrung) die Köpfe vor die Füße hauen lassen, und doch mußte er an der Zähigkeit dieser Völker verzweifeln. Die Holsteiner, die eigentlichen Holsteiner nämlich zwischen Dithmarschen und Stormarn, waren unschädlich gemacht (ihr Land durchfloß die Stör). Von ihnen hatte er auch nichts zu fürchten, seine Burg stand zu Itzehoe als Zwingfeste gegen die Dithmarscher und Nordfrisen, aber mehr Gefahr drohte von den Stormariern, die nach Ad. von Bremen in der hamburgischen Kirchengeschichte ihren Namen von den politischen Unruhen trugen, welche häufig unter ihnen stattfanden (eo quod seditionibus illa gens frequenter agitur). Er nennt sie die angeseheneren Transalbingier (nobiliores). Hatte Karl erst die Stormarier und die Frisen zwischen Niederelbe und Niederweser (welche Frisisch sprachen, und von einigen Sachsen genannt werden) weggeführt, so war er gegen die letzteren, d. h. gegen die Frisen in Wigmodi, Hadeln und Keding (Kading), so wie gegen ihre Brüder westlich von der Weser gedeckt, und zum Schutz gegen etwaige Aufstände in Stormarn und gegen die Slawen war nur noch die Burg an der Alster nöthig. Schon lange vorher hatte dieser fränkische Nebukadnezar auf Papier, nämlich in der Stiftungsurkunde des Bremer Bisthums, datirt Speyer am 14. Juli 788, das ganze Land der sogenannten Saren (der Gründer Englands; der Frise Hengst mit seinen Scharen erhielt zuerst diesen Namen von den Britten, womit hernach die Kelten (und selbst bis auf diesen Tag) alle Hellhaarigen germanischen Stammes, aber nicht skandinavischen, zu bezeichnen pflegten, und welcher von England nach dem Frankenreich gebracht ward, dessen Bewohner und insbesondere die geistlichen Scribenten die ganze Nordseite vom eigentlichen Germanien, woher die Gründer Englands gekommen waren, von den Zeiten der Pippineher Saren nannten, die sie unter Karl dem Großen

am besten kennen lernten), nach der alten Römer Gewohnheit, wie er sich ausdrückte, zu einer Provinz gemacht. So ließ denn Karl im Jahre 804 aus Nordalbingien und dem frisischen Wigmodi 10,000 Männer, nebst ihren Weibern und Kindern, keine Holsteiner, sondern Stormarier und Frisen, gefangen hinwegführen. Stormarn gab er, der Gründer Deutschlands, den slawischen Obotriten östlich davon — ein fürchterlicher Gewaltschritt von ungeheuren, unaufhörlichen Folgen. Daß er es gethan, sieht man noch jetzt in Stormarn.

> Weiland lange Zeit der Wende
> An dem Haar des Saxen zauste
> Und die Holsten frech bemauste,
> Und das Schänden nahm kein Ende.
> Drum wird bis zu ew'gen Tagen
> Dieses Volk die Spuren tragen
> An dem Körper und am Geist,
> Doch am Körper allermeist.
> Nase, Augen, Stirn und Mund
> Thun noch jetzt den Wenden kund;
> Dieser garst'ge Zeuge lehret,
> Wie der Slaw die Art entehret....
> (Dr. Clements noch ungedruckte „Deutsche Namenswelt".)

Jetzt erst war die Gründung Hamburgs möglich. Nicht an einer und derselben Stelle seines Reichs siedelte er sie an, sondern zerstreute sie schlauerweise weit umher in Deutschland. Einen Theil ließ nach siebenjähriger Verbannung Ludwig der Fromme wieder in die Heimath zurück. Noch mehr Frisen als Stormarier wurden weggeführt, drei Gauen voll. Viele wurden, wie man meint, nach dem jetzigen Flandern versetzt, manche nach dem Main bei Frankfurt und nach der jetzigen Bergstraße in Baden, wo noch heut zu Tage einzelne Orte, wie Litzel Sachsen, Groß Sachsen (oder im Volksmunde Litzel Sachse, Groß Sachse) u. s. w. das Andenken an die tyrannische That des Gründers Deutschlands aufbewahren, der den Deutschen ihre Sagen und andere geschichtlichen Denkmale aus der Vorzeit gesammelt in das Dunkel der Vergessenheit werfen ließ, das Gedächtniß an den Befreier Germaniens (haud dubie liberator Germaniae. Annal. 2. 88), den seine Landsleute noch lange nach seinem Tode in Liedern feierten und segneten, und diese Lieder selbst, seine Säule, die Irminsul, und so manches andere Große und Gute aus den Tagen der Vergangenheit von dem Angesicht der deutschen

Erde vertilgte. Er that Gutes, aber viel mehr Böses, dieser fränkische Karl. Könnte er jetzt seine Augen aufschlagen aus dem Grabe und Hamburg anblicken und erfahren, was aus seiner Burg von 808 geworden, deren Zweck ihm nur der Zweck einer bloßen Zwingburg war! Ich füge noch hinzu, daß Witechind hauptsächlich mit den Wigmodiern, welche Frisen waren, gegen Karl den Großen focht.

9. Die Ethnologie der Niederelbe oder ihr ethnographisches Angesicht.

Erst am rechten, dann am linken Ufer.

Karl, der Franken Kaiser, Deutschlands Gründer und Herr von Germanien, in Folge seiner in den Augen der Menge schimmernden Größe Carolus Magnus genannt, legte auf dem Landrücken am östlichen Ufer der hier noch unbewohnten Alster, wo diese in die Elbe fällt, eine steinerne Burg im Jahre 808 an, nannte sie die Hamburg, die Burg von Ham, oder wie Adam von Bremen den Ort nennt, Hammaburg, legte seine fränkische Besatzung hinein und siedelte hier naturgemäß eine westdeutsche Colonie an. Das ist der kleine, aber glänzende, weil kaiserliche Ursprung Hamburgs. 810 ward sie von den Dänen zerstört, 811 wieder aufgebaut, 833 zur Metropole für alle Heiden und Christen nördlich von Karls des Großen Reich gemacht, aber 845 aufs neue von den Dänen ganz zerstört. Der Ort blieb lange klein und, weil das Meer fern liegt, auch lange vom Meer entfernt. Ruhm und Macht, die ihm nichts einbrachten, hatte Hamburg längst, denn sein geistlicher Arm reichte einst bis nach Orkney, Island und den nördlichsten Christen und Heiden Skandinaviens, doch seinen Reichthum erwarb es erst, nachdem es sich in Verbindung mit dem frisischen Seevolk gesetzt hatte. Im 11. Jahrhundert ward es mehrmals von den Slawen zerstört. Die Periode seiner mercantilisch-weltgeschichtlichen Bedeutung und die große nautische Rolle, die dieser verhältnißweise kleine Fleck, dieses Lebenspünktchen in der weiten todten Umgebung, unter den Völkern des Erdballs spielen sollte, begann erst dann, als es nicht mehr von den glänzenden Fesseln seiner geistlichen Metropolschaft gedrückt ward. 1223 ward der Sitz des hamburgischen Erzbisthums auf immer nach Bremen verlegt. Am Schluß des 13. Jahrhunderts erwarb es die Insel Neuwerk, frisische Erde, und baute sofort einen steinernen Thurm auf diesem Marscheiland zur Seemarke. Hamburgs

strebender Geist war jetzt bis auf die See gedrungen. Es begann Seeschiffe zu bauen. Frisen wurden die Führer. Andere waren nicht vorhanden. 1372 erwarb es die Kirchspiele Wolde und Grode (frisisch benannte Strecken) im jetzigen Amte Ritzebüttel, welches damals ein Theil von Hadeln war. Hamburg wuchs von nun an immer größer und drang immer weiter auf den Erdball hinaus, seine mercantilisch=nautische Macht überwuchs nach und nach seine einst fernreichende geistliche Ueberlegenheit weit, es knüpfte seine Fäden allgemach an allen Enden der Welt an, von nah und fern zog es die Menschen und die Völker an, es ward die Nährerin von Hunderttausenden viele Meilen weit im Umkreis, die ohne diese Stadt nicht leben konnten und nicht bestehen können, es erwarb sich außer seinem von Karl und Ludwig geschenkten Landbesitz Grund und Boden von den Nachbarstaaten, es erwarb sich eine große Handelsflotte, es erwarb sich ungeheure irdische Schätze, es machte das Fahrwasser der ganzen Niederelbe für sich und alle Seevölker des Erdballs sicher, zündete Leuchtfeuer auf Heiligland, Neuwerk und Curhafen an, legte Feuerschiffe und ein Lothsschiff vor der Elbmündung aus und that in dieser Beziehung mehr, als zwei Reiche an beiden Seiten der Niederelbe niemals gethan haben würden und niemals zu thun vermocht hätten. Allerlei Volk, das unter dem Himmel ist, strömte besonders seit 600 Jahren zu Hamburgs Thoren ein und schuf eine Bevölkerung, deren Aeußeres wohl kaum vermögen wird, den Blick des Ethnologen stark zu fesseln. Auf dem jetzigen Hamburger Landgebiet siedelten sich im Lauf der Zeit des Mittelalters manche kleine und größere Colonien an. Sie kamen fast sämmtlich aus Westen. So die Vierlander: in der Sprache plattdeutsch, von Aussehen nicht plattdeutsch, von Kleidung auch nicht. Sie sehen frisisch aus von Körper, auch gewissermaßen von Kleidung. Ihre jetzige Sprache ist ihre ursprüngliche nicht, was an ihrer Aussprache, an ihren zahlreichen corrumpirten Formen zu erkennen ist. Die Vierlanderinen lassen die Zöpfe hangen, ein Zeichen ihres westgermanischen Ursprunges. Ihr Boden ist in mehrfacher Beziehung der Hamburger Küchengarten, wie die Insel Amak, von einer holländisch=frisischen Colonie bewohnt, der der dänischen Hauptstadt ist. Die genaue Zeit ihrer Ansiedelung ist ebenso in Dunkel gehüllt, wie die der Propsteier bei Kiel, welche Frisen waren, frisisches Aussehen, frisische Gebräuche, Lebensweise und Sitten lange erhielten.

Die Vierlander, auf Marschboden wohnend, müssen aus der Marsch gekommen seyn, von wo, ist ungewiß, natürlich von weiter her als Elbe und Weser. Der Propsteier Tracht ist frisischer als die vierlandische. Weiblicher Wuchs und Nase sind in der Propstei frisischer als in den Vierlanden. — Der Name des hamburgischen Dorfs Eppendorf bedeutet Eppes Dorf. Einer, der aus Westen kam, muß es gegründet haben. Eppe ist ein ausschließlich frisischer Name. Der Name des hamburgischen Dorfs Eimsbüttel ist ganz frisisch: das Büttel oder Bül des Eime oder Eme. Bardewick ward höchst wahrscheinlich von Leuten aus dem holländischen Baardewijk gegründet. Ottensen hieß weiland Ottenshem. Das unweit Ottensen liegende Dorf Othmarschen ist wohl eine Colonie aus Dotmarsen westlich von der Ems. Lockstedt unweit Hamburg scheint ein Siedelplatz von Lorstedt zwischen der Niederelbe und Niederweser in der Börde Beverstedt westlich von Bremervörde gewesen zu seyn. Bramstedt in Holstein ist anscheinlich eine alte Colonie aus dem jetzigen Amte Hagen zwischen der Weser und dem Lande Wührden, wo die Bramstedter Kirche schon Anno 1110 urkundlich ist, ebenso wie Ringstedt im dänischen Seeland gewiß eine Colonie von dem uralt kirchlichen Ringstedt im Amte Bederkesa war, dem frisischen Wursten (Wurthsati Fresones) vormals angehörig, und Wulstrup oder, wie der Name jetzt geschrieben wird, Wolstrup im Kirchspiel Klein-Solt in Angeln in Schleswig, in alten Schriften Wulstorp genannt, seinen Namen wohl von Wulsdorf im frisischen Vieland zwischen Geeste, Weser und Rohre führt, dessen Kirche die älteste war, schon im 11. Jahrhundert bestehend. Dockenhuden bei Blankenes wird für eine Colonie aus Dockum in Westfrisland gehalten. Wedel, westlich von Blankenes an der Elbe, scheint ebenfalls eine Colonie aus Westen zu seyn. Es gibt ein Wedel, einst Widila geheißen, bei Mulsum im Land Wursten, ferner im holländischen Reich ein Wedel und ein Langwedel, während sich nordöstlich von Nortorf in Holstein auch ein Langwedel findet. Bei Altona dicht am Elbufer ist ein Oevelgönne, in der Gegend von Bremervörde diesseits der Weser ein Ovelgönne und noch ein Ovelgönne westlich von der Weser, nördlich von Elsfleth, einst frisisch, jetzt oldenburgisch. Schon der Bau der alten Häuser in Oevelgönne bei Altona zeigt, daß dieser Fleck nicht von Einheimischen gegründet ist. Blankenes, 1½ kleine Meilen nordwestlich von Hamburg, scheint eine aus Südholland

gekommene geistliche Colonie des 11. Jahrhunderts zu seyn. In den jetzigen Blankenesern erblicke ich die Nachkommen der bei Adam von Bremen erwähnten Colonie Adalberts. Sie sind von allen Umwohnern verschieden bis auf diesen Tag, verschieden im habitus corporum, in der Sprache, in Sitten, Lebensweise, Denkart und häuslicher Einrichtung. Frisisch sehen sie nicht aus, sie sind viel zu schwerknochig, zu phlegmatisch, die Kopfbildung und die Gesichtsbildung sind anders, der Blick anders, die scharfen Züge des frisischen Angesichts fehlen, das frisische Gemüth auch, Nasen und Backenknochen sind anders, obwohl die blauen Augen häufig sind. Dazu kommt, daß sie vor Alters kein Seevolk waren, sie kamen nicht über die Elbe hinaus, ihre Ewer waren anfangs nicht für die See gebaut. Sie haben die Reinlichkeit in ihren Häusern vor ihren Nachbarn voraus, ihre Wohnungen sind drinnen mehr nach holländischer als frisischer Weise eingerichtet. Der Erzbischof Adalbert herrschte von 1043 bis 1072.

Wo Stormarn im Westen endet, in der Gegend von Elmshorn, beginnt der Boden der eigentlichen Holsteiner, ein durch die obersächsische Sprache sehr verunstaltetes Wort, welches eigentlich Holtsetener heißen sollte, weil entstanden aus Holtseten, d. h. Eingesessene von Hölzungen, Holzsaßen, Holzsitzer, genau Holzanwohner (Holtsati, dicti a sylvis quas accolunt, eos Sturia flumen interfluit — sagt Ad. von Bremen). Aus Holtseten (geformt wie Devonseten, Sumorseten, Wiltseten und Dorseten in England) ward im Lauf der Zeit Holsten, das t in Holt fiel aus und das erste e in seten. Aus diesem sten ward merkwürdigerweise ein Stein, was mit dem Ausspruch mehrerer Chronisten des Mittelalters zusammenstimmt, welche die Holsteiner die dura gens Saxonum nennen. Land und Volk beide sollten nur Holsten heißen, wie Land und Volk Sachsen, Preußen, Franken. Wursten ist auf dieselbe Weise gebildet wie Holsten; das Wort entstand aus Wurthseten, d. h. Wurthsitzer, Wurthwohner, Marschhügelbewohner, die dem Plinius im Meer zu treiben schienen. Die Formen Wurthsaten und Wurthseten, Holtsaten und Holtseten sind einerlei.

Am alten Holstengraben bei St. Margarethen begann die Marsch der Dithen, Dithmarschen, dessen Boden der der alten Theuten (Theutones) war, wovon der größte Theil untergegangen. Weiter seewärts müssen die Kimbern, als Nachbaren der Theuten, gewohnt

haben. Diese Nordseeküste ist von jeher ungeheuer volkreich gewesen. Vor kaum 200 Jahren ward in Eiderstedt noch allenthalben frisisch gesprochen, in Land Wursten zwischen Elbe und Weser noch 1746 von alten Leuten. Wann die frisische Sprache in den übrig gebliebenen Trümmern Dithmarschens ausgestorben, ist unbekannt. Vor 50 Jahren war im Dithmarscher Platt noch eben so viel Frisisch als in Eiderstedt, und bis auf heute sind die frisischen Ausdrücke in dieser Mundart zahlreich. Die Dithmarscher Volksverfassung zur Zeit der Republik ruhte auf rein frisischen Grundlagen. Aussehen und Häuser der Dithmarscher sind noch jetzt im Allgemeinen von den eigentlichen Holsteinern recht verschieden. Sehr viele, ja die Mehrzahl der Dithmarscher Ortsnamen sind rein frisisch, so die auf büttel, worth oder wörden u. s. w. Worth oder Wurth (Ward, Wörd) ist ein Wohnhügel in der Marsch, das worth als Endung vieler englischer Ortsnamen ist mit den Gründern Englands hinüber gepflanzt worden. Dithmarschen gehört erst seit 300 Jahren zu Holstein. Vor dieser Zeit machten das eigentliche Holsten und Stormarn den Staat Holsatia aus.

Am linken Elbufer geht diese ethnologische Forschung von den Wolsaten bis zu den Wurthsaten, zwölf Meilen Weges.

Altenland, das Land der alten Wolsaten, von den Flüßchen Lühe und Este durchschnitten und an der Elbseite an Keding stoßend, ist vier Meilen lang. Die Altenlanderinnen alten Schnitts sind nicht hiesig. Die alte Tracht bis zum Knie hat bei ihnen längst die Knöchel erreicht. Es ist eine Art Aehnlichkeit mit der frisischen darin. Der Saum unten außen um das Kleid ist auch da und das Kopftuch desgleichen. Die Taille aber ist weg oder ist etwas allzu hoch hinaufgestiegen, hinten beinahe bis zum Nacken. Aus Westen gekommene Colonisten haben hier im 12. Jahrhundert einige bis dahin noch urwild liegende Strecken angebaut. Dem Anschein nach waren sie ziemlich zahlreich, woher man die Eigenthümlichkeit der Altenländer in Verfassung, Aussehen, Sitten, Tracht und Mundart abzuleiten pflegt, vielleicht nicht ganz mit Recht, da es am wahrscheinlichsten ist, daß auch diese Landstrecke schon in den ältesten Zeiten von derselben Volksrace bewohnt gewesen. Bereits im 13. Jahrhundert zeigt sich das Land als angebaut, bevölkert und bedeicht. Die Bedeichung am linken Elbufer ist wohl uralt. Was heißt Wolsaten? Entweder Waldsaßen oder Wallsaßen. Ersteres

ist in einem Marschdistrikt unwahrscheinlich, obwohl gerade hier der merkwürdige reiche Obstbau ist und Bäume ohne Zahl. Ein altes Gericht (seit 1703 nicht mehr gehalten) war in Altenland das Bodding, ein anderes ist das Göding — keine hiesigen Namen. Das nordfrisische Dorf Gothing auf der Insel Fer an der Seite von vielen Todtenhügeln führt denselben Namen. Die Worte Vogt (Fogeth) als Richter und Thing für Gericht (die ältere Bedeutung ist Volksversammlung) sind urfrisisch. Die Dänen haben ihr Ting (Tinget, das Gericht) von uns empfangen. Noch im eilften Jahrhundert, wie Adam von Bremen bezeugt, nannten die skandinavischen Völker Volksversammlung Warph, wir aber Thing (concilium populorum commune ab ipsis Warph, quod a nobis Thinc vocatur). Dänen und transalbingische Plattdeutsche nennen jetzt Gewerb, Botschaft Werf und Warf. Der Nordfrise sagt noch tu Thing an Rocht, d. i. zu Ding und Recht, und das nordfrisische thingin heißt sehr inständig ersuchen.

Bei einem Blick auf die Volksrace einer Gegend muß man auch auf die Ortsnamen sehen, diese ewigen Spuren verschwundenen oder verdunkelten Lebens.

Das Wort Flet ist ausschließlich ein frisisches Wort, es gehört nur der Marsch an, und die Ortsnamen dieses Ausdrucks und dieser Endung kommen nur in Marschgegenden vor, von Hamburg bis zur Elbmündung an beiden Seiten, doch am linken Ufer zahlreicher, ferner an der Niederweser und andern weitstreckenden alten Frisenküsten, doch nur in Marschstrecken, auch in England an Marschorten als fleet, mit den Gründern Englands hinübergegangen. Ortsnamen auf Flet in Altenland sind Twielenflet (die Schreibart mit th ist falsch), Bassenflet, Sommerflet, Hutflet u. s. w. Andere frisische Ortsnamen in diesem Distrikt sind Wörden (wie in Dithmarschen, i. q. Worth), Sandhörn, Mojenhörn, Stolkenhören u. s. w. Das frisische Hörn heißt Ecke, Winkel, Spitze. Auch trägt der Ort Sietwende einen ganz frisischen Namen. Siedwendung wird in Eiderstedt die Wendung eines Deichs genannt, der mit einem andern unter einem rechten Winkel zusammengesetzt ist. Andere Ortsnamen auf flet in den linken Niederelbuferstrecken zwischen der Niederelbe und Niederweser sind folgende: Flete, Rechtenflet, Wurthflet, Butzflet, Appenflet, Flet u. s. w. Ueber Flet wird man die nachstehende Stelle in meinem angeführten Buch „die deutsche Namenswelt“ finden:

. . . Flet das ist ein frisisch Wort,
Frisisch nur gebraucht vom Ort,[1]
Das schon in den Gründungstagen
Auch nach England ward getragen.
Hier im Osten, dort im Westen,
Wo noch jetzt in Ueberresten
Frisenvölker in und neben
Reichen Nordseemarschen leben,
Wird auch einzig und allein
Flet als Ort zu finden seyn.
Wenn du suchst, so wird sich zeigen,
Flet ist nur dem Marschland eigen;
In der Frisenmarsch entstanden,
In der Marsch allein vorhanden.
Mit uralten Colonien,
Die aus Frisenlanden kamen,
Siehst du jenen Fletennamen
Weit die Elbe aufwärts ziehen.
Seine letzte Spur entdecken
Wir in Hamburgs Marschlandsstrecken.
Auch in Englands Ostbezirken,
Wo das erste ew'ge Wirken
Seiner Gründer noch zu sehen,
Wenn wir durch die Marschen gehen,
An der großen See belegen,
Wo nach weiten Wanderwegen
Einst vor vierzehnhundert Jahren
Frisen kühn gelandet waren,
Fleets sich aus der Marsch ergießen,
Die die Gründer Fleten hießen.
Solche Namen allzusammen
Konnten nur von Frisen stammen,
Nicht aus unserm Binnenlande,
Nur vom Volk am Nordseestrande,
Dessen Marschsaum ganz und gar
Seit der Urzeit frisisch war.
Flüßchen, die durch Marschland fließen,
In die Nordsee sich ergießen,
Oder mit verschlickten Gründen
Schmutzig trüb in Strömen münden,
Die auch selbst durch Marschland fließen,
Seit der Urzeit Fleten hießen. . . . .

[1] Nicht als Menschenname.

Die Ortsnamensendung **um** ist eine plattdeutsche Corruption, aus dem urfrisischen ham und hem entstanden, durch die frisischen Kauchen, welche zwischen Ems und Elbe wohnten (die Frisen von Wursten, Hadeln und Kading gehörten auch dazu, von denen im zweiten Jahrhundert Wanderschaaren auszogen und in die römische Welt einbrachen, nämlich in Gallien: Cauchis, Germaniae populis, qui Albim fluvium accolebant, erumpentibus restitit) bis nach Hildesheim in den Formen hem, heim und um ausgebreitet und durch die Wanderung der Frankenvölker das Rheinthal hinauf bis nach der Schweiz und quer über Süddeutschland vom Rhein ostwärts, so weit als Franken drangen, und zwar in der Form heim. Diese Ortsnamensendung ist in der frisischen Heimath allenthalben an der Nordsee am zahlreichsten, desgleichen in England in den zahllosen Ortsnamen auf ham. Hunderte von Namen, die jetzt auf um enden, erscheinen in alten Chroniken und Urkunden mit der Endung ham und hem. Die heutigen Ortsnamen auf um also sind aus ham und hem corrumpirt. Sogar unsere frisischen Ortsnamen auf ham auf den Inseln schreibt man eigenmächtig mit um. Die plattdeutsche Sprache in der frisischen Kirche an allen Küsten Frislands war Hauptursache dieser Erscheinung. Auch die meisten derjenigen Ortsnamen, die jetzt auf en enden, wie Ottensen, Uetersen u. s. w., haben früher mit hem geendet. Frisische Ortsnamen zwischen der Niederweser und Niederelbe mit der ursprünglichen Endung hem oder ham, jetzt aber mit um oder en geschrieben, sind folgende: Wörden, Groden oder Grode (auch ein Grode in Dithmarschen und ein Gröde unter den nordfrisischen Inseln), Ohrensen Kleten, Wangersen, Wulsum, Bötzen, Borsten, Wertzen, Farven, Sittensen, Ippensen (d. h. Ippesheim), Vierden, Verden, Freyersen, Volkensen, Gyhum, Reessum (auch ein Risum in der Bökingharde in Nordfrisland, wovon Buckingham in England seinen Namen zu haben scheint, und ein Risam, welcher Ort untergegangen, auf der nordfrisischen Insel Amram), Sottrum (corrumpirt aus Sutherham, d. i. Süderheim), Bilkam in Hadeln (auch ein Bilkam, untergegangen in Nordfrisland), Nartum (dasselbe was Nordheim), Bollen, Bierden, Uesen, Emsen (d. h. Emesheim), Oyten, Etelsen, Lesum, Lüßum, Reckum, Wührden, i. q. Wöhrden, d. h. Wurthheim, Repen im Lande Wührden (Ripen im Schleswigschen, ursprünglich nicht in Jütland; schon Adam von Bremen im eilften Jahrhundert

schreibt Ripen, und Ripensis parochia, weßhalb das jetzige dänische Ribe oder Riw eine häßliche Corruption ist — und Ripon in Yorkshire in England), Offenwarden, i. q. Offenwörden, d. h. Offe's oder Uwe's Worth, Behlum, Hamelwörden, Allwörden, Itzwörden und Dingwörden (d. h. Gerichtshügel in der Marsch) im Amte Neuhaus, Klinten (auch ein Dorf Klintham auf der nordfrisischen Insel Fer), Dorum, Imsum (d. i. Eme's Ham), Wremum, auch Wremem geschrieben, Misselwarden, Mulsum, Midlum (Dorf Middelham auf Fer), Schottwarden, Alsum, Sorthum, Northum (i. e. Nordham), Völkersen (d. i. Folkertsham), Holtum (Holzheim), Ellem (auch ein Ellem im ursprünglich frisischen Theil Nordschleswigs), Armsen, Luttum, d. i. Kleinheim, Ramelsen, Delmsen, Meinersen, Hembsen, d. i. Heme's Ham, Freversen, Taaken (wohl Dachheim, d. i. Heim des Dachschilfs, oder auch Taake's Heim) Bötersen, Eydwarden, Langen, i. e. Langheim, Drochtersen und viele andere mehr. Auf worth: Worth, Schöneworth, Fallward, Barward, Lüdingworth, Dörringerworth, Ilienworth u. s. w. Auf büttel: Pennigbüttel, Wibsbüttel, Jagenbüttel, Kattbüttel, Padingbüttel, Wremerbüttel, Pavenbüttel, Großenbüttel, Bösebüttel, Sückebüttel, Ritzebüttel, Wellingsbüttel, Wolfsbüttel, Holtbüttel u. s. w. Auf hörn (ein ausschließlich frisisches Wort): Sandhörn, Mojenhörn, Stolkenhören (in Kehding), de böse Hören (im Amt Neuhaus an der Elbe), Sellhorn, Bredenhorn, Queckhorn, Dipshorn, Sagehorn, Kattenhorn, Buggehorn, Aschhorn, Stemshorn, Fresenhorn (das horn aus hörn corrumpirt), Skaarhörn am Neuwerk (heißt steile Ecke), Hörne, Hönerhörn, Hören (in Kehding) u. s. w. Ferner: Kniepe im Lande Würden (auch ein Knip, untergegangen an der Westseite der nordfrisischen Insel Amram. Lobbendorp in der Nähe der Weser im Amt Blumenthal hat von einem Frisen Lob oder Lobbe seinen Namen. Land Kehding an der Elbe, einst Kading — auch ein Kating in Eiderstedt. Hastedt im Rothenburgischen, Hastedt in Dithmarschen, Hatstedt im Nordfrisischen wohl dasselbe. Die Ortsnamen Lieste, Varel und Tevel im Rothenburgischen sind frisische. Varel im Frisischen des Herzogthums Oldenburg und Fearel auf der Insel Amram, längst untergegangen. List auf der Insel Sil. Das frisische Tewelk ist das Diminutiv von Tewel. Harstedt im Rothenburgischen ist entweder die Pferdestätte (frisisch Haars oder Hors d. i. Pferd) oder Hare's Stätte, eben so wie Harrendorp

zwischen der Weser und dem Lande Wührden Hare's Dorf bedeutet. Horst erscheint ebenfalls oft an Ortsnamen zwischen Niederelbe und Niederweser, wie in unserm Transalbingien und im Schleswigschen. Es bezeichnet einen höher liegenden Boden mit Waldung einst darauf. Die Frisen sagen Harst, die Engländer hurst, noch manche Ortsnamen auf hurst und hirst gibt es in England, auch im holländischen Reich auf horst. Sie gehören der Marsch nicht an, aber doch auch Geesthöhen in der Marsch. In der Börde Beverstedt (in Yorkshire ein Beverley) westlich von Bremervörde erscheinen die Ortsnamen Horst, Abelhorst, Rübehorst, Harighorst. Das Andenken an den großen langen Anderidawald in Britannien zur Zeit der Gründer Englands bewahren die verschiedenen Hölzungen und die vielen Ortsnamen auf hurst auf dieser Strecke auf.

Im Vieland zwischen Geeste, Weser, Rohre und einem langen Moor, wo die alten Bewohner, nach geschichtlichen Zeugnissen, Frisen waren, finden sich jetzt noch manche frisische Ausdrücke. Die Vielander sollen vor noch nicht langer Zeit eigenthümliche Ausrufe als: Othe, Jedute (wohl richtiger Jet Ute), de We en de Wrog (Blutsühne oder Blutrache) u. s. w. gebraucht haben. Der Othe und Ute ist augenscheinlich Wode (Woden), Name des angesehensten Gottes der heidnischen Frisen. Dem Gründer Englands war Wode der Hauptgott. Dasselbe Wort ist unser Wort Gott, entstanden aus dem süddeutschen Guote und dieses aus Wode. Saxnote in der alten Abschwörungsformel des Heidenthums der Saxen (meistens Frisen) zu Karls des Großen Zeit, welcher Ausdruck den Auslegern sauer geworden ist, sagt weiter nichts als Ote oder Wode der Saxen. Unser Doppel-u ging im deutschen Binnenlande verloren. Nur die Frisen und Engländer kennen es noch. Im Vieland gab es bis in die neuesten Zeiten manche sogenannte Jed-Utenberge. Die drei Todtenhügel bei Wulstorp, Lehe und Langen hießen bisher mit diesem Namen. Die größten Todtenhügel finden sich an der Grenze des Landes Wursten, eben so die wunderbaren Denkmäler aus der vorkarlingischen Zeit: die Ruinen der Pippinsburg (verfallene Erdwälle und Gräben), das Bülzenbedde, bestehend aus drei großen Steinen, deren jeder auf drei andern ruht, und von 32 stehenden ein längliches Viereck bildenden Steinen umschlossen, von welcherlei Cromlechs ich mehrere in den Galenländern gesehen, und die aus einer ungeheuren Erdburg bestehende Heidenstett. Die Pippinsburg ist wohl 1100

Jahr alt, die Heidenstett vielleicht älter, vielleicht aber auch jünger. Wittechinds Heereskern im Kampf gegen Karl den Großen waren wigmodische Frisen. Die Wigmodier hatten im Jahr 797, als Karl durch die Sümpfe von Bederkesa drang, aus welcher Expedition eine seiner Brücken in einem Torfmoor neulich aufgefunden ist, die man fälschlich für eine römische hielt, große Verschanzungen in ihrem Lande aufgeworfen. Sind das jene Schanzen? Der längst nahe bei der uralten Kirche zu Bramstedt im Lande Wührden zerstört gewordene Todtenhügel Türlür mit seinem steinernen Grabe, großen Menschenknochen, Metallschwert und Münzen der ältesten römischen Kaiser ist mit dickem historischen Dunkel umhüllt. Zwischen den Elb- und Wesermarschen trifft man die meisten und größten Todtenhügel aus den Zeiten des Brennalters. Wahrscheinlich ist das Grab des Arminius hier zu suchen.

Kedingen, das alte Kading, an der Elbe zwischen der Schwinge und Oste, vier Meilen lang, ward im Jahr 1300 von den Bremer Erzbischöfen unterworfen. Es ward Ritterbeute, und daher hier die Menge von adeligen Gütern und die größere Vermischung der Eingebornen. Bei weitem die meisten Ortsnamen sind frisische. Der alte frisische Ausruf „dat dick de Droß hale!" ist zweifelhaft. Heißt es: daß dich der Drusus hole? oder: die Druse? Die meisten sehen darin ein Andenken an die Zeit des römischen Feldherrn Drusus, der bis zur Elbmündung gedrungen seyn soll und im Jahr 9 vor Christo plötzlich starb. Er war der Vater des Germanicus, welcher nach der Niederlage des Varus und der Legionen im Teuteburgerwalde, die im Jahre 9 nach Christo geschah, dem Arminius zwei blutige, aber für ihn erfolglose Schlachten lieferte und eben so wie Arminius in einem und demselben Jahre, nämlich 19 nach Christo, dolo propinquorum cecidit.

Das Land Hadeln (einst Hathelo genannt, wonach sicherlich Hadley in Suffolk benannt ward), einst auch den jetzigen Hamburger Besitz an der Elbmündung, die weiland viel weiter seewärts lag, umfassend und aus dem Hochland und Siedland (Niedrigland), größtentheils Marschland, bestehend, gehörte in den ältesten Zeiten zum Kauchenlande, dem frisischen Lande der Koochwohner. Seine Geschichte fordert noch viel Forschung. Wie mit den drei Ländern der Niederelbe zwischen der Schwinge und der Weser mit dem reichsten frisischen Marschboden, Kading, Hadeln, Wursten, von alther

umgegangen, wie darnach gegiert, wie darum gestritten worden ist, wie viele Fremde hineingeströmt, die Raufhelden des Mittelalters mit ihren dienstbaren Gefolgen, wie die Einheimischen behandelt, herumgeworfen und gewürfelt, wie sie vermischt worden sind (und doch all clep't by the name of dogs), wie nicht allein die Art der Menschen, sondern auch ihre Sprache, die in alten Zeiten in diesen Strecken gesprochen ward, und kein Plattdeutsch war, entehrt worden, und so vieles andere kann man schon von selbst wissen, wenn auch kein geschichtliches Wort uns überliefert wäre. Was das zu Hamburg gehörige Amt Ritzebüttel betrifft, einst, wie gesagt, zu Hadeln gehörig und wie Hadeln ein frisisches Land, so wie Dithmarschen, das untergegangene und das nachgebliebene mit seinen tausend frisischen Spracheigenthümlichkeiten in seinem wunderlichen Platt, ein frisisches Land gewesen, so ist die Physiognomie der ganzen hiesigen Küste eine frisische. Das Eiland Neuwerk, ein hamburgischer Name, war einst mit Hadeln landfest. Seit der Abreißung durch Strom und Sturm geht man hinüber und herüber zur Ebbezeit. Ueber die Wathe gehen, heißt das hier, wie zwischen den frisischen Inseln. Bei solchem Wathengang muß man hier wie allerwärts im frisischen Inselbereich durch ein paar nicht tiefe Wasserläufe, die nicht bloß ebben, und auch hier mit dem frisischen Namen Prielen benannt sind, wie an der Kedinger Küste. Der ärgste Seeschlag bricht sich weit draußen auf dem Steert von Vogelsand (einst ein schönes grünes Land) und auf den vom Neuwerk unmittelbar hinauslaufenden Sanden ab, an deren Rand die hölzerne Seebake von Skaarhörn wild und finsterblickend ragt, das Land unter den Wogen anschauend aus einer andern Zeit.

Das Land Wursten oder das uralte Land der frisischen Wurthseten grenzt gegen Westen an die Weser und die See und ist drei Meilen lang, früher viel länger und breiter. Die Wurstermarsch ist mit Sturmfluthsand untermischt und überschwemmt und durch Seedeiche gegen die Wasserseite geschützt. Die Wurthseten sind wie ihre Nachbaren die Hadeler von frisischer Abkunft, welche noch jeder an ihren Personennamen erkennen kann. Männliche Namen sind: Arp, Bohle, Bowe, Eibe (die Form Ebe älter), Eide (Ede älter), Frerke, Haro, Lübbe (Lubbe), Tancke, Nanne. Weibliche Namen: Jibke, Misse, Samme, Rirte, Tete, Weme (Wene), Imme, Frowke. Zunamen: Dürs, Eibs, Frerks, Lübs, Pecks, Siebs u. s. w. Noch

1686 sprachen ganze Familien frisisch. Ein Nationalfrise mußte bei der Beerdigung in dieser Sprache parentirt werden. Noch 1746 sprachen hier alte Leute frisisch. Im Mittelalter erscheinen die Wurthseten als Theil der Republik der Frisen, d. i. der Republik der sieben Seelande. Sie halfen den Stedingern gegen die Tyrannen im Jahr 1234. Sie blieben länger frei als die Republik, wozu sie einst gehörten, länger noch als die Dithmarscher. Im Jahr 1516 fiel die Schlacht gegen den Erzbischof von Bremen unglücklich für sie aus, als eine hochgewachsene kühne Jungfrau, eine Fahne mit dem Bilde des Todes tragend, sie anführte; 500 Männer und 300 Weiber, die ebenfalls mit gekämpft, starben den Heldentod, die Jungfrau aber hieben ihre Feinde mit einem großen breiten Schwerte mitten durch in zwei Stücke. Jetzt stieg zu Weddewarden in Wursten die erzbischöfliche Zwingburg der Morgenstern empor. Doch Wursten war noch nicht bezwungen. Sie machten den Morgenstern der Erde gleich und erschlugen die erzbischöflichen Beamten allzumal. Sie wurden nochmals geschlagen, im Jahr 1526, von Oberst Hänselein, der aus Halberstadt mit 8000 Mann gezogen kam, das Land ward schrecklich verwüstet, viele Bewohner flohen nach Hadeln. Sie standen aufs neue gegen den Erzbischof auf und machten den Spottreim: „Der Bischof soll den Tag nicht erleben, daß wir Frisen ihm den sechzehnten Pfenning geben u. s. w." An den Wurthseten bewährte sich der Wahlspruch: „Lieber todt als Sklav." Erst 1604 kamen die Erzbischöfe zur Herrschaft über Wursten.

10. Der Ursprung der Seemannssprache.

Ueber den Ursprung der Sprache haben mehrere geschrieben, am ersten Herder, am letzten Jakob Grimm, über den Ursprung der Seemannssprache keiner. Selbst England weiß nicht mehr und will nicht mehr wissen, wo es her ist und was es von uns empfangen hat. Das englische Volk verläugnet seine Wiege, seine eigene Mutter! Ignoranz und Arroganz lassen wir dir und dulden sie, aber nicht auf Kosten unserer Ehre und Nationalität.

Als die frisischen Kauchen von den Weser- und Elbgegenden im Jahr 47 nach Christo zur See kommend die römisch-gallischen Küsten angriffen, und als die Frisen und Batavier im Jahr 69 nach Christo von der See her zu Schiff erscheinend ein römisches Winterlager auf der Batavierinsel anfielen und zerstörten und die

römischen Festungswerke daneben vernichteten, was ein Römer der Nachwelt überliefert hat (Tac. Ann. 11, 8 und Hist. 4, 15), gaben sie uns die ersten Lichtspuren ihres seekundigen Lebens. Im 3. Jahrhundert nach Christo erscheinen Seefeinde von unsern Küsten am Westrande der Römerwelt. Im 5. und 6. Jahrhundert geschah die große Völkerwanderung über die Nordsee, natürlich in frisischen Schiffen (doch wohl nicht in Elbewern oder in Oberlandsprahmen!), und die Gründung Englands. Einige Zeit vor dem Jahr 1043 ward von der Weser aus die Expedition der Frisen nach dem Nordpol unternommen. Im Jahre 1227 ging eine frisische Kreuzzugsflotte von 50 Schiffen von Borkum nach Palästina ab. Im 9. und im 11. Jahrhundert hieß die Nordsee noch das Frisenmeer. Dänenmeer hat sie nie geheißen. Also schon vor 1800 Jahren zeigt sich das Volk auf der Nordwestküste Germaniens als Seevolk, also selbstverständlich auch als Inhaber einer Seemannssprache. Diese uralte Seemannskunde erstreckte sich nur auf den Küstensaum zwischen Gallien (dem jetzigen Frankreich) und der Land- und Völkerscheide am heutigen Hornriff. Die Gotten Jütlands zeigen nirgend in der Geschichte Seebefähigung, die dänischen Jüten der späteren Jahrhunderte bis auf diesen Tag eben so wenig. Vor 1800 Jahren, als die Frisen schon die Nordsee befahren, ist der Name Dänen noch unbekannt und bleibt es noch ein halbes Jahrtausend später. Sie sitzen damals noch in ihrem Binnenmeer, kennen das Wort See noch nicht, nennen es Haf, was in der Ursprache eine hinter Land geschützte Seestrecke, einen Binnentheil des Meeres bedeutet, und daher benannten sie die Außensee, das wirkliche Meer (the main, the main ocean) mit starker Fluth und Ebbe, wodurch die eigentlichen Seeleute gebildet werden, was man in der Ostsee nicht kennt, als sie zuerst dieses Außenmeer betraten, mit dem Namen ihres eingeschlossenen Wasserstücks, nämlich Haf (Hav). Die Slawen an der Ostsee fuhren nicht zur See, die Wenden lernten, was sie davon kannten, später von den Deutschen und Dänen. Die Kelten, welche vor der germanischen Völkerwanderung den Westrand Europas bewohnten, das jetzige Großbritannien und Irland, Frankreich und Spanien, fuhren nicht zur See, obwohl im und am Oceane liegend. Sie sind nie als Seevolk, d. h. als ein seefahrendes und mit der See vertrautes Volk in der Geschichte erschienen. Die Griechen und Römer kannten keine Seefahrt, verstanden wenig oder nichts

davon. Den Beweis liefert Julius Cäsar auf seiner Expedition nach Britannien und vor Allen Tacitus (Annal. 2, 23. 24), wo jemand, der mit Seedingen vertraut ist, sehen kann, daß die Besatzung und die Mannschaft der sogenannten Flotte (classis) gleich viel von der See verstanden. Sie schlichen mit Ruderfahrzeugen an den Küsten hin, welche Fahrzeuge noch unförmlicher und seewidriger waren, als die japanischen und chinesischen Junken. Nur das Modell der Schiffe germanischen Ursprunges ist die Natur, die Form des Seefisches. Diesen Schnitt hatten die ältesten fristischen Fahrzeuge. Die Odyssee ist der Erzskandal des griechischen und die Aeneide der des römischen Seewesens. Die Schifffahrt der Griechen und Römer, der Karthager und Phönicier im Mittelmeer, selbst in unserer Zeitrechnung, lernen wir an dem Fahrzeug kennen, worin der Apostel Paulus Schiffbruch litt. Wer also noch daran zweifeln sollte, daß die Römer und Griechen nichts von Seefahrt verstanden, der lese das 27. Kapitel der Apostelgeschichte. Die Reise ging von Cäsarea über Alexandrien nach Welschland, natürlich dicht längs der Küsten, in einem Fahrzeug mit Ruderbänken, dessen Bemannung in einem halben Sturme Alles über Bord warf (so machten die Römer es auch, als sie etwas früher aus der Ems wegtrieben) und alle Hoffnung ihres Lebens aufgab, freilich auch das Loth kannte, aber beim zum Ankergehen nicht vorne, sondern hinten ihre Anker warf, und zwar vier! und weder von Küsten, noch von Brandungen und Untiefen Kenntniß hatte. Also auch aus dem Mittelmeer, ebenfalls einem Meer ohne Fluth und Ebbe, kann die Seekunde nicht stammen, vielmehr haben selbst die einheimischen Fahrzeuge im Mittelmeer längst den germanischen Schnitt, während die Urform des germanischen Schiffs mit Schnitt und Takelwerk der ursprünglichen Fahrzeuge des Mittelmeers nichts gemein hat. Daß aus dem deutschen Binnenlande, weder dem plattdeutschen, noch dem hochdeutschen, keine Seefahrt stammen konnte, sieht wohl jeder ein. Aus dem ursprünglichen Holland, dem Batavierlande, auch nicht, eben weil die Batavier aus einem fernen Binnenlande entsprossen waren, und von den binnenländischen Plattdeutschen, womit die Batavier zusammenwuchsen, ebenso wenig. Die Holländer begannen als Landvolk den Eroberungskampf mit den Frisen, erst durch die Frisen wurden die Holländer ein Seevolk und erhielten von den Frisen mit der Seemannskunde auch die vorhandene

Seemannssprache. Hiezu kommt, daß die meisten und hervorragendsten Persönlichkeiten in der holländischen Marinegeschichte Frisen gewesen sind. Das sind Thatsachen, wovor alles Vorurtheil verstummen muß. Selbst in neueren Zeiten bestand die Hauptstärke der holländischen Bemannung nach Ostindien und Grönland aus Nordfrisen und andern Frisen, von denen erstere auch England im 17. und 18. Jahrhundert im Seewesen aufgeklärt haben. In früheren Jahren seit der Entdeckung Amerika's konnte Dänemark seine Kaufmannsflotte ohne frisische Führer und Steuerleute nie vollständig bemannen, ebenso wenig Hamburg, Bremen und Amsterdam. Die Dänen und Schweden in der Urzeit brauchten nur Ruderfahrzeuge und blieben mit diesen natürlicherweise in ihrem Binnenmeer ohne Tiden d. h. ohne Fluth und Ebbe. Hundert Jahr nach Christo kannten sie noch keine Segel. Bevor die Dänen Jütland betraten, dieses im hohen Alterthum nicht dänische Land, hatten sie die Nordsee jedenfalls nicht betreten. Bei den Frisen, die an die Jüten grenzten, fanden sie genaue Seemannskunde vor, die sie nur von diesen Anwohnern der Nordsee lernen konnten. Zur dänischen Heldenzeit gingen auch die Raubflotten gemeiniglich von der Westküste an der Nordsee aus. Sie wurden häufig von einer Menge Frisen begleitet. Selbst die große Flotte, welche im Jahre 866 bei Norfolk landete und England wüst legte, war von Nordfrisen befehligt, für welche Thatsache die geschichtlichen Beweise vorhanden sind.

Da nun die Griechen und Römer, die Carthager und Phönicier seeunfähig waren, da ferner die Batavier und Plattdeutschen Hollands vom Binnenlande kamen, da Kelten und Slawen ursprünglich keine Kunde von Seefahrt hatten und bis jetzt auch wenig oder keine haben, da endlich die skandinavischen Völker viel später die Außensee zu befahren begannen als die Seeleute auf der Nordwestküste Germaniens, und weder die Urgotten, noch die späteren Jüten seebefähigt waren, so folgt von selbst, daß die Bewohner eben dieser Nordwestküste Germaniens die Urheber der Seefahrt gewesen sind, der Seefahrt im eigentlichen Sinn, d. i. der Durchkreuzung der strom- und sturmvollen offenen See im selbsterfundenen Segelschiff, fähig, den Wogen des Sturmes zu trotzen und durch die Brandung zu gehen, und dessen Schnitt und Bau das Meisterwerk des menschlichen Gedankens ist.

Als Urheber der Seefahrt und Erfinder des Seeschiffs müssen

sie naturgemäß auch die Schöpfer der Seemannssprache gewesen seyn. Es gibt nur Eine Seemannssprache in der Welt und das ist diese. Die Seemannssprache Hollands, Frislands, Plattdeutschlands und der skandinavischen Länder ist im Ganzen genommen eine und dieselbe uralte Sprache. Sie ist eine germanische Sprache und kann nur auf dem Boden der germanischen Nordwestküste entstanden seyn. Ihre Verbreitung von ihren bezeichneten Urgrenzen aus geschah nach Westen, Süden und Norden. Nachdem sie mit den Gründern Englands nach Britannien gegangen war, erhielt sie sich in der englischen Volkssprache ungeachtet aller Wechsel und Umgestaltungen derselben in ihren wesentlichsten Bestandtheilen bis auf diesen Tag. Sollte nun noch jemand von seiner durch Irrthum erzeugten Vorliebe für Phönicier nicht lassen wollen, den frage ich: Wenn die Phönicier Seekunde und Geschick für den Ocean gehabt, was aus Thatsachen unerweislich ist, wo sind die Spuren davon? Wo ist der Schnitt ihrer Fahrzeuge im Mittelmeer geblieben? wo ihre Seesprache, die sie doch gehabt haben müßten, wenn sie die Seefahrt verstanden? Weder im Seeschiff, noch in der Seefahrtskunde, noch in der Seemannssprache, die sich alle drei über die Welt verbreitet haben, ist irgend etwas Phönicisches zu spüren. Alles ist germanisch.

Die Seesprache der Franzosen, Spanier und Italiener oder der romanischen Völker enthält einen guten Theil der germanischen Seesprache. Der größte Theil aber ist romanischer Natur, zeugt übrigens nicht von einer ursprünglichen Seesprache der romanischen Völker, sondern besteht meistentheils aus Ausdrücken, welche aus den romanischen Landessprachen entlehnt sind. Ein großer Theil der nordfrisischen Volkssprache ist Seemannssprache, in der deutschen ist kaum eine Spur davon, außer einzelnen, von unsern Küsten aus hineingerathenen Elementen. Die romanische Seesprache ist ein kümmerliches und unnatürliches Aggregat von Nothbehelfen und Umschreibungen, welche nie vom Alter einer Sprache zeugen, und in ihrer Art so hölzern und ledern wie die Flotte des Germanicus an der Ems. Schon ihre Laute zeigen an, daß sie gar nicht für die See paßt. Aus diesen Umständen schon erhellet, daß die romanischen Völker ursprünglich keine Seevölker gewesen sind, d. h. Völker, mit der See vertraut. Dieß bezeugt auch die Geschichte. Dahingegen ist die germanische Seemannssprache eine nur

sich selbst ähnliche und von allen germanischen Landessprachen ganz verschiedene Sprache. Die germanische Seesprache ist die eigentliche Seesprache und vorzugsweise die Seesprache zu nennen. Alle ältesten und wesentlichen Ausdrücke dieser Sprache und des gesammten Seewesens sind der frisischen Sprache ausschließlich ureigen. Sie finden sich darum in der englischen Seemannssprache wieder, weil sie mit den Gründern Englands nach Britannien gegangen sind, die gewiß keine niedersärischen und keine jütischen Bauern gewesen sind.

Zum ferneren Beweise, daß die dänische oder überhaupt die skandinavische Seemannssprache (denn die schwedische und dänische stimmen überein) jünger ist als die uralte Seemannssprache an der Nordwestküste Germaniens, und sich ganz nach dieser gebildet hat, hebe ich die folgenden Ausdrücke heraus, wovon jedem von selbst einleuchten muß, daß sie keine ursprünglich dänischen, sondern frisische und holländische sind.

Die Dänen, deren in Seedingen unkundige Gelehrte neuerlich sogar behauptet haben, die Seefahrt und Seekunde Englands rühre von Dänemark her, müssen sich an Bord ihrer Schiffe und beim Seecommando folgender undänischen und urfrisischen Seeausdrücke bedienen:

agter (für nach), Agter-Ebbe, Agterflet, Agterhäkken (das Achterhek), Agterlast (Hinterlast), agterlastig (hinterlastig d. i. hinten zu tief liegend), agterlig, luve an (anlufen — an ist kein Dänisch), luvgirig (lufgirig), Naygarn (Nähgarn — gar kein Dänisch, das dänische nähen heißt sye), Naying (eine Nähung), boven (oben — kein Dänisch), Bovenbramseil, böyten und buten (kein Dänisch), brase an, brase bak (kein Dänisch), Brasskinkel, Bramseilskulte, afdanke Folket (afdanke ist kein Dänisch), afskage, afskrubbe, afskrikke (weder skage, noch skrubbe, noch skrikke ist dänisch), Töyanker (corrumpirt aus dem frisischen Teuanker, als wäre es ein Zeuganker geworden, denn Töy ist das dänische Zeug), Ankerboi, ansätte, anslae ansplise, Bindenstevn und Bindenklyver (für Binnenstewen und Binnenklüwer), Reev (Ref), Reev (Riff), Röf, Rum, rum Sö (raume See, wo man Platz genug hat, ohne Gefahr, an die Küste zu gerathen), Spigerbak, Beding, Bändsel, Bovenbendsel (keine dänischen Formen), Röster und Ryster (frisisch Rüsten — die Dänen haben sogar eine Stimme daraus gemacht,

denn Stimme heißt auf Dänisch Röst), binden (soll binnen seyn — ist kein Dänisch), Rok (kein Dänisch), Bovenblinde, Boinstert (ganz undänisch), Bom (Baum — der dänische Baum heißt Trä, nicht Bom), Klyverbom, Boug, Bougsprid, Böitenklyver (kein Dänisch), Butenklyver (der große Klüwer), bigt Skib (ist kein Dänisch), seile over een Bug, deise agter ud (d. h. aufs Gat deisen — ist kein Dänisch), duve (stampfen), at due oder duve op (aufduwen), for di Vind (ganz undänisch), lade gaae for di Vind, Faldreep, at fire (nachlassen, herunterlassen), Dirk (aus dem holländischen), lade en Flagg vaie (eine Flagge wehen lassen), Fokkeskiöd (Fokschot — kein Dänisch; das dänische Skiöd heißt nur Schooß), huul Sö (hohle, hochlaufende See), Huk (Spitze, kein Dänisch), Indholter (holt ist kein Dänisch), Kabbelsö, kabble (zwei frisische Ausdrücke), Kabelgat (kein Dänisch), Forpligt, fortonesig, fortöie et Skib (für verteuen — alles undänisch), Gaffel, Gang (beim Laviren), Gangspild, Gat, Giekseil, gibe, giire, Gilling, Gietoug, Glös (alles undänisch), Grundsö, Käbe, die Keep (eines Blocks), Kai, Kattestert, Kause, Kimming, Kinke, Kläd, Kleid (eines Segels), Klys, Klysgat, Klyvsok, kränge, Krane, Kranbjelke, Krumholt, Lägerval (alles undänisch — weder Läger, noch Val ist dänisch, soll heißen Legerwall), lense, lens, Liig, Märlpreen und Marlprene, Mers, Mik, die Mick, z. B. der Pumpe, des Gaffels, surre, Surring, öse, optoppe, Pik, peile, Platting, praie, Pyts, Pyttinger (Alles und jedes undänisch), Raaholt (alles was holt heißt, ist undänisch), Rat (Steuerrad — ein dänisches Rad heißt Hjul), rum Vind, Saling, Sigt, skamfile, brase skarp, skralle (ist nur frisisch), Bräkkö, Sorgline, Bradspild, Krybelspild, Spirer (Spiren), Stång, Stag, Strop, svaie, Takel, Tallie, Toft (frisisch Thöft), d. i. Duft oder Ducht eines Boots, Tollene, frisisch Dollen, plattdeutsch Dullen, Top, for Topog Takel, törne for sit Anker, vor seinem Anker aufdrehen (törnin ist nur frisisch), Trodse, ein Tross, d. i. ein dickes Tau zum Befestigen (die dänische Form hat trotzen (trodse) daraus gemacht), Värf, Vant, Vaterbord, Vaterpas, Vaterseil, Vaterskot, Vaterstag (das dänische V ist W — Water ist kein Dänisch), Velling, voule (kommt nur aus dem Frisischen), vrikke, Dyning, Dining (Schwellung

in der See), at kille, killen, Gaffelkloe, krap Sö (ausschließlich frisisch), Skuere, Schauer, Bö, Falvind, vom holländischen valwind, der Engländer sagt eddywind (die frisische Form ist Eadwinj). Eine Diele, d. i. dünne Planke, holländisch deel, frisisch Deal, englisch deal, nennt der Däne Dåle und ein Brett nennt er ein Bräde und sogar et Brädt, welche Formen beide aus dem Deutschen genommen, was auch schon daraus erhellet, daß der Däne Tisch (ursprünglich ein Brett) Bord nennt, was ebenfalls Brett im Dänischen bedeutet. Auch diese richtigere und ältere Form (frisisch Burd, englisch board, was auch im Englischen Brett, Bord, Tisch bedeutet, woher boarding-house, eigentlich ein Haus, wo Leute zu Tisch gehalten werden, holländisch berd und bord, beides Bret bezeichnend) ist von den Nachbaren entlehnt. Wewelinen sind die die Taustuffen der Wanten bildenden Leinen, holländisch weefljnen oder weevelings; dieses letztere (die corrumpirte Form) adoptirend, sagt der Däne Vävlinger und der Schwede väflingar und sogar väflingslinor, woraus hervorgeht, daß diese beiden Nationen auch diesen Ausdruck von Fremden entlehnt haben. Höit Vand, lavt Vand, hoch Wasser, niedrig Wasser, frisisch huch Wether, liach Wether, englisch high water, low water. Der Frise an der Nordsee, von starker Fluth und Ebbe umgeben, mußte natürlich früher als die skandinavischen Völker den Unterschied der Wasserzeiten merken und genau kennen lernen. Von ihm müssen also diese Ausdrücke stammen. Kigud, schwedisch kik ut, d. h. blick aus, schau aus, stammt vom holländischen kijk uit, englisch look out, frisisch luki ütj, kike ütj, ebenso bildeten die Dänen ihr Kikert (Fernglas) nach unserm Kiker, denn niemand zweifelt doch wohl daran, daß wir eher Ferngläser gekannt als unsere nördlichen Nachbaren. Das dänische (oder undänische) skrikke (ein Tau), d. h. es ein wenig nachlassen oder firen, ist ein urfrisisches Wort. Wir sagen noch oft im täglichen Leben: nether wik of skrik, wenn etwas gar nicht von seiner Stelle will. Vinden römmes, d. i. der Wind räumt, wird günstiger, ist eine sehr verschrobene Uebertragung eines fremden Ausdruckes, während die dänische Wortform römmes wie ein dänisches Passiv aussieht und doch einfach vom holländischen de wind ruims genommen ist. Auf ganz undänische Weise nennt ferner der Däne ein Schootgat (Loch für die Schoten) Skiödegat, was dänisch nichts anderes heißen kann als Schooßloch. Völlig undänisch sind

ferner: fuld og bi, voll und bei! (Befehl an den Mann im Ruder, die Segel voll zu halten und nicht killen zu lassen, damit das Schiff, beim Winde gehend, immer gute Fahrt laufe) — bi ist nicht einmal ein dänisches Wort —; fuldhandigt Veir, vollhandig Wetter (wenn man alle Hände voller Arbeit hat, während der Wind so stark ist, daß man die Segel eben führen und regieren oder handhaben kann, das Gegentheil ist handig oder handsam Wetter — Ausdrücke, die nur im Frisischen urheimisch sind); Paller, Pallen, das sind die Sperrkegel an den Spillen zur Verhinderung des Rücklaufs der Welle (das ist des Rades) — das frisische pal z. B. in pal sat, festsitzen, ist das Grundwort —; Pompesod, Pumpsood — Sood ist kein Dänisch —; purre, d. h. die Mannschaft auf die Wache oder zum Schaffen (d. i. zum Essen) rufen — das frisische porrin, d. i. mit dem Zeigefinger weisen, andeuten, ist das Ur- und Grundwort —; et rankt Skib, ein rank Schiff, rake paa Grunden, an den Grund raken, d. h. von ungefähr gerathen, ist kein Dänisch, sondern Frisisch; Skandäk (kein dänisches Wort), holländisch schandek, Schandekel, d. i. der oberste Rand des Rumpfs; säkke soll, obgleich es aussieht, als käme es von einem dänischen Sack (Säk), sakken, d. i. allmählig niedergehen, bedeuten; dödstille, todtstill, frisisch doadstal, slaae Seilene död an, die Segel todt anschlagen, d. h. möglichst dicht anschlagen; forgisse, sich vergissen, d. h. Fehler in der Gissung (Muthmaßung) machen (die Frisen sagen so im täglichen Leben), have Vinden platt for di Gat (gar kein Dänisch), den Wind flach vor dem Laken haben; plat for't Gat, sagt der Frise, platt for di Vind, d. i. platt vor dem Winde, ganz vor dem Winde; seile for de Vind, seile bi de Vind, vor dem Winde segeln, beim Winde segeln, sagt undänisch der Däne; Söen gaaer Syd an, der Seegang ist südwärts, sagt undänisch der Däne; Sveie, d. i. ein Schwei (nur frisisch und in der täglichen Umgangssprache gebraucht), eine Wendung des Fahrzeugs, Slutholt, ein Stück Holz zur Befestigung der Stengen oder des Bugspriets, ein ganz undänisches Wort, das die Dänen von den Frisen borgten, welche auch einen noch unerfahrnen Seemann einen Slotholt nennen. Ich könnte noch viel mehr entlehnte, der dänischen Sprache niemals eigen gewesene Ausdrücke derselben Art anführen, will aber, um in einer Skizze nicht zu ausführlich zu werden, mit bedaare schließen. Dieses

Wort soll in der dänischen Seemannssprache etwas ganz andres bezeichnen, als was das wirklich dänische bedaare ausdrückt, welches bethören heißt! Hier soll es das holländische bedaaren seyn, welches aus dem frisischen bidärgin corrumpirt worden ist, welches von Wind und Wetter gesagt wird, wenn sie ruhig werden, zu sich selbst kommen, denn im täglichen Leben braucht man bei den Frisen diesen Ausdruck auch dann, wenn man bei großen Gemüthsbewegungen, großen Seelenerschütterungen, z. B. bei Schreck, bösen Träumen u. s. w. wieder zu sich selbst kommt, ruhiger wird, sich erholt.

Zur Ueberzeugung für die Schwergläubigen, in Betreff der germanischen Bestandtheile in den Seemannssprachen der romanischen Völker, lasse ich schließlich in diesem Kapitel die nachstehenden paar Beispiele folgen.

Französisch: issop hiss auf, isser hissen (d. h. in die Höhe ziehen), sous le vent, eigentlich unter dem Winde, in Lee, nach der Leeseite, loc Log (ein uraltes Seemannsgeräth), lof die Luf, au lof zu lufwärts, lest (frisisch Least) Ballast, houle hohle See, bouée Boie, haler holen, d. i. ziehen, écoutes (entstanden aus scoutes) Schoten (die Seile unten an den Segeln), bouline Bulien, mât Mast, les bras Brassen, brasser brassen (als käme es am Ende vom römischen brach-ium!), fret Fracht, freter verfrachten, la pompe die Pumpe (möchte nicht irgend ein Etymolog es von dem römischen pompa ableiten?), pomper pumpen, foc Klüwer, ursprünglich Fok, beaupré Bugsprit (gibt es wohl eine schönere Corruption, die einer schönen Wiese ähnlich sieht?), anspect oder anspec Handspake, avaste! fest! le flot die Fluth, il y a flot es ist Fluth, il y a ebe es ist Ebbe, le cable das Kabel, Ankertau, babord ein häßlich aussehendes Geschöpf aus Bakbord, bomerie Bodemerei, bord Bord, esquif kleines Boot, da kommt das Urwort Schiff zum Vorschein, cosse Kausch, frisisch Kaus, d. i. eiserner Ring in den Schiffstauen, la côte court N. E. die Küste läuft oder streckt sich N. O., clamp Schale an Masten und Raaen, frisisch Klamp, aviron (mit der Diminutivendung on) Riem, d. i. Ruderstange, wovon, nämlich aus avir, das englische oar und das dänische Aare, Riem, entstanden, escop (aus scop entstanden) Oehsfaß, einer Schaufel ähnlich, die die Frisen Skup nennen, estran (aus stran

entstanden) Strand, planches Planken, estrop (aus strop entstanden) Strop, etai (entstanden aus stay und dieses von stag) Stag oder richtiger Stach, mit langém a, ossec Oehsgat, yole Jolle, kleines Boot, la quille der Kiel, racage Rack, z. B. Fokrack, Bramrack, Taurack u. s. w., rame und rime Riem, d. i. Ruderstange, ramer roien, richtiger als rudern, raque Rackklot, hamac Hangmatte, eine häßliche romanische Kreatur, ris Ref oder Rif in den Segeln, rouler rollen oder schlingern, der Frise sagt beides, rum Raum des Schiffs, vagues Seen, Wogen, frisisch Siaen, Wagen, vaigre und vegre Weger, vaigrer wegern, semaque Schmackschiff (von frisischer Urerfindung), senau ein Schnau, Schnauschiff, souabre Schwabber, stop! stopp! tare Theer, tolets Dullen, frisisch Dollen, touée Wurfankertau, Bugsiertau, touer und se touer werpen, ein Schiff verholen, être touée bugsirt werden, mit Tauen gezogen, getauet werden, trosse, drosse Rack, Talje, Tross, die Wanten heißen haubans, aber in vans d'une chèvre, die Backstachen eines Bocks, kommt das alte Wort Want zum Vorschein, varech Wrak. Auf Französisch heißt das Deck pont! An sehr vielen französischen Seeausdrücken ersieht man, daß sie sich erst in späten Jahrhunderten gebildet haben und viele alte sind ausgestorben, die natürlich germanischer Natur waren. Die Engländer haben sogar bei allem ihrem Nationalstolz manche französische angenommen.

Portugiesisch: boja Boie, estag Stag, lo Luf, borda Bord, a bordo an Bord, bote Boot, braciar Brassen, braços Brassen, bolina Bulien, boio Bug, alar holen, d. i. ziehen, alar a bolina die Bolina anholen, mastro und masto Mast, babordo Bakbord, bomba Pumpe, als wäre es eine Bombe! barra Bahr, d. i. Brandung am Eingang eines Hafens oder Reviers, bome Giekbaum, cable Ankerbau, escota Schoot, croque (es ist die frisische Form Kruk (Haken) und die von der frisischen stammende englische crook in by hook and crook) Bootshaken, espeques Handspaken, estibord (entstanden aus stribord) Steuerbord, estropo Strop, foque Vorstagsegel (Fok), hissar hissen, marcas Marken, d. i. Landkennzeichen, prancha (das r wie oft aus l entstanden) Planke, quilha Kiel, talha Talje, taque Takel, toa Tau, womit ein Schiff bugsirt oder auch verholt wird, toletes Dullen oder besser Dollen eines Boots, tope

und topo Top, troça Tross, Norte Nord, Nordest Nordost, Nor Nordeste Nordnordost, Leste Ost, Sueste Südost, Susuest Südsüdost, Sudoeste Südwest, Susudoeste Südsüdwest, Oeste West, Oes Sudoeste Westsüdwest, Oes Noroeste Westnordwest, Noroeste Nordwest, Nornoroeste Nordnordwest.

Auf Spanisch heißt der Mast ein Pfahl, palo! Die spanische Seemannssprache ist ungefähr wie die portugiesische.

Italienisch: bordo Bord, abordo an Bord, alare holen, d. i. ziehen, bompresso, ein seltenes Ungeheuer, aus Bugsprit zurecht gemacht, banco Duft oder richtiger Thoft, d. i. Bank, in einem Boot, banco d'arena Sandbank (dieß ist schon eine von den armseligen Umschreibungen), barra Bahr, große Bank oder Brandung vor dem Eingang eines Hafens oder Reviers, bitte Betingen, boa Boie, bolina (Plur. boline) Bulien, boma Baum (Giekbaum), fiocco Klüwer (Fok), gaffa Gaffel, izzare hissen, aufhissen, lo und loche Log, loffl luf an! marca eine Landmarke, pico Gaffel (Pik vom Gaffel), rollare schlingern, rollen, scotta Schoot, stroppo Strop, taglia Talje, tope Top, d. i. Mastspitze. Auch der Italiener nennt Deck ponte! Welch ein ungeschickter Ausdruck: eine Brücke! In der Seemannssprache außerhalb der Säulen des Herkules sind die Phönicier nirgends aufzufinden. Wo für die alten nicht germanischen Völker das coelum undique et undique pontus beginnt, hört ihr Bestek auf. Schon der Beweis, der in der Annahme der germanischen Namen der Winde durch die romanischen Völker vorhanden ist, wiegt schwerer als ein ganzes Buch voll Räsonnement zu Gunsten des Römer- und Romanenthums.

11. Germanisch. Westgermanisch. Ostgermanisch. Teutonisch. Deutsch. Ingaevon-es. Sächsisch. Angelsächsisch.

Der Name German, den mit Schreckenswehr zum Kampf mit der Römerwelt bewaffneten, hellhaarigen und blauäugigen Mann bezeichnend, der über den Rhein zu Felde zog, entstand auf gallischem Boden. Uebrigens sey — affirmant — das Wort Germanien neu und unlängst gebräuchlich worden, denn man habe die, welche zuerst den Rhein überschritten und die Galen vertrieben hätten, und jetzt Tungern hießen, damals Germanen genannt. So sey denn

der einzelne Stammname, nicht der Nationalname nach und nach herrschend geworden, daß anfangs der Sieger zum Schrecken, nachgehends sie sich selbst, als der Name einmal aufgekommen, alle insgesammt Germanen genannt hätten (de morib. Germ. cap. 2).

Es war der Westgerman mit demokratisch-republikanischer Volksverfassung, der eigentliche German, der diesen Vernichtungskampf gegen den orbis terrarum auf seinen Zügen nach Westen und Süden begann und vollendete.

Sein Feind war der Ostgerman wie der Römer. Dieß ist der Schlüssel zu Deutschlands verhängnißvoller Geschichte. Von Marobobuus wird nicht gesagt: haud dubie liberator Germaniae. Er ging nach Ravenna, Arminius in die Marsch.

Die Form teutonisch ist 900 Jahre älter als die Form deutsch. Als Name eines Wandervolks von der Nordsee heißt sie Teutoni (Theutoni) und Teutones. Die Römer konnten den Namen Theuten nicht anders schreiben. Nach derselben Bildung ward im Mittelalter der Name der Chatti Hassones geschrieben.

Die Benennung Alemannia für die süddeutsche Landschaft kommt sowohl im Jahre 801 (urkundlich) als im 11. Jahrhundert (107.) bei Adam von Bremen vor.

Die Benennung Alemannia für ganz Deutschland habe ich in neun Urkunden der Jahre 1154, 1158, 1183, 1206, 1209, 1231, 1232 und 1273 angetroffen.

Den Namen Germania für Deutschland fand ich bei sechs Schriftstellern aus den Jahren 82., 8.., 88., 880, 882 und 107., und in neun Urkunden aus den Jahren 876, 948, 1180, 1198, 1209, 1236, 1279, 1298 und 1303.

Die Benennung deutsch (theotisca), auf die Sprache angewandt, habe ich in vier Urkunden aus den Jahren 801, 860, 1235 und 1274 gefunden. Früher kommt deutsch schwerlich vor.

Theutonisch für deutsch — von Sprache, Land und Volk gebraucht — finde ich vom 10. bis ins 15. Jahrhundert. Zu Ulrich von Huttens Zeit ist es wieder immer germanisch. Vor dem 9. Jahrhundert kommt der eingeschlichene verkehrte Gebrauch von theutonisch für deutsch nicht vor. Die Deutschen hießen in diesem halben Jahrtausend sogar Theutones (Theutonum populi) und Theutonici. Theutonisch für deutsch, von Sprache, Land und Volk gebraucht, habe ich bei vier Schriftstellern aus den Jahren 107.,

11 . ., 13 . . und 14 . . und in zehn Urkunden von 969, 1037, 1077, 1111, 1155, 1158, 1159, 1177, 1235 und 1274 gefunden.

Vor der Gründung Deutschlands durch Karl den Großen kommt der Name Germania für Deutschland nicht vor, das Gegentheil wäre der größte Widerspruch. Das 9. Jahrhundert ist die Zeit des Gebrauchs der Benennung theutisch in todter Schrift, aber im Volksleben ist dieser Name von der Erhebung des heristallischen Hauses fortwährend bis auf diesen Tag gewesen. Schon im 9. Jahrhundert gebrauchten die Schriftgelehrten, nicht das Volk, den römisch, ihnen also hübscher klingenden Namen teutonisch neben dem Volksausdruck theutisch, und schon im 10. ist dieser in der Schriftsprache von jenem verdrängt worden. Der Gründer Deutschlands, rex Germaniae, divina favente clementia (?) Romanorum Imperator!

Die Formen Ingävones, Herminones und Istävones sind ebenso gebildet wie Theutones, on ist die germanische Endung. Wie richtig oder entstellt sie sind, wird wohl Niemand mehr ergründen. Die Nordwestküste Germaniens, das Frisenvolk, machte die Ingävones aus. Plinius rechnet die frisischen Völker: die Kimbern, Theuten und Kauchen dazu. Das »promontorium Cimbrorum excurrens in maria longe peninsulam efficit, quae Cartris appellatur« ist längst untergegangen mit sammt der Halbinsel.

Nichts kann oberflächlicher und falscher seyn als der Gebrauch der Ausdrücke teutonic und gothic bei englischen Schriftstellern. Sie stecken alle möglichen Völker in diese Begriffe hinein.

Der Begriff särisch hat noch nie eine gründliche geschichtliche Erklärung erfahren. Was ein Sachs ist, tritt nicht so klar hervor, als was ein German (Ger-Mann) bezeichnet. Als dieser zuerst über den Rhein gegangen und siegreich war, erhielt er ob metum, d. h. um Furcht einzujagen, den Namen, welcher die schreckliche Waffe, die praelonga hasta oder framea bedeutet (de Morib. Germ. 6; Hist. 5, 18; Annal. 1, 64; Annal. 2, 16; Annal. 2, 21), von den Römern auch telum genannt, fürchterlich scharf und spitz und beides zum Stich und zum Wurf (cominus vel eminus) wohl geeignet, welcher Wurfspieß, nebst andern Geschossen, die der German entsetzlich weit schleuderte, hauptsächlich bei den frisischen Völkern von den Bataviern bis so weit als die frisischen Todtenhügel

nach Norden reichen, und namentlich bei den Völkerschaften, die sowohl dem Arminius als dem Claudius Civilis Heeresfolge gegen die Römer leisteten, in gewöhnlichem Gebrauch war und noch heut zu Tage häufig in den frisischen Todtenhügeln angetroffen wird. Auch war es die Hauptwaffe der Franken. Noch im Mittelalter, wie unter andern aus dem Bruchstück eines alten Gedichts erhellet, heißt sie der Ger. Das breitschottische ger (g hart gesprochen) heißt Kriegsgeräth, das englische to be in his gears bereit, gerüstet seyn, das englische to gore stechen, durchbohren, und das englische gore geronnenes Blut, das ist das Blut, das gerinnt, wenn die Wunde mit dem Ger gestochen ist. Natürlich brachten die Gründer Englands Namen und Sache nach Britannien. Von diesem Ger hießen unsere Vorfahren nicht Geren, sondern die Gerträger, die Germänner. Und nun sollen die Saksen oder eigentlich die Gründer Englands von ihren Dolchen oder langen Messern (Saks, seax genannt) diesen Volksnamen führen und ebenso und nicht anders heißen als ihre Messer, ja die gesammte plattdeutsche Nation von England aus nach diesen Messern benannt worden seyn. Denn der Gründer Englands, der Frise Hengst, der gar nicht zur plattdeutschen Nation gehörte, commandirte nach der wälschen Sage seinen Leuten: „Nehmet eure Seaksen!" Im voraus erkläre ich mich indeß entschieden gegen die ungeschichtliche und sprachwidrige Meinung, als hieße der Name „Sachsen" nichts anderes als Sassen (Saßen), die Sitzer, Eingesessenen. Im letzteren Sinn kommt Saßen nur als Endung vor, und Saxon (es) ist etwas ganz anderes als Seten oder Saten (Saßen) z. B. in Holtsati oder Holtseti, Worsati (Worthsati) und Worthseti. Der Name Saxen (Sachsen) für die aus vielen Völkerschaften zusammengewachsene, also sehr vermischte Bevölkerung des eigentlichen Norddeutschlands ist viel später in Deutschland gebräuchlich geworden, als allgemein angenommen wird. Selbst ein bedeutender Theil der Frisen ward von fränkischen Schriftstellern vor 1050 Jahren Saxen genannt. Dem „Ptolemäus" muß ich alle Zuverlässigkeit absprechen. Wenn man unter Saxen (Sachsen), wie man thut, die jetzigen Niederdeutschen und Obersachsen versteht, nebst dem ganzen westphälischen Strich bis zum Rheine, so läugne ich, daß die Saxon-es des „Ptolomäus" diesen Volksstamm bezeichnen, denn zu den Zeiten, in welchen man den Verfasser dieses Machwerks leben läßt, bewohnten keine solche Saxen

Nordseeinseln, und die auf der See im 3. und 4. Jahrhundert erscheinenden Saxon-es dürfen nicht zu dem Stamm der eben erwähnten Binnenvölker gezählt werden, welche keine Seeküsten bewohnten und nichts von Seefahrt verstanden. Die Geographie des sogenannten „Ptolemäus," wenn auch die Betrügerei nicht ganz so weit gegangen seyn sollte, daß das Ganze, obwohl es darnach aussieht, im sogenannten Mittelalter von lateinischen Federn zusammengestoppelt und darauf in Konstantinopel, oder anderswo in Griechenland ins Griechische übertragen worden, ist ein jämmerliches und unbrauchbares Produkt in der klassischen Literatur Germaniens. Diese Geographie, welche von Allen und Jedem einem alexandrinischen Gelehrten dieses Namens aus dem zweiten christlichen Jahrhundert zugeschrieben wird, ermangelt der Beweise solcher Autorschaft sowohl äußerlich als innerlich. Denn 1) reicht keine einzige Handschrift in diese Zeit, nicht einmal in die nächstfolgenden Jahrhunderte hinauf. 2) Finden wir nirgends bei den Alten ausgesprochen, daß ein Alexandriner Ptolemäus im 2. Jahrhundert dieses Machwerk schrieb, dessen Original entweder gar nicht von einem solchen Geographen herrührt, oder doch mindestens dermaßen umgeformt, verfälscht und verstümmelt worden ist, und zwar in den Zeiten der Finsterniß, wie Plinius, in dessen Historia Naturalis (z. B. lib. 4, cap. 16 und 17) sogar von Bergos und Nerigon (Bergen und Norwegen!), von mare Cronium (dem grönländischen Meer!), sogar von Armorica, Britanni (Brettonen!), Hassi (Hessen!) und mehreren andern Orten und Völkerschaften gesprochen wird, wovon erst nach Jahrhunderten die Rede seyn konnte, und mehrere andere von unwissenden und ungeschickten Händen schrecklich entstellt wurden, daß es endlich sich selbst nicht mehr ähnlich sah. Durch seine geographischen Tafeln der Länge und Breite, welche selbst von Irrthümern wimmeln, hat dieser sogenannte Ptolemäus die ganze Gelehrtenwelt von jeher zum Glauben an ihn verführt und in diesem Wahn erhalten. Und wie konnte übrigens ein Mensch des 2. Jahrhunderts von der römischen Provinz Aegypten aus eine solche anscheinliche mathematische Kunde von Germaniens Ländern haben, als kein Römer mehr in diese entlegeneren Gegenden kam? Und nicht allein was er über Germanien sagt, ist voll von Irrthum, Verwirrung, Unwissenheit und Verstümmelung, sondern auch was er über Gallien, Britannien, Hispanien, selbst Italien und Cypern vorbringt.

Uns jedoch geht hier zunächst Germanien an. Mehr als die Hälfte der Ortsnamen sind verdorben und verunstaltet. Das Meiste ist aufs Gerathewohl zusammengehäuft, wie beim Geographen von Ravenna, das Alte mit vielem Mittelalterlichen vermischt, Germanien mit einer Menge Städte besäet, welche wenigstens damals nicht, und wovon ein guter Theil wohl nie vorhanden gewesen sind. Die Längen- und Breitengrade sind angegeben, als wäre nichts Genaueres in der Welt zu finden, und dennoch sind sie durchweg irrig. Seine Meinung von der geographischen Lage des Kimbernlandes gehört in eine viel spätere Zeit, ins sogenannte Mittelalter, als die wahre Halbinsel der Kimbern schon längst vom Meer verschlungen war und man Jütland zu dieser Halbinsel machte. Die Angeln nennt er Aggeiloi! die Bruktern Bousakteroi! Angrivarier und Iggriones (mit falscher Betonung des o) oder Engern sind ihm zwei verschiedene Völker, er kennt die Baimoi (sollen die Böhmen seyn), macht aus den Longobarden oder Langbärten drei verschiedene Völker, verfälscht das kurze o in den germanischen Völkernamen auf on in ein langes, faselt von der Mündung eines Flusses Widros, zwischen Rhein und Ems, kennt in Deutschland ein Waldgebirg Askiburgion, das nie in der Welt gewesen, will selbst die Merwinger schon gesehen haben, ja sogar die Weissenburger in Bayern, macht die Weichsel zu einer Wissula, sieht eine große Insel Skandia vor der Weichselmündung, und welche Undinge er noch mehr sieht! Der „Ptolemäus“ also kann mit seinen Saxon-es für die norddeutsche Nation nichts beweisen. Unwiderleglich ist es aber, daß der Namen Saxen in Westeuropa entstanden, aber viel später als im 2. Jahrhundert, und zwar in Englands westlichen Strecken unter den Britten oder Walen, von welchen Gegenden aus derselbe in allen keltischen Ländern, und besonders bei allen Geistlichen gebräuchlich ward. Alle Hellhaarigen und Blauäugigen, die im Lauf der Jahrhunderte, in welchen Britannien germanisch ward, aus Osten übers Meer gekommen, landeten, waren dem Kelten- oder Walenvolk Sassonach, nachdem zuerst die eigentlichen Gründer Englands diesen Namen, den sie sich selbst nicht gaben, getragen. Nach Gallien und dem Frankenlande ward der Name durch die keltischen Bretonen und die englischen Bekehrer getragen. Vom 8. Jahrhundert an, früher nicht, ward er in der karlingischen Zeit auf die norddeutschen Heiden übertragen,

die sich selbst nicht so nannten, aber gezwungen wurden, soweit die Grenzen dieser Heiden reichten (selbst das unterjochte Thüringen), nach und nach einen von fremden Eroberern ihnen beigelegten Volksnamen anzunehmen, was große Verwirrung in der Geschichte Norddeutschlands angerichtet hat. Wohl zu beherzigen ist endlich, daß die keltischen Geschichtsquellen die Gründer Englands nur unter dem Namen Saxen kennen, während die englischen oder germanischen zwischen den an der Gründung dieses Landes theilnehmenden Völkern unterscheiden. Ferner: Ostsaxen (Essex) ist eine ältere Gründung als Westsaxen (Wessex). Essex war eine frisische Gründung durch Hengst, den eigentlichen Gründer Englands, der die Themse zu beiden Seiten beherrschte. Darum war Essex anfangs (fast ein Jahrhundert lang) von Kent, von welchem aus England gegründet ward, abhängig. Diese eigentlichen (ersten) Gründer, die auf Thanet landeten, führen alle frisische Personennamen. Die ältesten Reichsgründungen Essex, Sussex und Wessex behielten den gegebenen Saxennamen. Den Namen Essex gaben wahrscheinlich die Walen Londons. Die Gründung Südenglands dauerte lange und kostete am meisten Blut. Die Germanen kamen hier am meisten und längsten mit den Walen in Berührung und der Saxenname mußte hier dauernd werden. Hengsts Schaaren waren keine Jüten. Die Jütenansiedelung in England geschah lange nach dem Tode des Gründers, erst im 6. Jahrhundert.

Das Plattdeutsche in dem jetzigen hannoverschen Lande und Holstein, älter als alles andere Platt, überdieß sehr gemischter Natur, ist die Sprache der Nachkommen der norddeutschen Heiden, mit welchen Karl der Große den langen Vernichtungskampf führte. Ihr Mangel an Schönheit zeugt keineswegs von einem zarten Sinn und einer feineren Seele derjenigen Bevölkerungen, welche diese Sprache sprechen und sprachen. Ihr komisches Element liegt nur in der Form, nicht im Wesen. Sie hat starken Einfluß von der frisischen erfahren, welcher dieses Element eben so fehlt als der fränkischen. Die oberdeutsche Sprache oder Sprachen lassen sich als fränkische betrachten, in Folge des überwiegenden Einflusses des fränkischen Volkes auf das Gesammtidiom der Südhälfte Germaniens. Schon aus der Sprache läßt sich darthun, daß die Franken von den frisischen Strecken ursprünglich ausgegangen sind. Selbst das Plattdeutsche in Ur-Thüringen und den umliegenden alten sogenannten Saxenstrecken hat eine

fränkische Wiedergeburt erfahren müssen. Eine solche Gewalt hat von jeher das Fränkische gehabt.

In dem Ausdruck Angelsächsisch ist etwas Zwitterhaftes enthalten. John Bull in seiner Verkehrtheit spricht lieber von „Brittisch" und „Britannien" und weiß nicht, daß er dadurch sich selbst entehrt. Er fühlt nicht mehr, daß die Gründer Englands with immeasurable contempt auf Britannien und Britten herabsahen. Da ist das British Empire, British Laws, British Nation (!), British Wealth, British Undertaking, British Army, British Navy, British Seas — Alles brittisch! Und das vierzehnhundert Jahre nach den harten Mühen und blutigen Schlachten der Gründer Englands, deren Hauptzweck die Vertilgung des brittischen Namens von dem Angesicht der keltischen Erde war. Manchmal kommt auch in den neuesten Zeiten das gegenwärtig zum Modewort gewordene Angelsächsisch in Mund und Feder, und sowohl die Engländer als die Amerikaner, Yankee noch eifriger als John Bull, sprechen immer mehr von dem mächtig schaffenden Geist des angelsächsischen Volks und dessen ungeheuren, ewig wirkenden Thaten auf dem Schauplatz der Weltgeschichte. Beide denken dabei an Alt- und Neu-Englands Volk, aber nur ganz dunkel oder kaum an die Vernichter Britanniens. Frage sie: Was heißt Angelsächsisch? Wie alt ist dieser Name? Ist er historisch berechtigt? Ist er auf Wahrheit oder Irrthum gegründet? so stutzen sie und haben keine Antwort.

Im Jahre 660 ward durch Beschluß des Fürsten von Northumberland der Name Englands zum Reichsnamen erhoben und hundertvierzig Jahre später nahm denselben das Westsachsenparlament zu Winton an. Der Name war lockend, reizend. Angli, vor allen wie sie auf dem Markt zu Rom erscheinen, sind nicht viel von Angeli verschieden. Der verständige Papst Gregor, der Anno 605 starb, sah zuerst das Englische des Angels in den Engelknaben, die einen schierweißen Körper, ein liebliches Angesicht und ungemein schönes Haar hatten. Von welchem Lande sind diese Knaben? fragte Gregor. Man antwortete: Von der brittischen Insel. — Sind diese Eiländer Christen oder Heiden? — Heiden sind sie. — Da seufzte Gregor und sprach: ein Jammer, daß Menschen mit so leuchtenden Augen und so gefälliger Stirn von dem Fürsten der Finsterniß gefangen sind! Wie heißt ihr Volk? — Das englische. — Ja, sie haben in der That ein englisches (engelhaftes) Angesicht und sollten Miterben der Engel

im Himmel seyn. — Der Werth eines so hübschen Namens, wie Engel oder Angel war, mußte mit dem Wachsthum des Christenthums in England steigen, und der Engelname ward endlich durch die Geistlichkeit dem ganzen Lande eigen. Als dieser Name England allgemein geworden war, wußte man noch Jahrhunderte nachher nichts von Angelsaxen in dem heutigen Sinn, welcher Name, wenn er, ohne historische Berechtigung, etwas Anderes bedeuten soll, als englische Saxen, ohne Sinn ist. Wunnefrid Bonifacius nennt in seiner Epist. ad Zachariam pontific. Roman. England Saxen übers Meer (transmarina Saxonia), zum Unterschied von Alt-Saxen oder Cismarina Saxonia, dem Heimathslande der Gründer Englands. Vor 1050 Jahren kommt zuerst der Name Angli Saxones, woraus das moderne Produkt Angelsaxen geworden, und zwar bei Paul Warnefrid (lib. 6, cap. 15) vor, in der Bedeutung der englischen Saxen. Dieser Name ist auf dieselbe Weise gebildet wie Bajocassini Saxones (Saxen vom Bessin) bei Gregorius von Tours (5, 27; 10, 9). Paul Warnefrid spricht nämlich von dem Könige der Westsaxen und nennt ihn rex Anglorum Saxonum. Auch wird zuweilen Saxonum vorangestellt, z. B. lib. 5, cap. 37 (Paul. Diac.): Hermelinda ex Saxonum Anglorum genere, das heißt: aus dem Geschlecht der Saxen Englands.

Die Politik der Seemächte und der Fortschritt des Völkerrechts.

1. Zur Orientirung.

Friedrich der Große, könnte er einen Blick werfen auf die heutige Lage der Welt, er würde kaum mehr erstaunen über das englisch-französische Bündniß (hatte er doch das französisch-österreichische erlebt!) als über die Grundsätze des Völkerrechts, welche von beiden Mächten im gegenwärtigen Seekriege verkündet sind. Es werden jetzt hundert Jahre, seitdem er einen langen Streit mit England beendigt, der um eben diese Frage sich drehte. Die englische Regierung hatte (im Vertrag von Westminster, 16. Januar 1756) ihm eine Summe Geldes bewilligt, die er zur Entschädigung seiner, durch englische Kaper und englische Prisengerichte beeinträchtigten Unterthanen in Anspruch nahm. Aber England gestand keinen Augenblick zu, daß preußischen Unterthanen Unrecht geschehen sey; es ließ nicht ein Jota von seinen Grundsätzen fallen, verstand sich nicht zur geringsten derjenigen Concessionen, die es jetzt aller Welt mit vollen Händen bietet. Auch hatte man (das war mindestens die Form) die Summe in Bausch und Bogen nur bewilligt, damit der König den Beschlag aufhebe, den er zur Schadloshaltung auf die schlesischen Schuldscheine gelegt, und deren Inhaber befriedige. Ein Vierteljahrhundert später hatte Friedrich fast ganz Europa gegen das Seerecht der Engländer unter dem Vortritt Rußlands verbündet gesehen. Und wieder fünf Jahre später hatte er mit den Amerikanern einen Vertrag unterzeichnet, der die Abschaffung aller Kaperei in Aussicht stellte. Man darf glauben, daß Friedrich in demjenigen, was heute die größten Seemächte als Kriegführende den Neutralen zugestehen, einen Theil der reifenden Saat erkennen würde, die von den Weisen der westlichen Welt ausgestreut war, und der er, der

selbstherrschende König, am Abend seiner Tage unter allen zuerst einen Boden im alten Europa gewährt hatte.

Ist's nun wirklich die Macht der Ideen, der wir den neuesten Fortschritt im Völkerrecht verdanken? Denn gewiß, ein Fortschritt ist's, und vielleicht der bedeutendste, seitdem im 14. Jahrhundert die Küstenstaaten des Mittelmeers, einer nach dem andern, für den Seeverkehr eine Reihe von Grundsätzen, aus dem Herkommen entlehnt und niedergeschrieben, sich aneigneten, von Grundsätzen, welche nach damaligen Vorstellungen die Zweckmäßigkeit für sich hatten und der Billigkeit nicht entbehrten.

Was die Ideen betrifft, so wird Niemand ihren bestimmenden Einfluß in der Weltgeschichte verkennen. Aber jedem aufmerksamen Beobachter ist die Wahrnehmung geläufig, daß selten oder niemals die Wirkung der Ideen ungetrübt in den menschlichen Dingen zur Anschauung kommt. Es gibt einen Punkt, wo die Politik die Bedeutung einer Idee nicht länger ignoriren darf. Dann pflegt die Politik dieser Idee sich zu bemächtigen, sie den Theoretikern aus der Hand zu nehmen, sich das oft wohlfeile Verdienst zu erwerben, sie in die Wirklichkeit eingeführt zu haben, und ihre eigenen Zwecke mit den unabweisbaren Anforderungen der öffentlichen Stimme irgendwie, womöglich unentwirrbar, zu verschlingen. Ein nahe liegendes Beispiel dieses Herganges bildet die Abschaffung des Sklavenhandels. Die Humanität, die Philosophie, die Religion hatten in den verschiedensten Kreisen eine so gewaltige Bewegung gefördert, daß ihre Schwingungen endlich die Region der politischen Entscheidungen erreichten. Da war's, daß die Politik sich die Frage aufwarf, wozu das alles zu gebrauchen sey? Da trat England, schon im Februar 1815, vor den Wiener Congreß hin mit dem bescheidenen Ansinnen, die Erzeugnisse derjenigen Colonien, in welchen nach einer bestimmten Frist der Sklavenhandel noch geduldet seyn würde, zu verbieten, und sie zu ersetzen durch die Zufuhr aus jenen weitgedehnten Gegenden des Erdballs, wo dieselben Produkte durch die (freie) Arbeit ihrer eigenen Bevölkerung geliefert werden. Genannt wurden diese weitgedehnten Gegenden nicht; aber nur England war im Besitze solcher Pflanzungen (der ostindischen), wo die Negersklaverei nicht vorhanden war, und Schöll[1] sagt ganz richtig:

[1] Histoire des traités (Paris, 1818). Band II, S. 188.

„Europa wird diesen Gegenden zinsbar werden, wenn die Pflanzungen der Antillen einst, aus Mangel an Händen, die sie anbauen, öde liegen." Nachdem dieß keinen Eingang gefunden, trat England mit dem Versuch hervor, seine Seepolizei mittelst der zu so gutem frommem Zweck nicht wohl zu verweigernden vertragsmäßigen Einräumung des Durchsuchungsrechtes in Friedenszeiten zu befestigen.

Es ist ein eigenthümliches Studium, in den Entwickelungen der neueren Geschichte den Einfluß der Ideen und die selbstbewußten Tendenzen der Politik in der Weise auseinander zu halten, daß das Wechselverhältniß der beiden Elemente ans Licht tritt. Dieß in Bezug auf die Fortschritte des Völkerrechtes im Seekriege zu versuchen, ist die Aufgabe der gegenwärtigen Darstellung. Vielleicht aber werden einem oder dem andern Leser einige Bemerkungen nicht unwillkommen seyn, zur vorläufigen Orientirung über die Fragen, die zwischen Kriegführenden und Neutralen beim Ausbruch eines Seekrieges zur Erörterung kommen, und um deren abschließende Erledigung vielfach mit Gründen, auch mit Unterhandlungen und mit Waffen gestritten worden.

Setzen wir uns zuerst auf den Standpunkt des Kriegführenden; denn er wird handeln, ehe noch der Neutrale sich besinnt, vielleicht bevor er selbst sich besinnt. Er wird zunächst nichts im Auge haben als nur seinen Kriegszweck. Vernunft wird er nicht so bald annehmen; der Eindruck der Leidenschaft, das Bewußtseyn der Macht führen auf die Bahn der Gewalt viel eher als auf die des Rechts. Wir wollen nicht vermuthen, daß er geradezu sagt: wer nicht für mich ist, der ist wider mich; aber das wird er thun, er wird wegnehmen, was seinem Feinde gehört, wo immer er es finden mag, wär's auch an Bord von Schiffen, die unter einer ihm nicht feindlichen Flagge gehen. Er wird seinen Zweck erreichen; er ist in Waffen, wie sollten diejenigen, die ein friedliches Gewerbe treiben, ungewarnt dazu angethan seyn, der Gewalt zu wehren? Er wird noch mehr thun. Wenn er auf den Schiffen seines Feindes Güter antrifft, die nicht seinem Feinde gehören, so wird er ohne viel zu fragen sie wegnehmen. Denn, wird er sagen, wenn er zur Rede gestellt wird: warum habt ihr sie meinem Feinde anvertraut? warum hütet ihr euch nicht? Ich führe Krieg mit demjenigen, mit dem ihr Geschäfte macht. Warum wendet ihr ihm die Fracht zu? Nennt ihr euch meine Freunde und lasset mit meinem Feind euch ein? So

lang ihm nur sein Kriegszweck vorschwebt, also dem Feind auf jede Weise zu schaden, ihn zu vernichten, so lange wird er es nichts weniger als übertrieben finden, wenn er darauf ausgeht, den Feind zu isoliren, ihn vom Verkehr auszuschließen.

Ist dieß nun etwa bloß ein „Problema," wie der Patriarch sagt? Nein, es ist „ein Factum, keine Hypothese." Wir werden weiter unten sehen, daß Frankreich, und wie lange es dieses Verfahren des Kriegführenden als Maxime in seine Seeordonnanzen aufgenommen. Frankreich confiscirte Feindesgut auf Freundesschiffen und Freundesgut auf Feindesschiffen. Das drückte man in zweien Sprüchwörtern aus, die einst allen nach Frankreich zur See Handelnden zu ihrem Schrecken geläufig genug waren: robe d'ennemy confisque celle d'amy (wobei das Wort robe gebraucht wird, wie die Italiener roba, wie wir „Zeug" oder „Sachen" zu sagen pflegen), oder auch hieß es, man confiscire ex navibus res, ex rebus naves. Als Völkerrecht übrigens ist dieses Verfahren niemals von neutralen Völkern anerkannt, vielmehr häufig (wie z. B. in einer weiterhin anzuführenden hansischen Instruktion) mit dem Bemerken zurückgewiesen, „daß französisches Recht für fremde Völker nicht maßgebend sey."

Versetzen wir uns nun auf den Standpunkt des Neutralen, den diese Unbill zur Besinnung über seine Lage gebracht hat. Er wird vor allen Dingen darauf bestehen, daß der Krieg ihn nichts angeht, das ist, daß er eben neutral ist und bleiben will. Mögen Andere sich einander die Hälse brechen, was für ein Recht gibt dieses Vorhaben dem Einen oder dem Andern, ihm, dem Dritten, seine friedlichen Kreise zu stören? Warum soll er, der Dritte, nicht die friedlichen Wege des Verkehrs weiter wandeln, warum nicht den Austausch für diejenigen, die seine Feinde nicht sind, zu vermitteln, warum nicht im vorkommenden Fall ihrer Vermittelung sich zu bedienen fortfahren? Wer ihm Waaren zur Beförderung anvertraut, der soll einen getreuen Frachtfahrer an ihm finden; und wie sollte nicht er selbst, der Neutrale, zur Beförderung seiner eigenen Waare die Gelegenheit benutzen, die sich eben darbietet? Der Neutrale wird also verlangen, daß an Bord seiner Schiffe die Waare eines Kriegführenden, und daß seine Waare an Bord der Schiffe eines Kriegführenden sicher sey, daß beides von dem andern Kriegführenden vorkommenden Falles respektirt werde.

Das ist denn die am weitesten gehende Forderung des Neutralen. Es ist das Zugeständniß, das England und Frankreich beim Beginn des gegenwärtigen Kampfes den Neutralen „für jetzt" eingeräumt haben. Es ist, beiläufig gesagt, das Zugeständniß, das Frankreich — dasselbe Frankreich, das als kriegführende Macht Feindesgut auf Freundesschiff und Freundesgut auf Feindesschiff confiscirte — als neutrale Macht von der hohen Pforte begehrte und erhielt. Andere sind in die Fußstapfen der Franzosen getreten und haben dasselbe für sich erlangt. Aber daß dieß ein Satz des allgemeinen Völkerrechts sey, war man zuzugeben oder zu behaupten so weit entfernt, daß man vielmehr die Türkei als außerhalb des europäischen Völkerrechts stehend betrachtete, und daß es keiner der Mächte, die für ihre neutrale Flagge das ausgewirkt, jemals eingefallen wäre, ihrerseits, wenn sie im Kriege begriffen war, andern neutralen Flaggen etwas Aehnliches einzuräumen.

Zwischen diesen beiden Extremen — der äußersten Anmaßung des Kriegführenden und der am weitesten gehenden Forderung des Neutralen — liegen andere Anschauungsweisen in der Mitte. Vor allem diejenige, die das Seeconsulat — eben jene bei den Uferstaaten des Mittelmeers in hohem Ansehen stehende Sammlung von Grundsätzen des Seeverkehrs — aufgestellt hat: daß nämlich Feindesgut auf Freundesschiffen zwar verfallen, Freundesgut aber auf Feindesschiffen frei und sicher seyn soll. Der zum Grunde liegende Gedanke ist klar: ich nehme meines Feindes Gut, respektire aber das Gut meines Freundes, wo immer ich auch das eine oder das andere finden mag. Diese Norm ist etwas mehr als ein Compromiß; es ist ein Grundsatz darin unverkennbar; und sobald man zugibt, was in jenen Zeiten zu bezweifeln Keinem einfiel, daß die Wegnahme des Privateigenthums feindlicher Unterthanen, die im Landkrieg nur ausnahmsweise bei der Plünderung erstürmter Städte, bei formlosen Requisitionen geübt, oder durch Kriegsschatzungen abgekauft wird — sobald man zugibt, daß im Seekrieg die Wegnahme feindlichen Privateigenthums, der Schiffe zumal und der Kaufmannsgüter, ein wesentliches Kriegsmittel ist, so wird man die Consequenz des Verfahrens nicht in Abrede stellen, so wie die bedeutendsten Seestaaten, die des Mittelmeers, sich darüber allmählig geeinigt hatten, und so wie England, bis auf unsere Tage, mit einziger Ausnahme vertragsmäßiger Concessionen, es nicht allein in seiner Gesetzgebung

aufrechtgehalten und als allgemein gültiges Völkerrecht behauptet, sondern es auch als wesentliche Stütze der Seemacht Großbritanniens [1] erklärt hat.

Die Frage liegt nahe, wie die große Seemacht an der Nord- und Ostsee, die der deutschen Hansa, sich zu den Grundsätzen des Seeconsulats gestellt habe. Wer sich mit diesen Geschichten beschäftigt hat, der weiß, daß die Hansa weder zu den Grundsätzen der Staaten des Mittelmeers sich bekannt, noch ein eigenes System ausgebildet hat, und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil sie, so lange sie die Gewalt in Händen hatte, es vorzog, sie im Interesse ihrer jeweiligen Stellung geltend zu machen, anstatt sich an feste Grundsätze zu binden, deren Einhaltung doch keine andere Macht in jenen Meeren zu erzwingen im Stande war. Die Sache ist einfach diese: die Hansen kümmerten sich wenig oder gar nicht um Kriegszustände zwischen dritten Mächten, ließen sich auch wohl „privilegiren" zur allzeit freien Fahrt, inmitten aller Kämpfe, an denen sie nicht sich betheiligten; waren sie aber selbst im Kriege, so suchten sie ihren Feind von allem Verkehr so vollständig abzusperren als nur möglich. Es hat gewährt bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts, bis die englische Elisabeth, ermuthigt durch das Verderben der „unüberwindlichen Armada," sich ein Herz faßte, durch einen Schlag — durch den reichen Fang von sechzig beladenen hansischen Schiffen in der Mündung des Tajo — den Hansen den Verkehr mit den Feinden Englands zu verleiden.

Nicht die Hansen sind es, sondern die Holländer, welche zuerst auf dem Wege der Verträge und recht eigentlich durch eine Transaktion für die neutrale Flagge etwas Ersprießliches auszuwirken bemüht waren. Am Ende ihres langen Kampfes mit Spanien, bei ihrem förmlichen Eintritt in das Staatensystem Europas, konnten sie über die Politik, die ihren Interessen entsprach, nicht im Zweifel seyn. Es war eine Politik des Friedens mit aller Welt, also wesentlich eine Politik der Neutralität, soweit sie nicht zur Abwehr von Schimpf und Schaden dringend sich genöthigt fanden, das Schwert wiederum zu ziehen. Als Grundlage ihres Wohlstandes erkannten sie den Zwischenhandel; sie rühmten, kein Land Europas sey dafür

[1] Z. B. in dem Manifest gegen Rußland 18. December 1807. Bei Murhard Nouv. Supplém. Band III, S. 15 (Göttingen, 1842).

gelegener als das ihrige.[1] Bald aber fanden sie sich in ihrer freien Bewegung eingeengt durch die Schifffahrtsakten und die ausschließende Colonialpolitik anderer Staaten. Nimmt man diese Umstände zusammen, so leuchtet sofort ein, wie groß der Vortheil für die Holländer seyn mußte, wenn es ihnen gelang, während der Zeit eines Seekrieges den Kriegführenden als Frachtfahrer sich unentbehrlich zu machen. Dazu war erforderlich, daß für ihre neutrale Flagge eine Ausnahme gemacht ward von dem Grundsatz des Seeconsulats. Spanien gewährte ihnen zuerst diese Ausnahme. Spanien handelte dabei in seinem eigenen Interesse; im Bewußtseyn seiner gesunkenen Macht, in der Ahnung großer Gefahren, die von Frankreich drohten und die durch die Pyrenäenfrieden keineswegs beschworen werden konnten, war es den Spaniern nicht unwillkommen, den jungen, strebsamen Freistaat, den man einmal hatte anerkennen müssen, an sich zu ziehen und sich seiner Schiffe zu bedienen, was für Spanien ein nicht geringer Vortheil ward, wenn die Holländer für ihre neutrale Flagge von andern Völkern dieselbe Vergünstigung auswirkten, welche Spanien ihnen so eben gewährt.

Halte man dieß im Auge: den Satz „frei Schiff frei Gut" haben die Holländer durch Verträge für ihre Flagge auszuwirken gesucht. Es war eine Ausnahme, die ihnen sehr gewinnreich werden konnte; um so gewinnreicher, je weniger andere Staaten für ihre neutrale Flagge dasselbe auswirkten. Soweit entfernt war man, daran zu denken, daß ein neues Seevölkerrecht begründet werden sollte.

Allerdings aber bewarben sehr bald auch andere Völker sich um die gleiche Gunst für ihre Flaggen im Fall der Neutralität. Die Hansen suchten sie schon 1653 in Paris[2] nach; Portugal, dessen Verhältniß zu Großbritannien ein eigenthümlich begünstigtes war und blieb, erwirkte sie 1654 in London.

Nur vergesse man nicht, daß die Neutralen dieß Zugeständniß

[1] (de la Court) **Gronden en Maximen van de Republike van Holland** (Leiden, 1671) S. 29. Er nennt den Zwischenhandel Negotie, und erklärt ihn einfach so: wann man auswärts wohlfeil einkauft und wiederum auswärts theuer verkauft.

[2] Instruktion wegen des Seereglements mit Frankreich, 1653, Art. 2. 9, §. 2: „daß freie hansestädtische Schiffe frei Gut machen müssen, ausgenommen der Waarencontrebande." (Handschrift der hamburgischen Commerzbibliothek.)

auch ihrerseits durch ein, wie sie sagten, entsprechendes zu erwiedern bereit waren. Sie sollten sichs gefallen lassen, wenn, im Gegensatz zu der Vorschrift des Seeconsulates, ihre neutralen Güter an Bord von Schiffen des einen kriegführenden Theils der Confiskation abseiten des andern unterliegen sollten. Wer ihnen den Satz einräume: „frei Schiff frei Gut," dem seyen sie erbötig den andern Satz zuzugeben: „verfallen Schiff, verfallen Gut."

Man muß gestehen, das Opfer, welches der Neutrale dabei bringt, ist nicht von großer Bedeutung. Neben dem Vortheil, der dem Rheder erwächst, wenn er die Frachtfahrt für die im Kriege Begriffenen übernehmen darf, ist der Nachtheil kaum nennenswerth, der dem Kaufmann entstehen könnte, wenn er sich der Schiffe der kriegführenden Nationen nicht bedienen darf, um Güter zu verladen, für welche die erhöhte Thätigkeit der neutralen Flaggen jederzeit ausreichende Gelegenheit zur Versendung darbieten wird.

Doch ist es nicht dieß, was hauptsächlich in Betracht kommt, wenn es sich darum handelt, die Sätze: „frei Schiff frei Gut, verfallen Schiff verfallen Gut," die man so oft als ein „neues Seerecht" hat bezeichnen wollen, zu würdigen.

Vor allem springt ins Auge, daß die beiden Sätze durchaus nicht der Natur der Sache, oder, wenn man will, der Vernunft nach, unter sich zusammenhängen. Niemand meint es mit der Logik so schlecht, um ihr diesen monströsesten aller Schlüsse zuzumuthen: Feindesgut an Bord von Freundesschiffen ist sicher, also muß Freundesgut an Bord von Feindesschiffen unsicher seyn!

Sondern das Zusammengehen der beiden Sätze beruht lediglich nur darauf, daß sie die gerade Umkehrung der Regel des Seeconsulats enthalten. Das Seeconsulat läßt die Eigenschaft der Waare (ob Neutralen oder Feinden angehörig) darüber entscheiden, ob sie confiscirt werden soll oder nicht. Das sogenannte „neue Seerecht" will die Eigenschaft der Flagge, unter welcher die Waare versendet wird, über das Schicksal der letzteren entscheiden lassen. Es mag sich eine gewisse Zweckmäßigkeitsrücksicht dafür anführen lassen; es wird in den meisten (nicht gerade in allen) Fällen leichter seyn, die Nationalität des Schiffes auszumitteln als die der einzelnen Theile der Ladung. Aber ein innerer, im vernünftigen Recht wurzelnder Grund läßt sich auf der Welt nicht auffinden, weßhalb diese Umkehrung Geltung haben sollte.

Der Regel des Seeconsulats liegt ein Princip zum Grunde, das man begreift, wenn man auch seine Gültigkeit bestreitet. Die umgekehrte Regel enthält kein Princip, sondern einen Compromiß verschiedener Parteien. Sie ist mit Einem Worte rein conventionell. Sie eignet sich eben deßhalb am allerwenigsten, um als ein allgemein gültiges Rechtsprincip aufgestellt zu werden. Sie enthält kein Princip, der Zusammengehörigkeit ihrer beiden Sätze gebricht es an jedem Schatten von Recht; die Behauptung ihrer Gültigkeit, abgesehen von Conventionen, ist ganz und gar bodenlos.

Man mag die Regel des Seeconsulates vertheidigen, oder man mag sie verwerfen; man mag dem Neutralen das Recht zusprechen oder es weigern, Feindesgut mit seiner Flagge zu decken, von keinem dieser beiden entgegengesetzten Standpunkte aus wird man den entferntesten Schimmer eines vernünftigen Anspruchs des Kriegführenden entdecken können, Freundesgut auf Feindesschiffen zu confisciren. Der Satz: „verfallen Schiff, verfallen Gut,“ ist ein solcher, den kein Neutraler, abgesehen von Verträgen, sich braucht gefallen zu lassen, die kein Kriegführender, abgesehen von Verträgen, ohne mindestens sehr ernste Reclamationen zu veranlassen, zur Anwendung bringen würde. Was Wynkershoek [1] darüber geschrieben, das gilt noch heute; und es läßt sich ein noch neues Beispiel dafür beibringen, daß die Kriegführenden sich der Richtigkeit dieser Ansicht bewußt sind. Das dänische Reglement [2] vom 1. Mai 1848 hält mit der Consequenz, die man bei der dänischen Regierung immer anerkennen muß, an dem Satze fest: frei Schiff frei Gut. In Bezug auf den fraglichen Punkt bestimmt §. 6[a]: „Es soll des Schiffes Unfreiheit nicht unbedingt die Unfreiheit der Ladung nach sich ziehen, sondern dieß soll nur der Fall seyn, wenn die Ladung des neutralen Gutes in dem feindlichen Schiff, nach Ausweis der Urkunden, nach der Zeit geschehen ist, da man annehmen muß, daß eine erklärte und effektive Blokade an der Ladungsstätte bekannt gewesen sey.“ Dieß ist schon eine dem Neutralen günstigere Beschränkung, indem sonst alles

[1] Quaest. Jur. Publ. c. 13. In Wynkershoeks Werken (Köln, 1761), Band II, S. 188.

[2] Kongelige Forordninger og aabne Breve. Theil XXV, Heft I. S. 33—41.

nach Ausbruch der Feindseligkeiten an Bord von Feindesschiffen Verladene für verfallen galt. Aber man wird sich leicht überzeugen, daß in der Praxis auch die Androhung des §. 6a nicht vollzogen ist. Da findet sich ein sehr zorniger Artikel eines norwegischen Blattes (Bergens Stiftstidende): norwegisches Eigenthum, das man an Bord von deutschen Schiffen gefunden, sey zwar freigegeben, aber man habe den Eignern eine Rechnung über die Kosten des Entlöschens und Trennens der neutralen von den feindlichen Waaren zugestellt, und man habe ihnen sogar die Frachten für den zurückgelegten Weg, die „Distanzenfrachten" berechnet. Ein Kopenhagener Blatt (Handels- og Skibsfarts-Tidende) bedauerte, daß man selbst von den skandinavischen Brüdern so verkannt werde; nur der Humanität Dänemarks haben die Neutralen zu danken, daß das neutrale Gut überhaupt freigegeben worden; nach dem Völkerrecht seyen die in unfreien Schiffen befindlichen Ladungen überhaupt unfrei.[1] Man wird aber schwerlich einen Fall nachweisen können, wo ein dänisches Prisengericht versucht hätte, dieß sogenannte „Völkerrecht" den Neutralen gegenüber zur Anwendung zu bringen.

Martin Hübner, der 1759 den Satz „frei Schiff frei Gut" als einen in der Vernunft begründeten zu vertheidigen unternahm, hat den Muth gehabt, zugleich die Freiheit neutralen Gutes an Bord von Feindesschiffen zu behaupten. Hautefeuille hat neunzig Jahre später den Wunsch ausgesprochen, daß Frankreich sich den Ruhm nicht möge nehmen lassen, als kriegführende Macht zuerst die Schranke der conventionellen Beschränkung zu durchbrechen, und beide Fragen im Sinn des Rechts und zu Gunsten der Neutralen zu lösen. Er hat wohl nicht geahnt, wie schnell ihm die Freude werden sollte, diesen Wunsch erfüllt zu sehen.

Es ist bezeichnend für das bisherige System der beiden Westmächte, in welcher Weise jede von ihnen die zu Gunsten der Neutralen gemachten Zugeständnisse verkündigt. England, das an der Regel des Seeconsulates festzuhalten erklärte, verzichtet (28. März 1854) auf die Ausübung des Rechts, Feindesgut an Bord neutraler Schiffe zu confisciren (es sey denn Kriegscontrebande); Frankreich, das die Regel des Consulats umgekehrt hatte, verzichtet auf die Ausübung

[1] Börsenhalle 21. Juli 1848.

des Rechts, Freundesgut an Bord von Feindesschiffen zu beschlagen. [1]

Jene so unverhofft günstigen Erklärungen selbst aber gemahnen den Neutralen, daß er keineswegs im Besitz dieser Zugeständnisse sich einbilden darf, der Krieg sey für ihn nicht vorhanden. Die Westmächte erklären, auf die Wegnahme von Kriegscontrebande, auf das Verbot der Beförderung feindlicher Depeschen und des Verkehrs mit wirklich blokirten Plätzen nicht verzichten zu können. Diese und ähnliche Verhältnisse werden noch einige Vorbemerkungen erfordern; denn bei den Schwankungen der Politik, die wir darzustellen haben, wird bald der eine, bald der andere Punkt vorübergehend in den Vordergrund treten.

Aus dem Begriff der Neutralität selbst folgt, daß der Neutrale den Kriegszweck des Einen nicht fördern, dem des Andern nicht hemmend in den Weg treten darf. Die Zufuhr von Waffen hat jederzeit als eine verpönte Förderung des Kriegszweckes gegolten. Der Name der Contrebande bewahrt ohne Zweifel das Andenken der bei Strafe des Kirchenbannes verbotenen Zufuhr an die Ungläubigen während der Kreuzzüge. Aber wie dehnbar ist der Begriff der Contrebande, wie absichtlich wird er dehnbar gehalten! Der alte Kanzler Clarendon sagte einst einem hansischen Sendboten: [2] „es wären nicht allezeit gleiche Waaren von Contrebande, sondern je nach der Art des Krieges (pro ratione belli) sey der Begriff bald enger, bald weiter.“ Sir James Graham hat am 9. Mai 1854 im Unterhaus eine Erklärung in Bezug auf Steinkohlen gegeben,

[1] Es mag bei dieser Gelegenheit verwiesen werden auf A. Soetbeers „Sammlung officieller Aktenstücke in Bezug auf Schifffahrt und Handel in Kriegszeiten (Hamburg, Herold) Februar 1854, April 1855.“ Acht Hefte enthalten 150 Verordnungen, Bekanntmachungen u. s. w. der kriegführenden und der neutralen Mächte. Wenn die rasche Folge der Hefte für den Geschäftsmann von großer Bedeutung war, so erhält die Sammlung einen eigenthümlichen Werth, der sie vor den früheren von Hennings (1784), Eggers und Schmidt-Phiseldeck 1801) auszeichnet, durch den Abdruck, in der Ursprache, von 25 motivirten Urtheilen der englischen und französischen Prisengerichte (jene nach den anerkannt zuverlässigsten Berichten von J. P. Deane. Das neunte Heft (unter dem Titel: „Grundzüge des Seevölkerrechts der Gegenwart“) gibt eine gedrängte Uebersicht der zufolge der Verordnungen und der Prisenentscheidungen jetzt geltenden Grundsätze, nach Rubriken geordnet.

[2] Bericht des Syndicus Martin Bökel an den Senat von Lübeck, London 5. Juli 1661. (Im Lübeckischen Archiv.)

welche darauf hinausläuft, Steinkohlen gehören zu den zweifelhaften Artikeln, die nach Umständen als Contrebande zu betrachten sind oder nicht. Also das Neutrale hängt von dem Gutbefinden der englischen Prisengerichte ab, und das wird in dieser Hinsicht der Fall seyn, so lange man nicht an eine traktatenmäßig festgesetzte Definition in aller Strenge sich hält. Ist Getreidezufuhr Contrebande? Ist Geldzufuhr Contrebande? Unter diese Rubrik gehört auch die neuerdings praktisch gewordene Frage, ob eine Anleihe, für einen Kriegführenden contrahirt, an neutralen Börsen notirt werden dürfe. Nur um zu zeigen, wie weit zur Zeit noch die Ansichten auseinandergehen, mag die Frage hier erwähnt werden, ob der neutrale Staat verpflichtet ist, von sich aus seinen Bürgern den Verkehr mit Contrebande nach den Ländern der Kriegführenden bei Strafe zu untersagen. In Europa neigt sich die Ansicht überwiegend zur Bejahung; man geht davon aus, der Staat sey es sich selbst schuldig, das mit dem neutralen Charakter Unverträgliche zu verbieten; ein Satz, der übrigens schwerlich jemals consequent durchgeführt ist und der die größten Schwierigkeiten darbieten würde. Der oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat einen ganz andern Gesichtspunkt gewonnen: er hat in einem berühmten Fall[1] entschieden, das Recht des Neutralen, die fraglichen Artikel zu befördern, und das Recht des Kriegführenden, dieselben wegzunehmen, seyen Rechte, die mit einander in Widerstreit gerathen (conflicting rights); keine der beiden Parteien habe der andern etwas Unrechtfertiges (a criminal act) vorzuwerfen.

Ebenso allgemein wie die Zufuhr von Kriegscontrebande ist von jeher der Blokadebruch als unvereinbar mit der Neutralität, nämlich als ein Versuch, den Kriegszweck der einen Partei zu hemmen, betrachtet worden. Aber es fehlt viel, daß auch nur in den Hauptsachen eine Einigung unter den leitenden Seemächten erzielt wäre. In keiner Materie des Völkerrechts haben die Engländer schroffere Ansichten durchgeführt als in dieser. Sie haben es gethan in Bezug auf den Begriff der effektiven Blokade, wie in Bezug auf den des Blokadebruchs. Ganz unverhüllt gehen die Engländer davon aus, daß der Neutrale ihrer Strafgerichtsbarkeit verfallen ist, wenn die Absicht — die strafbare Absicht, wie sie es nennen

[1] Die Santissima Trinidad. Kent, Commentaries, Band I, S. 142 b.

— bei ihm vorausgesetzt werden kann, in einen Hafen einzulaufen, den sie für blokirt erklärt haben. Es ist dieß ein um so ärgerer Mißton, da die Amerikaner und auch, mit lobenswerther Consequenz, die Franzosen weit billigere Grundsätze befolgen und z. B. kein Schiff wegen Blokadebruchs aufbringen, wenn es nicht zuvor zurückgewiesen und gewarnt worden.

Noch immer sind aber damit noch nicht einmal die den Neutralen interessirenden Hauptfragen aufgezählt, welche einer abschließenden Erledigung entbehren, auch nachdem die Frage nach dem Rechte der Flagge in günstiger Weise entschieden ist.

So lange Privatschiffe und Handelsschiffe auf hoher See als Kriegsbeute gelten, so wird der Kriegführende verlangen, daß der Neutrale sich über seinen neutralen Charakter ausweise. Man mag die Sache drehen und wenden wie man will, der Bewaffnete spielt die Polizei, die am liebsten die Schuld präsumirt und, wenn sie von der Unschuld sich nicht überzeugt hat, einen besondern Beweis von Loyalität gegeben zu haben glaubt, wenn sie den Angeschuldigten bei erster Gelegenheit vor den Richter stellt. Es ist aber — denn noch zur Zeit ist von den Neutralen das Princip der Prisengerichtsbarkeit anerkannt — es ist ein Richter im kriegführenden Land, ein Richter desjenigen Staates, der im Namen seiner Interessen Klage erhebt, dessen Entscheidung der Neutrale zu gewärtigen hat. Der kriegführende Staat steht als Kläger, als Partei, als Richter dem Neutralen gegenüber. Die Fragen aber nach dem nationalen Charakter des Rheders wie des Schiffes können bei Veränderungen des Wohnorts, bei längerer Abwesenheit von der Heimath, beim Aufenthalt und bei Geschäftsbeziehungen im Ausland, sowie bei Eigenthumsveränderungen kurz vor oder nach dem Ausbruch des Krieges sehr dornig und verwickelt werden; es gibt hier Punkte, über welche noch zur Stunde die beiden verbündeten Westmächte sich nicht geeinigt haben.

Endlich: wenn auch feindliches Eigenthum nicht länger aus neutralen Schiffen weggenommen wird, so wird doch, so lange der Begriff der Contrebande besteht, der Neutrale sich über seine Ladung ausweisen müssen. Genügt dem Bewaffneten der Ausweis nicht, so wird er ein Durchsuchungsrecht üben — mit mehr oder weniger Brutalität; aber immer wird es die Polizei seyn, welche der Kriegführende, und zwar am Bord des Neutralen auf hoher See ausübt,

als ein selbstverstandenes Recht. In dieser Beziehung bleibt es immerhin von großem Werth, daß die Mächte im gegenwärtigen Krieg auf die Ausgabe von Kaperbriefen verzichtet haben; denn das Auftreten von Seeofficieren ist für den Neutralen jedenfalls ein weniger verletzendes, weniger beeinträchtigendes, als die Rohheit und der Eigennutz der Meerschäumer, die sonst den Privatkrieg auf dem Ocean zu betreiben pflegten.

Aber man sieht, es ist dafür gesorgt, daß der Neutrale keinen Augenblick die Thatsache des obschwebenden Seekrieges vergesse. Man sieht, was für ein Spielraum der Unsicherheit, um nicht zu sagen, der Rechtlosigkeit, noch immer bleibt. Nehme man nun noch hinzu, daß das Recht der Flagge selbst bis auf diese letzten Zeiten ein bestrittenes war, so hat man den Maßstab für den Spielraum, der früher der Politik zu Gebot stand, und man wird dann einigermaßen vorbereitet seyn auf die Ergebnisse, die wir dem Leser vorzulegen haben, in Bezug auf den Gebrauch, den im Lauf der letzten fünf und siebenzig Jahren die Politik verstanden hat zu verschiedenen Zeiten für ihre Zwecke von dem Wunsche der Neutralen zu machen, ihre Rechte besser zu verbürgen und zu befestigen.

2. Rußland und die Grundsätze der bewaffneten Neutralität.

Zuerst durch eine Denkschrift des Grafen Görtz, später durch die Tagebücher und Briefe von Lord Malmesbury, endlich noch durch die von Lord John Russell vor zwei Jahren herausgegebenen Denkwürdigkeiten von Charles James Fox ist der Ursprung der ersten bewaffneten Neutralität und das damit zusammenhängende Verhältniß zwischen England und Rußland in ein neues und überraschendes Licht gestellt worden. [1]

Man hat Mühe, sich eine Vorstellung zu machen von der ungeduldigen, fast ängstlichen Hast, mit welcher England, durch den

[1] Görtz, Mémoire sur la neutralité armée et son origine (Basel, 1801, zweite Ausg.). — Diaries and Correspondence of James Harris, first Earl of Malmesbury. London, 1844, 4 Bände. Memorials and Correspondence of Charles James Fox. Edited by Lord John Russell. London, 1853 2 Bände. — Es ist um so unerläßlicher, auf diese Quellen zurückzugehen, da man in dem letzten Bande von Lord Mahons Geschichte vergebens nach etwas Mehrerem als der allerdürftigsten Andeutung des Sachverhalts sich umsehen würde.

Kampf mit seinen amerikanischen Colonien beschäftigt, durch den Familienpakt der beiden bourbonischen Häuser in Frankreich und Spanien bedroht, sich an Rußland drängte. Auf ein Schutz- und Trutzbündniß ging die Weisung, welche Sir James Harris (der erste Lord Malmesbury) erhielt, als er 1778 nach St. Petersburg entsendet ward. Die ersten Antworten waren ausweichend: Rußland schließe nur Schutzbündnisse, der Namen eines Angriffsbündnisses widerstrebe der Kaiserin; zudem müsse man den Verlauf der Begebenheiten erwarten; selbst die so eben eröffnete bayerische Erbfolge könne neue Wirren in Europa herbeiführen.

Sir James Harris blieb nicht lange im Dunkeln über die Beweggründe, die seiner Werbung in den Weg traten. Der Graf Panin war preußisch, und Friedrich der Große hat es den Engländern nie vergessen, daß sie in der zweiten Hälfte des siebenjährigen Krieges ihn, unter dem Einfluß von Lord Bute, schnöde im Stich gelassen. Dieser Umstand hat ihn bewogen, das russische Bündniß aufzusuchen, dessen üble Folgen er selbst noch erlebt und, man darf es aus seinen Aeußerungen [1] zur Zeit des Fürstenbundes schließen, bereut hat. Aber Rußland hatte auch kein Hehl daraus, daß es ein bestimmtes Ziel im Auge halte und daß die Förderung desselben der Preis sey, um welchen es sein Bündniß verkaufe. Rußland könne sich nicht verbindlich machen, gegen Frankreich aufzutreten, wenn nicht England sich verpflichte, auf Begehren gemeinschaftliche Sache gegen die Türken zu machen. Die Türkei sey Rußlands natürlicher Feind, ebensogut wie Frankreich der Feind Englands. Die herrschende Idee, schreibt Harris am 4. Juni 1779, ist die Errichtung eines neuen östlichen Kaiserthums in Athen oder Konstantinopel.

[1] Aus dem preußischen Archiv mitgetheilt von Adolph Schmidt, Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen (Berlin, 1851). Ein Bund in Deutschland, schreibt Friedrich 6. März 1784, ist das Einzige, was uns bleibt, parce que nous ne pourrons du tout compter sur la Russie. Am 8. März: L'impératrice de Russie ne tient qu' à un filet, par quelques agaceries l'empereur (Joseph) parviendrait facilement à la tourner contre nous; si pareille chose arrivait, nous serions tous alliés. Rußland betrieb durch Romanzow den bayerischen Ländertausch und ließ den deutschen Fürsten anzeigen, wenn sie in den Fürstenbund treten, so würden sie es wohl bald bereuen. An Vergennes läßt Friedrich (6. September 1785) sagen, dem russischen Hofe lasse er keine amtliche Anzeige zugehen, afin qu'elle ne se mêle pas davantage des affaires de l'empire. Bei Schmidt, a. a. O. S. 50, 52, 109, 130, 132, 280.

Wenn der König russischer Hülfe unausbleiblich bedarf, so gibt es nur einen Weg sie zu erlangen: man muß dieser romantischen Idee Vorschub leisten.

Indessen sucht Harris durch Potemkin direkt an die Kaiserin zu kommen. Es gelingt; die Kaiserin läßt es an persönlicher Auszeichnung des Gesandten, an Freundschaftsversicherungen für England nicht fehlen. Wenn es nur nicht bei den Worten verbliebe, und wenn es nur nicht so viele Arbeit kostete, auch nur Potemkin warm zu halten. Bald genug verräth die Correspondenz, in welcher Weise der Eifer „des Freundes" belebt werden muß. „Der Freund" ist schwer reich; er bedarf es nicht, aber er nimmt es vorlieb; der Freund ist sehr vornehm: es wird schwerlich abgehen unter der Summe, welche einst Torcy dem Herzog von Marlborough vergebens bot. Das waren, wie man aus Torcy's Denkwürdigkeiten und aus Classen sich erinnert, zwei Millionen Franken. Es scheint, daß das Geld bezahlt ist; denn der Freund ist in den besten Gesinnungen.

Bemerkenswerth ist, wie Harris seine Ansprüche herabstimmt. Im September 1779 ist es schon nicht mehr ein Bündniß, was er zu begehren wagt; eine einfache Erklärung, an die Höfe von Versailles und Madrid abgegeben, wird ihn zufriedenstellen; natürlich wird sie durch eine entsprechende Rüstung zur See unterstützt seyn. Katharina gesteht, daß sie keinen Vorwand aufzufinden wüßte, in diese Händel sich einzumischen. Der englische Gesandte erwiedert, wenn ein russischer Selbstherrscher des 17. Jahrhunderts so gesprochen hätte, so wäre es zu begreifen; seitdem aber sey Rußland eine europäische Großmacht geworden (a leading power in Europe); die Begebenheiten Europas seyen jetzt die Begebenheiten Rußlands. Wenn Peter der Große, setzt er mit „wohlmeinender Schmeichelei" hinzu, wenn Peter jetzt sehen könnte, daß die Seemacht, die er geschaffen, bedeutend genug sey, um nicht allein an der Seite der englischen sich zu zeigen, sondern um derselben bei der Behauptung der Seeherrschaft beizustehen, er würde eingestehen, daß er nicht der größte unter den Selbstherrschern Rußlands gewesen. Die Kaiserin scheint an dieser Idee Gefallen zu finden; das Ergebniß ist, daß sie — die Gedanken des Ritters Harris sich schriftlich ausbittet.

Zwei Monate später — 5. November 1779 — schreibt Georg III. selbst an seine „Frau Schwester," die Kaiserin Katharina. Nicht nur nicht bis zum Bündniß, nein, nicht einmal mehr bis zur offenen

Erklärung erheben sich jetzt die Wünsche: eine bloße Demonstration wird sie befriedigen. „Die Verwendung, die bloße Erscheinung (la montre seule, heißt es in dem, etwas altfränkisch abgefaßten Handschreiben) eines Theils der russischen Seemacht wird die Ruhe von ganz Europa herstellen und sichern können, indem dadurch die Liga, die sich gegen mich gebildet hat, zerstreut und das System des Gleichgewichts, welches jene Liga zu zerstören suchte, aufrecht erhalten wird."

Ich will nicht sagen, das heißt sich wegwerfen; aber schwerlich hat jemals eine Großmacht einer andern ihr eigenes Hülfsbedürfniß so dringend ans Herz gelegt. Und es ist sehr wichtig zu wissen, daß diese Dinge der bewaffneten Neutralität unmittelbar vorangegangen sind.

Am 18. Januar 1780 traf in St. Petersburg die Kunde ein von einem in Madrid erlassenen Befehl, alle nach dem Mittelmeer bestimmten Schiffe nach Cadix aufzubringen und ihre Ladungen an den Meistbietenden zu verkaufen. Potemkin war überzeugt, die Kaiserin werde sich das nicht gefallen lassen. Par Dieu, vous la tenez, rief er aus. Berichte über Mißhandlung russischer Schiffe kamen hinzu, die Kaiserin ertheilte (direkt, wie sie zu thun pflegte, und nicht durch Panin) den Befehl in Kronstadt Schiffe auszurüsten, Potemkin war freudestrahlend; der Gesandte möge nur glauben, seine Vorstellungen seyen es, welche die Kaiserin zum Handeln bestimmt, und er möge die brittische Flotte um zwanzig Segel verstärkt betrachten; ja, er versicherte, die Kaiserin selbst habe ihn zum Gesandten geschickt, um die frohe Botschaft, die zur Zeit noch sonst niemand wisse, ihm zu überbringen. Zweimal in den nächsten Tagen nimmt der Gesandte an kleinen Abendpartien Theil, die Kaiserin ist voll Wohlwollens für ihn und für sein Vaterland. „Liegt unter dergleichen irgend ein treuloser Plan versteckt, so ist er zu künstlich, als daß ich ihn zu durchschauen vermöchte; bereitet diese meine Schilderung Ew. Herrlichkeit eine Täuschung, so ist's, weil ich selbst vollkommen getäuscht bin."

Während Sir James Harris so an Lord Stormont schreibt, wird die letzte Hand gelegt an die weltberühmte Erklärung der „bewaffneten Neutralität."

Fünf Punkte werden in der Erklärung vom 28. Februar 1780 als Grundsätze des ursprünglichen Völkerrechts hingestellt, als solche,

die von den kriegführenden Mächten ohne Verletzung des Rechtes der Neutralität nicht hintangesetzt werden können.

Der erste und zweite Punkt werden wörtlich hier einzurücken seyn. Es wird behauptet:

1) daß die neutralen Fahrzeuge frei von einem Hafen zum andern und an den Küsten der im Kriege begriffenen Völker fahren können;

2) daß die Effekten, welche den Unterthanen der kriegführenden Mächte angehören, auf neutralen Schiffen frei seyn sollen, mit Ausnahme der Contrebande.

Der dritte Punkt hält sich in Bezug auf die Begriffsbestimmung der Contrebande an den mit Großbritannien bestehenden Vertrag; der vierte bezeichnet genau die Merkmale eines als blokirt zu betrachtenden Hafens; der fünfte will die obigen Grundsätze dem Verfahren und den Entscheidungen der Prisengerichte zum Grunde gelegt wissen.

Wem nun allerdings der Schriftwechsel zwischen dem preußischen und dem englischen Kabinet, wenn die Hübner'sche Controvers von 1759 in frischer Erinnerung war, der mußte sich sagen, daß der erste Punkt in seiner Allgemeinheit vom britischen Kabinet niemals zugegeben worden, und daß der zweite mit der grundsätzlich (abgesehen vom Ausnahmsfall der Verträge) durch das britische Kabinet festgehaltenen Theorie im schroffen Widerspruch stehe. In diesem Bewußtseyn und während die lebhaften Glückwünsche Potemkins in seinem Ohr noch wiederhallten, mochte Sir James Harris die russische Erklärung einen Wechselbalg nennen; ja, man hätte ihm nicht verargen dürfen, wenn er an der Identität der Absichten Katharinas und ihres Vertrauten irre geworden wäre, wie jener Irländer es an seiner eigenen ward, als er versicherte, er sey von Haus aus gar kein so häßlicher Kerl gewesen, aber die Amme habe ihn in zarter Kindheit umgetauscht.

Daß Katharina nicht gewußt, wie tief sie die Engländer verletze, daß eine solche Absicht ihr fern gelegen und daß weder sie selbst noch Potemkin mit Harris ein treuloses Spiel getrieben, wird als ausgemacht anzunehmen seyn. Auch Maria Theresia war der Ansicht, daß Katharina nicht gewußt, was sie gethan; man findet eine Aeußerung, die sie gegen Breteuil gemacht, bei Flassan.[1] Aber

[1] Histoire de la diplomatie française (zweite Ausgabe. Paris 1811) Band VII, S. 272.

Maria Theresia war der Meinung, durch Panins Einfluß sey die ursprünglich für England günstige Erklärung zu einer gegen England feindseligen umgestellt worden.

Aus den Depeschen von Sir James Harris entnimmt man einen andern Eindruck. Sehr bestimmt wird versichert (7. März 1780), das Ganze sey die eigene That der Kaiserin, ohne den Rath und selbst ohne die Billigung des Grafen Panin. Der Vertraute von Potemkin erzählte ihm (gegen das Versprechen einer guten Belohnung) am 6. Mai 1780: Die fünf Punkte haben sich in dem rohen Entwurf befunden, welchen die Kaiserin dem Grafen Panin zugeschickt und dem dieser Minister bei der Redaktion nichts Wesentliches hinzugefügt; wer diese fünf Punkte ihr in den Kopf gesetzt, wisse er nicht, aber da sie seit einigen Monaten St. Paul, ihren Agenten in Hamburg, und den Grafen Woronzow, den Vorsteher des Handelsamts, häufig gesehen, so vermuthe er, sie habe jene Punkte gesprächsweise aufgefaßt.

Diese Notiz kann möglicher Weise den Schlüssel zu der ganzen Sache enthalten. Friedrich St. Paul erscheint in Hamburg 1777 als russischer Generalconsul bei den Hansestädten, seit 1778 als interimistischer Geschäftsträger, seit 1787 heißt er Etatsrath, erhält 1791 im März seine Entlassung und stirbt, nach langer Krankheit, am 14. April 1792.[1] Seit 1776 war er Mitglied der patriotischen Gesellschaft; schon dieser Umstand läßt mit einiger Zuversicht sagen, er lebte in der Atmosphäre von Johann Georg Büsch. Haß gegen englische Uebergriffe, Entrüstung über die Grundsätze, welche Sir James Marryatt, der „Höllenrichter,“ bei der britischen Admiralität in Anwendung brachte, waren dort heimisch und daneben einsichtige Bestrebungen für das Gedeihen des Großhandels. Dem Vorsteher des Handelsamtes mag der Beirath eines Mannes aus dieser Schule, während seines Besuches in der russischen Hauptstadt, willkommen gewesen, aus den Gesprächen beider Männer mögen die fünf Punkte hervorgangen seyn.

[1] Eine Notiz in einem hamburgischen Lokalblatt (Bonaventurus 1792 28. April) will wissen, St. Paul sey in London 1729 geboren und als Findling ausgesetzt. Der Auszug seines Testaments (ebendaselbst) zeigt, daß er ein wohlhabender Mann gewesen, und läßt errathen, daß er keine nahen Verwandten gehabt. Als Universalerbe ist Tho. Bäcks in London, nach dessen Absterben P. de Smeth in Amsterdam eingesetzt. Zahlreiche Legate sind meistens befreundeten hamburgischen Familien bestimmt.

Diese Annahme erklärt ungezwungen den Hergang, ohne daß man eine Gegenintrigue von Panin vorauszusetzen braucht, von welcher bei Harris keine Spur erscheint. Noch mehr. Wenn gleich Katharina vom Welthandel und von der Art, wie ihre fünf Punkte das englische Interesse treffen würden, eben keine klare Vorstellung haben mochte, so war doch ihre Unbefangenheit und Arglosigkeit, dem englischen Gesandten gegenüber, nicht so widersinnig, wie man wohl sich einbildet.

Wenn man die Berichte von Sir James Harris aufmerksam durchliest, so findet man, daß er bereits am 11. Januar 1780 im Auftrag seines Hofes dieses sehr wichtige Zugeständniß gemacht hat. Da der König von England überzeugt sey, daß die Kaiserin niemals ihren Unterthanen in Kriegszeiten einen Handel verstatten werde, welcher den Engländern Nachtheil und ihren Feinden zu Land oder zu Wasser Verstärkung bringen könnte, so dürfe die Kaiserin versichert seyn, daß die Schifffahrt ihrer Unterthanen durch die Kreuzer Großbritanniens niemals werde unterbrochen oder aufgehalten werden (interrompue ou arrêtée). Der Herausgeber hat ganz richtig in dieser Erklärung eine Verzichtleistung auf das Durchsuchungsrecht, russischen Schiffen gegenüber, erkannt. Es liegt aber in diesem Verzicht offenbar noch etwas weiteres. Wenn man russische Schiffe gar nicht anhält, um sich zu überzeugen, was sie an Bord haben, so gibt man ihnen faktisch die Möglichkeit, Waaren, welche den Feinden Großbritanniens angehören, durch ihre neutrale Flagge zu schützen. Es ist schwer zu sagen, wie auch nur in Bezug auf Kriegscontrebande eine Controle geübt werden sollte. Später (26. Mai) macht der Gesandte dem Grafen Panin Vorstellungen über die notorische Täuschung, vermöge deren russische Häuser spanischen und französischen Häusern zum Schutz ihrer Waaren gegen britische Kreuzer Namen und Flagge leihen; zugleich aber fügt er die Zusage hinzu: „Unsere Kreuzer werden russische Unterthanen im Betrieb ihres Handels nicht belästigen, wenn Ihre kaiserliche Majestät die feierliche Versicherung ertheilt, daß sie Ihrer Flagge nicht verstatten wird, diesen unrechtfertigen, den britischen Interessen so nachtheiligen Handel zu schützen und zu decken." — Offenbar geht auch hier alles auf Treue und Glauben. Der Sache nach wird der russischen Flagge der freieste Spielraum verstattet. Harris macht ferner (November 1781) den Russen gegenüber

sich ein Verdienst daraus, daß die britische Admiralität niemals Notiz davon genommen, wenn russische Schiffe, wie es allgemein der Fall gewesen, Material zum Seekriege (naval stores) den Feinden Englands zugeführt, und daß reichliche Entschädigung bezahlt worden, wenn einmal bei einem kurzen unfreiwilligen Aufenthalt, Schiff oder Ladung irgend gelitten.

Es mag seyn, daß Großbritannien um so leichter zu dieser Concession für die russische Flagge sich entschloß, weil verhältnißmäßig nur wenige Schiffe dieser Nation außerhalb der Ostsee sich blicken ließen (nur fünf, wird behauptet, im Jahr 1781). Aber das Zugeständniß entsprach, soweit russische Interessen betheiligt waren, faktisch der Einräumung des zweiten der fünf Punkte. Kann man sich nun noch so sehr verwundern, daß Katharina nicht darauf vorbereitet war, bittere Klagen von englischer Seite zu vernehmen, wenn sie für alle neutrale Flaggen grundsätzlich in Anspruch nahm, was der russischen ausnahmsweise gewährt war? Die Großmuth, die Andern dasselbe gönnt, der Gedanke, den Mächtigen zu Gunsten der Mindermächtigen das Gesetz der Vernunft und Billigkeit aufzulegen, das stolze Bewußtseyn, durch eine einfache Erklärung dieß zu bewirken oder die Erklärung nöthigenfalls durch eine Kriegsrüstung zu unterstützen — das alles schmeichelte der Kaiserin; aber daß es auf Kosten Englands geschehen sollte, das lag nicht in ihrer Absicht.

Sehr merkwürdig ist nun die Haltung von Großbritannien. Während man allen einzelnen Mächten, welche der bewaffneten Neutralität beigetreten sind, durch einfache Berufung auf das Völkerrecht und auf die bestehenden Verträge erwiedert, so erschöpft sich ein Ministerium nach dem andern in vergeblichen Versuchen, durch werthvolle Zugeständnisse die Kaiserin von Rußland von dem Gedanken ihres Neutralitätsbundes abzuziehen und für das englische Bündniß zu gewinnen.

„Gibt es nicht," fragt Lord Stormont (28. Oktober 1780), irgend einen Gegenstand, des Ehrgeizes der Kaiserin werth, irgend eine Abtretung, die, ihrem Handel und ihrer Seemacht förderlich, sie bewegen könnte, mit allen Kräften gegen Frankreich, Spanien und unsere rebellischen Colonien uns Beistand zu leisten? — Prinz Potemkin, schreibt Harris (5. December 1780), gibt mir deutlich zu verstehen, die einzige Abtretung, welche die Kaiserin anreizen

könnte, sich mit uns zu verbünden, sey die von Minorca. Wenn wir Opfer bringen müssen, meint Harris, so wollen wir sie doch lieber unsern Freunden bringen als unsern Feinden. — Minorca wird in der That der Kaiserin angeboten (im Februar 1781), aber vergebens. Nicht, daß ihr nicht das Anerbieten geschmeichelt, daß sie nicht Minorcas begehrt hätte; sie war lüstern danach; aber, das ist Potemkins Auffassung, sie konnte sich nicht entschließen, das Mittel zu wählen, das ihr Minorcas Besitz verschafft hätte, sie hatte nicht das Herz einen Krieg zu wagen, sie hatte zu kühnen Unternehmungen nicht mehr den Muth.

Inzwischen wechseln die Eindrücke, die Aeußerungen, auch wohl die Laune der Kaiserin. In dem langen und vertrauten Zwiegespräch mit dem Ritter Harris (am 18. December 1783) hat sie ausgerufen: Mais quel mal vous fait cette neutralité armée, ou plutôt, nullité[1] armée! Im April 1781 meint Harris, der Eifer sey bedeutend abgekühlt; im Mai, die Kaiserin sey der bewaffneten Neutralität herzlich müde; im September scheint es ihm wieder, die Kaiserin werde nicht ruhen, bis sie diese ihre Lieblingsidee zum allgemeinen Gesetz erhoben; es sey erstaunlich, daß sie noch nicht eingesehen, wie werthlos die Sache für Rußland im Frieden, wie störend im Kriege seyn werde, daß ihr nicht einleuchte, wie sie bis jetzt schon weit mehr aufgewendet, um dieß abenteuerliche System einzuführen, als es jemals ihr und allen ihren Nachbarn im Norden Gewinn bringen könnte.

England hatte (20. December 1780) an Holland den Krieg erklärt, weil man den Verhandlungen mit den aufständischen Amerikanern auf die Spur gekommen. Der Beitritt Hollands zur bewaffneten Neutralität fällt vierzehn Tage später (3. Januar 1781); Katharina hat niemals zugegeben, daß die Holländer Anspruch auf ihren Beistand haben könnten; wohl aber bot sie ihre Vermittelung an, und England lehnte sie nicht ab. Im Februar 1782 sagte der russische Vicekanzler, die Engländer würden einen Frieden ganz nach ihrem Sinn mit Holland haben können, sobald sie die Grundsätze

[1] Ich habe dieß Wortspiel angetroffen, wo ich es allerdings nicht gesucht hatte — in einem Gutachten des hansischen Syndikus Domann vom Jahr 1613, das ich mir für einen andern Zweck im Lübeckschen Archiv excerpirt habe: — „was die Neutralität belangt, läßt sich aus der Notul des Bundes ansehen, als wolle dieses mehr auf eine Nullität als Neutralität auslaufen."

der bewaffneten Neutralität annehmen wollten. Im nächsten Monat tritt in London die Ministerkrisis ein. Am 28. März, am Tag nachdem Fox ins Ministerium getreten, wird ein Kabinetsrath gehalten und es wird dem russischen Gesandten angezeigt, man sey bereit, auf den Fuß des Vertrages von 1674 (das heißt, mit dem Zugeständniß, daß frei Schiff frei Gut macht) mit den Holländern einen Frieden zu unterhandeln und sofort einen Waffenstillstand abzuschließen. Am 2. April erhält Harris von Fox die Weisung, dieß Zugeständniß als eine Folge der achtungsvollen Rücksicht (déférence) darzustellen, welche der König stets geneigt sey, den Ansichten und Wünschen der Kaiserin zu zollen. Dieß wirkt, und zwar so entschieden, daß am 21. Juni Harris unter dem Siegel des Geheimnisses von dem Entschluß der Kaiserin berichten kann, ihrer Vermittelung, falls die Holländer nun noch den Frieden weigern sollten, mit einer mächtigen Rüstung Nachdruck zu geben.

Aber Fox ist entschlossen, noch mehr zu thun. Ein Kabinetsrath vom 26. Juni (dessen Protokoll, von Fox' Hand geschrieben, Lord John Russell hat abdrucken lassen) empfiehlt dem König, dem russischen Gesandten anzeigen zu lassen, daß Seine Majestät den Wunsch habe, ganz und gar auf die Ideen der Kaiserin einzugehen, und die innigsten Beziehungen zu dem Hofe von St. Petersburg anzuknüpfen, und daß Seine Majestät einwillige, die Grundsätze der kaiserlichen Erklärung vom 28. Februar 1780 (also der bewaffneten Neutralität) zur Grundlage eines Vertrages zwischen beiden Ländern zu erheben. Man sieht aus den begleitenden Zeilen von Fox an Harris, daß er mit der Fassung noch nicht ganz zufrieden war.

Sehr bezeichnend für die Lage der Dinge ist nun die in einem Privatbrief enthaltene Antwort von Harris an Fox (gleichfalls von Lord John Russell veröffentlicht). In den Briefen, die in seiner Correspondenz abgedruckt sind, hat er schon wiederholt behauptet, man hätte entweder, wenn man den Krieg nicht scheute, den Krieg sofort an Rußland erklären, oder, wenn man das nicht gewollt, so hätte man die Grundsätze der bewaffneten Neutralität Rußland gegenüber anerkennen müssen; man hätte sich darauf verlassen können, daß dieselben von selbst wieder in Vergessenheit gerathen wären, und daß das Bündniß wieder sich aufgelöst hätte. Jetzt sagt er aufs Bestimmteste, die Czaarin werde im ersten Seekrieg

ihren Grundsätzen zuwiderhandeln, so unvereinbar seyen dieselben mit ihren Begriffen von Selbstvertheidigung; nur durch den Widerspruch erstarke das im Mißverständniß ergriffene, im Eigensinn und der Eitelkeit festgehaltene System. Zugleich sagt Harris ganz unzweideutig, die Neutralen seyen zur Zeit faktisch im Besitz derjenigen Freiheiten, die ihnen von England der Form nach verweigert werden. „Wir können die Billigkeit desjenigen bestreiten, was der neutrale Bund verlangt; aber wir müssen dem Gesetz, das er vorschreibt, uns unterwerfen.“ Sein Rath geht dahin: eine Beitrittsakte zum neutralen Bündniß mit der Kaiserin allein auszutauschen, in der Weise, wie der Kaiser (Joseph) es gethan, und wie Portugal es zu thun im Begriff steht; das würde mit unserer nationalen Würde sich besser vertragen, als eine öffentliche Anerkennung, welche von Furcht herzurühren scheinen möchte.

Als dieß Privatschreiben in London anlangte, war Fox (seit dem 5. Juli) bereits nicht mehr Minister. Als nach Lord Rockinghams Tode Lord Shelburne an die Spitze des Kabinets trat, nahm Fox aus persönlichen Gründen seine Entlassung. Sein Nachfolger, Lord Grantham, gibt ihm das Zeugniß (in einem Privatbrief an Sir James Harris, 28. Juli): die günstigere Stimmung in St. Petersburg und Berlin sey ohne Zweifel die Folge der von Fox geführten Sprache; „seine Maßregeln waren groß, wenn auch hastig zur Ausführung gebracht.“ Ganz anders urtheilte das Jahr darauf, in seiner großen Rede über den Frieden, William Pitt: „Die Holländer sind durch die selbsterniedrigende Sprache der Regierung des sehr ehrenwerthen Herrn nicht entwaffnet worden.“

Was waren nun Foxens Motive? War's eine edelmüthige Huldigung, die er den Grundsätzen darbrachte? War's die Ueberzeugung, daß Englands altes System den natürlichen Rechten der Neutralen widerstrebe?

Nein, es war die Ansicht, daß man Rußland vor allen Dingen zum Freunde haben müsse.

Es herrscht noch immer in Deutschland die größte Unklarheit über die Parteistellung der Whigs und Tories in Bezug auf Rußland. Eine Menge schiefer Urtheile über die heutige Lage der Dinge erklärt sich aus der ganz grundlosen, durch den ganzen Lauf der Geschichte widerlegten Vorstellung, daß die Whigs und ihre

Nachfolger geborene und geschworne Gegner Rußlands seyen. Wer die Politik von Charles James Fox kennt, dem großen Orakel der modernen Whigs, dem Ideal, beiläufig gesagt, von Lord John Russell, der wird über gewisse Aeußerungen im Parlament, über gewisse Nachgiebigkeiten in den Wiener Conferenzen sich nicht mehr verwundern.

Es wird, um jener irrigen Vorstellung zu begegnen, vor allem nothwendig werden, Foxens eigene Worte in vertrauten Briefen an Sir James Harris hier zusammenzustellen.

Nachdem er in Folge der Coalition mit Lord North, den er noch vor wenigen Jahren des Schaffots würdig erklärt hatte, wiederum ins Ministerium getreten war, schrieb er am 11. April 1783: „Bündnisse mit den nordischen Mächten sind immer das System jedes aufgeklärten Engländers gewesen, und werden es immer seyn." Am 16. Mai: „Ich betrachte den Hof, an welchem Sie sich befinden, als denjenigen, dessen Freundschaft unter allen am wichtigsten ist für Großbritannien; der große Stolz meiner kurzen vorjährigen Verwaltung war der Fortschritt, den ich, wie ich mir schmeichelte, darin gemacht, Ihrer russisch kaiserlichen Majestät zu zeigen, wie sehr es dem Ministerium Ernst sey, ihrem Rathe zu folgen und ihr Vertrauen zu verdienen." Am 27. Juli: „Der Posten, den Sie jetzt im Begriff stehen zu verlassen (der Gesandtschaftsposten in St. Petersburg) ist, nach meinem Urtheil, in der gegenwärtigen Lage der Dinge unter allen öffentlichen Stellungen weitaus der wichtigste." Auch war dieß nicht vorübergehende Laune. Am 30. Juli 1792 bemerkt Lord Malmesbury (diesen Titel hatte Sir James Harris in der Zwischenzeit erlangt) in seinem Tagebuch in Bezug auf Fox, bei dem er, und außer ihm nur noch Thomas Grenville, den Mittag zugebracht: „seine Vorliebe (partiality) für eine russische Verbindung ist sehr groß."

Wenn Fox ein Bündniß mit den „nordischen Mächten" im Allgemeinen empfahl, so erläutert sich dieß durch diese Aeußerung (27. Juli 1783): „Ich gestehe, mein Lieblingsgedanke war, ein Bündniß mit Preußen, Dänemark und Rußland." Was Preußen anlangt, so ist in der That überraschend der von Lord John Russell vorgefundene und abgedruckte Entwurf (französisch, und ganz in Foxens Hand geschrieben) eines offenbar für das Auge des alten Königs bestimmten, ostensibel an den preußischen Gesandten vertraulich

gerichteten Schreibens. Das Schreiben ist eine Generalbeichte aller großen politischen Fehler, welche England begangen, und durch welche es in die peinlichste Lage gebracht worden. Niemals hat wohl der Parteigeist seinen politischen Gegner vor einem fremden Richter so schonungslos verklagt. Der Bruch mit Frankreich, heißt es, war ein Ereigniß, das jedermann, ausgenommen unsere Vorgänger, längst erwartete. Mit Scham, heißt es ferner, zähle ich all dieses auf, was so demüthigend ist für meine Nation; aber je schwächer wir gewesen, desto mehr wird es Pflicht und Interesse derer, die uns wohlwollen, uns mit Rath und That beizustehen. — Rath und Unterstützung (conseil et appui) ist's denn auch, was Fox von dem alten König erbittet — zunächst Verwendung desselben bei der Kaiserin von Rußland, damit sie den englischen Angelegenheiten mehr Aufmerksamkeit schenke. Lord John glaubt, der Brief sey wirklich abgegangen; er scheint keinen Anstoß daran zu nehmen!

Auch im Parlament trug Fox seine Hinneigung zu Rußland zur Schau. In jener denkwürdigen Debatte vom 29. März 1791, als eine königliche Botschaft Verwilligung von Kriegsmitteln zur Beschränkung der russischen Macht nachsuchte, als Pitt und Herzberg dem durch Oesterreich unterstützten Vordringen Rußlands am schwarzen Meere Einhalt zu thun strebten, da war es Fox, der höhnend ausrief: es sey etwas Neues für ein britisches Unterhaus, die Größe Rußlands als einen Gegenstand der Besorgniß darstellen zu hören; vor zwanzig Jahren habe Großbritannien, weit entfernt, die Türken schützen zu wollen, vielmehr die russischen Schiffe ins Mittelmeer gebracht. „Als Katharina die Krim einverleibte, schlug Vergennes vor, gemeinsame Gegenvorstellungen zu machen. Ich war damals einer der Minister Seiner königlichen Majestät und die Antwort, die ich empfahl, war diese, Seine Majestät würde keine Vorstellungen in Bezug auf diese Sache machen, noch der Kaiserin irgend welche Schwierigkeiten in den Weg legen." England, fügt Fox hinzu, habe Rußland in seinen Entwürfen bestärkt, seine Vergrößerung auf die Trümmer des türkischen Reiches zu begründen. Die Wahrheit dieser historischen Anführungen ist so unzweifelhaft als die Kurzsichtigkeit, mit welcher Fox fortfährt: Oczakow sey eine einzige kleine Festung; ob es politisch seyn würde, einer einzigen Stadt zu lieb Krieg gegen Rußland zu führen? Wahnsinn, sagt er weiter,

Wahnsinn würd' es seyn, wollte man lebhafte Eifersucht an den Tag legen gegen die wachsende Macht Rußlands im schwarzen Meer. Weßhalb man den Türken Vorschub thun sollte bei Behauptung der Herrschaft des schwarzen Meeres, sey gar nicht abzusehen. Endlich tadelt er bitter die hochfahrende Art, wie die Minister gegen die Kaiserin aufzutreten sich erlaubt. Und damit kein Zweifel bleibe, daß die beiden Fractionen der Whigpartei (der Bruch war bereits vollzogen) rücksichtlich der russischen Macht mit gleicher Blindheit geschlagen seyen, trat am selben Abend Burke auf mit der Bemerkung: etwas ganz Neues sey es, daß man das türkische Reich als zum europäischen Gleichgewicht gehörend betrachten wolle.

Burke hat übrigens seinem früheren Freund und späteren Gegner öffentlich den Vorwurf gemacht, er habe durch einen Emissär eine heimliche Unterhandlung hinter dem Rücken und gegen den ausgesprochenen Willen des Kabinets am russischen Hofe betreiben lassen. Sir Robert Adair, der jene Reise nach Rußland unternahm, hat in hohem Alter, mit jener rührenden Anhänglichkeit an Foxens Andenken, die alle seine Schriften durchdringt, diese Beschuldigung (im Anhang zum zweiten Bande von Fox' Denkwürdigkeiten) zurückgewiesen. Zugleich aber entwickelt Sir Robert Adair ganz unbefangen, zu den Zwecken der Whigs habe es 1791 gehört, Rußland, als eine aufstrebende Seemacht, zum englischen System herüberzuziehen, als Gegengewicht gegen die durch den Familienpakt (mit Spanien) vermehrte Seemacht Frankreichs. Und diese Proben whiggistischer auswärtiger Regierungsweisheit werden dem Leser auch noch manches andere erklären, außer der Nachgiebigkeit Foxens gegen die bewaffnete Neutralität.

Vergebens bemüht man sich, die wirkliche Ueberzeugung von Fox in Bezug auf den Principienstreit zu erfahren. Nur wenige Andeutungen finden sich, bei Gelegenheit der zweiten bewaffneten Neutralität, in Lord Malmesbury's Tagebüchern von 1801 (im vierten Bande). Fox habe es nicht der Mühe werth gefunden, gegen jene Grundsätze länger anzukämpfen, nachdem ganz Europa sich dafür ausgesprochen; aber er habe durch die Zustimmung große Vortheile für England zu erlangen gehofft; die Freundschaft der Kaiserin Katharina insbesondere habe er durch große Zugeständnisse und unbegrenzte Schmeichelei zu erkaufen getrachtet.

Niemals habe Fox geradezu behauptet, er halte den Anspruch auf Durchsuchung neutraler Schiffe auf hoher See im strengen Rechte begründet; aber das habe er geäußert, es sey eine Maßregel von großer Wichtigkeit, der Verzicht darauf würde ein großes Opfer, und nur durch große, wirkliche Vortheile aufzuwiegen seyn. Wenn Fox 1801 gewaltig gegen den nordischen Krieg eiferte und laut erklärte, die Ansprüche der Neutralen seyen gerecht, so vermuthete Thomas Grenville, Fox führe diese Sprache, weil er den Frieden wolle um jeden Preis, und weil er immerhin für möglich halte, die Reihe des Friedenschließens, also eine Stelle im Kabinet, könnte einmal wieder an ihn kommen.

War es nun hier so und nicht anders mit den Grundsätzen bestellt, waren dem großen Führer der englischen Whigpartei die Rechte der Neutralen weiter nichts als eine Sache der Convenienz und ein Unterhandlungsmittel, so werden sich dieselben in der Hand der Urheberin der bewaffneten Neutralität als genau dasselbe erweisen.

Man pflegte bis jetzt immer zu sagen, die erste bewaffnete Neutralität sey im Sande verlaufen; die englische Politik habe mit ihren Gegnern einzeln verhandelt, und als das Bündniß getrennt gewesen, habe Rußland auf dessen Führerschaft und auf den Wahlspruch „frei Schiff, frei Gut" stillschweigend verzichtet. Sybel hat das Verdienst (im zweiten Bande seiner „Geschichte der Revolutionszeit"), zuerst die Unterhandlung ans Licht gebracht zu haben, in Folge deren Rußland seinen Anspruch fallen ließ.

In den Friedensschlüssen von 1783 mit Frankreich und Spanien erneuerte England die Utrechter Stipulationen in Bezug auf die neutrale Flagge; man konnte also nicht sagen, es habe der bewaffneten Neutralität ein Zugeständniß gemacht, da es nur die früheren Verträge herstellte. Holland dagegen, das früher von England dasselbe Recht der neutralen Flagge eingeräumt erhalten, konnte die Erneuerung desselben im Frieden von 1784 nicht erlangen, so wenig Großbritannien den Amerikanern, als es deren Unabhängigkeit anerkennen mußte, dieß Zugeständniß im Frieden von Versailles (3. September 1783) zu verwilligen sich entschloß. Holland und Nordamerika hatten aber auch zur bewaffneten Neutralität gehört. Offenbar war es durch dieß politische Verfahren den Engländern gelungen, das Bündniß zu sprengen; zwei von den Mächten ließen den Anspruch fallen, zu dessen Geltendmachung sie dem Bündniß beigetreten waren. Daß

man mit Frankreich 1786 die früheren Stipulationen auf den Fuß des Utrechter Vertrages erneuerte, ward in Erwiederung eines Angriffs des Marquis von Lansdowne von den Ministern dadurch gerechtfertigt, daß nichts unwahrscheinlicher sey, als ein Seekrieg, in welchem eine von beiden Mächten, England oder Frankreich, neutral bleiben würde.

Mit Rußland war man nicht im Kriege gewesen, es bedurfte also auch keines Friedensschlusses, und dem Handelsvertrag, von welchem lange die Rede gewesen (der frühere war 1786 abgelaufen), ging man ohne Zweifel absichtlich aus dem Wege. An der Schwelle der französischen Revolutionskriege hätte die zweite Theilung Polens bald eine ernste Verstimmung zwischen dem englischen und dem russischen Hofe herbeigeführt. Pitt war weit entfernt von dem Leichtsinn und der Verblendung, mit welcher, wie man aus Lord Mahon ersieht, Lord North einst die erste polnische Theilung betrachtet hatte. Wenn er gegen die zweite nicht förmliche Einsprache erhob, so war's, weil Katharina die Mittel gefunden, ihm ein Zugeständniß zu machen, das ihm von solcher Wichtigkeit erschien, daß es sein Schweigen bei diesem Anlaß rechtfertigen konnte.

Sybel [1] theilt aus den Berichten des niederländischen Gesandten Hogguer das Folgende mit. Die Gesandten der Seemächte erhielten sofort Kunde vom Abschluß des Theilungsvertrages zwischen Rußland und Preußen (am 23. Januar 1793). Lord Whitworth machte, ohne erhaltene Weisung, unverweilt noch im Januar ernste Vorstellungen. Der Staatsrath Warkoff hatte die Stirn zu antworten: die zukünftigen Ereignisse könne man nicht voraussehen, für den Augenblick aber werde keine Theilung stattfinden! Indessen, das System des Läugnens war auf die Dauer nicht durchzuführen. Am 6. Februar schon theilte Ostermann dem Lord Whitworth die für den russischen Gesandten Woronzow in London bestimmte Weisung mit, welche das versöhnende Wort aussprach: Rußland stehe von allen Vorrechten der bewaffneten Neutralität ab, und überlasse England, dieserhalben zu thun, was es für gut erachte. Am 11. Februar kam das Versprechen hinzu, nicht allein den russischen Unterthanen allen Handelsverkehr mit Frankreich zu verbieten, sondern auf die gleiche Maßregel auch in Stockholm und Kopenhagen

[1] Geschichte der Revolutionszeit (Düsseldorf, 1854) Band II. S. 206—210.

zu bringen. Ein Schreiben Katharinas an Woronzow (25. Februar) ermächtigte diesen zu der Erklärung: wenn England Mittel finde, die polnische Theilung zu verhindern, so habe die Kaiserin nichts dagegen; sie werde nur durch Preußen dazu, wider ihren Wunsch, angetrieben; übrigens wolle sie gerne mit England in einen Bündniß- und Handelsvertrag treten, und erwarte in dieser Hinsicht die Anträge des englischen Ministeriums.

Diese Anträge ließen nicht lang auf sich warten. In Folge derselben sind am 25. März 1793 in London zwei Verträge unterzeichnet: der eine erneuert den Handelsvertrag von 1766, der andere enthält das Kriegsbündniß gegen „die Personen, welche in Frankreich die Regierungsgewalt ausüben," und darin diesen merkwürdigen vierten Artikel: „Ihre Majestäten machen sich anheischig, all ihre Anstrengungen zu vereinigen, um andere in diesen Krieg nicht verwickelte Mächte zu verhindern, bei dieser Angelegenheit von gemeinsamem Belang für jeden civilisirten Staat, direkt oder indirekt, in Folge ihrer Neutralität, dem Handel oder dem Eigenthum der Franzosen auf der See oder in den Häfen Frankreichs irgend einen Schutz zu geben."

Also die Urheberin der bewaffneten Neutralität vereinigt sich mit England, um der neutralen Flagge den Schutz feindlichen Eigenthums — denjenigen Schutz, den Rußland in Anspruch genommen, England geweigert hatte, zu untersagen. Die Prophezeiung von Sir James Harris war erfüllt, Katharina hatte nicht allein ihren eigenen Grundsätzen den Rücken gekehrt, sondern das englische Manifest gegen Rußland (18. December 1807) konnte mit Recht sagen, keine Macht habe die englischen Grundsätze mit größerer Härte und Strenge in Anwendung gebracht, als eben Rußland unter der Kaiserin Katharina. Gewiß, es war ein Triumph für Pitt, um so glänzender, da die demüthigenden Maßregeln seines Nebenbuhlers ganz vergeblich geblieben waren. Und der Preis, um welchen Pitt diesen Triumph erkauft hat? Nun, der Preis war ein solcher, auf den es der englischen Politik niemals ankam, wenn es galt, sich einen Vortheil zu suchen. Die Catalonier, die Genueser, die Sicilier, die Norweger wissen davon mitzureden, ob Englands Politik sich ein Gewissen daraus macht, wenn sie ihre Rechnung dabei findet, ein freies Volk, soviel an ihr ist, fremder Gewaltherrschaft zu überantworten.

Das ist der Zusammenhang zwischen der bewaffneten Neutralität und der polnischen Theilung.

Andere Zeiten kamen und ein anderer Herrscher saß auf Rußlands Thron. Pauls stürmische Launen, die Principlosigkeit und Rücksichtslosigkeit seiner auswärtigen Politik, die Unzurechnungsfähigkeit mindestens der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit, sind bekannt genug. Heftige Feindschaft gegen die Engländer ließ ihn die Grundsätze der bewaffneten Neutralität, nachdem seine Mutter sie verläugnet, wiederum hervorsuchen, um einen vermehrt. Dieser Grundsatz, der fünfte, war nicht ganz neu. Er besagte: wenn Handelsschiffe unter bewaffnetem Geleit eines Staatsschiffs gehen, so soll die einfache Erklärung des Befehlshabers, es sey keine Contrebande an Bord, die Handelsschiffe von jeder Durchsuchung abseiten der Kriegführenden befreien. Die Niederlande hatten 1657 schon versucht, dieß Cromwell gegenüber geltend zu machen; Dänemark hatte in seinen Seegesetzen 1683 die Befehlshaber bewaffneter Geleitschiffe zur Abwehr jeder Durchsuchung geradezu verpflichtet; von Rußland war im September 1781 der Grundsatz zu Gunsten eines schwedischen Schiffes, Spanien gegenüber, behauptet,[1] und dann in mehrere Verträge (1782 mit Dänemark, Artikel 18, 1787 mit Frankreich, Artikel 31, mit beiden Sicilien, Artikel 20, mit Portugal, Artikel 25) aufgenommen worden.

Dänemark und Schweden hatten, auch nach dem Abfall Rußlands, an den Grundsätzen der Neutralität festgehalten. Dänische und schwedische Kapitäne hatten während des Seekrieges 1799 dem Begehren der Engländer, die unter ihrem bewaffneten Geleit segelnden Schiffe dennoch durchsuchen zu wollen, muthvollen Widerstand entgegengesetzt; die Uebermacht hatte sie zuletzt wohl entwaffnet, aber nicht geschreckt; durch Unterhandlungen und durch das Erscheinen eines britischen Geschwaders in der Ostsee ließ Dänemark endlich sich bewegen, in einer vorläufigen Convention vom 29. August 1800 den Rechtspunkt einer fernern Erörterung vorzubehalten, einstweilen aber sein bewaffnetes Geleit einzustellen.

Zwei Tage vor Unterzeichung dieser Convention erließ der Kaiser Paul die Einladung an die Ostseestaaten Schweden, Dänemark und Preußen, ein Bündniß zur Herstellung der neutralen

[1] Nähere Nachweisungen bei Ortolan diplomatie de la mer (zweite Ausgabe, Paris 1853), Band I, S. 429; Band II, S. 227—231.

Rechte einzugehen. Gleichzeitig legte er Beschlag auf alles in Rußland befindliche englische Eigenthum. Sein Zorn gegen England ward noch ferner geschürt durch die, wie er behauptete, vertragswidrige Nichtübergabe der Insel Malta.

Nichts konnte den nordischen Staaten unerwünschter seyn, als sich zu einem Bündniß zwingen zu lassen, das unzweideutig durch Feindseligkeit gegen England eingegeben war, und das sehr leicht sie der Rache Englands preisgeben mochte. Der König von Schweden hat vergebens sich bemüht, bei persönlicher Anwesenheit in St. Petersburg Milderungen auszuwirken. Dänemark war in einer seltsamen Lage; Angesichts seiner so eben unterzeichneten Convention sollte es ein Recht, nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand, aufrechthalten, dessen Erörterung es vertagt, auf dessen Ausübung es vorläufig verzichtet hatte. Und was sollte aus dem seit dem Baseler Frieden so ängstlich gehüteten Neutralitätssystem Preußens werden?

Man sieht es den Maßnahmen dieser Regierungen an, daß sie nicht nach einem Princip erfolgten, das sie mit freiem klarem Entschluß sich angeeignet hätten, sondern nach dem Machtgebot der übeln Laune eines Stärkeren. Am 16. December 1800 traten Schweden und Dänemark, am 18. December trat Preußen in das russische Bündniß. Zu Ende März 1801 besetzten die Dänen Hamburg, oder richtiger, die Thore und Wälle der Stadt, belegten englisches Eigenthum mit Beschlag und störten die Schifffahrt, indem sie Tonnen und andere Marken des Fahrwassers wegnahmen. „Die Besetzung Hamburgs," sagt ein englischer Völkerrechtslehrer,[1] „war, im besten Fall, ein Versuch, das Völkerrecht zu vertheidigen mittelst eines direkten Bruchs des Völkerrechts; ein Versuch, ein bestrittenes Princip mittelst der Verletzung eines allgemein anerkannten zu behaupten, ein zweifelhaftes Recht durch ein unzweifelhaftes Unrecht zu schützen, und die Freiheiten der Neutralen durch eine schreiende Kränkung der Neutralität zu erweitern." Preußen hat etwas Aehnliches, auch gegen Hamburg, verübt, was freilich dem englischen Schriftsteller nicht bekannt war, was aber eine gleiche Principlosigkeit und Begriffsverwirrung zur Schau stellt. Ein englischer Kreuzer hatte ein preußisches Schiff im Texel aufgebracht und nach

[1] William Oke Manning Commentaries on the law of Nations (London 1839), S. 364.

Curhaven geführt. Preußen verlangte, die hamburgischen Behörden sollten die Prise dem Engländer mit Gewalt abnehmen und dem Eigenthümer zurückgeben. Nun gehört es zu den aller Welt, mit Ausnahme des Hrn. v. Haugwitz, bekannten, ganz unbestrittenen Sätzen des Völkerrechts, daß der Neutrale die Entscheidung über die Rechtmäßigkeit einer Prise nicht anders auf sich nehmen darf, als wenn die Prise mit Verletzung seines neutralen Gebietes aufgebracht oder wenn sie einem seiner Unterthanen abgenommen und durch was immer für einen Zufall in sein Gebiet gebracht wird. Keiner von beiden Fällen lag vor; vergebens setzte der hamburgische Senat auseinander, was mit der Neutralität vereinbar, was mit ihr unvereinbar sey; vergebens nahm er Rath von der Furcht, kaufte dem Engländer seine Prise ab und schenkte sie dem früheren Eigner; Ritzebüttel ward doch von den Preußen besetzt. Auch Hannover ward von ihnen besetzt, und es hält in der That schwer, nicht an ein heimliches Einverständniß des Kurfürsten von Brandenburg mit seinem Collegen von Hannover zu glauben. Gewiß ist, daß Preußen dem Kaiser Paul nicht genug that; er ließ es seine schwere Hand empfinden, indem er allen Landhandel durch die preußischen Staaten mit der ferneren Bestimmung nach England (durch Ukas vom 23. Februar 1801) verbot. Eben so gewiß ist, daß Preußen von England geschont ward. Charles Grey (der nachmalige Graf Grey) sagte bei der Adreßdebatte im Februar 1801 ganz unumwunden: „Es ist nicht die Politik eines großen Staates, sondern es ist ein elender, schmählicher Kunstgriff, Preußen, das man für stark hält, nicht anzugreifen, während man Schweden und Dänemark angreift, weil man sie für schwach hält."

Dänemark mußte das Bad kühlen. Der Sieg in der Seeschlacht von Kopenhagen (am Gründonnerstag, 2. April 1801) war von den Engländern theuer erkauft. Der Waffenstillstand vom 9. April suspendirte auf vierzehn Wochen den Vertrag der bewaffneten Neutralität, deren Urheber, der Kaiser Paul, in der Nacht des 23. März ermordet war. So begnügte man sich denn, Schweden bloß zu bedrohen; die veränderte Politik Rußlands war durch einen Courier sogleich nach Alexanders Thronbesteigung vorläufig in Aussicht gestellt, am 20. April durch den Grafen Pahlen förmlich angezeigt worden. Alexanders Friedensliebe war unter der Voraussetzung verkündet, wenn „die Gerechtigkeit und Mäßigung des Londoner

Kabinets ihm verstatten werde, die Humanität mit demjenigen in Einklang zu bringen, was der Kaiser der Würde seiner Krone, den Interessen seiner Verbündeten schuldig sey."

Schöne Worte; wie hat Rußland sich aus der Sache gezogen? In der maritimen Convention vom 17. Juni 1801 ward in ausdrücklichen Worten ausgesprochen, daß die neutrale Flagge feindliches Eigenthum nicht schützen soll. Nachdem der oberste, zweimal mit solcher Emphase in alle vier Winde gerufene Grundsatz der bewaffneten Neutralität so ohne Schwertstreich von russischer Seite verläugnet war, kann es niemanden befremden, wenn man bei dem neu hinzugekommenen Anspruch sich auch billig finden ließ. Man begnügte sich mit dem halben Zugeständniß, daß Schiffe unter bewaffnetem Geleit wohl von Kriegsschiffen, nicht aber von bloßen Kreuzern sollten durchsucht werden. Auch hatte man die Gefälligkeit, in der Definition der effektiven Blokade ein Wörtlein einschmuggeln zu lassen; hatte man früher nur die Blokade anerkennen wollen, die von fest stationirten und hinlänglich nahen Schiffen gehandhabt sey, so blieb den Engländern, wie sie im Parlament sich rühmten, jetzt die Wahl, ihre Schiffe zu stationiren, oder sie herumkreuzen und neutrale Fahrzeuge, als des Blokadebruchs schuldig, aufbringen zu lassen, wenn man sich zufällig „hinlänglich nahe" befand, um diese Heldenthat auszuführen. [1]

Schweden und Dänemark waren durch Pauls Brutalität gezwungen worden, der zweiten bewaffneten Neutralität beizutreten. Jetzt ließ Rußland durch seinen Abfall ihnen keine Wahl, sie mußten der maritimen Convention beitreten. Alles Blut war vergebens vergossen.

Hören wir das Urtheil zweier Zeugen, eines Franzosen und eines Engländers, über den Charakter der russischen Nachgiebigkeit. Bignon sagt: „Die Convention vom 17. Juni ist einer der schimpflichsten Verträge, die jemals eine große Macht unterzeichnet hat, denn der Verzicht auf eines der köstlichsten Rechte kann nicht einmal die Entschuldigung der Nothwendigkeit für sich anführen. Der Widerspruch der Grundsätze, die man am 16. Dec. 1800 proclamirt, mit denjenigen, die man am 17. Juni 1801 zuläßt, ist

[1] Das Nähere in einem Aufsatz vom Verfasser der gegenwärtigen Vorstellung, über das Blokaderecht, in der Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaften 1852, S. 476 ff.

einer der nur allzu häufigen Beweise, wie jämmerlich es mit einem Lande bestellt ist, wo alles unzuverlässig ist, wie das Leben und die Laune eines Menschen" Alison sagt: „Dieser Vertrag ist ebenso glorreich für England, als er die Richtigkeit der englischen Auffassung des Völkerrechts in dieser wichtigen Angelegenheit bestätigt." Und dann erklärt Alison, ein größerer Lobspruch könne diesem Vertrag nicht ertheilt werden, als es von Napoleon geschehen, welcher geäußert: „Europa sah mit Erstaunen diesen schmählichen Vertrag von Rußland unterzeichnet und den Dänen und Schweden aufgenöthigt. Es war gleichgeltend mit Einräumung der Seeherrschaft des englischen Parlaments und der Knechtschaft aller übrigen Staaten. Der Vertrag war von der Art, daß England mehr nicht hätte wünschen können; eine Macht dritten Ranges würde sich geschämt haben, ihn zu unterzeichnen."

Rußland aber genügte es nicht, zweimal die Grundsätze der bewaffneten Neutralität ausgerufen und sie zweimal verläugnet zu haben.

Feindschaft gegen England war der Wahlspruch, der dem Kaiser Alexander im Tilsiter Frieden Napoleons Bündniß, Napoleons Gunst auf Kosten von Freund und Feind (auch Preußen weiß davon zu reden) verschaffte. Das russische Manifest vom 7. November 1807 ergeht sich in tugendhafter Entrüstung über den Raubzug der Engländer gegen Kopenhagen. „Der Kaiser erklärt, daß zwischen Rußland und England kein Vernehmen hergestellt werden wird, so lange nicht Dänemark von England Genugthuung erhalten hat. Er verkündet," heißt es ferner, „er verkündet von Neuem die Grundsätze der bewaffneten Neutralität, dieß Denkmal der Weisheit der Kaiserin Katharina, und er verpflichtet sich, diesem System niemals zuwiderzuhandeln." Mit der einen Verheißung ist es geworden wie mit der andern. Rußland hat nicht allein den Dänen keine Genugthuung verschafft, sondern es hat gethan, was an ihm war, damit den Dänen auch Norwegen entrissen werde. Und am 1. August 1809 — keine zwei Jahre nach dem Gelöbniß — erschien ein Ukas, dessen zweiter Artikel verfügt: „Schiffe, die theilweise mit Fabrikaten oder Erzeugnissen feindlicher Länder befrachtet sind, werden angehalten und die Waare confiscirt und zum Vortheil der Krone versteigert werden. Im Fall aber die bezeichneten Waaren mehr als die Hälfte der Ladung

ausmachen, soll nicht allein die Ladung, sondern auch das Schiff confiscirt werden!"

3. Frankreich und die Grundsätze der bewaffneten Neutralität.

Die Welt vernahm es mit einigem Kopfschütteln, als am 25. April 1780 der König von Frankreich die Mittheilung der Kaiserin von Rußland glückwünschend in dieser Weise beantwortete: „Das seyen die Grundsätze, welche der französischen Marine vorgezeichnet seyen, dieß das System, welches der König mit dem Blute seiner Völker aufrechthalte." Ganz grundlos war das Befremden, das Mißtrauen eben nicht. Nahm man die alten Marineordonnanzen zur Hand — die alte, berühmte, durch Valin meisterhaft erläuterte von 1681, aus der Zeit Ludwigs XIV., oder auch das erneuerte Reglement von 1704 — so begegnete man einem System, das an unmotivirter Härte gegen die Neutralen Alles überbot, eben demjenigen, das oben bereits, in den einleitenden Bemerkungen, unter Anführung zweier barbarischen Rechtssprüchwörter bezeichnet worden. Wenn ein Neutraler seine Waare an Bord von Feindesschiffen verladen hatte, so ward die Waare confiscirt; sie war angesteckt durch den Charakter des feindlichen Fahrzeuges, verlor die Eigenschaft der Neutralität. Wenn ein Neutraler Feindesgut an Bord seines Fahrzeuges geladen, so war das Fahrzeug selbst und alles an Bord befindliche neutrale Gut verfallen; es war angesteckt, im Auge der französischen Ordonnanzen war die neutrale Eigenschaft, die politische Unschuld, dahin. Wenn man dieser Anordnung auf den Grund geht, so wird man sich überzeugen, sie kann nur auf dieser Vorstellung beruhen, aller Verkehr des Neutralen mit dem zeitweiligen Feinde Frankreichs, also die Neutralität selbst, sey ein strafbares Verbrechen gegen Frankreich — strafbar nach französischem Gesetz, klagbar vor französischen Gerichten.

Allerdings war die Sache in der Praxis nicht ganz so gefährlich. Nicht allein waren einzelne Staaten (die Hansestädte z. B. und die Holländer) vertragsmäßig ausgenommen, sondern das Parlament von Paris [1] hatte schon 1592 erkannt: der Grundsatz

[1] Life of Sir Leolque Jenkins Band II, S. 720. (London, 1724.) Die Angabe wird bestätigt durch eine Weisung an die hamburgischen Gesandten vom 17. Mai 1654: „Die Constitution Henrici III. von Robe des ennemis u. s. w. ist wider die Hamburger unseres Wissens zu keiner Observanz gebracht, und durch

(der aus Franz I. Seeordonnanz von 1543 herrührte) sey außer Uebung und dadurch hinfällig geworden, in neunundvierzig Jahren sey er nicht ein einzigesmal von den Gerichten in Anwendung gebracht; die Absicht bei der ersten Verkündigung sey nur gewesen, die Neutralen zu schrecken. Aber wahr blieb es doch, daß der Grundsatz in einem Reglement nach dem andern, zuletzt noch in dem von 1704 sich wiederholte, und daß erst 1744 die Androhung der Confiskation des Schiffes wegfiel.

Noch mehr. Frankreich hatte schon im 17. Jahrhundert einzelne Verträge geschlossen auf den Fuß von „frei Schiff, frei Gut;" es hatte an den Utrechter Verträgen sich betheiligt, welche diesen Grundsatz bekanntlich für mehrere Mächte, die ihn unter sich früher befolgt hatten, erneuerten; und es ließ nicht allein den schreienden Mißton jener Ordonnanzen fortbestehen, sondern es war weit entfernt, auch nur in seinen Verträgen einen und denselben Satz zu Grunde zu legen. In der Zwischenzeit von 1714 bis 1780 hat es nur zwei Verträge geschlossen (mit Holland 1739 und mit Dänemark 1742), in welchen zugegeben ist, daß die Flagge die Waare decken soll; zwei andere Verträge, der eine ganz kurz nach dem Utrechter, 1716 mit den Hansestädten, der andere unmittelbar vor der bewaffneten Neutralität, 1779 mit Mecklenburg, verweigern ausdrücklich dieß Zugeständniß. [1]

Das Reglement von 1778 enthielt nicht, verneinte aber auch nicht den Satz „frei Schiff frei Gut." Deutsche Publicisten (Hennings und Büsch) haben gleichzeitig gemeint, er sey ausgeschlossen;

Sanktion von 1650 aufgehoben." (Sie erschien aber wieder in der Ordonnanz von 1681.)

[1] Eine halbamtliche Denkschrift »**Mémoire sur la conduite de la France et de l'Angleterre à l'égard des neutres**« (Paris, 1819) S. 36 wirft die Frage nach dem Grund dieses Widerspruchs auf, ohne sie beantworten zu können. In Bezug auf die Hansestädte habe ich an einem andern Ort (über die Neutralität des deutschen Seehandels in Kriegszeiten, Hamburg 1841, S. 18 ff.) die Sache aus den Akten im Archiv der hamburgischen Commerzdeputation erläutert. Ich will hier nur bemerken, daß die Hansestädte ein anderes, sehr werthvolles Zugeständniß erhielten: nämlich (und zwar mit des Kaisers Zustimmung) sollte selbst während des Reichskrieges ihre Flagge in Frankreich für neutral gelten. Ich habe mir erzählen lassen, kann es aber nicht verbürgen, daß Mecklenburg 1779 auf denselben Fuß mit Frankreich contrahirt habe. Sollte dieß sich bestätigen, so würde die Gleichförmigkeit auch der ungünstigen Bedingungen sich erklären.

französische behaupten noch immer, er sey zwischen den Zeilen zu lesen; die Hauptsache ist, die französischen Gerichte haben in diesem Sinn das Reglement ausgelegt und zur Anwendung gebracht.[1]

Jedenfalls war Frankreichs Beitritt zur bewaffneten Neutralität ein Wendepunkt in seiner Politik. Hat es die Grundsätze derselben später vorübergehend bei Seite gesetzt, so war's nicht die Art von Verläugnung aus Laune oder dem augenblicklichen Vortheil zu lieb, wie bei Rußland; sondern es läßt sich im Benehmen der Feinde Frankreichs der bestimmende und, wenn nicht immer rechtfertigende, so doch erläuternde Grund nachweisen.

In der gesetzgebenden Versammlung stellte Kersaint (ein Mann der Gironde) den förmlichen Antrag auf Abschaffung der Kaperei nicht allein, sondern auch auf ein Verbot an die Kriegsschiffe, Privatschiffe des Feindes wegzunehmen, sofern sie nicht zum Kriege gerüstet seyen. Das Ministerium ließ auf diplomatischem Wege den andern Regierungen eine Verständigung in diesem Sinne antragen. Die Note von Chauvelin an Lord Grenville vom 25. Juli 1792[2] ist von der britischen Regierung ganz unbeachtet geblieben; einzig nur die Hansestädte haben mit Freude und ohne Rückhalt zugestimmt; daher denn auch (am 29. März 1793), als Frankreich

[1] Pistoye und Duverdy: traité des prises maritimes (Paris 1855) Bd. I. S. 344. Die Art, wie dieses Werkes, das als Umarbeitung und Fortführung des Valin unentbehrlich zu nennen ist — die Art, wie dieses ausgezeichneten Werkes jüngst bei einer Verhandlung im britischen Geheimerath (29. März 1855, die Ostsee; bei Soetbeer Aktenstücke Heft 8, S. 37) erwähnt worden, als eines solchen, das dem Richter oberster Instanz (in einer völkerrechtlichen Frage!) durch die Gefälligkeit eines Advokaten bekannt geworden sey, ist recht bezeichnend für das Minimum von Kenntniß festländischer Wissenschaft bei diesen englischen Gerichten. Ueberhaupt geht die Sorglosigkeit dieser Herren weit. So sagte neulich Dr. Lushington, der Admiralitätsrichter (27. Januar 1855, die Franciska, bei Soetbeer a. a. O. 29), wo es auf die Auslegung zweier Verträge mit Schweden und Dänemark von 1661 und 1670 ankömmt, er sey nicht im Stande, sich gleichzeitige Erläuterungen über die politischen Verhältnisse zu verschaffen, unter welchen die Verträge geschlossen. Hat Dr. Lushington niemals davon reden hören, daß es Archive gibt und wozu sie zu gebrauchen sind? Uebrigens hätte jeder Geschäftskundige aus gedruckten Büchern im britischen Museum ihm alle Daten, deren er bedurfte, nachweisen können.

[2] Recueil des traités conclus avec la république française. Theil II. S. 195. (Göttingen, 1797.)

sich entschloß, Kaperbriefe zu geben, die Flagge der Hansestädte ausdrücklich [1] ausgenommen ward.

England schloß mit Rußland den oben schon besprochenen Aushungerungsvertrag gegen Frankreich, am 25. März 1793, dessen volle Bedeutung ans Licht trat, als ein englischer Geheimerathsbefehl vom 8. Juni 1793 die englischen Kreuzer anwies, alle nach französischen oder durch Franzosen besetzten Häfen bestimmte neutrale Schiffe, die Getreideladungen an Bord haben, nach englischen Häfen zu schleppen, woselbst ihre Ladungen dem sogenannten Vorkaufsrecht unterworfen seyn sollten. Bernstorff setzte den diplomatischen Zudringlichkeiten seine berühmte, das Völkerrecht der Gewalt gegenüber muthig, wenn auch fruchtlos vertheidigende Staatsschrift entgegen. Den Franzosen wird kein Mensch verdenken, daß sie (9. Mai 1793) zur Selbstvertheidigung beschlossen: die neutralen Schiffe sollen aufgebracht, Feindesgut confiscirt, dem Schiffer Entschädigung wegen des Aufenthalts gegeben, Lebensmittel aber, sofern sie neutrales Eigenthum, sollen nach dem Preis an dem eigentlichen Bestimmungsort den Neutralen bezahlt werden. Auch ist das Eingangs angeführte Motiv im Auge zu halten: „da die neutrale Flagge durch die Feinde Frankreichs nicht respektirt wird;" es wird weiterhin, am 8. Juli 1796, in einem Befehl des Direktoriums, dahin näher präcisirt, daß gegen die neutrale Flagge, in Bezug auf Durchsuchung, Aufbringung und Confiskation dasselbe Verfahren eingehalten werden soll, welches sie von Seiten der Engländer sich gefallen läßt. Der Gesichtspunkt, der hier zu Grunde liegt, ist einmal in den menschlichen Verhältnissen begründet; will der Neutrale, daß sein Recht respektirt werde, so muß er es von keiner Seite mißachten lassen; wer sich von Einem beschimpfen läßt, kann nicht erwarten, daß ihm von den Andern besonders viel Ehre erwiesen werde. Und zu den andern Unbilden war noch hinzugekommen, daß England, in Erneuerung einer 1756 schon erhobenen, ganz und gar aus der Luft gegriffenen Anmaßung, den Neutralen (8. Jan. 1794) allen Verkehr mit den französisch-westindischen Colonien hatte verbieten wollen. Daß dergleichen zu heftigen Rückschlägen den Anlaß gab, ist nicht zu verwundern. Klingt doch der frische Eindruck solcher jetzt, wie

[1] Ortolan, Diplomatie de la mer Band II, S. 51 (zweite Ausgabe, Paris, 1853).

lange! verschollenen Gewaltmaßregeln uns in dem Zorn des Dichters wieder:

„— das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen, wie sein eignes Haus."

Ganz anderer Art ist das Gesetz vom 18. Januar 1798, daß die Eigenschaft eines Schiffes, ob neutral oder feindlich, nach der Ladung sich bestimmen soll. Das verneint nicht allein den Satz „frei Schiff, frei Gut," sondern es geht in die Spur der Ordonnanzen Ludwigs XIV. zurück. Das Direktorium hat auch bald genug seinen Fehler eingesehen [1] und die Ausgabe von Kaperbriefen eingestellt, sowie die der heimgekehrten Freibeuter nach und nach eingezogen. Die Consularregierung hat am 20. December 1799 dieß Gesetz aufgehoben und das Reglement von 1778 wieder hergestellt. Bei der Eröffnung des neueingesetzten Prisengerichtes, am 3. Mai 1800, sprach dessen Vorsitzender, Portalis, beredt und entschieden für die Rechte der Neutralen, und so viel an ihm war, hat die Verheißung Wort gehalten.

Wenn bei den Uebergriffen der Jahre 1792—1800 die Herausforderung ohne Frage von den Engländern ausging, so läßt sich dieß in Bezug auf die gegen das Völkerrecht im spätern Verlauf des Krieges verübten Excesse nicht mit derselben Bestimmtheit behaupten. Auch hatte Napoleon kein Recht, sich mit den Grundsätzen der bewaffneten Neutralität in der Weise zu identificiren, wie er es zu thun liebte. Vielmehr ist Grund vorhanden, anzunehmen, daß er um die Grundsätze selbst sich ebenso wenig ernstlich bekümmert habe, als die russische Katharina.

In dem Bericht des Ministers des Auswärtigen an den Kaiser Napoleon vom 10. März 1812 (abgedruckt, wie die meisten einschlagenden Aktenstücke, im ersten Band des Nouveau Receuil von Martens), in diesem Bericht, der als Manifest in Bezug auf Napoleons Auffassung des Seerechts zu betrachten, heißt es: „Die Flagge deckt die Waare; die Waare unter neutraler Flagge ist neutral, wie die neutrale Waare unter feindlicher Flagge feindlich ist." Das seyen, heißt es weiterhin, die Pflichten der Kriegführenden gegen die Neutralen, das ihre beiderseitigen Rechte. Im Eingang des Berichts wird behauptet, die Seerechte

[1] Büsch, Bestreben der Völker sich im Seehandel recht wehe zu thun (zweite Ausgabe, Hamburg 1800, S. 406).

der Neutralen seyen feierlich durch den Utrechter Vertrag geregelt, welcher das gemeine Recht der Völker geworden. Am Schluß wird die Absicht ausgesprochen, den Krieg fortzuführen, bis England endlich willig sey, zu den Principien, welche die menschliche Gesellschaft begründen, zurückzukehren, das Völkerrecht anzuerkennen, die durch den Utrechter Vertrag geheiligten Rechte zu achten.

Nun ist sehr häufig, am schlagendsten vielleicht von Gentz,[1] nachgewiesen, wie wenig Vertrautheit mit der diplomatischen Geschichte es verräth, von „dem Vertrag von Utrecht" zu reden, und aus den oben angeführten Notizen kann man sich überzeugen, wie wenig im Lauf von etlichen und sechzig Jahren Frankreich sich beeifert hat, das „gemeine Recht der Nationen" seinerseits anzuerkennen. Und so wenig man der britischen Erwiederung (21. April 1812) Recht geben wird, wenn sie die Unbestreitbarkeit ihrer Ansprüche behauptet, so muß man doch gestehen, daß sie einen sehr erheblichen Einwurf gegen Napoleons Beweisführung geltend macht: daß nämlich im letzten Vertrag zwischen England und Frankreich jene Utrechter Stipulationen nicht erneuert sind. In der That, wenn Napoleon den Grundsatz, „daß die Flagge die Waare nicht decke," für einen so „infamen"[2] hielt, wie er es im Mailänder Dekret sagt, wie ist es möglich, daß er mit England Frieden, den Frieden von Amiens schloß, ohne von England den Verzicht auf jenen Grundsatz erlangt zu haben? Es ist gar nicht möglich, es

[1] Mémoires et lettres inédits S. 351 (Stuttgart, 1841). Die beiden Denkschriften sind ein Meisterstück von Dialektik, aber sie sind ganz im englischen Sinn gehalten. Gentz ließ sich für diese Art von Arbeit bezahlen.

[2] L'infame principe, que le pavillon ne couvre pas la marchandise. Daß jede Partei solche Worte gebraucht, und wie wenig damit erwiesen, mag man unter anderem daraus ersehen, daß Herr Urquhart in Newcastle am 1. November 1854 von den infamen Geheimerathsbefehlen (those infamous orders in Council) sprach, und darunter keine andern verstand, als die vom vorigen Frühjahr, wonach England für jetzt den Grundsatz „frei Schiff frei Gut" halten und sogar für russisches Eigenthum gewisse Milderungen eintreten ließ, wodurch denn, wie Herr Urquhart klagt, das Princip verläugnet worden, für welches Engländer ihr Blut vergossen; von welchem Nelson gesagt: das Recht, den Feind anzugreifen, wo man ihn finde, in seinen Gütern oder persönlich, sey ein Recht, für welches England den letzten Schilling und den letzten Blutstropfen hergeben müßte; ein Princip, für welches in gleicher Weise Wellington sich ausgesprochen, und was das Recht in sich fasse, jedes Mittel anzuwenden, um den Uebelthäter zu züchtigen. — Newcastle Journal. 4. November 1854.

so darstellen zu wollen, als hätte sich das stillschweigend von selbst verstanden. Der Vertrag von 1786 ist im Frieden von Amiens nicht erneuert, keiner der früheren Verträge ist erneuert. Daß England stillschweigend verzichten würde, war am allerwenigsten vorauszusetzen, da es, keine vier Monate vor den Präliminarien, die nordischen Mächte gezwungen hatte, in der „maritimen Convention" jenem „infamen" Grundsatz sich zu unterwerfen.

Man wird ferner sehr stutzig, wenn man unter den neutralen Rechten oder unter den von den Kriegführenden zu beobachtenden Pflichten die Wahrnehmung des Grundsatzes aufgeführt findet, daß die neutrale Waare unter feindlicher Flagge zur feindlichen werde, das heißt, daß sie, an Bord eines feindlichen Schiffes vorgefunden, der Confiscation verfalle. Daß im natürlichen Recht, man mag es nun mit den Augen eines Neutralen oder eines Kriegführenden betrachten, dieser Satz nicht begründet, daß er lediglich nur der Convenienz und den Conventionen Ursprung und Geltung verdanke, ist oben schon (in den einleitenden Bemerkungen) dargethan.

Begreiflicher Weise hat die bewaffnete Neutralität diesen Satz unter ihre Postulate nicht aufgenommen; allerdings auch nicht das Entgegengesetzte, nämlich daß Freundesgut an Bord von Feindesschiffen frei seyn solle. Das gänzliche Schweigen der bewaffneten Neutralität über diesen Punkt ist gewiß nicht zufällig, sondern bewußt und absichtlich; und Massé[1] wird wohl Recht haben, wenn er glaubt, man habe, um nicht gar zu anspruchvoll zu erscheinen, neben der Sicherheit von Feindesgut an Freundesbord nicht auch noch die von Freundesgütern an Feindesbord begehren wollen. Die Kaiserin von Rußland begnügte sich, in dem Reglement vom 29. Mai 1780 (bei Hennings 419) ihren Unterthanen die Warnung zu ertheilen: „Bei dieser Sicherheit der erlaubten Waaren auf neutralen Fahrzeugen müssen unsere Unterthanen auch Sorge tragen, die ihnen zugehörigen Güter nicht auf Schiffen der kriegführenden Mächte zu verladen, um alle Unannehmlichkeiten und Conflicte zu vermeiden." Darin liegt, wie man deutlich sieht, keineswegs eine Anerkennung des Grundsatzes, den Napoleon als einen dem gemeinen Recht der Nationen angehörenden verkündet, und

[1] Le droit commercial (Paris, 1844), Band I, S. 240.

dessen Anerkennung er von den Engländern, welche in diesem Fall die Neutralen, der Regel des Seeconsulates zufolge, entschieden besser behandelten, mit Waffengewalt erzwingen wollte! Dieß ist so widersinnig, daß man glauben darf, Napoleon habe sich nicht abgemäßigt, um die theoretische Bedeutung und die praktischen Folgen der von ihm als Lockspeise für die Völker des Festlandes verkündeten Sätze ruhig durchzudenken.

Was nun das Verfahren der beiden Kriegführenden, Frankreichs und Englands, in den Tagen der „Continentalsperre" betrifft, so sind die Zugeständnisse von Thiers[1] beachtenswerth. „Um das Monopol des Handels an sich zu reißen, mußte England die Neutralen quälen; um dem englischen Handel das Festland zu verschließen, mußte Frankreich allen Mächten Europas Gewalt anthun." Für Napoleon, sagt er ferner, sey keine andere Wahl geblieben, als entweder eine Landung in England, oder die Continentalsperre auszuführen.

Als den eigentlichen Anfang des Continentalsystems wird man den 15. Februar 1806 bezeichnen dürfen. An diesem Tage ist der zweite, modificirte Vertrag Preußens mit Frankreich unterzeichnet, in welchem, wie man aus Thiers[2] erfährt, zum erstenmal (denn Haugwitzens erster Vertrag vom 15. December 1805 enthielt die Zusage noch nicht) Preußen die Verbindlichkeit übernahm, Hannover, das es jetzt als souveränes Besitzthum sich schenken ließ, und die Mündungen der Weser und Elbe den Engländern zu verschließen. England war im vollen Recht, wenn es über diese Maßregel einer Regierung, die nicht im Krieg mit England zu seyn vorgibt, bittere Klage führte; es wäre im vollen Recht gewesen, wenn es sofort an Preußen den Krieg erklärt hätte, denn es war unter diesen Umständen ein Hohn, von preußischer Neutralität noch länger zu reden; auch war der Vertrag, den Haugwitz in Schönbrunn eingegangen, ausdrücklich als Off- und Defensivvertrag benannt; die Jämmerlichkeit der Berliner Hofpolitik war nur bei dem Namen erschrocken. Aber — England antwortete (16. Mai 1806, und man muß bedauern, daß der Name von Charles James Fox unter dem Rundschreiben steht) durch die Erklärung aller Häfen von

[1] Histoire du consulat et de l'empire (Paris, 1845), Band IV, S. 367.

[2] a. a. O. Band VI, S. 407. Vergl. S. 350, 400.

Brest bis zur Elbe in Blokadezustand, das heißt, indem es auf Kosten der wirklich Neutralen den völkerrechtlichen Begriff der Blokade mit Füßen trat. Das Berliner Dekret (21. November 1806), das allen Verkehr mit England oder mit englischen Waaren verbietet, enthält unter anderem diese Motive: England erkenne das Völkerrecht nicht an, wer seinen Handel treibe, begünstige seine Absichten, mache sich zu Englands Mitschuldigen; man müsse den Feind mit seinen eigenen Waffen bekämpfen. Sehr merkwürdig ist wiederum die Motivirung des Mailänder Dekrets (17. December 1807) — also der Antwort auf jene Geheimerathsbefehle, welche den Neutralen den Verkehr mit den französischen Colonien und mit Produkten derselben nur unter den willkürlichsten und lästigsten Beschränkungen erlaubten: die Engländer haben durch diese Anordnungen die Schiffe aller europäischen Völker entnationalisirt; es stehe nicht in der freien Wahl einer Regierung, über ihre Unabhängigkeit ein Abkommen zu treffen; bei Erhaltung der Selbstständigkeit ihrer Flagge seyen alle europäischen Souveräne gleichmäßig interessirt; man dürfe nicht durch unentschuldbare, schimpfliche Schwäche den Engländern Gelegenheit geben, ihr angemaßtes Recht zu befestigen; es werde deßhalb jedes Schiff, welcher Nation es auch angehöre, welches die Durchsuchung abseiten eines englischen Schiffes sich gefallen lasse, oder sich zu einer Reise nach England herbeigelassen, oder eine Auflage an die englische Regierung bezahlt, für entnationalisirt erklärt und als englisches Eigenthum betrachtet und behandelt. Indem man also die Neutralen in eine unmögliche Lage brachte — wenn sie die Bedingungen Frankreichs erfüllten, verfielen sie der englischen, erfüllten sie Englands Anforderungen, so verfielen sie der französischen Confiscation — so berief man von beiden Seiten sich auf das Völkerrecht. Und in dem Gedankengang des Mailänder Dekrets liegt etwas Wahres: es ist allerdings die Sache der Neutralen, sich solche Zumuthungen nicht gefallen zu lassen; sie mußten entweder zusammenhalten, wie ein Mann, und die Ungebühr abwehren, oder sie mußten mit dem einen der beiden Kriegführenden Partei machen gegen den andern, und vorher als Preis ihres Beitritts ihre Bedingungen stellen. Ein triviales Sprüchwort sagt: „Es ist kein Narr, der's einem ansinnt; der ist ein Narr, der's thut.“ Die Amerikaner haben mit den Engländern allen Verkehr abgebrochen und nachher, als auch ihre Kriegsflagge mißachtet war, erklärten sie

England den Krieg. Ein Engländer hat neuerdings Napoleons Raisonnement sich angeeignet. Es ist W. Oka Manning, der den Neutralen, insbesondere den Amerikanern alle Schuld beimißt, daß sie nicht zeitig Maßregeln ergriffen, um die Zurücknahme des Berliner Dekrets zu erzwingen. Auf der andern Seite hebt das Mailänder Dekret alle Ausnahmsmaßregeln ausdrücklich auf für alle Nationen, die es verstehen würden, die englische Regierung zu zwingen, daß sie ihre Flagge respektire.

Dem jetzigen Geschlecht sind diese Dinge so sehr aus der Kunde gekommen, daß diese Andeutungen, so weit sie eben mit unserem Zweck zusammenhängen, um so weniger zu umgehen waren.[1] Hinzugefügt mag noch werden, daß das Werk der Willkür gekrönt ward durch die beiderseits ertheilten Licenzen; das ist, durch die nach Gunst und Gaben an Einzelne ertheilte Erlaubniß, ausnahmsweise und mit glänzendem Gewinn ein Geschäft zu betreiben, das allen andern bei den schwersten Strafen verboten war, und das nur der rücksichtsloseste Schmuggelhandel mit seiner, einer besseren Sache werthen Todesverachtung, und einer allerdings noch glänzenderen Prämie, ohne Licenz betrieb. „Die Contrebande im Kleinen," sagt Bourienne, „ward mit dem Tode bestraft; die Regierung aber trieb sie im Großen; während unter Davoust nicht viel fehlte, daß ein Familienvater erschossen worden wäre, weil er ein Brot Zucker geschmuggelt, unterzeichnete Napoleon Licenzen für die Einfuhr einer Million Brote."

Eine Wahrnehmung ist einigermaßen tröstlich: daß heute unter Franzosen und Engländern fast nur eine Stimme ist über die von beiden Völkern in wetteifernder Rechtsverachtung damals getroffenen Maßnahmen. Bei Schriftstellern wie Massé, Ortolan und Hautefeuille versteht es sich von selbst, daß sie in jenen Rasereien die Verneinung allen Rechtes und die Verkennung aller Neutralität beklagen. Wenn aber Manning meint, es sey nicht nationales Vorurtheil, das ihn geneigt mache anzunehmen, daß England wenig Tadel treffen könne, da es nur durch ähnliche Maßregeln seinem Feinde wieder wehe zu thun gesucht, so hat dagegen Wildman, der die alte, orthodoxe englische Lehre in aller Strenge vorträgt (er wird in dieser Beziehung vielleicht der „letzte Römer"

[1] Eine pragmatische Geschichte derselben findet man in der Schrift von Kießelbach: Die Continentalsperre in ihrer ökonomisch-politischen Bedeutung (Stuttg. 1850).

bleiben, denn wir glauben nicht, daß Phillimore dem Einfluß der fortgeschrittenen Zeitansicht sich entziehen wird) mit einer, in seinem Munde um so werthvolleren Parteilosigkeit sich ausgesprochen. Das Berliner Dekret, die britischen Geheimerathsbefehle, das Mailänder Dekret seyen so viele Eingriffe in das Recht jedes neutralen Staates, den eigenen, gesetzlichen Handel mit dem kriegführenden fortzusetzen; sie haben dem einzelnen Staat die Befugniß beilegen wollen, internationales Recht durch einseitige Ordonnanzen zu verändern. Wenn man gesagt habe, es seyen eben erwiedernde Beschlüsse, und darin liege ihre Berechtigung, so sey schwer zu sehen, wie man dasjenige Wiedervergeltung nennen möge, was nicht auf den Uebelthäter zurückfalle, sondern auf den Beeinträchtigten. Habe doch auch Sir William Scott gesagt, es sey eine ganz ungeheuerliche Behauptung, wenn ein Staat sich Unregelmäßigkeiten erlaubt, daß deßhalb jeder andere Staat vom Völkerrecht entbunden und nach eigenem Ermessen zu handeln befugt sey.[1]

Der Wiener Congreß hat für das Völkerseerecht Nichts gethan. Nicht einmal einzelne Verträge, wie einst in Utrecht, sind dort abgeschlossen, welche die streitigen Fragen für die Vertragschließenden wenigstens erledigt hätten. Es ist glaublich, daß England die Verhandlung einer Angelegenheit hintertrieb, bei der es kaum auf die Unterstützung seiner Ansprüche abseiten eines andern Staates zählen konnte, und Frankreich allerdings war nicht in der Lage, für die Sache etwas thun, die Engländer also herausfordern zu können.

Uebrigens hat Frankreich späterhin Farbe gehalten. In den Verträgen, die es seit der Julirevolution namentlich mit amerikanischen Staaten geschlossen, hat es das Recht der neutralen Flagge nirgend vergessen. Es hat die Uebung desselben an eine zweckmäßig bedingte Klausel geknüpft, die wir weiter unten werden kennen lernen, denn sie ist zuerst von den Amerikanern aufgestellt, die wir jetzt auf den Schauplatz treten lassen.

[1] Massé: Droit commercial (Paris 1844) Band I, §. 250, S. 246. — Theodor Ortolan: Diplomatie de la mer (2 Ausg., Paris, 1853), Band II, S. 145. — Hautefeuille: Des droits et des devoirs des nations neutres (Paris, 1849), Band III, S. 279. — Manning: Commentaries on the law of nations (London, 1839), S. 347. — Wildman: Institutes of international law (London, 1850) Band II, S. 183 ff.

4. Die Amerikaner.

Am 31. Mai 1780 gab Franklin [1] dem Präsidenten des Congresses in folgenden Worten Kunde von der bewaffneten Neutralität: „Was auch immer früher das Völkerrecht gewesen seyn mag, alle neutralen Mächte erscheinen, in Folge einer Aufforderung Rußlands, jetzt geneigt, es abzuändern, und die Regel zur Geltung zu bringen, daß frei Schiff frei Gut macht, außer in dem Fall von Contrebande." Man wird sich nicht täuschen über den Gesichtspunkt, welchen Franklin nimmt, wenn er von einer Abänderung des bestehenden Völkerrechts spricht. Daß eine solche nur durch freie Zustimmung der Staaten zu Stande kommen könne, darüber war sicherlich Franklin ebenso wenig im Unklaren, als einige der gekrönten Theilnehmer der bewaffneten Neutralität. Schweden namentlich und Preußen stellten einen beim allgemeinen Frieden zu vereinbarenden Coder der Neutralität in Aussicht. [2] Eines übrigens konnte auch der schwächste, der jüngste aller Staaten sofort für die Sache thun: er konnte als Kriegführender die Anerkennung der von den Neutralen in Anspruch genommenen Rechte in seine Marime aufnehmen. Es gereicht dem Congreß zur Ehre, daß er dieß in seiner Prisenordonnanz vom 27. März 1781, [3] unverweilt gethan hat.

Indessen, Franklin blieb nicht dabei stehen in seinen Wünschen

[1] Bei Elliot, the American diplomatic Code (Washington, 1834) Bd. II, S. 477. Außer diesem vortrefflichen Werke, dem übrigens (nach 21 Jahren!) eine Fortsetzung recht sehr zu wünschen wäre, ist der urkundliche Inhalt des gegenwärtigen Abschnitts großentheils den folgenden, amtlichen Sammlungen entnommen: The diplomatic Correspondence of the American Revolution, edited by Jaced Sparks (Boston, 1829 ff.), acht Bände. Actes et Mémoires, concernant les négociations entre la France et les états-unis de l'Amerique 1793—1800 (London, 1807 drei Bände). President Monroe's instructions. Commissions to private armed vessels etc. 33. Congress 1. Session. Ex. Doc. No. 111. (Aktenstücke 1823—1840, dem Hause der Repräsentanten vorgelegt am 21. Juni 1854; 80 Seiten 8°.) Rights accorded to Neutrals and rights claimed by Belligerents. (Aktenstücke 20. Januar bis 9. Mai 1854, dem Hause der Repräsentanten vorgelegt am 11. Mai 1854; 23 Seiten 8°.)

[2] Schwedische Denkschrift 17. Februar 1781. Russisch-preußische Convention, 8. Mai 1781. Dritter Separatartikel. Martens Recueil (2. Ausg. 1818), B. III, S. 239 und 251. Vergl. Pickerings Weisung an Pinckney, 16. Januar 1797. Actes et mém. Band I, S. 291.

[3] Clark: Naval Hist. of the U. S. (Philadelphia, 1814) Band II, S. 79.

für die Reform des Völkerrechts im Seekriege. Sein Lieblingsgedanke war die Abschaffung aller Kaperei. Und er fand sich in der Lage, nicht nur wie mancher andere Denker eine neue Ordnung der Dinge zu träumen, sondern auch im praktisch-politischen Leben den Anstoß zu geben. Die seitdem erschienene diplomatische Correspondenz bestätigt das Zeugniß von Jefferson, der im hohen Alter in einem der letzten Briefe, die er geschrieben,[1] mit Freuden auf den Antheil zurückblickt, den er selbst an jenen Verhandlungen genommen, zugleich aber ganz unzweideutig Franklin die erste Anregung zuschreibt. Es war am 14. Januar 1783, daß Franklin dem britischen Commissär Richard Oswald, den Lord Shelburne nach Paris geschickt hatte, einen Vorschlag zur Abschaffung der Kaperei vorlegte, den er zur Zeit noch nicht einmal mit seinen Collegen durchgesprochen hatte. Er motivirt denselben mit Gründen nicht allein der Humanität, sondern auch der Nützlichkeit. Die Beraubung von Kaufleuten auf hoher See (ein Ueberrest des alten Seeraubes) sey vielleicht ganz im Anfang, nicht aber im Verlauf eines längeren Krieges, ein einträgliches Gewerbe; im Verhältniß, wie die feindlichen Kauffahrer sich besser vorsehen, besser bewaffnen und unter Convoi segeln, werde die Aussicht auf Beute geringer, es sey eine Lotterie, und eine der verderblichsten; verloren seyen die Arbeitskräfte, die auf die Vermehrung des wirklichen Nationalreichthums hätten verwendet werden können; die Mannschaft entwöhne sich des geregelten Fleißes, gebe sich dem Trunk hin und der Ueppigkeit; auch lehre die Erfahrung, daß auf den erbeuteten Reichthümern kein Segen hafte. Er wünsche mehr als er erwarten dürfe, daß der Vorschlag angenommen werde; doch könne derselbe am passendsten von einem Volk ausgehen, das, wie die Amerikaner, bei der Kaperei mehr zu gewinnen als zu verlieren habe; jedenfalls werde der Artikel denjenigen Nationen, die ihn zuerst unter sich vereinbaren, zur Ehre gereichen.

Das Coalitionsministerium sandte, zur ferneren Unterhandlung des Definitivfriedens, David Hartley nach Paris, Franklins vieljährigen persönlichen Freund. Auch diesem theilte er den motivirten Vorschlag mit. „Ich würde mich glücklich schätzen, könnt' ich, bevor ich sterbe, diese Verbesserung des Völkerrechts ins Werk gesetzt sehen." Wenn irgend ein Volk, fährt er fort, so könnten die Amerikaner

[1] Mem. and Corresp. (Boston, 1830), Band IV, S. 439.

von der Kaperei Nutzen ziehen; werthvolle Ladungen, die, man möchte sagen, vor ihrer Thür vorbeipassiren, könnten sie auf kurzen, wenig kostspieligen Zügen erreichen: zehn von ihren eigenen, ins Gewicht fallenden Ladungen kommen einer einzigen fremden an Werth kaum gleich. Er besorge nur zu sehr, die Erfolge der amerikanischen Kaper möchten sich an dieß unheilvolle Spiel bereits gewöhnt haben; er könne nicht wünschen, in seinen Landsleuten neue Barbaresken sich bilden zu sehen. [1]

Die Sache lag ihm sehr am Herzen. In einem Brief an Vergennes vom 8. Mai 1783 schildert er das Elend, das die Kaperei über Tausende von Kaufleuten und deren Familien, von Gewerbtreibenden und Landleuten, also über den nützlichsten und harmlosesten Theil der Bevölkerung bringe. Daß er den äußeren und augenblicklichen Gewinn, den Amerika aus der Kaperei ziehen könnte, nicht gering anschlug, sieht man aus einer Bemerkung in seinem Tagebuch, 10. Juli 1784: „In einem Kriege mit den europäischen Völkern würden die Amerikaner am besten thun, ihre eigenen Schiffe nicht zum Handel, sondern nur als Kreuzer zu verwenden."

Hartley schreibt, nachdem der Definitivfriede unterzeichnet, aber von einer Vereinbarung über Handel und Schifffahrt noch die Rede ist (24. September 1783): „Ich habe ein Wort für unsern Quäkerartikel eingelegt, und, wie ich hoffe, nicht ganz ohne Eindruck." Franklin antwortet (16. Oktober): „Ich bin mit Ihnen der Meinung, daß Ihr Quäkerartikel gar nicht übel ist und daß mit der Zeit die Menschen verständig genug seyn werden, ihn anzunehmen; aber ich fürchte, die Zeit ist noch nicht da." [2]

Die Zeit war noch nicht da. Doch ließ er durch den vergeblichen Anlauf bei den Engländern sich nicht irren. Er wandte sich an den Congreß, und der Congreß ließ den Grundsatz in die Instruktionen setzen, nach welchen die amerikanischen Bevöllmächtigten mit den Hauptstaaten Europas Handelsverträge vorbereiten sollten.

[1] Möge es erlaubt seyn, bei diesem Anlaß der trefflichen, durch Herrn Prof. Vreede in Utrecht mir bekannt gewordenen Arbeit eines frühe verstorbenen Niederländers zu gedenken. J. J. Baud, Proeve eener geschiedenis der strafwetgewing tegen de Zeeroovery (Utrecht, 1854).

[2] Diplomatic Correspondence. Band IV, S. 66, 106, 171, 172. Memoires of the life and writings of B. Franklin (London, 1818) Bd. II, S. 152. Vergl. eine ähnliche Aeußerung von Jefferson über die zur Kaperei günstige Lage Amerikas. Mem. and Corresp. Band I, S. 53.

Am 14. März 1785 schrieb Franklin einem Freund: „Wenn gleich günstiger als irgend ein Volk Europas für die Kaperei gelegen, bieten wir doch in allen unsern Unterhandlungen einen Artikel an, wonach in künftigen Kriegen von keiner Seite Kaperbriefe ausgegeben werden, vielmehr unbewaffnete Kauffahrer von beiden Seiten ihre Fahrt ungestört sollen fortsetzen können.“ [1]

Noch im selben Jahr gelang es, einen Vertrag auf diesen Fuß abzuschließen — mit Friedrich von Preußen, am 10. September 1785. Die Beziehungen zum Berliner Hof datiren ein ziemliches weiter zurück. Am 15. März 1777 schon hatte der Baron Schulenburg sich an die amerikanischen Bevollmächtigten gewendet; im Juni 1777 finden wir Arthur Lee in Berlin, im Juli erhält William Lee Auftrag, in Wien und Berlin die Anerkennung der amerikanischen Unabhängigkeit nachzusuchen. Der König verweigert den von England gemietheten Truppen den Durchmarsch in seinen Staaten; er läßt durch Schulenburg erklären, er könne nicht der Erste, werde aber gewiß auch nicht der Letzte sein, ihre Unabhängigkeit anzuerkennen. Die diplomatische Correspondenz ist voll von Beweisen, wie sehr man in Berlin wünschte, Handelsverbindungen mit Amerika anzuknüpfen. [2] Eine Uebersicht der unterscheidenden Züge dieses berühmten Vertrages von 1785 wird hier am Orte seyn.

Der 13. Artikel beschäftigt sich mit dem frühern Begriff von Contrebande (les marchandises ci-devant appelées de contrebande). Waffen, Munition und andere Vorräthe jeder Art, für den Feind bestimmt, sollen nicht in der Weise als Contrebande gelten, um Confiscation oder Verurtheilung und Verlust des Privateigenthums nach sich zu ziehen. Es soll indessen erlaubt seyn, gegen billige Entschädigung Schiff und Ladung dieser Art so lange festzuhalten, als der Captor für nöthig erachtet. Gegen Bezahlung des vollen Werthes soll der Captor den Kriegsvorrath zu seinem eigenen Gebrauch verwenden dürfen; sofern aber der Schiffsführer bereit ist, die verdächtige Waare auszulösen, so soll er die Freiheit haben, ohne allen Aufenthalt seine Fahrt fortzu-

[1] Jefferson: Mem. and Corr. Band IV, S. 439. Life of Alexander Hamilton (Newyork, 1840), Band II, S. 305. Franklins Werke, Band II. S. 448.

[2] Elliot: Am. dipl. Band II, S. 469, 471. Dipl. Corresp. Band II, S. 65, 121, 122. Band IV, S. 192.

setzen. Der 23. Artikel enthält Bestimmungen für den Fall des Krieges zwischen beiden vertragschließenden Mächten. „Kaufleute sollen neun Monate haben, ihre Angelegenheiten in Ruhe abzuwickeln; Frauen und Kinder, Gelehrte aller Facultäten, Landbauer, Handwerker, Gewerbetreibende und Fischer, die unbewaffnet in Städten, Dörfern oder andern unbefestigten Plätzen wohnen, und im Allgemeinen diejenigen, deren Beruf zum Unterhalt und gemeinen Nutzen der Menschen dient, sollen die Freiheit haben, ohne Nachtheil für ihre Personen, Wohnungen, Hab und Gut, ihre Beschäftigung fortzusetzen. „Alle Handelsschiffe, zum Tausch der Erzeugnisse verschiedener Gegenden, also zur Erleichterung und Verbreitung der Bedürfnisse, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens bestimmt, sollen frei und ohne Belästigung ihres Weges ziehen, und die beiden vertragschließenden Mächte machen sich verbindlich, an bewaffnete Schiffe zum Kreuzen keinen Auftrag zu ertheilen, der sie berechtigen könnte, diese Art von handeltreibenden Fahrzeugen zu nehmen oder zu zerstören oder den Verkehr zu unterbrechen." Der 24. Artikel enthält eine Reihe von Bestimmungen, um das Loos der Kriegsgefangenen möglichst zu mildern, mit der Bemerkung, daß diese Verabredungen, ausdrücklich für den Kriegsfall getroffen, ebenso heilig wie irgend ein Grundsatz des Völkerrechts gehalten werden sollen.

„Der König," schreibt Franklin an Joy (19. September 1785) „hat ohne das mindeste Bedenken die neuen humanen Artikel gutgeheißen und zugestanden, welche der Congreß vorgeschlagen." Und Jefferson sagt in seinen Denkwürdigkeiten: „Der alte Fritz von Preußen kam uns in herzlicher Weise und ohne Bedenken entgegen." [1]

So oft man diesen Vertrag nennt, so oft bemerkt man, die Hauptbestimmung darin, bezüglich der Kaperbriefe, sey 1799 nicht erneuert worden. Das ist richtig, aber es wird nöthig seyn, die ganze Verhandlung von 1799 zu beleuchten, auf welche die dazwischen liegenden Zeitereignisse von entscheidendem Einfluß gewesen sind.

Die Kriege der französischen Revolution waren für die Vereinigten Staaten eine Zeit der schweren Prüfung. Washington war nach

[1] Diplom. Corresp. Band IV, S. 221. Jefferson: Mem. Band I, S. 50.

reifer Ueberlegung zum Entschluß der Neutralität gelangt.[1] Alle seine Handlungen zeigten, daß er es ernstlich damit meinte. Aber er hatte nicht allein mit den Schwierigkeiten zu kämpfen, welche das Verhältniß zu den Kriegführenden immer mit sich bringt; sondern der Parteigeist warf im jungen Freistaat seine Wellen höher als je zuvor. Es gab eine Partei, welche enthusiastisch für das republikanische Frankreich schwärmte. Wer ihre lebhaften und rücksichtslosen Aeußerungen nicht theilte noch guthieß, der galt für monarchisch und englisch gesinnt. Nicht nur der ältere Adams (der zweite Präsident, 1797—1801) ist aufs heftigste[2] angefeindet worden; Washington selbst ist dem Verdacht, daß er den Engländern geneigt sey, nicht entgangen.

Der französische Gesandte Genet, ohne behaupten zu wollen, daß Amerika zur thätigen Hülfleistung im Kriege vertragsmäßig verbunden sey, that Dinge, welche die Vereinigten Staaten nicht dulden konnten, ohne ihrer Neutralität zu entsagen. Er ließ werben, er gab Kaperbriefe aus, er setzte Commissäre ein, welche als Prisenrichter auf amerikanischem Gebiet über die aufgebrachten englischen Schiffe richten sollten. Washington verlangte und erwirkte auch seine Abberufung, und ein Neutralitätsgesetz stellte über die unrechtfertige Betheiligung amerikanischer Bürger an fremden Händeln Grundsätze auf, deren heilsame Strenge indessen einer so starken Partei mißfielen, daß das Gesetz im Senat bei gleichen Stimmen und durch den Stichentscheid des Sprechers angenommen ward.[3]

Der englische Geheimerathsbefehl vom 8. Juni 1793, von welchem oben schon die Rede war, und welcher die Aufbringung und den erzwungenen Verkauf aller nach Frankreich bestimmten Getreideladungen in englischen Häfen verhängte, traf besonders schwer die Rhederei und die Ausfuhr der Vereinigten Staaten. Madisson stellte im Hause der Repräsentanten einen Antrag auf Abbruch allen Verkehrs mit England, um die Zurücknahme jenes Befehls zu

[1] Die Fragen, die er seinem Kabinet vorlegte bei Bradford, History of the Federal Government (Boston, 1840). S. 60.

[2] S. die 1802 unterdrückte, 1846 aber veröffentlichte Parteischrift von John Wood: The suppressed History of the administration of John Adams. Philadelphia, 1846. Daselbst S. 27 und 137 die Beschuldigung des Monarchismus.

[3] Bradford a. a. O. 73. Vergl. Jefferson Manual of Parliamentary Practice (neue Ausgabe, Philadelphia 1850), S. 90, 124.

erzwingen. Der Staatssekretär Jefferson stattete im selben Sinne einen Bericht ab. Washington aber war für den Versuch einer Unterhandlung, und sandte zu diesem Endzweck John Joy im April 1794 nach England; eine Sendung, welche der Mehrheit im Hause der Repräsentanten nicht genehm war, wie sich bei der Debatte über die Präsidentenbotschaft zeigte. Der amerikanische Gesandte war angewiesen, gegen die Ausdehnung des Begriffs der Contrebande auf Lebensmittel Vorstellungen zu erheben. [1]

Joy unterzeichnete am 19. November 1794 einen nach seinem Namen häufig benannten Vertrag, der einige Clauseln enthielt, welche einen lang andauernden Sturm hervorriefen. Am Schluß des 12. Artikels war gesagt: man werde zwei Jahre nach dem eventuellen Frieden sich zu einigen suchen, ob und in welchen Fällen die neutrale Flagge Feindesgut decken, und in welchen Fällen Mundvorrath nebst andern, gewöhnlich nicht zur Contrebande gezählten Artikeln unter diese Rubrik gehören soll. Der 17. Artikel gab zu, daß Feindesgut, an Bord neutraler Schiffe gefunden, gute Prise sey; das Schiff indessen soll mit der übrigen Ladung ungestört seine Reise fortsetzen. Der 18. Artikel behandelt den Fall von Mundvorrath. Da man Schwierigkeit fand, sich über die Fälle zu einigen, so wird das Auskunftsmittel getroffen, daß solche Artikel, wenn sie nach dem bestehenden Völkerrecht Contrebande werden, zwar weggenommen, aber nicht confiscirt, sondern daß dafür neben dem vollen Werthe ein billiger Handelsgewinn, ferner Fracht und Entschädigung für den Aufenthalt erstattet werden soll.

Schon als im Beginn des Krieges die Engländer, ihrer Praxis gemäß, französisches Gut an Bord amerikanischer Schiffe wegnahmen, hatte der französische Gesandte Lärm geschlagen. Es war Jeffersons Aufgabe als Staatssekretär, ihm zu antworten. „Ich glaube," schrieb Jefferson 24. Juli 1793, „ich glaube, es kann nicht bezweifelt werden, daß nach dem allgemeinen Völkerrecht die Güter eines Freundes, im Schiff eines Feindes angetroffen, frei sind, die Güter eines Feindes aber, im Schiff eines Freundes gefunden, gute Prise werden." Einzelne Völker, fährt er fort, haben vertragsmäßig die entgegengesetzte, dem Handel minder lästige Norm vereinbart, aber

[1] Bradford a. a. O. 65, 71, 77, 78. Wheaton Hist. des progrès du droit des gens (3. Ausg. 1853), Band II, S. 38.

das sey ganz und gar Sache der einzelnen Verträge. „Ich sehe nicht ein, daß Frankreich im Ganzen Schaden haben kann; denn wenn gleich es seine Güter verliert, wenn sie von Engländern, Spaniern, Portugiesen oder Oesterreichern in unsern Schiffen gefunden werden, so gewinnt es dagegen unsere Güter, wenn es sie in englischen, spanischen, portugiesischen, österreichischen, holländischen oder preußischen Schiffen antrifft, und ich darf wohl versichern, daß wir mehr Waaren am Bord der Schiffe dieser sechs Völker haben, als Frankreich an Bord unserer Fahrzeuge; der Gewinn also ist auf Frankreichs, der Verlust auf unserer Seite; in der That, nach allen Seiten verlieren wir; wirkt das Princip zu unsern Gunsten, so ists um die Güter unserer Freunde zu schützen; wirkt es gegen uns, so büßen wir unsere eigenen Güter ein; und wir werden fortwährend verlieren, so lange der Grundsatz nur theilweise anerkannt ist. Wenn wir ihn allen Völkern gegenüber erlangt haben, so werden wir weder gewinnen noch verlieren, werden aber lästigen Durchsuchungen auf der See weniger ausgesetzt seyn. Diesem Ziele streben wir uns zu nähern; aber da es vom Willen anderer Völker eben so gut als von unserem eigenen abhängt, so können wir es nur erreichen, wenn die andern bereit sind mitzuwirken.“ In einer Depesche an den Gesandten Norris in Paris, 10. August 1793, kommt Jefferson auf die Sache zurück und sagt ausdrücklich: „So lange die andern Mächte nicht zugestimmt haben, sind sie im Recht, wenn sie dem allgemeinen Grundsatz gemäß handeln, und weder wir noch die Franzosen haben Ursache uns darüber zu beklagen.“ [1]

Sobald Joy's Vertrag bekannt wird, beginnen die Beschwerden. „Die Vereinigten Staaten,“ schreibt der französische Gesandte Odet 30. Juni 1795, „die Vereinigten Staaten haben England ein Recht eingeräumt, das wir nicht haben, und das im Laufe des Krieges die Wage nach der englischen Seite hin sich neigen läßt.“ Es ist die Rede von dem Recht der Engländer, Schiffsbaumaterial wegzunehmen, welches die Amerikaner den Franzosen bringen wollten, während Frankreich traktatenmäßig dieselben Artikel den Amerikanern nicht abnehmen darf, wenn sie für England bestimmt sind. Am 27. Oktober 1796 schreibt Odet: „Die Neutralität hört auf, wenn im Lauf des Krieges die neutrale Macht einer der kriegführenden

[1] Actes et Mémoires, Band I, S. 31, 131, 149.

Mächte Vortheile einräumt, welche in den früheren Verträgen vor dem Kriege nicht stipulirt waren, oder wenn sie duldet, daß der Kriegführende sich deren bemächtigt. Die neutrale Regierung kann sich dann nicht beklagen, wenn die andere kriegführende Macht der Vortheile auch genießen will, deren ihr Feind genießt, oder wenn sie derselben sich bedient (si elle en use); sonst würde der Neutrale aus seiner Neutralität heraustreten und ihr Feind werden." Odet sagt weiterhin (15. November 1796): „Der Vertrag mit England vereinigt alles, was die Neutralität den Engländern günstig, den Franzosen ungünstig werden läßt; von Unparteilichkeit kann da nicht die Rede seyn." [1] In den Antworten der amerikanischen Staatsmänner auf diese und ähnliche Vorwürfe wiederholt sich der Gesichtspunkt, welchen Jefferson entwickelt hat: wir haben England nichts eingeräumt, wir haben England nur nicht mit Waffen gezwungen und nicht zwingen können, daß es auf sein Recht verzichtet. Pickering, der neue Staatssekretär, macht der Consequenz zu Liebe über ein mitgetheiltes Dekret des Direktoriums diese Bemerkung (1. November 1796): Frankreich unterscheide darin nicht zwischen Neutralen, mit welchen es Verträge, und solchen, mit welchen es keine habe; wenn es in den Schiffen der letzteren Feindesgut wegnehmen wollte, so würde es nur ein im Völkerrecht anerkanntes Recht üben; wenn es das nicht thue, so sey es eine mächtige Großmuth (powerfully gratuitous). Am meisten zur Sache ist die Entgegnung: Frankreich habe im Jahr 1778 gewußt was es thue; als es „frei Schiff frei Gut" mit den Amerikanern contrahirt, seyen ihm die Gewohnheiten der Kriegführenden, insbesondere der Engländer wohl bekannt gewesen, auch habe es nicht erwarten können, daß Amerika so bald in der Lage sich befinden würde, mit bewaffneter Hand Nachgiebigkeit von England zu erzwingen. Auch in Bezug auf die Contrebande seyen sich 1778 Franzosen und Amerikaner wohl bewußt gewesen, daß die Engländer die in jenem Vertrag aufgestellte Einschränkung des Begriffes nicht anerkennen würden. [2]

[1] Actes et Mém. Band II, S. 91, 8, 27, 29. 31. Ich besitze eine (wie man mir sagt, in Amerika selbst nicht eben häufig vorkommende) Sammlung, welche eine Menge von öffentlichen Demonstrationen, Zeitungsartikeln u. s. w. für und namentlich wider den Vertrag enthält. Treaty of Amity etc. to which is annexed a copious appendix. (Philadelphia, Aug. 12. 1795.)

[2] Actes et Mémoires Band I, S. 292, 322. Band II, S. 499, 11, 97.

Am tiefsten sind die drei amerikanischen Gesandten Pinckney, Marshall und Gerry in einem Schreiben an Talleyrand vom 17. Januar 1798 in die ganze Materie eingegangen — tiefer vielleicht, als daß man jetzt in Amerika sich gerne daran erinnern ließe. Es gebe (unglücklicher Weise!) keinen allgemeiner angenommenen, von den Juristen allgemeiner gebilligten Satz, als daß der Krieg dem Kriegführenden das Recht gebe, seines Feindes Güter wegzunehmen. Dieß Recht könne geübt werden, wo man auch jene Güter finde, es sey denn, daß ein höheres Recht sich entgegenstelle. Innerhalb der Gerichtsbarkeit eines Neutralen könne der Neutrale, kraft seiner Souveränetät, jene Güter schützen. Aber dieß Recht des Schutzes könne auf Schiffe auf hoher See nicht übertragen werden. Das höhere Recht des Neutralen sey kein höheres mehr, jenseits der Grenzen seines Gebiets. Wenn der Kriegführende dem Neutralen verstatte, daß er ohne Gefahr für sich selbst versuche, seinem, dem Feinde des Kriegführenden zu dienen und beizustehen (durch den Transport seiner Güter), so verzichte damit der Kriegführende noch nicht auf das Recht, den Versuch zunichte zu machen, so weit es in seiner Macht steht. Der Wunsch, frei Schiff frei Gut allgemein anerkannt zu sehen, werde vielleicht von keiner Nation stärker empfunden, keine sey mehr dabei interessirt, als die Amerikaner. Sie werden, wenn nicht Gewalt sie davon zurückhalte, nicht aufhören, diesen Zweck durch geeignete Mittel zu fördern. Aber der Wunsch, ein Princip einzuführen, sey etwas anderes, als die Behauptung, daß es schon eingeführt sey. Dem Wunsche nachzugeben, verbiete ihnen die Pflicht, wenn es sich um die Entscheidung über ein Recht handle (Their duty forbids them to indulge it, when deciding on a mere right). Niemals habe Amerika den Gedanken gefaßt, die Zustimmung europäischer Nationen durch Gewalt zu erzwingen. Die Vereinigten Staaten werden nur zu den Waffen greifen zur Vertheidigung ihrer eigenen Rechte: weder ihre Politik noch ihr Interesse erlaube ihnen, sich zu waffnen, um Andere zum Verzicht auf ihre Rechte zu zwingen.[1]

Jay's Vertrag ist vom amerikanischen Senat (24. Juni 1795) nur bedingungsweise ratificirt; aber die Bedingung betraf nicht die für Frankreich anstößigen Stellen, sondern den Handel mit Westindien.

[1] Actes et Mémoires, Band III, S. 104—106.

Unmittelbar nach der Ratification schlägt der Staatssekretär Randolph eine neue Note an. Sobald nicht von einem Recht als solchem die Rede sey (schreibt er am 6. Juli 1795), sondern die Belästigung und der Nachtheil hervorgehoben werde, der einem Freund erwachse, so sey man bereit, auf die Sache auf dem Wege einer jetzt zu eröffnenden Unterhandlung einzugehen. In der Weisung an die Gesandten, vom 15. Juli 1797, erklärt Pickering, der Präsident sey bereit, den Vertrag mit Frankreich dahin abzuändern, daß in Bezug auf die Wegnahme von Feindesgut und auf die Behandlung der Contrebande Frankreich dieselbe Befugniß haben solle, welche im 17. und 18. Artikel des englischen Vertrages dem Kriegführenden vorbehalten bleibe; dann aber müßte auch Frankreich einwilligen, Freundesgut auf Feindesschiffen, wie England dem Seeconsulat gemäß es zu thun gewohnt sey, zu respektiren.[1]

In der wilden, wüsten Zeit kam es zu keiner Verständigung. Die diplomatischen Beziehungen wurden ganz abgebrochen, nachdem die Leute des Direktoriums den vergeblichen Versuch gemacht hatten, von den Gesandten Geld zu erpressen;[2] im Juli 1798 ward von amerikanischer Seite erklärt, der französische Vertrag sey nicht mehr verbindlich; Feindseligkeiten fanden Statt, wenn es auch nicht zur Kriegserklärung kam. Auch mit England dauerten die Mißverständnisse fort, durch neue Geheimerathsbefehle veranlaßt; über dreihundert Schiffe sind von den Engländern angehalten, ruft eine Parteischrift, das sind die Früchte von Joy's Vertrag! England hat übrigens später einige Entschädigung bewilligt.[3] Mit Frankreich einigte man sich erst nach dem 18. Brumaire. In die Zwischenzeit aber fallen die Unterhandlungen mit Preußen.

Geführt sind diese Unterhandlungen von John Quincy Adams, dem späteren Präsidenten und Sohn von John Adams. Seine Weisung ist unter dem augenscheinlichen Einfluß der so eben ent-

[1] Actes et Mémoires. Band II, S. 98, Band III, S. 12.

[2] Eine gleichzeitig in gleich schändlicher Weise gegen einen hamburgischen Agenten (Georg H. Siweking) versuchte Gelderpressung habe ich nach den Originalberichten erzählt: Neutralität d. d. Seehandels (Hamburg, 1840) S. 31—36. Außerdem ist die Sache meines Wissens nur gelegentlich ein paarmal in den letzten Schriften von Büsch erwähnt, und eine Notiz findet sich in den Anmerkungen zu Niebuhrs Zeitalter der Revolution (Hamburg 1845). Band II, S. 246.

[3] Bradford a. a. O. 92, 97, 105. Administration of John Adams. S. 49, 96. Wheaton, Progrès. Band II, S. 40—47.

wickelten Discussion und der Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit Frankreich entstanden. Amerika eignet sich das Raisonnement an, wodurch Frankreich zu erweisen gesucht hatte, daß es der leidende Theil sey, wenn es an dem Satz „frei Schiff frei Gut“ festhalte, während der andere Kriegführende ihn verwerfe. Adams sollte anstatt „frei Schiff frei Gut“ den Preußen eine Vereinbarung auf dem Fuß des gewöhnlichen Völkerrechts anbieten. Jener Satz sey im damaligen Kriege von keiner Macht eingehalten, auch nicht von denjenigen, welche einst für ihn sich bewaffnet hätten. Die Erfahrung lehre, daß der Kriegführende seine Verpflichtung aus den Augen setze. Wollte Amerika jetzt wieder frei Schiff frei Gut stipuliren, so würde es doppelt einbüßen, als neutrale Macht, die nicht Wort gehalten, und als kriegführende, die durch ihr Wort gebunden, das Gut ihrer Feinde auf Freundesschiffen werde schonen müssen. „Wir werden,“ schrieb einmal der Unterhändler, „wir werden sonst das Opfer der Regel und zugleich auch der Ausnahme.“ Was das Princip anlangt, so hielt er sich nicht befugt zuzugeben, daß abgesehen von Verträgen, das Princip des Völkerrechts (im Sinn der alten englischen Auffassung) ein zweifelhaftes seyn könne. John Quincy Adams selbst sucht seiner Regierung, jedoch vergebens, darzuthun, daß man „frei Schiff frei Gut“ nicht so leichtlich müsse fallen lassen; im Norden und Osten Europas sey die Strömung noch günstig; die Theorie habe in Lampredi's Händen der Sache diese Wendung gegeben, daß der Kriegführende ein vollkommen unbestreitbares Recht habe, nach seines Feindes Gut zu suchen, und der Neutrale ein eben so unbestreitbares Recht, sich der Durchsuchung zu entziehen. Im Conflict dieser beiden Rechte entscheide die Gewalt; der Kriegführende sey bewaffnet, daher der Neutrale sich der Durchsuchung unterwerfe. Um indessen den Unzuträglichkeiten einer theilweisen Beobachtung des neuen Grundsatzes zu entgehen, schlug John Quincy Adams seiner Regierung vor, in dieser Weise bedingt zu contrahiren, daß die Flagge die Waare decken soll, wenn der Neutrale nachweise, daß die andere kriegführende Macht diesen Grundsatz auch anerkenne, und daß ihre Prisengerichte demgemäß entscheiden.[1]

Es ist damals mit Preußen nicht in dieser Weise geschlossen, aber der Vorschlag ist später, unter eben dieses jüngeren Adams

[1] Wheaton a. a. O. Band II, S. 55—76.

Verwaltung, ein so fruchtbarer geworden, daß es wohl der Mühe werth ist, die Spur des Gedankens, der jetzt einer ziemlichen Anzahl von Verträgen zu Grunde liegt, höher hinauf zu verfolgen.

Die früheste Spur findet sich, unseres Wissens, in einem Mandat des Erzherzogs Albrecht (in den spanischen Niederlanden) vom 9. April 1598, welches der Dr. Conrad Heck dem in Lübeck versammelten Hansatage mittheilte. „Der König wolle den Hansen, wenn die Rebellen, wenn England und Frankreich ihnen die freie Fahrt auf die Länder der spanischen Krone bewilligten, ein Gleiches auf seiner Feinde Länder verstatten, weßhalb sie bei diesen mit Güte oder Gewalt dieß zu bewirken suchen sollten. Jedoch verstehe es sich von selbst, daß dieser den Neutralen auf Feindes Land zugestandene Verkehr einzig in Bezug auf solche Waaren nachgelassen würde, die in Kriegszeiten überall verstattet wären." [1] Offenbar entspricht dieß der Formel, daß Feindesgut, ausgenommen Contrebande, frei seyn soll, mit der angehängten Bedingung, falls der andere Kriegführende dieß gleichfalls anerkennt. In dem Vertrag vom 11. September 1647 (zu Münster) zwischen Spanien und den Hansestädten ist dieß (im dritten Artikel) folgendermaßen ausgedrückt: „So lange zwischen Seiner Majestät und den vereinigten Provinzen, oder irgend welchen andern Feinden Krieg stattfinden wird, sollen die Hansen derjenigen Neutralität genießen, wie sie von den Feinden des Königs ihnen nicht verweigert wird." [2] Es ist dieß vielleicht der erste Staatsvertrag, in welchem die jetzt so geläufige Clausel sich findet. In der (mehrfach oben schon erwähnten) hansischen Weisung von 1654 ist der Ausdruck dieser: „Spanien lässet die Schifffahrt und Commercien auf Frankreich so frei, so frei von Frankreich die auf Spanien gelassen werden." In ähnlicher Weise finden wir, daß die Generalstaaten, als sie in dem Kriege mit England aufgefordert werden, die Neutralität der Elbe und Weser zu respektiren, ihre Einwilligung (20. Oktober 1665) an die Bedingung knüpfen, daß die von Hamburg dasselbe Zugeständniß vom König von England auswirken. [3]

[1] Sartorius Geschichte des hanseatischen Bundes (Göttingen, 1808) Bd. III, S. 466.

[2] Zuerst gedruckt bei Marquard, de jure mercatorum (Frankfurt, 1662, Fol.) Anhang S. 60.

[3] Altenstücke, betreffend die am 24. August 1666 auf der Elbe verbrannten englischen Schiffe (Hamburg, 1670).

Das letzte Beispiel war wohl das des französischen Reglements von 1778, welches im ersten Artikel den Neutralen ein Zugeständniß macht, das die Franzosen, wie oben bemerkt, als gleichgeltend mit „frei Schiff frei Gut" auslegen, mit dem Nachsatz: „Seine Majestät behält sich überdieß vor, die in gegenwärtigem Artikel ertheilte Freiheit zurückzunehmen, wenn nicht die feindlichen Mächte binnen sechs Monaten eine entsprechende Bewilligung (le réciproque) einräumen."[4] Die erste vertragsmäßige Aufstellung dieser (uneigentlich sogenannten) Reciprocität aus neuerer Zeit findet sich wohl in dem Vertrag zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien vom 22. Februar 1819, wo im zwölften Artikel der Satz aus dem Vertrag von 1795, daß die Flagge die Waare decken soll, so erläutert wird: „Wenn eine der beiden vertragschließenden Mächte im Kriege mit einer dritten ist, die andere aber neutral, so soll die neutrale Flagge das Eigenthum derjenigen Feinde decken, deren Regierung diesen Grundsatz anerkennt, und keiner andern." Die Vereinigten Staaten, und nach ihrem Beispiel auch Frankreich und die Hansestädte, haben seitdem eine Reihe von Verträgen nach dieser Norm abgeschlossen, welche entschieden den zweckmäßigsten Uebergang zur allgemeinen Anerkennung des Princips bildet.

Kehren wir zu der Verhandlung der Vereinigten Staaten mit Preußen zurück. Daß jene Zeit, wo die Vereinigten Staaten auf einen Krieg mit Frankreich gefaßt seyn mußten, und wo man nicht wissen konnte, ob die schwankende Politik Preußens, wenn sie überhaupt ausnahmsweise einmal schlüssig würde, sich nicht Frankreich in die Arme werfen werde, daß eine solche Zeit der Erneuerung des Verzichts auf die Ausgabe von Caperbriefen nicht günstig war, versteht sich von selbst. Man begnügte sich, die übrigen im Sinn der Humanität gefaßten Bestimmungen zu erneuern, und in Betreff des Rechtes der neutralen Flagge eine Verständigung nach dem Frieden, in der Zwischenzeit aber eine so günstige gegenseitige Behandlung, als die Kriegsraison erlaubt, vorzubehalten, sowie eine Definition der Contrebande einzulegen. Im Jahr 1828 ist denn auch das Recht der neutralen Flagge und die frühere Auffassung des Begriffs

[4] Pistoya und Duverdy traité des paises maritimes (Paris, 1855), Band I, S. 338. Der Widerruf ist für Holland (mit begünstigender Ausnahme der Stadt Amsterdam) wirklich erfolgt. Hennings Staatsschriften S. 178 (14. Januar 1779).

der Contrebande wieder wie 1785 hergestellt, doch unbeschadet der von einem oder dem andern Theil inzwischen geschlossenen Verträge.

Mit Frankreich wurden nach dem 18. Brumaire die Verhandlungen wieder aufgenommen, und auch die Anerkennung von „frei Schiff frei Gut" ward von französischer Seite ohne allen Vorbehalt bewilligt. Man sieht, die Rollen sind ausgetauscht, die Franzosen bewilligen unbedingt, während die Amerikaner die Bedenken der Franzosen sich angeeignet haben. Merkwürdig ist der fast reumüthige Ton, in welchem, nachdem Röderer, der Redner der Regierung, der bewaffneten Neutralität und der Sympathien von ganz Europa rühmend gedacht, Odet, eben der frühere Gesandte in Amerika, im Tribunat sich ausspricht. Einige Personen haben gemeint, man hätte den Amerikanern, die den Grundsatz in ihrem englischen Vertrag aufgegeben, ein Gleiches erwiedern sollen. Aber es war der Würde Frankreichs gemäß, sich von einer Bestimmung nicht zu entfernen, welche früher oder später zur Grundlage des Seerechts der Völker werden wird. Auch sey kein Vortheil dabei, das entgegengesetzte Princip zu behaupten. „Man nimmt die Güter seines Feindes an Bord der Neutralen nicht weg, wenn der Feind einen großen auswärtigen Handel und die Mittel ihn zu schützen hat." Und wiederum: „Nur als wir die Achtung vergaßen, die wir der neutralen Flagge schuldig waren, nur da erst war's, daß wir mit Mangel aller Art zu kämpfen hatten." Auch Felix Beaujour, ein anderer Redner im Tribunat, sprach in demselben Sinn. Der neue Vertrag vom 30. September 1800 ward von den Vereinigten Staaten mit zwei Abänderungen ratificirt, die aber auf unsere Frage keinen Bezug haben. [1]

Die Rasereien des Continentalsystems, der Wettlauf auf der Bahn der Verachtung allen Völkerrechts zwischen England und Frankreich, diese Dinge, soweit sie hieher gehören, sind bereits oben besprochen. In Beziehung auf den Krieg aber, den die Amerikaner endlich gegen England erklärten, ist zu bemerken, daß Kaper darin eine große Rolle gespielt haben. Es ist kein Geheimniß, daß die Amerikaner selbst heute einen Seekrieg gegen eine größere, organisirte Seemacht, welche in der hergebrachten Weise das Privateigenthum zu zerstören trachtet, mit ungleichen Waffen führen würden,

[1] Actes et Mémoires Band. III, S. 446, 451, 468, 469, 470, 478.

wenn sie nicht durch zahlreiche Meerschäumer, in welche die Handelsschiffe sich rasch verwandeln, ihre Macht verstärken und den feindlichen Handel beunruhigen wollten. Man kann unter den Umständen die Ausrüstung von Kapern lediglich als eine im Interesse der Selbstvertheidigung gebotene Maßregel betrachten, wie man, nach A. W. Schlegels Ausdruck, Tabakrauchen oder Bücher schreiben muß, „weil eben die Andern es thun." Wenn ein amerikanischer Schriftsteller [1] mit Stolz viele Züge von Tapferkeit und selbst von Großmuth erzählt, so soll gar nicht bezweifelt werden, daß das Kaperwesen zur Entwicklung solcher Eigenschaften auch Gelegenheit gibt, wie ja selbst das noch eine Stufe tiefer stehende Schmuggelwesen es manchmal in der Wirklichkeit und noch häufiger in Romanen thut; aber aus jenem Werke selbst geht hervor, daß jede Art von Verantwortlichkeit wegfällt, wenn, wie es Sitte ward, der Kaper seine Beute unbedingt eher zerstört (burn, sink, and destroy, ist die Parole), als daß er sie wieder in Feindeshände fallen läßt; ebenso, daß in vielen und achtungswerthen Kreisen ein augenscheinlicher Widerwille gegen alles sich fand, was mit dem Kaperwesen irgendwie zusammenhing. Wenn derselbe Schriftsteller sich soweit vergißt, um mit Selbstgefälligkeit darauf hinzudeuten, daß da oder dort ein amerikanischer Prisenrichter in die Fußstapfen der Engländer zu treten nicht abgeneigt gewesen, [2] so wird, wer sich ernster mit dem Gegenstand beschäftigt hat, vielmehr der parteilosen, den Grundsätzen unverbrüchlich treuen Rechtspflege der amerikanischen Prisengerichte die Anerkennung nicht versagen, die ihr in Europa jetzt allgemein gezollt wird. Dieselbe Klarheit und logische Consequenz, die man in den theoretischen Werken von Wheaton, Kent und Story bewundert, waltet in so mancher bedeutenden Entscheidung jener Gerichte, und der oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten, von welchem Henry Wheaton, hätte der Wunsch seiner Freunde in Erfüllung gehen dürfen, bei längerem Leben gewiß eine der vorzüglichsten Zierden geworden wäre, dieser Gerichtshof hat, bei einem, eben jenem Kriege angehörigen Anlaß, eine überaus folgenschwere Entscheidung abgegeben, die zugleich für die amerikanische Politik

[1] Ingersoll: History of the second war between the U. S. and Great Britain (Philadelphia, 1853) zwei Bände.

[2] »Impregnating virgin American Admiralty Law with the lustful rapacities of the English code.«

in Bezug auf eine der wichtigsten Fragen bezeichnend und maßgebend geworden ist.[1] Der Vertrag mit Spanien vom 27. Oktober 1795 enthält den Satz „frei Schiff, frei Gut," schweigt indessen über das Schicksal neutraler Ladungen auf Feindesschiffen. Der oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten entschied, die beiden Sätze „frei Schiff, frei Gut, verfallen Schiff, verfallen Gut" seyen keineswegs logisch unzertrennlich miteinander verbunden; der letztere könne aus dem erstern nicht gefolgert, und aus dem Schweigen in Bezug auf den letztern könne nicht geschlossen werden, daß die Waare das Schicksal der Flagge theilen solle. Wenn gleich behauptet ward, das spanische Prisenrecht würde amerikanisches Gut an Bord von Feindesschiffen confisciren, so verweigerte dennoch der Gerichtshof die Verurtheilung spanischen Gutes auf Feindesschiffen, weil die amerikanische Regierung ihren Willen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, nicht an den Tag gelegt habe, und bis dieser Wille an den Tag gelegt seyn werde, sey der Gerichtshof an das allgemeine Völkerrecht, das einen Theil des Landrechts ausmache, gebunden.

Gewiß, wer bereit ist, in dieser Weise sich den Grundsätzen zu beugen, wenn Rechte anderer den eigenen Interessen in den Weg treten, und die Versuchung so nahe liegt, der wird auch sein eigenes Recht um so kräftiger geltend zu machen befugt und befähigt seyn. Und seit den Kriegsjahren haben die Ueberzeugungen der Amerikaner sich abgeklärt und ihr Auftreten für dieselben ist ein energischeres geworden.

Wir haben gesehen, daß die Privatansicht von John Quincy Adams weiter fortgeschritten war, als seine amtliche Weisung ihm den preußischen Ministern gegenüber auszusprechen erlaubte. Ob es wohl mit Jefferson anders sich verhielt, da er als Staatssekretär den französischen Gesandten auf das „allgemeine Völkerrecht," als auf Mosen und die Propheten, verwies? Gegen Ende des Jahres 1794 war er wegen Meinungsverschiedenheit entschlossen, aus dem Kabinet zu treten; nur auf Washingtons persönlichen Wunsch behielt er noch einige Monate das Staatssecretariat bei.[2] Ein halbes

[1] Der Fall der Nereide, 1815. Aus Cranch ausführlich bei Wheaton: Droit international Band II, S. 105 (Leipzig, 1848), S. 183 der ersten Ausgabe. Auch bei Hazlitt und Roche: Manual of the law of maritime warfare (London, 1854) S. 312.

[2] Bradford a. a. O. 70.

Jahr nach seinem Antritt der Präsidentschaft schrieb Jefferson (9. September 1801) einen merkwürdigen Privatbrief an Robert R. Livingston, der so eben zum Gesandten nach Frankreich ernannt war. In der amtlichen Instruktion sey kein Wort gesagt über die große obschwebende Frage des Völkerseerechts; aus dem Grunde nicht, weil man während des Krieges nicht Partei darin zu nehmen wünsche. Das bestehende, allgemeine Völkerrecht, abgesehen von speciellen Verträgen, spreche ohne allen Zweifel für die Wegnahme von Freundesgut auf Feindesschiffen. Aber diese Praxis sey mit nichten im Vernunftrecht, in der natürlichen Billigkeit begründet. Vom Standpunkt des Naturrechts aus müsse man dagegen protestiren. Ebenso gegen die hergebrachte Lehre von der Kriegscontrebande; Contrebande sey alles oder nichts;[1] jede Definition der confiscabeln Contrebande sey eine willkürliche. Die Vernunft gebiete keineswegs den Friedlichen, sich der Convenienz derjenigen zu fügen, denen es genehm seyn möge, sich einander zu morden und zu plündern; vielmehr sey die vernünftigere Regel die, daß das Unrecht, das zwei Völker einander anthun wollten, den Rechten oder der Convenienz der Friedlichen nicht zu nahe treten dürfe. Für diese Grundsätze aber einen Krieg anzufangen, sey jetzt nicht an der Zeit; überhaupt werden dieselben in friedlicher Vereinbarung und durch den Einfluß friedlicher Mittel besser vertreten werden, als im Kriege. In diesem Sinn habe man „frei Schiff, frei Gut" früher mit Frankreich, den Niederlanden, Schweden, Preußen und Portugal stipulirt; im letzten Vertrag mit Preußen aber, auf Betrieb der damaligen Administration, sey der Grundsatz vermieden worden, damit man nicht Partei zu nehmen scheine in einer Frage, die eben mit dem Schwert entschieden werden solle. Im Vertrag mit England (1794) habe man nicht umhin gekonnt, das bestehende Völkerrecht anzuerkennen. Aber freundlich werden die Vereinigten Staaten immer dem Grundsatz „frei Schiff, frei Gut" bleiben. Die Zeit werde vielleicht einmal kommen, wo sie ihr Gewicht in

[1] Ein Curiosum mag hier stehen, das ich zufällig bei Marquard de jure mercat. S. 147 auflese. Die Spanier hatten eine Ladung Tabak aufgebracht, sie behaupteten, der Tabak gehöre zu den Lebensmitteln, wenigstens reiche der Tabakraucher länger mit seinen Lebensmitteln aus. Die Engländer, denen die Ladung gehörte, brachten ein ärztliches Attest, der Tabak habe gar keine nährende Eigenschaft. Das spanische Prisengericht condemnirte; die Königin Elisabeth aber ertheilte den Beschädigten Markbriefe, sich ihres Schadens zu erholen.

die Wagschale dieses Princips, nach reifer Erwägung, werden zu legen haben.

So erfüllt ist Jefferson von diesem Gedanken, daß er in einem Brief an William Short darauf (3. Oktober 1801) zurückkommt. „Es würde vortheilhaft für uns seyn, die Rechte der Neutralen auf breiterer Basis befestigt zu sehen; aber es ist kein Verlaß auf eine europäische Coalition für diesen Zweck. Sie haben alle so viele Nebeninteressen von größerer Bedeutung, daß eine oder die andere Macht wieder von der andern Seite gewonnen und der Sache entfrembet wird. In eine Verwicklung mit ihnen zu gerathen, wäre ein weit größeres Uebel, als uns zur Zeit noch den vorherrschenden falschen Principien zu fügen. Der Friede und die Befreiung von unserer Schuld, das sind zur Zeit unsere wichtigsten Interessen. Wir fühlen uns stark, wir werden stärker von Tag zu Tage...... Können wir nur wenige Jahre noch die Nothwendigkeit hinausrücken, das Naturrecht auf dem Meere geltend zu machen, so werden wir es mit besserem Erfolge thun. Wir können beide, Sie und ich, den Tag noch erleben, wo wir zu bestimmen haben werden, nach welchem Gesetz die Völker uns zur See begegnen sollen."

Ein Jahr früher (im Spätjahr 1800) schrieb Büsch:[1] wenn auch die Amerikaner einen falschen Schritt durch die Schließung von Joys Vertrag gethan, so werde dieß Volk doch, über kurz oder lang, im Gefühl größerer Kraft, die aus seinem immer wachsenden Wohlstand ihm nicht ausbleiben könne, sich davon wieder lossagen; „kurz," ruft er, „kurz, es irrt mich nicht in der Hoffnung besserer Zeiten, die aber ich nicht erleben werde." Büsch, als er schrieb, war 72, Jefferson war 58 Jahr alt. Auch Jefferson hat die Zeit, die er voraussah, nicht mehr erlebt; aber er hat richtig vorausgesehen.

Wir haben so lange bei diesen frühesten Anfängen der neuen Zeit verweilt, weil es eine Befriedigung gewährt, an die stille Werkstätte der weltbewegenden Gedanken näher heranzutreten. Wir werden nun betrachten, was von den Staatsmännern der Union bis jetzt geschehen ist, um jene ihre Ueberzeugungen zur allgemeinen Anerkennung zu bringen.

[1] Bestreben der Völker einander im Seehandel recht wehe zu thun (2. Ausg. Hamburg, 1800) S. 322.

John Quincy Adams war als Staatssekretär unter der Verwaltung von James Monroe in der Lage, seinen Ansichten einen amtlichen Ausdruck zu geben. Am 27. Mai 1823 entwarf er die Weisung für den Bevollmächtigten Anderson, der nach Columbien ernannt war, und verbreitete sich über die Grundsätze, nach welchen die Vereinigten Staaten ihren Verkehr mit den jungen Freistaaten des früher spanischen Amerika geregelt zu sehen wünschten. Indem er von der neutralen Flagge spricht, stellt er das Herkommen in schneidenden Gegensatz zum Recht. Der Kriegführende habe kein Recht, seinen Feind außerhalb des eigenen und des feindlichen Gebietes zu verfolgen. Die hohe See stehe unter der gemeinsamen Jurisdiktion aller Nationen, die aber durch die specielle jeder Nation über ihre eigenen Schiffe beschränkt werde. Hat der Kriegführende ein Recht, das Eigenthum seines Feindes auf der See zu nehmen, so hat der Neutrale das Recht, das Eigenthum seines Freundes auf der See zu schützen. Aber freilich, der Kriegführende ist in Waffen. . . . . Indessen ist kein Neutraler verpflichtet, dem auf die Gewalt begründeten Herkommen sich zu fügen. Es ist nicht der Vernunft, nicht dem natürlichen Recht gemäß, es ist kein ununterbrochenes Herkommen. Der Neutrale hat die freie Wahl, ob er sein Recht mit Gewalt geltend machen, oder ob er die Störung sich will gefallen lassen; der Neutrale kann das einemal dem Herkommen nachgeben, ohne daß er deßhalb auf sein Recht verzichtet, ein andermal die Sicherheit seiner Flagge mit Gewalt zu behaupten. Und der Kriegführende, wenn gleich geneigt, das Recht der Neutralen zum Schutz feindlichen Eigenthumes auf der See zuzugestehen, kann doch gerechter Weise die Wohlthat dieses Grundsatzes weigern, wenn nicht auch sein Eigenthum unter derselben neutralen Flagge vom Feinde respektirt wird. [1]

So hatte bis dahin noch kein amerikanischer Staatsmann gesprochen. War das Aktenstück auch nicht zur Veröffentlichung in der Weise eines Manifestes bestimmt, so hat es doch einen Wiederhall gefunden. Es ist bis zu dieser Stunde das Glaubensbekenntniß der amerikanischen Politik in dieser Frage geblieben.

Ein Bürger der Vereinigten Staaten, Dr. William Thornton

[1] Elliot: American diplomatic code (Washington, 1834) Band II. S. 654.

von Washington, scheint es gewesen zu seyn,[1] der den neuen Freistaaten den Rath gab, ihre gemeinsamen Anliegen in die Hände eines in Panama zu haltenden Congresses zu legen. Auch die Vereinigten Staaten wurden zur Theilnahme eingeladen, um im Verein mit jenen Staaten streitige Grundsätze des Völkerrechts festzustellen, insbesondere mit Bezug auf die gegenseitigen Rechte der Kriegführenden und der Neutralen.[2] John Quincy Adams, Präsident seit dem März 1825, griff den Gedanken mit Wärme auf. Nachdem er in der Jahresbotschaft (6. December 1825) schon darauf hingewiesen, widmete er der Angelegenheit eine außerordentliche Botschaft am 15. März 1826. Die Abschaffung des Privatkrieges auf dem Ocean, das heißt, die Abschaffung der Kaperei, erschien ihm als ein Ziel, dem, wenn es vertragsmäßig unter den freien Staaten Amerikas festgestellt würde, nur etwa jener Vertrag an die Seite zu stellen wäre, der, der Sage nach, den Karthagern die Abschaffung ihrer Menschenopfer auferlegt.[3] Er rief dem Congreß jenen ersten Vertrag mit Preußen, und die Bestrebungen der Begründer amerikanischer Unabhängigkeit ins Gedächtniß. „Von einem großen und philosophischen, wenn gleich unumschränkten Herrscher erlangten sie Zustimmung zu jenen freisinnigen und aufgeklärten Grundsätzen.“ Wenn aber auch dieß nicht auf einen Wurf zu erlangen, so würde es doch schon ein Fortschritt seyn, wenn frei Schiff, frei Gut, die Beschränkung der Contrebande und die Verwerfung bloßer Papierblokaden vereinbart würde.

Die Ursachen, aus welchen in Panama überall nichts vereinbart worden, gehören nicht hieher. Der Schwung aber und das höhere Ziel in dieser Erklärung von Adams wird keinen befremden, der die Argumentation in jener Weisung von 1823 aufmerksam gelesen. Denn wenn die See als neutrales Gebiet zu betrachten ist (und ohne Frage ist dieß der richtige Gesichtspunkt, während man gemeinhin nur sich bemüht, das neutrale Schiff als

[1] Nach einem Brief von J. Q. Adams, vom 14. September 1838, an Wm. Ladd; s. des letzteren **Essay on a congress of nations** (London, 1840) S. 18 (eine im Namen der Friedensgesellschaft veröffentlichte Schrift).

[2] Schreiben des columbischen Ministers an den Geschäftsträger in Buenos Ayres, **Annual Register.** 1825, S. 147.

[3] Barbeyrac: **Histoire des anciens traités** (Amsterdam 1739). Band I, S. 90.

einen Theil neutralen Gebietes darzustellen), so folgt daraus weit mehr, als er daraus gefolgert hat. Es würde in aller Strenge daraus folgen, daß auf hoher See der Friede nicht gestört werden dürfe, daß die Kriegführenden ihre Händel auf demjenigen Seegebiet abmachen müßten, das der herkömmlichen Regel nach als der Gerichtsbarkeit des einen oder des andern unterworfen gilt. Was er im Jahr 1826 als das Aeußerste, kaum zu Hoffende, bezeichnet, das ist im Grunde das Mindeste, was aus seinen Prämissen von 1823 folgt; jeder Unbewaffnete mindestens, der seinem friedlichen Gewerbe nachgeht, müßte auf neutralem Gebiet sicher seyn, das heißt, der Seehandel und die Schifffahrt als solche müßten unter dem Schutz des Völkerrechts stehen. Indessen sind wir der Meinung, daß John Quincy Adams praktisch verfahren, und daß der Weg, etwas zu erreichen, kein anderer ist, als das Princip im Auge zu halten und Abschlagszahlungen sich gefallen zu lassen.

Die Zwischenzeit von drei Jahren hatte einige Erfahrungen geliefert. Unterhandlungen mit drei europäischen Staaten [1] waren angeknüpft worden, und zwar vergebens. Zuerst mit Großbritannien. Adams selbst, noch als Staatssekretär, hat am 28. Juli 1823 für Rush in London die Weisung ausgefertigt, die in Gent 1818 fruchtlos versuchte Unterhandlung über das Seerecht wieder anzuknüpfen. Die Weltlage sey eine andere geworden. Die große europäische Allianz sey so gut als aufgelöst, England sey ausgeschieden; es sey im spanisch-französischen Kriege, wie die Vereinigten Staaten, neutral. Aber auch in Bezug auf die Fragen der Neutralität selbst seyen die Interessen anders gestaltet, die Colonien z. B. fremder Schifffahrt eröffnet. Der Geist der Humanität, der Geist des Christenthums habe seine Wirkung nicht verläugnet. Im Lichte dieser Ansicht sey das Privateigenthum auch im Seekrieg als geheiligt zu betrachten. In diesem Sinn ist ein Entwurf in 21 Artikeln beigegeben. Hauptsache bleibt die Abschaffung der Feindseligkeit gegen das Privateigenthum auf der See, ziemlich genau mit den Worten ausgedrückt, wie der Schluß des 23. Artikels des preußisch-amerikanischen Vertrages von 1785 sie ausspricht. Für diejenigen, welche dieß unter einander

[1] Das Folgende nach den dem Congreß am 12. Juni 1854 vorgelegten Aktenstücken. 33. Congr. 1. Sess. in House of Repres. Ex. Doc. No. 111.

vereinbaren, würden die meisten Fragen der Neutralität müssig werden. Indessen sind eine Reihe von Bestimmungen in den übrigen Artikeln enthalten, „frei Schiff frei Gut" steht natürlich an der Spitze. „Sollte übrigens England noch seine früheren Ansichten festhalten, nun, so sagen wir ehrlich: die Zeit ist noch nicht gekommen."

Und so war es. Canning ist, nach Rushs Bericht (9. Oktober 1823), über die andern Gegenstände zu unterhandeln bereit, aber nicht über die Seerechte. Am 12. August 1824 meldet Rush, die Unterhandlungen haben sich ganz zerschlagen. Die Engländer hatten gefragt, ob er die Seerechte zur Verhandlung bringen wolle, getrennt von der Matrosenpresse? Seine Antwort war, nein. Der Eindruck ist ihm geblieben, daß England unter keinen Umständen der Abschaffung des Privatkrieges auf hoher See beitreten werde. Gallatin, Rushs Nachfolger, wird am 19. Juni 1826 von Clay angewiesen, die Sache wieder aufzunehmen; das Beispiel Englands und Nordamerikas würde allgemeine Nachfolge finden. Die Sache bleibt liegen. Die Matrosenpresse tritt in den Vordergrund. Berbour, Gallatins Nachfolger, wird (13. Juni 1828) instruirt, zu erklären, Amerika könne sie sich nicht gefallen lassen; zu anderem müsse, nach allem was vorgegangen, die Anregung nur von England ausgehen. Von der Förderung der Humanität von nun an kein Wort mehr.

Am 13. August 1823 wird der Gesandte in Paris angewiesen, von der in London angeknüpften Unterhandlung Kunde zu geben. Der Entwurf sey eigentlich ein Vorschlag zum ewigen Frieden mit England. Aber er gehe alle Seemächte an, auch Frankreich, das so eben, indem es auf die Ausgabe von Kaperbriefen gegen den spanischen Handel verzichtet, ein großes, ermuthigendes Beispiel gegeben habe. Chateaubriand (29. Oktober 1823) und sein König werden sich Glück wünschen, wenn das Beispiel Nachfolge findet; aber, bemerkt Sheldon (5. November 1823), jeder festen Zusage weicht der Minister aus.

Dem Grafen Nesselrode legt am 5. December 1823 der amerikanische Gesandte Middleton den Entwurf vor, erinnert an die bewaffnete Neutralität und an die christliche Liebe. Der Kaiser, erwiedert der Graf (1. Februar 1824), zollt allen Beifall; aber nur bei allgemeiner Anwendung ist von diesen Principien etwas zu hoffen; wenn die Mächte, deren Zustimmung als unerläßlich zu

betrachten, sie ertheilt haben, soll der Minister zu Verhandlungen ermächtigt werden, deren Erfolg die neuere Diplomatie mit Ruhm krönen würde.

Die Amerikaner ließen übrigens Rußland so leicht nicht los, wie die andern Mächte. Unaufgeklärt bleibt eine schriftliche Erklärung des Hrn. v. Krüdener (herbeigeführt durch eine Unterredung aus Anlaß einer Anzeige des Kriegszustandes mit der Türkei) vom 28. August 1828, über die Geneigtheit des Kaisers zu einer Vereinbarung. Hr. v. Brunnow meinte (31. Oktober 1832), Herr v. Krüdener habe darin seine Instruktion überschritten, er hätte nur die Zustimmung des Kaisers zu den Grundsätzen erklären müssen. Um diesen Unterschied dreht sich die ganze Verhandlung, auf deren Schlangenwindungen bis zum Jahr 1840 wir doch einen Blick werfen müssen.

Der General Jackson als Präsident versteht die Sprache der „wohlmeinenden Schmeichelei“ dem Czaren gegenüber ebenso gut zu reden, wie nur Charles James Fox oder Lord John Russell. In einer (ostensibeln) Weisung vom 18. Juni 1830 muß van Büren die strenge Beobachtung des Völkerrechts und den werkthätigen Schutz (!) neutraler Rechte als Züge in der Politik des russischen Kaisers preisen, welche Bewunderung und Dankbarkeit wecken. Gepriesen wird auch der Fortschritt der russischen Marine. „Wenn zukünftige Ereignisse wieder erheischen sollten, daß Rußland und die Vereinigten Staaten sich waffnen zur Vertheidigung der neutralen Rechte und der Freiheit der Meere, so werden ihre vereinigten Flotten, über die Binnenmeere Europas, dem amerikanischen Festland entlang waltend (sweeping) und das Weltmeer überschreitend, ihnen Macht und Einfluß verleihen, um die Grundsätze in Kraft zu halten, die sie behaupten, und die sie zu erzwingen durch das Völkerrecht befugt sind.“ Herr Randolph von Roanoke, der Gesandte in St. Petersburg, hält dem Grafen Nesselrode (19. August 1830) eine Rede über das Verhältniß zwischen Rußland und den Vereinigten Staaten; zwischen beiden sey kaum eine Reibung denkbar; sie grenzten nicht aneinander, ihre Interessen seyen ähnlich, wenn nicht dieselben; keine Eifersucht zwischen beiden, es sey denn der freundliche Wettstreit, welches Land am raschesten Wildniß und Wüste bevölkern, die Erde unterwerfen und erfüllen solle (unseres Wissens ist im 1. Buch Mose 9, 1 nur von

Erfüllen die Rede). Man denkt manchmal, diese Amerikaner tragen Rußland gegenüber so stark auf, damit man sie nicht für russisch im Herzen halte, denn plus on aime quelqu'un, moins il faut qu'on le flatte; aber, wie dem auch sey, die schönen Worte sind in den Wind gesprochen. Die besten Gesinnungen, schreibt Randolph (11. September), sind für uns vorhanden, aber Rußland scheut (und weise, nach meiner Ansicht) sich auf Handelsverträge oder darauf einzulassen, in Bezug auf die Seerechte sich zu binden. Der Gesandtschaftssekretär Clay (27. Januar 1831) schreibt von dem großen Wunsch Rußlands, die freundlichsten Beziehungen zu unterhalten; die gegenseitige Gesinnung beider Nationen erfordert nur einige wenige Zeit, um „zum festesten, dauerndsten Bündniß zu reifen." Er bekommt nur gar keine Antwort; Randolph selbst betrachtet (20. Juli) die Verhandlung als abgebrochen.

Sein Nachfolger, Buchanan, bringt einen Handels- und Schifffahrtsvertrag zu Stande (18. December 1832); aber kein Wort darin von neutralen Rechten. Und seine Weisung vermehrte den darauf bezüglichen Entwurf um zwei Artikel: erstens sollten Feindseligkeiten im Kriege nur von Officieren und ihren Untergebenen geübt werden, damit nicht der Krieg zu einem Stande der Feindschaft jedes Einzelnen gegen jeden Einzelnen der feindlichen Nation werde, was der Humanität zuwider sey und mit Strafe bedroht werden müsse; zweitens sollen Strafen angedroht werden (im neuen Entwurf eines Strafgesetzbuchs der Union sey das schon mit enthalten) gegen jeden, der dem Völkerrecht während des Krieges zuwiderhandle, durch Feindseligkeit gegen Unbewaffnete, Bruch von Waffenstillstand, Gewalt gegen die Träger von Friedensflaggen u. dgl. Man sieht, es sind hier Fälle wie der jüngste, und, ungeachtet die Wahrheit noch nicht ganz ermittelt scheint, tiefeinschneidende von Hangö. Wer will läugnen, daß eine solche Stipulation einen wesentlichen Fortschritt im Völkerrecht bezeichnen würde? Herr Buchanan hat Gelegenheit, mit dem Grafen Nesselrode das alles durchzusprechen, der bei dem Punkt der Contrebande fragt: was wird England dazu sagen? Der Graf Nesselrode vertraut ihm (29. Juni 1832) zugleich an, Rußland sey nur wenig dabei interessirt, es habe nur eine kleine Handelsmarine, und zweifle nicht, daß seine neutralen Rechte durch alle Kriegführenden

würden geachtet werden; übrigens sehe er keinen Einwand, weßhalb Grundsätze, nach welchen Rußland immer gehandelt habe, nicht in Form eines Vertrages aufgestellt werden sollten; auch leiht er dem Gesandten die Sammlung von Martens, von welcher, wie wir beiläufig erfahren, in St. Petersburg kein Exemplar zu Kauf ist; bei der Gesandtschaft ist auch keines. Die officielle Antwort (10. Oktober) sagt aber, vereinzelte Conventionen könnten mehr schaden als nützen.

Eigenthümlich ist, daß der amerikanische Gesandte an der Zweckmäßigkeit seiner Instruktionen selbst irre wird. Er meint (31. Oktober 1832) frei Schiff, frei Gut könne den Amerikanern mehr schaden als nützen. Die Tage der Schwäche seyen vorüber; es sey vielleicht von zweifelhaftem Nutzen, sich der freien und kräftigen Bewegung im Kriege zu berauben. „Sollten England und Frankreich, gegen alle Wahrscheinlichkeit, mit der übrigen Welt frei Schiff frei Gut annehmen, so ist nicht einmal sicher, daß unser neutraler Handel dabei viel gewinnen würde." Vielmehr, meint er, möchte die Frachtfahrt auf Kosten des gewinnreicheren Eigenhandels gefördert werden. Seine Bedenken werden in Washington nicht getheilt. Er wird ferner angewiesen, neben der Freiheit von Feindesgut in Freundesschiff zugleich die von Freundesgut in Feindesschiffen zu verlangen und zu gewähren.

Aber — schreibt Buchanan 22. Mai 1833 — so lange die Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit Frankreich und England nahe lag, war der Kaiser vielleicht einem Vertrag nicht abgeneigt; jetzt ist die türkische Frage erledigt! Noch einmal nimmt er einen Anlauf; Graf Nesselrode bedauert (31. Juli), ihm keine Aussicht geben zu können.

Sein Nachfolger Wilkins erneuert die Anträge mit eben so wenig Erfolg. Er bleibt Monate lang ohne alle Rückäußerung. Der Kaiser würde sehr ungern etwas thun, was England unangenehm berühren könnte (he would be very reluctant to ruffle England — 4. Juni 1835). Im August sagt der Fürst Lieven, der interimistisch an der Spitze des auswärtigen Amtes steht, die Sache sey zu zart und verwickelt, als daß er jetzt sie anfassen könnte. Das liegt, meint Herr Wilkins, an der Stimmung der andern europäischen Mächte, die keine Freude daran haben werden, wenn der Kaiser das türkische Reich unterjocht. Eine amtliche Erwiederung

(12. November 1835) wiederholt, man möge erst die Zustimmung der andern Seemächte einholen; im Fall eines Krieges aber werden die Vereinigten Staaten auf die günstigste Behandlung abseiten Rußlands zählen, wie man sie russischer Seite von den Amerikanern auch erwarte. Am 4. December 1835 findet Wilkins den Augenblick für Rußland allzu kritisch, um ein Mehreres hoffen zu lassen.

Das letzte Aktenstück in dieser Sammlung ist eine Aeußerung des Gesandten in St. Petersburg, Herrn Cambreleng, 7. December 1840. Sey früher wenig Neigung vorhanden gewesen, über die Sache zu verhandeln, so sey jetzt noch weniger, seit dem Viermächtevertrag vom Juli, welcher eine theilweise und zeitweise Allianz zwischen Großbritannien und Rußland bilde. Unter diesen Umständen würde jede fernere Instruktion fruchtlos bleiben.

Hat nun nicht Jefferson Recht, wenn er sagt, die europäischen Mächte haben alle „zu viele Nebenrücksichten im Auge," um die Sache ernstlich und nachhaltig zu fördern? Den Amerikanern aber muß man den Ruhm lassen, sie haben unverdrossen unterhandelt. Und zum Schluß wird denn noch ein Blick zu werfen seyn auf die Verhandlungen nach Neujahr 1854.[1]

Am 24. Februar 1854 berichtet Herr Buchanan über eine Unterredung mit Lord Clarendon, der auf die Frage, wie es mit den Neutralen gehalten werden sollte, ihm erwiedert, der Gegenstand unterliege noch der Berathung des Kabinets; er, der amerikanische Gesandte, solle aber der Erste seyn, dem er, Lord Clarendon, das Ergebniß mittheilen werde. Wir erfahren nicht Lord Clarendons Privatansicht, wohl aber die Bemerkungen des Gesandten, von welchen Lord Clarendon nachher versichert (17. März), sie haben vielen Einfluß auf die Entschließungen des Kabinets gehabt. Hr. Buchanan hatte aber insbesondere hervorgehoben, das Durchsuchungsrecht, falls es in der alten Weise und zum Zweck der Ausmittelung des Eigenthums der einzelnen Theile der Ladung ausgeübt werde, könne nicht verfehlen, viel böses Blut zu machen; durch Anerkennung des Satzes, daß die Flagge die Waare deckt (ausgenommen Contrebande), werde das wegfallen. Wundern werde er sich nicht, wenn die englische Regierung dießmal ihre lang

[1] Das Folgende nach der Reihe von Aktenstücken, die dem Hause der Repräsentanten am 11. Mai 1854 vorgelegt worden. Ex. Doc. Nro. 103 (23 Seiten 8°.)

gehegten Grundsätze aufgebe; in diesem Sinn werde sie dringend von Schweden und Norwegen, Dänemark, Niederland und Preußen bearbeitet.[1] Herr Mason, der amerikanische Gesandte in Paris, unterläßt auch nicht (22. März) bemerkbar zu machen, wenn die liberalen Grundsätze Amerikas nicht anerkannt würden, so könne seine Regierung sich nicht zufrieden geben; einzig nur unter jener Voraussetzung werde es ihr möglich seyn, mit Hülfe der öffentlichen Meinung die bestehenden Gesetze über die Neutralität wirksam zu handhaben.

Das Ergebniß ist denn, wie wir alle wissen, ein für die Neutralen sehr erwünschtes, und, wie wir Hrn. Buchanan gerne glauben (17. März), ein liberaleres, als er zu hoffen gewagt. Die Regierung in Washington würde (28. April) noch mehr befriedigt seyn, wenn die Zugeständnisse nicht nur für jetzt, sondern für alle Folgezeit eingeräumt wären. In zwei einzelnen Stücken deutet sie Wünsche an, die ihr noch bleiben. Das Blokaderecht müßte dahin gemildert werden, daß ein Schiff, das vor Eintritt der Blokade eingelaufen, mit einer Ladung wieder auslaufen dürfte, wenn dieselbe auch erst nach Anfang der Blokade an Bord gebracht ist. Und was das Durchsuchungsrecht anlangt, so pflegt die englische Admiralität Schiffe zu condemniren, welche der Ausübung desselben hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt. „Es würde sehr zu bedauern seyn, wenn eines unserer Schiffe aus dieser Ursache condemnirt würde, es sey denn, daß es seine Neutralität bloßgestellt."

Nun knüpfen sich an die augenblickliche Lage zwei verschiedene Unterhandlungen, die eine von Amerika, die andere von den Westmächten angeregt.

Die Vereinigten Staaten kommen auf ihren lang genährten Wunsch zurück, auf dem Wege der Verträge die den Neutralen günstigen Grundsätze festzustellen. Hr. Seymour, der Gesandte

[1] Es ist auch von einer unabhängigen deutschen Feder einem englischen Staatsmann eine Warnung zugegangen, in Bezug auf die Stimmung selbst an der deutschen Seeküste gegen England, von den schleswig-holsteinischen Dingen und andern Anläßen her, und so wenig dieß Neigung für Rußland beim Volke mit sich bringt, so ward doch dabei bemerklich gemacht, „Rußland könnte keinen mächtigeren Verbündeten finden, als die Grundsätze des englischen Prisenrechts, so wie sie von der Admiralität den Neutralen zugemessen und ausgelegt zu werden pflegten." An dieser Denkschrift (vom 28. Februar 1854) hängt eine kleine Geschichte, die wohl bei einer andern Gelegenheit einmal erzählt werden könnte.

in St. Petersburg, wird angewiesen (9. Mai), daselbst zu sondiren. Nach London und Paris sind ähnliche Winke ertheilt. Bekanntlich ist mit Rußland ein Vertrag unterzeichnet am 22. Juli 1854 — der einzige, dem Vernehmen nach, der bis jetzt zu Stande gekommen. Es werden für alle Zeiten, als bleibend und unveränderlich, die Grundsätze anerkannt, daß Feindesgut auf Freundesschiffen (mit Ausnahme von Kriegscontrebande), ebenso daß Freundesgut auf Feindesschiffen frei seyn soll. Diese Grundsätze sollen angewendet werden auf den Handel und die Schifffahrt aller Staaten, welche ihrerseits dieselben als bleibend und unabänderlich anerkennen. Der Beitritt anderer Mächte, mittelst förmlicher Erklärung, bleibt vorbehalten. Die Botschaft des Präsidenten vom 4. December 1854 berichtet ferner über die Verhandlungen; man lernt aber nur daraus, daß keine andere Macht endgültigen Schluß gefaßt hat.[1]

Indessen, die Vereinigten Staaten sind dem Ziele näher, als sie jemals gewesen. Man darf wohl sagen, die Vereinigten Staaten; denn diese sind es, die ununterbrochen seit 75 Jahren, in guten Tagen und in bösen Tagen, dem Ziele zugestrebt, und durch ihr Streben die Welt dem Ziele zugeführt haben. Blicken wir nun zurück; fragen wir, ob es (was in menschlichen Dingen so selten!) ohne alle Schwankungen geschehen?

Im Jahr 1793 machte Jefferson den Franzosen gegenüber geltend: abgesehen von Verträgen und nach dem bestehenden Völkerrecht sey die Regel, daß Feindesgut auf Freundesschiffen unfrei sey. Im Jahr 1823 erklärte John Quincy Adams: diese Regel beruhe auf der Gewalt; der Neutrale brauche sich ihr nicht zu fügen, er könne sein entgegenstehendes Recht mit Gewalt zur Anerkennung bringen. Im Jahr 1854 läßt der Staatssekretär Marcy als Motiv seiner Werbung in St. Petersburg anzeigen: die Zustimmung aller Nationen sey erforderlich, um jene Regel zu ändern, und nach London läßt er (28. April) sagen, der Satz „frei Schiff frei Gut" verdiene ins Völkerrecht einverleibt zu werden.

Zu läugnen ist nicht, es liegt in diesen Aeußerungen ein Widerspruch, der sich erklären, aber nicht ganz wegglätten läßt. Er erklärt sich aber durch die Verwechselung des natürlichen oder

[1] Der Vertrag in Soetbeers Sammlung officieller Aktenstücke Heft VI, S. 13. Der Auszug der Botschaft, ebendaselbst Heft VII, S. 19.

vernünftigen Völkerrechts mit dem freiwilligen oder positiven. Das letztere hielten Jefferson und Marcy, das erstere hielt Adams im Auge. Um das positive Völkerrecht mit dem vernünftigen in dauernden Einklang zu bringen, bedarf es, sofern es daran überall noch mangelt, der Zustimmung aller Nationen.

Die Art, wie diese Unterscheidung ins Bewußtseyn tritt, ist in der Mittheilung nach St. Petersburg ehrlich bezeichnet. „Die Entscheidungen der Admiralitätsgerichte, in diesem und in andern Ländern, haben oftmals die Lehre bejaht, daß ein Kriegführender Feindesgut auf einem neutralen Schiff wegnehmen und confisciren dürfe; die allgemeine Zustimmung der Nationen ist deßhalb erforderlich, diese Lehre zu ändern.“ Wie die Gerichte im Rechtsstaat unbeirrt durch Regierungsordonnanzen ihre Pflicht zu thun, an Gesetz und Rechte sich zu halten haben; wie das oberste Gericht der Union den Maßstab der Bundesverfassung selber an Congreßbeschlüsse legt: so ist in völkerrechtlichen Fragen ein Gericht auf das allgemeine, positive Völkerrecht[1] angewiesen, das nicht durch einseitige Gesetzgebung des eigenen Staates, auch nicht durch einseitige Ueberzeugung der eigenen Regierung über das schlechthin Vernünftige, sondern nur, sofern das Verhältniß einzelner Regierungen zu einander in Betracht kömmt, durch gegenseitige Verträge derselben modificirt wird. Das ist der Sinn jener Unterhandlungen, und dieß die Lösung jenes Widerspruchs.

Auch eine Gegendemonstration ist versucht worden. Im britischen Unterhause stellte am 4. Juli 1854 J. Phillimore (nicht der Verfasser des Lehrbuches, der heißt Robert) einen Antrag gegen dauernden Verzicht auf Englands früheres Princip, weil solcher Verzicht unverträglich sey mit des Landes Sicherheit und Ehre. Bald möchte man glauben, es sey nur Collusion gewesen, um Sir W. Molesworth Gelegenheit zu geben, seine große Rede zu halten,

[1] Es soll damit nicht gesagt seyn, daß die Gerichte gegen das „philosophische Element“ sich ganz abzuschließen hätten, dessen gänzliche Ausscheidung, wie R. Mohl (Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften, Band I, S. 391) sehr wahr bemerkt, auch bei Darstellungen des positiven Völkerrechts von keiner Seite je behauptet ist. Komisch aber ist z. B. die Verzweiflung von Manning über Klüber, wenn Letzterer das ihm vernünftig Erscheinende ganz ungenirt in den Text seiner Paragraphen setzt.

in welcher denn dieser englische Kabinetsminister die Verträge für und wider so emsig sichtete, und für die Rechte der Neutralen so warm plaidirte, als nur jemals unser alter Büsch gethan. Die Rede erschien am andern Morgen wörtlich gleichlautend in mehreren Blättern, worüber viel gelacht ward; es war aber sehr verständig, sie ausgearbeitet in die Druckerei zu schicken; die vielen Jahrszahlen und Klauseln der Verträge wären sonst nie und nimmer richtig aufgefaßt worden. Das Wichtigste in dieser Rede ist die Nachweisung, daß die Allianz der beiden Westmächte es nothwendig machte, den Gegensatz zwischen dem englischen und dem französischen System auszugleichen. Frankreich war durch zahlreiche Verträge verpflichtet, Feindesgut auf Freundesschiffen zu respektiren; Englands Princip vertrug sich nicht mit der Confiscation von Freundesgut auf Feindesschiffen, wozu Frankreich durch viele Verträge berechtigt war. Indem jeder Staat auf dasjenige verzichtete, was den Neutralen lästig war, ließ der Knoten sich lösen.

Bewiesen ist übrigens nichts mit jener Discussion, als nur der zunehmende Verfall des parlementarischen Wesens in England. Während die Debatte im Zuge war, trug ein Mitglied darauf an, das Haus auszuzählen. Es waren nicht mehr als 34 Mitglieder anwesend — bei einer Frage von solcher Bedeutung! Man ging auseinander, Abends 10 Minuten vor 10 Uhr. So fand am 8. Juli 1851 H. Berkeley eine Mehrheit von 87 Stimmen gegen 50 für das Ballot. So wurden noch jüngst, am 19. Juni 1855, die Minister durch 43 gegen ihre 26 Stimmen geschlagen — und zwar bei Locke Kings Antrag auf Codification. Ein No-House ist neuerdings so oft verzeichnet, daß es an jenes Predigerseminar erinnert, wo man in das Kirchenbuch einzutragen pflegte, es sey nicht gepredigt ob defectum animarum.

In einer andern Beziehung möchte es leicht scheinen, als seyen die Amerikaner nicht dieselben, die sie früher gewesen. Sie haben eine Verpflichtung auf beständige Abschaffung der Kaperei abgelehnt. Sind sie denn der alten Grundsätze, sind sie des Vertrages von 1785, aller der Unterhandlungen neuerer Zeit uneingedenk? Nein, sie sind den Grundsätzen nicht untreu; aber sie meinen es ernster damit, als andere es meinen.

Die Westmächte waren bange, daß Amerikaner russische Kaperbriefe annehmen möchten. Lord Clarendon sprach mit großer

Bewunderung von den amerikanischen Neutralitätsgesetzen (24. Febr. und wieder 24. März). Herr Crampton wird nicht verfehlt haben, zu berichten, was in der That auch die Zeitungsblätter verriethen, daß es Politiker gebe, welche eine Ermäßigung, oder doch eine schlaffere Handhabung jener Gesetze in jenem Augenblick für sehr politisch hielten. Man sagt selbst, eine angesehene juristische Autorität in Washington (zugleich einer von den Führern der kriegslustigen Partei) habe geäußert, die englische Verfassung behandle das Ausgeben von Kaperbriefen als Kronprärogative; man könnte der amerikanischen Regierung wohl das Recht einräumen, nach Lage der Sache die Neutralitätsgesetze für bestimmte Fälle außer Kraft zu setzen. Wir haben dergleichen in amerikanischen Briefen um die Mitte des Märzmonats gelesen. Und um dieselbe Zeit schreibt Herr Buchanan, Lord Clarendon habe einen Vertrag zur Abschaffung der Kaperer zwar nicht geradezu vorgeschlagen, aber offenbar habe er da hinaus gewollt (this was his drift). Herr Buchanan erwiederte sofort (24. März): die Vereinigten Staaten würden auf die Abschaffung aller Kapfahrt nur eingehen können, wenn die Seemächte noch einen Schritt weiter gehen und zustimmen wollten, daß aller Krieg gegen Privateigenthum auf dem Ocean aufhören sollte, wie das zu Lande der Fall; Christenthum und Gesittung würden der Seemacht wie den Landtruppen ausschließlich nur die Verwendung gegen den Feind im öffentlichen Kriege anweisen. Im Lichte der Sittlichkeit sey es gleichgültig, ob ein Staatsschiff oder ein Privatkaper auf den Seeraub gegen das Privateigenthum ausgehe. Ohne dieß Zugeständniß würden die Vereinigten Staaten einer starken, das Privateigenthum bedrohenden Seemacht gegenüber in zu großem Nachtheil seyn, wollten sie der Waffe der Kapfahrt zur Abwehr und Vergeltung sich berauben.

Aus der Jahresbotschaft des Präsidenten ersieht man, daß Preußen seinen Beitritt zum Vertrag vom 22. Juli von dem Hinzufügen eines Artikels gegen die Kaperei abhängig machte. Der Präsident motivirt die Ablehnung genau in derselben Weise wie Herr Buchanan. Die britische Marine sey wohl zehnmal so stark, als die der Vereinigten Staaten, der Handel beider Länder stehe sich etwa gleich; daraus sey abzunehmen, in welchem Nachtheil die Vereinigten Staaten seyn würden. Aber er wiederholt auch, wenn die großen Mächte Europas das Privateigenthum unter den Schutz

des Völkerrechts stellen wollten, so werde man auf dieser breiten Basis ihnen entgegenkommen. Der Präsident hätte sich darauf berufen können, daß man es verschmäht habe, im Kriege mit Mexiko, wo kein dringender Grund vorlag, der Kaperei sich zu bedienen. [1]

Unterlassen wir nicht, zum Schluß noch einige andere neueste Zeichen der Zeit hier einzutragen.

Zunächst ist zu erinnern an die Liberalität, mit welcher England und Frankreich, weit über dasjenige hinaus, was früher in einzelnen Verträgen festgesetzt war, den russischen Schiffen Fristen zur sichern Heimkehr selbst nach Ausbruch der Feindseligkeiten bewilligten. Aber Herr Cobden sprach im Unterhaus am 5. Mai 1854 die Ansicht aus: England müßte noch einen Schritt weiter gehen, und alle Privatschiffe des Feindes von der Wegnahme befreien, so lange sie nicht beim Bruch, oder dem Versuch eines Bruches einer erklärten Blokade betroffen werden; man müßte verzichten auf das Recht, arme Leute zu berauben, die nichts weiter wollten, als andern ihr Eigenthum zu Kauf anbieten. Lord John Russell erwiederte mit einer Behauptung, die nicht ganz richtig ist, und die, wenn sie's wäre, zu viel beweisen würde: „wenn der Handel zwischen den Kriegführenden fortginge wie gewöhnlich, und die Masse des Volkes kein Uebel vom Krieg empfände (!), so würde keiner der gewöhnlichen Gründe vorhanden seyn, welche eine Nation dazu brächten, den Frieden zu wünschen.“ [2]

Sir William Molesworth dagegen, ein College von Lord John (**Mulciber in Trojam, pro Troja stabat Apollo**), rief aus, in der großen Rede vom 4. Juli 1854: „Wenn die jetzigen Vorgänge zur Abschaffung des Privatkrieges auf hoher See und zur Einsetzung der Seerechte der Neutralen auf der festen Grundlage der Vernunft und Gerechtigkeit führen, so würde dieser Krieg, was auch sonst seine Ergebnisse seyn mögen, als ein Fortschritt in der Gesittung, als eine Wohlthat gelten dürfen für das menschliche Geschlecht!“

---

[1] Ich habe dieß und Aehnliches genauer entwickelt in der Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaften, 1851, Heft II. S. 318 ff.

[2] Vergl. einen Bericht von Talleyrand, eine Rede von Portalis und treffende Bemerkungen über Beides, bei Asher, Beiträge zu Fragen über die neutrale Schifffahrt (Hamburg, 1854) S. 8 und 30 ff.

So haben wir den Leser durch Schwankungen und Irrgänge der Politik verschiedener Völker hindurch geleitet, um im Lauf von drei Viertheilen eines Jahrhunderts die Vorbereitung der heute gewonnenen Ergebnisse nachzuweisen.

Fragt man nun, ist Wort gehalten mit der Verheißung, den Krieg für die Neutralen so wenig lästig als möglich zu machen?

Daß auch innerhalb der angenommenen Grundsätze und in ihrer Anwendung den Neutralen noch mancher Stoff zur Beschwerde bleibt, haben wir in den einleitenden Bemerkungen bereits angedeutet. Aber wir haben auch in nächster Nähe Gelegenheit gehabt zu sehen, daß feste und energische Berufung auf das Völkerrecht den Zumuthungen der Kriegführenden gegenüber nicht immer fruchtlos bleibt; es findet sich wohl einmal ein Anlaß, darüber näheres zu berichten. Sind erstere noch unausgeglichen, so liegt die Schuld guten Theils an den Neutralen, die von Anfang an sich hätten zusammenthun, einen Rath von Sachverständigen einsetzen, jede Reclamation an denselben verweisen, und durch denselben als gemeinsame Angelegenheit aller hätten betreiben lassen müssen. Können die Menschen oder wollen sie sich nicht einigen, so bleiben sie eben schwach. Wer nicht für sich selber sorgt, muß sich nicht wundern, wenn er von andern nicht groß beachtet wird. Und man muß nichts erwarten von der Großmuth anderer.

Was in dieser Hinsicht noch ungenügend bleibt, das irrt uns nicht; nicht schlimmere Dinge, wie übel sie auch zu jenen schönen Worten allen stimmen, irren uns in der Aussicht auf bessere Zeiten. Nicht die Raubzüge der Engländer an wehrlosen Küsten, in offenen Wohnplätzen, nicht die Zerstörungen, die an dasjenige erinnern, was Luther in dem Brief von der Coburg (28. April 1530) an die Tischgesellen meldet von Krähen und Dolen, „die einen gewaltigen Zug fürhaben wider Weizen, Gersten, Hafer, Malz und allerlei Korn und Getreidig, und wird mancher Ritter hin werden und große Thaten thun.“

Wenn der alte Kriegsteufel, indem er sich zum Abzug anschickt, sich dabei in ganz besonders übler Weise bemerkbar macht, so thut er eben nur, was, vielen Zeugnissen zufolge, manche seiner Vettern vor ihm gethan.

Oder wie, wenn Männer wie Thomas Jefferson, wie unser

Johann Georg Büsch nicht verzagten zu einer Zeit, wo es „untröstlich noch war allerwärts," so sollten wir verzagen, die wir erlebt haben, was jene nur um den Preis, als Träumer zu gelten, zu hoffen wagten?

Nein, die beglaubigte, die urkundliche Geschichte ist da, um uns Zuversicht zu geben. Sie lehrt allerdings, wie vielfach die Reibungen, die Hemmungen sind, denen, bei der Schwachheit aller menschlichen, der zweifelhaften Sittlichkeit aller politischen Dinge, die Ideen begegnen. Aber sie lehrt auch, und wenn uns nicht alles täuscht, lehrt sie es bei einem Anlaß, wie der hier behandelte, besonders eindringlich, daß Fürsten, Staatsmänner und Feldherrn nur Diener sind, oftmals unbeholfene und widerspenstige, zuletzt aber immer, wenn auch ohne Wissen und wider Willen, Diener der Ideen, welche bestimmt sind, die Welt zu beherrschen und zu verjüngen.

C. F. W.

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Viertes Heft.

1855.

Stuttgart und Augsburg.
Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Der Materialismus unserer Zeit.

I.

Wenn irgend eine Erscheinung von den Mitlebenden mit Freude begrüßt werden darf, so ist es in diesen letzten Jahren wohl das immer deutlicher hervortretende Bestreben, zu einem tieferen Verständniß unserer Zeit, der in ihr auftretenden Strömungen und der an sie zu stellenden Forderungen vorzubringen. Das ist der Gewinn, welchen uns die Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 gebracht haben, daß die Wohlgesinnten zu größerer Aufmerksamkeit, zu sorgfältigerer Betrachtung veranlaßt wurden, und dieser Gewinn erweist sich schon jetzt als ein durchaus nicht unbeträchtlicher. Freilich kann noch nicht die Rede davon seyn, daß die Aufgabe schon ganz oder auch nur zum großen Theile gelöst sey: wer nur einigermaßen die Größe und die Bedeutung derselben zu würdigen vermag, wird weit entfernt seyn, solches zu glauben, eben so wenig aber es verlangen. Darum stellt es sich als die heilige Pflicht aller in ächtem Sinne Conservativen dar, an der Lösung dieser Aufgabe an ihrer Stelle und in ihrer Weise mitzuarbeiten. Es gilt die Lage unserer Zeit nicht in ihrer Oberfläche, sondern in ihrem Grunde und Kerne zu erfassen, und das Vorhandene ernst und unparteiisch in Bezug darauf zu prüfen, ob es mit dem, was wir als Grundlage, Gesetz und Ziel aller irdischen Verhältnisse unabänderlich festhalten müssen, sich in Einklang oder in Feindschaft befinde. Nur durch eine solche bessere und tiefere Erkenntniß der Gegenwart und durch eine solche Prüfung derselben von dem Standpunkte eines christlich-conservativen Sinnes aus ist eine allmähliche, aber nachhaltige und ersprießliche Reform unserer Verhältnisse im Großen und Kleinen möglich.

Wenn wir hier von Reform und von Reorganisirung sprechen,

so ist es nicht das politische Leben der Völker, auf das wir hinzielen, obwohl das Leben einer Isolirung seiner einzelnen Sphären und Aeußerungen widerstrebt. In der That handelt es sich aber weit weniger um staatliche Neuerungen, als um eine durchgreifende Umgestaltung unsrer socialen Verhältnisse. Nur kann der Conservatismus nicht zu einseitigen und vorzeitigen Gewaltmitteln seine Zuflucht nehmen, welche seiner Natur geradezu entgegengesetzt sind. Ihm kommt es darauf an, daß die historische Entwicklung nicht gestört, sondern richtig, d. h. im rechten Verständniß der Aufgabe und im Hinblick auf das letzte Ziel aller Dinge, geleitet werde. In Angelegenheiten des socialen Lebens hat er darum zunächst darauf zu wirken, daß die Erkenntniß des Mangelhaften allgemeiner werde; gelingt es solche Ueberzeugung zu verbreiten, so wird die Besserung des Schadhaften sicher nicht ausbleiben, sie wird zugleich eine nachhaltige, weil von innen heraus entstandene, nicht äußerlich aufgedrungene seyn.

Indem wir in den nachfolgenden Blättern einen Beitrag zum Verständnisse unserer Zeit zu geben unternehmen, so fühlen wir gar lebhaft, wie sehr ein solcher Versuch der Nachsicht der Leser bedarf; die Hoffnung auf Nachsicht ist aber wohl gerechtfertigt, da ja auch der geringe Beitrag zu gutem Werke willkommen zu seyn pflegt.

Wenn nun auch die Politik keinen Antheil an diesen Blättern hat, so ist doch nicht zu läugnen, daß die politische Lage Europas wohl geeignet ist, den Ernst der folgenden Betrachtungen zu erhöhen. Denn eine große inhaltschwere Frage, seit Jahrzehnten immer wieder aufgespart und zurückgeschoben, steht an dem Horizonte dieser Zeit; wie ihre Lösung erfolgen werde, vermag noch keiner mit nur leidlicher Gewißheit zu bestimmen. Droht nun aber äußere Verwickelung und Kriegsnoth hereinzubrechen, oder doch die Spannung der Kriegserwartung länger anzudauern, sind wir nicht doppelt verpflichtet, uns ernsthaft darnach zu fragen, in welcher Weise wir wohl durch unsere inneren Verhältnisse befähigt sind, äußeren Gefahren zu begegnen?

Denn es geht dem Leben der Völker wie dem menschlichen Körper, wenn ihn eine Krankheit, wie dem menschlichen Herzen, wenn dasselbe ein Leid befällt: nicht immer findet Krankheit und Leid die gleiche Widerstandsfähigkeit. Bleiben wir bei diesem von dem einzelnen Menschen hergenommenen Bilde stehen, so ist es

unzweifelhaft, daß eine gesunde Körperconstitution einen Krankheitsstoff leichter aussondert, eine Krisis besser überwindet. Dieser äußerlicheren körperlichen Gesundheit des Individuums entspricht die äußere materielle Grundlage des Völkerlebens, der Nationalwohlstand. Je fester und sicherer diese materielle Basis des Lebens ist, desto leichter wird eine Zeit großer politischer Bewegung überstanden. Um es recht kurz und praktisch zu sagen, je geordneter die Finanzen des Staates, je befriedigender die Erwerbsverhältnisse der Einwohner sind, desto größer ist die Kraft, die in der politischen Krisis entwickelt werden kann, desto weniger wird die Existenz und die Weiterentwickelung des durch die politische Weltlage und die dem einzelnen Staate in den Welthändeln übertragene Rolle gefährdet. Sieht es aber in dieser Beziehung wohl jetzt erfreulich aus unter den Staaten Europa's? Darauf möchte wohl selbst ein Optimist κατ' ἐξοχήν nicht mit Ja antworten. Wächst doch fast überall das Ausgabebudget in jeder folgenden Finanzperiode um beträchtliche Summen, Anlehen folgen auf Anlehen, Steuerzuschläge werden nöthig, und das Papiergeld tritt in so tausendfacher Gestalt auf, daß bald ein eigenes Studium erforderlich seyn wird, um sich einigermaßen in der Papierfluth zu orientiren.

In Bezug auf diese materielle Seite des Lebens aber machen sich noch zwei Gesichtspunkte in unsern Tagen besonders geltend: zuerst der Umstand, daß die Industrie und der Handel der Nerv unseres Lebens geworden sind. Es ist für diese einleitenden Bemerkungen gleichgültig, wie das geschehen ist, und ist hier zunächst auch nicht zu untersuchen, ob wir damit zufrieden zu seyn Ursache haben; jedenfalls ist es so. Die industriellen Interessen stehen dominirend im Centrum unserer Zeit; im Großen und Kleinen wendet man sich ihnen zu, und man könnte fast sagen, es werde Alles mehr oder weniger zur Industrie. Hat aber der Handel und die Industrie eine solche überwiegende Bedeutung erlangt, so ist es auch eben so gewiß, daß gerade sie am meisten durch Kriegsjahre leiden, woraus dann weiter folgen muß, daß eben weil Industrie und Handel jetzt auf eine fabelhafte Höhe hinaufgeschraubt, in vielen Ländern die Hauptstützen des Erwerbes sind, diese Länder auch die Störungen in Handel und Verkehr, wie sie im Kriege unausbleiblich sind, doppelt und dreifach schwer empfinden müssen. Der zweite Punkt ist, um uns so ausdrücken, die orientalische Frage des socialen Lebens:

der Pauperismus und sein Kind, das Proletariat. Beides, Pauperismus wie Proletariat, ist zwar nicht eine Errungenschaft der Neuzeit in dem Sinne, daß die guten alten Zeiten, wie die laudatores temporis acti hie und da gemeint haben, mit dieser Erscheinung völlig unbekannt gewesen seyen. Armuth und Erwerbslosigkeit ist auch früher da gewesen, wenn man auch damals noch nicht Alles wie in unsern Tagen systematisirte. Aber es ist auch eben so wenig zu verkennen, daß diese Erscheinungen eine ganz andere Gestalt angenommen haben, daß sie nicht mehr etwas Einzelnes, dann und wann oder hie und da Vorkommendes, sondern daß sie etwas Regelmäßiges, Bestehendes geworden sind. Wir brauchen nicht auf irische Zustände hinzuweisen, sondern können, dem Titel dieser Zeitschrift treu bleibend, auf einzelne Theile Deutschlands hinzeigen, wo die Verarmung des Volkes und mit ihr die numerische Größe des Proletariats in erschreckender Weise fortschreitet. Mag auch in andern Gegenden das Verhältniß ein ungleich günstigeres seyn, überall wird es nicht wenig Besitz- und Nahrungslose geben. Und dehnen wir den Begriff nur ein wenig aus, so daß wir unter den Proletariern diejenige Klasse von Menschen verstehen, denen es an Besitz und einem leidlich gesicherten Erwerbe fehlt, so wird die Zahl der zu dieser Klasse Gehörenden keinen geringen Zuwachs erhalten. Denn die sich nothwendig immer mehr steigernde industrielle Thätigkeit mit ihrem Fabrik- und Maschinenwesen, die wachsende Concurrenz wird mehr und mehr den Stand der sogenannten kleinen Handwerker zum Proletariat hinüberführen; wir rechnen dabei noch die Legion derer aus allen Ständen nicht mit, deren Proletariat sich unter einem feineren Rocke und glatteren Wesen versteckt. Dieser überhand nehmenden Verarmung dauernd abzuhelfen, ihr so entgegen zu arbeiten, daß uns weder ein Theil des Volkes physisch, geistig und sittlich verloren geht, noch auch eine unmittelbare Reaktion von Seiten dieses Standes — denn daß er ein solcher geworden, darin liegt der Unterschied gegen frühere Zeiten — eintritt, das ist die Hauptaufgabe der staatsmännischen Weisheit des neunzehnten Jahrhunderts. Die Größe der Aufgabe ist ausreichender Grund dafür, daß man bisher sich mehr bemühte, im einzelnen Falle und für den einzelnen Augenblick abzuhelfen, als durchgreifende und einschneidende Mittel anzuwenden; es ist eben nicht leicht, hier auch nur einigermaßen genügende Abhülfe zu gewähren.

Wir haben ferner darauf hinzuweisen, daß, wenn den einzelnen Menschen Leid und Trübsal treffe, es wesentlich auf seine sittlich-religiöse Natur ankomme, ob er sich dem, was ihn trifft, kräftig entgegenzustellen vermag oder verzagt und weichlich preisgibt. Aehnlich verhält es sich auch mit einer Nation, wenn sie von schweren äußeren Kämpfen heimgesucht wird: das Völkerleben hat, wie das Leben des Einzelnen, eine geistig-sittliche, eine religiöse Basis, und diese kann nicht zu allen Zeiten dieselbe seyn. Von ihrer Stärke und Tüchtigkeit aber wird es wesentlich abhängen, welche Widerstandsfähigkeit sie in äußerlichen Krisen zeigen wird. Fragen wir nun in dieser Beziehung nach der Lage der Dinge, so müßten wir schon von vornherein sagen, daß es sich nicht wohl erwarten läßt, daß bei innerlicher Gesundheit so vieles äußerlich krank seyn könne: wir würden oberflächlich und unchristlich urtheilen, wenn wir annehmen wollten, daß kein tieferer und engerer Zusammenhang zwischen der innern und der äußern Lage und Beschaffenheit des Menschen stattfinde, und würden eben so Unrecht thun, was bei dem einzelnen Menschen gelten muß, von der Gemeinschaft der Menschen nicht gelten zu lassen. Schon diese für jeden wahren Christen unerläßliche Ueberzeugung von der gegenseitigen Beziehung und Einwirkung des innern und äußern Menschen zwingt uns, wo uns betrübende äußerliche Verhältnisse entgegentreten, zu glauben, daß nicht nur die sittliche Natur des Menschen unter dem Druck der äußern Lage gelitten habe, sondern daß auch der äußere Verfall durch eine sittliche Entartung mit herbeigeführt oder begünstigt worden sey. Aber es bedürfte dieser voraussetzenden Ueberzeugung gar nicht, um uns zu zeigen, wie es unserm modernen Leben durchaus an einer sittlich-religiösen Grundlage fehlt. Bei einer Betrachtung der religiösen Zustände werden wir an einen Ausspruch des Jahres 1848 erinnert, der dahin ging, daß das neunzehnte Jahrhundert die Reformation des politischen Theiles des deutschen Lebens, welche im sechzehnten Jahrhundert vergessen worden sey, nachzuholen habe. Ohne diesen ächt modernen, d. h. mehr schimmernden als wirklich durchsichtigen Satz weiter zu prüfen, möchten wir lieber darauf hinweisen, wie sich im Gegentheile in den letzten Jahren ein deutliches Bestreben gezeigt hat, im religiösen Gebiete wieder an jene früheren Zeiten anzuknüpfen. Die protestantische Kirche hat theils das Bestreben, eine geschlossene Gestalt zu gewinnen, neu aufgenommen,

theils auch den Kampf gegen den Rationalismus, der namentlich in einzelnen Theilen Deutschlands zur Herrschaft gelangt war, erfolgreich begonnen. Es lag in der Natur der Sache, daß man, indem der positive Glaube an die Stelle des rationellen Eklekticismus zu treten suchte, das Confessionelle stärker betonte. So gab sich und gibt sich zur Zeit noch innerhalb der protestantischen Kirche ein Streben kund, auf die theologischen Streitigkeiten der früheren Zeit zurückgehend, den dissensus über den consensus der einzelnen protestantischen Richtungen zu stellen. Es war dieß die natürliche Folge des rationalistischen Verfahrens, welches den dogmatischen Standpunkt ganz und gar verloren hatte; zugleich machte sich in letztvergangener Zeit das Bedürfniß geltend, sich der überhandnehmenden Negation aller Autorität zu entwinden und überall, so auch in religiösen Dingen, zu dem Festhalten an derselben zurückzukehren. Auch in der katholischen Kirche, welche sich der Zerflossenheit des Protestantismus und dem Mangel an positiv kirchlichem Glauben gegenüber im Vortheile befand, und diesen Vortheil wohl zu nützen suchte, hat sich noch in allerjüngster Zeit ein dogmatisches Streben gezeigt, indem man, gleichfalls auf frühere Zeiten zurückgehend, das Dogma von der unbefleckten Empfängniß verkündigte.

Aber trotz der lebhaftesten Ueberzeugung, daß es nothwendig war, sich nicht mehr mit einem verblaßten allgemeinen Christenthum und einer Vernunftmoral zu begnügen, sondern nach Confession und positivem Glauben zu fragen, und obschon wir den innigen Wunsch hegen, es möge der Protestantismus sich in Bezug auf seine Kirchenverfassung, und zwar durch die Spaltung hindurch zur Einheit weiter entwickeln; gewiß ist doch, daß es sich hier nur um Anfänge, um gewonnene Erkenntnisse und sehnsüchtig empfundene Bedürfnisse handelt. Ja es ließe sich wohl auch bezweifeln, ob der jetzt eingeschlagene Weg, so gewiß er sich als ein Fortschritt gegen das Frühere darstellt, zu dem führen wird, was uns vor Allem Noth thut. Denn wer nur einigermaßen mit der Geschichte der Menschheit vertraut ward, dem zeigt der Gang ihrer Entwicklung, daß das vorher einseitig Vernachlässigte demnächst einseitig ergriffen wird, bis sich dann später die einzelnen Faktoren zu einem harmonischen Ganzen vereinigen. Was uns aber Noth thut, ist eine Vereinigung des Glaubens, Wissens und Lebens; es ist das

freilich in seiner wirklichen Erfüllung ein unerreichbares Ziel, gleichwohl aber dasjenige, das von allen Seiten und mit allem Ernste erstrebt werden muß. Die rationalistische Construktion dieser Vereinigung vernachlässigte den Glauben und nahm dadurch auch der praktischen Anwendung im Leben den tieferen Inhalt und die höhere Bedeutung; doch liegt auch die Gefahr nicht fern, daß die nothwendig dadurch hervorgerufene Reaktion des Glaubens das Wissen zurück bleiben läßt und doch auch nicht das Leben gehörig durchdringt; denn es sagt ein alter Spruch: kein Wissen ohne Glauben, aber auch kein Glauben ohne Wissen. Möchte es aber einerseits voreilig erscheinen, hier jetzt schon Urtheile zu fällen, so wäre es andererseits auch ungerecht zu verkennen, wie tüchtige und ehrenwerthe Persönlichkeiten allerwärts, unterstützt von einsichtigen, tiefer blickenden Staatsmännern, der Wiedergeburt des Glaubens und der Versöhnung desselben mit dem Wissen zustreben. Dieser Theil der Aufgabe beschränkt sich begreiflicherweise zunächst auf einzelne bevorzugte Geister, von denen erst später Wirkungen auf das Allgemeine ausgehen können. Anders verhält es sich dagegen mit dem zweiten Theile, mit der Vereinigung des Glaubens und Lebens; das ist eine Aufgabe, die jeden Menschen angeht. Und hier werden wir wohl nicht zu viel sagen, wenn wir behaupten, diese Einigung sey noch nicht vollzogen, sondern es finde vielmehr eine fast vollständige Trennung statt. Es versteht sich von selbst, daß ein solcher Ausspruch nicht die rühmlichen Ausnahmen übersieht, die namentlich in jüngster Zeit wieder häufiger geworden sind. Im Allgemeinen aber ist jenes Urtheil nur zu sehr berechtigt; das zeigt ein Blick auf die sittlichen Zustände unserer Zeit. Der Rückschluß auf den Mangel eines lebendigen religiösen Elementes wird noch bündiger dadurch, daß wir nicht verkennen dürfen, daß eine bürgerliche Rechtschaffenheit immer noch denkbar ist ohne das Mitwirken des eigentlich christlichen Sinnes und Glaubens; freilich ist das eine Ehrbarkeit und Tugend, die ohne den ihr allein die rechte Bedeutung gebenden Zusammenhang mit dem Göttlichen ist; es ist das die Rechtschaffenheit des Diesseits, um uns dieses bezeichnenden Ausdruckes zu bedienen. Können wir nun wohl mit Fug und Recht annehmen, daß Viele, deren Wandel nichts augenfällig Tadelnswerthes, ja vielleicht manches höchst Ehrenwerthe darbietet, doch des eigentlichen religiösen Lebens ermangeln, und daß diese Zahl bedeutend die derjenigen

übersteigt, welche religiöse Gesinnung mit offenbarer Fehlerhaftigkeit verbinden, — wiewohl hiebei oft jene nur scheinbar, nicht wirklich innerlich vorhanden —: so wird es wohl gerechtfertigt erscheinen, wenn wir oben sagten, die Trennung zwischen Religion und Leben sey eine noch in bedauerlicher Weise bestehende.

Es folgt daraus unmittelbar, daß, wie schon gesagt wurde, der sittliche Gehalt unseres modernen Lebens kein zureichender und zufriedenstellender seyn kann. Es bedarf hier wirklich nur eines ernsten und vorurtheilsfreien Blickes auf die Zustände unseres socialen Lebens, um diesen überall ausgesprochenen Tadel gerechtfertigt zu sehen. Man wende nur nicht ein, daß die Zahl der gröberen Verbrechen hie und da bedeutend abnehme; es ist das erstens eine noch zu bezweifelnde Annahme, und dann übersieht man hiebei das Verdienst der Polizei und Rechtspflege. Man gehe nur über Mord, Raub und Diebstahl hinaus; wie steht es z. B. mit der Heilighaltung der Ehe aus? In welcher wahrhaft Schauder erregenden Weise hat die Corruption zugenommen, und zwar selbst in die gebildeteren Stände hinein! Für die Beurtheilung dieser so tief eingreifenden sittlichen Zustände reichen die besten statistischen Tabellen nicht aus; man rechnet vielleicht aus, daß die Zahl der öffentlichen Prostituirten bedeutend abgenommen hat, und vergißt, daß die chronique scandaleuse der Stadt, für die es freilich keine statistischen Tabellen gibt, reichlich gewonnen hat, was dort verloren ging. Wie selten finden wir ein wirklich ächtes sittliches Bewußtseyn, das sich von dem Unrechte aus dem zuletzt allein gültigen Grunde abwendet! Wie häufig dagegen ist Grundsatzlosigkeit und Schlaffheit des sittlichen Gefühles, wenn nicht gar die Anschauungsweise ganz und gar verschoben und verschroben ist! Läugnen wir es nur nicht, was unser materielles Leben an äußerlichem Schliff, an materieller Verfeinerung und geistreichem Flitterstaat gewonnen hat, ist demselben an Einfachheit, Wahrheit, Gesundheit und damit auch an Sittlichkeit verloren gegangen. So wie wir in der Bauart unserer Häuser, in der Einrichtung unserer Wohnungen, in unserer Kleidung und Lebensart vergebens die alte Gründlichkeit, Ehrbarkeit und Dauerhaftigkeit suchen, so ist im geistigen Theile des socialen Lebens die Phrase zur Herrschaft gelangt, und „geistreich seyn" ist die Parole des Tages. Geistreich seyn heißt aber sehr oft nichts anderes, als die Gedanken auf der Oberfläche der Dinge tanzen lassen, durch eine

unsichere schillernde Beleuchtung die Wahrheit verhüllen oder entstellen, in der Regel aber den Grund der Dinge fliehen, und dort liegt der sittliche Inhalt nie auf der Oberfläche.

Dem Gang unserer Betrachtungen würden wir vorgreifen müssen, wenn wir hier uns weiter ins Einzelne vertiefen wollten. Es kam vielmehr zunächst nur darauf an zu zeigen, daß die sittlich-religiöse Lage der Gegenwart eben so wenig geeignet ist, uns mit frohem Muthe auf die nächste Zukunft hinblicken zu lassen, wie der materielle finanzielle Zustand. Auch im sittlich-religiösen Lebensgebiete mangelt es entschieden an der Gesundheit, von welcher die Widerstandsfähigkeit in wirklich schweren Zeiten allein ausgehen kann. Das wollten wir zunächst denen zeigen, welche die Mängel entweder nicht sehen wollen oder den so oft und viel mißbrauchten Mantel der Liebe darüber decken möchten; denn den ernster Gesinnten, das Gute mit aller Energie zu fördern Bereiten haben wir schwerlich zu viel gesagt.

Aber es ist nichts weniger als ein pessimistischer Standpunkt, den wir einnehmen. Vor einem solchen bewahrt uns der feste Glaube an die göttliche Gnade, die von Anbeginn an über der Erde waltete und auch jetzt über derselben waltet. Ihr vertrauen wir und würden ihr vertrauen, wenn es auch noch trüber und dunkler aussähe, als es in der That um uns aussieht; ja wir müssen ihr wohl noch inniger vertrauen, als die Hellsichtigeren, weil wir lebhafter als sie fühlen, wie sehr wir derselben bedürfen. Aber so wenig der Einzelne sich bei diesem Vertrauen beruhigen und unthätig die Hände in den Schooß legen darf, sondern eingedenk, daß der einige Gott nicht bloß ein barmherziger, sondern auch ein gerechter Gott ist, nach Besserung streben soll und nicht ablassen in diesem Bemühen, so wenig darf dieß auch die Gemeinschaft der Menschen. Und dann, ist es nicht klein und eng gedacht, wenn man das Licht und Dunkel in dem Leben der Menschheit nach der Dauer der Tage oder des einzelnen Menschenlebens abmessen will? Eine andere Zeitbewegung ist die der Geschichte; aber wie lange auch oft und wie dicht das Dunkel über der Welt lag, doch ward es wieder lichter Tag. Darum wird auch jetzt das Licht nicht ausbleiben, und je mehr wir einsehen, daß es und *wie* es dunkelt, um so sicherer wird, um so früher die Sonne der göttlichen Gnade wieder über uns scheinen. Und eben wegen unseres Glaubens an die Mangelhaftigkeit

der Zustände, wie wegen unseres Vertrauens zu der Gnade Gottes ist es nicht Pessimismus, der uns leitet, sondern vielmehr sein Gegensatz, der wahre und ächte Optimismus. — Was endlich den dritten der oben erwähnten Einwände betrifft, so wird auch dieser nicht zu gewichtig seyn. Denn erstens kann man den Satz, daß Alles schon dagewesen sey, der seine Abstammung aus dem Lande der Geistreichen nicht verläugnet, fast mit demselben Rechte umdrehen und sagen, Nichts wiederhole sich auf Erden in derselben Weise. Dann aber möchte doch in der That nicht zu läugnen seyn, daß die Erwerbsverhältnisse zu keiner Zeit so ungünstig gewesen sind, wie jetzt, während zugleich die Bedürfnisse selbst der niedern Volksklassen eine früher nicht gekannte Höhe erreicht haben. Wenn aber frühere Zeiten uns lehren, daß eine endliche glückliche Lösung nicht ausblieb, so bedürfen wir dieser Lehre eigentlich nicht, da wir durchdrungen von dem Glauben an die göttliche Gnade an die Betrachtung der Verhältnisse gingen; wollten wir aber jenen Lehrspruch der Geschichte annehmen, so dürfte das nur in der Weise geschehen, daß wir zugleich aus ihr lernen, daß die großen Krisen im Völkerleben über die Leichensteine ganzer Generationen hinwegschritten, daß die Nacht der Vergessenheit Völker begrub, und daß wir zwar wissen, wo die deutsche Geschichte und die Geschichte des europäischen Lebens beginnt, aber nicht, wo die eine oder andere oder beide zugleich enden.

Wenn wir also nur mit ernstem Blicke auf die nächste Zukunft hinzusehen vermögen, so glauben wir dazu wohl berechtigt zu seyn, ja selbst, wenn es gelänge einen einigermaßen dauerhaften Frieden zu erlangen, würden wir den Ernst der Betrachtung zu wahren haben, weil der inneren Feinde genug vorhanden sind. Nur verwechsele man nicht ernst mit trüb, nicht Sorge mit Hoffnungslosigkeit, wie das so oft geschieht. Der Trübsinn und die Hoffnungslosigkeit hat keine Thaten, und Thaten sind es, die wir brauchen. Aber welche?

An der Lösung der im Vordergrunde unserer Zeit stehenden großen politischen Conflikte mitzuarbeiten, ist nur Wenigen beschieden. So schwer dieser Kampf auch den Einzelnen treffen kann, hier bleibt ihm nur die eigene Ueberzeugung davon, wo das Recht und mit ihm die Anwartschaft auf den endlichen Sieg liegt, und die Zuversicht, daß Gottes Wille mächtiger als der menschliche und daß seine Gnade unendlich ist. Im Uebrigen gilt

es, die auferlegte Pflicht getreu zu erfüllen und des Ausgangs zu harren. Aber auch in Bezug auf die religiösen und socialen Lebensfragen möchte man nicht an eine, wie durch einen Zauberschlag zu bringende Hülfe denken dürfen, im Gegentheil ist hier selbst die Macht derer, welche an der Erhaltung des Friedens arbeiten können, unvermögend. Und doch ist gerade dieses zweite Gebiet das ungleich wichtigere, so sehr auch das politische jetzt Aller Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, und so viel auch unzweifelhaft von demselben abhängt. Denn jene andern Mißverhältnisse und Uebelstände bleiben uns in jedem Falle, es entbrenne nun ein Weltkampf, oder es erfolge eine friedliche Lösung; der Unterschied ist nur, daß sie im ersten Falle die Gefahr steigern. In jedem Falle also sind sie der allgemeinsten und ernstesten Aufmerksamkeit werth, um so mehr, als hier die Besserung und Hebung der Zustände nicht von einem Einzelwillen, sondern nur von der Gesammtthätigkeit der Menschen ausgehen kann. In diesem Sinne bedürfen wir hier der Thaten.

Der ausführenden That aber muß in diesen Dingen die That der Erkenntniß vorangehen. Hier könnte man aus der tagtäglich uns entgegen klingenden Menge von Klagen schließen wollen, die Erkenntniß von der Mangelhaftigkeit unserer modernen geistig-sittlich-socialen Zustände sey eine allgemein verbreitete; wer aber so schließt, ist sehr im Irrthum. Die Klagen entstehen zumeist da, wo das eigene Interesse von den gegenwärtigen Zuständen bedroht wird, oder wo ein recht augenfälliges Beispiel im Leben Anderer uns entgegentritt, es fehlt ihnen einmal an dem rechten sittlichen Ernste, was schon daraus ersichtlich ist, daß der Klagende selten Hand an das eigene Thun legt, sondern immer nur über die Zeit, und Gott weiß was für Mängel und Gebrechen derselben jammert. Dieß gilt ganz besonders von den höheren Ständen, die gar nicht genug auf die Verderbniß, Entsittlichung, Genußsucht des Volkes losziehen können, ohne daran zu denken, daß das Uebel doch wohl von oben nach unten wirkte, und täglich noch, namentlich in einigen besondern Punkten verderblich nach unten wirkt. Außer dem sittlichen Ernste geht aber jenen Klagen zumeist auch die rechte Tiefe des Gedankens ab, die sich darin offenbart, daß man sich nicht mit der sporadischen Erscheinung begnügt, sondern den innern Zusammenhang der einzelnen Erscheinungen und ihre gemeinschaftliche Wurzel erfaßt. Diese consequentere und tiefsichtigere Betrachtungsweise aber ist schon darum

nothwendig, weil man sonst das, was man auf der einen Seite gewinnt, auf der andern wieder einbüßt. Der Kampf gegen die Uebelstände wird ein ganz anderer, weit energischerer, weit erfolgreicherer, wenn man sich zu der Ueberzeugung erhebt, überall sey es derselbe Feind, den man zu bekämpfen habe.

Einen kleinen Beitrag zu der Erfüllung dieser Aufgabe, eine tüchtige Anschauung von der Lage der Dinge zu verbreiten, sollen diese Blätter geben. Bietet der Versuch auch nur wenig dar, so wird er doch vielleicht den Einen oder Andern zu ernsterem Aufblick und aufmerksamerer Umschau, zu sinnigerer Einkehr in sich selbst veranlassen, vor allem aber weiter und tiefer Blickende bewegen, auch ihre Stimmen in dieser Zeit, der es Noth thut, daß die besten Männer reden, ertönen zu lassen. Als Aufgabe dieses bescheiden dargebotenen Versuches aber bezeichnen wir die Betrachtung des Materialismus, als der Hauptquelle der sittlichen und socialen Uebelstände unserer Zeit.

II.

Vielleicht hat es schon bei dem Einen oder Andern Anstoß erregt, daß wir von dem Materialismus behaupteten, er sey die Hauptquelle der gegenwärtig vorhandenen Mißverhältnisse; wir hätten statt dessen, meinen diese, sagen sollen, die Wurzel aller Uebel sey die Glaubenslosigkeit und Irreligiosität. Doch ist die Verständigung mit ihnen unschwer. Denn es wird sich zeigen, daß der Materialismus nichts anderes ist als die äußere Erscheinung der Glaubenslosigkeit; er ist, um einen andern Ausdruck zu gebrauchen, das Princip der Diesseitigkeit, hätte also, wäre es mit unserem sittlich-religiösen Leben besser bestellt, gar nicht zu einer so allgemein verbreiteten Herrschaft gelangen können. Gleichwohl haben wir es für zweckmäßiger halten müssen, den Materialismus in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen, als die Glaubenslosigkeit; und dieß aus mehreren Gründen. Denn die bestehende Trennung des Lebens vom Glauben hat bewirken müssen, daß sich das Gefühl für den innern und tiefern Zusammenhang jeglicher Lebensäußerung mit dem Religiösen abgeschwächt hat, so daß wir unsern Auseinandersetzungen von vornherein den Eingang bei Vielen erschweren würden, wollten wir unmittelbar vom innern Mangel, der eben der Mangel des religiösen Lebens ist, ausgehen. Ferner ist es dem

Materialismus hie und da gelungen, sich scheinbar in eine Verbindung mit dem religiösen Elemente zu setzen, eine Verbindung, die wir am leichtesten in ihr Nichts auflösen, wenn wir von jenem unmittelbar ausgehen. Endlich aber wird es dadurch, daß wir den Materialismus als die irdische Erscheinung der Gottentfremdung, als das positive Princip der Diesseitigkeit auffassen, leichter an die einzelnen Gebiete und Zustände heranzutreten, als wenn wir von der Negation, dem nicht vorhandenen Glauben, ausgingen. Der Materialismus erscheint als das unabhängig vom Göttlichen, oder doch nicht von demselben durchdrungen ausgebildete irdische Princip; er ist etwas Positives, geht also über den Unglauben hinaus, und steht darum überall zwischen uns und dem letzten Ziele alles Erdenlebens, der Gemeinschaft des Lebens und Glaubens. Wer zu diesem Ziele hindurchdringen will, muß erst den Eindringling beseitigen, sonst ist alles Mühen vergeblich. Daran möge es uns vergönnt seyn mitzuarbeiten.

Der Materialismus ist der Herrscher unserer Tage; von dieser Behauptung gehen wir aus. Diese macht keinen Anspruch auf das Verdienst, neu zu seyn, wie denn überhaupt das Verdienst der Neuheit oft zweifelhaft genug ist. Ja, man könnte sogar sagen, es sey schon bis zum Ueberdruß vom Materialismus gehört worden; kann man doch jeden Tag davon hören und lesen. Was kann den rechtfertigen, der von Neuem zu reden anhebt? Zunächst wohl das Recht jeder Wahrheit, so lange sich geltend zu machen, bis sie nicht bloß gehört, sondern auch verwirklicht wird; es wird sich so lange der Satz: der Materialismus ist der Herr unserer Zeit, zu dem wir noch hinzusetzen: und der Feind derselben, wiederholen lassen, bis man Anstalt macht, den Tyrannen von seinem Throne herabzustürzen. Dann aber wiederholen wir, was wir vorher im Allgemeinen sagten: man klagt zwar gern und viel über die materialistische Richtung, aber theils sehr oberflächlich, indem man sich mit den schärfsten, am meisten hervorspringenden Spitzen desselben beschäftigt, theils ohne den sittlichen Ernst der Ueberzeugung, der sich darin zeigen müßte, daß man selbst, und zwar in allen Beziehungen dieser Richtung entsage.

Es wird kaum nöthig seyn, noch lange vom Wesen des Materialismus zu handeln, nachdem wir oben seine Natur bereits bezeichnet haben. Er ist das Princip der Materie, und da diese irdischer Art ist, ist er das Princip des Irdischen, der Diesseitigkeit.

Er steht also nicht über der Erde und erhebt sich nicht über dieselbe, sondern er haftet an ihr und macht sich ihr dienstbar.

Mit der Endlichkeit der Materie wird er selbst endlich, d. h. er reicht nicht über sie hinaus und erfüllt sich im Diesseits. In seiner völligen Ausbildung hebt er darum die fortlaufende Erziehung des Menschen zum Göttlichen, Jenseitigen auf; in seiner gewöhnlichen Erscheinung stört er diesen nothwendigen Zusammenhang und hindert die Entwickelung eines ächten religiösen Lebens; immer verleiht er dem Irdischen eine falsche vorwiegende Bedeutung, und setzt es als Zweck und nicht als Mittel zu einem höheren Zwecke. Im Kerne seines Wesens, im Dienste des Irdischen überall derselbe, zerspaltet er sich, gleichwie das Irdische selbst in eine zahllose Menge von Aesten und Zweigen auseinander geht, in eine endlose Zahl einzelner Erscheinungen.

Ihm steht, schon dem Worte nach, entgegen der Idealismus, als das Princip der sich aus dem Stoffe bildenden und über demselben stehenden Gedanken. Sicherlich kann es einen sehr schädlichen Idealismus geben, und es hat einen solchen gegeben, wie uns die Geschichte lehrt, und gibt ihn vielleicht noch, obwohl er heut zu Tage selten geworden ist im guten und schlechten Sinne. Denn es liegt noch nicht im Wesen des Idealismus an sich, daß er die christliche Basis behält; es hat sich in der Geschichte auch ein unchristlicher Idealismus gezeigt, der aber dann, weil wir uns nicht ungestraft vom christlichen Bewußtseyn entfernen dürfen, matt und farblos wurde. Das ist aber nur eine verkehrte Gestalt des Idealismus, welche seine eigentliche Bedeutung verkennt. Denn während der Materialismus jeder Beziehung zum Christlichen entbehrt und der Verbindung mit demselben seiner innersten Natur nach widerstrebt, trifft der Idealismus mit dem Christenthum darin zusammen, daß beide, über die Erde erhaben, die Menschen zu etwas Höherem erheben wollen: sie schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern streben nach einer Vereinigung. Während ein christlicher Materialismus geradezu unmöglich ist, ist der christliche Idealismus dasjenige, was wir allein dem Ueberhandnehmen des Materialismus entgegenstellen können.

Das alles wird man geneigt seyn zuzugestehen; aber wenn wir auch dieser kurzen Voraussetzungen bedurften, können wir doch nicht bei ihnen stehen bleiben, sondern müssen der Sache näher auf

den Leib rücken. Wir müssen den Materialismus noch genauer kennen lernen. Zu diesem Zwecke wenden wir uns an die gegenwärtigen Verhältnisse selbst, und versuchen das Vorhandenseyn des Materialismus und die Art seiner Aeußerung nachzuweisen. Denn nur so werden wir in den Stand gesetzt, einen erfolgreichen Kampf gegen ihn zu führen; da wir aber bereits das ihm entgegengesetzte Princip als das beste Mittel für die Bekämpfung und zugleich als dasjenige Element kennen lernten, das sich an die Stelle des materialistischen zu setzen hat, werden wir auch, wenigstens hie und da, die Wege, auf denen zur Besserung zu gelangen seyn wird, ins Auge zu fassen vermögen.

Die Schwierigkeit der Aufgabe berechtigt zu der Hoffnung nachsichtiger Beurtheilung. Wir treten nicht mit dem Anspruche auf, endgültige Ergebnisse zu liefern, sondern mit dem Wunsche, zu der Erfüllung der Zeitaufgabe einen kleinen Beitrag zu geben. Auch ist von vornherein Beschränkung nothwendig, da wir eigentlich das ganze geistige, sittliche, sociale Leben durchsuchen müßten, um den schlimmen Feind, der in allen Winkeln steht, hervorzuholen und zu entlarven. Solche Aufgabe geht über das bescheidene Maß unserer Kraft hinaus, und wir müssen uns an einem Anfange genügen lassen, dem gewiß bessere Bemühungen Besserer und Fähigerer nachfolgen werden.

Dieser Anfang geschehe damit, daß wir den Materialismus in der poetischen Literatur, in einem Theile der Kunst, im socialen Leben, in dem Unterricht und der Erziehung zu betrachten versuchen. Doch kann auch, was in diesen Anfängen geleistet wird, wieder nur als Anfang auftreten, als erster Versuch zur Lösung einer großen, mit jedem Tage wachsenden Aufgabe; aber daß wir von der richtigen Grundanschauung ausgingen, wird wohl auch der erste mehr aphoristisch fragmentarische Versuch genügend bestätigen.

III.

Das geistige Leben einer Zeitperiode findet seinen Ausdruck in der Literatur, zwar nicht ausschließlich in dieser, aber doch vorzugsweise, so daß die Blüthe oder der Verfall derselben wohl zu einem Urtheile über des Geistesleben der Nation in der einzelnen Zeitperiode mit berechtigt. Wir sagen aber ausdrücklich: mit berechtigt; denn auf der einen Seite ist nicht zu übersehen, daß die

Literatur nicht der einzige Ausdruck des geistigen Lebens ist, sondern daß auch die Kunst, das politische und sociale Leben in Betracht gezogen werden müssen. Auf der andern Seite schwächt sich die Bedeutung der Literatur leicht dadurch ab, daß sie zu Zeiten ihren nationalen Ursprung und ihren Zusammenhang mit dem Volke verliert, und sich in eine zünftige Abgeschlossenheit zurückzieht.

Was nun zuerst die eine Hauptseite der gegenwärtigen Literatur betrifft, die wissenschaftliche, so müssen wir dieser gegenüber von dem am Schlusse des vorigen Abschnittes ausgesprochenen Vorbehalte Gebrauch machen. Denn hier gerade möchte es einer schärferen Feder zu überlassen seyn, so weit dieß überhaupt der Gegenwart schon möglich ist, die vorhandenen Zustände in sicherem Umrisse darzustellen; Einzelnes aber, als zu augenfällig, wird auch hier nicht übergangen werden dürfen.

Der Materialismus in der wissenschaftlichen Literatur wird sich in zwei Beziehungen äußern können, einmal in Beziehung auf den Inhalt derselben, und zweitens in Hinsicht auf die Art der Produktion. Der wissenschaftliche Gegenstand der Behandlung wird sich nach der vorherrschenden Neigung der jedesmaligen Zeit richten. Diejenigen Gebiete, welche sich besonders reger Theilnahme erfreuen, werden vorwiegend vertreten seyn. Hier kann es nun nicht zweifelhaft seyn, daß die Naturwissenschaft gegenwärtig den ersten Rang in der Geltung einnimmt. Diese hat sich, nachdem sie lange Zeit verhältnißmäßig zurückgeblieben war, auf eine bewundernswürdige, fast schwindelnde Höhe erhoben, macht fortwährend die erstaunlichsten Fortschritte, und hat in der Gunst des Zeitalters das historisch-philologische Gebiet, welches vordem herrschte, vollständig überflügelt. Denn sie hat sich vermöge der durch sie gegebenen Anwendungen in den verschiedensten Zweigen menschlicher Thätigkeit unmittelbar des Lebens zu bemächtigen gewußt, und hat es nicht verschmäht, in einer allgemein verständlichen Sprache zu reden. Ihre großen Verdienste werden auch die Gegner der Naturwissenschaft nicht verkennen dürfen, wenn es deren überhaupt gibt.

Wir sind von einer Feindschaft gegen eine Wissenschaft, welche so riesenhafte Fortschritte gemacht, der wir so außerordentliche Förderungen verdanken, weit entfernt. Aber die vollste und willigste Anerkennung schließt nicht einige Bedenken aus; Bedenken erregt jeder einseitige Fortschritt, welcher einen andern gleich berechtigten

Faktor benachtheiligt. Und einseitig ist dieser Fortschritt, weil die andere Seite der Wissenschaft dagegen zurückgeblieben ist. Das kann natürlicher Weise nicht auf die Rechnung der Naturwissenschaft kommen; es wäre mehr als thöricht zu verlangen, daß diese sich um jene so zärtlich bekümmern solle. Auch ist das Zurückbleiben der historischen Wissensgebiete nicht so zu verstehen, als sey innerhalb dieser nicht Beträchtliches geleistet worden. Im Gegentheil sind auch hier die bedeutendsten Resultate erzielt worden, und namentlich hat die vergleichende Sprachforschung und die germanistische Philologie Aufschwung und Verbreitung gewonnen. Aber während die Naturwissenschaft sich nicht begnügte, in den Studirzimmern bevorzugter Geister zu wohnen, sondern theils sich überall in Verbindung mit dem Leben setzte, theils sich auch in ihrer Lehre zu popularisiren verstand, zog sich die historische Wissenschaft in den Stand der Gelehrten zurück und verlor, je mehr sie dieß that, desto mehr an der Zuneigung der Zeitgenossen; dieß in noch höherem Grade und in schnellerer Weise, weil die naturwissenschaftliche Richtung der Neigung entgegenkam. Es ist übrigens gleichgültig für uns, die wir nach der Wirkung zu fragen haben, wer die Schuld trug, daß die Naturwissenschaft ein einseitiges Uebergewicht gewonnen hat; doch setzen wir hinzu, daß es der jetzt vernachlässigte Theil nicht ohne Schuld war, obwohl die ganze Richtung unserer Zeit die Hauptschuld trägt.

Die Einseitigkeit dieser wissenschaftlichen Fortbewegung nun hat ihre Bedenklichkeiten vermöge des eigenthümlichen Wesens beider genannten Gebiete des menschlichen Wissens. Denn dieselben sind in der That grundverschieden: man dürfte wohl sagen, das historische Gebiet sey das ideale, das naturwissenschaftliche das reale. Man wendet sicherlich ein, die Naturwissenschaft habe zwar eine reale Basis, führe aber vom Realen zum Idealen und sey in ihren Höhen wenigstens eben so ideal, wie die Gegenseite. Das ist gewiß wahr; man könnte sogar sagen, in ihren höchsten Höhen vereinigen sich alle Wissenschaften: eine Wissenschaft ohne Idealität ist überhaupt gar nicht zu denken. Aber jener Unterschied bleibt dennoch in seinem Rechte, weil es sich im Allgemeinen nicht um die höchsten Spitzen der Wissenschaft handelt. In den tieferen, gewöhnlich zu Tage kommenden Schichten bestreitet wohl keiner die idealere Natur des historischen Gebietes; und nun kommt noch die

praktische Seite der Naturwissenschaft hinzu, die doch nichts weniger als ideal ist. Aber es gilt, einen Schritt weiter zu thun. Haben wir auch absichtlich das Gebiet der Naturwissenschaft ein reales, nicht ein materialistisches genannt, so ist doch unverkennbar, daß sie sowohl in den niedern Stufen ihrer Erscheinung, als besonders in der Anwendung einen Zusammenhang mit der materialistischen Zeitrichtung, von der diese Blätter handeln, nicht verläugnen kann. Obwohl sie gewiß die Fähigkeit hat zum Göttlichen zu führen, Glauben zu lehren und ideellen Sinn zu wecken, so ist doch in diesen Gebieten ein anderes Resultat, nämlich Verstandesdünkel und Glaubensleere — wir nehmen überall gern die auf den Höhen der Wissenschaft Stehenden aus — bei weitem häufiger, und der sich hier zeigende Idealismus ist nicht viel besser, als ein hohler Spiritualismus.

Darum ist es eben doppelt lebhaft zu beklagen, daß die historische Wissenschaft, welche zwar auch nicht vor Ausartungen gesichert, doch ungleich mehr Beziehung zum Idealen, und zwar zum christlichen Idealismus hat, so unpopulär geworden ist. Denn die Stärke des Gegengewichtes würde auch jener zu Gute gekommen seyn, die nur in ihren untergeordneten Potenzen und geistig impotenten Anhängern das historische Gebiet geringschätzt.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß wir mit dem überwiegenden Einflusse der naturwissenschaftlichen Literatur, überwiegend zum Theil durch die Menge, zum Theile wegen der gelehrten Isolirtheit der historischen Wissenschaft, nicht zufrieden seyn können, daß wir hier theils einen Ausfluß des Materialismus, theils eine Forderung desselben zu erkennen und bedauern zu müssen glauben.

Wir haben noch die Art der Produktion zu betrachten; auch hier stellt sich ein materialistischer Zug als vorhanden dar, der sogar noch mehr in die Augen springt; zugleich geht diese Richtung durch das ganze Gebiet der Literatur hindurch, so daß wir also die poetische, von der wir hernach besonders reden, nicht auszuschließen haben. Die Literatur, das heißt die Summe der in Büchern, Zeitschriften 2c. erscheinenden geistigen Produktion, kann, und wäre ihr Inhalt der idealste, nicht ohne materielle Hülfsmittel bestehen. Es genügt nicht, daß der Schriftsteller empfindet, denkt, schreibt; das Geschriebene muß auch gedruckt, verbreitet, gelesen werden; der Buchhandel tritt als vermittelndes Organ zwischen die Producirenden und

das Volk, jenen ihre geistigen Thaten lohnend, diesem die literarischen Werke darbietend. Das kann nicht anders seyn; es wäre thöricht, dagegen etwas einwenden zu wollen, daß das geistige Produkt zur Waare wird, aber es ist nicht gleichgültig, wie dieß betrieben wird. Denn ist es schon dem rohsten Erzeugnisse gegenüber vom höhern Gesichtspunkte aus nicht einerlei, wie sich der Handel gestaltet, so muß diese Bedeutung des Geschäftsbetriebes mit der Bedeutung der Waare zunehmen; das literarische Produkt aber hat eine geistige und sittliche Natur. Betrachten wir unsere jetzige Zeit, so leuchtet jedem ein, wie das merkantilische und industrielle Interesse im Vordergrunde steht, wie sich überall die Spekulation der Produktion bemächtigt, das Produkt zum Fabrikate wird, und die Concurrenz die Spannung bis zum Vernichtungskampfe steigert. Da nun das schriftstellerische Erzeugniß zum Handelsobjekt, zur Waare werden muß, werden sich auch innerhalb der literarischen Produktion und in dem Buchhandel jene Zustände wiederfinden müssen: es muß eine literarische Spekulation, eine Bücherfabrikation, eine aufs Aeußerste gespannte Concurrenz geben. Das findet denn auch alles in hohem Grade statt, und gewiß nicht zum Vortheil der literarischen Zustände; diese Verhältnisse sind aber durchaus materialistischer Natur. Wiewohl der Buchhandel des realen Gesichtspunktes nicht entrathen kann, sondern darauf bedacht seyn muß, seine Waare zu verwerthen, so schließt doch diese Rücksicht nicht eine idealere Behandlung aus; die eigentliche Spekulation aber ist, selbst wo sie ideale Objekte wählt, rein materialistisch. Aus ihr hervor geht nun die literarische Fabrikation, welche das Wesen der Produktion in jeder Weise verkehrt; denn die ächte Produktion entsteht durch den innern Zusammenhang des Schreibenden mit dem Objekte, durch seine unmittelbare Neigung und seine Ueberzeugung von der Bedeutung der Sache. Sie soll nicht von vornherein um die Meinung des Publikums und um den kaufmännischen Betrieb bekümmert seyn, weder Jagd auf die Zeitsympathien machen, noch sich aus Furcht vor der Concurrenz überstürzen. Wie viele literarische Produkte aber sind heut zu Tage nichts als die Kinder der buchhändlerischen Spekulation, nichts als reine geistige Fabrikarbeit! Man gebe jedoch ja nicht den Buchhändlern allein die Schuld, so viele auch des Sinnes baar seyn mögen, der allein dazu befähigen sollte, Handel zu treiben mit den kostbarsten Erzeugnissen der Nation. Vielmehr ist nicht zu übersehen,

daß der größere Theil der Schuld auf Seiten der Schaffenden zu suchen ist, und das gilt von der belletristischen Literatur mehr noch als von der wissenschaftlichen. Die ganze moderne Tendenzdichtung hat einen solchen materialistischen Beisatz; denn sie geht nicht von einem ächten innern Zusammenhange des dichtenden Subjekts mit dem Objekte der Dichtung aus, noch ist sie von einem idealen Streben erfüllt, sondern sie wittert die Zeitsympathien heraus und fragt sich weniger, was der Gegenwart gut sey zu hören, als was ihr lieb seyn werde. Sie scheut nichts mehr, als die offene und scharfe Opposition gegen Zeitgebrechen, und wo sie einmal eine einzelne Richtung angreift, ist zehn gegen eins zu wetten, daß sie andern gleichzeitig die größten Concessionen macht. Diese Tendenzdichtung, die so gern „auf der Höhe der Zeit“ steht, ist zuletzt doch nur eine elegantere industrielle Richtung: es kann ja auch vornehmere Fabrikarbeiter geben. Um so tadelnswerther aber sind sie, als sie nicht nur nicht, wie der arme Arbeiter einer Uebersetzungsfabrik, von äußerer Noth gedrückt sind, sondern auch ihr zumeist nicht geringes geistiges, seltener schon eigentlich produktives Talent schnöde mißbrauchen. Sollen wir noch ins Einzelne hinein von literarischer Spekulation, Fabrikation und Concurrenz reden? Spricht doch das Heer von neuen Büchertiteln, die Unzahl von Buchhandlungen, die Leglen von Literaten niederer Geltung vernehmlich genug für unsere Behauptung, daß in Beziehung auf die Art der Produktion und der buchhändlerischen Unternehmung eine materialistische Richtung herrsche.

Sehen wir aber, daß nicht bloß die wissenschaftliche Literatur ein Vorwiegen des Realismus, der in seinen niedern Sphären zum Materialismus wird, zeigt, sondern daß dieß in noch höherem Grade innerhalb der poetischen Literatur der Fall ist, so ist es nothwendig, noch einen Augenblick bei dieser zu verweilen. Zwar ist von vornherein anzunehmen, daß die poetische Literatur, insofern ihre äußere Erscheinung nicht die Folge eines vorhandenen Bedürfnisses in dem Grade seyn kann, wie dieß bei einem Theil der wissenschaftlichen Literatur der Fall ist, unabhängiger von der Spekulation und Concurrenz bleibt. Diese Annahme würde aber täuschen; denn sie setzt einen Zustand der Dichtung voraus, der nicht vorhanden ist. Freilich wenn wir reich an wirklich produktiven Talenten wären, wenn unsere Dichtungen einen idealen Charakter hätten und den ewigen Gesetzen der Kunst folgten, wäre jene Behauptung richtig. Eine

solche Schöpfung, als Werk des Genius, kennt weder eine Spekulation, noch eine Concurrenz, sondern steht über beiden und hat selbst vor dem wissenschaftlichen Werke, das in Form und Inhalt einen Fortschritt darstellt, einen nicht geringen Vorzug für seine äußere Erscheinung und Existenz voraus. Je weiter sich aber die poetische Literatur von der künstlerischen Aufgabe entfernt, je mehr sie ihr ideales Wesen verliert und, anstatt über den Tagesinteressen zu stehen, denselben dient, um so mehr kehrt sich das Verhältniß um, und das wissenschaftliche Gebiet, das sich noch in seinen mittleren und untern Stufen, welche mehr auf die Anwendung hinzielen, eine nicht geringe Tüchtigkeit und Brauchbarkeit erhalten kann, gewinnt den Vortheil.

Unsere gegenwärtige poetische Literatur nun befindet sich in einer solchen Lage, daß es nur eines Blickes auf dieselbe bedürfte, um ernsten Sinnes zu werden; denn obwohl die Dichtung den unmittelbaren Zusammenhang mit den Zeitströmungen verschmäht, muß sich doch in ihr der Sinn der Zeit offenbaren. Der Dichter soll nicht außerhalb seiner Zeit stehen, noch auch in Träumen leben; nur heißt dieß noch lange nicht so viel, als die ephemeren Stimmungen oder die nackte Wirklichkeit zum Objekte der Dichtung machen. In allen Gattungen der Poesie aber zeigt unsere Zeit einen bedauernswerthen Verfall. Von einem reinen Epos kann füglich nicht die Rede seyn, da es uns an allen Erfordernissen zur epischen Dichtung fehlt; denn das epische Gedicht kann weder in einer so individuell zerfahrenen Zeit aufkommen, noch kann es der künstlerisch vollendeten Form entrathen. Das Epos bedarf einer im Mittelpunkte starken Zeit, eines historischen Sinnes, eines nationalen und sittlichen Bewußtseyns: wo wäre alles dieses jetzt zu finden? Größere Befähigung hat unsere Zeit schon für das mit lyrischen Elementen versetzte erzählende Gedicht, und in diesem Gebiete ist manches Ansprechende geschaffen worden, wobei nur leider die immer mehr einreißende Formverwilderung dem Werthe der Dichtungen nicht geringen Abbruch thut. Die eigentlichen Tummelplätze unserer Dichter oder Schriftsteller sind aber das kleinere lyrische Gedicht und der Roman. Man könnte aus den lyrischen Produkten, welche jede Woche irgendwo und irgendwie vermehrt, Häuser bauen, und diese würden jedenfalls glänzend aussehen; man brauchte ja bloß den beliebten Goldschnitt, jetzt die unvermeidliche Zugabe der Lyrik, herauszukehren. In sehr vielen

Fällen ist das auch das Beste, was man herauskehren kann; denn obwohl unter dem Heer von Gedichten gewiß viele gute zu finden sind, sieht es doch im Ganzen herzlich schlecht mit unserer Lyrik aus. Man kann von vornherein sagen, daß ein Uebermaß von Lyrik kein günstiges Licht auf die poetischen Zustände wirft: denn die Lyrik soll der Ausdruck des allgemein menschlichen Inhaltes der subjektiven Empfindung in künstlerischer Form seyn. Heut zu Tage aber leidet man an zwei Hauptfehlern in der lyrischen Produktion. Einmal setzt sich die individuelle Empfindung ohne weiteres an die Stelle der allgemein gültigen, die subjektive Willkür, welche in allen Gebieten die Schranken durchbrechen möchte, ist die einzige Autorität, und zweitens ist eine erschreckliche Formlosigkeit eingetreten, welche sich über die technischen Studien der Sprache und des Verses hinwegsetzen will: wieder ein modernes Emancipationsgelüste. Da nun eine oberflächliche Formgewandtheit, eine mittelmäßige Beherrschung der Sprachmittel und einige Reimfähigkeit Gemeingut geworden sind, da sich ferner einiges lyrische Material leicht zusammenliest und jedes bischen Empfindung sich allenfalls herausstaffiren läßt, so schwelgt dann alles in wohlfeiler Lyrik, die sich schon in ihrer äußern glänzenden Erscheinung als ein Produkt des Luxus ankündigt, ungenießbar für den gesünderen, aber derberen Sinn. Materialistisch aber ist diese Lyrik nicht nur in ihrem Goldflitter, sondern auch in ihrer Sprache, indem sie durch die Farbe die Mattigkeit des dichterischen Inhaltes so oft zu verdecken sucht; materialistisch ist sie oft unmittelbar in ihrer Armuth an höheren Ideen, an tieferer, über das Irdische hinausreichender und dasselbe verklärender Empfindung, in ihrer Welt- und Lustdienerei; materialistisch da, wo sie Jagd auf politische Tendenzen macht, oder wo sie die Frömmigkeit nur als Maske vorhält; endlich überall, wo sie mit der unberechtigten, ungeläuterten individuellen und momentanen Stimmung liebäugelt.

Indeß, so viel Schales und selbst Widerwärtiges in lyrische Dichtungen eingeflossen ist, so ist doch nicht zu läugnen, daß die Verwilderung und Entartung, sowie der Zusammenhang mit und die Abhängigkeit von dem Materialismus in diesem Gebiete weniger auffällig hervortritt. Denn es ließ sich theils nicht aller poetische Inhalt verbannen, theils ließ selbst die Formlosigkeit noch eine Form übrig, theils endlich war hier von äußerlichen materiellen Interessen weniger die Rede, weil der merkantilische Gesichtspunkt die

Concurrenz eher minderte, als mehrte. Der Lyrik blieb überall, wenn nicht ein idealer Charakter, so doch ein idealer Schein.

Anders gestaltete sich die Sache auf dem Gebiete des Romanes und der Novelle. Hier fanden alle schlecht einwirkenden Umstände ein willkommenes Feld; der Roman — und zwar weit mehr als die Novelle, obwohl diese sich häufig nur als kürzerer Roman darstellte — ward das charakteristische literarische Produkt unserer Zeit. Es lag zum Theil in der Unentschiedenheit seines Wesens, daß er sich allen Einflüssen preis gab. Wir wollen ihm seine Berechtigung als Dichtungsgattung nicht absprechen, aber wir müssen doch auch bestimmte Anforderungen an ihn stellen: er darf weder seine sittliche Basis, noch den idealen Charakter der Poesie, noch die künstlerische Form verlieren. Daß wir nach diesen Dingen oft vergebens fragen, öfter wenigstens das eine oder andere vermissen, gibt wohl auch der Toleranteste zu. Ueber den Roman nun fiel geradezu alles her. Die Scheu vor der künstlerischen Form war froh, hier lästiger Anforderungen überhoben zu seyn, man componirte und schrieb in Schlafrock und Pantoffeln. Wer eine Sprach- und Stylprobe aus der Romanprosa des 19. Jahrhunderts zusammen stellen, und sich die Mühe geben wollte, die Mängel der Composition nur an einigen hervorragenden Erscheinungen nachzuweisen, hätte dicke Bände voll zu schreiben. Zu dieser formlosen, unkünstlerischen, materialistischen Stofflichkeit kam das Princip der Wahrheit, welche keine künstlerisch idealisirte, sondern eine Naturwahrheit seyn will; man zog Dinge in die Poesie hinein, mit denen sie nimmermehr etwas zu schaffen hat, erfreute sich an der Analyse des Wahnsinns, an der möglichst getreuen Schilderung der Sinnenlust, des Lasters und des Elends. Man stellte geradezu das Princip der Sinnlichkeit auf; wo man aber verkündigte, daß man es nur auf eine Enthüllung zur Bekämpfung des Schlechten abgesehen habe, verrieth man durch ein realistisches Behagen an der Schilderung des Schlechten, an der Farbengluth bei der Darstellung des Sinnlichen, daß es mit der sittlichen Absicht nicht weit her war. Drittens aber kam hinzu, daß die freiere Form des Romans der Tendenz Gelegenheit gab, sich nach allen Seiten auszubreiten: das Gewand der Erzählung, oft nur ein dürftiger Ueberwurf, erleichterte das Bestreben, politische, religiöse, sociale Grundsätze auszusprechen. So wurde der Roman im politischen Leben der Träger der revolutionären

Principien, im religiösen der der Glaubenslosigkeit, im socialen der der freien Sinnlichkeit, und so streng man die Schriftgattungen verfolgte, welche solche Lehren unmittelbar vortragen wollten, so viel schlüpfte hier ungehindert hindurch. Und doch ist gewiß, daß durch die Romanliteratur, welche durch das ganze Volk hindurchdrang, ungleich mehr zerstört und verdorben wurde: denn das nackte Wort ohne das Romanbeiwerk fand und findet schwerer Eingang, als die glatte Sprache des Romans mit ihrer Wirkung auf Phantasie und Sinnlichkeit.

Die Romanliteratur wucherte aber um so üppiger empor, je mehr sie sich aus dem Reiche der Poesie in das der Wirklichkeit begab und der Neigung der Masse, welche immer in die Breite, nicht in die Tiefe zu gehen pflegt, diente. Die buchhändlerische Spekulation kam hinzu, führte die Romanfabrikation herbei und richtete, da die einheimische Produktion in ihrer Quantität und Qualität nicht auszureichen schien, Uebersetzungsfabriken ein. Es entstand eine Masse von schriftstellerischen Erzeugnissen, welche auf den Namen einer Literatur nicht mehr Anspruch machen kann, wo sich die Talentlosigkeit ungehindert ausbreitete. Ganz besonders aber vernichtete das Uebersetzungswesen mit seinen Concurrenzbestrebungen, welche das Neueste am schnellsten und auf das billigste zu liefern suchten, den letzten Rest künstlerisch idealer Gesinnung; die Reproduktionswuth, welche für den unersättlichen Schlund der Leselust arbeitete, mußte die besseren Kräfte hindern und nicht wenig dazu beitragen, dieselben entweder zur Nachahmung des Ausländischen zu verlocken, oder ihnen den Muth zu einem Widerstande und den Glauben an einen Erfolg desselben zu nehmen. Wie sich die gelehrte, namentlich historisch-philologische Literatur in die Studirzimmer, die lyrische Goldschnittliteratur in die Boudoirs zurückzog, so fand die Roman- und Uebersetzungsliteratur ihr Hauptquartier in den Leih- und Lesebibliotheken, die namentlich in einzelnen Theilen Deutschlands wie die Pilze emporgewachsen sind und allen Ständen als Lese- und Unterhaltungsquelle dienen. Es ist gewiß keine zu hohe Annahme, wenn wir behaupten, daß wir in Deutschland 2000 Leihbibliotheken haben; diese sind die eigentlichen Stützpunkte der schlechten Romanliteratur, welche ohne sie gar nicht bestehen könnte.

Wie die materialistische Richtung in diesem Literaturgebiete

überhand genommen, muß wohl Jedem ersichtlich seyn; wie hier das ideale Wesen der Poesie von allen Seiten her zu Grunde gerichtet ward, wird wohl Keiner noch weiter bewiesen haben wollen. Eher wird man über den Grad der hievon ausgehenden Wirkung uneinig seyn. Denn diese wird nur zu häufig unterschätzt, selbst von solchen, welche das Gute zu fördern bereit und unzeitiger Schonung sonst fremd sind. Diese eifern wohl leicht über einen nicht gutgesinnten Zeitungsartikel, über Mangel an christlichem und häuslichem Sinne, aber die belletristische Literatur der zuletzt bezeichneten Gattung kommt oft viel zu gut weg. Dagegen möchten wir derselben eine sehr bedeutende Wirksamkeit zuschreiben. Denn einmal hemmt diese Gattung von Schriftstellerthum die bessere Produktion: das lesende Publikum hat sich an den aufwandsloseren Weg der Leihbibliotheken gewöhnt, so daß diese die Hauptabsatzquelle für die Romanliteratur sind. Die große Masse verschmäht die bessere Kost und zieht das Pikante, Spannende, die Sinne Reizende vor, die Leihbibliothek aber, welche kein anderes Princip haben kann als das materielle, muß dem Geschmacke der Menge nachgehen, welcher erfahrungsmäßig nicht von selbst besser wird. Bedenken wir aber, daß der billige Preis, für den diese Leseanstalten die Benutzung eines Buches gestatten, auch den Ungebildeten und Unbemittelten in den Stand setzt, aus dem süßen Born der Romane zu schöpfen, blicken wir auf den Zustand der Romanliteratur und beherzigen, wie selbst die besseren Erzeugnisse leicht die Phantasie verwirren und den Menschen aus seiner natürlichen Lage herauswerfen, berücksichtigen wir endlich, wie gering die Widerstandskraft der großen Menge gegen solche versteckt und in der Stille an sie heranschleichenden Einflüsse ist: so können wir wohl die Wirkung dieser Literaturgattung, die sie namentlich durch das Organ der Leihbibliotheken ausübt, nicht gering anschlagen. Und sahen wir, daß die materielle Richtung im Romane über die ideale und ächt sittliche den Sieg davon trug, so werden wir wohl in diesem Literaturzweige nicht bloß eine Wirkung des Materialismus, sondern eine reichlich fließende Quelle desselben erkennen.

Wir würden hier noch von der dritten Hauptgattung der Dichtung, vom Drama, zu handeln haben: indeß scheint es gerathen, von diesem im nächsten Abschnitte zu sprechen.

IV.

Auch dem zweiten großen Lebensgebiete gegenüber, das wir zum Gegenstande unserer Betrachtung machen wollten, setzen wir uns selbst Schranke und Ziel. Ist doch selbst innerhalb des enger gezogenen Kreises bei der Fülle des zufließenden Stoffes Beschränkung nöthig. Wenn wir demnächst von der Kunst zu sprechen denken, um auch in diesem Bereiche die Herrschaft des Materialismus nachzuweisen, so fühlen wir zu deutlich, wie wenig wir der Aufgabe im Ganzen zu genügen vermöchten, als daß wir uns nicht von vornherein in einen engern Raum bannen sollten. Zwar tritt in einzelnen Kunstgebieten auch für den Laien die materialistische Richtung nicht undeutlich hervor: so in der Malerei die Bevorzugung des Colorits und das leidige Streben, das wir in der Poesie schon vorfanden, die Naturwahrheit an die Stelle der künstlerisch zum Schönen verklärten Wahrheit zu setzen; in der Architektur der Kasernenstyl, der die Häuser jeder Schönheit, und jedes wohlthuenden Schmuckes beraubt; in der Musik das Virtuosenthum und die Effekthascherei. Aber wir überlassen es hier den gründlichen Kennern, von den herrschenden Richtungen und ihrem Zusammenhange mit dem Materialismus zu handeln. Dagegen wollen wir ein Gebiet der Kunst, welches zugleich mit dem oben aus unserer Betrachtung ausgeschlossnen Zweige der Dichtung, dem Drama, in Verbindung steht, genauer ansehen, die dramatisch-theatralische Kunst, das Theater. Nicht nur die genauere Kenntniß der hier obwaltenden Verhältnisse ist es, die uns bestimmt, gerade hier zu verweilen, sondern auch die scheinbare Blüthe des Theaters, seine Bedeutung in unserem Leben, sein Verhältniß zur Literatur.

Das Theater soll ein Kunstinstitut von nationaler und sittlicher Bedeutung seyn: eine Kunstanstalt, indem es die Schöpfungen der poetisch-dramatischen und musikalisch-dramatischen Kunst durch die Kunst der Rede, des Gesangs, der mimischen Darstellung mit Unterstützung der scenischen Hülfsmittel zur Verwirklichung bringt. Es erhält seine nationale Bedeutung durch die Pflege einheimischer Dichtung und Composition: seine sittliche Bedeutung bewahrt es theils durch das treue Festhalten an seiner künstlerischen und nationalen Aufgabe, theils dadurch, daß es weder unmittelbar von der Bühne aus unsittliche Wirkungen

ausgehen läßt, noch mittelbar verderblich wirkende Elemente in sich duldet. Wenn die letzte Bemerkung von dem Theater selbst auf die ihm speciell Zugehörigen übergeht, so darf nicht übersehen werden, daß der theatralische Beruf den ihn Ausübenden, mehr als irgendwo anders, in die Oeffentlichkeit hineinstellt; denn während sonst der Künstler und das von ihm geschaffene Werk von einander getrennt sind, fließt hier Beides in Einem, in der Person des Künstlers zusammen.

Nun kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Ausbildung des Theaters in dem idealen Sinne der obigen Worte eine nur langsam und schwierig zu erreichende Aufgabe ist; aber so wenig wie anderwärts — und im Grunde ists überall so im Leben — wo schwierige Aufgaben vorliegen, kann die Höhe des Zieles einen völligen Abfall von der Erfüllung desselben entschuldigen.

Die Schwierigkeit der Sache liegt klar vor Augen. Einmal ist das Theater abhängig von der Literatur; denn um Dichtung und Musik pflegen zu können, und ein Hort nationaler Produktion zu seyn, muß sich ihm darstellbare dramatische Dichtung und sangbare Musik darbieten. Dabei ist ihm aber noch nicht einmal die Möglichkeit gegeben, die nationale Gesinnung zu nähren: denn das hieße voraussetzen, daß Dichter und Componisten von solcher Gesinnung ausgehen, nationale Stoffe bearbeiten, im deutschen Charakter dichten und componiren müßten und nicht jedem fremdländischen Gewächse oder jeder fremden Richtung nachliefen. Zweitens ist das Theater — freilich weder überall in gleichem Grade, noch überhaupt mit gleicher innerer und äußerer Nothwendigkeit — abhängig von dem Publikum, indem es dessen Neigungen nicht wohl ganz unberücksichtigt lassen kann. Drittens ist es für die Erfüllung seiner Aufgabe abhängig von der materiellen Lage, der künstlerischen Befähigung und sittlichen Natur der ausübenden Künstler. Eine Hauptschwierigkeit aber liegt endlich noch in der nothwendig gebotenen Zuthat materieller Mittel, ohne welche die scenische Darstellung, selbst in einfachster Gestalt nicht möglich ist. Das würde die Summe der wesentlichsten Schwierigkeiten seyn, welche sich dem Theater, wenn es einem Ideale zustrebt, entgegen stellen können, und mehr oder minder wirklich in den Weg treten müssen; die meisten andern Schwierigkeiten werden aus dem einen oder andern dieser Punkte abgeleitet werden können.

Was nun zuerst die künstlerischen Gebiete betrifft, deren Schöpfungen auf der Bühne zur Darstellung kommen, das Drama — im weitesten Sinne genommen — und die Oper, so haben wir nach dem in früheren Abschnitten Erörterten kaum ein Recht, erfreuliche Zustände zu erwarten. Holen wir aber gleich hier das vorher Versäumte nach.

Die dramatische Literatur der Gegenwart zeigt auf den ersten Blick eine Fülle von Bestrebungen, eine lange Reihe von Namen, welche bei einer Wanderung durch die deutschen Lande beinahe in jeder Stadt durch Persönlichkeiten vermehrt wird, deren Namen auf dem städtischen Theaterzettel prangte; wenn wir dann schärfer hinsehen, zerrinnt die Menge der Namen und Dichtungen fast bis auf Nichts. Von jeder Zeitperiode eine gleich große Befähigung für dichterisches Hervorbringen zu fordern, wäre nun wohl thöricht; ein Blick in die Literaturgeschichte aller Völker lehrt, daß die Resultate zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden waren. Ganz besonders zeigt sich dieß bei der dramatischen Poesie als dem Höhepunkte der Dichtung, in dem sich Epik und Lyrik durchdringen; mit der größeren Anforderung an den dramatischen Dichter wird die Seltenheit der bevorzugten Erscheinung gesteigert. Hat sich aber einmal die gesammte geistige und sittliche Entwicklung eines Volkes zu der Höhe erhoben, welche die Entfaltung einer eigenthümlichen dramatischen Poesie zuläßt, so bleibt das Drama in dem schöpferischen Gesichtskreise der Nation, wenn nicht ein völliger Verfall des ganzen geistigen und sittlichen Lebens eintritt. Um so weniger konnte ferner in der neuesten Zeit die dramatische Dichtung schweigen, als mit der Vermehrung der stehenden und wandernden Theater ein äußerliches Bedürfniß nach neuen Darstellungsobjekten sich hinzugesellte. Daß also unser Epigonenzeitalter auch die dramatische Muse pflegte, war innerlich und äußerlich nothwendig; es fragt sich nur, was die Werthlosigkeit der Mehrzahl dieser Bestrebungen herbeiführte. Und hier stoßen wir gleichfalls auf innere und äußere Gründe.

Der Abfall unserer Dichtung von der Höhe der zweiten großen klassischen Periode unter Goethe und Schiller mußte sich auch auf das Drama erstrecken, ja er zeigte sich vornehmlich auf diesem Gebiete. Die zunächst auftretende romantische Schule wendete sich zwar auch dem Theater zu, allein weder unmittelbar noch in ihren Anregungen mit nachhaltigem Erfolge. Was der Romantik überall

schadete, daß sie keine Gestaltungskraft besaß und sich im Nebel verlor, mußte ihr ganz besonders für das Drama schaden. Aber auch die nach ihr auftretende jung-deutsche Schule gewann kein rechtes Verhältniß zum Drama, konnte aber um so weniger durch das, was sie leistete, nützen, als sie realistische Tendenzen verfolgte und die sittlichen Begriffe verwirrte. Nachdem man dem klassischen Idealismus unserer großen Dichter abgesagt hatte, suchte man zwar fortwährend nach einer neuen gültigen Basis, fand sie aber nicht oder bildete sie doch nicht zu einer fruchtbringenden aus. So bietet die dramatische Dichtung der letzten Decennien eine lange Reihe der verschiedenartigsten Bestrebungen dar, indem die Schicksalstheorie, die Mystik, der Weltschmerz, das Weltbürgerthum, die Emancipationssucht, das Wirklichkeitsprincip sich des Dramas bemächtigten. Die noch vorhandene Produktionskraft der Dichter versagte nur zu häufig, weil die moderne Zeit zwar Ideen über Ideen warf und unruhig bald dahin, bald dorthin griff, aber den sittlichen Ernst, dieses unabweisliche Erforderniß aller bestandfähigen Dichtung aus dem Herzen verlor: es fehlte wie dem Ganzen, so dem Individuum nicht an Geist und Bildung, wohl aber an Charakter, und nur ein Charakter kann Charaktere von dauernder Geltung schaffen. Der im Aufschwung der Naturwissenschaften und dem Zurücktreten der historischen Wissensgebiete sich abschwächende historische Sinn verlor in dieser Abschwächung auch seine Neigung und Befähigung für das historische Drama und begünstigte die Tendenzen des socialen Schauspiels. Es kam hiezu noch die dilettantische Formlosigkeit, die Scheu vor künstlerischer Durchbildung. Je mehr aber gerade das Drama im engsten Zusammenhange mit den gesammten Regungen der Zeit steht, desto leichter erlag es den andringenden Einwirkungen. Gewiß, daß viele innere Momente zusammen kamen, um der Entwicklung des Dramas hindernd in den Weg zu treten.

Es liegt im Wesen des Schauspieles, daß es nach Verwirklichung strebt: eine dramatische Dichtung ist erst durch ihre Darstellung vollständig erfüllt. Das hat kein Dichter so lebhaft gefühlt und keiner so meisterhaft im Auge zu behalten gewußt, wie Shakspeare; nur darf man bei seinen Stücken nicht außer Augen lassen, für welche Bühne er schrieb, und wie weit diese von der Illusionslosigkeit unserer Zeit entfernt war. Diese wesentliche Eigenschaft der dramatischen Dichtung ist leider bei uns oft nicht verstanden worden;

ja selbst Goethe hat in dieser Beziehung gefehlt. Mehr noch thaten es die Romantiker, die zwar auf Shakspeare zurückgingen, aber gerade diesen charakteristischen Vorzug an ihm übersahen. Unsere Dichter wollten oder konnten keine Rücksicht auf die Darstellbarkeit nehmen, und so entwickelte sich ein Drama außerhalb der Bühne, natürlich zum Schaden beider zusammengehörigen Faktoren. Der Irrthum besteht noch bis auf die neueste Zeit, daß dramatische Dichtungen von vornherein mit der Absicht, nicht dargestellt zu werden, auftreten; die Kunst des dramatischen Vorlesens hat sich dadurch in einer weder ganz berechtigten noch der Bühne vortheilhaften Weise entwickelt, indem sie die falsche Meinung, das Drama könne ohne Bühne bestehen, nährt und verbreitet.

Entfernten sich aber eine Zeitlang sogar die bedeutendsten Talente von den scenischen Bedürfnissen des Dramas, so war es natürlich, daß sich die untergeordneten Talente des Theaters bemächtigten. Wollte dort die Dichtung sich den Ansprüchen der Bühne nicht fügen, so blieben hier die Ansprüche der Poesie unberücksichtigt. So entstand schon während der klassischen Periode neben der poetisch-dramatischen eine theatralische Literatur; diese hat sich zur Selbstständigkeit ausgebildet und besteht gegenwärtig noch in voller Blüthe, ja sie beherrscht geradezu das Repertoir der deutschen Theater. Die bekannte Führerin dieser Bühnenliteratur versteht es meisterlich, dramatische Stoffe aus den Romanen aller Nationen herauszulesen und diese für die Bühne zurecht zu machen, die Schauspieler mit sogenannten Paraderollen, welche einen innern Gehalt nicht haben und darum auch keinen Aufwand von innerlicher Kraft verlangen, zu versorgen, und eine oberflächliche Moral über das Stück zu gießen, so daß viele nicht einmal merken, wie matt es auf dem Grunde aussieht.

Es ist hier gerade wie im Gebiete des Romans: wie dort die oberflächliche, auf die Lesewuth grundsatzlos hinarbeitende Fabrikation im Produciren und Reproduciren den Aufschwung des Besseren hinderte und hindert, so auch im Gebiete des Dramas. Die theatralische Literatur hat sich so eng mit der Bühne verbunden, daß die Bestrebungen besserer Talente, die es, Gott sey Dank, auch heute noch gibt, außerordentlich erschwert werden.

Fehlt es aber schon in den vorhandenen Resten der poetischen dramatischen Literatur, in Folge der gesammten poetischen oder

unpoetischen Richtung, an Idealismus, wo soll ein idealer Gesichtspunkt in der Bühnenfabrikarbeit aufzufinden seyn? Sind dort selbst bessere Kräfte allzusehr auf die Darstellung der Wirklichkeit, auf die Analyse unpoetischer äußerer und innerer Zustände bedacht, so ist das Treiben der specifischen Bühnenschriftsteller zumeist rein materialistisch. Der Materialismus ist also auch in die dramatische Literatur eingedrungen und hat auch hier wesentlich geschadet.

Wenden wir uns nun zu dem Theater und fragen, wie es seine Stellung zur Literatur auffaßt. Wie es dieselbe auffassen soll, haben wir schon gesagt, daß es aber einer ganz andern Auffassung und Praxis nachgeht, ist gewiß. Man braucht nur einen Blick auf die Repertoirverhältnisse der meisten deutschen Theater zu werfen, um sich zu überzeugen, daß das Theater sich nicht als den Hort deutscher Dichtung und Musik betrachtet, oder daß dieß, wenn es etwa solche Gedanken hegt, eine reine Fiktion ist. Man frage nur die deutschen Dichter und Componisten nach der Aufmunterung, die sie von den Bühnen erhalten — wir meinen natürlich die Dichter, nicht die Fabrikanten, — und sie werden allerlei zu erzählen wissen; man sehe nur die Eilfertigkeit und die Freigebigkeit, mit der man eine fremdländische Oper in Scene setzt, und erkundige sich, was für Schwierigkeiten ein junger Componist zu überwinden hat, um einmal ein Werk zur Aufführung zu bringen. Und doch gibt es für Dichter und Componisten nur Einen Weg, ihr Talent herauszubilden: den der praktischen Belehrung durch die Darstellung. Man wird hierauf entgegnen, daß es der Bühne unmöglich zugemuthet werden könne, sich an Versuchen fortwährend abzumühen. Als ob das verlangt würde! Aber das ist der Bühne der Gegenwart von allen Seiten her und mit lauter Stimme zuzurufen, daß sie auch Pflichten hat. Und wenn man auch nicht ableugnen wird, daß Dichtung und Musik selbst viel verschuldet haben, daß namentlich die erste dem Theater wenig Anregung gab und verderbliche Einflüsse ausübte, so ist doch auch wahr, daß sich das Theater eine innige Verbindung mit der Dichtkunst wenig angelegen seyn ließ, daß es dieselbe mehr erschwerte als erleichterte, daß es den Verfall begünstigte nicht zu hindern versuchte. Man wird nun ferner einwenden, die Theaterannalen aller größeren, ja selbst kleineren Bühnen beweisen, daß man auf die Vorführung neuer Werke, sowie auf die Pflege der klassischen Dichtung bedacht sey. Beides ist in gewisser Weise

zuzugeben. Für den ersten Punkt ist jedoch zu bemerken, daß nicht alle Theater gleiche Sorgfalt an den Tag legen: in dem Darstellen neuer Dichtungen stehen gerade die größten Theater oft gewaltig zurück. Einige wenige Bühnen unter der Leitung kunstsinniger und kunstverständiger Männer machen wirklich rühmliche Ausnahmen, bei den meisten aber geht die Regsamkeit in Bezug auf Novitäten weniger aus Kunstsinn als aus Industrie hervor. Entweder will man eben dem Publikum immer Neues bieten, damit die Kasse nicht leer bleibt, wobei denn das Schlechteste mit unterläuft, oder man gibt Lokalinteressen nach, wie denn namentlich bei kleineren Bühnen die Produkte des einheimischen Dilettantismus gern ans Licht gezogen werden. Was aber die Pflege des klassischen Dramas angeht, das — Dank sey dem nicht so leicht ganz zu verwüstenden gesunden Sinne des Publikums — noch nicht wie Eichendorff in seiner letzten Schrift sagt, vor leeren Bänken gegeben wird, so ist dieselbe im Ganzen nur mäßig zu nennen. Es wird leider die Befähigung unserer Schauspieler, ächte Dichtung zu reproduciren, durch die Ueberhandnahme des undichterischen Unkrautes von Tage zu Tag geringer, und außerdem fehlt es bei der Darstellung des Klassischen in Bezug auf scenische Bearbeitung und Anordnung oft an aller poetischen Einsicht.

Wir mögen die Sache betrachten wie wir wollen, das Theater als der Brennpunkt deutscher dramatischer und musikalischer Schöpfung ist in Wirklichkeit nicht vorhanden. Wie schlecht es auch mit der dichterischen und musikalischen Produktion bestellt sey, es sieht doch nicht so traurig damit aus, wie es nach den Repertoirs der Bühnen scheinen könnte; aber von diesen geht nicht hinreichende Belebung und Anregung aus, noch pflegt man das schon vorhandene Gute in der gebührenden Weise, welche den Geschmack erhalten, Talente erwecken und erziehen könnte.

Einen Schritt vorwärts, um weitere Erklärungen nicht schuldig zu bleiben: das, was oben als zweite der für die Theater vorhandenen Schwierigkeiten bezeichnet wurde, gibt zu ferneren Betrachtungen Anlaß. Wir sprachen von seiner Abhängigkeit vom Publikum; damit eröffnet sich die Frage nach der Verfassung und äußern Stellung der Bühnen.

Diese Abhängigkeit vom Publikum entsteht dadurch, daß die Bühne ihren Aufwand nicht anders decken kann, als indem sie sich an

die Geldmittel der Zuschauer wendet. Je größer die Summen sind, die ihr unmittelbar zur Verfügung stehen, desto geringer ist die Abhängigkeit; daher sind die von freigebigen Höfen unterstützten Theater am wenigsten dem Zwange unterworfen, diejenigen Bühnen, welche reine Privatunternehmungen, entweder zuschußlos oder gar noch mit Pachtzahlungen belastet sind, dagegen nur auf die Kasseneinnahmen angewiesen. Hiebei leuchtet ein, daß die Theater insgesammt diese Abhängigkeit von den Tageseinnahmen steigern oder mindern können, je nachdem sie ihren Ausgabeetat hinaufschrauben oder verringern. Nun ließe sich zwar die Frage aufwerfen, ob überhaupt das Feststellen namentlich hoher Eintrittspreise das Theater nicht aus seiner ihm gebührenden Stellung herauswerfe, ob es nicht seine nationale Bedeutung, seine Wirkung auf das ganze Volk dadurch einbüße; aber es hieße in die Luft bauen, wenn man jetzt an unentgeldlich zugängliche Bühnen denken wollte. Es wird beim Eintrittsgeld bleiben und bleiben müssen, und es ist genug, wenn man nicht durch Hinaufschrauben der Preise aus dem Theater eine Luxusanstalt der höhern Stände macht: wer das will, thut besser, die Theater zuzuschließen.

Wie verhält es sich nun aber wirklich mit dieser Abhängigkeit von den Wünschen und dem Geschmacke des Publikums? sollte diese nothwendigerweise so groß und so gefährlich seyn? Wir möchten beide Male mit Nein! antworten; beides ist nur in dem Falle zu bejahen, daß die Theaterverwaltung den wirklich künstlerisch-idealen Gesichtspunkt verliert. Ist der aber einmal aufgegeben, so wächst die Abhängigkeit und die Gefahr in erschrecklicher Weise. Das Publikum wirkt weit weniger auf die Bühne, als die Geschmacksrichtung dieser auf jenes Einfluß äußert. Ist die ökonomische Lage einer Stadt der Art, daß sie ein im Verhältniß zu den pecuniären Zuständen stehendes Theater erhalten kann, so ist mit Bestimmtheit anzunehmen, theils wegen der dem Theater beiwohnenden Anziehungskraft, theils wegen des Bildungsstandpunktes unserer Zeit, daß die Leute ihr Theater besuchen. Wohnt auf der Bühne eine edle ideale Gesinnung, wird das Gute mit Liebe und Ausdauer gefördert, überspringt man nicht die durch die lokalen Verhältnisse gegebenen Schranken, so wird das Theater nicht nur sicher bestehen, sondern auch wohlthätig wirken. In der guten Geschmacksrichtung werden sich Theater und Publikum begegnen, ohne daß von jener Abhängigkeit die Rede

ist; denn die ächte Dichtung und die reine Musik verlieren nimmermehr ihre Einwirkung auf den bessern Theil des Menschen. Man untersuche nur, was an denjenigen Orten, wo sich kein Theater hält, und wo jetzt vielleicht selbst bessere Bestrebungen verunglücken, der eigentliche Grund dieses Verhältnisses ist. Man wird finden, daß entweder die Stadt überhaupt nicht die ökonomischen Kräfte hat, um ein Theater längere Zeit zu erhalten, oder daß der Etat des Theaters über diese Kräfte hinausging, oder daß eine schlechte Verwaltung mit unkünstlerischem materialistischem Unfuge die Gemüther sich entfremdete. Denn jenseits des künstlerischen Gesichtspunktes gibt es keine Schranken: die Reizmittel der äußern Ausstattung, der Novitätenjagd, des Pikanten müssen sich immer mehr steigern, bis die Menschen nicht mehr mit ihrer natürlichen Kunst ausreichen, und entweder die Taschenspieler auf der Bühne floriren, oder gar die Bühne, wie jüngst wirklich geschehen, zum Circus wird und Reitkünste producirt.

Das scheint so leicht verständlich, daß man sich wundern müßte, daß nicht alle Direktoren längst wieder zu einer besseren Geschmacksrichtung umgelenkt haben. Daß das aber nicht geschehen ist und wenn nicht ganz andere Maßregeln ergriffen werden, so bald nicht geschehen wird, liegt in dem leidigen Zustande der Theaterverwaltungen. Hiervon noch einige Worte; denn die Sache ist wichtiger, als gemeiniglich geglaubt wird, da wir, wenn die Dinge wirklich im Kerne besser werden sollen, unmöglich eine lange Reihe verfallender Anstalten und ihre schädlichen Einflüsse ertragen können. Es genügt eben nicht, die Dinge hie und da anzugreifen, sondern man muß überall derb anpacken; dazu ist aber vor allem nöthig, daß man die einzelnen Erscheinungen vom richtigen Standpunkte aus betrachtet. Wir haben nun aufzusuchen, worin es liegt, daß sich unser Theater — im Ganzen und Großen — so weit von seiner idealen Aufgabe entfernt hat, warum es in Gefahr ist, zu einer geradezu schädlichen Luxusanstalt zu werden, ja dieß hie und da schon geworden ist. Wir schreiben dieß keineswegs bloß dem Verfall der Poesie und Musik zu, da nicht nur des Trefflichen aus früherer Zeit, sondern auch des Guten und der Pflege Werthen aus den späteren Jahren genug vorhanden ist, und jedenfalls, wenn das Theater seine Aufgabe besser verstanden hätte, die heilsamsten Anregungen von ihm ausgegangen seyn würden. Daß es aber jetzt dem tiefer und ernster Blickenden einen so traurigen Anblick gewährt, über den weder einige

bessere Bestrebungen einzelner Verwaltungen, noch die einzelnen hervortretenden künstlerischen Größen, noch endlich und zwar am wenigsten, die vollendete Ausbildung der äußerlichen Zuthat hinweghelfen können, das scheint eine doppelte Ursache zu haben: einmal ist es so geworden durch die äußerliche Verfassung der Bühnen, und zweitens dadurch, daß dieselben sich kopfüber in die materialistische Richtung hineinstürzten, anstatt ihrem idealen Wesen treu bleibend derselben Widerstand zu leisten. Diese beiden Momente greifen eng in einander.

Unsere Bühnen zerfallen in drei Gattungen, in die Hoftheater, in die stehenden Stadttheater und in die Wanderbühnen. Die ersten sind begreiflicherweise die entschieden bevorzugten, denn dieselben sind nicht nur stehende Theater, welche ihre Mitglieder sicher zu stellen vermögen, sondern erfreuen sich auch zum Theil sehr bedeutender Zuschüsse. Die Verwaltung ist gewöhnlich in den Händen eines der obersten Hofbeamten; erst in neuerer Zeit hat man die Leitung einiger größern und mittleren Hofbühnen in der Literatur und der Theaterwelt bekannt gewordenen Männern wieder anvertraut und damit einen Fortschritt in der Regeneration der Bühnen erzielt. Dagegen hat man dazu durch tüchtige literarische Kräfte, um die Interessen der Literatur wahrnehmen zu lassen, an einigen Orten sich noch nicht entschließen können, an andern den gemachten Versuch wieder aufgegeben. Die äußere Lage dieser Bühnen berechtigt sie nicht nur den ersten Rang in der Geltung einzunehmen, sondern läßt von ihnen erwarten, daß sie den idealen Charakter des Theaters treuer und ungetrübter bewahren können und sich auf der Höhe der Poesie und Kunst erhalten. Ist nun aber auch nicht abzureden, daß im Ganzen hier befriedigendere oder doch nicht unmittelbar so anstößige Verhältnisse vorliegen, so ist doch gleichwohl von einem normalen Zustande, ja selbst von einem Streben nach demselben oft keine Rede. Zuerst fehlt es oft gerade den großen Bühnen an einem lebendigen Verbande mit der Literatur, der sich sowohl in der energischen Förderung des Guten, als auch in der unnachsichtigen tief blickenden Zurückweisung des Schlechten zeigen muß. Eine Menge von Partikularrücksichten kommen zur Geltung, und diejenigen Interessen, welche allen andern voranstehen sollten, die der Poesie und Kunst, treten gekränkt zurück. Es dominirt der Künstler statt der Kunst, die Rolle statt der Dichtung, die Gunst statt des Urtheils. Das Neue kommt langsamer, als billig,

zu Tage, und da die Verwaltung selten hinreichend urtheilsfähige Elemente in sich schließt, geschehen die wunderlichsten Mißgriffe.

Schlimmer als dieß aber ist, daß sich die verkehrte Anschauung vom Wesen des Theaters auch der Hofbühnen bemächtigt hat: man scheint dazu gekommen zu seyn, das Theater für nicht viel mehr als eine Vergnügungsanstalt zu halten, während es ein Institut für geistige und sittliche Bildung und Erhebung seyn soll. Nur dient hier nicht trockene Lehre und Ermahnung als Bildungsmittel, sondern es bietet sich dazu der anmuthige Pfad der Kunst dar. Das Vergnügen an sich hat keinen sittlichen Inhalt: deßhalb muß das Theater ein höheres geistiges ideales Vergnügen darbieten, es darf seine künstlerische und sittliche Natur nicht profaniren. Eine Theaterverwaltung, welche die höhere Bedeutung der Bühne im Auge behält, findet in dieser die Principien ihrer Administration; diejenige, welche das Vergnügen, und wäre es auch ein oberflächlicher geistiger Genuß, sich zum Zwecke setzt, ist von vornherein principlos. Wenn diese letzteren die klassische Dichtung, um ein Beispiel zu geben, pflegen, so ist das entweder zufällig, oder es geschieht gewissermaßen Ehren halber, gewiß nicht im richtigen Bewußtseyn der Bedeutung der Sache. Daß man principlos ist, daß man vom Theater nicht das verlangt, was sonst bisweilen bis zur Härte betont wird, daß der Sittlichkeit, der Autorität kein Eintrag geschehe, geht aus Vielem zur Evidenz hervor. Man würde doch offenbar nicht Stücke von sträflichster Tendenz und laxester Moral aufführen, nicht die moderne Dramengerechtigkeit pflegen, welche sich bemüht, Fünfe gerade seyn zu lassen, und der Leichtfertigkeit, die im Lustspiele unserer Tage herrscht und alle sittlichen Begriffe verwirrt, Thüre und Thor öffnen. Man würde namentlich nicht das Ballet hätscheln, über dessen Beziehung zur Kunst und Sittlichkeit wir uns gern belehren ließen. Man sage nur nicht, daß es darauf ankomme, wie man das Ballet betrachte: dem würde einfach mit einer genaueren Beschreibung gedient werden, wie man, d. h. die Mehrzahl das Ballet wirklich betrachtet. So lange man überall über den Verfall der Sittlichkeit klagt, wird doch wohl nicht anzunehmen seyn, daß die Leute, über deren Sinn und Leben man sonst Klagen erhebt, gerade beim Ballet eine besondere Anwandlung von Tugendhaftigkeit bekommen. Man würde ferner nicht das Unwesen der Ausstattung, wie es namentlich in der Oper spukt, so ins Fabelhafte steigern und große Summen daran setzen, daß

nur ja Alles recht naturgetreu und prächtig werde. Man wirft mit dem heut zu Tage theuern Gelde die Illusion vollständig zum Fenster hinaus, und die Poesie fällt mit hinaus; ist das nicht so recht materialistisch, so ganz und gar unideal, daß man das dienende Mittel zum Zwecke macht?

Diese principlose Behandlung der Bühne, diese materialistische nach Sinnenkitzel und Nervenreiz strebende Auffassung der Aufgabe, diese vollständige Veräußerlichung hat natürlich auch den Ausgabe-etat der Hoftheater so heraufgeschraubt, daß über kurz oder lang die zu straff gespannte Sehne reißen wird. Denn selbstverständlicher Weise hat der Mangel an idealer sittlicher Behandlung des Theaterwesens auch den Schauspielerstand ergriffen. Nur soll man nicht immer die Schuld auf diese armen Leute wälzen, welche wirklich einen merkwürdigen Ueberfluß an Idealismus besitzen müßten, wenn er ihnen bei den vorhandenen Zuständen nicht ausgehen sollte. Sie haben ihre äußeren Ansprüche, vollständig im Verhältniß mit der Ausstattungspracht, auf eine Höhe gesteigert, die gleichfalls bald zur Umkehr nöthigen wird. Denn schon ist das Mißverhältniß zwischen dem Ertrage ihrer Leistungen und dem der übrigen Berufsgebiete so groß geworden, daß es selbst billigen Rücksichten übermäßig erscheinen muß.

Kann es nun unter solchen Verhältnissen nicht anders seyn, als daß auch von der Mehrzahl der Hoftheater — einzelne Ausnahmen werden gern in der einen oder andern Beziehung anerkannt — durchaus nicht die rechten Wirkungen ausgehen, indem man das Wesen und die Aufgabe der Theater verkennt, so treten diese Uebelstände bei den Stadttheatern in noch viel grellerer Weise hervor. Diese sind nämlich in der Regel in den Händen von Privatunternehmern, welche an einzelnen Orten einen Zuschuß empfangen, an andern wenigstens lastenfrei, an noch andern sogar mit Pachtzahlungen belastet sind. Es ist von vornherein eine üble Sache, Anstalten der Spekulation und dem kaufmännischen Betriebe zu überlassen, welche eine so eingreifende sittliche Bedeutung haben. Denn der finanzielle Gesichtspunkt muß hier über dem künstlerischen, der zugleich der sittliche ist, stehen. Man wird nun zwar sagen, der rechte künstlerische Betrieb müsse auch der beste finanzielle seyn; allerdings in einer recht gesunden Zeit und an einem Orte, wo nicht frühere Direktionen schon mit Erfolg auf die Verwilderung

des Geschmackes losgearbeitet haben, mag das der Fall seyn. Aber ist die Zeit eine wirklich gesunde? Wie sieht es denn mit den Stadttheatern aus? Ist doch selbst das Hamburger Unternehmen zu Grunde gegangen, ist doch in andern Städten der Geschmack so herabgekommen, daß für gut gilt, was man sonst nicht geduldet hätte. Das mögen oft die in dieser Stadt Lebenden selbst nicht recht wissen; merkt man doch oft erst das Mangelhafte der nächsten Umgebung, wenn man sich von ihr einmal entfernt hat.

Es ist darum nicht zu verwundern, wenn die Stadttheater zwar Neuigkeit auf Neuigkeit bringen, aber weder genügende Sorgfalt anwenden, noch das Gute vom Schlechten trennen; wenn sie Mittel auf Mittel in Bewegung setzen, um das Publikum zu reizen; wenn sie in ein handwerksmäßiges Getreibe hineingerathen, welches die Kunst geradezu vernichtet. Bedenken wir dabei die ungesicherte Lage der Mitglieder, die Möglichkeit, daß die Verwaltung in unfähiger oder unrechtlicher, die Wahrscheinlichkeit, daß sie in unkünstlerischer Hand ist, erwägen wir die an sich schwierige Lage untergeordneter Mitglieder, wie etwa des Chorpersonales: was ist da alles möglich, was für Verhältnisse können obwalten und mögen obwalten! Denn daß die materiellen Richtungen der Zeit auch die Bühnenmitglieder ergreifen, ist gewiß keine unbillige Annahme; nun füge man die Schwierigkeit ihres innern Lebens und ihrer äußern Stellung hinzu und man wird gerechtfertigt seyn, wenn man annimmt, daß sich die nachtheiligen Wirkungen auch ins Privatleben hineinziehen. Den idealen Charakter der Bühne darzustellen, sind die Stadttheater als selten unterstützte Privatunternehmungen von vornherein fast unfähig.

Noch ein Wort über die dritte Gattung von Bühnen, über die reisenden Gesellschaften: gegen die Zustände, die hier obwalten, ist alles Bisherige pures Gold. Diese armen Proletarier der Kunst, die nirgends heimisch sind! die das liebe lange Jahr, und zwar nicht ein Jahr, sondern ein oft langes jahrreiches Leben hindurch von Ort zu Ort ziehen! Wir nehmen keinen Anstand, diese Wandertheater als durchaus verwerfliche Erscheinungen — wir können auch hier nur einen Durchschnitt ziehen — zu betrachten. Es gab eine Zeit, als das Theaterwesen noch weniger ausgebildet war, da stand die Sache anders, da lag kein unbedeutendes Gewicht in diesen Wandertruppen, und mancher tüchtige Künstler ging aus ihnen

hervor. Jetzt ist das anders geworden, und schon der technische Ausdruck, welcher diese Gesellschaften „Schmieren" nennt, sagt genug. Einmal sind hier die Mittel der Direktionen noch weit beschränkter; geht es einmal in einer kleinen Stadt nicht, kommt die Gage nicht ein, so spielt man auf Theilung. Dem Verfasser dieser Blätter ist bekannt, wie in einer kleinen Stadt am Ende der Woche ein „erstes Mitglied" 25 Silbergroschen Antheil bekam und ein anderesmal eine Gesellschaft eine Vorstellung für eine sehr geringe Quantität Kartoffeln gab. Nun sagt man zwar wohl, die Direktion sey anzuhalten, den übernommenen Verpflichtungen nachzukommen, aber man gebe auch an, wie das geschehen soll. Wenn der arme Schauspieler den Rechtsweg einschlagen will, so steht ihm der freilich offen; aber es fragt sich erstlich, ob er überhaupt zu etwas kommen kann, weil in der Regel nichts da ist, und dann denke man an die Langwierigkeit und an die Kosten des Processes! Soll er etwa gar damit anfangen, Kostenvorschuß zu geben, was man hinwiederum dem dieß begehrenden Anwalte nicht verargen mag, so wird es ihm geradezu unmöglich, seine Ansprüche aufrecht zu erhalten. Man kann noch einwenden, daß man erstens nicht mehr Concessionen ertheile, als nach angestellten Erörterungen das Land oder die Provinz erhalten kann, und daß die Ortsbehörden jedesmal erwägen, ob auch die Lage der Stadt es ermögliche, ein Theater eine Zeit lang mit den nöthigsten Mitteln zu versehen. Das ist alles recht gut und schön, aber will im Grunde nicht viel sagen; denn eine Schätzung der finanziellen Kräfte einer Gegend kann höchstens als Ergebniß aufstellen, daß eine Bühne sich halten kann, wenn sie 1) an einem angemessenen Etat festhält, und 2) das Publikum anzuziehen weiß. Ist nun schon dem ersten Punkte gegenüber eine gehörige Ueberwachung nicht möglich, da das Theaterwesen ein complicirtes ist, und die Ausgaben vielfältiger Art sind, wobei es wesentlich mit auf das Verwaltungsgeschick und den Ordnungssinn des Direktors ankommt, so ist der zweite Punkt vollends ganz und gar unzugänglich; denn was für Umstände können nicht auf den Besuch des Theaters wirken! Es ist wohl nicht wunderbar, wenn wir bei den Schauspielern der untersten Gattung selten Bildung, selten Ernst, selten künstlerische Befähigung antreffen; auch zur Sittengeschichte werden interessante Beiträge aus diesem Gebiete geliefert werden können. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn die Kunst hier

aufhört Kunst zu seyn, der Stand des Schauspielers in beklagenswerthster Weise erniedrigt wird und von diesen Bühnen dann auch mehr schlechte, als gute Einwirkungen ausgehen. Sie sind auf den Materialismus angewiesen, und wenn man bisweilen sagt, gerade in diesen Wanderbühnen sey noch eine Spur von Idealismus zurückgeblieben, so ist das eine sehr oberflächliche Behauptung. Denn wenn man diesen Leutchen wohl zugestehen mag, daß sie das Schwere gar leicht zu nehmen wissen, so ist das weniger Idealismus als Leichtsinn; wer schärfer hinsieht, wird den Mangel einer innern Basis eben so gut, wie die Gebrechlichkeit der äußern Existenz wahrnehmen müssen.

Unsere Auseinandersetzungen haben kein erfreuliches Bild von dem gegenwärtigen Zustande des deutschen Theaters gegeben. Leite man diese Betrachtungen nicht von einer Feindschaft des Verfassers gegen das Bühnenwesen ab; im Gegentheil ist er ein warmer Freund des Theaters und ihn dünkt die Aufgabe des Theaters eine gar schöne und edle, der Beruf des Sängers und Schauspielers ein gar schwieriger, aber auch ehrenvoller. Freilich bestimmt ihn diese Liebe nicht zu einer oberflächlichen Beschönigung der vorhandenen Mängel, und ließe sich erweisen, dieser theatralische Materialismus sey unheilbar, dann würde er geneigt seyn, lieber die Theater ganz und gar aufzugeben, als sie mehr und mehr verfallen zu lassen.

Man hat in der Regel den Schauspielerstand beschuldigt, daß er den Zustand der Theater verschlechtert habe und in seiner eignen Entartung die Bühne nach und nach entarten lasse. Das Vorurtheil gegen den Stand ist zwar verringert, aber noch keineswegs verschwunden; es ist bestehen geblieben trotz der äußern Huldigungen, mit denen bevorzugte Künstler und Künstlerinnen überschüttet werden. Daß hier Geringschätzung neben der Verehrung bestehen kann, geht daraus hervor, daß die Huldigung selten auf der eigentlichen innern tiefen sittlichen Achtung ruht, sondern oft — namentlich den Künstlerinnen gegenüber — mit sehr äußerlichen und sinnlichen Elementen vermischt ist. Der Schauspieler ist zwar Gegenstand der allgemeinen Theilnahme, aber was ruft diese hervor? Das allgemeine Interesse an dem Theater, das gefällige Wesen des Standes, die Mode die künstlerische Notabilität zum Aufputze der Geselligkeit zu benutzen, als wirkliches Gericht oder als Schaugericht den Gästen vorzusetzen, und was sonst noch alles eher, als die innere sittliche Achtung vor

dem Künstler und die reine Liebe zur Kunst. Wie wenigen Mitgliedern der Bühnen gelingt es, ganz und gar das Vorurtheil zu besiegen und sich die volle Achtung und Gleichstellung in der bürgerlichen Gesellschaft zu gewinnen! Denn schreckt nicht noch heute, selbst bei der großen Ertragsfähigkeit dieses Berufes, fast jede Familie zusammen, wenn eines ihrer Mitglieder sich dem Theater widmen will? Die vorurtheilfreisten haben etwas in sich zu überwinden. Warum? Sind die Eigenschaften, die wir von dem Menschen verlangen, in dem Stande der Schauspieler unmöglich zu erwerben oder zu bewahren? Es kann das nicht der Fall seyn, denn wäre hier mit Ja! zu antworten, so müßten wir ohne Zweifel die ganze Sache verwerfen. Vielmehr ist es gewiß: der Schauspieler kann und soll so gut, wie jeder andere, gebildet, sittlich, religiös seyn. Nur ist erstens die Gefahr für ihn größer und zweitens tritt durch die größere Oeffentlichkeit seiner Stellung und die ihn begleitende Theilnahme — oft besser Neugier genannt — jeder Mangel deutlicher hervor. Ist nun aber zuzugestehen, daß einmal die Leistungen des Standes immer schwächer werden, daß die Innerlichkeit der Auffassung und die ächte künstlerische Durchbildung der Declamation, des Gesanges, der Geberde immer seltener wird, daß weder die geistige Bildung vieler Schauspieler befriedigt, noch auch die Sittlichkeit der Charaktere an Inhalt und Tiefe gewinnt, so ist zwar nicht zu läugnen, daß den Personen ein Theil der Schuld beizumessen ist, aber sie können nicht allein dafür verantwortlich gemacht werden. Die Verantwortung trägt zu großem Theile die Richtung des Theaters überhaupt und der Bühnenorganismus. Denn die materialistische Richtung des Bühnenwesens, die Entfernung vom Ideale, die Prunksucht und Stofflichkeit hat auch den ausübenden Stand in dieselbe Bahn locken müssen; eine ideallose Bühne muß die Ideale in den Schauspielern zerstören; die Liebäugelei mit der faden Theaterliteratur, das Pflegen der oberflächlichen flachen Lebensanschauung der modernen Stücke, das Zulassen frivoler Tendenzen kann die Sittlichkeit des Standes nicht erhöht haben; die mißliche Stellung, welche die klassische Dichtung und Musik in unsern Repertoiren zumeist einnimmt, kann unmöglich die Befähigung des Standes erhöhen, ächte Dichtung zu reproduciren. Dazu kommt der Mangel einer geordneten Theaterverfassung, welche den heranwachsenden Kräften keinen Bildungsgang vorzuschreiben weiß, sondern

dieselben zumeist erst in Empfang nimmt, wenn sie über die eigentliche Bildungszeit hinaus sind, dann aber nicht nach dem Inhalte ihrer allgemein geistig-sittlichen Bildung, sondern nur nach ihrer specifischen Begabung für den Beruf fragt; ein Verfahren, welches einigermaßen erklärt, wie oft eine solide Bildung gar nicht vorhanden ist. Endlich aber muß die Verfassung der Theater, welche, in ihrer großen Mehrzahl Privatunternehmungen, ungesichert und darum nur äußern Gewinn erstrebend, in ihrer niedrigsten Gattung, den reisenden Gesellschaften, bis zur Existenzlosigkeit herabsinken, indem sie der idealen Natur der Kunst und der künstlerisch-sittlichen Bedeutung der Theater Eintrag thut, auch den Stand der Schauspieler benachtheiligen.

Man wird vielleicht fragen, ob wir auch einen Weg anzugeben wüßten, diesen Uebelständen abzuhelfen, und das Theater in eine andere, würdigere und unseren Bedürfnissen entsprechendere Stellung zu bringen? So schwer diese Aufgabe erscheinen möchte, so würden wir doch an der Möglichkeit der Lösung nicht verzweifeln. Den Weg aber, der in der einen oder andern Beziehung einzuschlagen seyn dürfte, können wir heute nicht mehr vorzeichnen, sondern müssen das einer andern Gelegenheit vorbehalten. Einiges wird sich indeß auch schon aus den vorliegenden Blättern leicht herausfinden lassen. Wir stellten uns für diesesmal die Aufgabe, nachzuweisen wie gerade das Theater vorzugsweise dem Materialismus verfallen sey: die ausführlichere Erörterung wurde nothwendig, weil hier der Abfall vom Idealen gar zu auffällig ist, und weil wir es seltsam finden mußten, daß, während von allen Seiten so eindringlich für eine Besserung der Zustände und gegen den Materialismus gesprochen wird, hier noch die bedauerlichsten Richtungen gepflegt, die schädlichsten Zustände geduldet werden. Kann doch ein Institut, wie das Theater, das Jedem zugänglich ist, der einige Groschen daran wendet, das mit so eindringenden Mitteln wirkt, nimmermehr gleichgültig seyn. Zuletzt ist nichts, was auf Geist und Gemüth einwirkt, indifferent, sondern es nützt oder schadet. Das Theater kann viel nützen, jetzt schadet es aber wenigstens eben so viel als es nützt, wenn nicht mehr. Nur Eines zum Schlusse: es ist augenfällig, daß von einer Beziehung des Theaters zur Religion nicht wohl die Rede ist. Auch scheint das Theater geradezu anzunehmen, daß es nicht nur keine solche Beziehung hat, sondern daß es das Göttliche und Religiöse, wenn es dasselbe in seinen Kreis zieht, profanirt. Denn

warum striche man hie und da die Cardinäle aus den Opern, den Pater aus den Räubern heraus und gestattete nur den armen Candidaten der Theologie sich gelegentlich lächerlich zu machen? Dieses Verfahren scheint engherzig und gefährlich; denn wenn das Theater selbst sich für unwürdig erachtet, was sollen die Gegner dazu sagen? Uns dünkt, als spreche in solchem Falle das Theater über sich ein so hartes Urtheil, wie wir es nicht unterschreiben möchten. Auf der andern Seite aber möchten wir unter der Erhebung der Bühne auch nicht eine Christianisirung derselben in stofflicher Weise verstehen. Man halte nur fest an der reinen Dichtung, fördere die Aufstrebenden, entferne sich von unnützem Aufwande und Gepränge, halte die Forderung der Sittlichkeit mit unerbitterlicher Strenge fest, ordne die äußern Zustände der Bühne, arbeite auf die Bildung des Standes hin, pflege Sitte und Tugend, und man wird damit auch christianisiren, d. h. das Theater zu einem würdigen zur Mitwirkung befähigten Gliede des germanisch-christlichen Lebens machen. Damit fällt jene Furcht vor Profanirung von selbst zusammen, und dann, aber erst dann kann vielleicht von einem auch stofflich christlichen Drama die Rede seyn, welches aber aus dem unmittelbaren poetischen Zeitbewußtseyn hervorgehen muß, und nicht von einer Tendenz gemacht werden darf.

V.

Nachdem wir in den früheren Abschnitten von den Aeußerungen des Materialismus in der Literatur und in dem Theater gehandelt haben, gelangen wir zu dem dritten der für diesesmal aufgestellten Punkte. Wir hatten oben gesagt, wir wollten den Materialismus im socialen Leben betrachten. Die Aufgabe ist hier zugleich leicht und schwer: das Erste, weil hier die Erscheinungen Jedem in die Augen springen, das Zweite, weil das Gebiet so unendlich groß und weit ist. Darum auch hier weder mit der Hoffnung noch in der Absicht zu erschöpfen, sondern vielmehr mit dem Wunsche aufmerksam zu machen und zu weiterer Betrachtung in gleichem Sinne anzuregen, bewegen wir uns in engerer Schranke.

Es ist eine Eigenthümlichkeit unsrer neueren Zeit, daß, während das Leben in seinem Centrum, dem Sittlich-Religiösen, schwächer wurde, sich die einzelnen Lebensäußerungen zu einer wunderbaren Vollendung ausgebildet haben. Wir könnten sagen, die Peripherie,

des Lebens sey vollkommen ausgearbeitet worden und der Mittelpunkt sey leer geblieben. Je mehr die einzelne Aeußerung mit der Erde unmittelbar zusammenhing, in desto größerem Grade trat jene Ausbildung und Emancipation von dem Centrum ein. Um noch einmal auf das Bild von der Kreisperipherie zurückzukommen, so ging es dem sittlichen und religiösen Gebiete, dem Christlichen, aus dem doch die ganze Entwicklung des Germanenthums hervorging, wie es oft dem Centrum des Kreises geht: ist der Kreis fertig, so wischt man den Mittelpunkt weg. Reicht man dann mit der Peripherie nicht aus, so muß man das Centrum wieder suchen. Geht es unserer Zeit anders?

Ferner leuchtet unschwer ein, daß je mehr das einzelne Lebensgebiet von vornherein Beziehung zum Materiellen hatte, je geringer sein Zusammenhang mit dem Idealen war, desto leichter der Materialismus sich darin zum Herrn machte und das Ideale vollends verdrängte. Das gesammte sociale Leben befand sich in dieser Lage: wir verstehen hier unter dem socialen das äußere Leben der Menschen, wie es sich außerhalb des bürgerlichen und Berufslebens in dem Hause, in der Familie, in der geselligen Gemeinschaft darstellt. Hier sind die materiellen Elemente so nothwendig und unerläßlich, daß es Wahnsinn wäre, sich von ihnen befreien zu wollen: es kommt nur darauf an, daß man das äußere Leben idealisirt, daß man es nicht aus seiner untergeordneten Bedeutung heraus und emporzieht, das Mittel zum Zwecke macht. Behaupten wir aber, diese Verschiebung der richtigen Anschauung und Lebensordnung habe stattgefunden, so übersehen wir weder, daß auch hier der rühmlichen Ausnahmen gewiß nicht wenige angetroffen werden, noch auch, daß von vornherein die Verschiedenartigkeit der bürgerlichen Berufsstellung eine verschiedene Auffassung mit sich bringt. Zwar hieße es auch wieder zu viel sagen, wenn man von der idealeren Natur des einzelnen Berufes auf eine idealere, weniger materialistische Gesinnungs- und Handlungsweise schließen wollte, und umgekehrt aus dem materielleren Charakter der Thätigkeit die größere Hinneigung zum Materialismus folgerte; denn nichts ist so ideal, daß es nicht materialisirt, und nichts so materiell, daß es nicht idealisirt werden könnte; doch wird der den Durchschnitt Ziehende eine Einwirkung des Berufes auf den Menschen, wie umgekehrt des Menschen auf den Beruf in Anrechnung bringen müssen.

Im Allgemeinen bietet wohl nichts ein so deutliches Bild des

materialistischen Getreibes dar, wie das äußere Leben. Man jagt nach zwei Dingen: nach Erwerb und Genuß. Beides ist, wenn es im rechten Sinne geschieht, so nothwendig wie natürlich: denn wer wollte nicht für sich und die Seinigen eine sorgenfreie Existenz gewinnen, Wohlstand bei sich einkehren sehen und wo möglich Anderen von dem Entbehrlichen mittheilen? Wer wollte ferner nicht an den Freuden des Lebens, wie sie die Kunst, die Geselligkeit, die Natur uns darbieten, Theil haben und in den Stunden, welche der Erholung übrig bleiben, neuen Muth und frische Kräfte sammeln zur Arbeit? Wer wollte nicht, um es kurz zu sagen, auf Erden glücklich seyn? — Aber was heißt glücklich seyn in der Auffassung der Mehrzahl der Zeitgenossen? Gewiß nicht das, was wirklich darunter verstanden werden sollte. Wir haben hier nicht die Aufgabe, Begriffsdefinitionen aufzustellen, aber wollten wir etwa denjenigen glücklich nennen, der nicht nur seine äußeren Ansprüche befriedigt sieht, sondern auch seinem innern Leben die rechte zur Zufriedenheit führende Gestalt gegeben hat, so liegt offen zu Tage, daß das Glücklichsein sich nach der subjektiven Anschauung des Einzelnen verändert, daß das Glück, zwar in seinem eigentlichen Wesen immer dasselbe, in der Auffassung unendlich verschiedenartig wird. Wir haben die beiden Hauptbestandtheile des Glückes angedeutet, den materiellen äußeren, den idealen inneren Theil. Beide haben ihre Berechtigung, aber nicht gleiches Recht auf Berücksichtigung und Ausbildung: denn der materielle Theil ist rein irdischer Art, so daß er weder das Uebergewicht erlangen, noch gar des idealen inneren, welcher kein andrer ist als der sittliche, der religiöse, der zwischen dem Menschen und dem Jenseits vermittelnde, entrathen darf. Durch die Verschiedenheit der äußerlichen Ansprüche und die unendliche Mannigfaltigkeit des innern sittlichen Lebens entsteht nun eine Skala von Auffassungen, welche darzustellen unmöglich ist. Das Verhältniß der beiden Richtungen, welche wir im Eingange gegen einander stellten, ist kein anderes, als daß der Materialismus die irdische Basis des Glückes, der Idealismus die innere, sittlich-religiöse Grundlage desselben ausbildet; ist unsre Zeit eine materialistische, so muß sie nothwendigerweise über der äußerlichen Construktion des Glückes, diese zu möglichster Vollendung ausbildend, die innere ideale Seite des Glückes vernachlässigen. Mit Händen läßt sich greifen, daß dieses in der That der Fall ist.

Wir sagten, das Streben der Menschen richte sich vorzugsweise auf zwei Objekte, auf Erwerb und auf Genuß; wir sagten aber auch, beide Bestrebungen seyen an sich wohl berechtigt. Denn wer wollte wünschen, daß es keine Arbeit und keinen Lohn der Arbeit auf Erden mehr gebe? Eine solche mühelose Erdenexistenz, welche nicht die Thatkraft des Geistes und Körpers herausforderte, wäre nichts weniger, als wofür sie mancher vielleicht hält, als ein idealer Zustand. Nein, jeder soll erwerben, keiner soll die zeitlichen Güter verachten, aber es bedarf des rechten Sinnes und der rechten Weise. Schiller sagt in seiner Glocke: „Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis." Diese beiden Verse könnten mit großen goldenen Buchstaben über alle Thüren geschrieben werden. Denn Schiller sagte nicht, was dem Sinne dieser Zeit entsprechen würde: Gulden (oder Thaler) sind der Mühe Preis, sondern er hat sich etwas Höheres unter dem Worte „Segen" gedacht, welches gleichwohl das Niedere, den äußern Lohn, nicht ausschließt. In den wenigen Worten des großen Dichters ist gar viel enthalten: der Mensch soll — ist ihr Sinn — mit Lust und Kraft arbeiten, und durch seine Arbeit sich die äußern Mittel seiner Existenz zu erwerben suchen, aber nicht der äußere Lohn ist's, um den er allein sich müht, noch bleibt auch sein Thun ein nur äußerliches, sondern überall und immer bleibt er sich seiner höhern Aufgabe bewußt, seines Zusammenhanges mit einer höhern Welt; darum ist ihm der Erwerb nur Mittel, Zweck dagegen ist der göttliche Segen, der den irdischen Lohn nicht bloß verleiht, sondern auch erhöht. Nun, man arbeitet, sollte man meinen, in diesen Tagen mehr um Lohn als um Segen! Es ist das wohl die Schattenseite der industriellen Richtung, daß sie den materiellen Erwerb so sehr in den Vordergrund gedrängt hat.

Aber das Zweite ist untrennbar vom Ersten und mindestens ebenso wichtig: die Jagd nach dem Genuß. Denn die äußerlichen Lebensgenüsse werden durch den Erwerb vermittelt; je mehr sich das Genußsystem ausbildet, desto mehr muß erworben werden; je mehr der Lebensgenuß als Lebenszweck erscheint, desto dominirender wird Erwerb und Besitz. Es leuchtet auch in dieser Beziehung die Stellung unserer Zeit leicht ein; sie ist dem Materialismus anheimgefallen, welcher eben als das Princip der Diesseitigkeit das gesammte diesseitige Gebiet in den Vordergrund stellt, also auch die Kultur

des äußern Lebens. Luxus, Ueberfeinerung, Genußsucht sind die Kinder desselben. Wir sind wahrlich nicht zum Rigorismus geneigt; wir wollen das Leben nicht seiner Freuden entkleiden, ja wir wollen das nicht unbedenkliche Wort „Genuß" gelten lassen; wir wollen nichts weniger, als freudlose Strenge und schmucklose Einfachheit. Denn die Einfachheit eines quasi Naturzustandes soll und kann nicht wieder herbeigeführt werden, da sich mit der Fortentwickelung der geistigen Kultur auch die Kultur des äußern Lebens fortentwickeln muß: nur Einsichtslose können hier das ganze sociale Leben der Neuzeit über den Haufen werfen wollen. Lehrt doch zudem die Geschichte, daß Luxus und Genußsucht nicht etwa Erfindungen des 19. Jahrhunderts sind, sondern zu allen Zeiten mehr oder minder vorhanden waren. Inwiefern macht sich nun unsere Zeit insbesondere dieser Mängel schuldig?

Dadurch, daß die Veräußerlichung des Lebens nicht nur das ganze Leben, sondern auch alle Stände ergriffen hat. Das ganze Leben des Einzelnen und der Gemeinschaft hat sich äußerlich in einer Weise ausgebildet, die wir bewundernswürdig nennen würden, wenn sie nicht so sehr beklagenswerth wäre. Man blicke hin wohin man wolle, überall sind die Bedürfnisse zu einer Höhe gestiegen, die noch vor fünfzig Jahren fabelhaft erschienen wäre. Diese Höhe muß sich nothwendigerweise immer mehr steigern, denn der Gang der Entwickelung ist der, daß allmählich der Wunsch, wenn er befriedigt wurde, zum Bedürfniß wird; das gestillte Verlangen gebiert ein neues, und je unersättlicher das menschliche Begehren ist, um so weniger ist ein Stillstand möglich. Auf diese Weise werden die Begriffe vollständig verwirrt, und mußten es bei uns um so mehr werden, als die höhere Auffassung des Lebens, welche allein im Stande ist, eine weise Beschränkung herbeizuführen, ganz und gar zurücktrat. Es kam eben darauf an, überall in vollen Zügen zu genießen; das lehrte den äußern Werth der Dinge überschätzen und die Verarmung an Innerlichkeit durch äußerliche Hülfsmittel ersetzen. Die Industrie kam diesem Streben zu Hülfe und bot die Mittel zur Veräußerlichung dar. Man muß nur einmal den Versuch machen, recht unbefangen in das Leben hineinzublicken, und man wird finden, wie das Nothwendige und Ersprießliche überall von dem Angenehmen und Erfreulichen verdrängt worden ist. In der That aber soll das Nothwendige und Nützliche die Basis des

äußern Lebens bilden und sich des Angenehmen nur als des Schmuckes bedienen, der freilich nie ganz entbehrlich ist, aber niemals in erster Linie steht oder gar die Basis gefährdet. Hier aber haben sich die Begriffe vollständig verkehrt, und jedenfalls nicht zum Glücke der Menschen; denn man täuscht sich sehr, wenn man das äußerliche auf Luxus und Verfeinerung, auf Lebensgenuß gerichtete Treiben für fähig hält, den Menschen Befriedigung einzuflößen. Die innere Hohlheit des Objektes verläugnet sich nimmer und äußert sich stets in ihren Wirkungen: einmal in dem rastlosen Jagen, immer mehr äußerlich zu haben und zu genießen, weil der Wunsch den Wunsch erzeugt; dann in der Blasirtheit, welche keine Freude mehr kennt, weil sie sich äußerlich — und wäre es auch in der geistigen Aeußerlichkeit — übersättigt hat; endlich in der offenen oder versteckten Lebensfeindschaft, welche an der Verwirklichung ihrer Wünsche verzweifelt, und nun dem Leben und der Weltordnung die Mängel des eigenen Sinnes aufbürden möchte. Das Familienleben wird gestört, weil die Unmäßigkeit der Ansprüche die Sorgen mehrt; der Wohlstand sinkt, weil die Menge der Bedürfnisse selbst reichlichen Erwerb verzehrt; die Ehen, die Grundlage des socialen Lebens, werden seltener, und nur zu oft in materalistischem Sinne geschlossen; die Armuth nimmt mit dem Steigen der Bedürfnisse naturgemäß überhand; die sittlichen Anschauungen treten zurück, und das religiöse Leben ermattet. An diesem Verfalle des äußerlichen Lebens in seinem innern Kerne haben wir Alle, Alle Schuld, es muß das entschieden ausgesprochen werden, denn die einzige Maßregel, die hier einen Umschwung herbeiführen kann, ist, daß jeder für sich und seine Umgebung sich nicht begnügt, das Treiben Anderer zu mißbilligen, sondern ernstlich zu untersuchen, in wieweit er selbst und sein Haus Theil hat an dem Treiben, in wieweit er die ideelle Seite der Lebensaufgabe unter die materielle gestellt, in wieweit sich bei ihm die Anschauungen von ihrem allein richtigen und ersprießlichen Mittelpunkte entfernt haben.

Ferner ist jene Veräußerlichung des Lebens in alle Stände und Geschlechter gedrungen: auch dieß wird zugegeben werden müssen. Mit der zunehmenden Geisteskultur haben sich die Bedürfnisse aller Stände gesteigert. Nicht nur die höheren Sphären der menschlichen Gesellschaft, sondern auch der Bürgerstand, die Klasse der Dienenden und der Arbeiter sind von jenem Treiben

ergriffen, am meisten in den größeren Städten, während der Landmann, der Bauer, noch am meisten an alter, guter, einfacher Sitte und Lebensordnung festgehalten hat. Und nicht bloß die unmittelbarer dem Leben preisgegebenen Männer sind es, die dieser Vorwurf trifft, sondern auch, und in nicht geringerem Grade die Frauen: sie um so strenger und in beklagenswertherer Weise, weil ihre Natur von Haus aus eine idealere, und weil ihr Einfluß auf das häusliche Leben ein so bedeutender ist. Wenn man heut zu Tage so gern darüber klagt, daß die untern Stände ganz besonders nach Vergnügen und Sinnenlust jagen, in Folge dessen verarmen und in ihrem sittlichen Leben verfallen, so ist dieß ein ungerechter Vorwurf. Denn man muß bedenken, daß alle diese Zustände nicht von unten nach oben, sondern von oben nach unten fortgeschritten sind, daß es das Beispiel der Vornehmeren und Wohlhabenderen war, welches zur Nachahmung verlockte, wozu im Punkte der Sittlichkeit noch viel unmittelbarere und verwerflichere Einwirkungen sich hinzugesellten, die wir hier lieber andeuten, als ausführlich erörtern wollen. Ferner war die Widerstandskraft der niedern Klassen eine geringere, innerlich wie äußerlich. Sie konnten viel weniger den Dingen auf den Grund sehen, und besaßen bei geringerer Bildung die geringere Fähigkeit, Maß und Ziel zu halten und bedauerliche Folgen abzuwenden; aber auch äußerlich wurden sie leichter ein Raub ihrer Fehler und fielen schnell der Noth, dem Elend und der Verachtung anheim, während analoge Mängel und Vergehen der obern Stände geringere äußere Wirkung übten und sich besser zu verbergen wußten.

Die Thatsache, daß der diesseitige Theil der Lebensaufgabe zur Virtuosität ausgebildet ist, daß man den Standpunkt verkehrt und das äußere Leben von seinem innern idealen Ziele entfernt, daß sich die Materie emancipirt hat, diese Thatsache ist freilich nicht für Jeden zu beweisen. Man sagt entweder: thut die Augen auf und prüft mit ernstem Sinne, was ihr seht! und der dem Rufe Folgende verschließt sich der Wahrheit nicht, und erblickt die Zustände wie sie sind in ihrem Kerne, d. h. in ihrer Kernlosigkeit; oder das Reden ist vergeblich, weil es an dem guten Willen und dem sittlichen Ernste des Betrachtenden fehlt. Wir aber sagen: unser modernes Leben hat die äußere Zuthat meisterhaft ausgebildet, das Ueberflüssige, ja selbst das Schädliche zum Nothwendigen heraufgeschraubt,

hat die nothwendige Einfachheit und die heilsame Beschränkung, welche allein die rechte Lebensfreude gewährt und den Menschen niemals das Höhere, Unendliche über dem Niedrigeren, Endlichen vergessen läßt, verloren, hat die Form zum Inhalt, das Mittel zum Zweck, den Diener zum Herrn gemacht, und ist bei diesem Treiben innerlich hohl, arm, unruhig, unzufrieden geworden, und wird es bleiben, bis es wieder das Verhältniß umzukehren unternimmt, und den Muth hat, sich von der unnützen Zuthat zu befreien. Das muß geschehen; ohne einen solchen Entschluß geht es immer weiter abwärts; alle Mittel werden fruchtlos bleiben. Selbst das Bemühen einen kirchlichen, religiösen Sinn zu erwecken, wird an den Einflüssen des Materialismus wenigstens sich abschwächen, wenn nicht geradezu scheitern. Denn wenn wir, an ein früher gebrauchtes Bild erinnernd, den Mittelpunkt des Kreises wieder suchen wollen, müssen wir die gewordene Peripherie benutzen: von ihr haben wir auszugehen. Wir können nicht warten, bis das Wachsthum des religiösen Lebens die äußerlichen Zustände reformirt, sondern wir müssen den Materialismus selbst in seinen Aeußerungen angreifen: es bedarf einer Rekonstruktion des socialen Lebens. Nicht durch Gesetz und Verordnung, sondern dadurch ist sie herbeizuführen, daß die Einzelnen, vor allen die höheren Stände, sich dem Luxus, der Ueberfeinerung, der Genußsucht zu entfremden streben, daß sie ihre Anschauungen reinigen, ihre Lebensauffassung idealisiren. Antiluxusvereine, wenn der einzelne Versuch durch seine Isolirtheit sich abschwächt, das wären Vereine, welche zugleich den untern Ständen indirekt und direkt nützen würden: indirekt durch das Beispiel, direkt durch die Menge der zugänglich werdenden Hülfsmittel. Wende man nur nicht ein, daß der Luxusaufwand dem Volke zu gut komme: gingen auch diese und jene Industriezweige zu Grunde, es würde weder an andern Arbeitszweigen fehlen, noch ist zu übersehen, daß die Hälfte der bei geringerem Aufwande ermöglichten Ersparnisse, direkt in angemessener Weise verwendet, ganz anders wirkt, als die noch dazu zum Theil im Ausland gehende Ausgabe für den eigentlichen Luxus in ihrem Schneckengange vom Verkaufenden bis auf den Producirenden, an den ja doch nur ein Tropfen des Stromes gelangt. Nothwendig ist die Umkehr des Lebens: möchte man es nur erkennen und den Muth dazu finden!

VI.

Nicht lichtscheue Dunkelsichtigkeit, nicht die Freude am Tadeln und Verdammen war es, die diese Betrachtungen hervorrief; wir haben schon oben versichert, daß die Ueberzeugung von der Besserungsfähigkeit der Verhältnisse, das Vertrauen, daß dieselben sich umgestalten werden, der Wunsch, zunächst durch eine allgemeinere Erkenntniß der Schadhaftigkeit und durch die Hinweisung auf die vielgestaltigen Aeußerungen des Haupt- und Grundübels auf diese Umgestaltung hinzuarbeiten, diese Besprechungen veranlaßte. Der Inhalt dieses letzten Abschnittes ist besonders geeignet, uns auf diese Verwahrung gegen allen und jeden Pessimismus zurückkommen zu lassen. Denn von welchem Gedanken soll wohl die Bildung der heranwachsenden Jugend, soll Unterricht und Erziehung ausgehen, wenn nicht von dem, daß das nachfolgende Geschlecht befähigt werden soll, ein ächtes Lebensglück sich zu gründen, so weit es der menschlichen Kraft für die Erreichung eines solchen Zieles selbstthätig zu wirken vergönnt ist? Wer so finstern Sinnes wäre, daß er über der Mangelhaftigkeit der Zustände die Gestaltungsfähigkeit übersähe, wer da meinte, das Uebel werde sich nur noch verschlimmern, der müßte ja unfähig seyn, ein Verhältniß zu der Erziehungsaufgabe zu finden. Aber ebenso wenig kann es frommen, wenn man sich etwa mit dem alten Spruche: „Wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen" beruhigen will, oder wenn der Vater den Fehlern seiner Kinder gegenüber zu dem erbaulichen Resultate gelangt, daß er es selbst nicht besser oder gar noch schlimmer gemacht habe. Im Gegentheile wird eine einsichtige Erziehung bemüht seyn, die Fehler, die der Erziehende an sich selbst erkannt hat, wenn sie ihm in dem Kinde oder Schüler entgegentreten, zu bekämpfen. Die allgemeine Aufgabe der Erziehung in unserer Zeit geht also dahin, diejenige Richtung einzuschlagen, welche unsere Jugend am sichersten vor den Hauptgebrechen der jetzigen Generation bewahrt, und darum ist eine rechte Erziehung ohne ein Verständniß der Gegenwart gar nicht zu denken. Ebenso tritt die große gewaltige Bedeutung der Jugendbildung in hellstem Lichte heraus, wenn wir bedenken, daß diejenigen, die wir bilden und erziehen, die Stützen und Träger der Zukunft sind. Kann es aber nach dem was wir bisher erörtert haben, etwas Anderes als der Materialismus seyn, vor dem wir die Jugend bewahren müssen? Darum darf er es am wenigsten seyn,

der das Erziehungswerk leitet: Aufgabe und Mittel der Erziehung soll vielmehr der christliche Idealismus seyn.

Auf der andern Seite aber dringt sich die Vermuthung auf, daß ein Princip, welches das ganze Leben der Gegenwart durchdrungen hat, sich auch in dem Bildungs- und Erziehungswesen eingenistet habe, daß sich auch in Unterricht und Erziehung eine entschiedene Hinneigung zum Materialismus zeige. Die Betrachtung der Zustände erhebt diese Vermuthung zur Gewißheit.

Der Zweck alles Unterrichtes und aller Erziehung ist die harmonische Ausbildung der Kräfte des zu Bildenden auf positiver christlicher Basis und in stetem Zusammenhange mit dem Christenthum, sowie im Hinblick auf die höchsten Ziele der Menschheit. Einen andern Sinn, einen andern Zweck, ein anderes Princip der Erziehung können wir uns nicht denken: vielmehr ist in der obigen Erklärung jeder berechtigte Anspruch eingeschlossen. Wir werden gleich sehen, wie auch hier der Materialismus den richtigen Standpunkt verliert.

Zuerst im Unterrichte. Dieser hat einen zweifachen Zweck, einen realen, indem er Kenntnisse zu geben, den Geist mit einem angemessenen verwendbaren Inhalte zu erfüllen sucht, einen formalen, indem er vermittelst der Natur der Unterrichtsgegenstände und vermöge ihrer Behandlung die geistige Fähigkeit des Schülers weckt, belebt und erhöht, d. h. indem er denselben bildet. Weil aber der Unterricht zugleich eine erziehende Bedeutung hat, und überall sich das Streben zu erziehen mit ihm verbindet, wirkt er nicht bloß auf die Erkenntnißfähigkeit, sondern auch auf die sittliche Natur des Schülers und sucht so die geistige Bildung zu einer geistig-sittlichen zu vervollständigen. Gibt es ferner keine ächte Sittlichkeit außerhalb des christlich-religiösen Elementes, so haben wir unter ächter Bildung uns nicht bloß eine geistige, sondern eine sittlich-religiöse Bildung zu denken. Hat nun der Materialismus von vornherein kein Verhältniß zum Christenthum, indem er das vom christlichen Standpunkte aus unwesentlich Erscheinende zum Wesentlichen macht, an dasjenige sich anklammert, wovon das Christenthum zu befreien und worüber es zu erheben sucht, so ist er offenbar unfähig, auf das christliche Element der Bildung hinzuarbeiten. Er hat aber auch keine Beziehung zur idealen Natur des Menschen, welche gleichfalls über das Irdische hinausstrebt, und wo er einen

idealen Anstrich gewinnt, ist's eben nur ein Anstrich, der nicht haftet; darum vermag er nicht den idealen Bestandtheil der Bildung zu geben. Ihm bleibt also nur das Gebiet der Kenntnisse übrig, und um diesem Mangel abzuhelfen, bedient er sich einiger äußerlichen Zuthaten; über eine Summe von Kenntnissen mit einem Anstriche von äußerer Lebenskultur kommt er nicht hinaus.

Wir werden darum annehmen müssen, daß die materialistische Art, den Unterricht der Jugend zu leiten, Kenntnisse an die Stelle der Bildung setzt, daß wir mehr Verstandesbildung, als eine harmonische Entwicklung der Seelenkräfte antreffen. Auch das wird wohl nicht abgeläugnet werden. Denn der Materialismus setzt, wie er es im Allgemeinen in seiner Auffassung des Irdischen thut, auch im geistigen Gebiete das Mittel als Zweck, d. h. ihm geht die Verwendbarkeit des zu Lernenden über den idealen Werth und die Bildungskraft. Daher fragen die materialistisch Gesinnten der Lehraufgabe der Schule gegenüber: wozu nützt das? was kann das Kind damit anfangen? Deßhalb sind eine ganze Reihe von verkehrten Unterrichtsverfahren zuletzt nichts als ein Ausfluß des Materialismus; als Beispiel diene nur die abscheuliche Sitte, die Kinder in frühester Jugend schon an das Sprechen einer modernen fremden Sprache zu gewöhnen. Eine andere Folge des Materialismus erblicken wir in dem sich immer noch steigernden Bestreben, den Bildungsgang der Einzelnen so früh als möglich von der allgemeinen Bildungsbasis zu trennen und auf Sonderwege zu führen. Das ist materialistisch und nicht, wie man wohl sagt, praktisch; vielmehr fragt es sich sehr, ob es praktisch — im beliebtesten Wortsinne — seyn und sich bewähren wird, zeitig an die Stelle des allgemein bildenden Unterrichts die specifischen Fachstudien treten zu lassen. Ob die praktischen Lebensgebiete dadurch gewinnen werden, daß man jetzt eine Fülle von specieller Theorie ohne besondere bildende Kraft auf den im wahren Sinne noch Ungebildeten ausgießt, muß abgewartet werden; wir glauben nicht daran.

Materialistischen Ursprungs ist ferner die verbreitete Feindschaft gegen die Gymnasien, die wohlerprobten Werkstätten allgemeiner Bildung. Wohl haben auch sie unter materialistischen Regungen gelitten, indem sie dem Christenthum sich nicht eng genug anschlossen, und leiden noch an einer andern Regung desselben Feindes, indem sie sich in zu große Stofflichkeit verlieren; aber zu bedauern ist,

daß man so oft und in manchen Gegenden besonders ihnen einen Theil der Bildungsaufgabe zu entreißen sucht. Denn sie vermögen, was die Jugendbildung durch Unterricht betrifft, durch ihre ideale Natur und indem sie ihr Verhältniß zum Christenthume bewahren, einen erfolgreichen Kampf gegen den Materialismus zu unternehmen. Diesem steht ihr Princip schnurgerade entgegen, weil sie nicht das Mittel zum Zweck machen, sondern überall über das Stoffliche zu erheben suchen: ihr Werkzeug und ihr Ziel ist der christliche Idealismus, den wir so dringend brauchen.

Zeigt sich aber schon im Gebiete des Unterrichts der Einfluß materialistischer Gesinnung, indem man theils Verstandeskultur mit Bildung im wahren Sinne verwechselt, theils, den Werth der Unterrichtsmittel nach ihrer unmittelbaren Verwendbarkeit schätzend, die specielle Fachbildung verfrüht, so treten diese Einflüsse in noch viel höherem Grade im Gebiete der Erziehung hervor. Denn insofern man für den Unterricht der Jugend sich in der Regel, wenn auch vielleicht erst spät, an öffentliche Unterrichtsanstalten zu wenden pflegt, ist der willkürlichen Behandlung Maß und Ziel gesetzt. Es kommt dann darauf an, ob der Staat, als der Leiter des Unterrichtswesens, selbst sich materialistischen Richtungen hingibt, oder ob er vielmehr geneigt ist sie zu bekämpfen. Hier thun wir wohl nicht Unrecht anzunehmen, daß über ein gewisses Maß von Concession — ohne alle Berücksichtigung können sich geltend machende Zeitrichtungen, wenn sie zumal einen Grad von Berechtigung haben, wie dieß hier in Bezug auf die Steigerung der Forderungen in den praktischen Berufsgebieten der Fall ist, nicht bleiben — eine weise einsichtsvolle Schulverwaltung nicht hinausgehen wird. Wie dann aber auch der Unverstand Einzelner und die Abneigung gegen formale Bildungsmittel die Wirkungen des Schulunterrichtes schmälern möge, ganz aufzuheben ist dieselbe nicht.

Dagegen sollte die Erziehung vorzugsweise Sache des Hauses und der Familie seyn, und es ist eines der traurigsten Zeichen unserer Zeit, daß die Familie sich dieser Pflicht, die sie vielmehr als eines ihrer kostbarsten Rechte betrachten sollte, so gern entäußert. Das ist zwar nicht an sich materialistisch, aber es ist die Folge der durch den Materialismus bewirkten socialen Lockerung unseres Familienthums. Darum ist es eine der ersten Grundforderungen, welche eine antimaterialistische conservative Pädagogik aufzustellen

haben wird, daß sich die Familie dieser ihrer Erziehungspflicht wieder besser und umfänglicher annehme. Denn selbst die in üppiger Fülle aufwachsenden Erziehungsanstalten erscheinen, wie K. v. Raumer sehr richtig bemerkt, doch immer nur als unentschiedene Mitteldinge, indem sie weder Schule noch Familie sind, sondern nur aushelfend vermitteln. Es soll damit nicht gesagt seyn, daß nicht Fälle denkbar sind, wo ihr Vorhandenseyn sich als sehr zweckmäßig und ersprießlich erweist; aber ihr Ueberhandnehmen ist ein Zeugniß, daß die Familie entweder ihre Pflicht nicht kennt oder sich unfähig fühlt, dieselbe zu erfüllen. Welche Einwirkung würde auf das gesammte sociale Leben stattfinden, wenn jede Familie sich des Werkes der Erziehung mit vollem Bewußtseyn und in ächtem christlichem Sinne wieder selbst annähme! Denn eine andere Erziehungsweise gibt es in der That nicht, die Schule hat hier den geringeren Einfluß. Die Einwirkung der Eltern und Verwandten, der älteren Geschwister, der ganzen häuslichen Lebensordnung und Lebensweise ist eine tägliche, stündliche, ja bis zu dem Eintritte des Kindes in eine Schulanstalt eine unausgesetzte. Zu dieser Einwirkung von so vielfacher, fortwährender Art kommt nun die überaus große Eindrucksfähigkeit des Kindes und die angeborene Sündhaftigkeit der menschlichen Natur hinzu. Geht aus dem Ersteren hervor, wie zahlreich und mächtig die Eindrücke und Einflüsse sind, welche das Kind empfängt, so entsteht durch den Glauben an die Sündhaftigkeit des Menschen von vorn herein eine ernstere Betrachtungsweise; es ist dieser Glaube daher eine nothwendige Voraussetzung des christlichen Erziehungswerkes. Dieser Glaube ist ferner untrennbar von dem steten Hinblicke auf die göttliche Gnade und auf das Werk der Erlösung; er bringt also mit dem sittlichen ein religiöses Element in die Erziehung hinein, welches keineswegs da beginnt, wo das Kind mit seiner Kenntniß an das religiöse Gebiet herantritt, sondern von allem Anfange in dem Sinne des Erziehenden liegt. Bedeutet ferner das Wort erziehen, nach dem Sinne der kleinen Anfangssylbe, nichts Anderes als: zu einem Ziele hinführen, so leuchtet ein, daß alle Erziehung auf ein bestimmtes Ziel hinstreben muß. Um ein Ziel zu erreichen, muß man nicht bloß desselben sich bewußt seyn, sondern auch über den Weg sich eine bestimmte Ueberzeugung bilden, der einzuschlagen ist. Das Werk der Erziehung darf nicht grundsatzlos unternommen werden, die Grundsätze aber leiten sich aus der

Auffassung des Zieles ab. Ist nun eine harmonische Ausbildung der menschlichen Natur auf positiv christlichem Glauben und zu ächt christlicher Gesinnung und That das einzig ächte Ziel christlicher Erziehung, so folgt daraus, daß alle Anforderungen an den Erzieher sich in dem einen, aber auch in seiner Fülle und Tiefe aufzufassenden Verlangen concentriren, daß er von christlichem Sinne und Geiste durchdrungen sey. Christlicher Sinn aber erniedrigt sich nie zur Abhängigkeit von der Materie, vom Irdischen, sondern erhebt sich ideal über dasselbe. Wir sehen daraus, daß eine materialistische Auffassung der Erziehung nothwendiger Weise eine unchristliche seyn muß. Ging ferner, wie oben erörtert, unsere Ueberzeugung dahin, daß das sociale Leben der Gegenwart im Dienste des Materialismus stehe, so läßt sich schon daraus schließen, daß auch in der häuslichen Erziehung eine solche unideale irdische Richtung vorherrsche. Ein Blick ins Leben gibt reichliche Bestätigung. Auch hier fehlt es an einer tiefen, sittlich ernsten idealen Auffassung der Natur des Kindes und der Aufgabe des Menschen; man verfährt flüchtig, dient dem Augenblicke, dem Niederen, ist grundsatzlos. Namentlich wird sich gegen den Vorwurf der Grundsatzlosigkeit mancher Einwand erheben, indem man nur zu gern behauptet, man gehe von bestimmten pädagogischen Principien aus. Gleichwohl ist es damit nicht weit her; es geht hier wie in vielen andern Dingen: wer das rechte Princip nicht hat, hat keines. Machen aber Andere geltend, daß es überhaupt ein allgemein gültiges Erziehungsgesetz nicht gebe, sondern daß sich das Verfahren der Erziehung durch die einzelne Natur des Erziehungsobjektes bestimme, so beruht dieß nur auf einem Mißverständniß: das christliche Princip ist vielmehr das Princip freier Bewegung auf einer gegebenen Basis und verknöchert so wenig zu einem starren System, wie es jemals grundsatzlos wird. Wir würden über das diesen Blättern vorgesteckte Ziel hinausschreiten, wenn wir dem Materialismus durch das ganze Gebiet der Erziehung folgen wollten; vielleicht verstattet uns eine spätere Gelegenheit, auf diesen Gegenstand speciell zurückzukommen; einstweilen genüge ein Hinweis auf das treffliche Werk von Palmer (Evangelische Pädagogik. Stuttgart 1853). Nur auf einige Hauptmängel sey noch gestattet kürzlich hinzudeuten. Zuerst auf den zunehmenden Verfall strenger Zucht; eine ächte Strenge ist eine nothwendige Folge christlichen Sinnes und idealerer Auffassung, indem stets die höhere Aufgabe und der edlere Inhalt der

menschlichen Natur im Auge behalten wird. Der Materialismus, indem er zur Abhängigkeit vom Leben und zur Dienstbarkeit des Momentes herabsinkt, scheut sich vor einer ernsten durchgreifenden Behandlung und spielt mit einer Liebe, die nichts als Schwäche ist und die Unbequemlichkeit der Strenge flieht. Man redet zur Rechtfertigung dieser Schlaffheit in der Zucht von der Erziehung zur Freiheit, läßt aber außer Acht, daß es eine ächte Freiheit in christlichem Sinne nur durch den Gehorsam gibt. Auf welches Minimum aber heut zu Tage der Gehorsam reducirt wird, davon kann sich jeder leicht überzeugen: oft erscheint er nur als eine Concession des Kindes gegen den Erziehenden, und so wird mit Willkür gefordert und mit Willkür gegeben, während der grundsatzvollen Forderung nur die unbedingte, aber eben durch das grundsatzvolle Handeln bewirkte Hingabe entspricht. Demnächst erscheint, und noch offenbarer in ihrer materialistischen Art, die beklagenswerthe Anleitung zur materialistischen Lebensauffassung in der weichlichen Gewährung äußern Genusses, in der Erziehung zur Vergnügungssucht, in der Verfrühung des späterem Lebensalter Gebührenden. Gerade wie die Zucht im Gehorsam, schilt man jetzt auch die weise Beschränkung und das Auferlegen von Entbehrungen herzlose Härte, während es doch vielmehr herzlos und hart ist, das Kind schon früh von dem Aeußerlichen abhängig zu machen und ihm die Freude an dem Leben zu rauben, indem man es zu früh in dasselbe hineinführt. Die Genußsucht und die aus ihr hervorgehende Blasirtheit unserer Tage ist zum großen Theile eine Folge der schlechten häuslichen Erziehung. Und doch, was kommt nicht auf diese an, was hängt nicht von ihr ab! Nicht viel weniger als das Wohl der künftigen Generation, und wer die ernste, aber feste Ueberzeugung gewonnen hat, daß es in vielen, vielen Stücken anders und zwar gründlich anders werden muß, wird die Verantwortung fühlen, welche auf der Erziehung des Hauses ruht. Möchte man anfangen, dieselbe ernster und tiefer aufzufassen! —

Wir fassen uns hier um so kürzer, als wir theils bei einer andern Gelegenheit (Betrachtungen eines Schulmanns. Deutsche Vierteljahrsschrift. 1855. 2. Heft. S. 1—50) manches hier Einschlagende bemerkt, theils bei einer andern Gelegenheit auf Einzelheiten zurück zu kommen denken. Der Aufgabe, die wir mit an die Spitze unseres Lebens gestellt haben, beizutragen zur Erkenntniß vorhandener Mängel

und zu ihrer Beseitigung, werden auch diese Blätter entgegengestrebt haben, die wir der Nachsicht der Leser vertrauensvoll empfehlen. Denn wie sich auch die äußern Ereignisse fernerhin gestalten, ob ein großer Continentalkrieg sich entzünde oder der Friede bei den Völkern Europa's wieder einkehre, den vielleicht der mittlerweile erfolgte Tod eines der Mächtigsten dieser Erde erleichtert — eines bleibt gewiß: wir haben in unserm Leben einen noch weit wichtigeren Krieg zu führen, der jeden zu den Waffen ruft, den Kampf gegen den Materialismus, der oft kein anderer ist, als der Kampf gegen uns selbst. Möchten doch Alle diesen gewaltigen, alle Lebensgebiete jetzt mit seiner Herrschaft bedrohenden Feind als solchen und in seinen Aeußerungen erkennen, möchten sie sich ihm mit Muth und Ausdauer entgegenstellen! Das ist der Wunsch, mit dem wir schließen.

Die deutsche Orthographie.

Es ist nichts kleines, sondern etwas groszes und in vielen Dingen nützes seine Sprache richtig zu schreiben.

Jacob Grimm.

Nicht bloß im politischen Leben der Völker gibt es Fragen, die lange verspart und verschoben, endlich gebieterisch eine Lösung verlangen, wie schwierig dieselbe auch sey; nicht bloß das sociale Leben kennt Zustände, deren Beseitigung und Umgestaltung nur durch eine allgemeine Theilnahme und das energische Zusammenwirken aller Befähigten und Wohlmeinenden herbeigeführt werden kann. Das geistig-wissenschaftliche Leben zeigt bisweilen analoge Verhältnisse, indem auch hier wichtige Fragen auf endliche Lösung harren und Zustände eine Ordnung und Gestaltung ernstlich ansprechen. Hier wird es sich zumeist um das Verhältniß von Theorie und Praxis handeln, indem sich die letztere oft mit spröder Ausdauer dem Fortschritte der ersten widersetzt und an ihren falschen Principien oder an ihrer Principlosigkeit festzuhalten sucht. Die Schwierigkeit steigert sich dadurch, daß die Theorie zu allen Zeiten weniger Gemeingut der Menge, als vielmehr Besitzthum Einzelner war. Daneben ist in Anschlag zu bringen, daß theils das Verhältniß der großen Menge der Gebildeten, aber nicht specifischen Fachgelehrten zu der Wissenschaft überhaupt nicht zu jeder Zeit dasselbe ist, theils die einzelnen Richtungen der Wissenschaft bald von der Theilnahme der Zeit begünstigt, bald auch durch die Ungunst derselben benachtheiligt sind. Kommen verschiedene in dieser Hinsicht einwirkende Umstände zusammen, so kann es leicht geschehen, daß sich ein bedenklicher, ja ein unerträglicher Widerspruch zwischen Theorie und Praxis entwickelt, der noch schädlicher ist, als der Zustand in der Zeit, als man die bessere und richtigere Theorie nicht hatte: denn

die Schwankung tritt hinzu und bildet eine unendliche Verschiedenheit des Gebrauches, bei der jede Uebereinstimmung und jeder feste Mittelpunkt verloren geht. In solchen Fällen erscheint es als Pflicht der periodischen Presse, welche sich weniger mit den politischen Tagesereignissen und Tagesfragen, als mit den Erscheinungen und Fragen auf dem Felde des geistigen Lebens beschäftigt, in weitere Kreise hinein die Kenntniß solcher Fragen und Zustände zu verbreiten, die Kluft zwischen der gelehrten Theorie und der oft nur traditionellen Praxis auszufüllen, die allgemeine Theilnahme auf solche Punkte hinzulenken, für die nur aus dem Zusammenwirken der Gebildeten eine gedeihliche Gestaltung erwachsen kann. Sie wird dabei darauf bedacht seyn, nicht sowohl den Richterspruch der Wissenschaft vor dem Publikum darzulegen, als vielmehr die Proceßakten vor ihm auszubreiten, indem sie weder das Nothwendige übersieht, noch das Entbehrliche beibehält. Bei solchem schwierigen Versuche aber, schwierig gerade darum, weil der wissenschaftliche Apparat oft sehr spröde gegen popularisirende Darstellung ist, wird sie die Nachsicht des Publikums anzusprechen haben.

Wir unternehmen es, in diesen Blättern einem Gegenstande die allgemeine Aufmerksamkeit zuzuwenden, der dringend derselben bedarf, dem sie jedenfalls nicht länger vorenthalten werden darf, wenn nicht die Verwirrung einen mit unserm ganzen Bildungsstandpunkt völlig unverträglichen Höhegrad erreichen soll. Es ist dieß der Zustand unserer deutschen Orthographie. Wir werden bei unsern Lesern hierbei sehr verschiedenen, vielleicht geradezu entgegengesetzten Standpunkten und Anschauungen begegnen. Denn obwohl in der letzten Zeit sich Männer von höchster Geltung im Gebiete der Wissenschaft über diese Angelegenheit ausgesprochen haben, obwohl sich bereits eine ganz neue Schreibweise unter den gelehrten Germanisten festgesetzt hat und von Vielen, die solchen Autoritäten sich willig fügen, angenommen ist, obwohl in jüngster Zeit die Regierung eines deutschen Staates die Sache einer reiflichen Prüfung und Erwägung unterworfen hat und vor Kurzem mit bestimmt formulirten Verbesserungsvorschlägen hervorgetreten ist, obwohl gerade durch diese Neuerungen im Großen und Kleinen der Wirrwarr nur noch schlimmer geworden ist: trotz alle dem werden wir zunächst auf die Ansicht stoßen, daß der Sache überhaupt eine solche Wichtigkeit nicht beigelegt werden könne. Um dieser Meinung zu begegnen, die freilich bequem genug

ist, werden wir am besten thun, ein Bild von den vorhandenen Zuständen zu entwerfen und diese von allgemein zugänglichen Gesichtspunkten aus zu betrachten. Weiter aber werden auf der einen Seite die Anhänger der Tradition nichts von der Theorie, von der sprachlichen Entwicklung wissen oder wissen wollen, während wiederum die Sprachhistoriker hie und da geneigt seyn möchten, den Werth des Gewordenen, gleichviel wie es geworden, zu unterschätzen. Um hier den Einzelnen, welcher zwar ein Freund unserer deutschen Sprache, aber nicht Kenner ihrer Geschichte ist, zu einem selbstständigen Urtheile zu befähigen, wird es gerathen seyn, kürzlich nachzuweisen, welchen Weg die deutsche Orthographie, namentlich die neuhochdeutsche, gegangen ist; was freilich nicht möglich seyn wird, ohne die gesammte Entwicklungsgeschichte der deutschen Sprache, wenn auch nur, soweit dieß unerläßlich, herbeizuziehen. Demnächst fragen wir nach den Ansichten, welche in der neuesten Zeit von den Führern der germanistischen Philologie aufgestellt worden sind und versuchen uns ein Urtheil darüber zu bilden, ob das Alte beizubehalten oder das Neue einzuführen sey; und gesetzt, daß unsere Ueberzeugung sich auf die Seite der Neuerung stellte, in wie weit und auf welche Weise eine förderliche einheitliche Umgestaltung unserer Schreibweise angebahnt werden könne und solle. Hoffentlich wird schon diese Hinweisung auf den Inhalt der folgenden Abschnitte den Lesern dieser Blätter die Ueberzeugung einflößen, daß es sich hier um eine sehr wichtige Frage handelt, welche für jeden gebildeten Deutschen von hohem Interesse ist; es wird aber insbesondere des ersten Abschnittes, zu dem wir sofort übergehen, specielle Aufgabe seyn, die Dringlichkeit der Angelegenheit auch den Indifferenten oder in falscher Anschauung vom Wesen einer Sprache Befangenen gegenüber nachzuweisen.

I.

Die gegenwärtige Lage der deutschen Orthographie kennen zu lernen, ist auf der einen Seite leicht, auf der andern schwer: leicht, indem man nur zwei Bücher, einerlei welches Inhaltes, neben einander zu legen braucht, um die bedeutendsten Abweichungen der Schreibart zu gewahren; schwer, weil der Verschiedenheiten so viele sind, daß es kaum möglich ist sie alle zu übersehen. Leicht ist es, auf die wichtigsten Schwankungen aufmerksam zu machen, schwer

und fast unmöglich, innerhalb der jetzt im Ganzen noch herrschenden Orthographie einen festen Anhaltepunkt für die Beurtheilung der Abweichungen zu finden. Denn der Grundsatz: **usus est tyrannus** hält nicht Stich, wenn der Gebrauch unsicher wird.

Wir stellen uns zunächst auf den Standpunkt derjenigen Schreibweise, welche die alte, herkömmliche genannt werden kann, und welche zur Zeit noch in der Mehrzahl der Bücher, sowie namentlich auch in der Schule Geltung hat. Wie diese Orthographie dazu kam, sich festzusetzen, auf welchem Grunde oder Ungrunde sie ruht und mit welchen Unzuträglichkeiten sie verbunden, das nachzuweisen bleibt einem folgenden Abschnitte aufbehalten, wir wollen jetzt annehmen, sie gehe von wissenschaftlichen Grundsätzen aus. Ist nun aber inmitten dieser zur Zeit noch in den Schulen gelehrten Schreibweise eine genügende Uebereinstimmung zu finden? Das kann wohl niemand behaupten.

Es gilt uns jetzt als Regel, alle Hauptwörter mit großen Anfangsbuchstaben zu schreiben, was natürlich auch dazu führt, daß andere Wörter, wenn sie substantivisch gebraucht werden, sich der großen Initialen bedienen. Wir lesen aber neben Niemand, Jemand, Alles, Etwas, Nichts u. s. w. nicht selten niemand, jemand, alles, etwas, nichts an Stellen, wo entschieden ein substantivischer Gebrauch stattfindet. In Beziehung auf die Anwendung großer Anfangsbuchstaben schwankt man ferner bei den von Eigennamen oder Ländernamen abgeleiteten Beiwörtern, so daß man sowohl von Preußischer Geschichte als von preußischer Geschichte liest. Weit größer aber ist die Schwankung in der Schreibart der einzelnen Wörter jeder Wortklasse selbst. Um einige Beispiele dieser Ungleichheit anzuführen, so findet Ungleichheit in Bezug auf vokalische Laute statt, indem man ächt und echt, Aeltern und Eltern, Aermel und Ermel, ärnten und ernten, gebärden und geberden, stäts und stets schreibt. Nicht anders ist es mit verläumden und verleumden, heirathen und heurathen, Hülfe und Hilfe. In gleicher Weise werden bisweilen gedehnte Vokale verdoppelt, bisweilen wird in denselben Wörtern die Verdoppelung aufgegeben, so daß man Schaaf und Schaf, bescheeren und bescheren nebeneinander findet. Eine andere Ungleichheit in Bezug auf den Vokalismus zeigt sich in Flexionen von vokalisch auslautenden Stämmen, indem hier bald ein doppeltes e, bald ein

einfaches erscheint; z. B. die Kniee und Knie, die Harmonieen und Harmonien. Nicht minder groß, denn wir führen nur eben vorliegende Beispiele an, ist die Ungleichheit in Bezug auf Consonanten. Wir wollen, da das Wort Consonant selbst dazu Anlaß gäbe, gar nicht auf die Verschiedenheit in der Schreibung fremder Wörter weiter eingehen, sondern uns willig in den Gebrauch von K und Z neben C fügen (Cultus und Kultus, Ceder und Zeder). Wir erinnern nur an das liebe tägliche Brot, welches auch Brod und Brodt heißt, und ähnlich schwanken die T-laute in Schwert und Schwerdt, ernten und erndten, deutsch und teutsch. Andern Consonanten geht es nicht besser: so schwankt man zwischen mannigfaltig und manichfaltig, adelig und adelich. Der Buchstabe h hat eine unsichere Existenz in allmählich, neben welcher Form außer allmählig auch allmälich und allmälig erscheint; eben so geht es dem h in gebehrden, welches auch gebärden und geberden geschrieben wird, in Mährchen, welches auch Märchen heißt, in Willkühr neben Willkür. Man schreibt Achse und Axe, Schifffahrt und Schiffahrt, Kammmacher und Kammacher. Wenn aber irgendwo, so ist in den Zischlauten s, ss und ß die Verwirrung fast unbeschreiblich: nicht nur, daß man zwischen s und ß schwankt, wie bei blos und bloß, Schoos und Schooß, man schreibt auch Wasser und Waßer, müssen und müßen, während Andere auch da, wo bisher gewöhnlich ß am Schlusse oder vor Consonanten stand, das ss gebrauchen: musst, Fluss.

Noch wollen wir erwähnen, daß obgleich diejenige Schreibart, welche wir jetzt im Auge haben, dem ungebührlichen Gebrauche des y Einhalt gethan hat, sich dennoch noch seyn neben sein, Styl neben Stil findet; es bedürfte aber nur eines Blickes in die Zeitungs- und Bekanntmachungsliteratur, welche letztere ganz besonders reich an eigenthümlichen Formen, Schreibarten und Ausdrücken ist, um noch manche abenteuerliche Anwendungen des tz und ck, etwa in Heitzung oder Schanckgerechtigkeit zu entdecken. Wir wollen uns aber auf das beschränken, was jetzt Anspruch darauf macht, richtig zu seyn.

Ebensowenig wollen wir hier das eigentliche orthographische Gebiet überschreiten, so interessant es auch wäre, auf Formverschiedenheiten hinzuweisen, welche ungefähr aus derselben Quelle fließen,

welcher die jetzige orthographische Confusion ihren Ursprung verdankt, d. h. aus der Unbekanntschaft mit unserer lieben und schönen Muttersprache. Dagegen gehört das Kapitel von der Silbenabtheilung wohl mit hieher, und auch hier gibt es reiche Ausbeute. In dem vor uns liegenden Buche: Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts. Von Dr. Alexander Jung (Mainz C. G. Kunze 1854) finden wir Hellen-ismus, aber dagegen Organismus, Mag-netismus, Wied-ergeburt, ausgesproch-ene, Beding-ung ꝛc. abgetheilt, wo Viele, vielleicht die Meisten Helle-nismus, Ma-gnetismus, Wie-dergeburt, ausgespro-chene, Bedin-gung vorziehen würden. Die Abtheilung von Silben mit tz und ck wird auf verschiedene Weise bewirkt, indem man z. B. drü-cken und drük-ken, si-tzen und siz-zen schreibt.

Das bisher Gesagte — und wohl jedem aufmerksamen Leser werden andere Beispiele beigefallen seyn — hat sicherlich das Vorhandenseyn einer großen Ungleichheit im Gebrauche nachgewiesen, die sich bisweilen bei demselben Worte in demselben Buche findet, wie dieß z. B. von Max Moltke in seiner neulich begründeten Zeitschrift: „deutscher Sprachwart“, auf welche wir später noch zurückkommen, Nr. 1. S. 10 und 11 in Beziehung auf Humboldts Kosmos (Achse und Axe, ahnen und ahnden) dargethan ist. Weiß doch wohl Jeder von uns, wie er bei einzelnen Wörtern leicht in Ungewißheit geräth, weil er zu einem festen Verfahren nicht gelangt ist: wie sollte auch der Einzelne consequenter seyn, als der gesammte Zustand es überhaupt ist? Und geht doch sogar die Sprachanschauung nicht Weniger dahin, daß sie die Regellosigkeit für einen besonders gedeihlichen Zustand halten. Doch ist es hier noch nicht am Orte, über Principien zu sprechen, sondern es gilt jetzt, den Thatbestand zu ermitteln.

Wäre nun die Lage der Sache die, daß die aufgezählten Ungleichheiten, und wenn auch zu den gegebenen Beispielen ein paar hundert andere hinzu kämen, das ganze Kapitel der Schwankungen erschöpften, so wollten wir allenfalls noch schweigen und wollten meinen, in allen Sprachen und zu allen Zeiten habe der Gebrauch solche Verschiedenheiten gekannt. Aber wir haben es bis jetzt ja nur mit dem alten Gebrauche zu thun gehabt und nur die Ungleichheiten innerhalb des Herkömmlichen behandelt. Jetzt thun wir einen Schritt vorwärts und besuchen das Feldlager der

Neueren. Den Weg zu diesem bahnen uns diejenigen Ungleichheiten, welche dadurch entstanden sind, daß manche einzelne Veränderungen, welche von der Sprachforschung ausgingen, bereits festen Fuß gefaßt haben.

Ein solcher Fall findet z. B. bei dem als Dehnung des i gebrauchten ie statt. Die Endungen der romanischen Verba auf ieren wurden bisher meistens iren geschrieben, obwohl in einigen sich allgemein ieren erhalten hatte, wie in spazieren, regieren; man schrieb und schreibt wohl noch probiren, examiniren, marschiren. Allmählich fängt jedoch das ie allgemeinen Eingang zu finden an, so daß man beide Endungen i und ie bei offenbar auf dieselbe Weise entstandenen Wörtern antreffen kann. In dem Imperfect ging zeigt sich jetzt häufig die richtigere Schreibart gieng, während gleichzeitig noch fing und hing geschrieben wird. Dagegen fällt bei du giebst, er giebt jetzt in vielen sonst am Alten festhaltenden Büchern das e aus, so daß es du gibst, er gibt heißt.

Besonderer Gegenstand der Klage unserer deutschen Sprachforscher ist bekanntlich die Anwendung des th, von welcher weiter unten noch die Rede seyn wird.

Während man im Ganzen noch an dem th festhält, dringt in einigen Wörtern allmählich das einfache t auch bei den Anhängern der ältern Schreibweise durch: so liest man jetzt oft: Heimat, heiraten, Flut, Glut, Blüte, vielleicht aber in demselben Buche Armuth, muthig ꝛc. Ein anderes Beispiel für das Eindringen des Neuen ist die schon oben erwähnte Schreibart der zusammengesetzten Wörter, deren erstes nach der alten Schreibweise mit einer Doppelconsonanz schließt und das zweite mit demselben einfachen Consonanten beginnt, wie Schifffahrt und Kammmacher. Die Mehrzahl wird sich jetzt mit Schiffahrt und Kammacher begnügen, wahrscheinlich manche, ohne sich eines anderen Grundes bewußt zu seyn, als daß derselbe Consonant nicht dreimal nach einander geschrieben werden möge. Sie werden aber gleich darauf Kamm und Schiff schreiben; da aber bei der Zusammensetzung gewiß nicht das f oder m des zweiten Wortes verloren gehen konnte, die neue Schreibart also aus Schif-fahrt und Kam-macher sich bildete, so müssen sie eigentlich auch außerhalb der Zusammensetznng bei der einfachen Consonanz bleiben. Auch

in den S-Lauten zeigt sich eine ähnliche Inconsequenz: so zeigt sich jetzt z. B. vielfach das einfache s in misverstehen statt des älteren mißverstehen oder auch neben demselben; die Schlußsilbe niß aber behält in demselben Buche vielleicht ihr ß bei, oder es steht umgekehrt neben Finsternis mißverstehen. Es bedarf nur das Auge des aufmerksamen Lesers, um auf solche Ungleichheiten fast in jedem Buche, das auf dem Grunde der alten Orthographie ruht, zu stoßen. So steht z. B. in der vor uns liegenden 14. Auflage des schönen Gedichtes: „Waldmeisters Brautfahrt" fast überall, wo wir sonst th zu lesen gewohnt sind, einfaches t: Flut, Glut, wert, Wut, rot, Not; gleichwohl ist durch das ganze Lied die Schreibart Blüthe durchgeführt, und es müßte die Abneigung gegen das h eigentlich auch das Ganze zu einer Brautfart umgestaltet haben. So findet sich auch neben Moose mit beibehaltener Verdopplung des Vokales die Vereinfachung des in der Regel Paar geschriebenen Wortes in Par. Es ist in der That beinahe unmöglich, irgendwo ähnlichen Beobachtungen zu entgehen.

Gehen wir nun wiederum einen Schritt vorwärts, so kommen wir zu denen, welche zwar Anhänger der neuen Schreibart sind, dieselbe aber nur in beschränkter Weise angenommen haben; sie nehmen eine vermittelnde Stellung ein, so jedoch, daß sie das Neue und nach ihrer Ueberzeugung Richtigere allmählich einführen wollen. Bei ihnen finden wir zunächst in der Regel die Anwendung der lateinischen Buchstaben, das Aufgeben des th im Auslaute, die Beseitigung der Consonantenverdopplung 2c., dagegen zumeist das Beibehalten der großen Anfangsbuchstaben für die Hauptwörter, aber nicht für andere substantivisch gebrauchte Wörter; z. B. Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. Leipzig, Teubner. Jahrgang 1855. Heft 2. S. 79: mannigfaltig, **Bewustsein**, S. 87: **Verhältnis**, S. 132: das verderbte 2c. Darüber hinaus gehen Andere, welche nicht nur mit der Anwendung des lateinischen Alphabets die großen Anfangsbuchstaben der Substantiva beseitigen, sondern auch in ihren übrigen Reformen weniger vorsichtig verfahren. Schlagen wir z. B. Hahns neuhochdeutsche Grammatik auf, so lesen wir in der Vorrede, abgesehen von der strengeren Durchführung des ß: teil, beurteilung, notwendig, tun (Theil, Beurtheilung, nothwendig, thun) 2c. Wir werden im Ganzen gerade bei den Führern unserer Germanisten eine ziemlich große Mäßigung in der

Durchführung ihrer orthographischen Ansichten antreffen; so namentlich bei J. Grimm in der Geschichte der deutschen Sprache und dem Wörterbuche. Dagegen hat sich nun eine äußerste Linke gebildet, welche eine totale Reform anstrebt. In einer darauf hinzielenden Schrift von Dr. G. Michaelis, (die Vereinfachungen der deutschen Rechtschreibung vom Standpunkte der Stolze'schen Stenographie beleuchtet, nebst Proben aus der deutschen Literatur in vereinfachter Rechtschreibung, von Dr. G. Michaelis. Berlin. Verlag von Franz Duncker 1854) steht zum Beispiele unter den Proben folgendes Gedicht von E. Geibel:

Und dräut der winter noch so ser mit trotzigen geberden
und streut er schne und eis umher, es muss doch frühling werden.
Und drängen die nebel noch so dicht sich vor den blick der sonne,
sie wecket doch mit irem blick einmal die welt zur wonne.
Blast nur, ir stürme, blast mit macht, mir soll darob nicht bangen,
auf leisen solen übernacht kommt doch der lenz gegangen.
Da wacht die erde grünend auf, weiß nicht wie ir geschehen,
und lacht in den sonnigen himmel hinauf und möcht vor lust vergehen.
Sie flicht sich blühende kränze ins har und schmückt sich mit rosen und ähren,
und lässt die brünnlein riseln klar, als wären es freudenzähren.
Drum still! und wie es frieren mag, o herz, gib dich zufrieden;
es ist ein großer maientag der ganzen welt beschiden.
Und wenn dir oft noch bangt und graut, als sei die höll auf erden,
nur unverzagt auf Gott vertraut, es muss doch frühling werden.

Eine andere Stelle rücken wir aus der schon erwähnten Zeitschrift „der Sprachwart" ein, welche sich Lieferung 6. S. 78 in dem eingesandten Artikel: sind wir Teutsche oder Deutsche? findet; daselbst heißt es am Ende:

„Ob es daher wirklich eine entweihung des namens unsrer fäter ist, deutsch zu sein und zu heißen, wie Professor Hattemer meint, muß noch dahingestellt bleiben; ebenso aber auch scheint es ein wenig zu weit gegangen, wenn Alexander Jung (Sprachwart Nr. 2. seite 21) den teutschen sprachreinigern forwirft, daß sie, nur um Teutsche zu sein, Teutschlands ganze Kulturgeschichte streichen möchten."

Wir enthalten uns, um dem vorgezeichneten Gange der Betrachtung nicht untreu zu werden, einer Kritik dieser Reformen, von denen namentlich die zuletzt angeführte sich kaum empfehlen möchte, machen aber darauf aufmerksam, daß hier die sogenannten deutschen

Buchstaben beibehalten sind und setzen nun zum Schlusse noch einige Worte in lateinischer Schrift hinzu, wie sie uns der Eingang von Karl Weinholds geschätzter Abhandlung über deutsche Rechtschreibung (Abdruck aus der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. 1852. Heft 2. Wien, C. Gerold) darbietet:

Es hieße Waßer in die Donau tragen, wolte ich erst auseinander setzen, wie ſer die ſogenante Orthographie der Deutschen Not und Klage ist. Nibelungen und Walſungen, Weiblinger und Welfen ſind hierin einig, aber ihr Verhalten dazu ist verschieden. Es möchten wol alle helfen, doch die einen verzweifeln an der Möglichkeit der Hilfe und laßen darum den Brand weiter greifen; die andern legen Hand an das Werk, aber statt Waßer gießen sie Oel in das Feuer. Nirgends haben sich unberufenere eingemischt, und nirgends gehört mer Besonnenheit neben manchen Kenntniſſen dazu um nicht das Uebel größer zu machen denn vorher. Niemand aber darf hoffen mit einem Schnitte den Schaden zu heilen; Unverstand und Böswilligkeit schützen nicht selten das Unkraut und die einfachsten vernünftigsten Maßregeln werden zum Hon und Haß der albernen Menge.

Hier sehen wir neben vielfachen Abweichungen von der gewöhnlichen Schreibart auch bei dem Gebrauche des lateinischen Alphabetes die großen Anfangsbuchstaben der Substantiva beibehalten; dagegen folge noch eine kurze Stelle aus der Vorrede, welche der Meister der deutschen Sprachforschung, Jakob Grimm, dem ersten Bande seines Wörterbuches vorgesetzt hat. Daselbst steht Seite LV:

Einzelnen älteren schriftstellern, die den schreibgebrauch zu meistern unternahmen, wie Melissus, Weckherlin, Ph. von Zesen, darf man nur geringe, darum unwirksame sachkunde zutrauen, wiewol sie es an einigen guten vorschlägen nicht fehlen lieszen; auch die neueren, in vielen stücken vollkommen berechtigt, Klopstock, Voss, Schlözer scheiterten um derselben Ursache willen, Voss unter ihnen der mäszigste richtete das meiste aus. einiges rechte, wie die entfernung des Y aus dem dipth. ei drang endlich, allem dawider erhobenen einspruch zum trotz, allgemein durch.

Noch lange wäre fortzufahren, wäre es unsere Aufgabe hier alle Schwankungen der bestehenden und Abweichungen der neueren Schreibart vorzuführen. Da wir aber einerseits später auf das

Einzelne zurückkommen müssen, andrerseits jetzt nur die Leser darauf hingewiesen werden sollen, daß eine fast fabelhafte Verwirrung in unserer Schrift herrscht, so wird das Gegebene wohl genügen.

Schon im Eingange sagten wir, daß es nicht Wenige gibt, welchen diese Verwirrung entweder gleichgültig oder gar förderlich scheint. Man hört wohl sagen, es sey ein Vorzug unserer Sprache, daß die Schreibweise nicht zur Unbeweglichkeit erstarrt sey; es sey auch in der äußern Darstellung des Sprachschatzes der Geist der Freiheit aus der Sprache nicht zu verbannen. Als ob die freiere Bewegung unserer Muttersprache, durch welche sie der griechischen vergleichbar wird und die französische so weit überragt, unter einer Regelung der Orthographie leiden könnte! Und als ob Freiheit gleichbedeutend sey mit Unordnung und Willkür! Diese Ansicht ist so unwissenschaftlich und steht in so argem Widerspruche mit der sonst so vielgerühmten Bildungshöhe unserer Zeit, daß wir sie nicht zu bekämpfen unternehmen. Sie scheint eben eine Folge des übeln Zustandes, unter dem die Schriftsprache des deutschen Volkes seit Jahrhunderten seufzt: das Sprachgefühl erhält bei uns fast nur durch die Bekanntschaft mit den klassischen Sprachen Nahrung, und die Muttersprache nimmt in dieser Beziehung bis jetzt nur geringen Theil an der bildenden Wirkung des Sprachunterrichts. Und doch nannte schon ein deutscher Grammatiker des vorigen Jahrhunderts, Johann Bernhard Frisch, die Orthographie die vornehmste Säule einer Sprache und also auch der deutschen.

Kann man nun wohl kaum mit denen sich einlassen, denen der orthographische Wirrwarr ersprießlich und ein Vorzug der Sprache scheint, so läßt sich schon eher auf die Meinung derer eingehen, welche die Sache für nicht so wichtig halten, daß viel Redens davon gemacht werde. Zum Theile mag diese Ansicht daraus hervorgehen, daß die Verschiedenheiten nicht auf einmal, sondern einzeln, hie und da zerstreut, ihnen begegneten: schon unsere dürftige Zusammenstellung wird Manchen bedenklicher stimmen. Andere aber übersehen wohl die Bedeutung, welche das Eindringen der neuen sogenannten Grimm'schen Orthographie hat: sie halten diese Neuerung für eine gelehrte Grille, die wieder in die Vergessenheit zurück versinken werde. Das denken sie, weil sie theils nicht gewahren, in welcher Weise die Besserung oder Neuerung, wenn man es so nennen will, um

sich greift, theils eben nicht bekannt sind mit den sprachwissenschaftlichen Gründen, auf denen sie ruht.

Uns dünkt dagegen der jetzige Zustand unerträglich. Denn war schon, wie oben nachgewiesen, innerhalb der hergebrachten Schreibart des Schwankenden, der Willkür Anheimgegebenen genug übrig, so war doch die Verschiedenheit nicht so groß, wie jetzt, da nun eine von der bisherigen gänzlich verschiedene Methode sich festzusetzen anfängt. Diejenigen Männer, bei denen wir uns in Angelegenheiten unserer Muttersprache Rath zu holen pflegen, und denen wir weder unsere Bewunderung noch unsere Dankbarkeit versagen können, lehren uns das Herkömmliche verlassen, und dem von solchen Stimmen ausgehenden Rufe folgen Schaaren von Schülern und derer, welche solchen Autoritäten vertrauen zu dürfen meinen. Auf diese Weise haben wir also 1) die bisherige alte Schreibart mit ihrem Schatze von ungewissen Fällen; 2) eine aus Altem und Neuem gemischte; 3) die neue Schreibart in ihrer milder oder strenger durchgeführten Gestalt. Das ist doch mehr von Wirrwarr, als die duldsamste Natur ertragen kann!

Wie kommt es aber, so fragen wohl Manche und so kann man allerdings fragen, daß die wissenschaftliche Forschung sich nicht allgemeineren Eingang zu verschaffen vermochte? Hätten die Germanisten Recht, so würde ja der falsche Gebrauch der richtigen auf Gründen ruhenden Regel haben weichen müssen! — Dieser berechtigten Frage darf die Antwort nicht fehlen. Einmal ist hier nicht zu verkennen, daß es keine kleine Aufgabe ist, den herrschenden Gebrauch zu beseitigen. An Gewohnheiten hängt die Mehrzahl der Menschen mit einer merkwürdigen Zähigkeit und ist fast geneigt dem zu grollen, der ihm die Ueberzeugung von der Richtigkeit des Gewöhnten zu entreißen droht. Ja, man könnte mehr noch sagen: es scheint fast leichter, einen wohlberechtigten Gebrauch zu verdrängen, als einen eingewurzelten Mißbrauch. Wenigstens würde es nicht an Beispielen fehlen, welche diese Behauptung unterstützen könnten.

Ist es aber auch überhaupt schwierig, mit der Waffe besseren Wissens gegen den aus Unkenntniß entsprungenen und durch dieselbe oder durch Bequemlichkeit gehegten Mißbrauch mit Erfolg zu streiten, so genügt diese Wahrheit doch noch nicht, um uns begreifen zu lassen, daß trotz des blühenden Standes der deutschen Sprachforschung es nicht gelang, durchzudringen oder wenigstens die Aufmerksamkeit der

gesammten gebildeten Welt so weit zu erregen, daß man sich zu einer Entscheidung zwischen dem Alten und Neuen verstanden hätte; denn das ist es vor allem, was Noth thut, wie wir weiter noch auszuführen haben werden. Man muß, um jenes der Verwirrung im Ganzen unthätige Zuschauen zu begreifen, wenn es überhaupt noch ein Zuschauen ist, einen Blick auf die ganze geistige Richtung unserer Zeit werfen. Dieser lehrt uns, daß die Theilnahme dieser Jahre sich mit entschiedener Vorliebe und Begünstigung der Naturwissenschaft zuwendet und in demselben Grade Liebe und Gunst der historisch-philologischen Seite der Wissenschaft entzieht. Das wird keiner läugnen wollen: ob das historisch-philologische Wissensgebiet diese Abneigung mit verschuldet hat, das ist hier nicht zu untersuchen. Doch ist es mit diesen Wissenschaften nicht anders zugegangen, als wie es oft im Leben sich für den Einzelnen trifft: wo er fühlt, daß ihm Abneigung begegnet, zieht er sich scheu oder verletzt zurück. Durch eine solche freiwillig eingenommene zurückhaltende und enger begrenzte Stellung aber verliert der Einzelne leicht gerade das, was er braucht, um sich wieder in den Besitz der verlornen Gunst zu setzen, die lebendige Beziehung zum Leben und zu den Lebenden. Es mag zum Theile der historisch-philologischen Wissenschaft also gegangen seyn: sie sah wie sich die Gunst der Zeit von ihr abwandte, und zog sich nun mehr, als nothwendig und heilsam war, aus der Verbindung mit dem Leben zurück. Das wenigstens wird sich mit Bestimmtheit sagen lassen: im Bereiche der Naturwissenschaften wäre in jetziger Zeit ein gleiches Mißverhältniß zwischen dem Fortschritte der Theorie und dem Zurückbleiben der Praxis rein unmöglich. Hier stellt man sich gern und frisch in das Leben hinein, und dieses empfängt willig und bereit das ihm Gebotene.

Diejenigen, welche sich nicht von der Dringlichkeit der Sache überzeugen wollen, weisen wir noch auf ein Feld hin, das auf die Theilnahme Aller Anspruch hat, auf die Schule. Der Verfasser dieser Blätter ist selbst Schulmann und kann darum sowohl mit inniger Liebe für die Sache der Jugendbildung, wie auch aus Erfahrung sprechen. Soll die Schule auf Regelung der Schreibart verzichten? Das kann doch wohl selbst der Orthographisch-liberale nicht verlangen wollen. Welche Regel aber soll dem Schüler gegeben werden? Waren wir bisher schon schlimm daran, indem sich fast nirgends eine rechte Norm finden ließ, so ist nun durch die

neuere Sprachforschung der alte Regelkram so gründlich erschüttert worden, daß manche der alten Satzungen als völlig sprachwidrig erscheint. Dazu kommt die so groß gewordene Ungleichheit in der Schreibart, daß kaum an irgend einer Schule zwei Lehrer zu finden seyn werden, die derselben Schreibweise anhangen. Der Lehrer in Klasse B corrigirt das hinein, was der Lehrer in Klasse A ausstrich: ist das gleichgültig? Ist es dem Lehrer förderlich, geradezu etwas Anderes lehren zu müssen, als er für recht und wohlbegründet hält? Er wird aber sich dem Konflikte des Alten und Neuen im Unterrichte schon darum nicht entziehen können, weil jetzt gar viele sonst treffliche Bücher — wir erinnern an die Lesebücher von Ph. Wackernagel — in vielen oder wenigen Stücken von der hergebrachten Weise abweichen. Soll nun der Lehrer etwa Turm in Thurm corrigiren in der schriftlichen Arbeit, während im Lesebuche Turm steht? Aber wenn er das auch nicht thut, der Knabe wird doch fragen, was denn eigentlich richtig sey; der wißbegierige Schüler pflegt dem Lehrer knapp auf den Leib zu rücken und ist mit einem „das geht dich nichts an!“ kaum abzuspeisen, zumal da es allerdings den Schüler etwas angeht. Wir sind allem gram, was auf der Schule den Konflikt berechtigter Autoritäten herbeiführt oder begünstigt, und unser Schreibwirrwarr ist so recht dazu angethan, diesen Streit anzufachen. Wir kommen, wie die Dinge stehen, in der Schule mit dem bloßen Festhalten am Alten nicht mehr durch; wir haben uns nicht bemüht, die Theorie zu prüfen und für eine Besserung der Praxis zu sorgen; die Folge ist, daß im Grunde jetzt jeder Schüler sich seine eigene Orthographie zurechtlegt. Die Verwirrung wächst, da sie leider nicht abnimmt, von Tag zu Tag, und man sehe nur nach, wie es mit der Rechtschreibung unserer Schüler jetzt steht, um sich zu überzeugen, daß Unsicherheit und Fehlerhaftigkeit zunimmt.

Doch was wir auch immer reden mögen, und wie Viele auch sich zu der Ueberzeugung bekehren werden, so dürfe es nicht bleiben, das deutsche Volk müsse einmal seine Aufmerksamkeit hierauf richten, es müsse namentlich von Seiten der Schulbehörden die Sache in ernstliche und thätige Erwägung gezogen werden: es werden Leute übrig bleiben, die ihre Freude an dieser „freien Beweglichkeit“ haben oder meinen, die Sache werde sich von selbst in eine Regelung hineinfinden. Denen müssen wir ihren Glauben lassen, so wenig wir ihn theilen; die aber, welche ihre Theilnahme dem zunehmenden

Wirrwarr nicht versagen, wollen wir weiter in die Sache hinein begleiten, um sie zu einem Urtheile über die Angelegenheit, die eben eine Sache jedes Einzelnen ist, zu befähigen.

II.

Was wir in diesem Abschnitte auseinanderzusetzen gedenken, kann weder auf Neuheit noch auf erschöpfende wissenschaftliche Behandlung Anspruch machen. Für diejenigen, welche sich mit dem Entwickelungsgange der deutschen Sprache bekannt gemacht, und zu diesem Zwecke sich mit althochdeutscher und mittelhochdeutscher Grammatik beschäftigt haben, können die nachfolgenden Erörterungen nicht bestimmt seyn: diese werden vielmehr nicht weniges, was Gegenstand ihrer eigenen Betrachtung wurde, hier vermissen. Diejenigen aber, welche wir hier berücksichtigen, die Gebildeten, denen zwar unsere Muttersprache lieb und theuer ist, die aber den mühevollen Weg der historischen Grammatik zu wandern verhindert waren und gehindert sind, würden es uns nicht Dank wissen, wollten wir sie bloß auf die Werke der Germanisten, etwa auf Grimm, Vilmar, Hahn, Weinhold ꝛc. hinweisen. Die Theilnahme dieser für die wichtige Frage zu erhöhen, versuchen wir einen kurzen Abriß der Geschichte unserer Sprache, soweit diese die orthographische Frage berührt, in faßlicher und anschaulicher Weise zu geben; denn nur durch einen Einblick in dieses Gebiet der Wissenschaft ist eine Beurtheilung der Zustände und der Verbesserungsvorschläge möglich.

Die deutsche Sprache (deutsch = diutisk von diut Volk = dem Volke angehörig, deutsche Sprache = Volkssprache im Gegensatze zu der lateinischen, der Gelehrtensprache oder zu der romanischen Sprache) gehört zu dem indo-germanischen Sprachstamme, zu dem außer ihr und der asiatischen Sanskrit- und Zend-Sprache noch die griechische, die lateinische (mit den von ihr ausgehenden romanischen), die slavischen Sprachen, die altpreußische Sprache (mit der litthauischen und lettischen), die keltische Sprache gehören. [1] Die deutschen Sprachen selbst zertheilen sich in folgende Zweige:

[1] Ueber die Verwandtschaft unsrer deutschen Sprache mit den genannten Sprache sagt J. Grimm (Geschichte der deutschen Sprache II, 715: Unsere deutsche schlieszt sich demnach, und das ist aller meiner forschungen ergebnis, leiblich zunächst an die slavische und litthauische, in etwas fernerm abstand an die griechische und lateinische an, doch so dasz sie mit

1) Die gothische Sprache. Diese ist frühzeitig erloschen und hat sich vielleicht nur in der Krim, wohin Gothen verschlagen sein sollen, wie aus dem Reisebericht des Gesandten Busbek hervorgeht, noch bis ins 16. Jahrhundert erhalten. Als Sprachdenkmal besitzen wir die Bibelübersetzung des Ulfilas (318—388), die uns zum Theile erhalten ist, und Unterschriften unter italischen Urkunden aus der Zeit der Ostgothenherrschaft. Das gothische Alphabet ist aus griechischen und lateinischen Buchstaben und Runen (runa = Geheimniß) zusammengesetzt und enthält 24 Buchstaben.

2) Die nordische Sprache. Aus der altnordischen Sprache (der isländischen), deren poetische Denkmale in ihrer überlieferten Gestalt dem 12. Jahrhundert angehören, im Inhalt aber auf ältere Zeit zurückweisen, gingen die dänische und schwedische Sprache hervor.

3) Die niederdeutsche oder altsächsische Sprache, in welcher der Heliand oder die altsächsische Evangelienharmonie geschrieben ist (9. Jahrhundert); aus dieser ging das sogenannte Plattdeutsche hervor; nahe verwandt ist die niederländische (holländische) Sprache.

4) Die angelsächsische Sprache (Beovulf), aus welcher unter Einwirkung der französischen die englische Sprache entstanden ist.

5) Die friesische Sprache, die Mitte zwischen der angelsächsischen und altnordischen haltend; als Schriftsprache ist sie vorzüglich in Rechtsbüchern niedergelegt, jetzt aber nur auf den mündlichen dialektischen Gebrauch beschränkt.

6) Die hochdeutsche (oder oberdeutsche) Sprache. Diese, unsere eigentliche Muttersprache, welche seit dem 9. Jahrhundert den Mittelpunkt des geistigen Lebens deutscher Nation bildet, entwickelte sich in drei großen Hauptabschnitten:

a) als althochdeutsche Sprache (von 600—1050),

b) als mittelhochdeutsch (bis ungefähr 1450),

c) als neuhochdeutsch (von da ab bis auf unsere Zeit).

Es wird auch denen, welche sich sprachlichen Studien weniger hingegeben haben, leicht begreiflich seyn, daß eine völlig bestimmte

jeder derselben in einzelnen trieben zusammenhängt. noch weiter ab liegt ihr die keltische, obwol sich auch hier die verwandtschaft kund gibt.

Abgrenzung dieser Sprachperioden nicht wohl möglich ist. Zwischen der Zeit, in welcher die eine Sprache aus dem Schriftenthum schwindet und die andere in dasselbe eintritt, zeigen sich Uebergangsperioden, die keiner der beiden Perioden sicher angehören. Deßhalb schwanken auch die Angaben unsrer Sprachhistoriker; doch hat das hier für uns keine weitere Bedeutung.

Die Verwandtschaft der deutschen mit den obengenannten ihr verschwisterten Sprachen und mit den asiatischen ihr verwandten, dem Sanskrit und Zend, beruht auf dem Gesetze der Lautverschiebung, welches Jacob Grimm zuerst bestimmt aussprach und nachwies. Dieses Gesetz lautet, wenn wir zum Beispiel die Verwandtschaft des Griechischen und Lateinischen mit dem Gothischen ins Auge fassen, also: die stummen Consonanten (mutae) verschieben sich im Gothischen gegen das Griechische oder Lateinische dergestalt, daß Tenuis zur Aspirata, Media zur Tenuis, Aspirata zur Media wird.

In Vilmars kleinem Lehrbuche der deutschen Grammatik finden wir S. 6 (der 3. Auflage) folgende Tabelle:

Griech. Lat.	P	B	F	T	D	Θ	K	G	X
Goth.	F	P	B	Th	T	D	H	K	G

Hiebei ist zu bemerken, daß die Aspirata der T-Laute dem Lateinischen fehlt, die der K-Laute dem Lateinischen und Gothischen, so daß für χ im Lateinischen H, im Gothischen neben H auch G (für GH) eintritt.

Das Althochdeutsche, welches seit dem Anfange des 7. Jahrhunderts auftritt und von frühester Zeit, obwohl anfänglich noch mundartlich geschieden [1], das Bestreben zeigte, sich landschaftlicher Besonderheiten zu entäußern, verhält sich in Bezug auf die Lautverschiebung zum Gothischen, wie dieses sich zum Griechischen und Lateinischen verhält. Es findet also eine nochmalige Consonantverschiebung statt, welche indessen nicht überall mit gleicher Consequenz, am durchgreifendsten noch in den T-Lauten durchgeführt ist. Auf diese Weise gestaltet sich die vollständige Tabelle also:

[1] Grimm nimmt für die erste Periode des Althochdeutschen drei Mundarten an: die alamannische, bairische, fränkische. In der zweiten Periode scheidet er in schwäbische, bairisch-österreichische und fränkische Mundart; in diesem Abschnitte erscheint die Sprache in hohem Grade von örtlichen Eigenheiten gereinigt. Später riß wieder Zersplitterung und Verwilderung ein, bis durch Luthers Bibelübersetzung ein besserer Zustand angebahnt wurde.

Griech. Lat.	P	B F	T D Θ	K G X
Goth.	F	P B	Th T D	H,G K G
Althochd.	B (V)	F P	D Z T	H,G Ch K (G).

Zu weiterem Verständniß diene noch die Bemerkung, daß deutsche Wörter, deren Consonanten den griechischen und lateinischen gleich sind, sich hiedurch als unmittelbar entlehnte Wörter erweisen, z. B. Fenster, Frucht ꝛc., sowie daß ein angelehnter, zumal ein unveränderlicher Consonant die Verschiebung des vorhergehenden hindert, so z. B. piscis lautet gothisch statt fisgs fisks. Zur Veranschaulichung der Consonantübergänge setzen wir einige Beispiele aus Vilmars angeführtem Buche her:

Πούς (*ποδ-*) pes (ped-); fôtus; vuoz- *πολύς*; filus; vilu- *ὑπέρ*; ufar; ubar-tres; threis; drî- *δαμάω* (domo); tamjam; zemen- *θήρ* (fera); dius; tior- canis; hunths; hund- oculus; áugô; ouga- *δάκρυ*; tagr; zahar- *χθές*; heri; gistra; këstar.

Noch werde bemerkt, daß das althochdeutsche Alphabet rein das lateinische Alphabet ist; für w steht meist uu, wie noch heute im Englischen der Buchstabe w double-u heißt. Im Mittelhochdeutschen findet eine weitere Lautverschiebung im angeführten Sinne nicht mehr statt, dagegen unterscheidet es sich vom Althochdeutschen durch die Abschwächung der Flexions- und Ableitungssylben, indem das tonlose e an die Stelle voller Vokale tritt. Damit steht in engem Zusammenhange die Veränderung der Betonung. Wir unterscheiden ursprünglich zwischen einem Hochtone, dem Tieftone und der Tonlosigkeit. Neben dem Hochtone der Stammsylbe (Heíland) ruhte auf der Flexions- oder Ableitungssylbe der Tiefton (Heilànd, stráfbàr), den die genannten Wörter auch jetzt noch haben; dagegen ging er mit der Abschwächung der Sylben sonst mehr und mehr verloren (weinend, sträflich) und erhielt sich fast nur in den Zusammensetzungen (Háusvàter).

Dagegen blieb das althochdeutsche Alphabet im Mittelhochdeutschen unverändert; die Schreibung uu für w kam ab.

Im Neuhochdeutschen nun entstand eine wesentliche Veränderung gegen das Mittel- und Althochdeutsche, indem sich die Quantitätsverhältnisse der Stammsylben umgestalteten. Das hängt eng zusammen mit dem eben erwähnten Verfahren, die Schlußsylben abzuschwächen und zu tonlosem e abzustumpfen. [1] Neben dieser im

[1] W. Wackernagel in: Altfranzösische lieder und leiche. Mit grammatischen und literar-historischen abhandlungen. Basel 1846.

Neuhochdeutschen eintretenden Verwirrung der Quantitätsverhältnisse, welche nicht nur Kürzen dehnte, deßhalb Consonanzen verdoppelte und die langen Vokale i und u in die Diphthongen ei und au verwandelte, sondern auch organische Längen willkürlich verkürzte, gehört der neuhochdeutschen Sprache noch das Verdienst an, die Deklinationen und Conjugationen unorganisch vermischt zu haben, was zum guten Theile in jener Schwächung der Flerion seinen Grund hat. Diese Veränderungen sind es, welche einer kurzen Darstellung bedürfen, weil sie für unsere sogenannte jetzige Orthographie von großer Bedeutung sind.

I. Die Vokale.

Die Vokale der Stammsylben verlängern sich vor einfacher Consonanz, wogegen sich die Consonanz da verdoppelt, wo die Kürze beibehalten werden soll; vor Aspiraten bleibt die Kürze gern stehen (brechen, Dach), und bisweilen verkürzt sich sogar organische Länge (ich laße, ich goß).

Nun wurde das Bedürfniß fühlbar, die organische und unorganische Länge zu bezeichnen; man verfuhr aber auf verschiedene Weise und zugleich inconsequent, indem man:

a) viele Längen unbezeichnet ließ; z. B. organisch: qual, ewig, blosz; unorganisch: schmal, edel, mir, bogen, tugend.

b) bei a, e, o Verdoppelungen einführte, welche übrigens schon im Althochdeutschen und sogar in griechischen und lateinischen Inschriften vorkommen: aas, see, loosz; saal, meer, moor.

c) die Länge des i durch beigegebenes e bezeichnete, welche Bezeichnung übrigens gleichfalls schon früher gefunden wird; z. B. sieg; doch darf dieses ie der Verlängerung nicht mit dem aus der Brechung des Diphthongs iu entstandenen Diphthong ie (fliegen) verwechselt werden.

d) allen Vokalen ein Dehnungs-h anfügte. Diese Bezeichnung findet statt, wenn ein t das Wort beginnt oder auf den langen Vokal folgt, oder wenn l, m, n, r folgt. Im ersten Falle schließt sich das h an das t an: that (taht tath), [1] rath (rhat raht); ruhm (rhum), zahm, ihm; fehlen, zählen, zahl, hohl, stuhl, mühle; zahn, dehnen, ihn, sohn, huhn; wahr, ehre, mehr, ihr, ohr, fuhr.

[1] Hiebei ist zu bemerken, daß das Dehnungs-h sich nicht bloß hinter dem Vokale, sondern auch vor demselben findet.

Die gegebene Zusammenstellung zeigt deutlich genug, wie willkürlich man bei der Schreibung im Neuhochdeutschen verfuhr, und wie durch diese einreißende Verwirrung das Sprachgefühl völlig getrübt wurde. Die inconsequente Verfahrungsweise bei der Bezeichnung oder Nichtbezeichnung der Länge entzieht uns jeden Anhaltpunkt und weist uns lediglich auf den Gebrauch hin. Wenn man sich mit qual begnügte, warum nicht auch mit zal? sollte aber die Dehnung bezeichnet werden in sohn, warum nicht auch schohn? So zeigt sich Ungleichheit in ihr und mir, in wenig, meer, ehre; in die Schreibart drang zugleich die Unterscheidungstheorie ein, wie z. B. wider und wieder. [1] Die größte Verwirrung aber entstand durch die Einführung des h als eines Dehnungszeichens, indem dasselbe sich an jeder Stelle eindrängte; doch wird hiervon noch bei den Consonanten die Rede seyn.

Wir gehen zu dem Umlaute über, wozu die Verschiedenheit der Schreibart in ächt und echt, Aeltern und Eltern, Aernte und Ernte ꝛc. Anlaß gibt.

Der Umlaut, eine dem Gothischen noch unbekannte Veränderung des Wurzelvokales, trat im Althochdeutschen zunächst bei kurzem a ein, welches, wenn in der folgenden Sylbe i oder î stand, sich oft in e verwandelte. Das Mittelhochdeutsche führt für manche Umlaute des a, welche es nicht aus dem Althochdeutschen überkommen hatte, die Bezeichnung ä ein. Im Neuhochdeutschen haben wir gleichfalls beide Bezeichnungen und bedienen uns des Umlautes ä da, wo die Entstehung aus a noch deutlich vorliegt, z. B. hand, hände; ich falle, du fällst; dagegen hahn, henne; fahren, fertig; wo zugleich einleuchten muß wie das eingeschobene Dehnungs-h die etymologische Verwandtschaft verdeckt hat [2]. Dieser Umlaut e ist übrigens nicht mit dem durch Brechung aus i entstandenen breit und tief gesprochenen ë zu verwechseln [3], welches besonders bei folgendem a, auch bei e und o, eintrat (ërda, die Erde), wogegen ein folgendes

[1] Bei dieser Gelegenheit ist zu bemerken, daß wer wider (contra) von wieder (rursus) scheidet, dann auch erwidern, nicht erwiedern schreiben muß, welches Wort offenbar so viel ist als entgegen, dagegen sagen.

[2] Bei an und ähnlich hat zwar das h des zweiten Wortes die Verwandtschaft verdeckt, dennoch aber ist der Umlaut ä stehen geblieben.

[3] Diese Bezeichnung des durch Brechung entstandenen e rührt von den germanistischen Sprachforschern her.

i oder u den ursprünglichen Vokal bewahrt (irdisk, irdisch). Im Neuhochdeutschen ist dieses zweite ë öfters mit dem Umlaute e verwechselt und deßhalb mit ä bezeichnet worden, wie in Bär (althochdeutsch bëro, mittelhochdeutsch ber), rächen (althochdeutsch rehhan, mittelhochdeutsch rechen.)

Eine weitere Verschiedenheit der Schreibart zeigen manche Wörter in Bezug auf die Diphthongen ai und ei. Wir finden z. B. waide und weide, waizen und weizen, getraide und getreide. Zum Verständnisse dieser Schwankung zu gelangen gehen wir auf den Ursprung dieser Diphthongen zurück. Der neuhochdeutsche Diphthong ei vertritt einerseits den althochdeutschen und mittelhochdeutschen Diphthong ei (gothisch ai), andrerseits althochdeutsch und mittelhochdeutsch î (gothisch ei). Doch hat man in einigen Wörtern, zum Theile in Fremdwörtern, zum Theile der Unterscheidung wegen, ai beibehalten: baier, kaiser, laie, mai, maier, main, rain, saite, waide, waise, wozu noch die aus Zusammenziehung im Mittelhochdeutschen entstandenen Wörter getraide und hain hinzukommen. [1]

Wir haben noch des ie zu gedenken, welches in fieng, gieng, hieng neben fing, ging, hing vorkommt. Ie ist nicht allein, wie wir oben gesehen haben, eine im Neuhochdeutschen eingeführte unorganische Bezeichnung des langen i, sondern öfters eine schon im Althochdeutschen vorhandene Brechung des alten Diphthongen iu, die namentlich unter dem Einfluß eines folgenden a hervortritt; vergleiche neuhochdeutsch bieten, althochdeutsch bietan, biotan, gothisch biudan; neuhochdeutsch Dieb, althochdeutsch diup, diep, gothisch thiubs. In solchen Fällen müssen auch die Verbesserer der Orthographie ie beibehalten und dürfen nicht i schreiben, wie wohl unverständiger Weise geschehen ist. Ein zweiter Fall ist, wenn ie Vokal des Präteritums der ursprünglich reduplicirenden Conjugation ist, entstanden aus Contraction; z. B. gothisch haldan, althochdeutsch haltan, neuhochdeutsch halten. Präteritum haihalt, hialt, hielt. [2]

Auch hier ist ie beizubehalten und also auch gieng, fieng, hieng zu schreiben, die einem althochdeutschen gianc, fianc, hianc entsprechen, obgleich bei diesen in den meisten Theilen Deutschlands sich der Vokal

[1] Vergl. hierüber Zarncke in seiner Ausgabe des Narrenschiffs (Leipzig, Georg Wigand 1854). S. 273 fg.

[2] Aus haihald entstand wohl haiald, welches sich in das einsylbige hialt zusammenzog.

in der Aussprache verkürzt hat. Auch in dem Falle, wo sich ie aus dem mittelhochdeutschen Diphthongen ei gebildet hat, ist wohl ie zu schreiben, wie in Dietlieb, Gottlieb, trieb, blieb für mittelhochdeutsch Dietleip, Gotleip, treip, bleip. Endlich kommen die romanischen Verben mit der Endung ieren in Frage. Die große Anzahl der schon im Mittelhochdeutschen entlehnten Wörter dieser Gattung wurde mit ie geschrieben, und diese haben sich in dieser Schreibart bei uns erhalten, wie regieren, spazieren. Die in neuerer Zeit herübergenommenen pflegt man mit iren zu schreiben; z. B. dociren, contrahiren. Da ein Sonderungsgrund nicht vorliegt, ist wohl die Herstellung der allgemeinen Schreibart auf ie zu billigen.

Noch einige Schwankungen unsrer jetzigen Schreibart geben Anlaß zu kurzen Bemerkungen. Es zeigt sich hie und da betriegen für das beliebtere betrügen, wo ie richtiger, weil es an die Stelle des alten iu getreten ist [1]; umgekehrt begegnet lüderlich seltner als das vielleicht unrichtigere liederlich.[2] In dem Worte ergötzen hat sich das unrichtige ö an die Stelle des richtigeren e gesetzt, ohne es gänzlich zu verdrängen; so auch in löffel, zwölf für leffel, zwelf. Ferner besteht neben dem richtigen i das unrichtige ü in hülfe, gültig, sprüchwort neben hilfe, giltig, sprichwort; in gebürge ist das falsche ü bereits als beseitigt zu betrachten, wogegen in küssen (pulvinar) und knüttel (knüttelvers wird noch geschrieben) das richtige ü durch das i gefährdet worden ist. Die Schreibart gescheut wird dem richtigeren gescheid weichen müssen, eben so der keuchhusten dem keichhusten. Aehnlicher Fälle gibt es genug, doch müssen wir uns auf Einzelnes beschränken.

Das y in deutschen Wörtern verdankt seine Existenz theils dem Bestreben, am Schlusse derselben einen Schnörkel anzubringen (bey, sey), theils ist es durch das Unterscheidungsprincip (seyn und sein) gestützt worden. Jetzt scheint es fast gänzlich aufgegeben zu seyn und erhält sich nur in Eigennamen (Meyer) und in denjenigen Fremdwörtern, welche nicht mit unserer Sprache geradezu verwachsen sind, wie dieß z. B. bei Quitte, Silbe, Gips, Mirte der Fall ist.

[1] So wäre eigentlich auch liegen richtiger als lügen.

[2] Man schreibt jetzt Mieder, während Müder richtiger wäre.

II. Die Consonanten.

Verdoppelung der Consonanten, jedoch mit wenigen Ausnahmen nur im Inlaute vor Vokalen, findet sich schon in den älteren Zeiten der deutschen Sprache (z. B. gothisch brinna, ich brenne, atta, der Vater, iddja, ich ging; althochdeutsch brunna der Brunnen, henne die Henne, kasezzit gesetzt, mittilogard der Erdkreis). Im Neuhochdeutschen griff diese Verdoppelung weiter um sich, trat auch beim Auslaute ein und sogar im Inlaute vor Consonanten, wo die Stammform den doppelten Consonanten hatte, wie z. B. Mann, Schiff, Fall, Ritt, benannt, kommt, schaffte, sollte. Darin ist nun unsere jetzige Schreibart gegen die des 16. und 17. Jahrhunderts fortgeschritten, daß wir die Verdoppelung nach langen Vokalen und sogar nach Consonanten jetzt beseitigt haben; sonst schrieb man auch ruffen, lauffen, Danck, Hertz rc.[1] Zweifelhaft ist man jetzt namentlich bei der weiblichen Endung in, bei der man sich indeß fast allgemein dem einfachen n zuneigt und nur in den abgeleiteten Formen, wie auch mit Recht geschieht, nn schreibt (Königin, Königinnen). Sonst schwankt noch die alte Schreibart in Bret und Brett, Brantwein und Branntwein, wo der einfache Consonant, wie weiter unten noch zu erörtern, den Vorzug verdient.

Demnächst ist die Buchstabenverbindung dt zu erwähnen, welche sich schon im 14. Jahrhundert neben der jetzt aufgegebenen gk findet.[2] Angewendet wird dt vor allem bei den schwachen Verben, deren Stamm mit d schließt, im Präteritum und Participium, wo man sowohl das d des Stammes, als das t der Endung andeuten wollte. Im Mittelhochdeutschen fiel in diesem Falle d aus, wie es auch in der Aussprache noch jetzt geschieht; man schrieb mittelhochdeutsch sante, gesant, nicht sandte, gesandt. Aus demselben Grunde hat man in todt

[1] ck und tz sind als die Geminationen von k und z zu betrachten und finden sich schon im Mittelhochdeutschen, obwohl öfter zz, auch cz, tcz begegnet.

[2] Anfänglich trat dt und gk hauptsächlich im Auslaute ein bei Wörtern, in denen der Stamm d und g zeigt, welches im Mittelhochdeutschen, das im Auslaute die media nicht duldet, regelmäßig in t und c (k) übergehen mußte. Vielleicht bezeichnete diese Schreibart einen unbestimmten Mischlaut, welcher, zwischen media und tenuis schwankend, im Auslaute gehört ward. Im Mittelhochdeutschen schreibt man bunt (gen. hundes), berc (gen. berges), später findet sich daneben hundt und hund, bergk und berg.

und gescheidt dt gesetzt, weil man beide als Participium todt = getodet (so der Gramm. F. Becker), gescheidt = gescheidet betrachtete, obwohl ganz mit Unrecht. In Stadt dient dt zur Bezeichnung der Unterscheidung von statt, welche beiden Worte eigentlich eins sind; noch Schottel schrieb in beiden Fällen Statt, wogegen Luther zwischen Stad und Stat unterschied. In Brodt, Erndte und Schwerdt ist dt der richtigen tenuis gewichen, an deren Stelle sich bei Manchen die einfache media findet. Schmidt ist jedenfalls aufzugeben; mittelhochdeutsch lautet das Wort smit, Genitiv smides, daher müssen wir neuhochdeutsch Schmied, besser noch Schmid schreiben. Handthieren verdankt seinen Ursprung einer abenteuerlichen Herleitung und ist hantieren zu schreiben.

Nach dem oben mitgetheilten Gesetze der Lautverschiebung geht die ältere media, wie sie sich im Gothischen und noch heute im Niederdeutschen, Niederländischen, Englischen und in den nordischen Sprachen findet, im Hochdeutschen in die tenuis über; jedoch ist dieses Gesetz für die B- und G-Laute nicht consequent durchgeführt worden. Wir schreiben und sprechen neuhochdeutsch Burg, gerade wie im Gothischen baurgs, während nach jenem Lautgesetze das Wort purk heißen müßte. Daher findet sich auch in manchen Wörtern noch eine verschiedene Schreibweise, indem theils die alte media festgehalten, theils die strengere hochdeutsche Schreibart mit der tenuis angewandt wird, so bei Bausbacken, Bickelhaube, Wildbret, neben denen auch Pausbacken, Pickelhaube, Wildpret begegnet. Hier liegt ein Fall vor, wo der Gebrauch zu entscheiden hat, da beide Schreibungen berechtigt sind: im Ganzen kann für die B-Laute die Neigung zum Beibehalten des weicheren Lautes als vorherrschend bezeichnet werden. In manchen Wörtern hat sich durch den Einfluß des Niederdeutschen und Englischen die media im Hochdeutschen eingeführt; hier ist sie theils beizubehalten, da nämlich, wo die entsprechende hochdeutsche Form überhaupt nicht existirt hat, wie in Ebbe, Krabbe, Robbe, Dogge, Flagge, baggern, Brigg, theils aber mit der richtigeren tenuis zu vertauschen, da wo sich die verwandte hochdeutsche Form findet, wie in waten, flücke (althochdeutsch flucki), Rocken.

Besonders war Gegenstand des Zweifels der Gebrauch des d oder t im Worte deutsch selbst, welches auch heute noch von Einigen teutsch geschrieben wird, obwohl man sich im Ganzen für

das richtigere deutsch entschieden hat. Denn deutsch stammt her von gothisch thiuda das Volk, althochdeutsch diot, später diet, wie wir es noch in den Eigennamen Dietrich und Dietlieb haben, wovon sich ein adj. diutisk, später diutisch bildete. Die deutsche Sprache bezeichnete also ursprünglich die Volkssprache im Gegensatze zur Sprache der Gelehrten und der Kirche, der lateinischen, und erst später ist dieses Wort auch für die Bezeichnung des Volkes und Landes gebraucht worden. Da nach dem mehr erwähnten Gesetze der Lautverschiebung im Hochdeutschen die media an die Stelle der älteren aspirata tritt, so muß auch bei diesem Worte d die Stelle des alten th einnehmen, gerade wie wir auch der, die, das haben an der Stelle von engl. the, that.

An die Stelle der tenuis muß nach dem Gesetze der Lautverschiebung im Hochdeutschen die aspirata treten. Für die d-Laute nun hat das Hochdeutsche als aspirata z eingeführt, welches ursprünglich ähnlich dem englischen th gelautet haben mag.[1] Wir haben also die aspirata z zu erwarten, wo niederdeutsch, englisch, nordisch und gothisch die tenuis t steht. Das z hatte nun einen harten und einen weichen Laut; im ersteren Falle haben wir im Neuhochdeutschen noch immer z oder die Verdoppelung tz. Für den weicheren Laut, der ursprünglich mit demselben Zeichen z bezeichnet wurde, findet sich zuerst im 13. Jahrhundert sz geschrieben (bisweilen auch zs). Da nur dieser Laut in der Aussprache in dem größten Theil von Deutschland in den von s überging, so verlor sich auch in der Orthographie die richtige Scheidung von sz und s, und es ist ein Verdienst der Grimm'schen Schule auf den ursprünglichen Unterschied dieser Laute aufmerksam gemacht zu haben, wornach s oder die Verdoppelung ss die spirans, der Sauselaut ist, sz aber die aspirata der Zungenlaute, die überall da stehen sollte, wo im Niederdeutschen und Englischen die tenuis dieser Laute (t) steht. Die größte Verwirrung wurde durch die Meinung hervorgerufen, ß sey eine Verdoppelung des ſ[2] und trete für ſſ in gewissen Fällen ein, nämlich im Auslaute, nach langen Vokalen und vor

[1] »gedämpft und dieszend« sagt Grimm (Vorrede LIX). Die Mönche auf der Reichenau gaben mit z ohne Bedenken das th altnordischer Eigennamen wieder (Zor für Thorr), Wackernagel Geschichte der deutschen Literatur S. 88.

[2] Nach Adelung soll ſz aus dem ſs der kleinen lateinischen Schrift entstanden, und daher irrig eszett genannt worden seyn.

Consonanten, wogegen im Inlaute nach kurzem Vokale und vor einem Vokale ſſ geſetzt werden müſſe. Dieſe hauptſächlich von Gottſched aufgeſtellte Regel kann wohl noch jetzt als die allgemein geltende angeſehen werden, ihre Haltloſigkeit geht aber aus der oben gegebenen Darſtellung klar hervor.

Dieſe verſchiedenen durch den Gebrauch in einander verſchobenen Laute ſind alſo jedenfalls in ihre urſprüngliche Stellung wieder einzuſetzen. Man hat bisher laſſen, ließ, gelaſſen geſchrieben, ſollte aber laßen, ließ, gelaßen ſchreiben, wie mittelhochdeutſch lâzen, liez, gelâzen (gothiſch letan, engliſch let); eben ſo eßen, aß, wie mittelhochdeutſch ezzen, az (engliſch eat, ate) oder Fluß, Flußes, wie mittelhochdeutſch fluz, fluzzes. Wollten wir die Verdoppelung des ß nach kurzem Vokale bezeichnen, die im Mittelhochdeutſchen durch zz ausgedrückt wird, ſo müßten wir ſtatt laſſen oder laßen laßßen ſchreiben. Dieſes können wir aber unterlaſſen, wie wir ja auch die aspirata der Gutturallaute nicht verdoppeln und z. B. nicht brechchen oder ſprechchen ſchreiben. Es entſpricht alſo die Schreibart laßen, ließ, ließen vollſtändig der von ſprechen, ſprach, ſprachen oder die Schreibart Fluß, Flußes der von Bach, Baches.

Am meiſten vergeſſen iſt ß in Wörtern wie Eſſig (mittelhochdeutſch ezzich), Feſſel (mittelhochdeutſch vezzel, altnordiſch fetill, engliſch fetter), Gaſſe (mittelhochdeutſch gazze, gothiſch gatvo), Geiß (althochdeutſch keiz, engliſch goat, holländiſch geit), Horniſſe (mittelhochdeutſch hornûz, engliſch hornet), Keſſel (mittelhochdeutſch kezzel), Kloos (niederdeutſch klute, klütje), Kreis (mittelhochdeutſch kreiz), Kürbis (althochdeutſch kurbiz), Loos (mittelhochdeutſch lôz, engliſch lot), mauſen und mauſern (althochdeutſch mûzôn = mutare), Neſſel (mittelhochdeutſch nezzel, engliſch nettle), Niſſe (althochdeutſch hniz,[1] engliſch nit), Schüſſel (althochdeutſch skuzila, niederdeutſch schöttel), Schoos (mittelhochdeutſch schôz), verweiſen und Verweis (mittelhochdeutſch verwîzen, niederdeutſch verwiten)[2], Waſſer (engliſch water), bischen (von beißen), Ameiſe (althochdeutſch ameiza, engliſch emmet). In allen dieſen Wörtern iſt wohl ohne große Schwierigkeit ß wiederherzuſtellen.

[1] lateiniſch lendes.

[2] Nicht zu verwechſeln mit verweiſen = wegweiſen, welches richtig ſ hat.

Bedeutend schwieriger ist die Herstellung des richtigen ß in dem Falle, wo es sich an einen Consonanten anschließt, wie in emsig (emßig; althochdeutsch emazic), Erbse (Erbße, mittelhochdeutsch erweiz), Bimsstein (Bimßstein, mittelhochdeutsch bimz), Binse (Binße, mittelhochdeutsch binez, englisch bent), Gemse (Gemße, mittelhochdeutsch gamz), Krebs (Krebß, mittelhochdeutsch krebez, holländisch krevet), Schöps (Schöpß, mittelhochdeutsch schopez, schopz), Gesims (Gesimß, mittelhochdeutsch simez), Samstag (Samßtag, mittelhochdeutsch samztac, althochdeutsch sambaztac); sowie in dem Worte feist (feißt, mittelhochdeutsch veizet).

Am frühsten und durchgreifendsten verlor sich die Erinnerung an das richtigere ß bei der Präposition aus (mittelhochdeutsch ûz)[1], sowie bei das, es, was, bis (mittelhochdeutsch daz, ez, waz, biz, wahrscheinlich = bidaz) und der starken Neutralendung der Adjektiva im Nominativ und Accusativ Singular, z. B. gutes = mittelhochdeutsch guotez. Wir haben hiedurch die Möglichkeit verloren, den Nominativ des Neutrums vom Genitiv zu unterscheiden, während mittelhochdeutsch guotez von guotes (Genitiv) verschieden ist. Nur in der Conjunction daß hat sich ß, das der Unterscheidung diente, erhalten. In allen diesen Fällen hatte sich die Sprache schon beim Beginn der neuhochdeutschen Periode für die Schreibweise mit s entschieden, und es würde eine Wiederherstellung der richtigeren Orthographie über unsere Sprachperiode hinausgreifen. Nur noch in dieß = mittelhochdeutsch diz ist das richtige ß zu erhalten.

Umgekehrt hat sich nun ß unberechtigter Weise in folgenden Fällen an die Stelle von s gesetzt: In Geißel (flagellum) statt Geisel (althochdeutsch keisila),[2] gleißen, Gleißner statt gleisen, Gleisner (mittelhochdeutsch gelîchsen, glîchsenaere),[3] kreißen (parturire) eigentlich kreisten (mittelhochdeutsch krîsten), Kuß statt Kuss oder Kus (vergleiche englisch to kiss), nießen statt niesen (sternutare) = mittelhochdeutsch niesen, Roß statt Ross oder Ros (mittelhochdeutsch ros und ors, althochdeutsch hros, englisch horse), gewiß statt gewiss oder gewis (althochdeutsch kiwis), Schleuße statt Schleuse (nicht von schließen, sondern

[1] Dagegen hat sich das richtige ß in außen, außer erhalten.

[2] Auch Geisel (obses) = mittelhochdeutsch gîsel verlangt s.

[3] Dagegen gebührt dem Worte gleißen = glänzen ß.

vom lateinischen exclusa), ferner in dem Präfixum miß statt mis und in dem Suffixum niß statt nis oder niss.

Derselbe Fehler wird begangen in den Genitiven deß und weß und den damit zusammengesetzten Wörtern deßhalb, weßhalb, deßwegen, indeß für des, wes, deshalb, weshalb, deswegen ꝛc., da dem Genitive nur einfaches s zukommt.

Ferner schreibt man unrichtig mußte, wußte (bewußt), weißt (novisti) für muste, wuste (bewust), weist, wo schon im Gothischen das s an die Stelle des T-Lautes (hochdeutsch z oder sz) getreten ist nach dem auch in den verwandten Sprachen geltenden Gesetze, daß ein T-Laut vor einem T-Laut sich in s wandelt. Daß man nicht auf gleiche Weise z. B. faste, haste, für faßte, haßte zu schreiben hat, zeigt mittelhochdeutsch vazzete, hazzete.

Endlich ist zu schreiben beste, gröste, die volle Form dieses Superlativs lautet bezziste, groeziste, und jene kürzeren Formen sind durch Synkope des zi entstanden [1].

Wir wollen noch diejenigen Wörter aufzählen, welche gegründeten Anspruch auf ss haben: Blässe (von blass), dessen, wessen, Drossel, Esse, hissen, Kresse, küssen (osculari), Küssen (pulvinar), missen, prassen (durch Assimilation aus prasten entstanden), wozu noch viele Fremdwörter kommen wie passen, pressen, Tasse, passen, Messe, Masse ꝛc.

Die letzte consonantische Schwankung, welche wir erwähnen, betrifft g und ch am Ende der Worte, vor allem in den Bildungssylben ig und lich da, wo das Stammwort auf l ausgeht; z. B. müßten wir eigentlich adelich schreiben nach dem Vorgange des mittelhochdeutschen adellich, wie auch von Grimm und Andern geschieht, und billich statt billig (aus mittelhochdeutsch bildelich), ferner völlich, mittelhochdeutsch vollich, unzählich (mittelhochdeutsch unzallich), unzweifelich (mittelhochdeutsch unzwivelich), eflich (mittelhochdeutsch erelich). Daß allmählich zu schreiben sey, nicht allmälig, allmählig, ist keinem Zweifel unterworfen, da dieses Wort = allgemächlich ist. In Substantiven geben wir Essig, Fittig, Käfig, Rettig, Merrettig unrichtig g statt ch, da die entsprechenden mittelhochdeutschen Formen ezzich, vetech, rætich etc. lauten.

[1] Vergl. im Gegensatze zu den Regeln der hannöver Schulconferenz: Andresen über deutsche Orthographie. Mainz 1855. S. 124.

III.

Wir haben in dem vorigen Abschnitte darzulegen versucht, auf welche Weise die Verwirrung in der neuhochdeutschen Schreibart entstanden ist, nachdem wir vorher diese jetzt auf den Höhepunkt gediehene Ungleichmäßigkeit nachgewiesen haben. Es schien zweckmäßiger diesen kleinen sprachhistorischen Exkurs im Zusammenhange zu geben, anstatt diese Erläuterungen an die einzelnen Punkte anzuknüpfen, denn es kam darauf an, bevor wir zur Betrachtung des neuen Systems und zur Erörterung der praktischen Fragen schritten, dem unkundigeren Leser hinreichendes Material an die Hand zu geben. Diesem Zwecke glauben wir genügt zu haben und wenden uns nun zu der orthographischen Frage selbst.

Schon frühzeitig war man bemüht die deutsche Schreibweise zu regeln; solche Versuche reichen bis ins 16. Jahrhundert zurück. Manche der jetzt so laut werdenden Klagen findet sich, wenn auch nur leise anklingend, schon in den Werken unserer ältesten Grammatiker, unter denen namentlich Justus Georg Schottel (Ausführliche Arbeit von der deutschen Haubtsprache. Braunschweig 1663) nicht zu übersehen ist. Was aber auch in einzelnen Punkten von ihm und Joh. Bernhard Frisch, Freyer, Richey ꝛc. richtig bemerkt worden ist, bei dem Mangel an wirklicher Kenntniß der deutschen Sprache war eine Regelung der Orthographie auf sprachhistorischem Wege unmöglich, auf der andern Seite aber vermöge der eigenthümlichen Fortentwickelung der deutschen Sprache zur neuhochdeutschen jeder Regelungsversuch, welcher nicht auf sprachhistorischer Basis stand, von vornherein bedenklich und gefährlich. Leider müssen wir die Ansichten der älteren Grammatiker in mancher Beziehung für gesünder halten, als die derjenigen, welche durch Aufstellung eines unhaltbaren Principes und durch die ungeschickte Durchführung desselben sich ein sehr zweideutiges Verdienst erworben haben. Denn besser möchte es für uns gewesen seyn, das Aufblühen unsrer deutschen Philologie hätte einen völlig ungeordneten Zustand getroffen, als daß sie einen nur scheinbar geordneten gefunden hat. Eine falsche Gesetzgebung ist noch schlimmer als eine Gesetzlosigkeit; das gilt wenigstens in wissenschaftlichen Dingen. Wir geben eine Stelle aus Schottel, auf den noch mehreremale zurückgegangen werden muß; derselbe sagt in dem angeführten Werke (lib. II. cap. II) von der Rechtschreibung unter anderem:

„Erster algemeiner Lehrsatz. Gleichwie die teutsche Haubtsprache ihr eigen, unverfrömd, rein, und mit der Natur selbst künstlich verbunden und verschwestert ist, also sol und muß sie auch nach solchen ihren Eigenschaften rein, klar, unvermengt und deutlich gelassen, geschrieben, gelesen und geredet werden, und muß dannenhero ein eingewurtzelter Misbrauch keine Meisterschaft so weit haben oder annehmen, daß den Liebhaberen der Muttersprache solte unvergönnet oder übel ausgedeutet werden, dieselbe in ihrer natürlichen Eigenschaft anzusehen, und in recht-Teutschem Schmukke hervorzubringen. Hieraus folget nun erstlich, weil der Buchstaben Amt und Eigenschaft eigentlich diese ist, den Laut und Tohn der wohl ausgesprochenen Wörter deutlichst und vernehmlichst zu bilden und auszuwirken; daß in Teutschen Wörteren alle diejenige Buchstabe, welche der Rede keine Hülfe tuhn, und also überflüssig seyn, sollen und müssen ausgelassen und nicht geschrieben werden 2c." Weiter lesen wir:

„Es ist auch dieses misbräuchliches Wesen eine Mit-uhrsache, daß die Ausländer unsere Haubtsprache für hart, schwär und blökkig halten, wann sie so viele consonantes und harte Buchstaben auf einander geschmiedet sehen, da sie dann meinen, daß die Teutschen kaum Odem bei solchen eiseren Wörtern holen könten." — Ebendaselbst:

„In der Sprachkunst Anno 1630 zu Hall getrukt wird zwar also pag. 10 gesagt: Wan ein vocalis sol lang ausgesprochen werden, deutet man unterweilen an per additionem e obscuri, welches man nicht lieset, sondern es ist gleichsam Scheva quiescens. Es ist aber am Tage, daß denen kurtz auszusprechenden Wörtern ebenfals das e also beygesetzet werde, und hergegen denen Wörteren, welche lang ausgesprochen werden, als mir, dir, wir 2c. das e nicht pflege beygesetzt zu werden; Wiewohl doch von solchen kurtz oder lang auszusprechenden Wörteren die gewissesten durchgehende Regulen bey uns vorhanden sind, wenn man sonst die grundmäßige Gleichförmigkeit der Sprache mehr als den ungleichformigen Gebrauch wollte gelten lassen. Es tritt unsere Hauptsprache mit der Natur einher, ist rein und klar, hell, deutlich, ihr eigen und unvermengt; wird billig, wie sie ist, geredt, wird billig, wie sie ist, geschrieben: die sie aber ungescheuet misbrauchen, misbrauchen sie ihnen selbst, sie muß deswegen aber in ihren Gründen dennoch ungemisbrauchet

verbleiben. Redliche alte Teutsche haben schon längst darüber geklagt, daß wir so genau auf die hebräische, griechische und lateinische Sprache seyn und deroselben Letteren, Silben und Wörter auf das allereigentlichste beobachten; Aber in unserer eigenen angeborenen allernützlichsten Hauptsprache gingen wir stolperen und ließen einem jeden zu, nach allen Einfällen und Träumen mit den Wörteren umzugehen und dieselben hinzuschreiben."

In dem angeführten Buche des wackern Schottel, der sich wohl nicht hätte träumen lassen, daß man 190 Jahre später seine Worte, als noch immer beherzigenswerth, erwähnen würde, steht eine Stelle aus einer Schrift des Sebastian Hornschuh, welche wir gleichfalls uns mitzutheilen gestatten: Quod reliquis in linguis sancte et jure quidem cavetur, ne scribendi ratio negligatur, aut si in ea re vel a pueris in schola peccetur, id nefas habetur, ferulis piandum, cur, queso, in nostra vernacula id flocci facimus? cur eam negligimus, quae post Hebraeam cum quavis gentium lingua de antiquitate et praestantia certet? Profecto, si de ingeniis populorum judicium ferri potest ex eorum lingua: (si quidem constat, quo illi humaniores sunt et mansuetiores, eo linguam quoque habere excultiorem et aequabiliorem) de Germanis certe quid sit judicandum, sapienti cuique patet. Turpe hercle est, nos de Orthographia in Germanica lingua minus quam vel in Graeca aut Latina sollicitos esse velle. Necquicquam agunt, qui ajunt, nihil referre qua quid ratione scribatur, modo sensui sua constet integritas. Quae vero isthaec est perversitas, aliquem natu jam grandem in his impingere scientem, ob quae in pueritia, cum insciens peccarit, plagis fuerit mulctatus?

Man hatte also zunächst keine Richtschnur, als den Gebrauch: dieser aber fiel grenzenloser Willkür anheim. Wem Bücher, die im siebzehnten oder in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gedruckt wurden, zur Hand sind, der schlage nach Belieben auf und halte die Schreibart eines gegen die des andern. Die Verwirrung war so groß, daß Schottel gewiß Recht hat, wenn er sagt:

„Dann jeder der nur schreiben kan, maßet ihm eine Freyheit zu, die Teutschen Wörter zu enden, zu stalten, und die Buchstaben zu einfachen und zu doppelen, z. E.: Hertzogin, Hertzoginne, Hertzoginn, Heertzoginn, Heertzogin, Ambt, Ammbt, Ampt, Ammpt, Amptt, undt, und, vndt, rc." Gegen eine solche Gebrauchsherrschaft

schrieb schon früher Harsdörfer (1607—1658): Agnoscimus et nos imperium consuetudinis, sed non patimur nobis hoc nomine obtrudi corruptelas. Eine Aeußerung des Hamburger Richey aus dem Jahre 1725 entlehnen wir, wie die eben angeführten Worte Harsdörfers einer eben erschienenen Schrift („Ueber deutsche Orthographie. Von Dr. K. G. Andresen. Mainz C. G. Kunze 1855"), welche die allgemeinste Beachtung verdient. Richey aber schrieb also: „Dannenhero ist der so genannte Usus tyrannus, wenn man ihn ohne vorgefasste Meinung ansiehet, ein gar schlechter Potentat, welcher sich, ohne unsern eigenen Zuschub, nicht unterhalten kann: maßen er nur theils bey der Unwissenheit, theils bey der beliebten Gleichgültigkeit herrschet; bei Sprachgeflissenen Leuten aber niemals das geringste zu gebieten, viel weniger zu wirken, gehabt." — „Daß nun, dem ungeachtet, noch diejenigen, die es wol ändern könnten, diesem Tyrannen mit dem gemeinen Haufen immerhin ihre Ehrerbietigkeit bezeugen, solches rühret nirgends anders her, als daß sie theils für sich, theils für andere gar zu viel Liebe haben. Sich selbst wollen sie weder mit der Mühe der accuratesse, noch mit dem besorglichen Verdacht einer Singularität beladen. Gegen andere aber befürchten sie sich nicht gütig genug zu seyn, wenn sie von Leuten, die im übrigen große Verdienste haben, glauben sollten, daß sie der Sprache nicht allerdings kündig gewesen." —

Hätte man im vorigen Jahrhundert eine ausreichende Kenntniß der deutschen Sprache besessen, wie man sie von den Sprachen der Römer und Griechen besaß, so würde man andere Grundsätze aufgestellt haben, als durch Gottsched und Adelung, die Begründer unserer jetzigen Schreibart aufgestellt wurden. In der Grammatik von Gottsched (Vollständigere und Neuerläuterte deutsche Sprachkunst, nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgefasset, und bey dieser vierten Auflage merklich vermehret durch Johann Christoph Gottscheden, der Universität Leipzig zum fünftenmale Rektorn. Leipzig 1757), dessen Verdienst eigentlich bedeutender ist als das des späteren Adelung, lautet die erste Regel (S. 64): „Man schreibe jede Sylbe mit solchen Buchstaben, die man in der guten Aussprache deutlich höret." Mit dieser Regel ist dann auch eines der Grundgesetze unserer gegenwärtigen Orthographie ausgesprochen, welches sich später in die Vorschrift: schreibe wie du

sprichst! oder schreibe wie du richtig sprichst! zusammenfaßte. Daß mit dieser Regel nicht viel auszurichten ist, muß jedem einleuchten, denn wollten wir selbst von der mundartlichen Verschiedenheit absehen, was kaum möglich ist, so bleibt selbst in der sogenannten reinen deutschen Sprache der Gebildeten genug übrig, wo jene Regel völlig im Stiche läßt. Man gedenke nur dessen, was wir über die verschiedene und inconsequente Art gesagt haben, die Dehnung des kurzen Vokales zu bezeichnen. Welche Unterscheidung gibt die beste Aussprache für Zahl und schmal an die Hand, um zu erkennen, ob h zu setzen ist oder nicht? Oder wenn man Meer schreibt, warum nicht seer statt sehr? Mit jenem Gesetze kam schon Gottsched nicht aus, wie wir denn überhaupt bei ihm ungefähr alle die Regeln finden, welche sich für die bisherige Orthographie aufbauen ließen: wir wollen sie kennen lernen. Gleich der zweite Satz, welchen jener Sprachmeister aufstellt, rückt dem ersten feindlich auf den Leib: „Alle Stammbuchstaben, die den Wurzelwörtern eigen sind, müssen in allen abstammenden beybehalten werden." Ohne eine gründliche Kenntniß der Sprachentwickelung ist mit diesem Satze nichts anzufangen, und Gottsched, der eine solche am allerwenigsten von der deutschen Sprache hatte, (obschon auch seine gelegentlichen Anführungen aus der lateinischen Sprache nicht wenig Schiefes enthalten), richtet seine Regel gleich selbst zu Grunde, indem er in der Anmerkung sagt: „Wenn indessen aus schreiben Schrift, aus geben Gift ꝛc. entstanden ist, so muß man den usum tyrannum auch gelten lassen." Wir wollen uns bei der III. Regel: „Man muß die Doppellaute nicht setzen, wenn das Stammwort keinen damit verwandten Selbstlaut gehabt hat" nicht aufhalten; um so interessanter ist die folgende Regel: „Wo Regel II. und III. nicht zulangen, da schreibe so, wie es der allgemeine Gebrauch eines Volkes seit undenklichen Zeiten eingeführt hat." Hier haben wir ein Gesetz, welches das Gesetz der Anarchie ist, um uns so auszudrücken; denn es entzieht den Gebrauch der Prüfung durch die wissenschaftlich dazu Befähigten. Und was ist denn wirklich Brauch? Schon die Aufgabe, dieß festzustellen, ist nicht leicht und nicht ohne genaue Kenntniß des Früheren und des Gegenwärtigen zu lösen. Gottsched klagt in der dieser Regel beigegebenen Anmerkung über die Reinigungsversuche der Zesianer, welche wi, di, hi, bei, sei, frei, für wie, hie, die, bey, sey, frey schreiben wollten. Wenn diese nun auch über die Berechtigung des ie

in den gedachten Wörtern in Irrthum waren, so ist doch im Allgemeinen ihre Abneigung gegen das y durchgedrungen, trotz aller Anwendung seit unvordenklichen Zeiten. Diese Concession wird keiner Orthographie zu machen seyn, daß sie sich in dieser Weise nach dem Gebrauche richtet; vielmehr ist darauf hin zu arbeiten, daß der Gebrauch ein vernünftiger, mit den sprachlichen Gesetzen und der Fortentwickelung der Sprache im Einklang stehender werde. Die fünfte Regel Gottscheds legt uns einen Grundsatz dar, welcher ganz besonders dazu beigetragen hat, unsere hochdeutsche Schreibweise zu verwirren; sie lautet: „Wörter von verschiedener Bedeutung, und die nicht von einander abstammen, unterscheide man so viel möglich ist, durch die Buchstaben." Hier haben wir das Princip der Unterscheidung, welches mit besonderem Erfolge an der Herbeiführung unsrer orthographischen Bedrängniß mitgearbeitet hat. Denn da man nicht befähigt war, die Verwandtschaft der einzelnen Wörter zu erkennen, so riß man aus einander, was doch zusammengehört. Jakob Grimm führt in der Vorrede zum ersten Bande des deutschen Wörterbuches (S. LVI) einige solche Beispiele an: so ist die Zusammengehörigkeit von an und ähnlich, fahren und fertig, zwar und wahr, Hahn, Huhn und Henne durch unsere jetzige Schreibart verdunkelt worden; die Trennung von wohl und wol wird sogar von Grammatikern als eine richtige gelehrt. Ueber den Grundsatz durch die Schreibart gleichlautende Wörter von einander zu scheiden ist mit denen, die ihm anhängen, schwer zu streiten: hier gilt eben das, was wir oben schon sagen mußten, gerade unsere deutschen Sprachzustände leiden an der Abstumpfung des Sprachgefühles bei nicht Wenigen, sogar sonst Gebildeten. Und doch zeigt nicht nur die Geschichte unserer Sprache, daß dieses Bestreben jedem Worte eine eigenthümliche Bezeichnung in der Schrift zu Theil werden zu lassen, erst durch schlechten Gebrauch und durch die Lehre unkundiger Grammatiker in dieselbe hineingetragen worden ist, sondern es zeigt uns auch das Beispiel anderer Sprachen, daß man sich vor der gleichen Gestalt in ihrer Bedeutung verschiedener Wörter nicht zu scheuen hat. Sollte nicht gerade dieses System des Unterschiedes, welches bei uns zu so großer Geltung kam, ganz besonders dazu beigetragen haben, unser Sprachgefühl der Muttersprache gegenüber zu trüben und zu schwächen?

Die sechste Regel stellt das Gesetz der Analogie auf: „Was in einem ähnlichen Falle so geschrieben wird, das soll man auch im

andern so schreiben." Auch diese Vorschrift setzt eine gründliche Sprachkenntniß voraus, weil sonst nicht Zusammengehöriges zusammengeworfen wird: so war es z. B. Unrecht, daß die Zesianer wi für wie schreiben wollten, wogegen sie mit besserem Rechte vil statt viel setzten.

Regel VII lautet: „Fremde Namen und Wörter schreibe am liebsten mit denselben, oder ganz gleichgültigen, oder doch ähnlichen Buchstaben; damit ihr Klang, so viel möglich ist, beybehalten bleibe." Gehen wie über diesen Satz hinweg, so treffen wir in VIII die Krone des Systems: „Wenn zwo oder mehrere von diesen allgemeinen Regeln mit einander streiten, so muß die eine nachgeben." Gottsched fügt selbst hinzu, daß nicht zu bestimmen sey, welche Regel nachzugeben habe, sondern daß jedes einzelne der Hauptgesetze in den Fall komme, die andern zu besiegen: „es ist also einem Sprachlehrer nicht möglich, eine einzige allgemeine Vorschrift zu geben." Das heißt denn doch wohl nicht viel weniger, als sich zuletzt nach vieler Mühe bankerott erklären.

Wenn es nun Gottsched bei dem außerordentlichen Ansehen, in dem er stand, und dem großen Einflusse, den er ausübte, möglich war mit diesen Grundsätzen, ohne im Besitze einer genügenden Sprachkenntniß zu seyn, festen Fuß zu fassen, so muß wohl jedem einleuchten, daß unsere neuhochdeutsche Sprache und Schreibart ihm zu geringem Danke verpflichtet ist. Zuzugeben ist, daß zu Gottscheds Zeit die Verwirrung der Orthographie eine entsetzliche war, aber uns dünkt dieses Eindringen falscher, nicht von genügendem Wissen unterstützter Grundsätze schädlicher, als die Verwirrung selbst. Daß aber die Orthographie Gottscheds Anklang und Eingang fand, das beweist nicht nur ein Einblick in seine Schriften, welche im Ganzen, wenn auch Einzelnes, wie das schon angeführte y, sich abgeschliffen hat, so geschrieben sind, wie heute noch die altconservativen Orthographen schreiben. Ingleichen zeigt uns ein Blick in die gebräuchlichsten unserer deutschen grammatischen Lehrbücher, daß im Ganzen noch die Hauptregeln, welche Gottsched eingeführt hat, zu Recht bestehen. Um einige Beispiele anzuführen, so gründet sich nach K. T. Becker (Schulgrammatik der deutschen Sprache. 6. Ausg. Frankfurt 1848) die Uebereinstimmung in der Orthographie a) auf die Aussprache, b) auf die Abstammung, c) auf den Schriftgebrauch. Ungefähr dasselbe, wenn auch mit einigen beschränkenden Zusätzen,

lehrt L. Kellner in seiner kurzgefaßten deutschen Sprachlehre (4. Aufl. Erfurt 1846). Und wenn auch Götzinger in seiner deutschen Grammatik (Stuttg. 1836. 1 Thl. S. 263) von dem Grundsatze: schreibe wie du sprichst! sagt, man habe dadurch die Sache so ziemlich auf den Kopf gestellt, so erklärt er doch wenige Zeilen später, daß die andere Regel: folge dem allgemeinen Sprachgebrauche! die einzig richtige sey; denn alle Schreibweise — dieß sind seine Worte — beruht auf Gebrauch, Herkommen und Uebereinkunft und ist etwas weit Willkürlicheres und Unvollkommneres als die Sprache selbst. Wir brauchen weder andere Lehrbücher unserer jüngsten Zeit aufzuschlagen, noch auch auf die Bemühungen Abelungs, der an Sprachkenntniß wohl über Gottsched stand, zurückzugehen. Die Hauptprincipien unserer gegenwärtigen Schreibart haben wir in der Grammatik Gottscheds kennen gelernt, und im Ganzen kehren überall, wo man sich auf die Seite des Alten stellt, dieselben Grundregeln wieder. Auch bedarf es nur einiges sprachlichen Gefühles und mäßiger Sprachkenntniß, um sich zu überzeugen, daß innerhalb dieses auf Aussprache, Abstammung, Analogie und Schriftgebrauch ruhenden Systems von einer wirklich gültigen Regel nicht die Rede seyn kann; nicht nur, daß vollständig entgegengesetzte Gesichtspunkte miteinander vermengt sind, es schleppt auch da, wo sich eine Regel wirklich zu bilden scheint, das Heer der Ausnahmen hinterdrein. Man sagt etwa z. B. nach kurzem Vokale verdoppelt sich der Consonant, nimmt davon hierauf die einsylbigen Formwörter und Endungen aus, und dann bringt man wieder die Ausnahmen von dieser Ausnahme (schlaff, mit, wenn.)

Gegen diese alte Schreibweise nun hat sich eine neue erhoben, welche von den in dem letzten Jahrhunderte unter dem Banner des Deutschmeisters Jakob Grimm sich schaarenden Kennern und Pflegern deutscher Sprachwissenschaft begründet und angenommen wurde. Diese neue Schreibart — neu freilich in besonderem Sinne, da sie vielmehr auf das Aeltere zurückgeht — geht also von der germanistischen Philologie aus und verdient jedenfalls schon deßhalb Beachtung. Von den Grundsätzen der Rechtschreibung, welche wir bisher entwickelt haben, sagt sie sich los und setzt an deren Stelle einen andern. Dieser lautet bei Weinhold (Ueber deutsche Rechtschreibung. Wien 1852.) Schreib wie es die geschichtliche Fortentwickelung des neuhochdeutschen verlangt. Wir sehen hier eine durchaus

andere Anschauung von der Bedeutung der Orthographie, eine Anschauung, die wir wohl eine höhere nennen dürfen. Den Germanisten ist die Orthographie nicht etwas rein Conventionelles, nicht ein sprachliches Kleid, das Mode geworden, und das man anziehen muß, wenn man nicht auffallen will, das seine Autorität nicht in sich hat, sondern im Gebrauche. Vielmehr gehen sie von der Ueberzeugung aus, daß ein inniger Zusammenhang zwischen dem inneren Geiste und Leben einer Sprache und ihrer äußern Erscheinung stattfinde, daß Orthographie und Etymologie in enger Beziehung zu einander stehen; sie glauben (vrgl. Weinhold S. 24) „an eine Geschichte und ein inneres fest und fein gegliedertes Leben der Sprache und haben Ehrfurcht vor ihr als der Schöpfung des ewigen Geistes, an der nicht jeder nach seinem zufälligen Belieben und nach der Biegung seiner Zunge ändern darf.“ Eine gründlichere Kenntniß des Entwicklungsganges der deutschen Sprache, als sie die Sprachmeister des vorigen Jahrhunderts besaßen, hat sie in den Stand gesetzt, wahrzunehmen, auf welche Weise die orthographische Verwirrung bei uns einriß, und zugleich berechtigt, die bisher versuchten Normirungen als ungültige, ohne genügende Einsicht und von falschen Principien aus unternommene zu betrachten. Sie wollen die Orthographie von der subjektiven Willkür und dem traditionellen Mißbrauche, welchen Unkenntniß zum Gebrauche stempelte, erlösen, und dieselbe, indem sie auf die Geschichte unserer Sprache, insbesondere auf die Zeit zurückgehen, wo die Verwirrung einriß, wieder in einen Zusammenhang mit dem inneren Leben unserer Sprache bringen. Dabei aber ist es durchaus nicht ihre Absicht — und das ist mit besonderem Nachdruck hervorzuheben — das Althochdeutsche oder Mittelhochdeutsche wieder herzustellen oder überhaupt die Schreibweise einer bestimmten Zeit wieder aufleben zu lassen, sondern das Streben der geschichtlichen Schule geht dahin (Weinhold S. 2): „eine Rechtschreibung aufzustellen, welche auf den alten Grundgesetzen unsrer Sprache ruht und zugleich die Fortentwickelung derselben treu berücksichtigt.“ Dabei wird dann auch dem Gebrauche sein Recht widerfahren, namentlich in den Fällen, wo mit der Aenderung der Schreibart zugleich eine Umdeutung des Begriffes eingetreten ist, wie z. B. trotzdem daß das Wort Sündfluth aus Sinflut d. h. allgemeine Fluth entstanden ist, die Germanisten selbst an eine Restituirung des etymologisch Richtigen nicht denken.

Die nicht geringe Anzahl der das orthographische Kapitel behandelnden Schriften hier aufzuzählen möchte dem Zwecke dieser Blätter wohl nicht entsprechen. Voran steht als der Erste auch hier der große und größte Kenner der deutschen Sprache Jakob Grimm, welcher seine Ansichten in allgemein verständlicher Weise jüngst in der schon mehrmals erwähnten Vorrede zum ersten Bande des deutschen Wörterbuches ausgesprochen hat. Nächst ihm nennen wir Karl Weinhold in Gratz, welcher in einer Abhandlung: „Ueber deutsche Orthographie" (Wien 1852) das System der historischen Schule auszuführen unternommen hat. In diesen Tagen ist ferner eine Schrift von Dr. K. G. Andresen über deutsche Orthographie (Mainz 1855) erschienen, welche sich durch gründliche Behandlung sowie durch eine einsichtige Berücksichtigung der Praxis empfiehlt. Noch erwähnen wir den Beitrag, welchen Dr. G. Michaelis vom Standpunkte der Stolze'schen Stenographie uns geliefert hat. (Die Vereinfachungen der deutschen Rechtschreibung vom Standpunkte der Stolze'schen Stenographie beleuchtet, nebst Proben aus der deutschen Literatur in vereinfachter Rechtschreibung von Dr. G. Michaelis. Berlin 1854) sowie die Zeitschrift von Max Moltke (der Sprachwart. Berlin 1855), welche aus ehrenwerthestem Sinne und Streben hervorgegangen sind. Endlich beziehen wir uns auf die hannöversche Schulconferenz, welche zur Berathung der orthographischen Frage berufen worden, und die schon aus Zeitschriften bekannten Resultate ihrer Untersuchungen und Erwägungen in einem vor Kurzem erschienenen Schriftchen (Regeln und Wörterverzeichniß für deutsche Rechtsschreibung. Clausthal 1855) veröffentlicht hat.

Wenden wir uns nun zur Erörterung der Sache selbst, so ergeben sich folgende Punkte als besonders berücksichtigenswerth: 1) die Frage muß besprochen werden, ob die Germanisten mit Recht das lateinische Alphabet dem, welches wir jetzt mit dem Namen des deutschen bezeichnen, vorziehen; 2) ist zu untersuchen, ob die großen Anfangsbuchstaben aufzugeben sind oder nicht; 3) kommen die übrigen Aenderungen der Schreibweise, wie sie Grimm und seine Schüler — und welcher Germanist nennt sich nicht also? —, anempfehlen oder selbst schon anwenden, in Betracht. Wir trennen also die Darlegung der neueren Ansichten nicht von der Beurtheilung und stellen uns bei der letzteren vorzüglich auf den Boden der Praxis. Die früher gegebenen Erörterungen werden eine willkommene Hülfe bei manchen

einzelnen Punkten, namentlich für Punkt 3, darbieten. Für die Entscheidung darüber, ob wir am Alten festhalten, oder ob und wie weit wir das Neue einzuführen haben, wird uns besonders die Schule, der Unterricht als Hauptgesichtspunkt dienen. Für die Entwicklung des neuen orthographischen Systems aber lehnen wir uns an die hierauf bezüglichen Abschnitte der Grimm'schen Vorrede an und ergänzen nur hie und da durch das Hinzuziehen anderer Autoritäten.

Jakob Grimm sagt (S. I. II): Es verstand sich fast von selbst, dasz die ungestalte und häszliche schrift die noch immer unsere meisten bücher gegenüber denen aller übrigen gebildeten völker von auszen barbarisch erscheinen läszt, und einer sonst allgemeinen edlen übung untheilhaft macht, beseitigt bleiben muste.

Leider nennt man diese verdorbne und geschmacklose schrift sogar eine deutsche, als ob alle unter uns im schwang gehenden misbräuche zu ursprünglich deutschen gestempelt, dadurch empfohlen werden dürften. nichts ist falscher, und jeder kundige weisz, dasz im mittelalter durch das ganze Europa nur éine schrift, nemlich die lateinische für alle sprachen galt und gebraucht wurde. seit dem dreizehnten, vierzehnten jahrhundert begannen die schreiber die runden züge der buchstaben an den ecken auszuspitzen und der beinahe nur in rubriken und zu eingang neuer abschnitte vorkommenden majuskel schnörkel anzufügen.

Die erfinder der druckerei goszen aber ihre typen ganz wie sie in den handschriften üblich waren, und so behielten die ersten drucke des 15. jahrhunderts dieselben eckigen, knorrigen und scharfen buchstaben, gleichviel ob für lateinische oder deutsche und französische bücher bei. mit ihnen wurden dann auch alle dänischen, schwedischen, böhmischen, polnischen bücher gedruckt. dennoch führte in Italien, wo die schreiber der runden schrift treuer geblieben waren und schöne handschriften der classiker vor augen lagen, schon im 15. jahrhundert in vielen druckereien ein reinerer geschmack die unentstellten buchstaben für die lateinische oder vulgare sprache zurück, und nun lag es an den andern völkern diesem beispiel zu folgen. beim latein gab es keinen ausweg, und im 16. jahrhundert drang auch für die aus französischen und deutschen pressen hervorgehenden classiker die edle schrift durch, die gelehrten hielten darauf. dagegen bestand

die schlechte für das volk, das sich an sie gewöhnt hatte, fort. in Frankreich eine zeitlang nur, in Deutschland entschieden und durchaus. hiermit war ein schädlicher unterschied zwischen lateinischen und vulgarbuchstaben festgesetzt, der nicht nur in den druckereien galt, sondern auch in den schulen angenommen wurde. deutsch aber kann diese vulgarschrift immer nicht genannt werden, da sie auszer in Deutschland auch in England, in den Niederlanden, in Scandinavien und bei den Slaven lateinischer kirche herschte. Engländer und Niederländer entsagten ihr allmählich ganz, die Polen haben sich gleichfalls von ihr losgerissen, die Böhmen und Schweden heutzutage meistentheils, sie besteht gegenwärtig nur, auszerhalb Deutschland, in böhmischen und schwedischen zeitungen, in Dänemark, Liefland, Littauen, Estland und Finnland, wo doch alle schriftsteller geneigt sind, zur reinen lateinischen schrift überzutreten, auch meistens schon übergetreten sind.

Die Thatsache, daß unser deutsches Alphabet kein selbstständiges, ursprüngliches, sondern aus dem lateinischen durch Verschnörkelung der Buchstaben entstanden sey, werden auch diejenigen, welche an demselben festhalten wollen, zugeben. Denn nicht nur daß von einem eigenthümlichen Lautzeichen (ist doch w eben nichts als vv, uu) nicht die Rede ist, wir sehen ja, daß diese Buchstaben auch bei andern Völkern lange in Gebrauch waren. Was diese um seiner Unschönheit willen aufgaben, das hielten wir fest, und das Nationalgefühl, welches Besserem und Würdigerem gegenüber oft schwieg, suchte da etwas Nationales, wo es in Wahrheit nicht war. Viele, die damit wohl nicht bekannt waren, daß wir auch mit Beibehaltung unserer jetzigen Schrift doch nichts anderes als fremdes, nur in depravirter Form behalten, werden vielleicht jetzt weniger spröde gegen die ächt lateinische Schrift gesinnt seyn. Andere dagegen werden sagen: „Nun gut, das Alphabet ist ein fremdes, aber indem es sich bei uns umgestaltete und in dieser Umgestaltung unter uns verblieb, hat es eine Selbstständigkeit und den Anspruch auf den Namen des deutschen erlangt; gleichviel auf welchem Wege, es ist einmal so geworden, und wir wollen die historisch gewordene Eigenthümlichkeit nicht wieder aufgeben.“ Eine solche Meinung ist nicht wohl schlechtweg zu verwerfen; denn es liegt ihr eine Anschauungsweise zu Grunde, welche in menschlichen Dingen ihr gutes Recht hat. Denn

allerdings müssen wir dem historisch Gewordenen gegenüber vorsichtig verfahren und das historische Recht desselben nicht wegläugnen wollen. Das gilt namentlich in praktischen Verhältnissen, und die Frage wegen der Beibehaltung oder Verwerfung des jetzigen deutschen Alphabetes scheint zu nicht kleinem Theile eine praktische zu seyn. Anders wäre es, wenn es sich nur um den wissenschaftlichen Theil derselben handelte. Der Irrthum in der Wissenschaft kennt nicht das Recht des Gewordenen; was tausend Jahre festhielten, wirft ein Jahr unerbittlich um, wenn es der Fortschritt der Theorie mit sich bringt. Von Seiten der Sprachwissenschaft also möchte wohl kaum den deutschen Buchstaben Schutz und Hülfe kommen, dagegen wird man wohl nicht soweit gehen, ohne Berücksichtigung des praktischen Theiles der Frage sich zu entscheiden. Auf diesen werden wir also eingehen müssen und wollen zu diesem Zwecke uns abermals an J. Grimm wenden. Dieser sagt weiter:

Die unnütze festhaltung der vulgarschrift führt grosze nachtheile mit sich:

a) sie ist zumal in der majuskel unförmlich und das auge beleidigend. man halte 𝔄 𝔅 𝔇 zu A B D und so werden überall die einfachen striche verschnörkelt, verknorzt und aus der verbindung gerissen. die umgedrehte behauptung, dasz diese schrift dem auge wol thue, geht blosz aus übler und träger gewohnheit hervor.

Dieser Behauptung wird wohl zuzustimmen seyn, wenn man sich zu unbefangenem Urtheile verstehen will: welche Schrift schöner, wohlgestalteter sey, kann nicht zweifelhaft seyn. Läugnet man dennoch den Vorzug der lateinischen Buchstaben in dieser Hinsicht, so geschieht es, weil unsere Schrift und Rechtschreibung den Schönheitssinn des Auges bei uns abgestumpft hat. Aber wenn Grimm davon spricht, daß die deutsche Schrift dem Auge nicht wohl thue, so sey es erlaubt, an den rein physischen Eindruck zu denken. Dazu fordert uns vor allem jetzt die Wahrnehmung auf, daß Augenschwäche und Kurzsichtigkeit mehr und mehr überhand nimmt; namentlich in den größeren Städten ist das nicht abzureden, und wer nur einige Zeit lang in Schulen unterrichtet hat, muß den wachsenden Umfang dieses Uebels kennen Nun liegt zwar die Schuld gewiß weniger darin, daß unsere Schuljugend diese oder jene Schrift zu lesen hat, als vielmehr in dem vielen Lesen und Schreiben, in der unmäßigen

Spannung der Anforderungen an ihre geistige und physische Kraft, in der leider noch zu geringen Berücksichtigung, welche den Schullokalen in Bezug auf ihre freundliche, helle Lage, und den Stundenplänen in Bezug auf Vertheilung von Arbeit und Erholung widerfährt; indeß ist doch mit Recht danach zu fragen, welche von beiden Schriftarten das Auge mehr, welche dasselbe weniger angreift. Wir müssen in dieser Beziehung uns freilich an medicinische Autoritäten wenden, und es wäre wohl wünschenswerth, daß von diesen die Sache erwogen würde. Nach unserer Meinung neigt sich die Wagschale auch hier zu Gunsten der lateinischen, doch wollen wir Erfahrenern das Wort der Entscheidung gönnen. In Moltke's Zeitschrift der Sprachwart findet sich Nr. 1. S. 12—14 ein Artikel, überschrieben: Ob Fraktur, oder Antiqua? (sogenannt deutsche, oder lateinische Schrift?). In demselben klagt zunächst Immanuel Kant (1798) über den häufigen Gebrauch der l a t e i n i s c h e n Schrift, „von welcher Breitkopf mit Grund sagt, daß niemand das Lesen derselben für seine Augen so lang aushalte, als mit der deutschen." Darauf entgegnet C. W. Hufeland, der berühmte Arzt und Verfasser der Makrobiotik:

»Was aber die lateinischen Lettern oder Augenverderber betrifft, so bitte ich um Erlaubniss, darin anderer Meinung zu sein, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Dass diese Lettern an und für sich den Augen nicht nachtheiliger sind, als unsere deutschen, erhellt daraus, weil sonst in England, Frankreich und andern Ländern, wo man sich ihrer bedient, die Augenfehler häufiger sein müssten, als bei uns, welches aber nicht der Fall ist.

2) Wenn sie aber einen Deutschen, der gewohnt ist deutsch zu lesen, etwas mehr anzugreifen scheinen, so liegt die Ursache blos darin, weil er sie nicht gewöhnt ist; das Angreifende verliert sich, sobald er sich daran gewöhnt hat und fällt ganz weg, wenn wir gleich von Jugend auf an diese Lettern gewöhnt werden.

3) Dass diese Lettern, wenn sie klein und mager sind, die Augen angreifen, ist wahr; aber dasselbe gilt auch von den deutschen, und ich halte es daher für äusserst nöthig, bei der lateinischen Schrift grössere oder fettere Typen zu nehmen; welches auch der einzige Grund war, warum ich sie bei der Makrobiotik von dieser Beschaffenheit wählte etc.

Ich finde also keinen medicinischen Gegengrund, der mich von ihrem Gebrauch abhalten sollte: vieles aber, was mir ihren Gebrauch anrieth und mich dahin gebracht hat, sie häufig zu wählen. Zuerst nämlich glaube ich, dass unsere Literatur und Sprache dann ungleich mehr Eingang in andere Länder finden wird, wenn wir lateinisch drucken, denn viele Ausländer schreckt schon das Fremde und Unverständliche der Typen ab, und man wird sich gewiss schwerer zur Erlernung einer Sprache entschliessen, wenn man selbst erst die Form der Lettern studiren muss. Ich glaube daher, es würde ungemein viel zur literarischen Verbindung Europa's und zur Beförderung der allgemeinen Gelehrtenrepublik beitragen, wenn wir uns endlich der Typen bedienten, die die aufgeklärtesten Nationen angenommen haben, und ich glaube, es muss am Ende dahin kommen. England, selbst Italien, bedienten sich ja noch bis zu Anfange dieses Jahrhunderts unsrer Mönchschrift und haben sie dennoch ganz verlassen, welches zugleich beweiset, dass wir nicht einmal deutsche Originalität daran finden können. — Es stehe daneben noch ein Urtheil, welches Wilhelm v. Humboldt (Briefe an eine Freundin. Erster Theil. 34. Brief) fällt: »Meine Augen sind schon seit geraumer Zeit so, dass ich sie sehr schonen muss, und da habe ich jetzt die Entdeckung gemacht, dass die kleinen deutschen Buchstaben sie mehr angreifen, als die grösseren lateinischen. An Deutlichkeit gewinnen auch Sie im Lesen bei dem Tausch.« — Fordern nicht diese Aussprüche ausgezeichneter Männer auf ernstlich zu erwägen, ob nicht dieser jetzt wahrhaftig nicht zu vernachlässigende Gesichtspunkt beitragen könne, die Vorliebe für die deutschen Buchstaben zu schwächen, nachdem ihre eingebildete Originalität beseitigt worden ist?

Unter b sagt Grimm ferner: Sie ist es, die den albernen gebrauch grosser buchstaben für alle substantiva veranlasst hat — und fährt später also fort:

Alle schrift war ursprünglich majuskel, wie sie in stein gehauen wurde, für das schnelle schreiben auf papyrus und pergament verband und verkleinerte man die buchstaben, wodurch sich die züge der minuskel mehr oder minder abänderten. aus den mit dem pinsel hinzugemalten initialen der handschriften entsprang die verbogene und verzerrte gestalt der majuskel, die in den

ältesten drucken auch noch nicht gesetzt, sondern mit farbe eingetragen wurde. in lateinischen büchern blieben auszer den initialen nur die eigennamen durch majuskel hervorgehoben, wie noch heute geschieht, weil es den leser erleichtert. im laufe des 16. jahrhunderts führte sich zuerst schwankend und unsicher, endlich entschieden der misbrauch ein, diese auszeichnung auf alle und jede substantiva zu erstrecken, wodurch jener vortheil wieder verloren gieng, die eigennamen unter der menge der substantiva sich verkrochen und die schrift überhaupt ein buntes, schwerfälliges ansehen gewann, da die majuskel den doppelten oder dreifachen raum der minuskel einnimmt. rechnet man hinzu, dasz die deutsche sprache insgemein zur verdoppelung der buchstaben und einschaltung unnöthiger dehnlaute geneigt ist, für ihre häufigen verbindungen ch, sch und sz aber einfacher zeichen entbehrt, so begreift sich wie die darstellung unsrer laute so breit ins auge fällt, was bei versen oder wenn eine fremde sprache daneben steht am sichtbarsten wird. kürze und leichtigkeit des ausdrucks, die im ganzen nicht unser vorzug sind, weichen vor diesem geschlepp und gespreize der buchstaben völlig zurück. meinestheils zweifle ich nicht an einem wesentlichen zusammenhang der entstellten schrift mit der zwecklosen häufung der groszen buchstaben, man suchte darin eine vermeinte zier und gefiel sich im schreiben sowol an den schnörkeln als an ihrer vervielfachung. wenigstens die der edlen lateinischen schrift pflegenden völker kamen gar nicht auf den gedanken einer so sinnlosen verkleisterung der substantive.

Kaum ein leser dieses wörterbuchs wird an den lateinischen und kleinen buchstaben ärgernis nehmen oder sich nicht darüber hinaussetzen, allen unbefangnen aber muss die daraus entsprungne sauberkeit und raumersparnis angenehm ins auge fallen. hat nur ein einziges geschlecht der neuen schreibweise sich bequemt, so wird im nachfolgenden kein hahn nach der alten krähen. wem das thun oder lassen in solchen dingen gleichgültig ist und jeder unbrauch zu einer unabänderlichen eigenthümlichkeit des volks gedeiht, der dürfte gar nichts anrühren und müste in allen verschlechterungen der sprache wirkliche verbesserungen sehen. es gibt aber in ihr nichts kleines, das nicht auf das grosze einflösse, nichts unedles, das nicht ihrer angebornen guten art empfind-

lichen eintrag thäte. lassen wir doch an den häusern die giebel, die vorsprünge der balken, aus den haaren das puder weg. warum soll in der schrift aller unrat bleiben? —

Dieser zweite der von Grimm gegen das deutsche Alphabet gemachten Gründe führt uns auf dasjenige Gebiet, welches wir unter der zweiten der orthographischen Hauptfragen zu erörtern haben. In der That aber können wir hier nichts Besseres thun, als von der Sonderung absehen; denn beide Fragen wachsen in einander. Es wird sich mit Bestimmtheit voraussetzen lassen, daß unsere großen Anfangsbuchstaben mit dem deutschen Alphabete stehen oder fallen werden.

Gegen die Thatsache, daß sich die großen Anfangsbuchstaben für Substantive und substantivirte Wörter bei uns erst eingeschlichen haben, wird nicht zu streiten seyn. Aber abgesehen davon, daß unser Gebrauch, wie schon im ersten Abschnitte nachgewiesen wurde, in vielen Fällen noch heute schwankt, möge man auch den Gebrauch selbst für nicht gar zu alt halten. In dem mehrfach erwähnten Buche Schottels vom Jahre 1663 lesen wir Lib. II. Cap. II. §. 48 (S. 221) folgende bemerkenswerthe Worte: „Alle eigene Nennwörter (nomina propria) und sonst diejenige, welche einen sonderbaren Nachtruck (Emphasin) bedeuten, als Titel, die Tauf- und Zunahmen, die Nahmen der Länder, der Stäte, der Dörfer, der Beamten, der Festtage ꝛc., wie auch die, so auf einen Punkt folgen, werden im Anfang mit einem großen Buchstaben geschrieben. Es befindt sich zwar, daß die Trukkere fast alle selbständige Nennwörter (substantiva nomina) pflegen mit einem großen Buchstabe am Anfange zu setzen, es ist aber solches eine freye veränderliche Gewonheit bishero gewesen, und jedem, wie ers hat wollen machen, ungetadelt frey gestanden, soll aber billig hierin eine grundmessige Gewißheit, innhalts angezogener Regul, beobachtet werden.“

Das Kapitel von den großen Anfangsbuchstaben ist dasjenige, wobei der heftigste Widerspruch von Seiten der am jetzigen Gebrauche festhaltenden stattfindet. Denn nicht nur, daß sie mit praktischen Gründen ins Feld rücken, sie wollen in dieser Bezeichnung der Substantive auch einen innern Vorzug, mindestens eine unverwerfliche Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache erblicken. Hier hat Andresen in seiner angeführten Schrift völlig Recht, wenn er sagt, daß die Verdeutschung des Wortes Substantivum in „Haupt-

wort" eine unglückliche sey, welche die grammatische Anschauung verwirrt habe. Dem Substantiv widerfährt in dieser Bezeichnung eine unverdiente Ehre, und indem es als das hauptsächlichste d. h. vorzüglichste Wort der Sprache auftritt, verleitet es dazu, ihm ein Bedürfniß nach besonderer Hervorhebung zuzuschreiben und dasselbe eben in dem großen Anfangsbuchstaben als befriedigt zu betrachten. Solche Anschauungsweise ist dem Wesen der Sprache zuwiderlaufend; vielmehr ist das Verbum (Zeitwort) in jenem Sinne das eigentliche Hauptwort, und gälte es, das durch seine Bedeutung vorwiegende Wort durch die Majuskel kenntlich zu machen, so müßte man das Zeitwort groß schreiben. Das Hauptwort ist das Beharrliche, das Zeitwort das Bewegliche der Sprache, in ihnen stellt sich Ruhe und Bewegung dar. Seltsam genug, daß diejenigen, welche vor orthographischen Satzungen zurückweichen, um die Freiheit der Bewegung nicht zu hindern, sich dennoch gerade mit dem Principe der Unbeweglichkeit verbünden. Aber noch ein anderer Umstand tritt hinzu. Es ist gewiß nicht zufällig, daß wir in den übrigen Sprachen die Eigennamen durch den großen Anfangsbuchstaben bezeichnet finden, vielmehr wird hier einem wirklichen, nicht einem eingebildeten Bedürfniß Genüge geleistet. Während das nomen appellativum nur den Gattungsbegriff bezeichnet, dient das nomen proprium der Bezeichnung des sich individuell Absondernden. In dem Substantivum Berg oder Fluß liegt nichts, was auf Hervorhebung Anspruch macht: die Elbe dagegen, der Schneeberg sind Worte, welche sich nothwendigerweise durch ein besonderes Merkmal kenntlich machen müssen. Es ist darum durchaus begriffsgemäß, wenn sich die Eigennamen (ja selbst die von ihnen abgeleiteten Adjektive) des großen Anfangsbuchstabens bedienen. Dieses gute Recht wird nun in unserer Sprache durch den Gebrauch der Majuskel für alle Substantive zum Nachtheile des Verständnisses geschmälert, indem bei uns der Eigenname aufhört als solcher äußerlich kenntlich zu seyn. Stellen wir uns doch nur an den Platz dessen, der eine Sprache lernt: wie würde sich uns die lateinische, griechische, französische, englische Sprache erschweren, wenn die Eigennamen dort unter die Masse der Substantiven geworfen und als solche klein geschrieben würden. Dem Anfänger würde es oft geradezu unmöglich seyn, zum Verständniß durchzudringen, oder wir müßten Wörterbücher haben, in welchen jeder Eigenname verzeichnet wäre. Thun wir

denn ein anderes, wenn wir alle Substantiva groß schreiben? Im Grunde ist es dasselbe, d. h. wir verweigern dem Eigennamen das ihnen Gebührende und schmälern sie zu Gunsten der Wörter, deren Gattungsbegriff einen Anspruch auf Individualisirung gar nicht hat.

Nun sagt man wohl, vom praktischen Gesichtspunkte aus empfehle sich, selbst wenn man innere Gründe nicht geltend machen wolle, der Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben dadurch, daß sie dem Leser willkommene Anhaltspunkte darbietend, das Verständniß erleichtern. Juristen meinen, durch Akten sey ohne solche Hülfe bisweilen gar nicht hindurchzukommen. Diese praktische Bemerkung ist vielleicht nicht ohne Berechtigung, aber sie wird den Gebrauch schwerlich rechtfertigen, höchstens einstweilen zur Vorsicht bei der Reform nöthigen können. Denn wir müssen doch daran denken, daß es nicht allein in Deutschland Manuscripte und Akten gibt, sondern auch in andern Ländern, und wenn man da ohne solche Anhaltspunkte durchkommt, müßten wir es auch und müßten es vielleicht um andrer Eigenschaften willen noch besser können. Jedenfalls scheint das, was bei Gelegenheit der Unterscheidungstheorie in unsrer Rechtschreibung schon bemerkt wurde, daß das Bestreben alle Schwierigkeiten zu beseitigen dem Sprachgefühle Eintrag thue, auch hier seine volle Geltung zu haben. Von neuem werden wir darauf hingewiesen, daß wir fremder Sprachen bedürfen, um unser Sprachgefühl auszubilden, nicht bloß deßwegen, weil an dem Fremden und Entfernten sich der Geist des Schülers besser übt und kräftigt, sondern leider auch darum, weil wir in unserer Sprache Mißbrauch und Unkenntniß nicht nur dulden, sondern sogar schützen. Sollte aber sich ergeben, daß jene Schwierigkeit deutscher Schrift, namentlich geschriebener, wirklich ohne die Hülfe der großen Anfangsbuchstaben unüberwindlich sey, nun so dürfte das nur denen zu statten kommen, welche die Wiederherstellung der lateinischen Schrift befürworten.

So scheint denn in der That von einer Rechtfertigung unseres Schreibgebrauches in dieser Hinsicht nicht wohl für diejenigen die Rede seyn zu können, die Sprachkenntniß und Sprachsinn besitzen und sich nicht hinter Scheingründe verschanzen. Anders wird vielleicht unsre Antwort lauten, wenn wir darüber entscheiden sollen, was beizubehalten, was aufzugeben sey: davon aber wird erst später die Rede seyn.

J. Grimm fährt fort: c) sie nöthigt in den schulen die zahl der alphabete zu verdoppeln, jedes kind musz für éin zeichen achte lernen, zum beispiel E e, *E e*, 𝔈 𝔢, *E e*, wo die hälfte ausreichte. denn neben der stehenden, unverbundnen bedarf es einer flieszenden verbundnen (schrift), mit jener wird gedruckt, mit dieser geschrieben.

Diesem Grunde ist praktische Bedeutung nicht abzusprechen. Wenigstens werden diejenigen sich mit ihm einverstehen, denen alles willkommen ist, was zu einer zweckmäßigen Vereinfachung des Unterrichtes beiträgt. Wollen wir es nun auch nicht zu hoch anschlagen, daß der Schüler eine Reihe verschiedener Schriftzeichen für denselben Laut zu merken hat, sondern vielmehr gern anerkennen, daß diese Mühe noch zu den allenfalls erträglichen Mühen gehört, so werden wir doch zugestehen müssen, daß eine dereinstige Vereinfachung der Schriftzeichen durch Wiedereinführung des lateinischen Alphabets auch der Schule zu statten kommen wird.

d) sie zwingt in Deutschland alle druckereien sich mit dem zwiefachen vorrat lateinischer und deutscher lettern auszurüsten, während in Italien, Frankreich u. s. w. latein und vulgar mit denselben gesetzt wird.

e) sie kann den unterschied der majuskel I und J nicht ausdrücken, und musz für beide J verwenden, auch entgehen ihr die accente.

Diese Gründe scheinen uns nicht schwer zu wiegen. Denn eine Schwierigkeit, welche für die Druckereien entsteht, darf wohl nicht auf die Beurtheilung des Schriftgebrauches einwirken, oder nur in sehr untergeordnetem Sinne dabei in Frage kommen. Den deutschen Buchstaben J aber kann man, wie auch in der Schrift geschieht, gar wohl, um den consonantischen Laut zu bezeichnen, J schreiben, also auch drucken. Am wenigsten leuchtet endlich ein, warum nicht auch über deutsche Buchstaben ein Accent gesetzt werden könnte, der doch nur als ein ursprünglich eingeführtes, nicht als ein später vorhandenes Zeichen angesehen werden darf. Dagegen ist von größerer Wichtigkeit:

f) sie hat durch die verbindung ß die falsche auflösung in ſs und ss herbeigeführt, so dasz einfältig derselbe laut anders ausgedrückt ist, je nachdem deutsch oder lateinisch geschrieben oder gesetzt werden soll.

Da wir aber bereits von der mißlichen Lage geredet haben, in welche die Schreibung der S-Laute bei uns gerathen ist, so fügen wir gleich den letzten Punkt hinzu:

g) sie hindert die verbreitung deutscher bücher ins ausland und ist allen fremden widerwärtig.

Auch hier wird man verschieden urtheilen. Manche werden Grimm beistimmen und auf die Zugänglichkeit unserer Sprache und Literatur für andere Nationen Werth legen, Andere dagegen mit einem Anfluge von Nationalgefühl sich über die Schwierigkeit, welche Fremde vermöge unseres Alphabetes zu überwinden haben, freuen und ihnen davon nichts erspart wissen wollen. Uns dünkt in der Grimm'schen Ansicht mehr Nationalgefühl zu liegen, und zugleich das richtigere, welches vielmehr bedauert, daß der gebildetsten Sprache und der reichsten Literatur der Neuzeit unnütze Mühe und Arbeit den Eingang bei den übrigen Völkern erschwert. Wenn uns ferner die Bemerkung gemacht worden ist, daß gerade die mit lateinischen Lettern gedruckten deutschen Bücher im Auslande weniger gern gekauft werden, so imponirt diese zwar für den Augenblick, schrumpft aber bei näherer Betrachtung zu geringer Bedeutung zusammen. Denn freilich, so lange der Ausländer weiß, daß wir unsere deutsche Schrift sonst beibehalten, wird er, da er doch deutsch lernen will, auch die Mühe, das Alphabet zu lernen, nicht sparen wollen. Wenn man uns in fremden Sprachen geschriebene Bücher ins deutsche Alphabet übersetzen wollte, würden wir uns damit begnügen? Gewiß nicht; darum ist es ganz natürlich, daß der Ausländer, der deutsche Bücher liest, auch nach deutschem Drucke frägt.

Man wird uns nicht den Vorwurf machen dürfen, daß wir die Bemerkungen Grimms ohne weiteres und ohne Beschränkung angenommen hätten; vielmehr haben wir einzelne nicht zu den unsrigen gemacht. Fragte man aber, welcher Ansicht wir uns anschließen, ob wir das deutsche Alphabet oder das lateinische, die großen Anfangsbuchstaben der Hauptwörter oder die Beschränkung derselben auf Eigennamen vorziehen, so stellen wir uns unbedingt auf die Seite der Germanisten. Ausreichende innere Gründe, welche uns zum Beibehalten des Alten bestimmen könnten, werden schwerlich aufzubringen seyn. Stellt sich dagegen die Frage heraus ob der Gebrauch der deutschen Alphabete und der großen Anfangsbuchstaben jetzt zu beseitigen sey oder nicht, so scheint eine ohne weiteres zustimmende Antwort nicht

angemessen. Denn von der Unhaltbarkeit des Bestehenden und der Vorzüglichkeit des Neuen überzeugt seyn heißt noch nicht so viel als das Bestehende durch das Neue verdrängen wollen. Für eine durchgreifende Reform bedarf es der richtigen und günstigen Stunde; diese aber schlägt erst dann, wenn die Zustände für die Reform reif geworden sind. Im vorliegenden Fall wird die richtige Zeit dann eintreten, wenn sich jene Ueberzeugung in weiteren Kreisen festgesetzt hat, und zugleich durch die immer mehr zunehmende Anwendung der lateinischen Buchstaben in Schrift und Druck das Auffallende der Erscheinung beseitigt ist. Ob sich die allgemeine Neigung von der deutschen Schrift ab und zu der lateinischen wende, ob sie, was damit eng zusammenhängt, sich für das Aufgeben der Majuskel bei Substantiven entscheiden wird, das steht freilich dahin und wird von Manchen bezweifelt werden. Wer aber aufmerksam der Entwicklung der deutschen Orthographie gefolgt ist und übersieht, in welchem Umfange das System der historischen Schule, wenn auch noch mehr innerhalb der wissenschaftlichen Kreise, Eingang und Aufnahme findet, für den wird es unzweifelhaft seyn, daß die bisherige Schreibweise eine innerliche Widerstandskraft nicht besitzt. Aber gerade deßhalb muß eine überstürzende Beschleunigung der Reform vermieden werden. Erscheint uns nun theils der Zusammenhang zwischen der deutschen Schrift und den großen Anfangsbuchstaben so eng, daß das Eine mit dem Andern steht und fällt, theils die Lösung dieser Frage zu Gunsten des neuen Systems als der Schlußstein der ganzen Reform, so versteht es sich von selbst, daß wir nicht bei dem Ende anfangen wollen. Darum erklären wir uns zwar für die Vorzüglichkeit der lateinischen Schrift und für die Richtigkeit der kleinen Buchstaben im Anlaute gewöhnlicher Substantiva, aber wir lassen einstweilen den Gebrauch unangefochten und beschränken uns auf die Reinigung desselben von den Auswüchsen, welche ja unserer jetzigen Schreibart so viele Schwankungen gebracht haben. In diesem Punkte geht der sonst so vorsichtige Andresen (S. 141) über Weinhold (S. 32 fg.) und die Beschlüsse der hannöverschen Conferenz [1] hinaus; Michaelis (S. 74) legt mit Recht zuerst geringeres Gewicht auf diesen Theil der orthographischen Frage. Um unsererseits nicht einen bestimmten

[1] Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. Leipzig bei Teubner. Bd. 70. (1854.) S. 347. Regeln und Wörterverzeichniß für deutsche Rechtschreibung. Clausthal 1855.

Ausspruch schuldig zu bleiben, so würden wir die großen Anfangsbuchstaben zu Anfang der Sätze oder Reihen, bei Eigennamen, wirklichen Substantiven und bei den Anredewörtern beibehalten, dagegen bei Substantivirungen von ihrem Gebrauche absehen.

Ungleich wichtiger erscheint uns der andere Theil der Frage, welcher die Schreibart der einzelnen Wörter selbst betrifft; denn ohne eine gründliche Erwägung dieses Punktes und eine zweckmäßige Anbahnung des Richtigen sind alle Angriffe auf Alphabet und Majuskel weder von Erfolg noch von Nutzen. Ohne dieses ebenso reichhaltige, wie im Einzelnen schwierige Kapitel erschöpfen zu wollen, haben wir im zweiten Abschnitte schon unsern Lesern genügendes Material an die Hand gegeben. Daß wir auch hier auf Seiten der Reform stehen, konnte schon oben nicht verschwiegen bleiben; wir fügen hier hinzu, daß wir uns in diesem Gebiete nicht mit der Erkenntniß begnügen, was besser und richtiger sey, sondern daß wir hier eine Einführung in die Praxis verlangen.

Wir verweisen hiefür auf den 20. Abschnitt der oft erwähnten Vorrede von J. Grimm. (LIV—LXII) enthalten uns aber längerer Anführungen, weil wir sonst das im zweiten Abschnitte dieses Aufsatzes Gesagte zum Theil wiederholen müßten.

Was zunächst die Vokale anbelangt, so sahen wir oben, daß durch das Ueberhandnehmen langer Stammsylben und das dadurch hervorgerufene Bestreben die Dehnung zn bezeichnen vorzüglich die Verwirrung in unserer neuhochdeutschen Schreibart entstand. Die Dehnung selbst wird keine Reform beseitigen wollen, am wenigsten die Reform, welche von historischer Sprachkunst ausgeht. Anders ist es mit der willkürlich und inconsequent angewendeten Bezeichnung dieser Verlängerung: denn hier zeigt die Sprache selbst, daß sie des Dehnungszeichens zu entrathen vermochte (da, Qual, Krone, kam, mir, Lob, Tugend ꝛc.). Da man nun sonst die Dehnung a) durch Verdoppelung des Vokales, b) durch Einschaltung des e nach i, b) durch Einschiebung des h bezeichnete, so ist zu erwarten, daß die Orthographie der historischen Schule sich gegen diese Bezeichnungen erklärt. Am weitesten geht hier Michaelis, der bei seinen Verbesserungsvorschlägen allerdings sein Bedürfniß der Stenographie mit berücksichtigt. Weinholds Vorschläge lauten für diese drei Punkte (S. 9) also:

1) die Verdoppelung der Vokale wird ganz aufgehoben;

2) das Dehnungs-h wird beseitigt, höchstens bei dem Pronomen (ihm, ihn, ihr etc.) werde ihm noch eine Frist gegeben;

3) das ie wird in den Wörtern wo es als Brechung aus kurzem i auftritt und wo nicht die ältere Schreibung mit i daneben gilt, wie in gibt, ligt, wider, beibehalten; wo es als Dehnungszeichen ist, wird es getilgt.

Grimm empfiehlt die Bezeichnung der Verlängerung aufzugeben, und ie nur beizubehalten, wo es organisch ist, sieht jedoch zunächst von der Einführung dieser „künftig einmal unerläßlichen Reinigungen" ab. Andresen folgt in seinen gründlichen Erörterungen im Ganzen Weinhold, zeichnet sich aber überall, obwohl entschieden der neuen Schreibweise zugethan, durch lobenswerthe Vorsicht aus. Einen vermittelnden Standpunkt nimmt die hannöver'sche Conferenz ein, welche jedenfalls ganz besonders von praktischen Gesichtspunkten ausgegangen ist. Was bis jetzt von ihren Resultaten uns vorliegt, spricht mehr für zu große als zu geringe Vorsicht, indem sie weder die gänzliche Beseitigung der Verdoppelung beschlossen, noch dem h ernsthaft zu Leibe gegangen ist. Da unseres Wissens die beabsichtigte Schrift über diese Berathungen erst kürzlich erschienen ist, möchte ein Urtheil über die Ergebnisse noch auszusetzen seyn, zumal da es dafür speciellerer Erörterungen, und zwar vom pädagogischen Standpunkte bedarf.

Ohne eine gründliche Betrachtung der einzelnen Fälle möchte hier eine bestimmte Ansicht nicht auszusprechen seyn: im Ganzen scheinen sich die Vorschläge Weinholds zu empfehlen. Wo sonst in der Schreibung von Vokalen, Umlaut oder Diphthongen entweder der Gebrauch schwankt oder der Mißbrauch entschieden Falsches eingeführt hat, ohne daß eine Umdeutung des Wortes stattgefunden, wird das Richtige wohl vorzuziehen oder wiederherzustellen seyn.

In Bezug auf die Consonanten haben wir drei Gebiete vorzüglich ins Auge zu fassen: a) den Auslaut, b) die Verdoppelung, c) die Bezeichnung der Zungenlaute (Weinhold, S. 15. fg.) Hier läßt sich ungefähr Folgendes sagen. An die Wiederherstellung der tenuis im Auslaute dürfte nicht zu denken seyn; dagegen ist wohl mit Recht und ohne Mühe die sprachwidrige Verbindung von dt zu beseitigen. Was die Consonantenverdoppelung anlangt, so ist diese im Inlaute nach kurzen Vokalen in ihrem Rechte, im Auslaute zu beschränken und von Consonanten möglichst zu beseitigen. Grimm erklärt sich besonders gegen ss am Schlusse und gegen das auslautende

ff. Die Verdoppelung des f ist freilich unzulässig, und schon Lessing und Voß suchten sich auf f zu beschränken, wenn es auslautete: gleichwohl hat es sich noch erhalten, während man das auf gleicher Stufe stehende ch (hh) nicht verdoppelt, wahrscheinlich weil f eine einfachere Gestalt hat.

Bei den Zungenlauten kommt das berüchtigte th in Frage, welches eigentlich keinen Anspruch auf Duldung hat. Indeß schlägt Weinhold vor, es zunächst im In- und Auslaute zu verbannen, dagegen im Anlaute vorläufig noch zu behalten (S. 21). Dieser Vorschlag hat bei Vielen Eingang gefunden, so daß man in nicht wenigen Büchern Blüte, Not, rot ꝛc. liest. Gegenüber diesem Hauptmangel unserer gegenwärtigen Rechtschreibung, wenn man sie mit diesem Titel schmücken will, hat die hannöverische Conferenz ganz besonders nachsichtsvoll verfahren, indem sie th nur in den Endungen at und ut (Armut, Heimat) und in den Wörtern Wirt und Turm beseitigt. Ob gerade hier nicht ein Schritt weiter zu thun gewesen wäre? Die Werthschätzung des th scheint doch mit der Kenntniß seiner Entstehung zu schwinden, und Schreibungen wie Herzogtum, Teil ꝛc. würden nicht auf große Schwierigkeiten stoßen.

Was ferner das s, ss, sz betrifft, so haben wir oben davon in übersichtlicher Weise gehandelt und bemerken nur, daß es das einmüthige Bestreben aller neuern Orthographen der historischen Schule ist, jene Laute in ihre ursprüngliche geschiedene Stellung wieder einzusetzen. Darauf hat denn auch die hannöverische Conferenz hingearbeitet.

Es scheint angemessen, am Schlusse dieses Abschnittes noch Einiges zu berühren, was zwar nicht unmittelbar mit der orthographischen Frage zusammenhängt, aber doch in unläugbarer Beziehung zu derselben steht. Zunächst ist dieß das Kapitel von der Sylbentrennung oder Sylbenabtheilung, wie gewöhnlich gesprochen wird. Hier stehen sich zwei Ansichten gegenüber: die Einen richten sich nach der Aussprache, die Andern nach der Abstammung. Von den uns vorliegenden Arbeiten über deutsche Rechtschreibung steht Weinholds Schrift auf der Seite der die etymologische Trennung vorziehenden; dagegen finden wir in Andresen einen Anhänger der andern Regel, zu der sich auch Grimm zu bekennen scheint. Wir würden ungern von der bisher üblicheren Sylbentrennung, welche der Aussprache folgt, abgehen.

Zweitens gedenken wir noch des Apostrophes, der keine kleine Rolle bei uns spielt, und über dessen richtigen Gebrauch kaum irgend eine Regel existirt. Wir sehen ihn bald sorglich vermieden, so daß wir sag, bleib, Lieb, Güt, ewge 2c. lesen, bald tritt er überall ein, wo ein Laut ausgefallen ist oder ausgefallen scheint. Das Letztere ist namentlich bei den Imperativen der starken Verba der Fall, wo ein e gar nicht als ursprünglich vorhanden zu denken ist. Sowohl Weinhold als Andresen erklären sich gegen die Häufung des Apostrophes, welcher Schrift und Druck verunstaltet, und wollen ihn nur bei Eigennamen, welche auf s auslauten, beibehalten. Dem Rathe möchte zu folgen seyn.

Zuletzt mahnt uns noch die Interpunktion, ihr einen kurzen Blick zu schenken. Daß diese durchführbarer und zweckmäßiger Vorschriften entbehrt, daß sie meist willkürlich betrieben wird, daß sie oft nicht Förderung des Verständnisses bewirkt, sondern auf unangenehme Weise den Fluß der Gedanken und Worte hemmt: das muß jeder, der las und schrieb, empfunden haben. Zumal wer viel zu schreiben hatte, der wird oft genug geschwankt haben, ob zu interpungiren sey, ob nicht. In dieser Beziehung empfiehlt sich Vereinfachung und Ersparniß, und die Vorschrift Weinholds (S. 29): »Nur wo Satzabschlüsse sind, stehe ein Zeichen, bei untergeordneten Sätzen das Komma, bei grossen Gliederpausen das Semikolon; der Gedankenstrich stehe nur wo ein Gedanke gestrichen wurde. Appositionen dürfen in keine Komma's eingeschlossen werden; ein Komma mitten im Satze dünkt mich stets üble Erfindung«, dem auch Andresen zustimmt, ist wohl beachtenswerth. Unsre Komma's wachsen heut zu Tage wie die Pilze in den Büchern auf und verdrängen zuletzt das, was sie fördern sollen.

IV.

Wenn wir nun am Ende dieser Betrachtungen angelangt noch einmal zurückblicken, so bringt ein solches Umschauen das lebhafte Gefühl, gar manches, was in das Bereich dieser hochwichtigen Frage gehört, sey nicht vollständig oder nicht angemessen erörtert worden. Vielleicht haben wir den Einen zu viel, Anderen aber zu wenig gegeben: das aber haben wir hoffentlich bei Allen erreicht, daß sie die gegenwärtige Lage der deutschen Orthographie kennen gelernt und die Ueberzeugung gewonnen haben, es dürfte hier nicht

bei dem Zuschauen, bei Lob und Tadel sein Bewenden haben, sondern es müsse Hand angelegt, eine Entscheidung nach der einen oder andern Seite hin gegeben werden.

In den vorhergehenden Abschnitten beschäftigten wir uns mit der jetzt bestehenden Ungleichheit und Zerrissenheit deutscher Schreibart, lernten hierauf die Entstehung des neuhochdeutschen Schreibgebrauches kennen, betrachteten die wichtigsten Neuerungsvorschläge hervorragender Germanisten und wiesen auf diejenigen Punkte hin, welche besondere Aufmerksamkeit verdienen. Die Zumuthung jetzt schon ganz und gar dem sogenannten deutschen Alphabete zu entsagen, lehnten wir zur Zeit noch ab und machten deßhalb auch den großen Anfangsbuchstaben einstweilen ihre Stellung in wirklichen Substantiven nicht streitig. Auf die einzelnen Verbesserungsvorschläge genauer einzugehen schien dagegen nicht gerathen. Der Grund hievon wird sich aus diesem letzten und zugleich kurzen Abschnitte ergeben, in welchem wir uns auf den Boden der Praxis stellen.

Wiederholen wir also was oben schon gesagt wurde: der gegenwärtige Zustand der deutschen Orthographie ist ein unerträglicher. Denn nicht nur daß schon innerhalb der herkömmlichen Schreibart sich zahlreiche Schwankungen neben offenbaren Unrichtigkeiten vorfanden, ist der ganze bisherige Brauch durch die genauere Kenntniß deutscher Sprache und Sprachentwicklung in seinem Grunde erschüttert worden. Zugleich ist nicht zu läugnen, daß das gute Recht auf der Seite der im Sinne der Fortentwicklung Reformirenden steht, und deßhalb nicht zu erwarten, daß das Alte dem Neuen Widerstand leisten werde. Vielmehr läßt sich schon deutlich erkennen, wie an einzelnen Punkten bereits die Lehren der Germanisten eindringen, wodurch zunächst, da es sich meist um einzelne Wörter handelt, die Verwirrung noch vermehrt wird.

Geht nun hieraus die Ueberzeugung hervor, daß etwas für diese Angelegenheit, bei der es sich um den reichsten Schatz der deutschen Nation und um das Band, das sich um sie schließt, in welchem sie sich einig und stark fühlen soll, um die deutsche Sprache handelt, geschehen muß, so fragt es sich nun, was und wie es geschehen solle.

Es bedarf nicht des besondern pädagogischen Interesses, um die Schule als dasjenige Institut zu bezeichnen, welches die orthographische Verwirrung am lebhaftesten zu beklagen hat. Um wie

viel mehr muß der Schulmann beflissen seyn, eine Ordnung dieses Wirrwarrs anzubahnen! Denn es ist kaum irgend etwas zu ersinnen, was pädagogischen Principien, wie sie in der Schule gelten sollen, greller widerspräche als unsere Unordnung in der Orthographie. Wenn wir aber eine Säuberung der deutschen Rechtschreibung für die Schule begehren, so bezeichnen wir damit den einzig richtigen und möglichen Weg, um zweckmäßige Neuerung allgemein einzuführen. Durch die Schule, und zwar nicht bloß durch die höhere, sondern auch — und wesentlich — durch die Volksschule muß die Reform ihren Weg nehmen. Nur auf diese Weise entrinnen wir der immer mehr einreißenden Trennung von gelehrter und gewöhnlicher Schreibart, ein Uebelstand, der den Einzelnen, wie etwa den germanistisch gebildeten Lehrer, zu zwei Schreibarten nöthigt, ihm einen Dualismus aufzwängt.

Schon darin, daß wir die Schule als den Weg, den die Läuterung zu gehen hat, bezeichnen, liegt, daß wir allzu gewaltsames Verfahren mißbilligen müßten. Es ist damit der praktische Gesichtspunkt neben den wissenschaftlichen gestellt und zugleich auf Berathungen von Schulmännern, wie sie die hannöver'sche Oberschulbehörde angeordnet hat, hingewiesen. Möchte Sachsen dem Vorgange Hannovers folgen und sich nicht gleichgültig einer Angelegenheit gegenüber verhalten, die keine gleichgültige ist. Möchte, was noch ersprießlicher wäre, von allen deutschen Staaten eine Commission zur Entwerfung einer deutschen Rechtschreibung niedergesetzt werden. Da ist wieder einer der Punkte, wo man einig seyn kann, wenn man nur einig seyn will! — Doch, was auch beliebt werde, so viel ist gewiß, daß hier nicht einzelne Ansichten, Entwürfe, nicht der Privatgebrauch zu günstigen und nachhaltenden Resultaten führt: die Sache ist sorgfältig von mehreren damit Beauftragten zu erwägen, deren Vorschläge sind zu prüfen und dann denselben von unten auf, d. h. von der Volksschule an Eingang zu verschaffen. Es ist mit den nöthigen Regeln und Wörterverzeichnissen zugleich ein Lesebuch in Verbindung zu setzen, damit der Unterricht harmonisch bleibe. Geschieht dieß, so gibt es wieder eine Ordnung, eine Norm, einen Anhaltspunkt, und doch ist damit die freie Bewegung des Einzelnen noch lange nicht gehindert.

Freilich hat das noch andere Consequenzen, aber solche, die wir nur herbeiwünschen können; es hängt nämlich mit jener

Reorganisation der deutschen Orthographie die bessere Gestaltung des deutschen Unterrichtes auf historischer Basis eng zusammen. Denn was auch in neuerer Zeit für die Hebung des deutschen Unterrichtes geschehen seyn mag, wie entschieden auch man sich von früher beliebten Irrwegen abzuwenden anfängt,[1] so werden doch alle Bemühungen nur halben Erfolg haben, so lange nicht das Fundament überhaupt ein anderes wird. Während bis jetzt noch immer theils eine von aller Grammatik absehende Empirie, theils eine von schlechten Grammatiken unterstützte Sprachdenkerei, theils endlich ein fades Aesthetisiren die Geltung und die Wirkung des deutschen Unterrichtes herabdrückt, wird sich durch das Heranziehen der germanistischen Philologie Basis, Methode und Ziel des deutschen Unterrichtes von selbst geben. Zugleich werden auf diese Weise die jetzt so sehr von der Gunst der Zeit begünstigten realen Bildungsanstalten, welche die klassischen Sprachen wenig oder gar nicht betreiben, ein formales Unterrichtsgebiet erhalten, welches ungleich ausgiebiger seyn wird, als die französische Sprache es seyn kann.

Es würde über das Ziel dieser Blätter hinausgehen, wenn wir uns weiter auf die Reorganisation des deutschen Unterrichts und das nothwendige Betreten des historischen Weges hier weitläufiger aussprechen wollten. Aber das möge noch bemerkt werden, um Reformscheue zu beruhigen, daß es auch hier auf eine allmähliche zweckmäßige Umgestaltung ankommen wird. Wenn die obersten Schulbehörden von der Ueberzeugung durchdrungen seyn werden, daß die orthographische Frage eine innere und äußere Wichtigkeit habe, wenn sie dieser Angelegenheit sich annehmen und auf Grund der von Grammatikern und Schulmännern angestellten Erörterungen eine Regelung im Systeme der historischen Schule anbahnen, dann werden sich einzelne weiter nothwendige Schritte von selbst ergeben. Es wird sich darum handeln Lehrer zu bilden, welche durch Kenntniß der Muttersprache befähigt sind, Regeln der historischen Schule zu gebrauchen: wir werden nicht bloß auf den Universitäten eine germanistische Sektion des philologischen Seminars erhalten, sondern auch besonders für das Deutsche qualificirte Lehrer, während jetzt der deutsche Unterricht, um der Correcturen und der scheinbaren Stofflosigkeit desselben willen oft gemieden, in der Regel nur als Zugabe

[1] Vergl. insbesondere die preuß. Regulative vom 1., 2., 3. Oktober 1854. (Berlin, bei W. Hertz, 5. Aufl. 1855.)

zu dem Unterrichte in den klassischen Sprachen nebenher läuft. Ganz besonders aber wird auch auf den Schullehrerseminarien der deutsche Unterricht ein anderer werden müssen, und auch da gewiß nur zu seinem Vortheile. Denn es gibt keinen andern Weg, um den vielen Irr- und Hohlwegen, in welche das Deutsche bisher in den Schulen hineingeführt hat und selbst hineingeführt worden ist, zu entgehen und auf geradem, sicherem, ersprießlichem Pfade zu wandeln, als daß man, an die Stelle der Willkür Ordnung, an die Stelle scheinbarer Gelehrsamkeit wirkliche Sprachkenntniß, an die Stelle subjektiver Faselei ein reiches Unterrichtsmaterial setzt. Hiezu führt nur die historische Behandlung der Sprache, diese aber, wenn auch nur allmählich Platz greifend, wird die Mühe der Aenderung und Umkehr reichlich lohnen.

Mit diesen Hoffnungen und Wünschen für ein nur zu häufig mißverstandenes und doch so wichtiges Gebiet der Schule nehmen wir von den Lesern Abschied. Möchten sie sich von der Bedeutung der behandelten Frage überzeugt haben und angeregt worden seyn, sich weiter um eine Angelegenheit zu bekümmern, an der jeder, der mit der deutschen Sprache und für dieselbe ein deutsches Herz hat, Theil nehmen sollte! Zu solchem Zwecke seyen ihnen noch die mehrfach erwähnten Schriften von Andresen und Weinhold, von denen sich die erste durch Vollständigkeit, die zweite durch Kürze auszeichnet, so wie namentlich auch die neue Zeitschrift von Max Moltke, die durch lebhafte Theilnahme zu ersprießlicher Wirksamkeit gelangen könnte, angelegentlich empfehlen. Ebenso verdienen die Mittheilungen des königl. hannover'schen Schulcollegiums, wie dieselben in der mehrfach erwähnten kleinen Schrift jetzt Jedermann zugänglich sind, alle Beachtung. Denn wenn man auch einzelnen der aufgestellten Verbesserungsvorschläge nicht zustimmen kann, und namentlich wünschen muß, man wäre entschiedener vorgegangen, wodurch das neue Regelwerk n Einfachheit gewonnen haben würde, so muß man doch den Erwägungen, welche diese Vorschläge entstehen ließen, alle Anerkennung zollen, und darf ihnen kräftige Unterstützung nicht versagen. Denn es ist damit ein Anfang gemacht, die Sache ist aus den Studierzimmern und wissenschaftlichen Zeitschriften in das praktische Leben hinein verpflanzt worden, und man hat sich an dasjenige Gebiet gewendet, welches unter dem bisherigen Wirrwarr am empfindlichsten litt, an die Schule. Den Inhalt der

beregten Schrift im Einzelnen zu beleuchten, ist nicht die Sache dieser Zeitschrift, sondern die Aufgabe speziell pädagogischer Blätter; diese werden nicht versäumen, der wichtigen Angelegenheit eingehende Aufmerksamkeit zu schenken. Unsere Abhandlung hatte dagegen nur den Zweck, die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand hinzuleiten und dem größern Publikum das nöthige Material an die Hand zu geben. Wenn die Zusage, welche das Vorwort zu jenem Schriftchen enthält, erfüllt wird und demnächst auch für die Volksschule eine solche Regelsammlung erscheint, wird ein noch erfolgreicherer Schritt vorwärts gethan seyn; denn wir haben von unten zu beginnen, um aus der tagtäglich zunehmenden Verwirrung allmählich herauszukommen. Die Erkenntniß aber, daß wir in unserer Schreibweise an einer unerquicklichen Unordnung leiden, und daß wir zur Zeit noch an unbegründeten Satzungen festhalten, sowie die Ueberzeugung, daß unserer schönen und reichen Sprache ein solches unwissenschaftliches Verfahren unwürdig sey, werden hoffentlich die vorstehenden Blätter in weitern Kreisen verbreiten helfen. Vermögen sie dieß, so wird ihnen der schönste Lohn zu Theil.

Kants Stellung zur Politik.

Rosenkranz im ersten Bande seiner Studien macht meines Wissens als der Erste auf die Vergleichungspunkte aufmerksam, welche sich zwischen Goethe und Kant bieten. Er weist auf die instinktmäßige Sicherheit der Produktion hin, welche wir an dem Könige der preußischen Philosophen, wie man Kant nennt, in gleichem Maße bewundern, wie wir sie an dem Dichterkaiser der Deutschen — so wird Goethe von Platen genannt — rühmend hervorheben; er weist ferner hin auf die Leichtigkeit des Schaffens, die Universalität der Kenntnisse, die frische Hingebung an jedes neu auftauchende Interesse, die ächte Humanität, die Liebe zur Geselligkeit, auf die Sauberkeit endlich und die Einfachheit in der persönlichen Erscheinung, wie sie sich bei beiden Männern findet.

Es liegt mir indeß ferne, die angedeutete Parallele weiter zu verfolgen, ausführlich auf alle diese Punkte einzugehen. Nur bei einem neuen, ferneren sey ein Augenblick verweilt.

Wie man bemüht gewesen ist, gegen Goethe die bittersten Invectiven wegen seiner politischen Richtung zu schleudern, ebenso ist auch Kant aus dem gleichen Grunde den heftigsten Angriffen ausgesetzt worden. Man hat Goethe sowohl als Kant vor dem Forum der öffentlichen Meinung angeklagt, daß sie keinen Sinn gehabt für die politische Freiheit, keinen Sinn für Volksthümlichkeit und die Einheit Deutschlands, daß ihnen das Vaterland nichts gegolten, sondern daß beide der Wissenschaft allein gelebt, Goethe der Poesie, Kant der Philosophie.

Was Goethe betrifft, so sind die Anschuldigungen, die man gegen ihn erhoben, in den letzten Decennien entschieden widerlegt. Der langen Reihe seiner Angreifer, Menzel, Börne, Gervinus, B.

Bauer, steht eine ebenso lange Reihe geschickter Vertheidiger gegenüber, Rahel, Varnhagen, Düntzer, Carriere, Eckermann; selbst ein Schotte, Carlyle, hat Goethe's Rechtfertigung mit Glück übernommen und Hillebrand in Gießen behauptet im ersten Bande seiner 1844 erschienenen Literaturgeschichte geradezu: die schönste Blume in Goethe's Dichterkrone sey eben sein Deutschthum.

Nicht so gut ist es Kant ergangen. Für ihn ist bisher fast niemand in die Schranken getreten,[1] er gilt in den Augen der unendlichen Mehrheit noch immer für den Stubengelehrten, den Kathederprofessor, dem die großartigen Bewegungen seiner Zeit am politischen Horizonte, dem die tiefeingreifenden Erschütterungen, welche damals Europa in seinen Grundfesten erbeben machten, ferne und unbekannt blieben. Ja nicht einmal für die Bestrebungen, welche damals sein engeres Vaterland Deutschland sah, soll Kant Sinn oder Gefühl besessen haben. Nirgends sey bei ihm eine Spur, daß der riesenhafte Aufschwung, den die deutsche Poesie damals nahm und dessen Zeitgenosse er war, ihn berührt oder gar ernstlich beschäftigt hätte. Von Klopstock, von Goethe, selbst von Schiller, dem genialsten seiner Schüler, sey nie bei ihm die Rede, und auch Lessings, der ihn doch philosophisch hätte anziehen müssen, thue er irgendwo Erwähnung.

Wenn schon Xenophon und andere Schriftsteller der Alten den Undank für das größte der Laster halten, wollen wir ihn etwa zu unserer Tugend machen, indem wir die edelsten Männer, die uns auf die Höhe unseres Selbst erhoben, die für unsere ganze abgelaufene Kulturperiode von dem durchgreifendsten Einfluß gewesen sind, schmähen und verdächtigen, weil sie keine Sympathien für die Revolution eines Staates gehegt, der sich bis dahin stets als der Erbfeind des Vaterlandes bewiesen, weil sie nicht in lächerlicher Philisterei unsere Wissenschaft als das non plus ultra der Nationalgröße gepriesen haben? Wollen wir wirklich Kant so ganz verkennen, daß wir ihm eine Stellung anweisen, die der Größe des Mannes mehr als unwürdig ist? Kant hat Sinn genug für Politik, hat Vaterlandsliebe genug besessen; diese Behauptung nachzuweisen, nachzuweisen, welches Kants Stellung zur Politik gewesen, das ist die Aufgabe der folgenden Untersuchung.

[1] Nur eine, allerdings höchst werthvolle Arbeit gehört hieher, ich meine die Abhandlung von Prof. Schubert in Raumers histor. Taschenbuch Bd. IX.

Sehen wir zunächst, woher das Vorurtheil — denn als solches erscheint offenbar die Behauptung derer, die Kant den Sinn für Politik absprechen — seine Entstehung genommen haben mag: wir finden den Grund in dem Mangel der Kenntniß und Verbreitung der Kant'schen Schriften. Quisque est verborum suorum optimus interpres; kennte man Kants Schriften in ihrer Totalität, in ihrem Zusammenhange, wie viele vage und falsche Urtheile würden nicht ihre Berichtigung finden!

Die Novellen eines Leopold Schefer, die Erzählungen einer Caroline Pichler, sogar die Romane eines Spindler haben sofort nach ihrem Erscheinen ihre Gesammtausgabe gefunden, den Productionen des größten Denkers des achtzehnten Jahrhunderts ist eine gleiche Würdigung nicht zu Theil geworden. Die einzige Königsberger Gesammtausgabe kennt fast niemand und auch nicht einmal seine vereinzelten Schriften sind in die Masse gedrungen. Welches Factum könnte dieß schlagender beweisen, als die Notiz, welche derselbe Literarhistoriker, dem zu folgen ich bereits oben Gelegenheit hatte, berichtet, daß sich nämlich im Sommer 1832 bei einer Versteigerung der Nicolovius'schen Verlagsartikel von der Logik 210, von dem ewigen Frieden 680, vom Streit der Facultäten 1100 und von der Pädagogik gar 1460 unabgesetzte Exemplare auf dem Lager vorfanden.

Ich erwähne dieser unerfreulichen Thatsache nur im Vorübergehen; um den Nachweis zu führen, was Kant in und für die Politik geleistet, scheint es vortheilhaft, einen Dualismus in seinem Charakter anzunehmen, oder vielmehr, denn der Ausdruck könnte mißverstanden werden, sein Wirken und seine geistigen Bestrebungen nach zwei verschiedenen Richtungen hin in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen. Wir werden einmal zusehen, was Kant durch seine Vorlesungen und durch seinen geselligen Umgang gewirkt, dann aber, welche Stellung er sich in der Politik durch seine schriftstellerischen Arbeiten erworben.

Es könnte diese Eintheilung befremden. Welche großen oder gewichtigen Verdienste, so fragt man vielleicht, kann sich ein einfacher Privatmann durch seinen bloßen Umgang, seine Gesellschaft um die Gestaltung der allgemeinen Politik erwerben? welchen folgenreichen Einfluß durch seinen persönlichen Verkehr auf den Gang der Ereignisse ausüben?

Hier die Antwort.

Kant hat allerdings gerade durch seine persönliche Erscheinung, durch die Liebenswürdigkeit seines Umgangs, seine Beredtsamkeit, durch die Würde endlich seines Auftretens, mit Einem Worte durch seinen Charakter einen Einfluß auf die Gestaltung der gesellschaftlichen Zustände geübt, wie ihn vor ihm kaum Gellert besessen, den man doch eben deßhalb den Beichtvater, Almosengeber und Großhofmeister deutscher Nation genannt hat, nach ihm sich aber niemand hat rühmen dürfen.

Daß ich in der That nicht zu viel behauptet, wird sich sofort ergeben, wenn wir uns die gesellschaftlichen Zustände und die politischen Verhältnisse in das Gedächtniß zurückrufen wollen, wie sie Kant bei seinem Auftreten im Jahre 1755 vorfand. Die Sonderung nach Ständen und Kasten hatte sich nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges noch beträchtlich gesteigert, hatte damals ihre schroffste Höhe erreicht. Nirgends finden wir ein einmüthiges Zusammenwirken in Bezug auf die geselligen und bürgerlichen Verhältnisse des Lebens. Der Adel als der erste Stand hielt es mit der Würde seiner Geburt sowohl als seines Ranges für unverträglich, von dem Altane, dem Söller seines Ahnenschlosses herabzusteigen in die niedern Krämerbuden der Kaufleute, es wäre denn etwa gewesen, daß er Geld bedurfte. Die Geistlichkeit, die in andern Ländern den zweiten Stand zu bilden pflegte, hat diese Stellung in Deutschland nach der Reformation eigentlich nie mehr eingenommen. Sie war in zwei große Heerlager, die sich feindselig gegenüberstanden und nicht selten auf das Bitterste haßten und bekämpften, in Protestanten und Reformirte getheilt, überdieß konnte sie, auch abgesehen von der mangelhaften Concentration, da der jedesmalige Landesherr nach dem Grundsatz cuius regio eius religio zugleich Oberhaupt der Kirche war, nicht mit der Kraft auftreten, mit der ihren Bestrebungen Nachdruck zu verleihen die römische Kirche verstand, welche in dem Papste gewissermaßen ihren geistigen Focus besaß. Der Bürgerstand drittens fühlte sich ebenfalls als einen solchen nicht, kannte keineswegs seine Kräfte. Denn auch er war zersplittert, nur daß seine Theilung in noch unendlich verschiedenere Con- und Subdivisionen zerfiel, als die der Geistlichkeit. Der Kaufmann war stolz auf seine Gilde, der Gewerbtreibende auf seine Innung, der Handwerker auf seine Corporation. Der zünftige Meister dünkte sich etwas Besseres als der

nicht zünftige, der Altgeselle glaubte seiner Ehre zu vergeben, wenn er ein Wirthshaus besuchte, das der Sammelplatz der gewöhnlichen Gesellen war. Ein freier Bauernstand endlich existirte nicht; alles übrige Volk, das nicht zum Adel, zur Geistlichkeit oder zum Bürgerthum gehörte, war der an die Scholle gebundene Leibeigene oder der heimathlos umherirrende Proletarier. Welche Stellung ihm angewiesen war, erhellt deutlich aus jenem bezeichnenden Worte des Herzogs Moritz von Sachsen-Zeitz, das die Geschichte aufbewahrt hat: „Die Gesichter auf dem Lande haben fast alle denselben Schnitt, so eine Medaillonform mit der Umschrift: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen!"

Nach dem Vorstehenden erkennen wir in dem bürgerlichen Leben der damaligen Zeit überall einen völlig isolirten Zustand, eine förmliche Prohibitivsperre der einzelnen Stände vor und gegen einander. Nicht besser stand es um das wissenschaftliche, das geistige Leben. In der Kritik und Literatur war Lessing noch nicht aufgestanden, Klopstocks Regeneration erst in ihrer frühesten Entwicklung, und so blieben Theologie und ein wenig Philosophie die einzigen Wissenschaften, welche die geistige Kultur noch einigermaßen aufrecht erhielten. In welcher Weise aber die Theologie als Wissenschaft betrieben wurde, dafür genügt es, wenn ich einige der damals berühmtesten theologischen Werke ihrem Titel nach anführe. Am bekanntesten dürften die 9 Bände des „irdischen Vergnügens in Gott" von dem Hamburger Senator Brockes seyn; jede größere Literaturgeschichte gibt ihren Inhalt an. Ganz ähnliche Schriften sind Joh. Albr. Fabricius Hydrotheologie oder Versuch, durch aufmerksame Beobachtung der Eigenschaften, reicher Austheilung und Bewegung der Wasser die Menschen zur Liebe und Bewunderung des gütigsten, weisesten und mächtigsten Schöpfers zu ermuntern. Die Schrift ist vom Jahre 1734; noch in demselben edirte der Autor eine Pyrotheologie. Ich nenne ferner Lessers Lithotheologie und Insecotheologie von 1735 und 1738, Ahlwardts Brontotheologie von 1746, Rothlefs Akridotheologie, 2 Bände theologischer Betrachtungen über die Heuschrecken von 1750, endlich ein periodisch erscheinendes Journal, merkwürdig als die älteste deutsche Zeitschrift, die „unschuldigen Nachrichten," schon 1701 begründet, für welches sich die bedeutendsten lutherischen Eiferer vereinigt hatten.

Doch ich besorge die Geduld des Lesers zu ermüden. In allen

diesen Schriften wird die ganze Theologie auf die Betrachtung eines Insekts, einer Muschel, einer Blume oder eines Gliedes des menschlichen Leibes u. drgl. reducirt.

In der Philosophie werden wir zwei verschiedene Zweige unterscheiden. Der erstere ist der mehr specielle, der zum großen Theil das Studium der politischen Wissenschaften, der Staatslehren zu seiner Grundlage hatte; ich komme auf ihn an einer spätern Stelle ausführlich zurück.

Gegenüber diesen Philosophen stehen als die zweite Klasse die Anhänger der Wolf'schen Schule. Es ist aber die Wolf'sche Philosophie im Grunde nichts anderes als Theologie. Denn wenn gleich Wolf sich über alle Zweige der Naturwissenschaft verbreitete und um ihre Systematisirung, die Leibnitz in seiner Monadenlehre versäumt hatte, unleugbare Verdienste besitzt, so ist Wolf doch für die damalige Entwicklung der philosophischen Naturwissenschaft, eben weil sein System nur ein purer Mechanismus blieb, ohne Bedeutung. Man hat sehr richtig von Wolf gesagt, daß er alles Lebendige, was er mit dem Anhauche seiner Demonstrationsmethode berührte, in die Erstarrung des Todes versetzte. Eben deßhalb war seine Lehre von dem allgemeinen Weltgebäude, systema mundi, der großen Masse das verschlossene Buch mit den sieben Siegeln.

Dagegen gewannen die Neuerungen, welche Wolf auf dem Gebiete der Theologie begann, in der kürzesten Frist die weiteste Verbreitung, und bis auf Kant beschäftigte sich eben die Philosophie entweder mit der Erweiterung oder Bekämpfung der theologischen Thesen Wolfs.

Ziehen wir aus dem Vorstehenden das Resumé, so ergibt sich, daß die Farben in dem Bilde, welches wir von dem gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Leben unmittelbar vor Kant zu entwerfen versucht haben, düster und traurig sind. Die bürgerliche Gesellschaft wurde durch kein gemeinsames Band zusammengehalten, kein gemeinsames Interesse vereinigte die einzelnen Stände, die Gesellschaft war ein zufälliges Conglomerat der verschiedensten Substanzen, die wie des Demokrit Atome ungleich, unveränderlich, untheilbar fortwährend in der streng abgezeichneten Kreisbewegung fortgingen, die sie sich selbst vorgeschrieben. Dieselbe Erscheinung der Trennung, der Sondergelüste haben wir im wissenschaftlichen Leben vorgefunden. Man konnte oder wollte es nicht begreifen, daß alle Wissenschaften

nur Theile, nur Zweige eines großen Ganzen sind, daß sie mit einander in dem engsten Zusammenhange stehen. Der Theolog wie der Philosoph vergruben sich in die Werke ihres speciellen Studiums; in diesen Grenzen hielten sie ihre Bildung für geschlossen, für vollendet; sich auf einen gegenseitigen geistigen Austausch einzulassen, wäre ihnen als lächerliche Zumuthung erschienen.

Wenn feuchte Nebel tief herabhängen auf der Flur der Landschaft, wenn der dichte Dunstkreis, gleichsam eine eherne Mauer, jede Aussicht auf die lachenden Auen versperrt, nun aber plötzlich ein sengender Strahl der glühenden Sonne in die Masse fährt und der deckende Schleier verschwindet und der entzückte Blick staunend und anbetend auf die grünenden Triften, die blühenden Wiesen fällt, wie die Gräser noch zitternd unter dem Silberreife des Frühthaus ihre Häupter heben und die Blumen ihre duftenden Kelche entfalten, und dort der murmelnde Bach seine krystallnen Wasser in den Farben des Regenbogens schillernd spiegelt: von derselben Art war die Veränderung, welche im socialen und wissenschaftlichen Leben vor sich ging, als Kants Gestirn, ein glänzendes Meteor, an dem Horizonte der Albertina aufstieg.

Es war Kant keiner von den abstracten Philosophen; er wußte es sehr wohl, daß die Begriffe leer werden, wenn alle Beziehung auf das Concrete schwindet, und demgemäß lenkte er mit der Wissenschaft stets unmittelbar auf das sociale Leben ein. Der wahre Werth der Philosophie kann nimmermehr realisirt werden, so lange sie die todte Wissenschaft des Gelehrten bleibt; nur wenn sie unmittelbar an das Leben sich anschließt, wenn sie die verschiedenen Anforderungen desselben erkennt und zu befriedigen versteht, nicht wenn sie dem Menschen zeigt, was überhaupt das höchste Gut, sondern wenn sie ihn lehrt, wie er sein höchstes Ziel erreiche, nicht wenn ein Heraclit, nein wenn Pythagoräer oder ein Empedokles den Lehrstuhl der Philosophie besteigen, nur dann wird sie die lebendige Wissenschaft seyn, welche wahre Aufklärung und ächte Humanität und Fortschritt ein dauerndes Organum der Menschheit werden läßt.

In diesem Sinne faßte Kant die Philosophie auf. Um zunächst die bezeichneten gesellschaftlichen Mißverhältnisse in seinem Geburtslande schwinden zu machen, wählte er den anziehenden und unterrichtenden Wechsel eines lebhaften und vielseitigen Umgangs, und

wenn er gleich zu keinem Aristipp ward, der mit Hetären und Tyrannen, mit Lais und Dionys die intimste Vertrautheit unterhielt, so bewegte er sich doch in so mannigfachen Zirkeln und Kreisen, unterhielt mit Collegen aus verschiedenen Fakultäten, manchen Verwaltungsbeamten, Officieren, Kaufleuten, Gutsbesitzern und Geschäftsmännern aller Art, mit jungen fähigen Köpfen endlich aus der Zahl seiner Zuhörer einen so lebhaften Verkehr, daß dieser auf seine ganze Umgebung fördernd, belebend und zur Nachahmung ermunternd nothwendigerweise einwirken mußte und in der That auch wirklich einwirkte. Nach Kants Vorgang fielen die schroffen Schranken, welche die einzelnen Stände bisher getrennt, Befriedigung des geistigen Bedürfnisses, Austausch von Ansichten und Meinungen bildeten den gemeinsamen Vereinigungspunkt.

Und nicht etwa auf Königsberg allein und seine Umgebung blieb dieser wohlthätige Einfluß beschränkt, unvermerkt und leise dehnte er sich allmählig aus vom Norden bis tief hinab in das mittlere Deutschland. Scheffner, Borowsky, Herder, sowie die übereinstimmende Anerkennung aller Zeitgenossen gaben die Beweise; die Briefe Glovers aus Driel bei Arnheim und des ostgothländischen Bischofs Jakob Lindblom zu Linköping, der Kant mit den Worten anredet: princeps philosophorum, vis omnibus titulis maior, sind voll der ehrendsten Zeugnisse; man erinnere sich endlich, mit welcher Liebe und Hochachtung Männer wie Hippel, Kraus, Fischer u. a. m. wegen jener Eigenschaft von Kant sprechen.

Und nun frage ich diesen beweisenden Thatsachen gegenüber: hat Kant kein Verdienst um die Politik? Wollen wir noch ferner einen Mann, der als der Reformator unserer gesellschaftlichen Zustände zu betrachten ist, anklagen, daß er keine Vaterlandsliebe besessen? Es ist leicht und wohlfeil zu allen Zeiten gewesen, den Ruhm eines politischen Märtyrerthums zu erlangen, aber wir werden eigentliche Vaterlandsliebe dem nicht zugestehen können, der in unüberlegter Hast, mit wildem Ungestüm dahinstürmt, um Plane zu verwirklichen, die er und mit ihm eine Partei für gut hält, und dabei Roß und Reiter in den gähnenden Spalt des Verderbens gewaltsam reißt, in den Abgrund, von dem keine Rückkehr. Wohl aber zeugt es von ächtem Patriotismus, wenn wir mit ruhiger Ueberlegung unsere Kräfte abmessen, mit kalter Besonnenheit den Stand der Verhältnisse prüfen und nur mit Benützung der rechten

Mittel langsam, aber sicher dem Ziele entgegenarbeiten, das wir trotz aller Stürme unverrückt im Auge behalten.

Wenn jemand, so gebührt Kant dieses Lob in seinem weitesten Umfange.

Wie auf die Neugestaltung des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens Kant durch seinen Charakter den überwiegendsten Einfluß geübt, so ist er durch seine Vorlesungen auch der Prometheus gewesen, der den göttlichen, den anfachenden Funken in die Behandlungsweise der Wissenschaften warf.

Aus der Schilderung, die ich entworfen, wird man entnommen haben, in welcher Weise man damals die Wissenschaften traktirte und von welcher Art der Unterricht in denselben war. In der alten Philosophie unterschied man insgemeine zwei Methoden, die ratio Aristotelica und die Socratica; in jener hielt der Lehrer ohne Unterbrechung im längern Zusammenhange seinen ausgearbeiteten oder überdachten Vortrag, in dieser, von Sokrates zuerst angewandt, suchte der Meister durch die bekannte Induction und durch Zwischenfragen, durch Dialoge und ganze Disputationen sein Thema zu erläutern und zur klaren Anschauung zu bringen. Zu Kants Zeiten nun war die erstere Art allein im Gebrauch; dogmatisch, in einzelnen Diktaten pflegte der Lehrer sein System den Zuhörern zu überliefern, unbekümmert, ob es ihnen verständlich geworden oder nicht. Kant aber, wohl erwägend das Mangelhafte, wo nicht Gefährliche eines derartigen Verfahrens, schloß sich in seinen Vorlesungen wieder an die ratio Socratica an, indem er sein Auditorium mit ihm gemeinschaftlich arbeiten und denken lehrte. Er munterte, wie Herder sagt, stets und zwar angenehm zum Selbstdenken auf.

Ich schulde den Beweis, inwiefern der Weg, den Kant einschlug, der bessere, inwiefern die Methode seiner Vorgänger wirklich mangelhaft und gefährlich, eine Annahme, die indeß so einfach, so selbstredend für sich spricht, daß sie, ich glaube es, auch ohne eine lästige Argumentation als richtig anzunehmen ist. Oder wer wollte es leugnen, daß, um nur dieses Eine Moment zu berühren, in einer dialogischen Unterhaltung wenigstens unendlich vollständiger, reichhaltiger und verschiedener ein Thema behandelt wird, als wenn ich vielleicht eine einseitige, eine beschränkte Ansicht über dasselbe entwickle? Einseitigkeit aber führt wiederum zur Unklarheit, zum geradezu Falschen.

Der Leser wird jedoch sicher an dieser Stelle etwas anderes mit vollem Rechte von mir verlangen. Ich sollte die ruhmvollen Bestrebungen Kants in der Politik nachweisen — und ich habe von seiner Behandlungsweise der Wissenschaft gesprochen. Es könnte scheinen, diese beiden Punkte hätten nichts mit einander gemein, wären nicht identisch, und doch sind sie es. Ihr Zusammenhang wird klar, wenn man den Begriff Politik nicht in dem engherzigen Sinne von Staatsactionen nimmt, sondern unter Politik alles das versteht, was mit der Entwicklung, der materiellen sowohl als der geistigen, eines Volkes in Verbindung steht. Tritt man dieser antiken Ansicht bei (ich erinnere an die Auffassung des Begriffs pragmatisch bei den Hellenen), so sieht man, daß ich mit demselben Rechte von der Revolution, die Kant durch seine Unterrichtsmethode auf geistigem Gebiete hervorrief, sprechen durfte, als ich von der im bürgerlichen und socialen Leben sprach.

Es bleibt uns übrig zuzusehen, welche Stellung Kant durch die Herausgabe seiner schriftlichen Werke, insofern sich diese auf die Politik bezogen, eingenommen. Ueberblicken wir das, was vor Kant in Bezug auf das allgemeine Staatsrecht, die Staatsform, Verfassung und Verwaltung von den einzelnen Philosophen der neuern Zeit wissenschaftlich geleistet ist, so finden wir, daß das Studium der politischen Wissenschaften mit einem ungleich größeren Eifer gepflegt worden, als man erwarten sollte. Es ist eine dichte Phalanx glänzender Namen, auf die wir stoßen. Beginnen wir mit Macchiavelli, so geht die Reihe fort mit Rodinus, Juan Mariana, Hugo Grotius, Samuel v. Puffendorf, Thomas Hobbes, Robert Filmer, Algernon Sidney, John Locke, Montesquieu u. s. w. Ich würde zu weit gehen, wollte ich das System eines Jeden in seinen besondern Eigenthümlichkeiten genauer entwickeln, es wird für den Gang unserer Untersuchung genügen, wenn wir in einigen allgemeinen Umrissen den Standpunkt andeuten, auf den die genannten Philosophen die politische Staatswissenschaft erhoben.

Wir können drei nacheinander folgende Phasen unterscheiden, die das philosophische Studium des Staatsrechts in seiner genetischen Entwicklung durchlaufen ist. Es trat in sein erstes Stadium mit den **Discorsi** und dem **Principe** Macchiavellis und endigte mit der Batavischen Geschichte des Linguistikers Hugo Grotius. Suchen wir das Charakteristische dieser Periode auf, so finden wir, daß die

Principien, auf die Macchiavell und seine Schüler den Staatsbau begründet wissen wollten, nicht auf dem Wege des Nachdenkens erforscht waren, sondern vielmehr, daß sie sich überall auf bereits gemachte politische Erfahrungen stützten. Durch eine Masse von Beispielen, die theils der alten Geschichte, theils dem Mittelalter entnommen sind, wird gezeigt, was als fehlerhaft erkannt sey, was als nützlich sich bewährt habe. Man sieht augenblicklich die Schwäche dieser ersten Anfänge, denn Beispiele erläutern wohl, aber beweisende Kraft haben nur Gründe.

Die englischen Philosophen Hobbes, Filmer rc. begründeten die zweite Periode der philosophischen Staats- und Rechtslehre. Fragen wir nach ihrem charakteristischen Grundtypus, so sehen wir, daß er der stricte Gegensatz der vorigen Periode ist. Man unterließ es, sich auf Beispiele zu berufen, man sah ganz und gar ab von der praktischen Erfahrung des Zusammenlebens der Völker während mehrerer Jahrtausende, durch Spekulation allein suchte man Systeme und Theorien aufzustellen, denen eben, weil sie bloße Theorien waren, der Boden der Wirklichkeit fehlen mußte.

Seit Montesquieus berühmtem „Geist der Gesetze" endlich datirt die dritte Periode des philosophischen Staatsrechts. Sie ist, um es kurz zu sagen, ein Kind der beiden vorigen. Bei den ausgezeichneten Kenntnissen eines Juristen, Staatsmannes und Historikers, die Montesquieu glücklich in sich vereinigte, gelang ihm vollkommen die Lösung seiner so gewichtvollen Aufgabe, Herstellung eines neuen Systems, wie es den Anforderungen des Nachdenkens sowohl, der Vernunft, der Spekulation, als auch den verschiedenen Charakteren und Bedürfnissen der Völker und Staaten angemessen entsprach. Mit Recht urtheilt der bekannte Historiker Schubert über den Geist der Gesetze, daß dieses Buch zu den schönsten intellectuellen Potenzen des achtzehnten Jahrhunderts in dessen unsterblichem Ehrenkranze gehöre.

Das war der Stand der philosophischen Staatswissenschaften, der Rechtslehre und der Politik überhaupt, als Kant 1755 bei der philosophischen Fakultät der Universität Königsberg als Privatdocent seine Vorlesungen begann. Offenbar fühlte er sich von Montesquieu auf das Lebhafteste angezogen, und bescheiden den eigenen Kräften vorerst mißtrauend, beschränkte er sich anfangs darauf, seinen Zuhörern die Lektüre des damals namentlich in Preußen noch wenig gekannten

Montesquieu auf das angelegentlichste zu empfehlen. Unterdeß gab er sich selbst mit einer Ausdauer und einem Eifer dem tiefsten, eindringendsten Studium Montesquieu's hin, wie es eben nur ein Kant vermochte. Er erkannte, daß Montesquieu's Schrift bei allem ihrem Werthe doch nicht bedeutende Mängel abgesprochen werden könnten, besonders war es Einheit und Rundung zu einem systematischen Ganzen, die er vor allem vermißte. Bei dem überreichen Material, das Montesquieu vorlag, hatte er öfters die Beweisführung einzelner wichtiger Sätze unterlassen, andere Beweise nicht mit der erforderlichen Schärfe und Präcision geführt. So war sein Geist der Gesetze mehr ein Haufe tüchtiger Bausteine, als ein völlig aufgeführtes Gebäude; es zum Tempel, zum Dome mit hoher Kuppel zu machen, unternahm Kant. Ueberall in seinen Schriften wird man mannigfache Anklänge und Beziehungen auf Montesquieu wiederfinden, doch nie bleiben sie ein bloßes Echo, ein leerer Nachhall, sondern stets sind sie ein weiteres Ausführen und Verbessern.

Man hat auch wohl behauptet, daß Kants politische Studien sich an Rousseau und die Encyclopädisten gelehnt. Die Annahme ist falsch. Zwar kann es nicht in Abrede gestellt werden, daß „Emil" und der Contrat social ihn lange und vielfach beschäftigt haben, allein es ist sicher, daß die Inconsequenz und Widersinnigkeit, die aus Rousseau's Schriften stark hervorleuchtet, sehr wohl von Kant begriffen wurde, und daß sein Interesse, das er an diesem Schriftsteller nahm (der Erzbischof Borowski erzählt in seiner Darstellung des Lebens und Charakters Kants, daß unser Philosoph über der Lektüre jener Werke sogar seine gewöhnlichen täglichen Spaziergänge eingestellt habe), nur ein rein psychologisches war, wie er denn auch über Rousseau am ausführlichsten gerade in seiner Anthropologie sich ausläßt.

Von den übrigen Häuptern der damaligen französischen Philosophen, Diderot, d'Alembert, Raynal, Condorcet, Buffon, Condillac, hat niemand auf Kant auch nur einen momentanen Einfluß geübt, wie denn auch eine Aeußerung von ihm über die Encyclopädie sehr bezeichnend ist, welche er das alphabetisch geordnete Register aller Versündigungen des menschlichen Geistes nannte.

Es ist leicht, diese Antipathie zu erklären. Sie hatte nicht etwa in einem leichtfertigen Indifferentismus ihre Quelle, sondern sie ging hervor aus der tiefen Einsicht, der sichern Ueberzeugung, daß

die Bestrebungen der genannten Männer nur nichtig und ephemer seyen, daß ihnen ihrer innersten Natur nach der Keim des Todes und der Vernichtung anklebe. Denn kein großes und kühnes Werk kann entworfen und ausgeführt werden ohne Glauben an etwas Geistiges, dem das Körperliche unterthan sey; und keine Gesellschaft kann sich bewegen und ausrüsten mit Kraft, um ein gemeinschaftliches Ziel unter Aufopferungen zu verfolgen, wenn nicht ihre Mitglieder in dem gemeinschaftlichen Glauben an etwas Göttliches zusammentreffen. Es würde aber eine mehr als arge Unbekanntschaft mit den Encyclopädisten bekunden, wollte man ihnen diesen Glauben an etwas Göttliches zusprechen.

In weit näheren politischen Beziehungen steht dagegen Kant zu den Engländern. Zunächst war es Thomas Hobbes, der Vertheidiger des leidenden unbedingten Gehorsams, den die Stuarts zu ihrem Verderben von Britanniens freiem Volke forderten, gegen den er sich wandte. Hobbes mit seinem System von der unbeschränkten Gewalt des Staatsoberhauptes und mit seiner Lehre von der Entstehung des Staats durch einen Unterwerfungsvertrag, genoß damals noch in vielen Kreisen unbedingtes Ansehen und Autorität, namentlich beriefen sich auf ihn die englischen Staatsmänner in dem Unabhängigkeitskriege der nordamerikanischen Freistaaten. Edmund Burke, von warmem Eifer gegen jede Unterdrückung geleitet, hatte bereits mit den siegreichen Waffen eines klaren Denkers und tiefen Forschers dieses unheilvolle System zu bekämpfen begonnen; mit ihm vereinigte Kant seine Bestrebungen. Obgleich es bei Kant ein fester Grundsatz war, das Unterthanenverhältniß der Regierten gegen die Obrigkeit so bestimmt als möglich hinzustellen, so daß er in seiner Rechtslehre Wehe über den ruft, der eine andere Politik anerkennt, als diejenige, welche die Rechtsgesetze heilig hält, so ging er doch keineswegs so weit, Unrecht und Unterdrückung als Recht zu sanctioniren; im Gegentheil, er erkannte entschieden den Nordamerikanern das Recht zu, für ihre Selbstständigkeit in die Schranken zu treten.

Ganz anders dagegen stellte er sich der französischen Revolution gegenüber, und auch hierin stimmt er mit Burke überein. In der kürzesten Frist war er von dem leicht verzeihlichen Irrthume zurückgekommen, als ob durch die Verfassung vom 3. Mai 1791 Aufklärung Bildung und Gleichheit der allgemeinen, unveräußerlichen

Menschenrechte befördert werden sollten. Die Hinrichtung des Königs belehrte ihn eines Bessern. Er mißbilligte laut und energisch diesen schmählichen Akt, den er als solchen ein keiner Entsündigung fähiges Verbrechen nannte, und legte fortan einen so offenbaren Widerwillen gegen die französische Revolution und deren Koryphäen an den Tag, daß er sogar einen gegenseitigen Briefwechsel, den ihn Siéyes anbot, kalt und ohne Rückhalt zurückwies.

Gerade diese seine Haltung gegen die französische Revolution rechnen diejenigen Kant zum ärgsten Vorwurfe an, die ihm, bemüht des großen Mannes Verdienste in elender Verkleinerungssucht zu schmählen und herabzuziehen, jeden Sinn für Vaterlandsliebe und Patriotismus, ja jedes Gefühl für Freiheit überhaupt absprechen. Zwar, man kann es nicht bestreiten, gleichviel welchen Standpunkt man einnehme, die französische Revolution war ein Bedürfniß. Der Vogel in der Luft, er baut sich sein Nest. Er nimmt sich ein Weibchen, sein Haus wird ihm zu klein, die Jungen wollen beherbergt seyn, er macht es sich größer. Du senkst den Dattelkern in den Blumentopf, er treibt Wurzeln, Blätter, treibt Aeste, Zweige; aufschießt die zarte Pflanze, der Scherben wird zerschlagen, man versetzt den Stamm in einen größern Behälter. Das Kleid, das dem Knaben paßt, für den Jüngling ist es nicht mehr recht. Dem Säugling genügt die Wiege, der Mann will sich strecken im Bette.

Wie aber dem Vogel das Nest, dem Baume der Topf, dem Jüngling das Kinderröckchen, dem Manne die Wiege zu enge wird, so entwachsen auch die Völker ihren Einrichtungen und Institutionen. Kommt noch hinzu, daß mit Härte und Strenge an diesen festgehalten wird, dann muß, soll der gewaltsame Ausbruch nicht erfolgen, dem Rufe nach Reform mit Besonnenheit nachgegeben werden. Dieß geschah in Frankreich zu spät. Aber nichtsdestoweniger hätte der entfesselte Strom in seine natürlichen Ufer wieder eingedämmt werden können; sobald aber nach Mirabeau's Tod die Doktrin des Jacobinismus die Gewalt an sich gerissen, schwand diese Hoffnung. Von diesem Momente an verlor die französische Revolution ihre welthistorische Bedeutung; Frankreich hatte es selbst zur faktischen Unmöglichkeit gemacht, seine Mission zu erfüllen: bürgerliche Freiheit innerhalb der Schranken des Gesetzes und der Vernunft zur Geltung und Anerkennung zu bringen.

Daher ist das Zurückziehen Kants von der Sache Frankreichs vollkommen gerechtfertigt.

Ich habe bisher keine politischen Schriften von Kant namentlich angeführt, und hole das Versäumte nach. Wenn ich sage politische Schriften, so weiß ich, daß man mich nicht mißverstehen und etwa den heutigen Begriff einer politischen Schrift, d. h. einer Broschüre oder eines Flugblattes auf die Werke anwenden wird, die ich im Folgenden aufzuführen beabsichtige. Ich habe dieselben politisch genannt, weil in ihnen die Fragen, welche die jüngste Vergangenheit, zum Theil auch die Gegenwart so belebt gemacht, Fragen über Oeffentlichkeit, Schwurgericht, Preßfreiheit, Volksrepräsentation und ähnliches mehr vom völkerrechtlichen und philosophischen Standpunkte aus erörtert und beleuchtet werden.

Eine seiner ersten Schriften dieser Art ist die Abhandlung: was ist Aufklärung? vom Jahre 1784. Es wird in ihr das Verhältniß der Preßfreiheit zur Kirche betrachtet, und zwar in einer eigenthümlichen Weise. Denn Kant macht einen Unterschied: für den Geistlichen außerhalb seines Amtes, für den gelehrten Theologen, der durch seine Schriften zum Publikum spricht, fordert er unbedingte Gewissens- und Preßfreiheit, welche er ihm in seinen Beziehungen zur Gemeinde, als Lehrer, der von jener zum bloßen Privatgebrauche angestellt ist, keineswegs so kategorisch zuspricht. Es ist diese Behauptung von um so mehr Gewicht, wenn wir erwägen, welcher Glaubens- und Meinungszwang damals durch das Wöllner'sche Ministerium ausgeübt und eingeführt wurde.

Ganz allgemein wird die Preßfrage in der Schrift vom ewigen Frieden besprochen. Unbedingte und unumschränkte Freiheit der Feder in den Schranken der Liebe und Hochachtung für die Verfassung, in der man lebt, das ist die Forderung, die er als sicherstes Palladium der Volksrechte erhebt und begründet. Er verwirft jedes Preßgesetz. Denn was man ein Vergehen durch die Presse genannt, ist entweder kein Vergehen, insofern nämlich die bloße doktrinäre Entwicklung einer Principienansicht, ohne die ausdrückliche Aufforderung, sie That werden zu lassen, nicht strafbar seyn kann, da Gedanken nicht Thaten sind, und der Vorsatz nur ein Gedanke, oder es ist durch, d. h. in Folge der Druckschrift ein Vergehen begangen, und in diesem Falle gehört, was öffentlich geschrieben oder

gesprochen, vor dasselbe richterliche Forum, wie jede andere durch das Gesetz verbotene Handlung.

Uebrigens was ohne alle Rücksicht auf andere Gründe jedes Gesetz, welches Preßzwang gebietet, ausschließend und peremtorisch verdammt, ist der wesentliche Umstand, daß es seiner Natur nach nicht aufrecht erhalten werden kann. Wenn neben einem solchen Gesetze nicht ein wahres Inquisitionstribunal wacht, so ist es unmöglich, ihm Ansehen zu verschaffen. Die Leichtigkeit, Ideen ins Publikum zu bringen, ist so groß, daß jede Maßregel, die sie beschränken will, vor ihr zum Gespötte wird. Wenn aber Gesetze dieser Art auch nicht wirken, so können sie doch erbittern, und das eben ist das Verderbliche, daß sie erbittern, ohne zu schrecken. Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstande, der nicht nur meistens glücklich bleibt, sondern am Ende gar rühmlich wird. Die armseligsten Produkte, denen ihr innerer Gehalt nicht ein Leben von zwei Stunden sichern würde, drängen sich in Umlauf, weil eine Art von Muth mit ihrer Hervorbringung verknüpft scheint. Die nüchternsten Köpfe fangen an für helle Köpfe zu gelten, und die feilsten erheben sich auf einmal zu Märtyrern der Wahrheit. Das einzige Gegengewicht, die Produkte der bessern Schriftsteller, verliert seine Kraft, weil der Ununterrichtete nur allzuleicht den, welcher von Schranken spricht, mit dem verwechselt, der die ungerechten gut heißt. Darum sey Preßfreiheit das unwandelbare Princip einer jeden Regierung!

Diese Grundsätze, von Kant entwickelt, brachen sich in der kürzesten Frist ihre Bahn. Sie waren es, auf die sich der spätere österreichische Staatsmann, Friedrich von Genz, in dem bekannten Memoire berief, das er 1797 Friedrich Wilhelm III. bei seiner Thronbesteigung, als die Forderungen der Zeit enthaltend, übergab.

Die genannte Schrift vom ewigen Frieden ist für uns noch aus einem zweiten Grunde wichtig. Sie erschien 1795 nach dem Basler Friedensschlusse, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Abbé de St. Pierre Kant den Gedanken eingegeben hat, sie zu schreiben. Daß in ihr des Philosophen Ansichten über die Presse niedergelegt sind, haben wir bereits gesehen. Kants Endabsicht bei ihrer Abfassung war aber wohl, den Widerspruch zwischen Politik und Moral aufzulösen, wozu er das Mittel in der Oeffentlichkeit fand. Bekannt sind seine beiden Sätze: „alle auf das Recht anderer

Menschen bezogene Handlungen, deren Maxime sich nicht mit der Publicität verträgt, sind unrecht," und „alle Maximen, die der Publicität bedürfen, um ihren Zweck nicht zu verfehlen, stimmen mit Recht und Politik vereinigt zusammen." Gleich merkwürdige Stellen über die öffentliche Freiheit des Denkens und ihr Verhältniß zum Leben im Staate finden sich am Schlusse der Abhandlung: „was heißt sich im Denken orientiren?" (1786).

Eine nicht minder wichtige Frage, die ebenfalls in unsern Tagen vielfach erörtert ist, die Frage über das freie Versammlungs- und Associationsrecht, wird in der Abhandlung gegen Hobbes im dritten Bande der vermischten Schriften besprochen. Hier verlangt Kant, daß neben dem Gehorsam gegen Gesetz und Verfassung zugleich in jedem Gemeindeverbande der Geist der Freiheit bestehe. Denn gegenseitige Mittheilung sey der Naturberuf der Menschheit, jedes wackern Mannes höchstes Bedürfniß bleiben Freundschaft und Geselligkeit. Wo man diese Zusammenkünfte zu verbieten sucht, entstehen geheime Gesellschaften, und während aus diesen dem Staate Gefahren entstehen können, kommen den Regierungen, wenn sie in den öffentlichen den achtungswürdigen Geist der Freiheit sich in seinem Ursprunge und seinen Wirkungen äußern lassen, Kenntnisse zu, die ihren eigenen wesentlichen Zweck fördern.

Wie Kant über die Abschaffung der Todesstrafe urtheilte, geht aus seinen eigenen Worten hervor: „Der Marchese Beccaria hat aus theilnehmender Empfindelei einer affectirten Humanität (compassibilitas) seine Behauptung der Unrechtmäßigkeit aller Todesstrafe aufgestellt, weil sie im ursprünglichen bürgerlichen Vertrage nicht enthalten seyn könnte: denn da hätte jeder im Volke einwilligen müssen, sein Leben zu verlieren, wenn er etwa einen andern im Volke ermordet; diese Einwilligung aber sey unmöglich, weil niemand über sein Leben disponiren könnte. Alles Sophisterei und Rechtsverdrehung!"

Ich komme endlich zu demjenigen Werke, in dem systematisch und im Zusammenhange über alle die einzelnen Fragen gehandelt wird, die wir hier berührt haben, ich meine die Rechtslehre von 1797, ein Buch, das für die wissenschaftliche Behandlung der Politik und Staatslehre von der nämlichen umfassenden Bedeutung ist, wie die Kritik der reinen Vernunft es für die Philosophie überhaupt war.

Wir eilen zum Abschluß. Man hat gesehen, welches die Stellung Kants zur Politik war, und welches der Einfluß, den er auf dieselbe ausübte. Er war es, der durch seinen Charakter zunächst dahin wirkte, die hemmenden Schranken eines conventionellen Unwesens fallen zu machen, den Unterschied der Stände im bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben aufzuheben; kurz, Kant war der Reformator unserer socialen Zustände. Nicht Minderes verdankt ihm die Wissenschaft, insofern sie auf den Staat Bezug hat, indem er sie einmal theils durch seine Vorlesungen, theils durch die neue Methode in ihrer Behandlung, dann aber auch durch die Herausgabe seiner schriftstellerischen Arbeiten auf neue glänzende Bahnen lenkte. Wir glauben nachgewiesen zu haben, wie falsch ihn diejenigen beurtheilen, derer ich am Anfange erwähnte, wenn sie behaupten, Kant habe weder Sinn für das Wohl des engern Vaterlandes, noch für Politik insgemein gehabt. Sicher aber hat man auch aus meiner Schilderung entnommen, daß ihm ein ebenso arges Unrecht von denen zugefügt wird, die ihn einen unruhigen Kopf, einen Revolutionär zu nennen belieben. Kant verdient diesen Vorwurf ebensowenig als den ersten. Ein Lächeln muß uns überkommen, wenn wir noch bei Kants Lebzeiten hören, wie ihn einer seiner Schüler, der Professor Reuß aus Würzburg, gegen die wahrhaft einfältige Anschuldigung vertheidigt, daß aus der Philosophie seines Lehrers die französische Revolution ihren Ursprung genommen habe. Ja dieses Lächeln steigert sich bis zum Mitleid bei dem Anblick der Angst, die der Däne Grundtvig in seiner Weltchronik gleich wie vor etwas heidnisch-dämonischem empfindet, so oft er gezwungen ist, den Namen auszusprechen

Imm — Anu — El Kant.

Th. Lau.

Die deutsche Stenographie.

> Es ist ein überaus verdienstliches Unternehmen, die wichtige Kunst der Stenographie (Zeit ist ein Kapital, das mit der Völkerkultur an Werth anwächst) nicht bloß zu verbreiten, sondern in ihre Elemente philosophisch zu zergliedern.
>
> A. v. Humboldt.

In unserer Zeit, wo so viele technische Operationen durch die Hülfsmittel der Physik und Chemie eine wunderbare Beschleunigung — zum großen Vortheile des ganzen Menschengeschlechts in materieller, geistiger und sittlicher Beziehung — erfahren haben, liegt der Wunsch sehr nah, daß auch die edelste geistig-mechanische Beschäftigung, welche der Mensch übt, — die Operation, durch welche die verbreitetsten, aber edelsten und unentbehrlichsten Kunstwerke, die Gedankenbauten, verkörpert werden, — das Schreiben — eine ansehnliche Beschleunigung erfahren möge.

Es ist insbesondre zu wünschen, daß den zahlreichen Personen, welche die Hülfsmittel der Wissenschaft für das Menschengeschlecht auszubeuten berufen sind oder sich für solchen Beruf heranbilden, durch Erleichterung des Schreibens die Möglichkeit ausgedehnterer Leistungen, bei mehrerer Schonung ihrer Gesundheit als bisher, gegeben werde. Also den Literaten in einem sehr weiten Sinne des Worts und Denen, die es werden wollen.

Man hat so viel geschrieben über das zu viele Sitzen der Gymnasiasten, über das lästige und unvollkommene Nachschreiben der Studenten, über die Unterleibs- und Augen-Krankheiten der Gelehrten und Schriftsteller. Es giebt keine gründlichere Abhülfe für alle die hier angedeuteten Uebel, man kann für die hier vorliegenden hygieinischen Aufgaben nicht sicherer das Columbus-Ei auf den Tisch stülpen, als wenn man die Operation des Schreibens bedeutend verkürzt.

Und dennoch nehmen so viele Literaten und selbst ein Theil der Schulbehörden, welche über das Wohl der heranwachsenden Gelehrten-Generation zu wachen berufen sind, von der bereits existirenden Stenographie noch kaum Notiz. Es bleibt noch in dem größten Theile von Deutschland jedem Literaten überlassen, sich sein eigenes System von Abkürzungen zu erfinden, das dann oft, weil man für ein solches Mittel zu einem Mittel nicht viel Mühe aufwenden mag, sehr unvollkommen ausfällt. — Liegt, fragen wir, diese Nichtbeachtung an der Stenographie, oder an Denen, die sie würdigen sollten? Wie entsprechen die bisher geschaffenen stenographischen Hülfsmittel und Systeme dem Zwecke der Zeitersparung überhaupt und für Jedermann? Wie insbesondre den Bedürfnissen des Gelehrten und Schriftstellers? Soll, und wie soll, die Stenographie in den öffentlichen Schulen gelehrt werden?

Bekanntlich wurde schon im griechisch-römischen Alterthum stenographirt.[1] Aber die specielle Kenntniß dieser Stenographien ging im Mittelalter verloren, und als im 16ten Jahrhundert in England, im 17ten in Frankreich, das neu empfundene Bedürfniß ähnliche Versuche hervorrief, mußten alle Principien neu erfunden werden. In Deutschland tauchten erst gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts und von da an bis in die 1830er Jahre beachtenswerthe Erscheinungen der Art auf, anfangs noch, zu großem Nachtheil der Sache, an die englisch-französischen Vorbilder sich anlehnend, später erst den Eigenthümlichkeiten der deutschen Sprache durchgängig die gebührende Rechnung tragend.

1834 trat Gabelsberger (gestorben 1849 als k. bairischer Ministerial-Secretär) mit einer Stenographie, die er schon früher privatim gelehrt und bei landständischen Sitzungen geübt hatte, öffentlich auf.[2] Sein Werk, eben so sehr von einem sorgfältigen Studium der deutschen Sprache als von Gewandtheit in der Benutzung

[1] Interessante Notizen hierüber findet, wer sie nicht an den Quellen aufzusuchen vermag, in den Einleitungen zu Gabelsberger's „Anleitung" (s. Note 2), besonders der Ausg. v. 1834, und Stolze's „Lehrb." (s. Note 4).

[2] Gabelsberger, Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst oder Stenographie. München, 1834. 4. — 2te Aufl., nach d. Vfrs. hinterlass. Papieren v. dem Gabelsberger-Stenographen-Centralvereine umgearb. Münch., 1850 [auf dem Umschl.: 1852]. 4.

verschiedenartiger Kürzungsmittel zeugend, überragt weit alle seine deutschen Vorgänger. Man kann die Gabelsbergersche Stenographie die erste ansprechende unter den deutschen nennen. Sie tritt den besten Leistungen der Ausländer würdig zur Seite. Sie hat Beifall und zahlreiche Anhänger in verschiedenen Theilen Deutschlands, zumal aber in Baiern, gefunden, hat, von Schülern und Nachfolgern Gabelsberger's geübt, ausreichende Proben ihrer Brauchbarkeit zum Auffassen öffentlicher Verhandlungen abgelegt, läßt aber dennoch[3] an Zuverlässigkeit und Lesbarkeit des Geschriebenen noch viel zu wünschen.

1841 publicirte W. Stolze, nicht befriedigt durch alle seine Vorgänger, eine neue Stenographie.[4] Er theilt uns in dem Vorworte zu seinem „Lehrbuch" mit, daß er den Gegenstand achtzehn Jahre lang beharrlich verfolgt, dann erst einen ihn befriedigenden Weg aufgefunden und nun, sich ganz der Stenogr. widmend, durch zweijährige angestrengte Arbeit das System vollendet habe. Dieses System zeugt in der That von einem höchst gründlichen Studium des ganzen Schatzes der deutschen Sprache, von genialer Benutzung mancher Ergebnisse neuerer Sprachforschung, insbesondre der Arbeiten von W. v. Humboldt, Becker, Grimm u. A., von einer so fleißigen als kritisch-vorsichtigen Benutzung der Vorgänger auf dem Felde der Stenogr., besonders Gabelberger's, und von feinem Tacte für die Auswahl des praktisch Brauchbaren. Es leistet für Zuverlässigkeit des Geschriebenen ansehnlich mehr als alle seine Vorgänger; ja es ist sogar das einzige, welches die vollständige und unzweideutige Bezeichnung aller Laute jedes einzelnen Worts als obersten Grundsatz aufstellt und festhält, überall den Laut durch Buchstaben, fehlende Buchstaben durch scharf ausgesprochene Regeln vertritt. Auch für Zeitersparniß leistet es noch ein Weniges mehr, als das Gabelsbergersche. Es hat gleich diesem, von Schülern und Nachfolgern Stolze's angewandt, zahlreiche Proben der Brauchbarkeit für öffentliche Verhandlungen abgelegt; ja es scheint — da man ja mehr

[3] Wie Stolze, Lehrb. (s. Note 4) S. 28—45, sehr gründlich nachgewiesen hat.

[4] Stolze, theoret. pract. Lehrbuch d. deutschen Stenographie f. höhere Schulen u. z. Selbstunterricht. 2 Thle. Berl. 1841. 8. — Ders., Ausführl. Lehrgang d. deutsch. Stenogr. F. d. Selbstunterr. bearbeitet. Berl. 1852. 8. Dieses letztere Werk brachte, außer einer veränderten Darstellung, hauptsächlich nur eine verbesserte Schreibung der Fremdwörter.

oder weniger treu und vollständig wiedergeben kann — sich noch vollkommener bewährt zu haben. Hr. Stolze, seit mehreren Jahren Vorsteher des stenographischen Bureaus der preußischen zweiten Kammer, hat das Glück gehabt, eine über viele Orte des nördlichen Deutschlands ausgedehnte, wohlorganisirte Schule zu begründen, zu welcher literarisch tüchtige Kräfte zählen, und hat in Gemeinschaft mit dieser Schule auch noch in manchen früher von niemand verfolgten Richtungen der Stenographie Feld gewonnen: es sind durch die „Zeitschrift für Stenographie"[5] zahlreiche Beziehungen der Stenogr. zur Wissenschaft und zum Leben gründlich besprochen worden; man hat Schriftsetzer unterrichtet, so daß sie (was bei der Gabelsbergerschen Stenogr. selten möglich seyn würde) das stenographisch Geschriebene ohne vorherige Uebertragung setzen; die kais. Staatsdruckerei zu Wien hat eine Typenschrift für die Stolzesche Stenogr. hergestellt; u. s. w. Herr Stolze hat die Bürgerkrone, auf welche er durch seine umfassenden und glücklichen Arbeiten Anspruch erworben, in der vielfältigen Anerkennung von Seiten trefflicher Zeitgenossen gefunden. Und dennoch lassen diese schönen Leistungen, wie ich bald zeigen werde, für Viele noch Vieles zu wünschen.

Nach der Stolzeschen sind nur zwei neu zu nennende Stenographien noch publicirt worden:

1) die von Rahm.[6] Sie giebt ein neues Alphabet und combinirt Hülfsmittel des Gabelsbergerschen und des Stolzeschen Systems. Sie theilt mit dem Gabelsbergerschen den körperlichen Fehler, daß viele ihrer Unterscheidungen zu fein, beim raschen Schreiben kaum noch zu wahren sind, und den geistigen, daß sie eine große Licenz für Abkürzungen aus dem Stegreife gestattet. Man kann nicht sagen, daß sie irgend einen wesentlichen Fortschritt bringe, wenn gleich sie Dem, der sich allseitig nach den kleinen Hülfsmitteln der Stenogr. im Einzelnen umsieht, einiges Brauchbare bietet. Auch sie rühmt sich, von Mehreren benutzt die Feuerprobe, in der preußischen ersten Kammer, bestanden zu haben, scheint aber später wieder in Vergessenheit gerathen zu seyn.

[5] Zeitschr. f. Stenogr. in wissenschaftl., pädagog. u. prakt. Beziehung; herausg. v. Dr. G. Michaelis, Lector d. Stenogr. a. d. K. Fr. Wilh. Univ. z. Berlin. Berl., in 8.; seit 1853 erscheinend.

[6] Anleitung zur Rahm'schen Stenogr. 2c. Bearb. v. G. Rahn. M. e. Vorwort v. F. Adami. Berl. 1849. 8.

2) Die von Arends [7], die man als einen förmlichen Rückschritt betrachten muß. Sie bringt ein neues Alphabet, worin sehr viel Verwechselbares, und eine in vielen Beziehungen unlogische Nebeneinanderstellung einer allerdings mäßigen Anzahl von Regeln, bei deren Bildung aber der Genius der deutschen Sprache sein Haupt verhüllt zu haben scheint. Vielleicht hat sie außer ihrem Urheber nie einen Anhänger gefunden.

Man darf, wenn man die Leistungen der heutigen deutschen Stenogr. würdigen will, unbedenklich die der Stolzeschen allein ins Auge fassen. Denn was die Anhänger der Gabelsbergerschen voraus zu haben behaupten, besteht wesentlich nur in der Anleitung, welche Gabelsberger und die ihm nachfolgenden Autoren seiner Schule ertheilen, eine Menge von Kürzungen aus dem Stegreife zu schaffen.

Die Gabelsbergersche Schule huldigt nämlich noch — gleich allen ihren, übrigens weit weniger leistenden, Vorgängerinnen — dem Princip, daß man, wenn es besondere Eile gilt, Alles hinweglassen dürfe oder sogar solle, was sich aus dem Zusammenhange ergänzen lässt, — nicht bloß einzelne Buchstaben, sondern auch größere Worttheile und ganze Wörter. Sie muthet also dem einzelnen Stenographen zu, während des eiligsten Schreibens zu überlegen, wieviel sich wohl allenfalls von Worttheilen und Wörtern entbehren lasse, wieviel man später durch Schließen und Errathen werde ergänzen können. Gabelsberger und mehrere seiner Nachfolger haben durch eine große Anzahl von Regeln, mehr noch von Beispielen, gezeigt, daß man von solcher Freiheit einen höchst ausgedehnten Gebrauch machen könne; aber sie sind bei der Aufstellung dieser Regeln und der Auswahl dieser Beispiele im Einzelnen sehr oft unglücklich gewesen. Begreiflich kann man, wenn man nur bezweckt, für sich selber etwas niederzuschreiben, um es sehr bald darauf, vielleicht nur einige Stunden später, wieder durchzusehen, auch wohl in gewöhnliche Schrift zu übertragen, sich die allerstärksten und willkührlichsten Abkürzungen erlauben. Von dieser Freiheit, welche mit der Stenographie als solcher gar nichts gemein hat, vielmehr mit jeder Schrift geübt werden kann, haben schon von jeher alle Diejenigen, welche sehr rasch schreiben mußten, den

[7] Die Stenographie in sechs Lectionen zu erlernen 2c. Von L. A. F. Arends, Privatgelehrter u. Lehrer d. Stenogr. Berl., 1850. Fol.

ausgedehntesten Gebrauch gemacht. Es war z. B. sehr verdienstlich von Gabelsberger, daß er hierauf hinwies, für minder Nachdenkende eine große Anzahl von Winken zur geschickteren Uebung jener Freiheit gab, diese belehrenden Winke in Kategorien ordnete, eigene Kunstausdrücke (wenn auch nicht immer treffende) dafür erfand u. s. w. Er machte es hierdurch Manchem möglich, als Kammer-Stenograph zu fungiren, der durch die Benutzung der eigentlich stenographischen Regeln allein dazu nicht im Stande gewesen wäre. Wie aber später Stolze mit einem System auftrat, welches all dieses extemporane Kürzen entbehrlich machte und gerade hierdurch seine große Superiorität vor allen älteren Systemen erwies, blieb der Gabelsbergerschen Schule zweckmäßig nur die Wahl, entweder sich selber gänzlich besiegt zu geben und in dem Stolzeschen System aufzugehen, oder den Versuch zu machen, durch möglichst ausgedehnte Adoption oder Nachahmung der Stolzeschen Principien und Einzelregeln sich zu vervollkommnen. Sie zeigte aber weder zu dem ersten, noch selbst zu dem zweiten Falle der allerdings schmerzlichen Alternative die nöthige Selbstverleugnung. Nur einzelne ihrer Anhänger adoptirten, in verschiedenem Umfange, Einzelnes von Stolze; die Mehrzahl aber ignorirte die Ueberlegenheit des neuen Systems oder leugnete dieselbe mittelst schön klingender Redensarten, wie z. B. daß man die Stenographie nicht mit dem Gedächtnisse, sondern mit dem Verstande aufzufassen habe, — daß Gabelsberger, wenn er lehre, durch Praefix und Suffix den weggeworfenen Stamm zu errathen, hiermit das Princip der Tironischen Noten wieder eingesetzt habe (ein Argument, das nichts beweist, da ein Verfahren, welches Tiro wegen der Schwerfälligkeit der Schriftzüge seiner Zeit und wegen anderer Schwierigkeiten benutzen mußte, für uns, nachdem jene Schwierigkeiten hinweggeräumt sind, vollkommen entbehrlich seyn kann), — u. s. w. Die Strafe für solche Verleugnung des Besseren wird nicht ausbleiben; ja man darf sagen, sie hat bereits begonnen in den das gegenseitige Verstehen erschwerenden Nüancirungen der Schreibweise, welche innerhalb der Gabelsbergerschen Schule sich ausgebildet haben. Stolze aber und andere Vertreter seines Systems haben an mehreren Stellen ihrer Werke in ruhiger und rein wissenschaftlich-objectiver Weise die großen Uebelstände, welche das erwähnte Gabelsbergersche Licenz-Princip mit sich führt, beleuchtet. Treffend sagt unter Anderem Stolze

(Lehrb. I. S. 9): „wie es mit den Ergänzungen aus dem Zusammenhange der Rede aussieht, wissen alle, denen es bekannt ist, welches weite Feld sie bei den alten Classikern den Conjecturen eröffnet haben.“

Sehr mit Recht also verschmäht Stolze dergleichen extemporane Hülfsmittel, als die Zuverlässigkeit und Lesbarkeit beeinträchtigend, ganz und macht sie durch seine Regeln vollkommen entbehrlich. Ueberhaupt hat Stolze alles praktisch Brauchbare, was er bei Gabelsberger vorfand, mit großer Umsicht in seine eigene Stenogr. übertragen. Es bleibt zwar interessant und anregend, die zahlreichen principiellen Bemerkungen zur Stenogr., welche Gabelsberger in einer sehr angenehmen Darstellung giebt, im Original zu studiren; man wird aber bald gewahr, daß Stolze nichts direct Anwendbares daraus zu schöpfen übrig gelassen hat.

Die Kürzungsmittel der Stolzeschen Stenogr. sind nun hauptsächlich folgende:

1) Es werden die Wörter nicht, wie in der gewöhnlichen Schrift, aus einzelnen, neben einander in Eine Reihe mit gleichen Zwischenräumen gestellten Buchstaben zusammengesetzt (so nur etwa ausnahmsweis manche Fremdwörter und Eigennamen); vielmehr werden die logisch verschiedenen Theile des Worts — also Stamm und Affixe (Endungen, Vorsylben ꝛc.), und innerhalb des Stamms (auch wohl der Affixe) Anlaut, Inlaut und Auslaut — stärker von einander geschieden, werden als Abtheilungen und Unterabtheilungen des ganzen Wortbildes behandelt, innerhalb jedes solchen Theils aber, wenn derselbe aus mehr als Einem Buchstaben besteht, die Zeichen dieser Buchstaben möglichst innig zu einer Gruppe verbunden. Indem so die Wortbilder gegliedert — größere complicirt gegliedert — erscheinen, wird die Unterscheidung ihrer näheren und entfernteren Bestandtheile dem Auge sehr erleichtert. So z. B. in schwarz bilden schw einerseits, rz andererseits eine innigst verbundene Gruppe von Zeichen, welche zwei Gruppen das Auge sogleich als Anlaut und Auslaut unterscheidet; der Inlaut a wird nur indirect [wie ich es später unter 3) angeben werde] ausgedrückt, das Auge aber kann auch ihn sogleich als den dritten wesentlichen Theil des Worts unterscheiden. In verbrauchen werden ver und en als Affixe so geschrieben (ver etwas höher als der Stamm, en durch

eine für dieses Affix speciell geltende Kürzung), daß das Auge sie leicht von dem Stamm brauch sondert, und mit diesem letzteren wird ähnlich verfahren wie vorher mit schwarz. — Es werden überhaupt die Affixe sehr gewöhnlich, nach bestimmten Regeln, höher oder niedriger gestellt als der Stamm, weil sonst, bei den Abkürzungen von Stämmen und Affixen, der Leser oft nicht alsbald erkennen würde, wo die Grenzen zwischen den verschiedenen Worttheilen zu suchen seien. — Es war das bezeichnete Fundamental-Princip, die Gliederung der Wörter, unentbehrlich, nicht bloß um die Lesbarkeit, welche durch die zum raschesten Schreiben erforderten zahlreichen und starken Abkürzungen nothwendig sehr beeinträchtigt werden mußte, anderseits wieder etwas zu heben, sondern auch um sich kleinerer, einfacherer Zeichen bedienen zu können, denn es trug nun zur Charakterisirung des Zeichens die Stelle, an welcher es gebraucht wurde, mit bei. Ja es wurde hierdurch möglich, einem und demselben Zeichen in verschiedenen Theilen des Worts verschiedene Bedeutungen zu geben, — ein großer Vortheil, da die zum raschesten Schreiben hinlänglich geläufigen Zeichen kaum zahlreich genug zu beschaffen waren. — Man kann es der Stenogr. wohl nicht verargen, wenn sie bei der Durchführung dieses Princips sich um ihres obersten Zwecks, der großen Schnelligkeit, willen mancherlei Freiheiten erlaubt, die aus dem rein sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkte nicht zu billigen wären; vgl. Note 11.

2) Die Vereinfachung der Buchstaben-Zeichen. In unserer Current- (deutschen Schreib-) Schrift sind nur etwa c, l und f (dieses letztere so, wie es von Manchen gemacht wird, als ein einfacher Strich von oben und rechts nach unten und links), in der Cursiv- (lateinischen Schreib-) Schrift nur das e, einfach genug für die Stenographie. Alle übrigen, und auch von den genannten vieren die Majuskeln, bestehen aus mehreren Zügen von wesentlich verschiedener Handführung und halten dadurch zu lange auf. Sie werden deshalb von der Stenogr. durch weit einfachere Zeichen ersetzt, von denen die meisten Theilzüge gewöhnlicher Buchstaben sind, doch in anderer Bedeutung gebraucht werden als diejenigen Buchstaben, von denen sie entnommen worden. Die stenographische Schrift behält dabei im Allgemeinen die schräge Lage der gewöhnlichen Schrift als eine zum raschen Schreiben, theils an sich, theils durch unsere Gewöhnung, besonders zweckmäßige, bei. — Während

in der gewöhnlichen Schrift manche einfachen Laute (ch, ph, ß, sch, th, au, eu) durch mehr als Einen Buchstaben bezeichnet werden, ertheilt die Stenogr. jedem dieser Laute ein einfaches Zeichen. Selbst manche frequente oder allzu sehr aufhaltende Consonanten-Verbindungen (z. B. mp, mpf, nd, nt, ng, nk, nsch, pf, sp, st, scht, zt) erhalten einfache Zeichen (versteht sich, nur dann, wenn die ganze Verbindung einem und demselben Wort-Theile, Wort-Gliede — vgl. vorher 1. — angehört). Die verdoppelten Consonanten — auch ck und tz, welche die Verdoppelung von k und z ersetzen — werden durch Verdickung des Zeichens des einfachen Consonanten ausgedrückt. Bei allen übrigen Consonanten-Verbindungen ist wenigstens dafür gesorgt, daß ihre Bilder sich rasch aus denen der einzelnen Consonanten zusammensetzen lassen, und es sind zu dem Ende namentlich die Liquidae (l, m, n, r) und das s so geformt, daß sie sich höchst geläufig allen übrigen Consonanten anschmiegen. Für mehrere Consonanten existiren, außer der gewöhnlichen Form, noch Hülfszeichen, welche für manche Fälle das Combiniren erleichtern, anderemal sich in Affixen rascher und das Affix als solches mehr charakterisirend zeichnen lassen.

3) Die Vocale werden nur bisweilen, namentlich wenn sie Anlaute oder Auslaute eines Worttheils sind, direct bezeichnet, in den meisten Fällen dagegen indirect. Für diese indirecte Bezeichnung hat Stolze berücksichtigt: a) eine Aeußerung W. v. Humboldt's, daß die Schrift naturgemäß verfahre, wenn sie die Vocale gar nicht als eigene Buchstaben, sondern nur als Modificationen der Consonanten behandle; — b) die durch J. Grimm entwickelten Lehren von der sprachhistorischen Entwickelung aller Vocalmodificationen unserer Sprache aus den drei Grundlauten a, i, u, und vom Ablaut; — c) die verschiedene Höhe (im musikalischen Sinne) der Vocale. Er hat diese verschiedenen Principien sehr sinnreich combinirt, und benutzt demgemäß die Stellung in verschiedener Höhe — und zwar auf 3 verschiedenen, nahe über einander liegenden Schriftlinien, von denen aber für Anfänger nur die mittlere, für Geübte gar keine, wirklich gezogen wird — für die hohen, mittleren und tiefen Vocale der Stammsylbe, — die Verdickung des anlautenden Consonanten für den starken Vocal zum Unterschiede von dem entsprechenden schwachen, — die weite Verbindung des Anlauts und Auslauts im Gegensatz zur engen für die Unterscheidung der Umlaute von den

Grundlauten, — das Uebergehen von einer Schriftlinie zur andern zur Bezeichnung einiger Diphthonge, — u. s. w.

4) Es werden Abkürzungen — Sigel, sigla — aufgestellt: a) für alle frequenten Affixe und Formwörter (diese letzteren im Sinne Becker's, also: Partikeln, Artikel, Fürwörter, Hülfszeitwörter, u. s. w.); b) für eine Anzahl frequenter Stämme von Begriffswörtern. — Diese äußerst zahlreichen Sigel sind begreiflich nicht planlos erfunden und an einander gereiht, sondern sie bilden, was das Behalten sehr erleichtert, ein durch Analogien und Kategorien wohlgeordnetes System.

5) Die Sigel der Wortstämme dürfen, um viel zu ersparen, in der Regel nur aus einem oder zwei Consonanten bestehen. Es wird aber dadurch, daß man sie auf die drei verschiedenen Schriftlinien stellen und Verdickung eines Consonanten-Zeichens mit benutzen kann, oft noch die Möglichkeit erreicht, ohne merklichen Zeitverlust verschiedene Vocale mit auszudrücken. Dies wird insbesondere für solche Zeitwörter, deren Stamm mehrfach ablautet, so wie auch für die durch einen Ablaut davon gebildeten Hauptwörter, benutzt (z. B. pfl, spr — beide Combinationen stenographisch nur aus 2 Buchstaben bestehend — für pfleg, pflog, pflicht, — sprech, sprach, sprich, sproch, spruch), — andremal aber auch für ganz verschiedene Wortstämme, mit oder ohne Affixa. (Z. B. br für breit, bracht, bring, brief, brod, bruder, — d für dein, die, dort, da, darf, du, — g für gern, gift, gott, ganz, gut, ein kleineres g für genau, gewesen, gewöhnlich, gegen, gehabt, genug; es werden also durch den einfachen Buchstaben g, etwas größer oder kleiner, dicker oder dünner, und auf, über oder unter der Hauptlinie gezeichnet, 11 verschiedene Wörter ausgedrückt.) — Es werden mithin die verschiedenen Schriftlinien, mit denen während des Schreibens äußerst häufig gewechselt wird, stark mit benutzt, um Vocale (s. oben 3.), Worttheile (s. 1.) und ganze Wörter von einander zu unterscheiden.

6) Da das Absetzen mitten im Schreiben immer einen kleinen Zeitverlust verursacht, so wird sehr häufig der Artikel mit dem Substantiv oder Adjectiv, die Präposition mit dem regierten Casus (Artikel oder Substantiv u. s. w.) verbunden. Auch das Bindewort und wird oft so behandelt.

7) Stolze bedient sich auch noch einer von der gewöhnlichen

mehrfach abweichenden, ihm die Kürzung erleichternden, Orthographie, leistet z. B. auf einen Unterschied zwischen kleinen und großen Buchstaben durchaus (auch für Eigennamen u. s. w.) Verzicht, ersetzt qu, schw, zw durch kv, schv, zv, — ie oft durch i (vgl. Note 11), lässt auch das Dehnungs-h meist weg, u. s. w. Es ist nicht zu leugnen, daß einige von diesen Abweichungen, wie schon die so eben gegebenen Beispiele zeigen, der Sprache einige Gewalt anthun. Auch fehlt es nicht an kleinen Inconsequenzen. — Man ist übrigens bei der Benutzung des Stolzeschen Systems nicht gehindert, eine andere Orthographie zu befolgen, wenn gleich manche Sigel, auf die man nicht gern würde verzichten wollen, auf eine von der gewöhnlichen abweichende Schreibung begründet sind. Nur auf die großen Buchstaben muß man, wenn man sich nicht sehr bedeutende Aenderungen im System erlauben will (wovon noch später), vollkommen Verzicht leisten.

Durch die angegebenen 7 Hauptmittel [Gliederung der Wörter, vereinfachte Buchstaben-Zeichen, indirecte Bezeichnung der Vocale, Sigel, Vervielfältigung der Sigel durch andere Hülfsmittel, Aneinander-hängen von Wörtern, eigenthümliche Orthographie] und durch manche geringere, mehr gelegentlich noch für einzelne Wörter und kleine Wörterreihen benutzte, Kürzungsmittel, welche als nur untergeordnet wichtig ich hier übergehe, erreicht Stolze eine so große Zeitersparniß, wie ein Kammer-Stenograph ihrer bedarf; man kann, nach gehöriger Einübung, mit der Stolzeschen Stenogr. etwa 5mal so rasch schreiben als mit gewöhnlicher Schrift ohne Abkürzungen, wenn diese noch leserlich bleiben soll; eine größere Schnelligkeit wird für jetzt wohl niemand begehren.[b] Dabei wird die Hand weniger

[b] Für Fälle besonderer Eile, so wie zur Erleichterung der Kammerstenographen, deren Hand, wenn sie mehrstündigen Verhandlungen folgen sollen, begreiflich sehr ermüdet, — auch zur Erleichterung Solcher, die durch Fehler der Hand oder andre Umstände verhindert sind, einen höheren Grad von Geläufigkeit des Schreibens zu erreichen, — giebt Stolze (Lehrgang §. 102, Taf. 55—57) noch Anleitung zur Bildung von Specialsigeln, jedoch nicht etwa zu einer Bildung aus dem Stegreife, vielmehr zu einer vor dem Gebrauche zu bewerkstelligenden. Auch dringt er darauf, daß die Bedeutung jedes solchen Specialsigels gehörig festgestellt sei. Auch diese seine Anleitung also hält sich fern von jener Licenz, welche wir oben (S. 140) bei der Gabelsbergerschen Schule zu rügen fanden.

angestrengt: die Bewegungen derselben, wenig ausgedehnt [9], aber sehr mannigfaltig, haben fast mehr Aehnlichkeit mit dem Zeichnen einer Linearskizze als mit dem gewöhnlichen Schreiben; sie verhalten sich zu diesem etwa wie ein eleganter Tanz zu einem Galopplauf; sie nehmen nicht so monoton immer dieselben Muskeln in Anspruch und rufen deshalb wahrscheinlich weit weniger leicht den so peinigenden Schreibkrampf [10] hervor.

Dies Alles ist erreicht mit einer Wissenschaftlichkeit und einer Consequenz, welche Jeden angenehm ansprechen müssen. Je länger man die Stolzeschen Arbeiten studirt, desto mehr findet man Anlaß, die Umsicht und den Tact anzuerkennen, welche bei dem schwierigen Werke geleitet haben.

Freilich, wie kein Menschenwerk vollkommen, so finden sich auch hier manche Mängel im Kleinen: die Wissenschaftlichkeit und die Consequenz müssen bisweilen der Schnelligkeit kleine Opfer bringen [11],

[9] Mota parce dextera, sagt schon Ausonius (epigr. CXL.) von einem Stenographen.

[10] Chirospasmus scriptorum, — bekanntlich ein Uebel, welches erst in unserem Jahrhundert zur wissenschaftlichen Besprechung kam, sonder Zweifel weil es erst da, aus sehr begreiflichen Gründen, in größerer Verbreitung auftrat, während es sporadisch auch früher aufgetreten seyn mag.

[11] Wir haben schon S 145 unter 7. für diese unsere Behauptung — welche übrigens Stolze selber gewissermaßen einräumt: Zeitschr. f. Stenogr. 1854. S. 13. Z. 5-7 — Beispiele beigebracht. Hier noch einige andere. Die Anfangsconsonanten der Bildungs- und Biegungs-Sylben, deren Vocal e ist, werden noch zur Stammsylbe gerechnet, wenn sie sich mit derselben zu einer Sylbe vereinigen lassen; es wird also in Zierde, kleinster, sagte das d, st, t mit dem vorangehenden r, n, g so innig verbunden als wenn es noch mit zum Stamme gehörte. Eben so das bloße t, welches in einem Zeitworte unmittelbar auf den Stamm folgt, z. B. in sagt. — Gegen die allgemeinen Principien der Vocalisation (s. S. 144 unter 3.) wird ai höher gestellt als ei. — In der Regel wird ie in i verkürzt, obwohl hiermit nur ein Minimum von Zeit erspart wird; diese Verkürzung ist wohl um so weniger zu rechtfertigen, da das ie oft diphthongische Bedeutung hat (Grimm Gramm.). — Die Verlängerung des Bindestrichs, um ei oder die Umlaute ä, ö, ü zu bezeichnen, erregt den Schein einer stärkeren Scheidung zwischen Anlaut und Auslaut; zu geschweigen daß — während behauptet wird, es seien allen einfachen Lauten einfache Zeichen beigelegt — ä, ö, ü, obwohl einfache Laute, in der That durch je zwei Zeichen (den starken Laut und den Bindestrich) ausgedrückt werden. — Es werden principiell alle willkührlichen, mit dem System nicht in Zusammenhang stehenden Zeichen verworfen, und doch bisweilen solche gebraucht, z. B. bei Ziffern, oder wenn einzelne Buchstaben als solche bezeichnet werden sollen, oder (um ein einzelnes Wort anzuführen) bei princip. Hätte Stolze sich entschließen können, das gebräuchlichste Abkürzungszeichen,

bei manchen Sigeln kommt die Wissenschaftlichkeit sogar stark in die Brüche[12]; die Consequenz wird bisweilen unpraktisch[13]; manche Sigel für veraltete oder zu selten vorkommende Wörter[14] belästigen nur; u. s. w.

Doch diese unsere Ausstellungen betreffen nur Untergeordnetes. Aber, wird man vor Allem fragen, wie verhält es sich mit der Zuverlässigkeit und Lesbarkeit des Geschriebenen?

Die Stolzesche Schule behauptet, ihre Stenogr. sei eben so zuverlässig wie die gewöhnliche Schrift, man habe dabei eben so wenig zu rathen. Man kann dies zugeben, wenn sie ganz exemplarisch gehandhabt wird, wenn der Schreibende gegen keine der zahlreichen, allerdings mit steter Berücksichtigung der Zuverlässigkeit umsichtigst aufgestellten, Regeln verstößt, und — wenn kein neckischer Zufall störend auftritt, wovon bald mehr. Keines der früheren stenographischen Systeme kann auch nur so viel von sich rühmen. Aber in dem „exemplarisch" liegt hier eine starke Forderung. Da die unterscheidenden Charaktere weit weniger zahlreich und weit weniger voluminös sind als bei der gewöhnlichen Schrift, so macht auch schon das kleinste Versehen — ein leichtes Aufdrücken oder Ausfahren mit der Feder an unrechter Stelle, das etwas zu starke

den Punct, bisweilen zu gebrauchen, so würde er dadurch mitunter kleinen Inconvenienzen ausgewichen seyn und die Lesbarkeit befördert haben. — Die Stolzesche Schrift rühmt sich zwar mit Recht, zwischen manchen Wörtern — hauptsächlich dadurch daß sie das Wort in Stamm und Affixe gliedert — genauer zu unterscheiden als unsere gewöhnliche Schrift (so z. B. bei Gebet und gebet, erb-lich und er-blich, Dachs und Dach(e)s, Dienst und dien(e)st, steht aber, indem sie auf die Majuskeln immer und principiell, auf die Dehnungsbuchstaben e und h meistens, Verzicht leistet, also z. B. Fahrt von fahrt, Ruhm von Rum, nicht unterscheidet, in einer weit größeren Anzahl von Fällen der gewöhnlichen Schrift im Unterscheiden nach. — Auf einige andere Mängel an Wissenschaftlichkeit oder Consequenz werden wir später hinweisen.

[12] In dem Abschnitt über die Fremdwörter bei vielen Sigeln und selbst manchen Regeln.

[13] So z. B. wenn von mit vn geschrieben wird, statt bloß mit v — nur deshalb, weil es beim Zusammenhängen mit einem darauf folgenden Worte verwechselt werden könnte mit ver-, welches bloß durch v ausgedrückt ist. (Es war einfacher, für von, ausnahmsweise, auf solches Zusammenhängen zu verzichten.) Oder wenn für mehr oder weniger ein Sigel erfunden wird, welches mehr Zeit erfordert als das allbekannte ±.

[14] Z. B. ingleichen, etwelche, überdem, ohnedem, jedweder, Pilger, Pilgrim.

oder zu schwache Krümmen eines Zuges, ein etwas zu stumpfes oder zu spitzes Uebergehen von einem Buchstaben zum anderen, u. dgl. — sehr gewöhnlich falsche Buchstaben und nöthigt zu einem Rathen, das bisweilen um so schwieriger wird als es hier weit weniger wie in der gewöhnlichen Schrift heißt: noscitur ex socio qui non cognoscitur ex se. — als von einer litera socia oft keine Rede ist, vielmehr eine große Anzahl von Wörtern nur aus einem einzigen Buchstaben besteht. Denn so groß war für Stolze, dem, wenn auch ursprünglich nicht der parlamentarische Zweck, doch immer die höchst schwierige Aufgabe, einem Sprechenden folgen zu können, vorschwebte, das Bedürfniß Alles abzukürzen, daß kein zweibuchstabiges Wort (nur Fremdwörter etwa ausgenommen) seinem Kürzen entging. Nicht wenige Größen-Unterschiede, und darunter sehr häufig wiederkehrende, laufen auf die Differenz von 2 : 3 hinaus; wer nicht höchst geübt ist, kann bei aller Aufmerksamkeit gar nicht umhin, hier oft falsch zu schreiben oder falsch zu lesen. Wenn aber vollends ein Fäserchen sich in den Spalt der Feder setzt, so fein daß man es kaum bemerkt, so giebt es verdoppelte Consonanten oder ein a, u, au statt eines e, o, eu, u. s. w.; und wenn eine Feder spritzt oder man unversehens mit der Feder das Papier berührt, so kann jedes kleinste Fleckchen, das dadurch auf dem Papier entsteht, nicht etwa bloß einen I-Punct, wie in der gewöhnlichen Schrift, sondern ein in, im, ist, oder, wenn es zufällig sich mehr lang als rund gestaltet, ein auf, auch, euch, euer simuliren. — Es gehört eine sichere und mäßig geschickte Hand, ein geübtes Augenmaaß und eine sehr tüchtige Einübung der Regeln dazu, sich vor Fehlern wie die vorher bezeichneten zu hüten; aber vor den so eben angedeuteten Zufällen schützt nichts.

Die Stolzesche Schule behauptet ferner, ihre Schrift sei eben so lesbar — eben so leicht zu lesen — als die gewöhnliche. Dies kann ich, selbst ein exemplarisches Schreiben vorausgesetzt, nicht zugeben. Einseitige Speculation zwar kann es glauben lassen, ja sogar glauben lassen, jene müsse noch lesbarer seyn. Denn die gewöhnliche Schrift setzt ihre Worte aus einer größeren Zahl von Buchstaben, von denen fast jeder einzeln untersucht seyn will, zusammen; sie fügt alle diese Buchstaben, als wenn die Verbindung mit den benachbarten immer gleich innig wäre, auf Einer Linie und mit gleichen Zwischenräumen an einander; sie ignorirt mithin die Grenzen

zwischen den verschiedenen Theilen des Worts fast immer (nur den Fall ausgenommen, daß bei Zusammensetzungen ein Bindestrich genommen wird), ja sie verwischt bisweilen geradezu diese Grenzen, indem sie am Ende der Zeile wider die Etymologie theilt (z. B. besor-gen, erlau-be). Die Stenogr. dagegen zeigt das Wort aus einer kleineren Zahl von Zeichen zusammengesetzt, dabei gegliedert in Stamm und Affixe; diese Glieder sind oft durch die Stellung auf verschiedenen Linien auffallend gesondert; fast jedes Theilzeichen in einem Wortbilde drückt nicht einen einzelnen Buchstaben, sondern einen aus mehreren Buchstaben zusammengesetzten Laut aus, giebt uns also alsbald mehr als der einzelne Buchstabe der gewöhnlichen Schrift; minder differente Buchstaben, die der Leser sehr leicht supplirt, namentlich zahlreiche lückenbüßende e, sind entfernt; kurz, während die gewöhnliche Schrift eine reine Buchstabenschrift, ist die stenographische mehr eine zur Bilderschrift übergehende Lautschrift, und, wie es leichter ist, ein Bild blitzschnell zu erkennen als eben so rasch ein mehrsylbiges Wort zu buchstabiren, wie das kleine Kind jene Kunst weit früher erwirbt als diese, so, sollte man meinen, müßte auch die stenographische Schrift lesbarer seyn. Aber es kommen hier — auch abgesehen von den S. 148, 149 besprochenen kleinen Störungen — allerlei Schwierigkeiten zum Vorschein, welche bei der gewöhnlichen Schrift nicht existiren; namentlich:

1) Die logische, mehr aber noch die räumliche, Kleinheit und Feinheit der unterscheidenden Charaktere, während wir gewöhnt sind, durch größere und gröbere Charaktere stärker frappirt zu werden. Zu der Feinheit der Charaktere gehört auch die Relativität vieler derselben.

2) Daß sehr oft die Buchstabenzeichen abgerundet in einander übergehen, so daß es etwas mißlich ist die Grenze zwischen zweien zu bezeichnen.

3) Die complicirte Bedeutung vieler Zeichen[15], indem oft

[15] Ich muß hier bitten, zwischen der complicirten Bedeutung eines Gegenstandes und dem complicirten Bilde, der complicirten Form, eines solchen als zwei ganz verschiedenen Dingen zu unterscheiden. Die Complicirtheit eines Bildes erschwert nicht etwa das Erkennen, sondern erleichtert es — einen gewissen, sehr mäßigen Grad von Uebung vorausgesetzt — in der Regel. Wie blitzschnell unterscheidet man nicht zwei Menschengesichter von einander (schon das lallende Kind kann das) oder eine Eiche von einer Buche, während man bei Naturkörpern, die man nur durch 1 oder 2 Charaktere von einander zu unterscheiden gelernt hat, erst mit

ein und derselbe Buchstabe uns gleichzeitig mehrerlei sagen muß, z. B. daß er im Anlaut oder im Auslaut stehe, zum Stamm oder zu einem Affix gehöre, verdoppelt sei oder nicht, daß ihm ein gewisser Vocal nachfolge oder vorangehe, u. s. w.

4) Die Bedingtheit vieler Zeichen, insbesondere auch der Vocalbezeichnung: ein und dasselbe Zeichen hat oft unter verschiedenen Bedingungen (auf verschiedenen Schriftlinien, im Anlaut oder im Auslaut des Stammes, im Stamm oder in einem Affix, in einem Suffix oder einem Praefix, und je nachdem Dies oder Jenes vorangeht) sehr verschiedene Bedeutungen. So z. B. ein und dasselbe Zeichen bedeutet im Anlaut g, im Auslaut gt, — ein und dasselbe m bedeutet, je nachdem sich das nachfolgende Zeichen ihm mehr oder weniger nähert, auf der Oberlinie mi oder mie, auf der Hauptlinie me oder mei, auf der Unterlinie mo oder mö, — ein verdicktes k auf der Unterlinie bedeutet mit gewissen Praefixen (welche eine Bewegung bezeichnen) kunft, mit anderen Praefixen oder ohne Präfixe kunst.

5) Daß manche Zeichen den Interpunctionen sehr ähnlich sehen und, zumal wenn auf nicht liniirtem Papier geschrieben wird, von Komma oder Gedankenstrich kaum sicher unterschieden werden können. So die Zeichen für zu, zu seyn, zu haben, zum, neben, nicht, noch, nach, nie, nun, dem, den, ihm, ihn, u. s. w. (Dieses Moment beeinträchtigt außer der Lesbarkeit bisweilen sogar auch die Zuverlässigkeit.)

Ungeachtet aller dieser Schwierigkeiten kann man es durch eine mäßige Uebung dahin bringen, daß man sich bei jedem Anstoße rasch hilft, und daß man die stenographische Schrift eben so geläufig vorliest als gewöhnliche Schrift. Man kann also sehr leicht einen Zuhörer glauben machen, der Grad der Lesbarkeit sei bei beiden Schriften derselbe; und es dürften manche Stenographen sich selber auf diese Weise getäuscht und das umständliche Analysiren, zu welchem sie oft genöthigt waren, nur ihrer noch nicht genügenden Uebung zugeschrieben haben. Aber ein solches Vorlesen, selbst ein

einiger Mühe sich fragt: ist hier der Charakter von A oder der von B ausgeprägt? — Eben deshalb unterscheidet man auch die complicirten Buchstaben unserer gewöhnlichen Schrift leichter und rascher als die einfacheren stenographischen. Machen wir doch bisweilen einzelne Buchstaben (z. B. C, S) durch Anhängen eines Häkchens od. dgl. complicirter, um sie leichter erkennen zu lassen. Man wolle also ja nicht etwa glauben, daß die Einfachheit der stenographischen Zeichen die Lesbarkeit befördern könne.

mäßig rasches Vorlesen, ist ja noch etwas *höchst* langsames gegen das Maximum der Schnelligkeit im Lesen von Geschriebenem, welches der Gelehrte oft bei seinen Studien erreicht und erreichen muß. Eine von der eigenen Hand eng geschriebene Quart- oder Folio-Seite gewöhnlicher Schrift zu übersehen, um ungefähr zu wissen, von welchen Gegenständen auf derselben gehandelt wird, ist oft das Werk von 1—2 *Secunden*, und *darf* auch oft nicht länger dauern, wenn man nicht alle Laune verlieren, nicht in Studien zu Grunde gehen soll. Bei der stenographischen Schrift ist so etwas unmöglich.[16] Es fehlen ihr dazu, der vorher erwähnten Ursachen verringerter Lesbarkeit zu geschweigen, vor Allem *die Majuskeln*, welche, bei Geschriebenem wie bei Gedrucktem, die Lesbarkeit und Uebersichtlichkeit so ungemein befördern! Eine Schrift ohne Majuskeln wird dem Gelehrten, *der sich auf seinen wahren Vortheil versteht*, niemals zusagen.[17]

---

[16] Hr. Stolze selbst scheint Das gefühlt zu haben, wenn er (Lehrgang S. 113) sagt: „Collectaneen schreibe man in ein Heft und setze den Inhalt jedes einzelnen Stückes mit kurzen Worten *in gewöhnlicher Schrift* an den Rand. Diese Marginalien, in Verbindung mit einem alphabetischen Sachregister, sichern das rasche Auffinden“ u. s. w.

[17] Wenn die Grimm und andere ausgezeichnete neuere Gelehrten den Gebrauch der Majuskeln verwerfen, so kann man Das aus dem oben angedeuteten Grunde nicht zweckmäßig finden. Der entschiedenen Zweckmäßigkeit der Majuskeln gegenüber sollte billig jede Frage nach historischer Berechtigung schweigen. Wenn es im Deutschen auch nie Majuskeln gegeben hätte, so sollte man sie heute einführen, um sich und Anderen das Lesen zu erleichtern und kostbare Zeit zu ersparen. Die Engländer sind in dieser Beziehung praktischer: sie führen jetzt die Majuskeln für manche Fälle ein und zeichnen damit sogar nicht selten außer Substantiven und von Eigennamen abgeleiteten Adjectiven auch andere Wörter aus. Ob zwar eine solche — auch von deutschen Schriftstellern mitunter beliebte — *weitere* Ausdehnung des Gebrauchs der Majuskeln zweckmäßig sei, will ich dahingestellt lassen.

Wenn J. Grimm den Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben als eine Art „Adel“ tadelt, welchen man den Hauptwörtern beilegen *wolle*, so ist dagegen zu erinnern, daß die Hauptwörter einen solchen Adel rechtmäßig und anerkannt *besitzen*. Rechtmäßig: davon kann man sich überzeugen, wenn man die unvollkommenen, entstehenden Sprachen der kleinen Kinder beobachtet, in denen die Hauptwörter den ersten Anfang ausmachen, also als die ältesten und unentbehrlichsten unter allen Wörtern erscheinen. Anerkannt: das beweisen die Benennungen Hauptwort, Substantiv.

J. Grimm nennt den Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben für Substantiva „pedantisch“. Man muß ihm diesen Tadel zurückgeben; denn es ist wohl

Wir werden jetzt ziemlich scharf aussprechen können, in welchem Grade die bisherige Stenographie für verschiedene Zwecke des Lebens zu empfehlen ist.

1) Sie ist unbedingt zu empfehlen für den Zweck, für den sie zunächst erfunden worden: einem Redenden zu folgen. Bei einer so schwierigen Aufgabe muß man einige Schwerlesbarkeit des Geschriebenen — und die meistens eintretende Nothwendigkeit, hinterher in gewöhnliche Schrift zu übertragen — geduldig mit in den Kauf nehmen.

2) Sie ist zu empfehlen für sehr zahlreiche, fast Jedem gelegentlich vorkommende, Fälle von Schreib-Arbeit, wobei Zeitersparniß, selbst auf Kosten der Lesbarkeit, wichtig ist. Für Literaten z. B. bei Studien auf Reisen, in öffentlichen Bibliotheken oder andern Sammlungen; — oder beim ermüdenden Niederschreiben ungewöhnlich voluminöser Notizen; — oder beim Entwerfen kleiner, leicht zu übersehender Arbeiten, wenn es nicht darauf ankommt, während der Arbeit das schon Geschriebene oft wieder überfliegen zu können; besonders aber wenn es wichtig ist, sehr rasch zu entwerfen, ehe das erste Feuer verrauche. — Auch zum Correspondiren zwischen Personen, die der gleichen stenographischen Schule angehören. Um dieses letzteren Zweckes willen wünscht Stolze mit Grund ein orthodoxes Festhalten an allen Regeln der Schule, während in der Gabelsbergerschen Schule sehr unangenehme Heterodoxien aufgetaucht sind und den Verkehr erschweren. Auch die Stolzesche Schule gestattet zwar das Verbessern und Fortschreiten, aber nur unter der

pedantisch, gegen einen harmlosen Gebrauch, der sich Anderen durch seine Zweckmäßigkeit empfiehlt, zu eifern, weil man ihn für sich selber entbehrlich findet. — Will ein Gelehrter, der für seine Person die Majuskeln entbehrlich findet, auf sie Verzicht leisten: **habeat sibi.** Der schlichte Verstand der Mehrzahl der Gebildeten und Gelehrten aber wird sich die Majuskeln als eine der nützlichsten Erfindungen in der Schrift nicht mehr rauben lassen.

Wenn v. d. Hagen (Abh. d. K. Akad. d. Wiss. z. Berlin. A. d. J. 1853. S. 210) sagt: „Sie" (die Majuskeln) „dienen uns vielmehr als eine Art Noten für Hervorhebung durch den Ton, um leicht vom Blatte zu lesen, und sind damit sogar bedeutend für grammatische Richtigkeit und Berichtigung, z. B. er hat Recht, mir ist Ernst, Zorn, mir thut Leid; dagegen lebenslang, zuhand, laut, kraft, trotz u. s. w. auch äußerlich schon als zu Adjectiven, Adverbien, Präpositionen abgeschwächt sich ankündigen." — so muß man ihm darin beipflichten, aber zugleich bemerken, daß er die für die Majuskeln sprechenden Gründe noch keineswegs erschöpfend angegeben hat.

Aufsicht und Genehmigung des stenographischen Central-Vereins zu Berlin, der in dieser Beziehung wie eine Akademie fungirt.

3) Sie ist durchaus unbrauchbar für Documente, bei denen es auf einen hohen Grad der Zuverlässigkeit und Unzweideutigkeit, wohl selbst auf die Zuverlässigkeit einzelner Buchstaben, ankommt, also namentlich für gerichtliche Verhandlungen aller Art und für viele Schriftstücke, die eventuell Gegenstände einer gerichtlichen Verhandlung werden könnten, — ausgenommen wenn man das stenographisch Geschriebene nur als Brouillon behandelt und sehr bald in gewöhnliche Schrift mundirt. Denn zugegeben auch, daß die Stolzesche Stenogr., wenn alle ihre Regeln streng beobachtet werden, für jeden Buchstaben einsteht, so würde man doch oft nicht sicher seyn, ob der Schreibende auch alle Regeln wirklich beobachtet und nicht vielleicht ein kleines Versehen begangen habe, und ob auch nicht einer von jenen Zufällen, deren wir S. 149 gedacht, im Spiel sei. Es ist hier oft alles Schließen, daß so oder so zu lesen sei, vollkommen unzuläßig. Auch wäre bei der Stolzeschen Stenographie ein zufälliges oder absichtliches Fälschen an einem bereits fertigen Document durch eine wegen ihrer Geringfügigkeit nicht entdeckbare Aenderung weit leichter als bei der gewöhnlichen Schrift.

4) Auch aus mehreren anderen Gründen — von denen jeder einzelne minder gewichtig ist als der unter 3. berührte, die aber in ihrer Gesammtheit höchst gewichtig sind — ist es durchaus unzuläßig, ja man darf sagen: unmöglich, sie zur einzigen Schrift des gewöhnlichen Lebens zu machen. So: weil die so unentbehrliche Verschiedenheit der Handschriften sich in ihr viel zu wenig bemerklich machen kann[18], — weil es zu schwierig ist, sie größer oder kleiner als gewöhnlich zu schreiben (indem für manche Buchstaben, die sich nur durch die Größe von einander unterscheiden, die Uebung fehlt, diesen relativen Unterschied bei einem veränderten Maaßstabe hinlänglich genau wiederzugeben, zumal wenn die Differenz zwischen

[18] Die Nachtheile einer zu geringen Verschiedenheit der Handschriften kann man besonders in England kennen lernen. In Deutschland würde schon die s. g. amerikanische Schreibmethode, wenn sie sich mehr verbreitet hätte, in dieser Beziehung geschadet haben. Uebrigens ist in Deutschland die Individualität der Handschriften, nur die kaufmännischen ausgenommen, bis jetzt noch ausgeprägter als in irgend einem anderen bekannteren Lande, und wir wollen uns diesen Vorzug zu erhalten suchen.

zweien Buchstaben so gering ist wie 2 : 3), — weil sie überhaupt, um nur noch einigermaßen leserlich zu bleiben, eine größere Sicherheit der Handführung erheischt, als sie bei vielen schwächlichen, kranken oder alten Personen, welche mit der gewöhnlichen Schrift noch leserlich schreiben können, zu finden ist, — u. s. w.

5) Sie ist nur bedingt brauchbar zu Concepten für öffentliche Vorträge. Man muß wenigstens sehr taktfest in ihr seyn oder muß das Geschriebene wiederholt durchgelesen haben, um beim Vortragen sicher zu seyn, daß man nicht zur Unzeit bei schwierigen Wörtern (z. B. Fremdwörtern, Eigennamen) oder kleinen Versehen, Spritzflecken od. dgl. stocke.

6) Sie ist kaum brauchbar zum Entwerfen größerer, namentlich schriftstellerischer, Arbeiten, bei denen man während der Arbeit das schon Fertige oft wieder überfliegen will und häufig Verbesserungen am Rande oder zwischen den Zeilen anbringen muß. Denn am Rande und zwischen den Zeilen verschwinden uns die Schriftlinien und mit ihnen die Sicherheit im Erkennen der Vocale und manches Anderen; man kann hier z. B. richten und rechten, Reck und Rock, Hahn und Huhn nicht mehr von einander unterscheiden. Wollte man sich für solche Fälle ein kleines Nothzeichen erfinden, so würde man dieses sonder Zweifel oft anzubringen vergessen. Wird in Folge des Corrigirens der Platz knapp, muß man kleiner als gewöhnlich schreiben, so tritt auch noch die unter 4. berührte Schwierigkeit des Kleiner-schreibens ein. Das größte Hinderniß aber besteht darin, daß statt des Ueberfliegens nur ein langsames Wieder-durchsehen möglich ist.

7) Sie ist kaum empfehlenswerth zu Manuscripten, in denen zahlreiche und mannigfaltige Fremdwörter oder Eigennamen vorkommen. Denn die auf die Laut- und Gliederungs-Verhältnisse der deutschen Wörter basirten Kürzungen lassen sich auf Fremdwörter und Eigennamen nur selten anwenden; diese müssen deshalb meistens, ganz oder großentheils, buchstäblich wiedergegeben werden. Stolze hat zwar in seinem „Lehrgang“ mit der ihm eigenen Umsicht auch für die Fremdwörter Regeln und ziemlich zahlreiche Sigel, für Stämme und Affixe, angegeben; aber dieser Abschnitt, bei welchem die Schwierigkeiten wegen der Mannigfaltigkeit der Wortformen aus verschiedenen Sprachen excessiv waren, hat kein Resultat ergeben, welches einen unbefangenen Beurtheiler befriedigen könnte. Es

würde entweder ein überglückliches Gedächtniß oder eine sehr langwierige Einübung dazu gehören, auch nur den größten Theil jener Sigel zu behalten und die Regeln sicher und rasch anzuwenden. Ich glaube gern, daß für Denjenigen, der sich fortdauernd in größter Uebung erhalten kann, also namentlich für den Stenographen von Fach, auch dieser Abschnitt der Stolzeschen Stenographie brauchbar sei. Die meisten Uebrigen aber, welche den Stolzeschen Lehrgang benutzen, werden es ohne Zweifel vorziehen, auf die Sigel lieber ganz oder fast ganz, einzelne ihnen besonders brauchbare etwa ausgenommen, Verzicht zu leisten, und sich mit einigen leichter zu behaltenden allgemeinen Regeln zu begnügen. — Schreibt man nun die Fremdwörter und Eigennamen stenographisch buchstäblich, so wirkt die Heterogeneität dieser Schreibweise (Buchstabenschrift inmitten der Lautschrift) störend und beim Lesen aufhaltend. Will man deshalb für jene Wörter auf die stenographische Schrift ganz Verzicht leisten, so versieht man sich, durch Uebereilung und weil man an Wichtigeres zu denken hat, oft, setzt stenographisch an, kann in der Mitte des Wortes nur noch stockend weiter schreiben, und verliert erheblich, wenn auch nicht an Zeit, doch an Laune.[19]

8) Sie ist endlich kaum und nur ausnahmsweise empfehlenswerth zu Manuscripten für den Druck. Denn die Zahl der Setzer, welche sie geläufig lesen, wird muthmaßlich immer gering bleiben; es wird nur selten, nur etwa für sehr große Manuscripte, ohne unverhältnißmäßigen Aufwand von Kosten und Zeit zu erreichen seyn, daß Setzer sich für die Aufgabe eigens einüben; und selbst wenn dies geschieht, werden böse Correcturen einen ansehnlichen Theil der ersparten Zeit wieder absorbiren. —

[19] Eher würde sich das Alphabet der Stolzeschen Stenogr., ohne dessen sonstige Kürzungsmittel oder nur mit einem kleinen Theile derselben, mit Vortheil anwenden lassen, wenn jemand große, zusammenhängende Stellen aus einer Sprache, deren Alphabet dem der Current- und Cursiv-Schrift entspricht, zu copiren hätte, zumal wenn öftere Wiederkehr solcher Aufgabe die Geläufigkeit steigerte. Accente und Cédille einiger romanischen Sprachen hindern dabei nicht, da sie sich den Stolzeschen Buchstaben eben so gut als den gewöhnlichen beigeben lassen, wenn für die Accente die Vocale direct bezeichnet werden. Stolze selbst liefert ein Paar Proben der Art, eine französische und eine lateinische, in seinem Lehrbuch S. 118–121: doch wird es bei der französischen sehr störend, daß er zum Theil auch nach dem Laut übertragen hat, während die Uebertragung nur nach den Buchstaben als die sichrere wohl den Vorzug verdient hätte.

Ich schweige von ihrer Benutzung für Taubstumme (welche durch Stolzesche Schrift, mit den Fingern in der Luft geschrieben, sich unter einander und mit ihren Lehrern fast so rasch als Hörende, und dabei weit vollkommener als durch jede sonstige Fingersprache, unterhalten können), — von der Benutzung von Nachahmungen der Stolzeschen Stenogr. für die Telegraphie, für Musikschrift u. s. w., — indem ich für diese Specialitäten auf die Zeitschrift für Stenographie verweisen darf. —

Wie sehr wir sonach die Stolzesche Stenogr. als eine gediegene, ja ich darf wohl sagen: bewundernswerthe, und zugleich vielfach nützliche, Schöpfung anzuerkennen haben, so leistet sie doch bei weitem nicht alles Das, was man von der Stenogr. gern geleistet sähe. Auch kostet ihre Erlernung, ganz besonders aber die Einübung bis zur Geläufigkeit, einen nicht geringen Zeitaufwand, und Das schreckt viele stark beschäftigte Männer in reiferen Jahren ab oder läßt sie mitten in den Studien wieder zurücktreten.[20] Dieser Zeitaufwand ist wohl das hauptsächlichste Hinderniß, weshalb die Stolzesche Schule, ungeachtet der ansehnlichen geistigen Mittel, welche ihr seit einer Reihe von Jahren zu Gebote stehen, sich so langsam ausbreitet.

Wir haben bisher die Stolzesche Stenogr. hauptsächlich nur nach ihrer Anwendbarkeit für das Leben zu würdigen gesucht. Sie hat aber auch theoretisch-wissenschaftliche Seiten, auf welche Stolze und ein Theil seiner Nachfolger nicht mit Unrecht Bedeutung legen; wir wollen auch diese Seiten ein wenig näher ansehen.

Stolze hat bei der Auswahl seiner Schriftzüge und ihrer Vertheilung auf das Alphabet die verschiedene Bildungsweise der Laute, also ein physiologisches Princip, sorgfältig berücksichtigt, und es wird dies seiner Stenogr. von deren Anhängern als ein großer

[20] Ich habe vor Jahren das Glück gehabt, unter der Anleitung des Herrn Stolze selbst — dessen so zweckmäßig als freundlich ertheilter Unterricht mir in angenehmster Erinnerung bleibt — den ersten Anlauf zu machen, freilich nur unvollkommen, weil mein Aufenthalt in Berlin zu kurz war. Ich mußte dann, fortdauernd allzu stark beschäftigt, zu meinem großen Bedauern 11½ Jahre! warten, ehe ich mit Mühe und Opfern so viel Muße erübrigen konnte, um mit Hoffnung des Erfolgs einen zweiten Anlauf nehmen zu dürfen. Denn begreiflich erlernt man ein so geschlossenes System wie das Stolzesche nur dann vortheilhaft, wenn man während der Erlernung wenig unterbrochen wird.

Vorzug angerechnet.[21] Ich räume gern ein, daß Stolze in dieser Beziehung die Consequenz und mit ihr die Bildung treffender Gruppen von Zeichen großentheils erreicht habe. Aber keineswegs durchaus.[22] Ich will aber hiermit Herrn Stolze keinen

[21] Minder treffend drücken dies Einige so aus: er habe die „grammatische Classification der Laute" berücksichtigt. Man kann sich aber leicht überzeugen, daß, indem er die Thätigkeit der Stimmorgane bei der Bildung jedes einzelnen Lautes schildert und nach den hervorragenden Momenten dieser Thätigkeit seine Zeichen austheilt, er sich, seine Selbständigkeit wahrend, über die Grammatiken stellt. Daran thut er auch gewiß sehr recht, denn es dürften wohl nicht zwei deutsche Grammatiken in der Classification der Buchstaben ganz übereinstimmen, und selbst die große Autorität eines Grimm könnte, wo es sich um Classification und Anordnung für den speciellen Zweck der Stenogr. handelt, nicht unbedingt maaßgebend seyn. Die Grammatiken als Werk einzelner Menschen kommen hier erst nach der Natur und der Geschichte, oder, mit andern Worten, erst nach Dem, was die Physiologie über die Bildungsweise der Laute lehrt, und Dem, was die Sprachforschung und insbesondere deren etymologischer Theil über das In-einander-übergehen der Laute historisch mittheilt.

[22] Denn es lässt sich z. B. die große Aehnlichkeit des Zeichens sch mit den Zeichen dreier Schmelzlaute (m, n, ng) nicht physiologisch rechtfertigen, und der Uebelstand wird durch das gleichsam vermittelnde Zeichen nsch wo möglich noch verschlimmert, wie überhaupt die zusammengesetzten und verbundenen Consonanten der Stolzeschen Schrift mehrfach zur Verwischung der Anschauungs-Ordnung beitragen. — Die Laute j, w und ng (man denke bei letzterem an das Portugiesische) sind in höherem Grade halbvocalischer Natur als r und l, und entfernen sich doch hier durch die Größe ihrer Zeichen mehr von den Vocalen als r und l. — Die Verwandtschaft zwischen d und th ist jedenfalls keine geringere als die zwischen d und t, aus etymologisch-historischem Grunde muß man sie sogar größer annehmen: hier aber steht das th entfernter vom d als das t und nähert sich, wofür nichts spricht, sehr dem c. — f und v sind physiologisch identisch, hier aber weit mehr von einander unterschieden als es um des Orthographischen willen nöthig gewesen wäre. — ch wird in dem bei weitem größten Theile von Deutschland so wesentlich verschieden ausgesprochen, je nachdem entweder a, o, u, au, oder einer der andern Vocale oder auch ein Consonant, vorangeht, daß hiernach für eine physiologische Gruppirung zwei verschiedene Zeichen, das eine dem r, das andere dem i nahe stehend, erforderlich gewesen wären. Die Aussprache eines kleinen Theils von Süddeutschland und der Schweiz kennt diese Verschiedenheit nicht; Hr. Stolze durfte nun freilich nicht dieses Minoritätsverhalten (nach welchem das ch dem r ähnlich ist) ins Auge fassen, hätte aber, während er mit Recht, der Schreibung folgend, sich auf Ein Zeichen beschränkte, wenigstens anerkennen sollen, daß er hier durch das orthographische Princip gehindert sei, sein physiologisches Princip auf das Majoritätsverhalten anzuwenden. — Die, mit ihrer Form ganz aus der Consequenz heraustretenden, Hülfszeichen aber für m, n und (das zweite von) s stürzen vollends ohne Gnade den ganzen Consequenz-Bau um. Denn die zweiten

Vorwurf machen; denn die Aufgabe, die physiologischen Verwandtschaften der Laute durch ihre Schriftzeichen auszudrücken, war eine allzu schwierige — vielleicht so schwierig, daß sie niemals von einem Sterblichen in einiger Vollkommenheit gelöst werden wird.[23] Ich glaube auch, es wäre kaum etwas gewonnen worden, wenn es Hrn. Stolze gelungen wäre, die Consequenz hier noch etwas weiter zu treiben als — um für das Erreichte mich eines Zahlenbildes zu bedienen — bis zu $^3/_4$ Dessen, was ihm als Ideal vorgeschwebt. Denn er würde dadurch vielleicht in einem noch höheren Grade, als es schon jetzt der Fall seyn mag, den Vorwurf auf sich geladen haben, die Naturbeobachtung in ein Prokrustes-Bett zu zwängen.[24] — Oder wäre mit einer größeren Consequenz vielleicht etwas gewonnen für Förderung etymologischer Forschungen, — oder doch zur Erweckung des Sinnes für Etymologie bei Lehrlingen? Wäre das der Fall, so dürfte es gerathen seyn, einige andere Veränderungen Stolzescher Zeichen als die durch Note 22 plausibel werdenden — einige Veränderungen etymologischer Tendenz — vorzunehmen, z. B. das ß dem d und t, das sch dem sk näher zu bringen, u. s. w. Aber es bleibt immer in einem gewissen Grade willkührlich, durch die Form der Zeichen an die Art des Lauts erinnern zu wollen, noch etwas willkührlicher und weniger praktisch wichtig als wenn z. B.

Hülfszeichen von n und s werden gerade im Anlaut, also an einer ganz besonders wichtigen Stelle, gebraucht, fungiren also in der That als Hauptzeichen, und es heißt wohl nicht: ein Princip durchführen, wenn man gerade an ganz besonders wichtigen Stellen sich starke Abweichungen von demselben erlaubt.

[23] Die Verwandtschaften der Laute dürften zu vielseitig und zu vielartig seyn, um sie, oder auch nur die hervorragendsten unter ihnen, vollständig in die Sprache eines anderen Sinnes übertragen zu können — gerade so wie, um mich eines nahe liegenden Vergleichs zu bedienen, fast jede Sprache, fast jeder Dialekt, in einzelnen Lauten gewisse Eigenthümlichkeiten hat, welche sich durch die Laute einer anderen Sprache nicht wieder geben lassen.

[24] Gewiß mit Recht sagt Valentin (Lehrb. d. Physiologie. 2te Aufl. II. 401): „Mehrere Gründe machen es fast unmöglich, die Mechanik, aus der die Lautirung der Consonanten hervorgeht, mit befriedigender Vollständigkeit zu schildern. Die Vordertheile des Mundrohrs stellen sich in vielen Fällen so ein, daß man nicht unmittelbar die Gebilde des Racheneinganges beobachten kann. — — — Manche Consonanten fodern überhaupt nur eine gewisse Art eines Zisch-, eines Schnarr- oder eines anderen Lautes. Es ist aber dann im Wesentlichen gleichgültiger, welche Art von Vorbereitung die hierzu nöthigen Bedingungen liefert. Die Gewohnheit, — — — und der Bau der Stimmwerkzeuge entscheiden daher erst über die einzelnen Veränderungen."

die Kupferstecher durch die Art der Behandlung die Farben andeuten. Dem geübten Etymologen ist an der kleinlichen Hülfe, welche zweckmäßigere Zeichen der Laute ihm gewähren könnten, gewiß gar nichts gelegen. Und dem Anfänger könnte man damit höchstens einige Sandkörner von einem Berge voll Schwierigkeiten hinwegräumen; ein Paar tabellarische Anordnungen der Lettern, nach einem und dem anderen Princip, welche ihm der Lehrer mit Kreide an die Tafel schreibt, werden ihm, auch bei den gegenwärtig gebräuchlichen Formen der Lettern, weit mehr nützen als die nach ihrer Form in Gruppen zusammenstellbaren Zeichen, bei denen er wegen der häufigen Wiederkehr gewiß sehr bald sich entwöhnt, an das Princip, welches bei der Auswahl der Formen leitete, zu denken. — Gestehen wir also ein, daß Das, was die Stolzesche Stenogr. in der fraglichen Beziehung erreicht hat, mehr eine gewisse, allerdings angenehme, Eleganz als einen wahren Nutzen gewährt.

Stolze legt ferner Werth darauf, daß seine Stenogr. die Gliederung der Wörter veranschauliche. Dies ist wahr (wir selbst haben es im Obigen für sie geltend gemacht), aber sie *thut es* (vgl. S. 142 unter 1.) zunächst nur zur Beförderung der Lesbarkeit und um einem Mangel an Zeichen zu begegnen, — ihre Wissenschaftlichkeit erscheint also hier als eine unfreiwillige, — und sie erlaubt sich dabei so mancherlei Inconsequenzen (vgl. z. B. Note 11), daß eine erheblich geförderte Kenntniß der Muttersprache dadurch wohl für Niemanden gewonnen wird, daß vielmehr in wissenschaftlicher Beziehung ihre Leistungen auch hier nur den Werth von Parade-Kamaschen, die vor dem Feinde abgelegt werden müssen, erhalten.

Stolze hat, wie wir dies schon früher andeuteten, eine von der gewöhnlichen etwas abweichende Orthographie benutzt und empfohlen. Jeder Nachdenkende weiß, wie viel an der herschenden Orthographie noch zu reformiren ist; sed nunc non erat his locus: man sucht dergleichen nicht bei der Stenogr. Es kann auch der Stenogr. bei Manchem, der sich dem usus tyrannus absolut verpflichtet glaubt, schaden, und mancher Lehrer, manche Schulbehörde möchte gerechtes Bedenken tragen, die, wenn auch zum Theil wohl sehr guten, Neuerungen hier so gleichsam durch eine Nebenthür, statt durch die Hauptpforte einer besonderen und strengen Prüfung, eintreten zu lassen. Gewiß mit Recht hat deshalb G. Michaelis neuerdings diese Angelegenheit von der Besprechung der Stenographie

mehr abgezweigt, indem er sie zum Gegenstande einer besondern Schrift[25] machte, welche auch vor einem andern, zuständigeren Forum gewürdigt werden kann.

Wenn aber die „Zeitschrift für Stenographie" von einem allgemeineren, mehr culturhistorischen Standpunkte aus das Stolzesche System vielfach charakterisirt als Glied in einer Kette von Bestrebungen der neuesten Zeit, welche die Organismen der lebenden Sprachen vollkommener zu kennen, auszubilden und zu beherschen lehren wollen, also als sich anschließend an die orthographisch-reformatorischen Bewegungen in Deutschland, — die phonographischen Studien der Engländer und Franzosen, welche Studien bereits so ersprießliche Wirkungen für das Volkswohl gehabt haben, — u. s. w., so wird dies, zumal in der lichtvollen und vielseitigen Darstellung, welche man jener Zeitschrift nachrühmen muß, gewiß auch von der philologisch-didaktisch-pädagogischen Welt — so viel darf ja wohl auch ein Laie prognosticiren? — bald mit gebührendem Danke anerkannt werden.

Einstweilen glaube ich, der von mir nachgewiesenen wissenschaftlichen Mängel der Stolzeschen Stenographie ungeachtet, Das aussprechen zu dürfen, daß Hr. Stolze — bestens ausgerüstet, wie er war, mit allen wissenschaftlichen Hülfsmitteln — seinem (Neben-) Ziele, sich mit der stenographischen Schrift dem Organismus der Sprache innig anzuschließen und durch die Schrift ein möglichst treues Abbild dieses Organismus zu geben, sich in einer zu ferneren Versuchen sehr aufmunternden Weise wenigstens ansehnlich genähert hat.[26]

Wir haben gesehen, daß die Stolzesche Stenogr. keineswegs für alle Schreib-Aufgaben des Lebens, ja nicht einmal für alle diejenigen Beschäftigungen anwendbar ist, bei denen besonders viel geschrieben werden muß, eine Verkürzung des Schreibens also besonders wünschenswerth erscheint. Wir haben ferner gesehen, daß jene Stenogr., ungeachtet des hohen Grades von Plan- und

[25] G. Michaelis, d. Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung 2c. Berl. 1854.

[26] Wenn statt einer solchen beschränkten Anerkennung mehrere, selbst der strenger wissenschaftlich gebildeten, Anhänger der Stolzeschen Stenogr. geneigt sind, mit Uebersehung der Mängel von einem bereits erreichten Ziele zu sprechen, so sieht das einer Lobhudelei ähnlich und ist gewiß nicht zum Vortheil der Sache.

Zweckmäßigkeit, mit welchem sie — in den Einzelnheiten fast so vollendet wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter — aus der Hand ihres Erfinders hervorgegangen ist, dennoch den für viele Fälle des Lebens erforderlichen Grad der Zuverlässigkeit und Lesbarkeit nicht erreicht. Wir müssen sonach für jetzt wohl annehmen, daß die höheren Grade der Schnelligkeit einerseits, der Zuverlässigkeit und Lesbarkeit andererseits, einander ausschließen; wir müssen dies so lange annehmen, bis vielleicht einmal, was aber kaum zu hoffen, ein Sterblicher durch eine neue geniale Erfindung den Satz umstößt. Es erwächst mithin der nächsten Zukunft, wenn recht Vielen eine ansehnliche Erleichterung geboten werden soll, die Aufgabe, Abstufungen des Bedürfnisses der Zuverlässigkeit und Lesbarkeit der Schrift zu bezeichnen und diesen Abstufungen Stenographien von verschiedener Potenz zu gewähren.

Wir werden auch wohl nicht irren, wenn wir annehmen, daß bei einer so zweckmäßigen Handhabung der Kürzungsmittel, als wir sie von Stolze lernen können, die Zuverlässigkeit und Lesbarkeit — oder, mit andern Worten, die Vollkommenheit der Schrift in cerebripetaler Richtung — schlimmstenfalls in demselben Maaße, keinenfalls aber in höherem, abnimmt als die Schnelligkeit, die Vollkommenheit in cerebrifugaler Richtung, gewinnt. Wir werden also jedenfalls nicht zum Schaden der Sache irren, wenn wir, unter vorsichtiger Benutzung der bereits geschaffenen oder anderer, noch zu schaffenden, Kürzungsmittel, unsere Stufen (Potenzen) der Stenogr. hauptsächlich nach dem Bedürfnisse der Schnelligkeit des Schreibens bei verschiedenen Beschäftigungen bilden.

Ich glaube, daß sich folgende drei Stufen als die passendsten bezeichnen lassen, welche ich, weil dies nach dem Vorangegangenen bequemer, in der Reihe von oben nach unten bespreche und zähle.

1) Es muß eine Schrift geben, mit der man einem nicht übermäßig raschen Vortrage folgen kann. Zuverlässigkeit und Lesbarkeit können hier nur so weit gewahrt werden, daß a) bei strenger Handhabung aller Regeln höchstens so viel zu errathen bleibt, als durch kleine Versehen und Zufälligkeiten (vgl. S. 148, 149) des Räthselhaften unvermeidlich sich einschleicht, und b) die Schrift sich eben so rasch vorlesen [nicht aber mit dem Auge durchfliegen] läßt als unsere jetzige gewöhnliche Schrift. Schwierigkeit oder Langwierigkeit der Erlernung kann hier nicht berücksichtigt werden. — Die Stolzesche

Stenogr. entspricht — zumal wenn auch noch die Regeln für Bildung von Specialsigeln benutzt werden, deren wir in Note 8 gedacht — so vollkommen den Bedürfnissen dieser Stufe, daß kaum noch etwas anderes zu wünschen übrig bleibt als verhältnißmäßig wenige Verbesserungen im Einzelnen.

2) Bei den meisten Beschäftigungen der Literaten und eines großen Theils der Geschäftsleute wird man gern auf die volle Geschwindigkeit der Stolzeschen Schrift Verzicht leisten und sich mit einer ansehnlich geringeren, etwa einer halb so großen, begnügen, wobei der Gewinn für Zeitersparung und Gesundheit immer noch sehr bedeutend bliebe.[27] Ja man wird sogar oft jene höhere Geschwindigkeit überflüssig finden, weil bei ihr es nicht möglich wäre, die Gegenstände so vielfach und wiederholt noch während des Schreibens zu durchdenken, als es in der Absicht liegt. Man muß dagegen wünschen: a) daß behufs des Verbesserns am Rande und zwischen den Zeilen jedes Wort auch außerhalb der zusammenhängenden Zeile bestimmt charakterisirt sei; b) daß die allzu delicaten (auf geringe Größenverschiedenheit hinauslaufenden oder sehr wenig ins Auge fallenden) Unterschiede zwischen den einzelnen Buchstaben und den Buchstabenverbindungen beschränkter seien als bei Stolze, weil bei solchen Unterschieden unvermeidlich Irrungen hereinbrechen, quae humana parum cavit natura; c) daß das Geschriebene eben so rasch oder doch fast eben so rasch mit dem Auge zu durchfliegen sei als bei unserer gewöhnlichen Schrift; d) daß der Schriftsetzer die Schrift leichter lesen lerne als die Stolzesche.

3) Endlich bei manchen Beschäftigungen, bei denen es auf den höchsten Grad der Zuverlässigkeit — auf die Möglichkeit und Leichtigkeit, jeden einzelnen Buchstaben direct und zuverlässig zu wahren und alles Schließen aus dem Zusammenhange vollkommen entbehrlich zu machen — ankommt, wie namentlich oft bei Documenten,

[27] Nichtärzte unterschätzen häufig den hygieinischen Werth, den schon eine geringe Zeitersparung erhalten kann. Es giebt ein gewisses Minimum der Bewegung im Freien, bei welchem ein Mensch gesund bleiben kann, und dieses Minimum, für verschiedene Individuen sehr verschieden, kann oft schon durch eine einzige Viertelstunde mehr, welche im Durchschnitt täglich dafür gewonnen wird, erreicht werden. Es wird sonach eine durch die Stenogr. täglich ersparte Viertelstunde oft einen Mann gesund erhalten können, der sonst häufig erkrankt und in Folge davon auch wohl vorzeitig gestorben wäre.

doch auch bei vielen anderen wichtigen Verhandlungen des gewöhnlichen Lebens, wird man mit jedem, auch schon einem sehr mäßigen, Gewinn an Beschleunigung gegen die jetzige Schrift dankbar fürlieb nehmen müssen. Die Schrift wird hier durchaus reine Buchstabenschrift bleiben müssen, wie unsere bisherige. Während auf der vorhergehenden Stufe nur eine Beschränkung der delicateren Unterschiede wünschenswerth war, werden hier solche Unterschiede gar nicht geduldet werden können. Mit andern Worten: es wird sich auf dieser Stufe nicht mehr erreichen lassen als einige Vereinfachung der Buchstaben-Zeichen und — behufs eines für einzelne Fälle erlaubten Uebergangs zu Stufe 2. — die Aufstellung eines nicht großen Verzeichnisses von zweckmäßigen Abkürzungsregeln und einzelnen Abkürzungen; alles Abkürzen dürfte aber nur in dem Weglassen von Buchstaben, nicht (oder doch nur in so geringem Maaße wie in unserer jetzigen Schrift) im Combiniren derselben zu erleichternden Schriftzügen bestehen. Der Punct als Zeichen der Abkürzung, der bei der Stenographie erster Stufe (fast) immer wegbleiben muß, bei derjenigen zweiter Stufe meist zweckmäßig wegbleibt, dürfte hier nie fehlen. — Während ferner auf beiden vorhergehenden Stufen Jedermann berechtigt ist, sich seine eigene Schrift zu bilden, und es nur wünschenswerth bleibt, daß zwischen möglichst Vielen eine so vollkommene Uebereinstimmung hersche, daß man mit einander correspondiren könne, — ist hier die Uebereinstimmung in einem so hohen Grade wie bisher unumgänglich nöthig. Deshalb ist kaum zu erwarten, daß die erleichterte Schrift der dritten Stufe anders als unter Mitwirkung und Förderung der meisten deutschen Staatsregierungen, oder doch der Regierung eines der größeren deutschen Staaten, ins Leben trete. Sie würde dann ziemlich bald den Namen einer Stenographie verlieren, so bald nämlich als die mit ihr heranwachsenden Generationen sie zur herschenden Schrift, an der Stelle der jetzigen, gemacht hätten. —

Was die erreichbare Geschwindigkeit anlangt, so glaube ich, daß — wenn man, was die jetzt gewöhnliche Schrift ohne Abkürzungen leistet, mit 1, die Leistung der Stolzeschen Stenographie mit 5 bezeichnet — auf der zweiten Stufe ungefähr 3, auf der dritten (mit Abkürzungen) ungefähr 2, als Maximum werde zu erreichen seyn. Damit müßte man sich begnügen, denn le mieux est l'ennemi du bien: der Wunsch, an Geschwindigkeit ein Mehreres

zu leisten, würde leicht wieder zu jenen Mängeln der Stolzeschen Schrift, denen wir ausweichen wollen, zurückführen.

Eine Maaß haltende Kürzung dagegen würde auf der zweiten Stufe die Erreichung einer noch strenger als bei Stolze durchgeführten Wissenschaftlichkeit und Consequenz gestatten, und würde die dritte Stufe durch weit größere Gemeinnützigkeit ohne Zweifel noch weit vielfacher nützlich machen, als alle bisherigen Stenographien es seyn konnten. Eine solche Kurzschrift dritter Stufe erscheint sogar, gegenüber den steigenden Anforderungen, welche die Zeit an die meisten Berufsarten macht, als ein schon in naher Zukunft fast unentbehrlicher Fortschritt. Denn selbst für den schlichtesten Gewerbsmann ist, wenn auch in weit geringerem Grade als für den Literaten, erleichtertes Schreiben sehr wünschenswerth, ja gewissermaßen ein Bedürfniß. Ist auch bei ihm von einer Beeinträchtigung der Gesundheit durch Vielschreiberei nicht die Rede, so kann man doch nur dann, wenn man ihm die Operation des Schreibens sehr verkürzt, erwarten, daß er, zu seinem und des Staats größtem Vortheil, mehr als bisher schreibe, häufiger seine eigenen gewerblichen Erfahrungen, wenn auch zunächst nur zu eigenem Gebrauch, genau aufbewahre, sein Geschäfts- und Geld-Wesen besser geordnet halte, wohl sogar das Schreiben zur Ausbildung seines Geistes und Herzens benutze, u. s. w. Haben doch schon einzelne schlichte Landleute sogar die Stolzesche Stenogr., also eine Kurzschrift der höchsten Stufe, erlernt und einer sie zum Nachschreiben von Predigten benutzt.[23] Wie die deutsche Handschrift im Laufe der Jahrhunderte aus Mönchs-, Fractur- und Kanzlei-Schrift sich vereinfacht hat zu der jetzigen Currentschrift (die, gleich der Cursivschrift, schon durch ihre Benennung an das Bedürfniß der Beschleunigung erinnert, welchem sie ihren Ursprung verdankt), so kann eine fernere Vereinfachung wohl nicht lange mehr ausbleiben, würde aber auch schon gegenwärtig segensreich wirken. Es wäre eine würdige Aufgabe für eine deutsche Staatsregierung oder einen bemittelten Verein, dem Bedürfnisse entgegenzukommen, etwa durch eine Preis-Ausschreibung — doch mit einem sehr weit hinausgesetzten Termin, denn schon das Beispiel des Hrn. Stolze (s. S. 138) zeigt, wie langwierig eine solche Preis-Arbeit werden dürfte. —

[23] Zeitschr. f. Stenogr. 1853. S. 163, 164.

Offenbar wäre es sehr wünschenswerth, daß die Schriften der drei verschiedenen Stufen mit einander im innigsten Zusammenhange ständen, so daß die höheren Stufen nur als eine Fortbildung der niederen erschienen. Denn es würde dies das Uebergehen von der niedersten, in allen Schulen zu lehrenden Stufe zur Anwendung der höheren, und für den Schriftsetzer das Lesen der höheren, sehr erleichtern. Eine solche Uebereinstimmung ist in England für die zwei höheren Stufen bereits wirklich erreicht, denn die dortige Pitmansche phonography [29], welche zugleich Stenographie ist, unterscheidet einen Correspondenzstyl und einen Reporterstyl — unserer zweiten und ersten Stufe entsprechend [30] —, und der letztere ist nur eine Potenzirung des ersteren, nicht aber ein anderes System; ja diese Unterscheidung scheint der Haupt-

[29] Man vgl. über diese: Pitman, Manuel of Phonography, or Writing by Sound; etc. 9th Edit. Lond. 1852. Zeitschr. f. Stenogr. 1853. 193 f. 1854. 14 f., 25 f.

[30] Mit Unrecht scheinen manche Verehrer der Pitmanschen phonography zu glauben, daß ihre Schrift eine dritte Stufe, von documentaler Zuverlässigkeit und Lesbarkeit, entbehrlich mache. Sie gehen hierin freilich noch nicht so weit wie mehrere Anhänger der Stolzeschen Stenogr., welche glauben, daß man mit ihrer Schrift ganz allein werde für alle Bedürfnisse des Lebens ausreichen können, wenn sie nur erst recht verbreitet seyn werde. Leider hat der treffliche Stolze selber von dieser irrigen Ansicht sich nicht frei erhalten; wenigstens finden sich Stellen, die fast zwingen, diese Ansicht bei ihm anzunehmen.

Und doch hätte Ihn, den so gründlich unterrichteten und so nachdenkenden Mann, wohl schon die folgende Betrachtung hier vor dem Aussprechen eines unvorsichtigen Rathes bewahren können. Jedes civilisirte Volk bedient sich gegenwärtig, wie zum Denken und zum Sprechen einer Lautsprache, so zum Schreiben einer Buchstabensprache. Die beiderlei Sprachen gehen einander, mehr oder weniger treu, parallel; sie haben vielfach auf einander influirt und thun es, indem sie sich fortbilden, noch fortdauernd. Sie sind beide Gegenstand des Unterrichts und ein wissenschaftliches Gut, zugleich auch ein Hort des Volks in menschlicher, bürgerlicher und staatlicher Beziehung, geworden. Ob die eine von ihnen (die Buchstabensprache) neben der anderen entbehrlich sey, ist eine höchst wichtige und schwierige Frage, welche nicht nebenbei, bei Gelegenheit einer Erfindung zum Schnellschreiben, gründlich verhandelt werden kann, vielmehr, wenn sie ernstlich aufgeworfen würde, in eigenen Verhandlungen, unter Benutzung aller Hülfsmittel der Wissenschaft, von einer größeren Anzahl der besten Männer des Volks zu erörtern wäre. Es kann nicht die Absicht des wackern Forschers Stolze seyn, uns bei Gelegenheit der Einführung der Stenogr. unsere Buchstabensprache sacht zu escamotiren.

Also auch aus einem höheren Grunde als der Rücksicht auf die Anwendung im gewöhnlichen Leben wollen wir uns vorläufig hüten, unserer Buchstabensprache den Boden zu rauben.

grund der großen Popularität und Verbreitung zu seyn, welche die Pitmansche Phonographie, die erst 1837 ins Leben getreten ist, bereits errungen hat.

Da nun in Deutschland für die erste Stufe bereits durch Stolze so trefflich gesorgt ist, daß eine umfassende Verbesserung kaum noch zu wünschen oder zu hoffen bleibt, so wird man bei allen Versuchen der Schriftkürzung in der nächsten Zukunft gewiß zweckmäßig verfahren, wenn man von der Stolzeschen Stenogr. ausgeht, von dieser Dasjenige beseitigt, was für die niederen Stufen nicht passt, alles Uebrige aber möglichst intact läßt. Wollte man von der gewöhnlichen Schrift, die nicht so princip- und planmäßig wie die Stolzesche angelegt ist, ausgehen und sich zur Vereinfachung erheben, so würde man weniger weit und zu einem minder vollkommenen Resultate gelangen. Oder wollte man, Stolze's herkulische Arbeit ignorirend (was schon seine großen Schwierigkeiten hätte), Principien und Plan ganz neu schaffen, so würde man Zeit und Kraft verschwenden, während das Resultat sehr unsicher bliebe. Das von Stolze Geleistete für den neu bezeichneten Zweck prüfen und sichten ist eine dankbarere und sichrere Arbeit.

Aber auch schon ein solches Sichten erheischt viel Geduld, — auch Umsicht, damit man nicht aus der Charybdis auf die Scylla gerathe, — auch Tact, damit die, körperliche und geistige, Leichtigkeit des Schreibens nicht allzu sehr beeinträchtigt werde. Man hat aber ein sehr gutes Vorbild für Umsicht und Tact, wie sie gerade hier erheischt werden, an den musterhaften Arbeiten des Hrn. Stolze selbst. Ich habe mir — nur für meinen Gebrauch und mit specieller Berücksichtigung meines Studienkreises und gewisser größeren Druckarbeiten, die mich in den nächsten Jahren beschäftigen werden — eine solche Modification der Stolzeschen Stenogr., als eine Kurzschrift zweiter Stufe, geschaffen, welche zwar, des so eben bezeichneten individuellen Gepräges wegen, sich zur Veröffentlichung nicht eignet, für mich aber ihren Zweck so gut erfüllt, daß ich für das große Opfer an Zeit, welches ihre Herstellung gekostet, verhältnißmäßig bald entschädigt zu werden hoffe. Ich erlaube mir deshalb, als ein Beispiel wie man die Aufgabe etwa angreifen könne, eine Skizze der von mir getroffenen Aenderungen zu geben:

a) Die mehr relativen, nur auf Größe hinauslaufenden, Unterschiede zwischen den einzelnen Lettern sind durch mehr absolute

ersetzt, wenigstens die zu feinen Unterschiede dieser Art beseitigt worden, so daß unter den zum Charakterisiren unentbehrlichen Differenzen 1 : 2 die kleinste vorkommende ist. Es mußte zu dem Ende eine Anzahl neuer Buchstaben eingeführt werden.

b) Es sind Majuskeln vorhanden, die meisten freilich nur durch einen in das Zeichen der Minuskel übergehenden Anlaufsstrich charakterisirt, also noch nicht so stark von einander unterschieden, wie die Majuskeln der gewöhnlichen Schrift. Der Anlaufsstrich durfte, weil er hier zu etwas Anderem verwendet ist, nicht (wie bei Stolze) Vocal-Bedeutung erhalten. Indem ich dem Anlaufsstrich bei Buchstaben, deren Minuskeln sich nur durch die Größe unterscheiden, verschiedene Richtung gebe, erlange ich für die Majuskeln die Freiheit, ihre Größe in jedem einzelnen Falle so zwanglos variiren zu lassen wie in der gewöhnlichen Schrift. (Es giebt dies — beiläufig — ein Beispiel, wie außerordentlich viel man an Freiheit der Bewegung, an Schnelligkeit des Schreibens und an Lesbarkeit gewinnt, wenn man einem Buchstaben ein, selbst nur geringes, Erkennungszeichen mehr giebt und hiermit statt eines relativen Charakters einen absoluten erhält. — Die verschiedene Richtung des Anlaufsstrichs dürfte, da sie auch in der Mitte der Wörter anwendbar bleibt, künftig einmal die Möglichkeit gewähren, für die Buchstaben der dritten Kurzschrift-Stufe mit einer kleineren Zahl von Hauptformen, die deshalb alle um so stärker verschieden bleiben könnten, auszureichen.)

c) Damit jedes Wort auch außerhalb der zusammenhängenden Zeile vollkommen charakterisirt sei, mußte auf die Vocalbezeichnung durch die Schriftlinie großentheils verzichtet werden. Es müssen deshalb die Vocale häufiger als bei Stolze buchstäblich bezeichnet werden. Doch werden auch bei mir noch e, ei, a, ä, ai, i und ie in den meisten, die übrigen Vocale in manchen Fällen indirect bezeichnet (jene 7 nach durchgreifenden Regeln, die übrigen durch Sigelbildung). Und da im Deutschen unter 100 Fällen, wo ein Vocal vorkommt, auf das e fast 50, auf a, i, ei, ä, ie und ai zusammengenommen mehr als 30 kommen, so werden auch bei mir noch in den bei weitem meisten Fällen die Vocale nur indirect ausgedrückt. Der anlautende Vocal der Stammsylbe wird immer direct bezeichnet.

d) Auf eine Menge schwieriger und nur verhältnißmäßig geringen Vortheil gewährender Regeln und Sigel ist Verzicht geleistet

worden. So z. B. auf das An-einander-hängen von Wörtern (welches nicht bloß das Lesen im Allgemeinen, sondern auch insbesondere das so wichtige Herausfinden der Hauptwörter erschwert), — auf verschiedene Bedeutung mancher Zeichen in verschiedenen Theilen des Worts, — auf die meisten Sigel, welche anders als mit dem Anlaute anfingen (und wo solche aufgenommen, wird ihnen, wenn sie groß geschrieben werden sollen, der Anlaut restituirt, womit dann freilich oft die Kürzung ganz oder fast ganz aufgehoben ist). Die Regeln für die Fremdwörter sind auf einige wenige reducirt. Die für meine speciellen Bedürfnisse bestimmten Sigel sind zahlreich, auch weit stärker gekürzt als man es in einer zur Benutzung für Viele bestimmten Stenogr. sich erlauben dürfte.

e) Zur Erhöhung der Lesbarkeit bleiben häufig einzelne Worttheile, z. B. Präfixe, getrennt (werden nur dicht neben den Rest des Wortes gesetzt).

f) Zur Erleichterung für den Setzer ist ein stenographisch-deutsches Wörterbuch angefertigt. (Ein solches gewährt auch dem Urheber einer Stenogr. beim Entwerfen des Systems den Vortheil, ihm zu zeigen, wo allzu ähnliche Bilder Verwechselung drohen.)

Wenn schon in die Stolzesche Lautschrift sich hie und da, mehr ausnahmsweise, der Charakter der Buchstabenschrift eindrängt (zumal bei den Fremdwörtern), so ist bei der meinigen ein gemischter Charakter herschend. Das ist ein Uebelstand, der aber auch wieder sein Gutes hat: indem man sich nämlich an eine zwiefache Art des Lesens gewöhnt und ad utrumque paratus bleibt, wird man bei den Fremdwörtern, wo man es vorherschend mit Buchstabenschrift zu thun hat, nicht so schroff aus dem gewohnten Geleise gestoßen.[31]

Ein sehr intelligenter hiesiger Buchdruckereibesitzer hat mir Hoffnung gemacht, daß er mit meiner stenographischen Schrift angefertigte Manuscripte ohne Schwierigkeit und, wenn sie von größerem Umfange seien, auch ohne Preiserhöhung werde drucken können. Bei der Stolzeschen Stenogr. hätte er mir schwerlich so viel in Aussicht stellen können. Ich hoffe demgemäß künftig — da ich alle die Abkürzungen, an welche ich früher gewöhnt war, in meine

[31] Sollte sich jemand specieller für diesen meinen Versuch interessiren, so stehen ihm Grammatik und Wörterbuch meiner Stenogr. hier in Gießen zu Dienst; auf Correspondenz aber kann ich, wegen zu beschränkter Zeit, mich durchaus nicht einlassen.

Stenographie, soweit sie nicht durch allgemeine Regeln derselben entbehrlich geworden waren, als Sigel übertragen habe — bei größeren Druckarbeiten jeder Versuchung überhoben zu seyn, im Unreinen anders zu schreiben als im Reinen, mithin auch der Last, für den Druck mundiren zu müssen. Um mir das Schreiben, mir und dem Setzer das Lesen, noch mehr zu erleichtern, werde ich alles für den Druck oder zum Vortragen Bestimmte auf liniirtem Papier schreiben. Die Mehrkosten eines solchen Papiers sind, wenn man es im Großen auf einer Buchdrucker-Schnellpresse herstellen lässt, so gering, daß sie mehr als aufgewogen werden durch die Raum-Ersparniß mittelst der ansehnlich compendiöseren Schrift. Daß man für gewöhnlich nur auf einem sehr glatten, unter der Stahlfeder durchaus nicht fasernden, Papier schreiben kann, ist ein kleiner Uebelstand, den meine Stenogr. mit der Stolzeschen und wahrscheinlich auch allen anderen bisherigen und zukünftigen Stenographien theilt.

Es versteht sich von selbst, daß obige Skizze nur ein Beispiel seyn soll und nicht beabsichtigt, feste Principien zu allgemeinem Gebrauch vorzuschlagen. Dergleichen zu versuchen muß ich Anderen überlassen.

Wenn wir die drei oben desiderirten Stufen der Stenogr. bereits hätten, so würde begreiflich die dritte in allen Elementar- und Volks-Schulen gelehrt werden müssen. Die zweite würde zweckmäßig in allen höheren Vorbildungs-Schulen (Gymnasien, Realschulen) gelehrt werden, nicht aber in den höheren Fachbildungsschulen (polytechnische, Berg-, Forst-, Landwirthschafts-Schulen u. s. w.), auch nicht auf den Universitäten, denn in alle diese Anstalten würden die Schüler, die Studirenden, sie schon mitbringen. Anfangs wäre, mehrere Jahrzehende hindurch, neben den Kurzschriften noch das Lesen der jetzigen Schrift zu erlernen; später würde dies für die öffentlichen Schulen wegfallen und dem Privatfleiße der Literaten überlassen bleiben. — Die erste Stufe, deren Erlernung durch die zweite schon bestens vorbereitet wäre, würde, glaube ich, gar keiner Pflege durch öffentlichen Unterricht mehr bedürfen; es würden hier die Lehrbücher, die sich schon jetzt für eine ansehnliche Anzahl von Fällen als vollkommen ausreichend erwiesen haben, noch weit besser ausreichen. Nöthigenfalls würde man, wie dies schon bisher geschehen ist, es einzelnen vom Staate angestellten

Fach-Stenographen zur Pflicht machen, für die Heranbildung eines Nachwuchses von Fachstenographen durch mündlichen Unterricht zu sorgen; doch würde es dieser Maaßregel wahrscheinlich gar nicht bedürfen. — Die Schriftsetzer würden leicht Gelegenheit finden, entweder in den Realschulen oder, wenn sie eine solche nicht oder nicht ausreichend benutzen könnten, durch gegenseitigen Unterricht das Lesen der zweiten Stufe zu erlernen. Zum Lesen der dritten Stufe könnten einzelne Schriftsetzer an denjenigen Orten, wo es Fach-Stenographen gäbe, durch diese angeleitet werden.

Da wir nun aber die zweite und dritte Stufe noch nicht, vielmehr nur, in dem Stolzeschen System, die erste besitzen, und es noch unbestimmt ist wie bald wir jene beiden erhalten werden, so fragt es sich, wie man sich einstweilen in den Schulen verhalten solle, wie weit und in welcher Art es namentlich für die Staatsbehörden schon jetzt an der Zeit sei, die Verbreitung der Stenogr. durch die öffentlichen Schulen zu fördern. Zur Beantwortung dieser Fragen mögen uns folgende Erwägungen leiten.

Wenn gleich die heutige deutsche Stenogr. in ihrer Benutzung für verschiedene Lebenszwecke noch gar Manches zu wünschen lässt, so muß man doch anerkennen, daß sie immer schon Vielen viel leisten kann, und daß sie für ihren Hauptmangel, die verringerte Lesbarkeit, durch bedeutende Zeitersparniß beim Schreiben stark entschädigt. Wenn man auch von ihrem Nutzen für die Cultur der Wissenschaften und für den Verkehr der Geschäftswelt ganz absehen will, so verdient sie doch schon wegen ihrer großen hygieinischen Bedeutung bereits jetzt, daß die Schulbehörden zu ihrer Verbreitung beitragen. Unsere höheren Schulen dürfen in diesem Puncte wohl nicht weniger leisten als schon manche Schulen des römischen Alterthums[32] leisteten. Man darf hier auch nicht einwenden, daß die Erlernung der Stenogr. jedem Gebildeten durch die vorhandenen Druckschriften, insbesondere den Lehrgang von Stolze, ermöglicht sei; es ist vielmehr auch möglichste Erleichterung und Verbreitung hier eben so, ja der Gesundheit wegen in noch höherem Grade, wünschenswerth, billig, rathsam, auch dem Interesse des Staats förderlich, wie bei manchem anderen Nebenzweige des öffentlichen Unterrichts, z. B. einer und der andern neueren Sprache. Auch

[32] Stolze Lehrb. I. 14.

vereinigen sich bei fast allen Zöglingen der höheren Gymnasialklassen und bei den meisten der höheren Realschulklassen für die, auch anziehende und formal bildende, Erlernung der Stenogr. Bedürfniß, Aufnahmsfähigkeit und geeignetstes Alter so vollkommen, daß man an dem Unterricht, bei nur irgend zweckmäßiger Ertheilung, gewiß immer Freude erleben wird. Soviel ich weiß, hat dies auch die Erfahrung an denjenigen (preußischen, bairischen u. a.) Gymnasien und sonstigen, öffentlichen und privaten, höheren Schulanstalten, wo schon bisher in der Stenogr. unterrichtet worden ist[33], bestätigt.

Für die Ausführung des so eben plausibel Gemachten muß ich eine ärztliche Rücksicht zur Sprache bringen. Kurzsichtige und Schwachsichtige können sich leicht beim Lesen des Stenographischen verleiten lassen, die Augen sehr der Schrift zu nähern — was die Auffassung der kleinen und feinen Charaktere oft erleichtert — und dadurch mit der Zeit ihren Augenfehler zu verschlimmern. Jünglingen, die an einem jener Fehler leiden, wird man deshalb oft von der Stenogr. abzurathen haben, wenigstens so lange bis sie hinlänglich ernst und zuverlässig geworden sind, daß man es ihrer eigenen Aufmerksamkeit überlassen darf, sich vor jenem Nachtheil zu wahren. Bei der nöthigen Vorsicht befördert die Benutzung der Stenogr. gewiß nicht in höherem Grade die Kurz- oder Schwachsichtigkeit, als es die unvermeidlich über einen größeren Theil des Tages ausgedehnte, den Aufenthalt im Freien weit mehr beeinträchtigende, Benutzung der allerdings leichter zu lesenden gewöhnlichen Schrift thut. Um keine Vorsichtsmaaßregel zu verabsäumen, könnte man einzelnen Jünglingen, wie für die gewöhnliche, so auch für die stenographische Schrift einen größeren Maaßstab anzunehmen empfehlen.

Das so eben zur Sprache gebrachte ärztliche Moment, wie die Neuheit der ganzen Sache und die Hoffnung, daß bald eine für den Literaten und den Geschäftsmann zweckmäßigere Stenogr. zweiter Stufe sich neben der Stolzeschen ausbilden werde, sprechen wohl dafür, den Unterricht in der Stenogr. fürs Erste nicht obligatorisch zu machen und nicht an eine bestimmte Gymnasialklasse zu binden. Es würde übrigens in der Tertia der meisten Gymnasien die Aufnahmsfähigkeit genügend vorhanden, aber auch in der Prima noch wenig von dem Nutzen der Sache versäumt seyn.

[33] Vgl. Zeitschr. f. Stenogr. 1853, S. 33. 224. 1854, S. 219.

Was das für den Unterricht zu benutzende stenographische System anlangt, so möchte es vorläufig am gerathensten seyn, „aus Noth Weißbrod zu essen", d. i. das Stolzesche System — bis auf die Orthographie, die wohl in jeder Schulanstalt der anderweitig herschenden gleich bleiben müßte — unverändert beizubehalten. Wenigstens sollte man weiter gehende Modificationen des Systems nicht leicht einem einzelnen Lehrer gestatten, denn solche Aenderungen könnten bei ungenügendem Zeitaufwande, ungenügender Sorgfalt, zu Verschlechterungen umschlagen, zu geschweigen daß sie den Zögling des — für einen Literaten freilich kaum hoch anzuschlagenden — Vortheils der leichteren Communication mit Anhängern des Stolzeschen Systems berauben würden. Noch weniger dürfte man die Gabelsbergersche Stenogr. zulassen, die keine Zukunft hat.

Alle weiteren Specialien muß ich den Schulmännern überlassen. —

Was die übrigen öffentlichen Schulen anlangt, so würde für die höhere Stenogr. in den Elementar- und Volks-Schulen Bedürfniß und Aufnahmsfähigkeit, in den höheren Mädchen-Schulen das Bedürfniß, zu selten vorhanden seyn als daß man hier an eine, selbst nur facultative, Einführung derselben denken möchte. — Auf den höheren Fachschulen und den Universitäten ist so lange, als die Realschulen und Gymnasien noch nicht (genügend) aushelfen, das Bedürfniß stenographischen Unterrichts noch vorhanden, und es wird auch gegenwärtig z. B. an den Universitäten Berlin, Wien, Prag, Gratz, Leipzig, u. a. solcher Unterricht durch Lectoren oder Privatdocenten ertheilt. — Für die Schriftsetzer dürfte, sobald die Stenogr. in die Realschulen eingeführt wäre, auch schon unter den jetzigen Verhältnissen so ausreichend gesorgt seyn als unter den künftig zu hoffenden.

Mancher von meinen Lesern dürfte noch die Frage aufwerfen, ob es auch wohl für gereifte Männer noch lohne, sich die Stenogr. anzueignen, so lange, wie gegenwärtig, eine Stenogr. zweiter und dritter Stufe noch nicht, wenigstens nicht öffentlich, existire.

Hier muß ich allerdings im Allgemeinen warnen, sich vor Zeitverlust zu hüten. Es könnte Manchem gehen wie mir, daß

er, nachdem er sich mit der Stolzeschen Stenogr. bis zu einiger Geläufigkeit vertraut gemacht — wozu bei gutem Gedächtniß und noch nicht altersteifer Hand etwa 2-3 Wochen ganz freier Zeit, unausgesetzter Beschäftigung, gehören, bei öfteren Unterbrechungen bedeutend mehr —, schließlich durch ihre zu geringe Lesbarkeit sich an ihrer unausgesetzten Benutzung gehindert sähe. Dann würde er sie entweder bald wieder ganz verlernen oder genöthigt seyn, gleich mir mit großem Zeitaufwande — mit einem Aufwande von einigen Monaten ganz freier Zeit (bei öfteren Unterbrechungen ansehnlich mehr) — sich eine Modification des Systems, eine Stenogr. zweiter Stufe, zu schaffen. Oeftere Unterbrechung hierbei würde bei Manchem so störend werden, daß er nie ans Ziel gelangte. Wer also nicht binnen ½, höchstens 1 Jahre so viel Muße zu erübrigen hoffen kann, als 2-3 Monaten ganz freier Zeit, unausgesetzter Beschäftigung, entspricht, der wird meist wohl thun, davon zu lassen und sich mit seinen alten Abkürzungen zu begnügen. Wer's aber durchsetzen kann und ans Ziel gelangt, wird in der Regel schon binnen wenigen Jahren das angelegte Zeit-Capital mit Wucher erstattet bekommen. Es kommt freilich für eine solche Veranschlagung auch darauf an, wie viel jemand im Durchschnitt täglich zu schreiben hat.

Wer's nach Obigem versuchen will, braucht, wenn er rein nur den Zweck des Schnellschreibens (bei nicht oder nicht erheblich beschränkter Lesbarkeit) vor Augen hat, also auf alles Historische und auf die zahlreichen interessanten Nebenbetrachtungen Verzicht leisten will, nur Stolze's „Lehrgang" (1852), und kein weiteres Buch, sorgfältig, wiederholt und mit fleißigem Einüben durchzunehmen, und wird sich für spätere Umarbeitung des Systems Zeit ersparen, wenn er von vorn herein überall die Frage an sich richtet: „wie weit wird das für mich passen?" Ist nachmals das schwierige und weitläufige Geschäft des Modificirens — bei welchem es ohne stetes Tappen, Tentiren und Aendern nicht abgeht — bis zur Befriedigung vollendet, so wird zum Beschluß der „Lehrgang" noch einmal durchzunehmen seyn, damit man noch einmal durch den umsichtigen und erfahrenen Meister auf Unzuträglichkeiten, die sich in Folge der Modificationen ergeben könnten, aufmerksam gemacht werde.

Ich darf wohl schließlich mich nicht erst rechtfertigen, daß ich einen Gegenstand besprochen habe, der über meinen Beruf hinaus zu gehen scheint. Ich war nicht bloß als Arzt berufen, ihn in Anregung zu bringen, sondern die Stenographie ist so sehr bestimmt, Gemeingut aller Gebildeten zu werden, daß wohl jeder Einzelne darüber bis ins Einzelne mitsprechen darf.

Gießen, im Juni 1855.

Dr. P. Phoebus,
Prof. d. Med.

Zur Würdigung der neuesten materialistischen Tendenzen in der Naturforschung.

Wir tasten ewig an Problemen!
Goethe.

Die Einseitigkeit der jetzt vorwaltenden physischen und mechanischen Auffassung des Lebens einer prüfenden Betrachtung zu unterwerfen, dieselben, wo sie zerstörend in das Heiligthum der Menschen dringt, zu bekämpfen, ist der nächste Zweck dieser Blätter, die der im Dienste der Menschheit ergraute, in seinem vielbewegten Leben nach Licht und Wahrheit redlich ringende Verfasser als sein Glaubensbekenntniß anzusehen bittet.

Es ist kein Geheimniß mehr, daß der Materialismus der Neuzeit die vielfach ersehnte Einheit der Natur durch die feste Ueberzeugung zu begründen strebt, in der Materie liege die alleinige Realität und dieser müsse jedes selbstständige geistige Wirken entschieden zum Opfer gebracht werden. Die Materie ist die alleinige Basis der jetzigen Naturforschung und in ihr soll alles seinen Anfang wie sein Ende finden. Jede Kraft ist nach dieser Ansicht erst Resultat der Materie. Ohne Stoff ist keine Kraft denkbar. Die Kraft eines jeden Organs ruht in der ihm eigenthümlichen Materie (Parenchyma.) Die Kraft ist eine Eigenschaft des Stoffs. Eine Kraft, die nicht an den Stoff gebunden wäre, die frei über dem Stoffe schwebte und sich beliebig mit dem Stoff vermählen könnte, ist eine ganz leere Vorstellung. Nur im bloßen Stoffwechsel vollziehen sich nach jener Lehre alle die Wunder des Lebens, welche die Wissenschaft bisher als Resultate eines eigenthümlichen imponderablen Agens, der Lebenskraft, zu betrachten gewohnt war. Seele ist nur ein leerer Ausdruck, jenes Princip zu bezeichnen, das in uns empfindet, denkt,

handelt, das der Spiritualismus als etwas Außerkörperliches, nur zeitlich mit dem Körper verbundenes, sich später von ihm trennendes, unvergängliches, der Materialismus, als ein der Materie inhärentes, nur in und durch die Materie wirkendes und mit ihr vergehendes Wesen anerkennt.

Es ist auf den ersten Blick überzeugend klar, daß eine solche Lehre in ihrer ganzen Ausdehnung angenommen nothwendig zum Atheismus führen muß. Denn eine Welt, die sich aus sich selbst erzeugt und entwickelt, bedarf weder eines Schöpfers noch Erhalters. Was nun zunächst den Einfluß dieser Lehre auf die Arzneikunde insbesondere anbetrifft, so findet der Verfasser, dem die Erinnerung einer langen Reihe von Jahren zu Gebote steht, eine erstaunliche Verschiedenheit zwischen dem Zeitpunkte, wo er mit frohem Jünglingsmuthe seine medicinischen Studien begann, und zwischen dem jetzigen, wo er sich dem Ziele seiner irdischen Laufbahn nähert. Um wie viel geistig hervorragender, frischer und lebendiger war die alte Zeit gegen die Dürre dieser neueren gehalten! Auf die Gefahr hin, für einen mürrischen laudator temporis acti zu gelten, kann er sich nicht enthalten zu beklagen, daß auch in der neuesten Arzneikunde, wie in allen übrigen Zweigen menschlichen Wissens, sich der Zweifel eingenistet, ja sie unterjocht habe. Die Medicin der Gegenwart, der man den Namen einer sogenannten „exakten Naturwissenschaft“ erstrebt, hat zwar das Gute gehabt, uns von den Phantasien einer am Krankenbette ganz unbrauchbaren Naturphilosophie zu retten, indem sie aber Geist mit Materie identificirt, ist sie in den Fehler eben dieser Doktrin gefallen. Sie erkennt überdieß nur das als wahr an, was ihr in die Sinne fällt, was sie hören, sehen, betasten, beklopfen, zerlegen, was sie der Einwirkung materieller Mittel unterwerfen kann. Der jetzige Arzt ist kein gottgeweihter Priester mehr, der sich der ewig verschleierten Göttin mit ehrfurchtsvoller Scheu und gläubiger Demuth naht. Das Studium der Arzneikunde ist leider in den meisten ihrer Jünger eben so materiell wie sie selbst geworden. Ihr ganzes Wissen, von dem erfrischenden Hauche eines Geistigen nicht angeweht, schrumpft zu einer Kunde des nackten Leibeslebens ein, zu dessen durchgehender Kenntniß Skalpell, Reagentien und das in der neuesten Zeit unentbehrliche Mikroskop die Hülfsmittel abgeben. Genesung und Euthanasie sind diesen neuesten Adepten des Materialismus Nebendinge; die Section, als Bestätigung

des diagnostischen Hörens, Pochens und Hämmerns ist die Hauptsache. Und dennoch — die Hand aufs Herz — wie häufig habe ich diese Jünger der neuen Diagnose sich trotz ihrer materiellen Hülfsmittel irren sehen. So erst vor kurzem, wo statt der mit unumstößlicher Gewißheit diagnosticirten Tuberkeln in den Lungen die Section auf der Oberfläche derselben ein wässeriges Exsudat ergab. Von einer exakten Wissenschaft fordere ich auch, daß sie exakt in allen ihren Theilen sey. Aber hat die genaueste Diagnose eine eben so genaue Therapie in ihrem Gefolge? hat letztere mit der Erkenntniß der Krankheitsprodukte gleichen Schritt gehalten? Weder die Erkenntniß der Lokalveränderungen noch die chemische Analyse, noch selbst die genaueste physikalische Diagnostik, noch die auf diese Stützen gebauten therapeutischen Theorien haben sich leider zur Heilung der Krankheiten als ausreichend bewiesen. — Das Psychische, wenn dieses höchstens noch von einigen anerkannt wird, darf seinen letzten Erscheinungsgrund doch nur in den Organen des Leibes finden. Denn der Zweifel an unwägbaren höheren Potenzen, die mit dem geistigen Faktor des Lebens sich in unmittelbaren Rapport setzen können, läßt auch tiefere Gefühle und erhabenere Ideen nicht aufkommen. Und so greift auch leider in unserem heutigen Staate ein egoistischer Materialismus immer mehr um sich, und muß als die faulende Grundlage unserer gesammten socialen Zustände betrachtet werden. Alles Heil, dessen die Menschheit bedarf, wird so ganz und gar von der möglichsten Befriedigung der Materie erwartet, daß sich nur daher die Geringschätzung, ja Furcht und Haß gegen alles, was von einem selbstständigen Geiste zeugt, herleiten und erklären läßt.

Indessen gilt auch hier die alte Regel: nichts Neues unter der Sonne. Der Materialismus, entweder entspringend in der Unfähigkeit, geistige Wahrheit mit den Augen des Geistes zu erfassen, oder begründet in wissenschaftlicher Vorliebe für die Anschaulichkeit und Handgreiflichkeit der Sinnenwelt, wie sie ein tiefes Studium der Mechanik und der Chemie nur unsern neuesten Naturforschern an die Hand gibt, war unter roherer, nicht so wissenschaftlich ausgeschmückter Form schon in den ältesten Zeiten vorhanden und dort wie hier dem Spiritualismus entgegengesetzt, der eine Seele a priori feststellte, während der alte, wie der neue Materialismus ihre Verrichtungen a posteriori durch die Bewegung der Materie mittelbar

zu erklären sucht. In was unterscheidet sich denn unsere heutige Mikroskopie von der Corpuskularphilosophie eines Demokritos, die im Allgemeinen ein verzweifelter Versuch des in die Enge getriebenen Materialismus zu nennen ist, die Materie, die ihm nichts erklärte, bis in ihre kleinsten Bestandtheile zu verfolgen, was doch am Ende nichts weiter heißen will, als eben die Materie durch die Materie erklären? Nicht glücklicher erging es den Leibnitzischen Monaden, deren schlafende Körperschaft die Materie bilden sollte. Schon der alte Anaxagoras nahm dagegen im Menschen zwei distinkte Grundwesen, eine Seele und einen Körper an. Ihm folgten in dieser Ansicht Descartes und seine Schule. Alle kamen darin überein, daß wir vom eigentlichen Wesen der Seele a priori nichts wissen; daß alles Wahre, was davon zu erkennen, wir nur aus den Wirkungen ihrer Kraft, mithin aus der Erfahrung lernen, daß die Seele als Princip dieser Wirkungen nur durch das Licht des Glaubens zu erkennen sey. Wie denn auch Rudolph Wagner sich in der neuesten Zeit äußert: „Nicht die Physiologie nöthigt mich zur Annahme einer Seele, sondern die mir immanente, von mir unzertrennliche Vorstellung einer moralischen Weltordnung."

Der mechanische Begriff der Seele, nach welchem sie in einem bloßen continuirlichen Resultate der körperlichen Bewegungen, namentlich der Verrichtungen des Nervensystems bestehen soll, ist schon eine uralte Ansicht, namentlich von Aristoteles in dem ersten seiner Bücher von der Seele Kap. 4. aufgeführt. Dieser Faden spann sich bald mehr, bald minder bemerklich, je nach der zeitweisen Richtung der Philosophie, durch alle Jahrhunderte fort. Das berüchtigte, im Jahre 1770 erschienene Système de la Nature bildete diese mechanische Erklärungsart der Seelenerscheinungen auf das entschiedenste aus. Das Nervensystem und sein Mittelpunkt, das Gehirn ist ihm die Seele selbst; diese nur der Inbegriff aller Nervenbewegungen, gleichsam eine Musik, durch die Einwirkungen der Außenwelt auf dem Instrumente des Nervensystems gespielt. Alle geistigen Verrichtungen des Menschen bestehen in verschiedenen Bewegungen des Gehirns, die selbst nur aus verschiedenen Einwirkungen der Außenwelt entspringen. (Die sinnliche Beobachtung ist die Auffassung des Eindrucks einer stofflichen Bewegung auf unsere Nerven, der sich bis in das Gehirn fortpflanzt. Der Gedanke ist

eine Bewegung des Stoffs. K. Vogt. Moleschott.) Von den Thieren unterscheidet sich der Mensch den Materialisten bloß durch die größere Beweglichkeit des Nervensystems.

Wie die jetzige Mikroskopie die Ganglienzellen als die allein wirksamen Elemente der Seelenthätigkeiten betrachtet, so setzte schon Lancisius und später de la Peyronnie ihren Sitz in das Corpus callosum, andere später in andere Theile des Gehirns, Sömmering (über das Organ der Seele. Königsberg 1796) denselben nicht in die festen Theile des Gehirns, sondern in die Feuchtigkeit der Hirnhöhlen. Gall sucht die Endursache aller intellektuellen und moralischen Fähigkeiten im Gehirne, als dem Inbegriffe aller einzelnen diesen Fähigkeiten entsprechenden Organe.

Wie der jetzige Chemismus geistiges und körperliches Leben aus bloßem Stoffwechsel zu erklären sich bemüht, so gab schon zu ihrer Zeit Galvani's berühmte Entdeckung, daß die Elektricität in thierischen Körpern und Gliedern noch nach dem Tode Zuckungen und Bewegungen, wie die der willkürlichen Motionen hervorruft, eine ergiebige Quelle für materialistische Hypothesen über das Wesen der Seele ab. Ja, als man es dahin gebracht hatte, eine zwar schwach wirkende galvanische Säule von abwechselnden Fleisch- oder Muskellagen zu construiren, so schien es den damaligen Physikern keinem Zweifel mehr unterworfen, die Seele müsse eine elektrische oder eine ähnliche imponderable Flüssigkeit seyn. Das Nervensystem und namentlich das Rückenmark habe man sich als eine Voltaische Säule vorzustellen, worin das Seelenfluidum ausgeschieden und mittelst der Nerven durch den ganzen Körper verbreitet werde. Um einen solchen Schluß nur einigermaßen plausibel zu finden, dazu gehörte schon eine geheime materialistische Neigung. Beruhte er doch auf der allzuleichten Annahme, dieselben Wirkungen möchten dieselben Ursachen voraussetzen, was sich bei einigem Nachdenken in so vielen Fällen als falsch erweist. So meinte auch Humphry Davy, in seinen früheren Jahren, auf Galvani's Entdeckung fußend, im Gehirne werde Licht als Elektricität frei, diese sey identisch mit der Nervenflüssigkeit, Empfindungen und Gedanken seyen nichts anderes als Bewegungen des Nervenäthers oder Licht, welches die Marksubstanz des Gehirns und der Nerven in eine empfindende Thätigkeit versetze. Obgleich dieser Materialismus ein viel feinerer war,

als der gegenwärtige, der den Gedanken zum Gehirn in dieselbe Kategorie setzt, wie die Galle zur Leber und den Urin zur Niere, so erklärte der berühmte Chemiker doch später den Galvanismus für einen rein chemischen Proceß, abhängig von der Oxydation metallener Oberflächen, die verschiedene Grade des elektrischen Leitungsvermögens haben; eine Meinung, die jetzt überall gilt und dem Galvanismus wie der Elektricität die ihnen gebührende Stellung als bloße Reize angewiesen hat, welche auf die todten, ihrer Lebenskraft noch nicht ganz beraubten Muskeln wirken. Die Zerstörung des Hirns in Vögeln und Fröschen hemmte nicht die Reizbarkeit der Muskeln bei galvanischen Versuchen (Valli).

Jede Lehre, die dem geistigen Principe des Menschen, abgesehen von einer gewissen Abhängigkeit von dem irdischen Gefährten, nicht einen hohen Grad von Selbstständigkeit einräumt, muß nothwendig zum Materialismus führen und immer weiter fortschreitend alle Würde des Menschen vernichten, ihn zu einer todten Gesetzen unterworfenen Maschine erniedrigen, indem sie keine wirkliche moralische Freiheit zuläßt. Was wird aus der so gepriesenen Freiheit des menschlichen Willens, was aus der von Kanzeln und Kathedern gerühmten, den Menschen über sich selbst erhebenden Tugend, was aus den Fundamenten unseres Staatsgebäudes, wenn folgende Sätze einer allgemeinen Annahme entgegensehen dürfen! „Der Wille ist nur der nothwendige Ausdruck eines durch äußere Einwirkungen bedingten Zustandes des Gehirns. — Ein freier Wille, eine Willensthat, die unabhängig wäre von der Summe der Einflüsse, die in jedem einzelnen Augenblick den Menschen bestimmen und auch dem Mächtigsten seine Schranken setzen, besteht nicht. (Moleschott, der Kreislauf des Lebens. Mainz 1852. S. 414.) Was dürfte aus dem Kapitel der Strafen, was aus den Compendien unserer Criminalisten, was aus den Untersuchungen über Zurechnungsfähigkeit werden, wenn jede stoffliche Veränderung, jeder Trunk, jeder Bissen das Blut und damit die Nerven so verändert, daß der Mensch in jedem Augenblicke ein anderer, ein willenloses Werkzeug eines jeden Luftzugs wird, der auf die Hautnerven einwirkt und diese Wirkung fortleitet bis in das Hirn! Wenn der Keim zu jeder Thorheit, zu jeder menschlichen Verirrung, zu jeder Leidenschaft, zu jedem Laster im Momente der Zeugung von Seiten eines trunkenen Vaters in die Frucht gelegt wird — was ist dann consequenter

als die neueste Ansicht, den abscheulichsten Verbrechen die ihnen gebührende Nachsicht angedeihen zu lassen und die Todesstrafe als der Höhe unseres Zeitalters unwürdig für immer abzuschaffen? Welche Anfeindungen, Verdächtigungen und Verleumdungen hat der Verfasser, der in dieser wie in andern Zeitschriften der Beibehaltung dieser so traurigen und doch unentbehrlichen Strafe das Wort geredet, von den materialistischen Adepten der neuen Staatsweisheit deßhalb erdulden müssen! Er wäre doch begierig, einen von ihnen regierten Staat zu sehen, hegte aber nicht den geringsten Wunsch ein Bürger desselben zu seyn.

Nach Gall ist das Gehirn Bedingung aller Seelenthätigkeiten. Man hat seiner Lehre schon damals den Vorwurf gemacht, sie begünstige den Materialismus und beeinträchtige die Freiheit des menschlichen Willens. Und dennoch bestreitet Gall, im wahren Gegensatze zu den heutigen Materialisten, die außer der ihren keine andere wissenschaftliche Forschung gelten lassen wollen, in seinen Schriften diesen Einwurf als unbegründet. Die Organe des Gehirns können wohl unserem Geiste einen Eindruck, selbst eine Neigung mittheilen, aber von dem freien Willen des Menschen hängt es ab, ihrer Richtung zu folgen oder nicht. Die Eindrücke, von den Organen der Seele mitgetheilt, sind nicht die Seele selbst. Unserer höheren Natur, unserem geistigen Ich steht es frei ihnen zu folgen oder ihnen selbstständig entgegenzuwirken, und hierin besteht vorzüglich unsere sittliche Kraft und Würde, die den Thieren abgeht. Nach Gall und Tiedemann herrscht zwischen der Größe des Gehirns und der Energie der Seelenverrichtungen unleugbar eine direkte Beziehung. In vielen Fällen wahr; dennoch läßt sich das Gehirn der Biene in seinen einzelnen Theilen mit den bloßen Augen kaum unterscheiden und ist doch die Triebfeder zu allen den bewunderungswürdigen Handlungen dieses Thierchens. Das Gehirn der Mollusken ist kaum unvollkommener als das der Insekten und doch stehen letztere in psychischer Beziehung weit höher. Der Affe hat ein menschenähnliches Gehirn und doch stehen Elephant, Hund und Pferd in Bezug auf ihre Fähigkeiten nicht unter ihm. Um zu glauben, man könne einen jungen Orang-Utang durch die Oeffnung der Eustachischen Röhre und durch angestrengte Erziehung in den Gebrauch der menschlichen Sprache setzen, muß man in seinen materialistischen Vorurtheilen eben so blind wie ein La Mettrie in seinem

Buche »l'homme machine« seyn. Wir müssen es uns selbst nach den neuesten Forschungen eingestehen, daß uns die physiologischen Verhältnisse des Gehirns immer noch ein Geheimniß sind, und daß eine tiefe Kluft, über die zur Zeit noch keine Brücke führt, seine Anatomie von seiner Physiologie trennt. Wäre die Seele eine bloße Eigenschaft der Organisation, wie könnte sie dann in so zahlreichen Fällen eine völlige Unabhängigkeit von derselben behaupten? Sie kann still und heiter seyn, wenn der Körper Schmerz und Qual empfindet. Ja, sie kann von geistigen Leiden bestürmt sich kräftig ermannen und mit Willensmacht die Aufmerksamkeit von den Ursachen ihrer Schmerzen abziehen und auf andere, ihren Kummer mildernde Gegenstände richten. Nach Spurzheim ist die nächste Ursache der Seelenstörungen stets eine körperliche. Wahnsinn kann von Würmern in den Gedärmen, Hämorrhoiden, Verletzungen des Kopfes, Blutandrang nach dem Gehirne kommen. Die Seele selbst kann so wenig erkranken als sterben. Erweichungen, Verhärtungen, wassersüchtige und andere Entartungen brachten trotz einer beträchtlichen Ausdehnung keine merkliche Störung im Seelenleben zu Stande. Es gibt beim Menschen keinen Theil des Gehirns, der nicht schon in Leichnamen wäre krankhaft gefunden worden, ohne daß sich im Leben eine entsprechende Schwächung oder Vernichtung der Seelenthätigkeit gezeigt hätte. Charles Miller (Case of Hydrocephalus chronicus in den Transactions of the medico-chirurgical Society of Edinburgh. Vol. II. 16.) berichtet uns von einem chronischen Wasserkopfe, der sein Leben bis ins vierzehnte Jahr brachte und bei vollen Verstandeskräften starb, dessen Section im Gehirne die größten Zerstörungen zeigte und bei dem dennoch Gedächtniß und Verstandeskräfte bis zu seinem Tode ungeschwächt blieben. Bekanntlich kommt kein anderer Nerv so unmittelbar mit den innersten Tiefen des Gehirns in Berührung, als der des Gehörs. Nichts destoweniger besteht der Sinn des Gehörs in dem traurigsten aller Hirnleiden, im Wasserkopfe, ja ist oft sogar noch geschärft. So fand ihn Blumenbach bei dem berühmten Waglerschen Hydrocephalus, den er in seiner medicinischen Bibliothek beschreibt. Romberg führt eine Beobachtung von Scheuchzer an, die einen Greis von 109 Jahren betrifft, der in den letzten Jahren seines Lebens von Blödsinn befallen, einige Tage vor seinem Tode zu völligem Verstande kam.

Dennoch fand man bei Oeffnung des Schädels die Gehirnhäute verdickt, die Schädelhöhle und das Innere des Gehirns mit Wasser angefüllt. So erzählt auch Andrew Marshal (the morbid Anatomy of the Brain in Mania and Hydrophobia. London 1815.) von einem vierzigjährigen mit Verlust des Gedächtnisses vierzehn Jahre lang rasend gewesenen Seeofficier, er wäre den Tag vor seinem Tode ganz vernünftig geworden. Manchmal finden wir selbst die Thätigkeit der Seele zu groß für das Gehirnorgan. Und zwar sind es meist skrophulöse, rhachitische, gebrechliche, selbst am Wasserkopfe leidende Kinder, die sich durch einen hohen Grad von Verstand auszeichnen. Gar oft werden regelwidrige Gehirnbildungen in den Leichen solcher Individuen gefunden, die nie an einer psychischen Störung litten, während das Gehirn solcher, die an Geistesstörungen erkrankt waren, sich bei der Section ganz normal zeigte. Wie unendlich gering war für die pathologische Anatomie Geisteskranker das Resultat, das der einsichtsvolle Esquirol nach tausend anatomischen Untersuchungen des Gehirns von Wahnsinnigen fand! So scheint sich denn doch, trotz aller materialistischen Gegenrede, die Natur im Geistigen eine Freiheit vorbehalten zu haben, der die Wissenschaft unserer Tage mit Meßstange, Retorte, Skalpell und Mikroskop nicht überall nachzukommen vermag.

Nichts führt mehr einem bodenlosen Materialismus zu, als die Untersuchung von dem Ursprunge unserer Ideen, wenn man diesen allein aus der Sinnenwelt herleitet. Jene Theorie, die den Anfang aller unserer Erkenntniß nur in den körperlichen Eindruck setzt, den die Sinnesorgane in dem weichen und empfänglichen Gehirnmarke hinterlassen, ist, eingedenk des bekannten Aristotelischen Ausspruchs: Nihil in intellectu, quod non antea fuit in sensu, besonders durch Locke und Condillac allgemein verbreitet worden. Man preist ihre Klarheit, ohne zu bedenken, daß sie weniger als nichts erklärt. Der Spiritualist behauptet mit gewichtigen Gründen, unsere Gedanken könnten dieser bloß sekundären Quelle ihre Entstehung nicht verdanken. Ehe man noch über das Wesen der menschlichen Seele im Reinen ist, gehört jede Diskussion über den Ursprung unserer Ideen in das Reich der Unmöglichkeiten. Da die Wurzeln unserer Gedanken immer in Dunkel gehüllt sind, so fühlt man sich bewogen anzunehmen, daß eine jede Vorstellung, die nicht

nachweislich durch wirklichen Sinneseindruck gewonnen wird, ihre erste Zeugung in der überzeitlichen Welt unseres Geistes haben müsse, die eins mit der ewig schaffenden Urkraft alles Daseyn ohne Ausnahme erzeugt. Was ist denn eigentlich diese Materie, die wir stets dem Geiste entgegenhalten? Sie ist eine Erscheinung, die wir nur durch unsere Sinne kennen lernen; lernen wir aber umgekehrt das Wesen unserer Sinne durch die Materie kennen? Worin besteht die Verrichtung der Sinne bei ihrer Operation? Sie empfangen die Eindrücke und überliefern sie dem Geiste. Jedem Ursprunge einer geistigen Idee sind sie selbst so fremd, daß sie nicht einmal das Bewußtseyn ihrer eigenen Verrichtung besitzen. Sieht sich denn das Auge oder weiß es, daß es sieht? Hört sich das Ohr und weiß dieser Vermittler des geistigen Lebens, daß es hört? Unsere Sinne sind die Empfangsorgane für die körperliche Natur, wie unser Geist, unsere Vernunft Empfangsorgan für das Göttliche ist. Non est judicium veritatis in sensibus, sagt schon der heilige Augustinus mit Recht. Die Sinne geben nur das Aeußere. Die innere Dynamik zu ergründen, ist Sache der höheren Geisteskräfte. Die Sinne geben nur das Einzelne, was jedem seinem physischen Leitungsvermögen nach zukommt. Zu einer Anschauung der Gesammtheit kann sich nur der Verstand erheben. Ja, folgen wir unseren Sinnen unbedingt, als dem ersten Grunde unserer Erkenntniß, so können wir bei jedem Schritte getäuscht werden. Befragen wir unsere Sinneseindrücke, so wandelt die Sonne über unseren Horizont und umkreist die Erde. Der Verstand vernichtet diese Täuschung, zu der die Sinne verleiten, und lehrt uns die Sonne als Mittelpunkt kennen, um den sich die Erde dreht. Ebenso ist im Gebiete des Organischen gerade das uns zunächst gelegene, wie das unbedeutendste, so das räthselhafteste. Den schleimigen, einförmigen, mit den Fingern leicht zerdrückbaren Körper eines Armpolypen sehen wir Bewegungen vollziehen, die uns auf eine ihn belebende Kraft schließen lassen. Was wüßten wir von dem Gehirne und den Nerven, bleiben wir nur bei dem stehen, was seine eiweißartige Masse der bloßen sinnlichen Anschauung und dem anatomischen Messer darbietet! Verstand und Vernunft, mögen sie auch immer menschlich irren, bleiben dennoch nicht bei der äußern Erscheinung der Sinneseindrücke stehen. Sie suchen das Innere zu ergründen, sie schließen vom Sichtbaren auf das Unsichtbare, von der Materie auf den Geist, von dem

Endlichen auf das Unendliche, von den Geschöpfen auf den Schöpfer, von der Natur auf Gott.

Ohne einen inneren Mittelpunkt, einen inneren Verein, ein inneres Zusammentreffen würden die äußeren Sinne nur als besondere Wesen, als isolirte Thiere erscheinen, die an einem Körper, wie an einem Stamme zusammengewachsen sind. Dieses innere Vereinigende steht nothwendig über den äußeren Sinnen, als höheres geistiges, darum auch unseren Sinnen nicht wahrnehmbares Centrum. An keinen einzelnen Punkt gebunden, schwebt es über den materiellen äußeren Sinneseindrücken, trennt und vereinigt sie nach Belieben und ward deßhalb von jeher mit dem Namen „der innere Sinn" bezeichnet.

Das Geheimniß der Sinnenwahrnehmung ist daher nicht im äußeren Sinnorgane, nicht in dem leitenden Nerven, sondern in jenem „seelischen" Mittelpunkte zu suchen, wo sich der Mensch aller äußeren Eindrücke gleichmäßig bewußt wird. Erst durch die Rückwirkung unseres Geistes auf den erhaltenen Sinneseindruck entsteht eine Vorstellung und erst diese unterrichtet uns von dem wahren Verhältnisse des äußeren Gegenstandes zu unserem Ich. Fehlt diese Rückwirkung des Geistes, die wir wohl in direkter Beziehung auf den Gegenstand Aufmerksamkeit nennen können, oder wird sie durch Krankheiten gehemmt, so können alle äußeren Bedingungen zur Reizung der Sinnenthätigkeit vorhanden seyn, ohne daß in uns ein entsprechender Eindruck erfolgt. So gehen wir in Gedanken versunken an unserem besten Freunde kalt und fremd vorüber. So hören wir in Betrachtung einer schönen Landschaft oder in die Lektüre eines anziehenden Buches vertieft unseren Namen nicht rufen. So stiert der Wahnsinnige während seiner Anfälle Viertelstunden lang mit offenen Augen in die Strahlen der Sonne. So tröpfelte ich einst einem an Starrsucht leidenden Mädchen brennendes Siegellack in die durch ein Blasenpflaster entblößten Stellen der Haut, ohne die mindeste Schmerzäußerung zu erregen. Erst als die Kranke nach einigen Tagen zum Bewußtsein kam, fingen die verwundeten Stellen zu schmerzen an. Auf der andern Seite vermag eine mächtige Leidenschaft, eine erhabene Idee, ein starker Wille, ein unerschütterter Glaube über alle sinnliche Eindrücke zu erheben, sie mögen Freude oder Schmerzen darbieten, und zeigen uns den Menschen in der ganzen Größe seiner moralischen Würde. So blickte Mucius

Scävola ruhig in die Flamme, die seine Hand verkohlte. So erlitten unzählige christliche Märtyrer den qualvollsten Tod mit Heiterkeit. So konnte Montezuma zu seinem jammernden Freunde, der gleich ihm auf glühende Kohlen gebettet war, die geschichtlichen Worte sagen: „Liege ich denn auf Rosen?" — Es ist jetzt wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, daß das Bewußtseyn, als die geistige Kraft, die äußere Natur im Innern zu erfassen, in allen Nerven an die äußeren Sinnorgane zu allen möglichen Verrichtungen gleich geschickt hervortritt. Um die Rückwirkung des inneren Sinnes zu erregen, ist am Ende jeder Nerv zur Leitung passend. Den besten Beweis, unsere beim ersten Anblicke so verschiedenen Diensten gewidmete Sinnesnerven dienten einem Ganzen als zusammenwirkende Glieder, leite ich aus der stellvertretenden Thätigkeit der Sinne für einander her, wenn die Thätigkeit eines gesunden Sinnes für einen verletzten, kranken oder gar nicht vorhandenen Sinn vicarirt. Kein Mensch ist daher so verwahrlost, daß er, selbst beim Mangel mehrerer Sinne, den Charakter der Humanität völlig einbüßen sollte. Taubstumme haben noch immer Empfindungen von Schall auf der Haut, in den Magen- und Handnerven. Bei dem blinden Taubstummen James Mitchell vicarirten für die fehlenden Sinne Gefühl und Geruch. Der Strom des Lebens, einiger Kanäle beraubt, ergießt sich desto reichlicher in andere oder bildet sich selbst neue. Nichts ist außer uns, was nicht in uns wäre. Es wirkt im Inneren eine lebendig schaffende Kraft, die von innen nach außen strebend gleichsam ihre Organe herausbildet. So ist nicht das Auge, nicht das Ohr als die letzte Ursache des Hörens und Sehens anzusehen, sondern jene innere schaffende Gewalt, die mit der sichtbaren und tönenden Welt in Berührung zu kommen strebt, der sich gefügig, aber unbewußt Auge und Ohr ausbilden. Aus dem Innersten heraus kommt dem eingehenden der ausstrebende Strahl entgegen und begründet in der Sinneswahrnehmung ein geistiges Wechselverhältniß. Die Lufterbebung des Klangs ist ohne Zweifel schon innerlich in dem Nerven vorhanden, ohne daß ein wirkliches Gehör mittelst des Organs einzutreten braucht. So liegt schon im Auge ein schlummerndes Licht verborgen. Ewig beherrscht eine schaffende Kraft die Materie und bildet sich dieselbe zu den bestimmten Zwecken aus. Wie wahr ist Goethes Ausspruch:

Wär nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nicht erblicken,
Läg nicht in uns der Gottheit eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken!

Wie das geistige Princip im Menschen nicht bloß von den äußeren Sinneseindrücken erregt wird, sondern denselben von innen heraus mit angeborener, adäquater Kraft entgegenkommt, so haben sich auch unter den Weisen aller Zeiten viele mit geistiger Anschauung begabte gefunden, welche in dem Menschen angeborene Ideen angenommen haben. Gewissermaßen gehört schon in diese Kategorie das von Pythagoras und vielen der älteren Philosophen angenommene Emanationssystem, welches die sichtbare Natur als Ausfluß der Gottheit betrachtet. Sokrates, der da lehrte, das Beste jeder Art sey unsichtbar und werde nur in seinen Werken erkannt; Platon, der Anhänger des Geistthums unter den Alten, welcher der Idee des Christenthums am nächsten kam; Hippokrates, der als der Lehrer Platons gilt, der von ihm die vorzüglichsten seiner metaphysischen Lehrsätze entlehnt haben soll; sie alle nahmen angeborene Ideen an, während Aristoteles, seinem oben angeführten Axiome treu, als ein Anhänger des Sinnenthums, diese Meinung bestritt und die menschliche Seele einer wächsernen, unbeschriebenen Tafel verglich, auf der nach und nach alles eingegraben werden könne. Man blicke lebhaften Kindern, die noch nicht sprechen können, nur recht in die Träger des Geistes, in die Augen, und man wird in ihrem lebendigen Glanze den Ausdruck des ihnen angeborenen Geistes errathen. Hier kann man mit Recht sagen: „Das was aus ihm strahlet, ist weit schöner als das, was es empfing." Ehe das Kind zu sprechen beginnt, findet es noch wenig Gelegenheit, den ganzen Vorrath seiner im Stillen gesammelten Vorstellungen zu entdecken. Aber seine beginnende Sprache belehrt uns nicht allein durch sie selbst, sondern auch durch die in derselben ausgedrückten Gedanken, wie geschäftig schon bis dahin die Seele gewesen seyn muß. Und gehört die Sprache nicht selbst zu den ursprünglichen Anlagen der Menschheit? Besteht hier nicht, wie überall in der Natur, wie im Menschen, die Wechselwirkung zwischen Geist und Materie? Ist sie nicht das Organ des inneren Seyns, wie es nach und nach zur inneren Erkenntniß und zur Aeußerung gelangt? Stimme hat auch das Thier, aber Sprache nur der nach

dem Ebenbilde Gottes geschaffene Mensch. Die Sprache ließe sich nicht erfinden, läge ihr Typus nicht schon im menschlichen Geiste, die ihr dienenden Organe durch diesen nicht schon im menschlichen Körper ausgeprägt. „Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, als artikulirten, einen Begriff bezeichnenden Laut verstehe, muß schon die Sprache ganz in ihm liegen" (Wilhelm v. Humboldt). Nicht mit Unrecht schreibt schon Hasson selbst den Taubstummen einen inneren Gehörsinn zu. In Maltens Neuester Weltkunde, Oktoberheft 1847, habe ich nach einem mir von einem Taubstummen, der selbst Taubstummenlehrer wurde, mitgetheilten Manuscripte die Stellen mitgetheilt, wo er von einem inneren Wortsinne spricht, der sich bei Hörenden wie Taubstummen findet, den ich aber den inneren Sinn nennen möchte, von dem das geistige Leben der Sinne ausgeht und in dem alle Sinneseindrücke zusammenfließen. Alles, was nicht den Sinnen entspricht, kann auch nicht in der Materie seinen Ursprung haben. Es folgt hieraus, im Menschen müsse ein geistiges Princip vorhanden seyn, dessen Wesen der Gedanke ist. Es gibt Gedanken, die vor jeder Erfahrung existiren. Die menschliche Seele ist nach einem göttlichen Rathschlusse geschaffen und hat auch durch diesen alle ihr nothwendigen Begriffe. Nach den Materialisten wäre ein ohne alle Sinne geborener Mensch ein völlig gedankenloser Automat. Beispiele eines völligen Mangels aller Sinne existiren in der Natur nicht. Wohl aber zeigt uns die Erfahrung an blind- und taubstumm geborenen Menschen, daß ihnen doch ein Funke göttlichen Geistes inne wohnt, und daß im Laufe ihres Lebens sich bei ihnen das Gefühl für Sittlichkeit und Scham, für Recht und Unrecht, für Besitz und Eigenthum u. s. w. auf eine wahrhaft überraschende Weise ausbildete. Der Mensch kann nur lernen, weil er begreift, und was er begreift, ist nur Reminiscenz. Gott ist der allgemeine Lenker. Jedes Wesen wird seiner eigenthümlichen Natur nach gelenkt, aus der es nicht herausgehen kann. Anders kann ich mir des Apostels Worte nicht deuten: In Deo vivimus, sumus et movemur.

Was nennt man überhaupt Entdeckung in den Naturwissenschaften? Doch wohl nichts anderes, als das Auffinden von Thatsachen, von Erscheinungen, die uns bisher unbekannt waren. Harvey, der den Blutumlauf, Linné, der die Classifikation der Pflanzen nach den Geschlechtern, Haller, der die Irritabilität der Muskelfaser,

Galvani, der die thierische Elektricität, Jenner, der die Schutzkraft der Vaccine entdeckte — sie haben ihre unbestrittenen Verdienste um die Menschheit. Aber das Auffinden von neuen Erscheinungen und Thatsachen hat so wenig mit der Endeckung von Endursachen gemein, daß selbst ein Newton es dem Scharfsinne seiner Leser überläßt, sich das Princip der Schwerkraft körperlich oder geistig zu denken. Und worin besteht denn das Wirksame der an die Lymphe gebundenen Vaccine? Erkennen wir das Contagium des Scharlachs eher als das durch ihn bewirkte Exanthem? Schaffende Ursachen suchen wir in der sichtbaren Natur, während doch die Natur selbst nur Wirkung einer verborgenen Ursache ist. Wir belächeln die Unwissenheit der Alten, die jedem Wesen in der Natnr eine eigene Gottheit gaben. Sind wir aber dadurch weiser geworden, daß wir jede außerhalb der Materie wirkende schaffende Ursache geradezu leugnen? Die belebte Materie soll selbst den Grund ihres lebendigen Bestehens enthalten. Aber materielle Ursachen sind ein Unsinn, denn Materie und Ursache schließen sich wechselseitig aus. Die Materie übt ihre Thätigkeit nur durch Bewegung aus. Jede Bewegung ist aber selbst eine Wirkung. Keine Bewegung findet statt ohne eine bewegende Urkraft. Omne mobile a principio immobili, sagten daher schon die Alten. Um einer geistig bewegenden Urkraft zu entgehen, nimmt man eine von Ewigkeit her bewegte Materie an, die nach allen Seiten hin die unendlichen Phänomene des organischen Lebens aus sich selbst entwickeln soll. Ist die Materie von Urbeginn an oder ist sie geschaffen? Wer kann das wissen? „Für unsere Ruhe ist das ganz gleichgültig!" ruft La Mettrie aus. Nicht so ganz. Jedes sichtbare Gesetz hat ein unsichtbares hinter sich. Dieses in der trägen Materie zu finden, oder, um dem Widerspruche zu entgehen, eine ewig bewegte Materie anzunehmen, wird nie dem geistig forschenden Idealisten beigehen, der nur darin eine Beruhigung findet, diese sichtbare Welt an eine unsichtbare anzuschließen.

Die geistigen Erscheinungen physiologisch erklären zu wollen, ist schon von den Alten versucht worden. Daß man von dem oft betretenen Pfade wieder vielfach abging, zeigt, wie wenig befriedigend die dadurch erlangten Resultate gewesen. Das Studium der Naturwissenschaften hat wie alles seine bestimmten Grenzen. Die alte Physiologie reducirte die Basis des menschlichen Körpers auf die Faser als Grundform der thierischen Organisation. Haller fand in

der Muskelfaser die Erscheinung, sich auf einen Reiz zusammenzu-
ziehen, sich zu verkürzen, und nahm dieses Phänomen als Aeußerung
einer lebendigen Kraft an, die er Irritabilität nannte. In der Ner-
venmasse ist bei ihrer Thätigkeit zu empfinden, zu denken und zu
wollen, nichts von einer räumlichen Wirkung zu bemerken. Doch
hat man ihrer Thätigkeit, zu empfinden, den Namen Sensibilität,
der zu wollen, den der Spontaneität gegeben: Lebensäußerungen, die
sich bei den Pflanzen nicht zeigen. Das Resultat der neueren
Physiologie ist nach Schleiden und Schwann die Zellentheorie.
Beiden ist es gelungen, durch die genauere Untersuchung über den
Bau und die Entwicklung der Elementartheile in den Pflanzen und
Thieren, aus der Gleichheit ihrer Entwicklungsgesetze den innigsten
Zusammenhang zwischen Thier und Pflanze nachzuweisen. Gewiß,
die Entdeckung einer höchst merkwürdigen Thatsache für die Natur-
wissenschaft, die bisher für uns im Dunkeln gelegen, da wir thie-
risches und pflanzliches Leben sorgsam von einander zu trennen ge-
wohnt waren. Wie verhält es sich aber mit der Auffindung der
Grundkraft, der die Zelle ihre Entstehung verdankt? Hören wir
die Darstellung der Zellenbildung: Es gibt ein gemeinsames Ent-
wicklungsprincip für die verschiedensten Elementartheile der Organis-
men. Dieses Entwicklungsprincip ist die Zellenbildung. Das Grund-
phänomen, durch welches sich überall die produktive Kraft in der
organischen Natur äußert, ist folgendes. Es ist zuerst eine struk-
turlose Substanz (Blastema, Cytoblastema) vorhanden, die entweder
innerhalb oder zwischen den schon vorhandenen Zellen liegt. In
dieser Substanz bilden sich nach bestimmten Gesetzen Zellen, und
diese Zellen entwickeln sich auf mannigfaltige Weise zu den Elemen-
tartheilen der Organismen. *Die Bildung und Entwicklung
der Zellen selbst muß man einer in den Zellen voraus-
zusetzenden unbekannten Ursache, der plastischen Kraft
der Zellen zuschreiben.* — So wären wir denn in der neuen
wie in der alten Physiologie auf jene erste Aeußerung der Lebens-
kraft zurückgekommen, welche die Neueren *plastische Kraft*, *pla-
stischen Typus* nennen, die schon Blumenbach mit dem Na-
men *Bildungstrieb* belegt. Der Proceß der Zellenbildung ist
entdeckt, Pflanze und Thier folgen gleichen Entwicklungsgesetzen,
aber die Kraft, welche die Zelle selbst aus der strukturlosen Sub-
stanz bildet, die Zelle dann befähigt, selbstständig fortzuleben, liegt

in der neuesten wie in der alten Physiologie noch im Dunkeln. Genug, daß auch hier wieder das Sichtbare aus dem Unsichtbaren entsteht. Ich erinnere mich bei einem Physiologen der neueren Schule vor einiger Zeit die Flimmerbewegung auf der Zungenschleimhaut eines Frosches unter dem Mikroskope beobachtet zu haben. Der Physiologe machte darauf aufmerksam, die Flimmerbewegungen der Haut hingen von den Flimmerhaaren ab. „Gut, was bewegt aber die Flimmerhaare?" war meine Frage. Der Physiologe blieb mir die Antwort schuldig.

Die Physiologie hat jedesmal vom Geiste des Zeitalters participirt, um die Erscheinungen des Lebens zu erklären. Die Achse, um die sich gegenwärtig das Studium der organischen Natur dreht, ist die chemische Ansicht, begründet in Moleschott's Theorie vom Kreislauf des Lebens im sogenannten Stoffwechsel. Wie sehr erinnert diese Lehre an den schon oben angeführten La Mettrie, der als Chorführer des sinnlichsten Epikureismus den Satz aufstellt, der Mensch sey eine Maschine, die ihr Räderwerk selbst aufziehe! Nur durch sich selbst erhalte sie ihr geistiges Fluidum und ihre Denkkraft, nicht durch jenes fabelhafte, wesenlose Etwas, das die Metaphysiker Seele nennen. Nur die Nahrungsstoffe erhalten dieses Leben, das ohne sie erlischt. Werden dem Körper edle Nahrungsstoffe durch den Magen zugeführt, so erhält er auch eine edle Seele. Die feinsten Gedanken hängen demnach von den feinsten Speisen ab, und der ausgezeichnetste Gourmand müßte der edelste Mensch seyn. Unwillkürlich erinnert diese Doktrin an jene Anekdote von Madame Necker, die während der ersten Zeit ihres Aufenthaltes in Paris, von den damaligen Philosophen und schönen Geistern umgeben, schlechterdings nicht zu begreifen vermochte, welchen entschiedenen Werth so erhabene Geister auf eine gut besetzte Tafel legten, bis ihr endlich Diderots dreizehnjährige Tochter dieses Räthsel löste. Denn auf des letzteren Frage: »Ma fille, comment fait-on de l'esprit?« gab sie nach den bekannten Grundsätzen ihres Vaters die materialistische Antwort: »C'est tout simple, en mangeant!« Um wie viel geistiger in ihren Ansichten war hier die alte Physiologie, die eine imponderable Lebenskraft annahm, fähig, die anziehende Richtung in den Elementen zu bestimmen und den bloß chemischen und physischen Kräften einen siegenden Widerstand entgegen zu setzen, eine Kraft, der noch Liebig in seinen chemischen Briefen die verdiente Anerkennung zollt.

Moleschott hat in seinem Werke über Georg Forster, den er einen Naturforscher des deutschen Volkes nennt, aus seinen Schriften alles das ausgezogen, was zu seinem Zwecke paßte. Aber dieser edle, unglückliche Mann, dem mich, den viel jüngeren, eine genaue Bekanntschaft in dem Hause seines Schwiegervaters, des berühmten Heyne in Göttingen, durch Ueberlieferungen, die ich über ihn empfing, geistig viel näher gebracht hat, verwechselt in seinen Schriften durchaus nicht, wie Moleschott, Stoff und Kraft. Stoff ist nach ihm die Natur, Kraft aber der Geist. „Nur das Gleichartige kann sich fassen,“ das sind Forsters eigene Worte. „Den Geist zu erfassen, der über die Materie hinschwebt, ihr gebietet, sie zusammensetzt und schöner formt, bedarf es eines ähnlichen prometheischen Funkens. Die Herren vom anatomischen Messer pflegen sich an die sichtbare Natur, an Knochen, Muskeln, Adern und Nerven zu halten und vor dem Reiche des Geistes keinen Respekt zu zeigen.“ Das Zeugniß der Unfähigkeit, den Geist als das Schaffende anzuerkennen, stellte sich der französische Esprit des sogenannten philosophischen Jahrhunders, stellt sich der deutsche Materialismus von heute gleichmäßig aus. Ja, Karl Vogt, der kühnste Anwalt des Materialismus, gibt sich der erhebenden Hoffnung hin, der Fortschritt der nächsten Zukunft bestände in völliger Auflösung der Psychologie in die Naturwissenschaft. Sonach müßte der Mensch im Thier aufgehen.

Statt wie die Materialisten eine von Ewigkeit her bewegte Materie in der Natur, und im Menschen eine denkende Materie anzunehmen, behauptet Descartes, der Begriff der Materie schließe den der Bewegung aus. Die Materie ist nach ihm ursprünglich träge. Ich glaube, daß er Recht hat; denn ich nehme die Materie als Resultat einer Kraft, nicht aber die Kraft als Produkt der Materie an. Welche Materie man auch zur Bildung eines Menschen oder eines Planeten annehmen mag, so ist sie doch immer eine schon fertige, aus einer Urkraft hervorgegangene. In welche Vergangenheit man auch ihre Bildung zurückdrängt, die Frage, woraus sie entstanden, wird dadurch nur verschoben, nicht gelöst. Die Weltstoffe entsprangen nur einem Geiste, einem Wesen, das über Raum und Zeit erhaben, sich als jene höchste geistige Kraft erweist, die wir mit dem Namen Gott belegen. Dieses Wesen hienieden zu erkennen, fehlt es uns ebenso an körperlichen Organen,

als die niedrig stehenden Thiere mit den ihren den Menschen nicht erkennen. Um wirkend in die Erscheinung der Sinnenwelt zu treten, bedarf der Geist einer körperlichen Hülle, und dieses ist die Materie. Die Materie innerhalb bestimmter Grenzen ist das, was wir Körper nennen. Sie ist ein Symbol des Geistes, wie die Natur das Symbol Gottes ist.

Der Idealismus oder Spiritualismus verlegt den Schwerpunkt des Menschen in dessen geistiges Leben und betrachtet nach meiner Meinung mit größerem Rechte die Materie als das Sekundäre und Abhängige. Die psychischen Erscheinungen in ihrer Gesammtheit genommen geben keineswegs der Hoffnung Raum, sie aus einem Zusammenwirken bloß physischer Kräfte zu erklären, und daher halte ich jede Hoffnung, die Psychologie den reinen Naturwissenschaften anzureihen, für eine eitle. Zur wissenschaftlichen Erklärung der einzelnen psychologischen Thatsachen hat sich die Einheit des Idealen und Realen als praktisch völlig untüchtig bewiesen. Für die Erklärung der Geistesthätigkeiten ist es durchaus nothwendig, ein durchaus unräumliches, quantitativ und qualitativ untheilbares, im Nervensystem befindliches Centralwesen anzunehmen. Dieses immaterielle, hienieden dem Organismus inwohnende Princip sind wir gewohnt Seele zu nennen. Die bedingte Abhängigkeit dieses geistigen Princips von der körperlichen Hülle sind wir genöthigt in manchen Fällen zuzugeben, während es in andern sich wieder frei und selbstständig über dieselbe erheben kann, und so die moralische Freiheit des Menschen begründet.

Was streitet mehr gegen alle Vorstellung von Körperlichkeit der Seelenfunktionen, als der Umstand, daß jemehr wir den Vorrath von Gegenständen in unserem Geiste anhäufen, sie darin um so leichter Raum finden, ohne daß sich die Räumlichkeit des Gehirns vergrößert, wie wir dieses bei Leibesbewegungen, z. B. bei anhaltenden Uebungen im Fechten in den entsprechenden Muskeln sehen? Ebenso zeigt sich die Seele ohne räumliche Ausdehnung. Sie würde sonst bei Abtrennung eines Körpertheiles, ebenso wie die dem Theile eingekörperte organische Lebenskraft in Beziehung auf diesen theilbar erscheinen. Wir können einem Menschen selbst einen beträchtlichen Theil seines Körpers abnehmen, und dennoch wird er in seinem Selbstbewußtseyn nicht die geringste Trennung seines geistigen Ichs empfinden. Ungeachtet dieser körperlichen Verstümmelung ist

seine geistige Persönlichkeit ungetheilt das vorige Ich geblieben. Dagegen nimmt man wahr, daß der abgeschnittene Fuß auch getrennt vom Körper noch zucken kann, sobald man seine Nerven reizt. Dieß hat er der ihm inwohnenden Lebenskraft zu danken, die sich dadurch als ein von der Seele verschiedenes Princip darstellt. Diese ist mit dem Körper theilbar dem Raume nach; die Seele aber nicht. Spricht nun das untheilbare Bewußtseyn des Ichs für die Existenz einer Seele, so thut dieß noch mehr die Aeußerung des Willens, wodurch sich die Seele als thätig gegen die Außenwelt im Anziehen und Abstoßen zeigt. Nirgends außer sich beobachtet der Mensch einen zum Bewußtseyn gelangten Willen, der während alles in den Fesseln unwandelbarer Naturgesetze liegt, sich diesen entringt und in seiner höchsten sittlichen Entfaltung sich selbst Gesetze vorschreibt.

Aeußerungen geistiger Thätigkeiten sind durchaus nicht immer an eine entsprechende Entwicklung der Organisation gebunden. Hieher gehören die frühreifen geistigen Kinder, sowie die bevorzugten Geister, die bis in das höchste Alter die Lebendigkeit und Frische ihres Geistes beibehielten. Man spricht von einer gewissen Sprödigkeit und Gewichtsabnahme des Gehirns im Alter. Und wahr ist es, neue Eindrücke haften nicht so fest, als in der Jugend, dagegen bleiben die letzteren nur um so lebhafter, und Verstand und Urtheilskraft, die höchsten Funktionen des menschlichen Geistes, zeigen sich um so entwickelter. Allerdings, sagt Jean Paul, werden die Organe im Alter ungehorsamer, aber stirbt darum auch der im Geiste gesammelte Schatz? Ja, bei manchen Greisen steht die leibliche Schwäche in gar keinem Verhältnisse zu der siegenden Kraft des Geistes. Van der Kolk (Ueber den Unterschied zwischen todten Naturkräften, Lebenskräften und Seele. Bonn, 1836) behandelte einen früher wissenschaftlich sehr gebildeten Mann, der in einem Zeitraum von sieben bis acht Jahren durch Gehirnwassersucht in einen vollkommenen Blödsinn fiel, und dessen Section ein durch Wasser größtentheils geschwundenes Gehirn zeigte. Jemehr bei diesem Unglücklichen die Kräfte sanken und die Verrichtungen des Körpers abnahmen, um so mehr stellte sich die Klarheit seines Geistes ein, so daß er seinen Zustand vollkommen erkennend, mit ungewöhnlicher Heiterkeit und Sehnsucht seinem letzten Augenblicke entgegensah. Bei chronischen Geisteskranken, wo die krankhaften Erscheinungen sich

mehr in die Länge ziehen, fehlt diese bemerkenswerthe Erscheinung selten. Zimmermann (Von der Erfahrung in der Arzneikunde) spricht von einer Frau, deren letzte Krankheit Wahnsinn war und deren Verstand einige Stunden vor ihrem Tode völlig zurückkehrte. Adelheid Blom, die am 23. Juni 1837 zu Barmen in einem Alter von hundert und neun Jahren starb, erlangte vier Tage vor ihrem Tode ihr längst verlorenes Gehör wieder. Bei Manchen kehrt kurz vor dem Tode die verloren gegangene Vernunft mit der Erinnerung an alle eigenthümlichen und persönlichen Verhältnisse und an die ganze Reihe der Lebensschicksale zurück. Wer nur immer viel um Sterbende gewesen, nimmt zu seinem größten Erstaunen oft die größte Seelenthätigkeit bei der bedeutendsten Schwäche des körperlichen Lebens wahr, und unterschreibt die Wahrheit des Jean Paulchen Ausspruchs: „Es gibt eine wichtige, ungeheure Weltgeschichte, die der Sterbenden, aber hier auf Erden werden uns ihre Blätter nicht aufgeschlagen.“ „Licht, mehr Licht!“ waren Goethe's letzte Worte. Herder betrauerte vor seinem Tode, daß er nicht mittheilen könne, wie ihm nun erst alles klar werde. Des verdienten Rectors und Professors Ostertag letzter Ausruf war: „Nun bin ich frei!“ Diese Klarheit und Deutlichkeit in den letzten Augenblicken kommt vorzüglich in langwierigen Brustkrankheiten vor. Nicht selten zeigt hier der Geist eine so stille Erhabenheit und Ruhe, als habe er bereits das Irdische verlassen. Bei solchen, die eine Furcht vor dem Tode lang gepeinigt, schwindet sie vor dem Ende gänzlich. Eine Erhöhung der Phantasie ist bei Vielen bemerkt worden. Ja bei manchen auf diese Weise Sterbenden scheint eine Gabe der Prophezeihung einzutreten. Meine geliebte Mutter, die Jahre lang an Schwindsucht dahinsiechte, zeigte in den letzten Tagen ihres Lebens ein wahrhaft verklärtes Gesicht. Sie sprach nicht mehr und schien zu schlafen, aber ein unnennbarer Ausdruck von innerer Ruhe und Seligkeit sprach aus ihren Zügen. Ich fühlte ihren Puls und sprach leise vor mich hin: „Das Fieber mindert sich.“ „Ich weiß warum,“ sagte sie eben so leise, und indem sie mir die Hand drückte, „bis Montag früh um neun Uhr bin ich nicht mehr bei euch.“ Es war Freitag Vormittags, als sie mir diese Worte zuflüsterte. Montag Morgens neun Uhr that sie den letzten Athemzug.

Ist nun die menschliche Psyche als eine sich selbst beleuchtende, selbstbestimmende und selbstbewußte Kraft anzunehmen, welche durch

die mit ihr verbundenen körperlichen Organe zu empfinden, zu denken, zu handeln vermag, so erbaut sie doch nicht, wie Ernst Stahl und seine Schule wollte, ihren Körper. Nichts ist dem gegenwärtigen Standpunkte der Materialisten, die eine Seele, wie eine Lebenskraft verwerfen, mehr entgegengesetzt, als die Ansicht jenes berühmten Hallischen Professors, der seine Zeit weit überragend, eingedenk des Virgilischen Ausspruchs:

Spiritus intus alit, totamque infusa per artus
Mens agitat molem, totoque se corpore miscet.

die Seele nicht allein die geistigen Handlungen beherrschen ließ, sondern sie selbst zur Triebfeder der rein thierischen Handlungen zu machen strebte. Wie geistig tief das Leben auch durch diese Ansicht aufgefaßt zu werden vermag, wie denn selbst neuere Aerzte, wie Virey, Friedrich Fischer, Friedreich ihr huldigen, so steht ihr doch vor allem der Einwurf entgegen, daß wir an Pflanzen und Thieren, bei denen wir doch erfahrungsmäßig keine Spur eines geistigen Wesens auffinden können, Erscheinungen wahrnehmen, die der Mischung und Form ihrer Materie adäquat sind, und ein inneres, von der Seele durchaus verschiedenes Lebensprincip beurkunden. Auch sind die Seelenthätigkeiten der Willkür unterworfen, gehen wenigstens mit Bewußtseyn vor sich, was gerade bei den wichtigsten Lebensverrichtungen, z. B. der Verdauung, dem Athmen, dem Kreislaufe u. s. w. nicht der Fall ist, indem diese selbst in bewußtlosen Zuständen, im Schlafe, in Ohnmachten, in manchen Nervenkrankheiten ungetrübt erfolgen.

Wie die neue Schule die Seele in der Materie aufgehen läßt, so verwirft sie auch die Annahme einer imponderablen Lebenskraft, welche die Organe zu ihren verschiedenen Handlungen befähigt und den Unterschied zwischen dem lebenden und todten Körper begründet. Eine solche Lebenskraft annehmen hieße ihrer Meinung nach etwas Unerklärliches durch ein ebenso Unerklärliches erklären wollen. Jetzt sollen die Naturkräfte Eigenschaften der Körper seyn und ihnen von Ewigkeit inwohnen. Die lebendigen Organismen sind dieser Ansicht nach nicht Erzeugnisse einer ursprünglich wirkenden lebendigen Kraft, sondern lediglich Folge der in den Grundstoffen der Natur liegenden blind wirkenden Kräfte.

Das organische Leben ist Resultat blinder Stoffmetamorphosen oder Combinationen. Nur die chemischen Grundstoffe der Natur sind

das Ewige, Ursprüngliche und das, was uns als Leben erscheint, nichts anderes als ein bloßer Collektivbegriff für die Summe jener Verrichtungen in den organischen Körpern. Organismus ist nach dieser Lehre nichts anders, als eine bestimmte, einem Naturzwecke entsprechende Richtung und Combination rein mechanischer Processe. Als Unterscheidungszeichen des Unorganischen vom Organischen gilt, daß in jenem der Keim zufällig von Neuem wird, während er in diesem durch einen zweckmäßigen Nexus mechanischer Bedingungen in dem Proceß der Gattung erzeugt und fortgepflanzt wird. Das Geheimniß des Lebens, das man ehedem der alle seine Gebilde durchdringenden und belebenden Kraft zuschrieb, bestände nach dieser alle höheren Gefühle lähmenden Ansicht in nichts anderem, als in einer Zusammenfassung unbelebter Processe, aus denen der Keim, die materielle Bedingung der Fortpflanzung hervorgehen soll. Also Leben, das größte Geheimniß der Natur, soll das Resultat mechanischer und chemischer Kräfte seyn, die wir auch in der todten Natur wirksam finden! Wo Leben auch in dem kleinsten Punkte herrscht, da zeigt sich auch Organisation als die treueste Begleiterin des Lebens. Den Inbegriff einer solchen selbstständigen Organisation nennen wir bekanntlich Organismus, ein in sich abgeschlossenes Ganze, dessen einzelne Theile Zweck und Mittel zugleich sind. Wo immer Leben sich äußert, da hat sich eine organisirte, sich selbst durch eigene Kraft erhaltende Individualität von dem All losgerissen und steht als freies, selbstständiges mit dem All in Wechselwirkung tretendes Wesen da. Wir haben überall Kraft vor der Materie gesetzt und statuiren noch eine Kraft, der Leben entspringt. Die Lebenskraft ist darin den Imponderabilien vergleichbar, daß sie aus irgend einem allgemeinen, von uns nicht erkennbaren Vorrathe von Kräften hervortreten muß, um in der Welt des Raums als Erscheinung zu wirken. Sie bildet erst den Körper, denn sie ist unabhängig von demselben, sowie wir im Magnete berechtigt sind, das Daseyn einer eigenen, nicht etwa schon durch das Daseyn des Eisens gegebenen Kraft anzunehmen. Denn die Gründe der physiologischen Schule haben uns nicht überzeugt. Wenn Lotze (Leben und Lebenskraft in Rudolph Wagners Handwörterbuch der Physiologie, 1. Bd. 1842) sich dahin äußert, vom religiösen Standpunkte könne man der mechanischen Theorie den Vorwurf machen, das Leben verliere von seiner Würde, würde es als Resultat eines Mechanismus aufgefaßt, so hat er mit

diesen Worten meine innigste Ueberzeugung ausgesprochen. Wenn er aber beschwichtigend hinzufügt, es sey dieser Mechanismus nicht durch seine eigene Tugend (!) entstanden, die Weisheit Gottes habe ihn geschaffen, und ihm als dem sichersten Diener die Realisirung der Naturideen übertragen, so sieht er sich also doch genöthigt, zu einer geistig schaffenden ersten Urkraft zurückzugehen, um das Räderwerk dieses blinden Mechanismus erstens zu gestalten, dann in Wirkung zu setzen, so ertheilt er dem Schöpfer hiebei die bescheidene Rolle eines Uhrmachers. Und wenn er damit schließt: es brachte keine Frucht, die Bildung eines Körpers von einer transcendenten Lebenskraft abhängig zu machen, es brachte keinen Nutzen, diese zur Erklärung der Lebenserscheinungen in ausgebildeten Körpern herbeizuziehen, so frage ich schließlich, welchen Vortheil hat denn die mechanische Erklärungsart gebracht? Ist durch sie die Physiologie zu einer exakten Naturwissenschaft geworden, ja ist in ihr die Hoffnung begründet, es je werden zu können? Muß sie nicht, um ihre mechanischen Gesetzen gehorchende Materie in die erste Bewegung zu setzen, zu einer höchsten, über der Natur stehenden Kraft zurückgehen? Sie nimmt statt der imponderablen Lebenskraft im Grunde eine ebenso transcendente Ursache an, gibt so das Alte nur unter einem neuen Namen, läßt Gottes Weisheit die Maschine aufziehen, um sie nachher dem Spiele ihres eingepflanzten Mechanismus zu überlassen. Welche todte Ansicht des über alle Definitionen erhabenen Lebens! Daß seine Erscheinungen zusammengesetzte Wirkungen allgemeiner chemischer und mechanischer Kräfte sind, die einzeln auch in den unbelebten Massen wirken, war auch schon von den älteren Physiologen anerkannt, aber im belebten Körper zeigten sie sich auf eine ganz besondere Weise zusammengestellt und geordnet. Was mit Leben begabt ist, befreit sich vom Zwange jener mechanischen und chemischen Gesetze, welche die todte Materie beherrschen. Es heißt das Leben erniedrigen, will man es zum Resulate todter Kräfte machen. Jeder organisirte Körper ist durchaus mit Eigenthümlichkeiten begabt, die denselben von unorganisirten auf das bestimmteste unterscheiden. So lange sein Leben dauert, steht keiner seiner Theile unter den physischen Gesetzen der Materie. Leben als inhärirende Kraft der Materie sich zu organisiren, ist nicht allein von den physischen, chemischen und todten Kräften der Materie vollkommen unabhängig, sondern widersteht überall und in jedem

Momente den Gesetzen, welche die todten Stoffe regieren. Ja, in allen seinen Combinationen handelt es den Anziehungen und Verwandtschaften der Physik gerade entgegen. Es schafft sich unabhängig von der äußeren Umgebung seinen eigenen Wärmegrad, überwindet das Gesetz der Schwere so, daß der lebende Körper leichter als der todte ist, und daß der lebende Muskel ein Gewicht mit Leichtigkeit trägt, das den todten zerreißt. Auf gleiche Weise wandelt es die mechanischen Gesetze um. Das Blut steigt gegen das Gesetz der Schwere aus den unteren Theilen empor, und die Bewegung desselben aus den oberen Theilen nach dem Herzen geschieht nicht nach dem Gesetze der Schwere rasch, sondern geregelt nach ihm eigenthümlichen Gesetzen. Welcher Mechanismns könnte sich mit dem des Herzens messen, dessen rhythmische, beständige Bewegung vom ersten hüpfenden Punkte bis zu dem Ende eines hundertjährigen Alters durch Action und Reaction weder ermüdet noch erschöpft wird! Ebenso tritt sie den Wirkungen der chemischen Verwandtschaft siegend entgegen, die den todten Körper zerstören, weil sie dann nicht mehr unter der Herrschaft des Lebens stehen. Der lebendige Keim in die feuchte, warme Erde gelegt, verwest nicht. Im Gegentheil entwickelt sich ein neues Leben aus ihm. Unabhängig von den Organen und Individuen, in denen sie sich äußert, befolgt diese Kraft des Lebens ihre ganz eigenthümlichen Gesetze, und spielt gleichsam mit Organen und Individuen, als ihrem Stoffe. So sehen wir sie überall zum Gleichgewichte tendiren. So oft es zerstört ist, stellt sie es wieder her. Im thierischen Körper läßt sie für einen fehlenden Sinn einen andern, für ein krankes Organ ein gesundes, für ein ganzes die Hälfte vicariren. In dem Gesammtorganismus der Natur dienen ihr die Individuen nur als Mittel zum Zwecke. So spricht sich im Menschengeschlechte nach jeder verheerenden Epidemie, wie nach blutigen Kriegen die auffallende Erscheinung aus, daß ihnen eine größere Fruchtbarkeit nachfolgt, daß selbst unfruchtbare Frauen alsdann empfangen und sogar die Geburten von Zwillingen zunehmen. Auch Revolutionen kommen dabei gar nicht in Betracht, wie das Beispiel Frankreichs zeigt. Die Pest, die im Jahre 1720 Marseille verwüstete, raubte dieser Stadt 40,000, ihrem Territorium 10,000 Einwohner. Fünf Jahre nach der Pest war die Bevölkerung schon wieder auf die Zahl des Jahres 1719 gestiegen.

Die Lebenskraft bildet sich alle Organe. Ich verweise auf das,

was oben über den inneren Sinn gesagt wurde, der sich die Sinnesorgane bildet, um mit der Außenwelt in Verhältniß zu treten, so daß wir von einem inneren Lichte, wie von einem inneren Gehöre sprechen können. Empfindung und Thätigkeit, sie sind schon vor dem Organe vorhanden, das erst durch sie gebildet wird, und wo sie sich Organe geschaffen hat, ist sie durchaus nicht an denselben gebunden. So sehen wir Empfindung und Bewegung in manchen Krankheiten die Organe verlassen und wieder zu ihnen zurückkehren. Der gelähmte Arm hat zwar die Bewegung verloren, aber deßhalb noch nicht zu leben aufgehört. Seine Form und Mischung sind dieselben geblieben. So sehen wir im Scheintode alle Lebensäußerung erloschen und doch die Kraft und mit ihr die Aeußerung wieder zurückkehren. Es herrscht diese Kraft in den einfachsten Wesen, in dem Polypen, in der Hydatide, wie in dem complicirten Organismus des Menschen. Ja, wie wir eine latente Wärme, eine latente Elektricität kennen, so gibt es auch einen gebundenen (latenten) und einen freien Zustand des Lebens. Saamen von Pflanzen, Jahrhunderte lang an trockenen Orten aufbewahrt, verloren in diesem so lange fortgesetzten latenten Leben ihre Keimkraft nicht; so die Weizenkörner, in egyptischen Sarkophagen gefunden, in englischer Erde von neuem treibend. Der Essigaal und das Räderthier können Jahre lang im Trockenen liegen und für todt gelten, ein einziger Tropfen Essig oder Wasser vermag sie wieder ins Leben zurückzurufen. Den Fadenwurm kann man Wochen lang aufhängen, an der Sonne trocknen, wie einen dünnen Strohhalm zusammenschrumpfen lassen, und legt man ihn ins Wasser, so wird er binnen einer halben Stunde völlig lebendig. Das Moos, abgerissen von der nährenden Brust der Erde, verwelkt und vertrocknet, erhält durch einige Wassertropfen Leben und Farbe wieder. Die Pflanze, die im Winter erstarrt und erst mit dem Frühling wieder zu leben beginnt, war sie in dieser Zeit todt zu nennen? Hat sich nicht die Lebenskraft bei ihr bloß verborgen gehalten, ohne in das Gebiet unserer Erkenntniß zu treten? Es fehlt auch nicht an einer Menge Uebergangsstufen zwischen latentem und manifestem Leben. Hieher gehören der Winterschlaf mancher Säugethiere, der Amphibien, Insekten und Mollusken, der Sommerschlaf mancher Schnecken, der Jerboa in Arabien, des Sanrai in Madagaskar, des südamerikanischen Krokodils, die zur Zeit der größten Hitze sich in

diesen todtenähnlichen Schlaf versenken und in Sand oder Letten hüllen.

In der moralischen wie in der physischen Welt sehen wir einen immerwährenden Dualismus herrschen. Jeder positiven Kraft stellt sich eine negative, jeder schaffenden eine zerstörende, jeder guten eine böse entgegen. Das geistige wie das körperliche Leben besteht in einem Streite positiver und negativer Kräfte. Die positive Kraft ist eine schaffende, erhaltende, produktive, die, wenn sie bloß beeinträchtigt, aber nicht ganz zerstört ist, sich als reproduktive, wiedererzeugende äußert. Die negative Kraft ist eine zerstörende, der schaffenden feindlich gegenüberstehende. Die positive Kraft ist eine lebendige, welche die Ursache ihrer Wirkung in sich trägt. Die negative ist eine todte, von den Elementen, der Luft, dem Wasser, dem Feuer abhängende, der entweder eine chemische oder mechanische Bewegung zukommt. Die erste entsteht, wenn Körper auf die Mischungstheile anderer einwirken und diese verändern, die zweite, wenn Körper auf die Form anderer einwirken und sie verändern oder sie zur Veränderung der von ihnen bisher eingenommenen Stelle veranlassen. Die lebendige Kraft äußert sich besonders dadurch, daß sie den Einflüssen der todten siegend entgegentritt. Wo sie sich erst als schaffende, dann als erhaltende Potenz ankündigt, da sehen wir Organismen entstehen, die sich von den todten Kräften der Natur losgerungen haben und ihnen, wo sie zerstörend eindringen wollen, selbstständig entgegentreten. Menschliches Leben ist ein stetes Heilen des Hinsterbenden. Jeder, auch noch so winzige Organismus ist eine Natur für sich, die erst durch eine unsichtbare Kraft geschaffen, dann durch diese Kraft sich bis zu einem gewissen Punkte erhält. Wo wir Leben sehen, da herrscht ein Unterschied zwischen Individuum und All, wo Tod eintritt, da haben die todten Kräfte über das Lebensprincip des körperlichen Individuums, aber nicht über dessen geistiges gesiegt, das sich schon im Leben von der Lebenskraft der Materie durch deutliche Kennzeichen unterschied. Unsere heutige Physiologie hat diese Ansicht verlassen, um das Leben durch das Ineinandergreifen von Kräften zu erklären, die auch der todten Natur zukommen. Dieser Weg ist bereits durch die iatrochemische und iatromechanische Schule versucht worden. Was hat die Physiologie dadurch gewonnen, daß diese im Leben alles aus der Körperstruktur, jene alles auf die Mischung der flüssigen wie der festen

Theile zurückzuführen suchte? Hat sie durch Reils Ansicht einen besonderen Fortschritt gemacht, der noch vor nicht sehr langer Zeit die Lebenskraft einzig als ein Verhältniß individualisirter Erscheinungen zu einer besonderen Art von Materie bestimmte und also alle Untersuchungen über das Leben einzig von Mischung und Form der Materie ableiten zu können glaubte? Wird sie durch Lotzes Verfahren weiter gefördert werden, der jeden Luxus unwissenschaftlicher Poesie vermeidend, überall Thatsachen in der Einrichtung des Lebens hervorzuheben sucht, an welche jedes sinnige Gemüth seine Reflexionen selbst mitanzuknüpfen hat, und dessen Streben dahin geht, die Natur des Lebens mechanisch zu ermöglichen. Freilich wenn wir nur an die Funktion der motorischen Nerven denken, so läßt sich ihre Wirksamkeit allenfalls mit den gewohnten Vorstellungen, die wir uns von elektrischen Strömungen machen, leicht verknüpfen. Aber um die Empfindung von Farben, von Tönen, von Gefühlseindrücken, von Vorstellungen und Begriffen auf elektrische Processe im Nervensystem zurückzuführen, da müßten denn doch erst eine Masse von neuen Entdeckungen gemacht werden, um beweisen zu können, jene vorausgesetzten Processe wären solcher Modificationen fähig. Und wenn Karl Vogt sagt: „Gestalt und Stoff bedingen im Körper überall die Funktion; jeder Theil, der eine eigenthümliche Zusammensetzung hat, besitzt auch nothwendig eine eigenthümliche Funktion," so sagt er dasselbe, was früher, wie oben bemerkt, schon Reil behauptete. Auch wird niemand bestreiten, daß das Leben sich anders im Muskel, anders im Nerven, anders in den Membranen, anders in den Drüsen manifestirt. Aber immer zeigt es sich als Leben, und weil es eben Leben, das tiefste Geheimniß der Natur ist, so ist ihm auch nicht auf experimentalen Wegen beizukommen. Man mag immer die Physiologie eine Physik des menschlichen Körpers nennen; ihr fehlt die Sicherheit der mathematischen Basis und deßhalb wird es auch nie gelingen, die Physiologie zu einer exakten Wissenschaft zu erheben.

Der ganze Streit der Materialisten und Idealisten ist ein ewig fortdauernder und unbeendeter. Glauben und Wissen kommen hier ewig in Conflict. Wo das Zweite aufhört, sollte das Erste beginnen. Statt sich zu bekämpfen, sollten sie sich friedlich die Hände bieten. Wir haben die Grenze angedeutet, welche die Erfahrung von Jahrhunderten unserem Wissen gesetzt hat. Darum sey es uns

erlaubt hinzuzufügen: der Glaube reicht weiter als das Wissen. Denn bezieht sich dieses auf die Erscheinung, auf das Sinnliche, auf das Einzelne, so gründet sich jener auf die Idee des Unbedingten, welche das in der sinnlichen Natur ergänzt, was Anschauung und Begriff in ihrer Beschränktheit unvollendet lassen. Alles Geistige im Menschen weist hin auf eine göttliche Natur, in und außer ihm. Aus dem Unendlichen und Ewigen geht das Endliche und Zeitliche hervor. Das Sichtbare ist so wenig ohne das Unsichtbare, als dieses ohne jenes. Das Sichtbare ist die Offenbarung des Unsichtbaren und muß uns auf den Weg zu diesem leiten. Ohne Glauben an das Unsichtbare ist diese Welt mit ihren Körpern ein seelenloses Spiel sich bald anziehender, bald abstoßender Kräfte. Den Erscheinungen der Sinnenwelt ein unbedingtes Wesen zum Grunde zu legen, dazu drängt uns die Vernunft, deren Natur sich auf das Uebersinnliche, auf Gott, als den höchsten Ausdruck des Uebersinnlichen bezieht. Die größten Naturforscher waren von diesem Gefühle am tiefsten durchdrungen und daher eben so demüthig als fromm.

Bacon von Verulam hat Recht, wenn er sagt: Scientia obiter libata a Deo abducit, profundius hausta ad eum reducit.

Socialistische Bestrebungen in Amerika.

Man kann nicht läugnen, daß die Amerikaner par excellence, oder die Unionsbewohner sehr weit hinter dem Ideal ihrer Constitution zurück bleiben, wodurch letztere zur Phrase wird in Beziehung auf hochtrabende Zusicherungen von „Menschenrechten" und dergleichen. Thatsächlich muß das jeder genauere Beobachter der Unionszustände eingestehen; allein nichtsdestoweniger haben die constitutionellen Scheinfreiheiten, diese theoretischen Windbeuteleien manchen Nutzen für gesellschaftliche Erfahrungswissenschaft. Denn der Yankee — womit hier die Angloamerikaner bezeichnet werden sollen — übt seine Mehrheitsherrschaft keineswegs ängstlich aus, sondern braust in der Regel nur auf, wenn sein Regiment in größerem Maße bedroht erscheint. Mehr individuell zu nennende Bewegungen finden ziemlich weiten Spielraum; nicht als ob man sehr geneigt wäre, sich leicht von einem gewissen Herkommen abbringen zu lassen, oder als ob Veränderungslust mehr wie oberflächlich vorhanden sey, sondern vielmehr weil das instinktartig zu nennende Bewußtseyn einer Art Gesellschaftstaktes, welches für politische Befähigung gilt, zum Gewährenlassen hinleitet. Vielleicht spielt dabei auch die Selbstsucht, welche nur sich im Auge hat, im Verein mit einer unverkennbaren Neigung zur Trägheit, eine nicht untergeordnete Rolle. Wie dem auch sey, es wurde seither in der nordamerikanischen Union namentlich praktischen Versuchen zur Durchführung in Europa entstandener socialistischer Ideen oder Gesellschaftssysteme nichts in den Weg gelegt, und die Bevölkerung konnte gewissermaßen sich durch eigene Anschauung von deren Werth in praktischer Beziehung unterrichten. Wenn die Regierenden der alten Welt dieß nirgendwo auf die Dauer gestatteten oder doch nur höchst bedingungsweise zuließen, so

wird ihr Verfahren allerdings durch hiesige Ergebnisse weithin gerechtfertigt; indessen schmälert das keineswegs unser Verdienst um die gesammte Menschheit, insofern nämlich gemachte praktische Erfahrung möglicherweise nützlich werden kann. Ohne unser Gewährenlassen würde man verbissenen Systematikern, wie auch der Menge, die leicht durch lockende Wahrscheinlichkeiten zu verblenden ist, nicht so schlagende Gründe entgegen zu setzen vermögen. Immer und immer wieder würde der Verdacht auftauchen, daß man der armen geplagten Menschheit den Weg zur Glückseligkeit absichtlich versperren wolle, und es könnte Idealtheorien nicht der an menschlicher Unvollkommenheit gescheiterte praktische Versuch als bestes Widerlegungsmittel entgegen gehalten werden.

Fassen wir demnächst die in den Jahren 1840 bis 1845 entstandenen socialistischen Gemeinschaften nach Fouriers System ins Auge, welche hauptsächlich durch Schriften von Alb. Brisbane angeregt wurden, so sind etwa sechzehn Gemeinschaften in Massachusetts, Newyork, Newjersey, Michigan, Wisconsin und Ohio als Resultate anzuführen. Alle aber gingen bis 1855 wieder ein und am 3. Oktober letztgenannten Jahres soll das 700 Acker große Grundstück der letzten „Nordamerikanischen Phalanx" in Monmouth County, zum Staate Newjersey gehörig, meistbietend versteigert werden. Es fehlte durchweg der nöthige Kitt zum Zusammenhalt, und eine Gesellschaft mit socialistischer Färbung zu Hopedale in Massachusetts hält nur die dort angenommene eigenthümliche Sektenreligion noch zusammen.

Unter den Deutschen, die um genannte Zeit am eifrigsten für socialistisch-communistische Ideen kämpften, that sich namentlich der ehrlich gesinnte H. Kriege hervor, welcher in Wahnsinn verfiel und starb, ferner H. Koch, und beiden erkaltete die Bewegung unter den Händen. Letzterer zog sich verstimmt von der gegründeten Colonie Communia zurück, die dann in W. Weitlings Hände kam und wo arges Zerwürfniß sich ergab.

Später etablirte Cabet seine Communistencolonie im ehemaligen Mormonensitze zu Nauvoo, im Staate Illinois, und neulich zog Considerant mit einer Schaar zu gleichem Zweck nach Texas. Von Letzterem war bisher noch gar nichts Bestimmtes zu erfahren, während Ersterer schon mehr von sich reden machte. Er steht an der Spitze seines Etablissements in einer Art von päpstlicher Hoheit

und Unfehlbarkeit, nicht zufrieden mit dem angeblichen großen Gedeihen der eigenen Wirthschaft, sondern sein System mit französischer Anmaßung der Welt als neues Evangelium der Glückseligkeit predigend. Für und Wider wohl erwogen, stellt sich heraus, daß nach fast sechsjährigem Bestehen die Colonie am 19. Juli 1854 noch nicht mehr als 405 Köpfe zählte, obschon alle Personen, die 80 Dollars Eintrittsgeld zahlen können und auf zwei Jahre mit Kleidungsstücken versehen sind, ohne Unterschied der Nationalität Aufnahme finden. Dieses sehr geringe Wachsthum bei so großer Ausposaunung muß auffallen und läßt den Befangensten irgend ein bedeutendes Hinderniß des Gedeihens vermuthen, besonders wenn man sowohl trockene Yankees, als auch praktisch erfahrene pennsylvanische Farmer sagen hört, daß wenn einige Farmer, ohne alle communistischen Ansichten, ein Stück Land zu Nauvoo mit so viel Kapital bewirthschaftet hätten, als Herr Cabet schon in die Colonie gesteckt hat, der Gesammtertrag ein viel größerer seyn würde.

Sehen wir uns den Zustand der Cabet'schen Colonie näher an, so finden wir die Bestandtheile derselben um die angegebene Zeit folgendermaßen: 325 Franzosen lebten neben 65 Deutschen, 6 Schweizern u. s. w. Da muß zuvörderst beim Unterricht und der Erziehung besten Falls Bevorzugung der französischen Mehrheit in sprachlicher Hinsicht unbedingt stattfinden; ein Uebelstand, den die Menschen unter andern Umständen schon unerträglich finden.

Zusammengesetzt war diese Bevölkerung aus 99 verheiratheten, 13 verwittweten und 62 unverheiratheten Männern, nebst 10 erwachsenen Knaben, der Schule entlassen; ferner aus 93 verheiratheten Frauen, 10 Wittwen und 11 erwachsenen Mädchen; außerdem 55 Knaben und 52 Mädchen.

Das Kinderverhältniß erscheint also sehr günstig für ein Gedeihen der Colonie. Es muß demnach an der Leitung oder am zweckmäßigen Zusammenwirken liegen, wenn die Erfolge nicht glänzender waren, als sie sich herausstellten. Gewiß fehlt — der Sporn des Individualismus!

Die Einrichtungen in Nauvoo werden folgendergestalt angegeben: Alle Mitglieder sind gleichmäßig zur Arbeit verpflichtet. Bis jetzt ist die tägliche Arbeitszeit 8 bis 10 Stunden. Im Sommer wird während der großen Hitze, namentlich Nachmittags von 12 bis 3 Uhr nicht gearbeitet. Frühstück, Mittag- und Abendbrod werden

an gemeinschaftlicher Tafel eingenommen. Sowohl bei der Arbeit, als auch bei den Mahlzeiten und Vergnügungen, wie überhaupt in allen Dingen, soll die vollständigste Gleichheit herrschen. Wie läßt sich dieß ohne Kränkung der Individualitäten thun?

Jeden Sonnabend finden nach Beendigung der Tagesarbeit Generalversammlungen statt, an denen sich beide Geschlechter betheiligen. Diese Einrichtung ist so übel nicht; denn sie dient sicher als Ventilator des Mißvergnügens, ohne den die ganze Maschine bald ganz in die Luft springen dürfte.

An den Sonntagen werden belehrende Vorträge gehalten, neue Mitglieder aufgenommen und — Hochzeiten gefeiert. An schönen Sommertagen werden gemeinschaftliche Ausflüge mit Musik vorgenommen und des Abends findet Concert oder Schauspiel statt.

In den Schulen wird allen Kindern Gesangunterricht ertheilt; außerdem erlernt fast jeder Knabe in Privatstunden ein musikalisches Instrument, wodurch es der Colonie möglich geworden ist, ein Musikchor von 35 Mitgliedern zu besitzen; auch findet sich ein deutsches Männerquartett und ein französischer Sängerchor vor.

Wenn an Sonntagen gemeinschaftliche Ausflüge stattfinden, marschiren die Kinder nach der Musik von vier Trompeten, die von Knaben geblasen werden. Das große Musikchor, welches zur Hälfte aus Knaben besteht, ist an der Spitze des ganzen Zuges. Das Ziel der Promenaden ist gewöhnlich ein schöner Wald, wo Gesellschaftsspiele und Erfrischungen, nebst Musik, Gesang und Tanz die Unterhaltung bilden. An schönen Sommerabenden findet auch in einem naheliegenden Garten Harmoniemusik statt. Diese hervorstechende musikalische Kultur muß als gouvernementales Hülfsmittel angesehen werden, schlau genug in Anwendung gebracht!

Bei kritischer Prüfung dieser ikarischen Colonie tritt vor allem der Mangel an Freiwilligkeit schlagend heraus. Diese besteht nur im Eintritt, worauf immerhin eine Art „Hausordnung“ zur Anwendung kommt, wie sie ähnlich den Gefangenen- und Strafanstalten eigen zu seyn pflegt. Da es aber in der Natur des Menschen tief begründet liegt, daß er am meisten augenblickliches Glück darin empfindet, jederzeit thun und lassen zu können, was seine Willkür diktirt, so werden nur sehr zum Mechanismus hinneigende Individuen ausnahmsweise dauernde Befriedigung in der Theilnahme an einer solchen Verbindung finden.

Ferner wird mit allem Rechte der Mangel an Religionsfreiheit bei den Ikariern gerügt; denn die Mitglieder der Colonie müssen sich insgesammt zu einer, von Cabet erfundenen, neuen Religion bekennen und Atheisten, Methodisten oder Katholiken werden insbesondere nicht geduldet. Andersdenkende oder Andersgläubige werden im gedruckten Wochenblatte der Colonie nicht eben sehr glimpflich behandelt, denn es wird von ihnen gesagt: „que ce sont des infames ou des aveugles“, wenn sie sich gegnerisch über die Cabet-Religion äußerten. Das Vorhandenseyn einer religiösen Zwangsjacke wird also deutlich erkennbar.

Endlich hört man auch Personen, die nicht eben als sehr anspruchsvoll gelten können, über schlechte Wohnung und noch schlechtere Kost klagen, was bei kasernenartiger Gemeinschaft nie unter Menschen zu vermeiden ist.

Glück und Zufriedenheit wird somit — davon halten wir uns wenigstens fest überzeugt — beim communistischen Zusammenleben von Deutschen nur in sehr einzelnen Ausnahmefällen individueller Disposition zu finden seyn. Wer so viel Trägheitsneigung besitzt, um derselben Alles unterzuordnen, für den mag allenfalls das System passen, dessen ideeller Auffassung man übrigens nebenbei vollkommen Gerechtigkeit widerfahren lassen kann. Für Wesen, die nicht menschlichen Schwächen unterliegen, dürfte ein solches vielleicht in Theorie und Praxis geeignet seyn; aber selbst die Beobachtung an Arbeitern bei der Landwirthschaft in Deutschland macht Zweifel gegen die Anwendbarkeit des communistischen Systems auf dieselben rege, selbst in Fällen, wo solche Leute fast nur als lebende Arbeitsmaschinen gelten können. Je weniger aber Personen zum Maschinenmäßigen hinneigen, um so minder kann der Communismus fur sie geeignet erachtet werden.

Nach Allem, was gebildete Personen aus eigenen Erfahrungen über die ikarische Colonie des Hrn. Cabet sagten — es mag nur der Name des Dr. jur. Kattmann hier zur Nennung kommen — kann es lediglich der Persönlichkeit Cabets zugeschrieben werden, daß die Gesellschaft nicht bereits zersplittert ist. Die Hülfsmittel des Hrn. Cabet für den Zusammenhalt liegen unwidersprechlich vor und bestehen zunächst in der bekannten, thatenlosen Phraseologie, womit nach Verbesserung strebende Menschen angezogen werden. Es ist da unaufhörlich von „ernstem, edlem, würdigem Betragen, Liebe,

Bruderliebe, Humanität, Menschenglück, Gerechtigkeit, keine Verläumdung, keine üble Nachrede" und dergleichen guten Dingen die Rede. Dagegen sagte obengenannter Kattmann in gedruckt veröffentlichter Erklärung:

„Hr. Cabet, ich kenne Sie, ich war zwei Jahre in Ihrer Colonie, nicht die Noth hat mich hineingebracht, sondern die Principien. Ich habe sie wieder verlassen, und was hat mich dazu veranlaßt? Nicht das Aufgeben der Principien, nein, die Ungerechtigkeit in der Colonie, die Unfähigkeit der Administration, die Fehler im Erziehungswesen, die unnöthige Beschränkung der individuellen Freiheit, Ihr Auftreten bei Wahlen, Ihr Verfahren gegen Männer, die Ihren Eigensinn nicht guthießen, oder nicht für Sie als Präsident, oder nicht in Ihrem Sinne für einen der Ihrigen stimmten, Ihre Adressen- und Devotions-Erklärungen-Fabrikation, Ihre Furcht vor der Kritik — sehen Sie, das bestimmte mich, einen Ort zu verlassen, in dem ich so manchen braven edlen Charakter und zum großen Theil, wenigstens was die französischen Mitglieder anbelangt, wackere, tüchtige Leute gefunden habe, bei denen es nur die allzu große Anhänglichkeit an Sie und das System, oder Schwäche ist, wenn sie Ihren Uebergriffen geduldig zusehen."

Hr. Cabet lockt mithin durch süße Worte an und hält die gefangenen Vögel durch fast offene Despotie zusammen. Er übt eine Minderheitsherrschaft, deren Begleiterin die Furcht ist; kurz er leidet eben auch an den Mängeln und Schwächen der menschlichen Natur. Aber seine Colonie würde gleichwohl unfehlbar zerfallen, wenn er von seiner Weise zu herrschen abgehen wollte, weil dann sehr bald das Stück „viel Köpfe viel Sinne" aufgeführt werden würde. Angenommen selbst, daß keine fremde, außerhalb der Colonie stehende Concurrenz dieselbe bedrängte, würde eine gewisse und bestimmte Theilung der nothwendigen Arbeit stattfinden müssen. Daraus würde unfehlbar Unfrieden und Verwirrung bei demokratisch-republikanischer Verwaltungsweise entstehen, weil sich andersdenkende Minderheiten unausbleiblich erzeugten, denen die Mehrheitsentscheidung zum despotischen Drucke werden müßte. Jede Minderheitsherrschaft hätte aber ebenfalls keine Aussicht, es Allen stets recht zu machen, und wäre, so wie dieß bei Hrn. Cabet der Fall ist, der Erregung von Mißvergnügen sicher. Freie Wahl der Beschäftigung ohne vorhergegangene entsprechende Erziehung der ganzen

Gesellschaft müßte entschieden zur selbstvernichtenden Anarchie und zum Barbarismus führen. Kein im praktischen Leben Erfahrener wird darüber in Zweifel seyn können.

Wie wenig selbst die religiös-sektirerische Verkittung Garantie für längere Dauer von Colonisirungen in angedeuteter Richtung zu leisten vermag, haben schon mehrere mißlungene Versuche gezeigt, darunter namentlich auch der des Württembergers Rapp, welcher mit guten Aussichten auf Erfolg gemacht wurde und dennoch fehlschlug. Wir haben gegenwärtig nur Eine materiell gedeihende landsmannschaftliche Colonie erwähnter Art, von der aber auch kein Beweis für eine neue Wahrheit geliefert wird. Es ist dieß die Colonie „Ebenezer" bei Buffalo im Staate Newyork. Da zeigt sich aber nichts, als eine Ackerbaugesellschaft mit einiger kirchlich-religiösen Zuthat, die jenen Zusammenhalt besitzt, den gut geleitete Handelsgenossenschaften mehrfach zeigen. Nach geistiger Richtung ging von derselben nichts aus. Wir erfahren, daß der wahre Name dieser Verbindung „die wahre Inspirationsgesellschaft" ist, daß sie 7500 Acker Land etwa fünf bis sechs engl. Meilen südöstlich von Buffalo entfernt besitzt, wovon jedoch nur 2500 Acker unter Kultur sind, und daß ihre Seelenzahl etwa tausend Köpfe stark ist, die in drei Dörfern wohnen. Die Vertreter der Gesellschaft schätzen das Gesammtvermögen auf 300,000 Dollars, wogegen man dasselbe von andern Seiten zu fünf bis acht Millionen annimmt. Außer dem Betriebe der Landwirthschaft, wobei besonders der Gemüsebau stark vorschlägt, besitzt die Gesellschaft noch eine ansehnliche Wollenfabrik, eine Gerberei mit 25 Gruben, eine Mahlmühle mit drei Paar Steinen und drei Sägemühlen mit je einer Säge. Besonders durch die Fabrikation „blauer Kattune" macht die Firma: »Ebenezer Society« welterobernde Geschäfte, und man sagt, daß im Ganzen bei diesem Etablissement nicht weniger als zehn Millionen Dollars umlaufen. Ein Hr. Bayer ist dirigirender und ein Herr Meyer correspondirender Bruder. Diese beiden tüchtigen Geschäftsmänner leiten das auf Verbindung der Landwirthschaft mit dem Fabrikbetriebe gegründete Ganze, dem eine Art kirchlich-religiöses Band, wie bereits angedeutet, als zusammenhaltender Reifen oder Kitt dient.

Trotz guter Verbindungen in Buffalo ist es uns bis jetzt noch nicht gelungen, recht ausführliche Einzelheiten über die Art und Weise des innern Zusammenhaltes dieser Colonie in Erfahrung zu

bringen. Nur so viel ist sicher, daß man es da mit einer Art von Herrnhutismus zu thun hat, dessen Zuckerguß süßer Christenthümelei viel materielle Unterlage nebenbei sehen läßt.

Die Mitglieder der Ebenezergesellschaft bekommen kein Geld in ihre Hände. Jeder Verdienst wird ihnen gutgeschrieben; in einem Wirthshause, das sie besuchen, wird Alles notirt und alle sonstigen Bedürfnisse der Leute kommen in Rechnung. Austretende haben jedoch nur Ansprüche auf Rückzahlung ihrer Einschüsse und jedes darüber hinaus liegende Mehr ist bloßem Ermessen der Billigkeit des Direktoriums anheimgestellt. In dieser Rechnungsführung über Verdienst und Ausgaben, so wie in dem „Billigkeitsermessen" des Mehrverdienstes scheint ein Hauptbindemittel der Gesellschaft zu liegen. Die Leinwandfabriken in Schlesien und Sachsen wenden ähnliche Bindemittelchen für ihre Etablissements an!

Die Theorie der Ebenezergesellschaft läßt sich wohl in dem Satze formuliren: „Strebet nach Gelderwerb, aber bleibt gleichgültig gegen Geldbesitz!"

Wer die Ebenezercolonie besucht, dem muß ein daselbst herrschendes trübseliges Schweigen der Colonisten, verbunden mit einer gewissen Schüchternheit auffallen, deren Grund nur allenfalls errathen werden kann; denn selbst im nahen Buffalo wußten Personen, die noch am meisten mit „Ebenezern" in Berührung kamen, keine bestimmten Ursachen dieser Erscheinung anzugeben. Jeder Menschenkenner wird gewiß in Abrede stellen, daß unter diesen Leuten das Gefühl des Beglücktseyns vorhanden seyn könne, wo der Stempel des Leidens sich so deutlich wahrnehmen läßt. Nur wer im Trappistenleben ein Glück zu finden vermag, der kann auch die Leute von Ebenezer glückselig nennen. Es wird in Ebenezer eine mysteriöse „Bürde des Lebens" getragen, davon sind wir moralisch fest überzeugt, und sie muß ganz eigenthümliche Seiten haben, um den Menschen unter günstigen Freiheitsverhältnissen im unterdrückten Zusammenhalt zu erhalten.

Im Staate Newyork lassen sich auch, auf schönen Besitzungen, drei Shäkercolonien beobachten. Männer und Weiber haben das Gelübde der ewigen Keuschheit abgelegt; sie finden sich mit etwaigen Trieben gelegentlich auf geheime Weise ab, wie versichert wird, und rekrutiren ihre Reihen durch Adoption von Kindern, sowie durch

Aufnahme neuer Mitglieder. Daß eine solche Colonie, welche durch keine Erziehung kleiner Kinder von direkter Erwerbsarbeit abgehalten wird, materiell gedeiht, ist nicht zum Verwundern, und eben so natürlich ist die, bei entstandener Wohlhabenheit sich zeigende Abweichung von der strengen Gesellschaftsregel durch Einführung von Tagelöhnerarbeit. Da man Klöster mit allem Rechte als naturwidrige Anstalten angesehen hat, ohne den Individuen dabei das Recht zu solcher Lebensweise abzusprechen, werden die Shäker auf gleiche Anerkennung stets da rechnen können, wo man die Freiheit der Person soweit respektirt, als sie nicht gerade gemeinschädlich wird. Hier in Amerika werden die Shäker mit einigem Rechte als Seltsamkeiten betrachtet oder als Beispiele menschlicher Schwäche und Thorheit angesehen. Es haben sich seit dem ersten Kriege, der zwischen England und Amerika ausbrach, bei vollkommener Freiheit und Unbelästigung auf amerikanischem Boden bis heut nicht mehr als achtzehn Niederlassungen gebildet. Man hätte die Stifterin, Anna Lee, seiner Zeit in England demnach ohne Gefahr in Betreff des Aussterbens der Menschheit gewähren lassen können, anstatt sie zur Wanderung nach der neuen Welt zu drängen; ja vielleicht wäre sogar beim Gewährenlassen die ganze Verkehrtheit vollkommen resultatlos verpufft, bei bloßer Anwendung gelinder staatspolizeilicher Maßregeln. Wir haben kürzlich durch ein Schriftchen eines Hrn. Harvey Elkins, der fünfzehn Jahre unter den Shäkern als deren Mitglied lebte, Gelegenheit bekommen, ziemlich genaue Bekanntschaft mit den Einrichtungen dieser Sekte zu machen, von welcher sich der genannte Verfasser aus Gründen der Vernunft und Ueberzeugung lossagte.

Fast alle Zeit, die nicht durch Arbeit in Anspruch genommen ist, wird bei den Shäkern mit Beten ausgefüllt. Alle stehen um dieselbe Stunde nach dem Geläute einer Glocke auf, im Sommer halb fünf, im Winter halb sechs. Die Mahlzeiten werden gemeinschaftlich in einem Saale gehalten und es herrscht dabei vollkommenes Schweigen; vor und nach Tische wird zum Gebet niedergekniet. Beim Gehen wird möglichst jedes Geräusch vermieden und man bewegt sich nur auf den Fußspitzen. Die Mitglieder verbeugen sich beim Eintritt in den Speisesaal, welchen sie immer paarweis hintereinander betreten. Ein Aufenthalt im Saale ist so wenig verstattet wie Umherstehen auf den Corridors und Treppen. Die Geschlechter

müssen Begegnungen auf den Treppen, sowie alle Berührungen ohne Noth vermeiden. Arbeiten werden immer gemeinschaftlich verrichtet unter Leitung von Diakonen. Die Männer treiben Ackerbau, Gewerbe u. s. w., während von den Frauen Küche und Hauswirthschaft besorgt wird, wobei ihnen Männer in der härteren Arbeit Beistand leisten.

Sonntags ruht alle Arbeit, selbst mit Einschluß des Kochens; sogar Reinigung des Körpers, Abschneiden der Haare und Nägel, Rasiren, Spaziergänge, Aufenthalt in den Werkstätten sind verboten. In den Zimmern darf man sich nur mit Verrichtung vorgeschriebener Gebete und mit Schlafen beschäftigen. Der ganze Sonntag wird mit Andachtsübungen hingebracht, wobei der bekannte Kirchentanz obenansteht. Nicht anders als in Fällen dringender Noth und Gefahr darf die Hand zu etwas angelegt werden.

In der Regel wohnen vier bis acht Personen in den Zimmern, die nur das allernothwendigste Mobiliar haben. Aller Besitz und Gebrauch von Büchern, die nicht von der Gesellschaft herausgegeben oder besonders verstattet sind, ist verboten, ebenso Kupferstiche, Portraits, Luxusartikel und dergleichen. Jeden Abend finden Andachtsübungen statt, die darin bestehen, daß jede Person eine halbe Stunde lang mit gefalteten Händen unbeweglich still sitzt, um an religiöse Dinge vorschriftmäßig zu denken. Wer tapfer dabei gegen den Schlaf kämpft, hat den Ruhm getreuer, grundsätzlicher Pflichterfüllung für sich.

Männer und Frauen kommen wöchentlich dreimal gesellschaftlich Abends zusammen. Die Frauen gehen demzufolge in die Männerzimmer, wo man sich einander gegenüber setzt, um zu plaudern, eigentlich aber um auf die fadeste Weise zu klatschen, da Unterhaltungen über Religion, Geschäftsleben, Tagesneuigkeiten, Kunst, Literatur und alles, was außerhalb der Sektensphäre liegt, nicht zulässig erachtet sind. Was in diesen einstündigen Unterhaltungen vorgeht, muß außerhalb derselben verschwiegen werden; indessen findet gleichwohl eine so strenge Controle derselben statt, daß entstandene intimere Verhältnisse zwischen jungen Männern und Mädchen stets bald entdeckt wurden und Trennung der Betreffenden nach sich zogen.

Männer und Frauen dürfen sich außerdem keine Besuche abstatten, noch ohne Zeugen miteinander sprechen. Ueberhaupt soll ohne Noth keine Unterhaltung als in der angegebenen Weise gepflogen

werden; auch sollen sich Shäker unter einander nichts Böses nachsagen. Wer dagegen verstößt, oder sich sonst etwas zu Schulden kommen laßt, ist verpflichtet den Aeltesten zu beichten, widrigenfalls alle Andern zur Denunciation bei den Aeltesten verpflichtet sind. Kein Shäker reicht Personen die Hand, welche nicht zur Sekte gehören, nimmt sie aber dargeboten an und beichtet den Vorfall bei nächster Gelegenheit. Ohne Genehmigung darf kein Shäker den Ort verlassen und zu Reisen ist die Erlaubniß des Ministeriums erforderlich, das in Gemeinschaft der Aeltesten, Diakonen und Vertrauensmänner alle Gesellschaftsangelegenheiten leitet.

Das Ministerium besteht aus zwei Personen von jedem Geschlecht und führt die Oberleitung aller Gesellschaften; der Sitz desselben ist in Mount Lebanon im Staate Newyork. In jeder einzelnen Gesellschaft oder Colonie bilden die Aeltesten die oberste Behörde; Diakone und Vertrauensmänner besorgen in derselben hauptsächlich commercielle und finanzielle Verhältnisse.

Die Shäker sind in drei Grade getheilt: Novizen, Jüngere und Aeltere. Um zu einem höheren Grade oder zu einem Amte befördert zu werden, wird der Candidat öfter gewissen Proben unterworfen, die seine Aufopferungsfähigkeit, seine Charakterstärke und seinen Glaubenseifer außer allen Zweifel zu stellen bestimmt sind.

Den jungen Leuten, die das einundzwanzigste Jahr erreicht haben, und Mitgliedern, welche sich der Gesellschaft ohne Vorbehalt anschließen, ihr Alles opfern wollen, wird ein gesetzgültig abgefaßter Contrakt zur Unterzeichnung vorgelegt. Der Unterzeichner verzichtet darin auf jeden Anspruch im Falle eines Austritts.

Die Mitglieder verpflichten sich zum stummen Gehorsam gegen das Ministerium, die Aeltesten, die Diakonen und Vertrauensmänner. Zu den Aufnahmebedingungen gehört namentlich die Beichte aller vorher etwa begangenen unmoralischen oder erniedrigenden Handlungen, und wem ein Vergehen zur Last fällt, das gesetzlich noch bestraft werden kann, findet keine Aufnahme. Verheirathete Frauen werden nur nach geschehener Ehescheidung oder mit Zustimmung ihrer Gatten zugelassen. Kinder müssen von Angehörigen schriftlich der Gesellschaft abgetreten werden, welche jedoch schlau genug ist, Widerspenstige und Unverbesserliche ihren Eltern u. s. w. zurückzuschicken. Die Erziehungsanstalt der Shäker bildet für sich eine besondere Gemeinschaft. Alle Kinder essen, arbeiten, spielen,

schlafen nnd beten gemeinschaftlich unter Aufsicht der Lehrer. Sie haben eine eigene Arbeitswerkstatt und einen eigenen Garten, werden jedoch nebenbei zu verschiedenen kleinen Handarbeiten verwendet, wie Holzspalten, Einsammeln der Steine auf den Aeckern, Heumachen, Einsammeln der Feld- und Gartenfrüchte u. s. w.; sie versehen Küche, Bäckerei, Waschhaus und sämmtliche Feuerwerkstätten mit nöthigem Holze, flechten Strohhüte, besorgen das Heizen und Reinigen der Schule u. s. w. Körperliche Züchtigung soll nie in Anwendung kommen; man sucht die Jugend anderweit zu discipliniren: sie wird angehalten in den Häusern nur leise aufzutreten, die Thüren behutsam zu handhaben, beim Spielen nicht sehr laut zu werden, bei allem Zusammenkommen nicht zu plaudern oder zu flüstern, und was der Mittelchen mehr seyn mögen. Der Schulbesuch dauert nur vom November bis zum März.

Die Shäker zeichnen sich durch Ordnung, Sparsamkeit, Einfachheit und große Reinlichkeit aus. Kaffee, Thee, Cider, geistige Getränke, Tabak und Schweinefleisch sind ganz untersagt. Die Kleidung entspricht bekanntlich größter Entsagungsfähigkeit. Der Grundsatz der Gleichheit Aller wird in fast allen Beziehungen genau wahrgenommen.

In ihren Sittlichkeitsbegriffen gehen die Shäker so weit, selbst die Gedanken, als Handlungen des Geistes, einem Richterspruche zu unterwerfen, und ein hartes Wort, ein unzeitiger Scherz, ein wollüstiger Blick, ein verführerischer Ausdruck gilt als Vergehen. Die Trennung der Geschlechter wird mit Strenge überwacht.

Kein Mitglied kann irgend eine geschriebene oder gedruckte Mittheilung, eine Zeitung, einen Kalender und dergleichen zugeschickt erhalten, noch absenden, wenn nicht die Aeltesten vorher mit dem Gegenstande bekannt gemacht sind und beigestimmt haben. Eingehende Briefe lesen die Empfänger gewöhnlich in Gegenwart der Aeltesten; indessen werden doch stets solche aufgefangen und vernichtet, von denen man Nachtheile für die Gesellschaft fürchtet, und mit dem Briefgeheimniß ist es also nicht weit her.

Dieß sind die hauptsächlichsten Angaben der erwähnten Schrift und sie zeigen sehr deutlich, neben ganz lobenswerthen, zweckmäßigen Einrichtungen, ausschweifende Unnatur, so wie den härtesten Despotismus in tadelnswerther Form. Von einem gedeihlichen Maßhalten in allen Dingen ist bei dieser Sekte gar keine Rede.

Endlich ist noch des Mormonismus zu gedenken, als einer

Spekulation auf den niedern, aber starken Instinkt der Massen, die dem Vordringen der Europäer nach Westen in Amerika sehr wesentliche Dienste leistet. Der deutschen Lesewelt sind darüber schon so vielseitig ausführliche Nachrichten zugekommen, daß wir uns an dieser Stelle auf allgemeine Bemerkungen beschränken dürfen.

Kein vernünftiger Gedanke würde im Stande gewesen seyn, die Menschen zur Kultivirung der Wildniß von Utah zu veranlassen und die Landstraße nach dem stillen Meere entbehrte ohne Vermittelung des Unsinns, der Thorheit, ohne die mormonische Verrücktheit einen höchst nothwendigen Absteigeort. Aber wir sehen hierbei abermals, daß der Mensch immer und immer wieder das Unglaublichste am leichtesten glaubt; daß er Feuer für die Lüge und das Unhaltbare ist, hingegen Eis für das Wahre, Vernünftige, Beständige. Shäker und Mormonen geben in lehrreicher Anschaulichkeit die Bilder zweier Extreme ab; nämlich auf der einen Seite die Karrikatur vollständiger sinnlicher Entsagung in geschlechtlicher Beziehung, auf der andern die der schrankenlosen Sinnlichkeit. Bei consequenter Anwendung des ersten Systems würde die Menschheit unfehlbar aussterben, während es ziemlich durch Erfahrung bestätigt ist, daß letzteres System über kurz oder lang auch zum Untergang des Geschlechts hinführt. Das Mormonenthum kann sich auf eine Dauer so wenig neben Staaten halten, die der neuen Civilisation angehören, als dieß beim Muhamedanismus der Fall ist, und es fragt sich überhaupt, ob dasselbe staatliche Lebensfähigkeit über eine Periode des Auftauchens hinaus besitzt. Unserer Ansicht nach ist der Mormonismus zur staatlichen Anwendung eben so wenig praktisch tauglich, als der Communismus, was doch namentlich von deren Stimmführern behauptet wird. Wir glauben unsere Meinung durch die bisherige Wirksamkeit communistischer und mormonistischer Colonieen als hinlänglich dargethan erachten zu dürfen. Der Einzelne stößt bei beiden Einrichtungen mit der geringsten individuellen Regung sofort hart an die Gesammtheit, weßhalb fortwährend keine Offenheit stattfinden kann, wie solche für jeden Progressivstaat unerläßlich wird. Die Leiter werden beständig zu bemänteln haben, was sich für keine lebenskräftige Staatsleitung schickt. — Wenn aber communistische und dergleichen Stimmführer, in die Enge getrieben durch das Fehlschlagen ihrer Systeme bei praktischer Anwendung derselben, ihre Zuflucht zur Beschuldigung der ganzen anders denkenden und anders

handelnden Welt nehmen, dieser alle Schuld ihres Bankerottes beimessend, so ist das reine Lächerlichkeit. Man soll dagegen nichts anführen, als die Bürgersche Geschichte vom Rathe des Schäfers, dem bedrängten Abt durch Anwendung von „Wenn und Aber" gegeben.

Es ist sehr zu beklagen, daß bis jetzt in Europa den Vorgängen in Amerika auch nach socialer Richtung so wenig genauere Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Die fähigsten Köpfe ließen dort fast ganz außer Acht, was an praktischen Versuchen in der neuen Welt gemacht wurde. Namentlich blieb die anfängliche Eigenthumsgemeinschaft der Ansiedler im Staate Virginia unbeachtet, obschon das Resultat derselben ungemein lehrreich erscheint. Aehnlich den Cabet'schen Bestimmungen galt in dieser Colonie anfänglich sechsstündige Arbeit für jeden Mann bei gemeinschaftlicher Theilung aller Erzeugnisse. Ausgezeichnete Persönlichkeiten, wie Lord Delaware, Kapitän Smith und Andere, standen an der Spitze, die Kräfte der Colonie mit redlichem Willen leitend. Dennoch konnten unablässiger Streit, verbunden mit Blutvergießen, Standrecht und Desertion der Colonisten, so wenig verhindert werden, als Hungersnoth und anderes Elend. Von 1607 bis 1611 wurde der Versuch durchgeführt, bis man allgemein zur Abschaffung des unpraktischen Unternehmens schritt.

Dergleichen gemachte Erfahrungen hätten der Schwärmerei und theoretischen Faselei auch in Deutschland so vielfach als möglich entgegengesetzt werden sollen; dieß würde bestimmt bessere Dienste geleistet haben, als Verfolgungen einzelner Personen, wodurch häufig den aufgestellten widersinnigen Systemen der Communisten und ihresgleichen bei der Unerfahrenheit nur Vorschub geleistet wurde. Der allzeit vorgeschobene Grund von Vertheidigern communistischer Systeme, daß eben alles Alte erst umgestürzt werden müsse, bevor die neuen Beglückungsvorschläge gedeihen könnten, hätte sich durch Anführung des Beispiels von Virginien am zweckmäßigsten widerlegen lassen.

Das menschliche Gesellschaftsleben trug immer die Keime der Fortbildung und Neugestaltung in sich; daher erscheint es weit ersprießlicher, durch angemessene Reformen auf ein Maßhalten hinzuwirken, als Extreme zu begünstigen, die vom Schwergewicht der Lebenspraxis doch — besten Falls — immer wieder auf die mittlere Temperaturstufe gebracht werden. Dieß bestätigt sich hier in Amerika hauptsächlich auch in Bezug auf die Staatseinrichtungen, welche anfänglich auf so schwindelnde Höhe gestellt wurden, daß ein Rückschlag

nach entgegengesetzter Seite hin fast unausbleiblich werden mußte, besonders da man die Theorie als bloße schöne Redensart auf dem Papier stehen ließ und thatsächlich nichts für deren Verwirklichung zu thun geneigt war.

Betrachten wir die am Eingang dieser Besprechung erwähnte Neigung der Angloamerikaner: neu auftauchenden Ideen socialer Verbesserungen keinen Widerstand entgegenzusetzen, so lange sie nicht durch größeres Umsichgreifen den thatsächlich Herrschenden bedrohend werden, ein wenig näher, so gewinnt es den Anschein, als walte die Absicht ob, daß dergleichen Gedanken durch raschen Uebergang zur praktischen Durchführung schnellmöglichst abgenutzt und gewissermaßen zu Tode gehetzt werden sollten. Allein der tiefer Eindringende gewinnt bald die Ueberzeugung, daß dabei nur die gewinnsüchtige Beweglichkeit im Spiele ist, welche an die Stelle der schlauesten Berechnung tritt. Kaum wird von einem Menschen z. B. eine neue Religionslehre gepredigt, anfänglich vielleicht aus keiner andern Absicht, als um irgend einem Prediger zu einem Einkommen von einer Gemeinde zu verhelfen, so ist gleich der Spekulant nicht weit, welcher eine neue Zeitung gründet, die das neue Evangelium vertritt. Andere Spekulanten, die beim Baue einer neuen Kirche oder bei sonstiger Ausbeutung der Gemeinschaft gewinnen wollen, laufen sich die Beine ab, um Gemeindemitglieder zu werben. Diese lassen sich ihrerseits zum Beitritt bewegen, weil sie gleichfalls auf irgend eine Weise die Gemeinschaft zum Geldgewinn zu benutzen gedenken. Kurz, es wird von vielen Seiten sogleich zur Verwirklichung der Idee praktisch Hand angelegt; dennoch verpufft der Gedanke hauptsächlich wegen Mangels an Widerstand, woraus sich Kraft zur größeren Verbreitung, oder auch nur zum Fortbestand entwickeln könnte. Kaum sind Geisterklopfer und Spiritualisten aufgetaucht, so haben sie auch bereits drei verschiedene Zeitungen, welche deren kuriose Geschichten aller Welt erzählen, der das Geld für den Kauf der Blätter aus der Tasche zu locken ist. Es würden längst aparte Kirchen oder Versammlungslokale errichtet worden seyn, beabsichtigte man nicht, die ganze Welt geisterklopferisch zu machen, wobei natürlich von jeder Absonderung abgesehen werden muß.

Sobald indessen Ideen auftauchen, die recht eigentlich zum allgemeinen Besten sind, ohne stark individuellen oder Parteibeisatz zu haben, dann scheint kein Funke jener zur praktischen Ausführung hindrängenden Energie mehr vorhanden zu seyn. Nur wo

das Privatinteresse mächtig genug im Spiele ist, entwickeln die Amerikaner bemerkenswerthe Anstrengung.

Um diese letztere Behauptung nicht ohne Beweis zu lassen, möge hier auf die Millionen Acker Landes hingewiesen werden, die noch unvergeben als Unionseigenthum vorhanden sind und schnellmöglichst in bebauende Hände gebracht werden sollten. Anstatt nöthigenfalls einige Millionen Dollars von den vierundsechzig, die im Jahre 1854 durch Zölle eingingen, auf Unterstützung von Unbemittelten zu verwenden, die außer Stande sind das zur Ansiedelung Nöthige anzuschaffen; anstatt die zahlreichen Besitzlosen und direkt Nichtsteuernden in besitzende Steuerzahler zu verwandeln und die Produktionskraft der Erde zur Vermehrung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse — der Erzeugnisse des Ackerbaues — zu benützen, läßt man den Souverän — das Volk — sich äussern wie folgt:

„Welche Schande und welche Thorheit, daß wir uns hier zu Tausenden hungernd auf dem harten Pflaster dieser Stadt herumtreiben müssen, während sich zwei Tagreisen von hier die herrlichsten Ländereien befinden, die nur unserer fleißigen Hände warten, um uns reichlich für die Arbeit, die wir auf ihre Bebauung verwenden würden, zu belohnen, und die uns wenigstens für immer von der Noth und den Sorgen, wie wir sie jetzt erleben müssen, bewahren würden."

So lauteten nämlich die Worte eines Arbeiters, der im December 1854 zu einer Anzahl anscheinend arbeitsloser Menschen sprach, die vor dem Rathhause von Newyork versammelt waren. Gleichwohl war die „Landreformfrage" vor kurzem erst wieder an der Tagesordnung und sie kam in den Wahlversammlungen, sowie in den Parteiblättern lebhaft zur Sprache. Aber trotz solcher Kundgebungen von Seite des „souveränen Volkes" schlief die Sache, wie früher, völlig wieder ein. Warum? — Weil die Selbstsucht Einzelner stärker war, als Gemeinwohlfahrt!

Wenn kostenfrei Land an Bebauungslustige vertheilt würde, dann verließen indessen zweifelsohne Tausende von Lohnarbeitern mit ihren Familien die größeren Städte, namentlich Fabrikplätze, was demnächst unbedingt sehr bald Mangel an Arbeitern und damit Lohnerhöhungen der etwa Zurückbleibenden nach sich ziehen müßte. Da nun aber die amerikanischen Fabrikanten bei heruntergegangenen Löhnen und Schutzzöllen kaum in gewissen Artikeln mit dem Auslande zu concurriren vermögen, so sind die Stimmen von dieser Seite mit

ihrem ganzen Anhange natürlich gegen Landreform. Verließen viele Familien die Städte, so gäbe das viele leere Wohnungen, weßhalb auch die einflußreichen Hausbesitzer nicht für die Landreform stimmen. Vermehrten sich auf die angedeutete Art die Landbebauer, so führte dieß Mehrproduktion der Bodenerzeugnisse und demgemäß niedrigere Preise derselben herbei; außerdem würde der Bodenwerth durch Landschenkungen herunter gehen, so wie die Handarbeit bei der Landwirthschaft theurer werden müßte. Darum sind eigentlich alle Landbesitzer geborne Gegner der Landreform, und da die Nichtbesitzenden obendrein bei den Wahlen durch allerlei Mittel, wozu besonders Verkäuflichkeit der Stimmen gehört, nach beliebigen Richtungen hin gelenkt werden, so ist es kein Wunder, daß Sr. Majestät, das Volk, froh seyn kann, falls ihm verstattet wird, laut und öffentlich über Hunger und Ungerechtigkeit, sowie über Schande und Bornirtheit zu schreien. Wir wollen dabei ganz unberührt lassen, daß die Volksrepräsentanten sehr häufig nicht zu halten pflegen, was sie bei den Wahlen feierlichst versprochen, weil bei ihnen empfangene Geldbestechungen überwiegende magnetische Leitkraft ausüben. Zu Bestechungen ist aber stets der Eigennutz geneigter, seine Zuflucht zu nehmen, als das Gemeinwohl, weil dieses auf Tugenden pocht, hinter denen aber meist auch die Selbstsucht versteckt liegt.

In solcher Weise stellen sich unter demokratisch-republikanischer Staatsform die socialen Zustände heraus. Es ist von keinem direkten Zwange, von keiner nackten Despotie und Tyrannei im gewöhnlichen Sinne die Rede. Alles gestaltet sich unter dem Mehrheitswillen, und dieser ist gegen Landreformen, die nur einer Minderheit direkt nützen würden, während daraus kein direkter, dicht vor den Augen Selbstsüchtiger liegender Vortheil entspränge. Man gebe heut jeden Acre öffentlichen Landes als Privatbesitz weg, so daß jeder Unionsbewohner seinen verhältnißmäßigen Antheil empfängt, und noch ehe man mit der Regulirung fertig seyn wird, ist schon wieder eine besitzlos geborene, besitzlos eingewanderte, oder besitzlos gewordene, größere oder geringere Anzahl Menschen vorhanden, die gerne Front gegen die Besitzenden macht, weil sie selbst nach Besitz strebt. Die Neigung zum Privatbesitz liegt aber ganz besonders im germanischen Charakter und muß als eine Triebfeder namentlich auch der Geisteskultur betrachtet werden. Man kann sie einen Stachel nennen, der gegen die menschliche Trägheitsneigung wirkt und ein Gegengewicht derselben bildet; allein

sie ist eben als eine nicht wegzudisputirende Macht vorhanden, die allerdings gemäßigt, aber nicht ungestraft consequent abgeschafft werden kann.

Nur in gewisser Hinsicht wird in der nordamerikanischen Union eine allgemein zu nennende Hinneigung zur Gleichmäßigkeit, also zu einer Art Communismus bemerkbar. Wir meinen in Bezug auf die Behandlung der nachkommenden Einwanderung aus Europa. Für ein wenig bevölkertes Land kann nichts ersprießlicher seyn als Vermehrung der Bevölkerung durch Einwanderer. Um dieß einzusehen, bedarf es fürwahr keiner sonderlichen staatsmännischen Ausbildung; dem beschränktesten Kopfe sind die daraus fürs Allgemeine entspringenden Vortheile einleuchtend zu machen, und ebenso die Wahrheit, daß bestmöglichste Behandlung und nützlichste, schnellste Verwendung der Eingewanderten dabei am ersprießlichsten sey. Dennoch gibt sich unter der Menge ein offenbarer Widerwille und sogar Haß gegen Einwanderer einerseits, andererseits die unverhüllteste schlechte Behandlung derselben kund, so wie sie nur das Land besteigen, ja selbst wenn sie nur die Küsten des Landes erreicht haben. Eine Schaar von Gesindel fällt raublustig über die Ankommenden her, um dieselben wenn möglich so nackt auszuplündern, als nur immer eingeschmuggelte Negersklaven seyn können. Thatsächlich rührt dieses Verfahren von der herrschenden, leidenschaftlichen, rücksichtslosen und kurzsichtigen Gewinnsucht her, welche die gesammte Unionsbevölkerung charakterisirt, welche dieselbe folglich gemeinschaftlich besitzt. Diesem Communismus werden allerdings die neu Einwandernden am schnellsten durch die ihnen zu Theil werdende Mißhandlung entgegengeführt! Noth und empfangene Fußtritte sind überaus rasche Lehrer grober Selbstsucht, und was an Eigenschaften damit im engen Zusammenhange steht. Sonst aber verträgt sich gerade die individuelle Freiheit, welche in der republikanischen Staatsform ihren Ausdruck finden soll, am allerwenigsten mit der Anwendung communistischer Systeme und Theorien, welche immer thatsächlich den stärksten Despotismus und die größte Aufopferung der individuellen Freiheit in Anspruch nehmen. Zu dieser Ueberzeugung kommen in Nordamerika alle Belehrungsfähigen und nur der flüchtig Vorübergehende oder der Verrannte und arg Verbissene wird anders urtheilen können.

E. Pelz.

Wider die höhern Töchteranstalten.

Ein Beitrag zur „Emancipation von den Frauen."

In seinem Buch über die Familie gibt Riehl einem Kapitel die Ueberschrift: „Die Emancipirung von den Frauen," um durch den contradiktorischen Ausdruck von vorn herein ganz außer Zweifel zu stellen, daß es sich, wenn die Geschlechter in ihr rechtes Verhältniß zu einander gestellt werden sollen, wahrhaftig nicht um eine Erweiterung des weiblichen Einflusses handeln könne, sondern daß derselbe im Gegentheil auf das längst überschrittene natürliche Maß reducirt, daß die geilen Ranken, mit denen er immer mehr alle Zweige der modernen Kultur zu überwuchern angefangen habe, abgeschnitten werden müssen, wenn es wieder zu einem wahren Familienleben kommen solle. Es mögen Manche im übrigen die Principien und Consequenzen des Riehl'schen Buchs und seiner ganzen social-politischen Anschauung von ihrem politischen Standpunkt aus bedenklich finden; in diesem Punkte wird ihm gewiß jeder vernünftige, denkende Mann aus voller Seele beistimmen. Er gibt auch einerseits sehr klar und bestimmt die allgemeinen Sätze, welche den Gang bezeichnen, den die Stellung der Geschlechter zu einander im Verlauf der Kulturentwicklung genommen hat; andererseits flicht er nach seiner geistreichen Weise überall die interessantesten historischen Parallelen und Einzelnotizen ein. „In dem Gegensatz von Mann und Weib ist die Ungleichartigkeit der menschlichen Berufe und damit die sociale Ungleichheit und Abhängigkeit als ein Naturgesetz aufgestellt." — Dieß ist der Fundamentalsatz, die philosophische Basis, von der er seine Entwicklung ausgehen läßt. Wo dieser Gegensatz der Geschlechter nur erst nach seiner natürlichen Seite zum Bewußtseyn gekommen ist, wo Mann und Weib in ihrem geschäftlichen und übrigen Leben noch

alles in unterschiedsloser Gemeinschaftlichkeit haben, da ist Unweiblichkeit. Der Unterschied kann aber auch so weit gehen, die Trennung der beider Geschlechter so übermäßig erweitert werden, daß man in das Ueberweibliche verfällt, daß man ebenfalls das Bewußtseyn von der rechten Stellung des Weibs zur Familie und Gesellschaft verliert. Dort war das Weib dem Manne gleich in unmittelbarer Rohheit, hier will es sich in unnatürlicher Ueberverfeinerung über ihn hinwegsetzen; auf jener niedersten Stufe konnten sich die specifisch weiblichen Eigenschaften noch gar nicht entwickeln, hier sind sie zu einer krankhaften Präponderanz gelangt, welche dem ganzen Kulturleben eine falsche Richtung gibt. Bei diesem letzteren, bei dem unnatürlichen Extreme der Weiblichkeit, dem Ueberweiblichen, sind wir gerade gegenwärtig wieder angekommen. Es fand schon zu wiederholtenmalen in der Geschichte ein solches Vordringen der Weiblichkeit statt; in der Regel war es der Fall in Zeiten der Abspannung, wenn das öffentliche Leben stagnirte, wenn eine einen längeren Zeitraum hindurch blühende religiöse oder literarische Kulturform ihren Kreislauf vollendet hatte und im Absterben begriffen war. Eine solche Zeit der faulen Stagnation ist eben jetzt und aus ihr wächst nun die Ueberweiblichkeit hervor wie eine Sumpfpflanze aus dem Moor.

Diese ganze Entwicklung ist ohne allen Zweifel ebenso richtig, als sie klar und einfach ist; man wird auch nicht läugnen können, daß hier die tiefsten, geheimsten Schäden der Zeit aufgedeckt sind. Gleichwohl fürchten wir, daß das treffliche Buch nicht den unmittelbaren Nutzen haben möchte, den es haben sollte. Es ist soviel in demselben berührt, es ist auf eine so umfassende Reform angelegt, daß man ihm zwar wohl im Ganzen und in vielem Einzelnen Recht geben, aber kaum wissen wird, wo man anfangen soll, um das so nothwendige Werk der Wiedergeburt zu beginnen. Wir glauben daher nicht unpraktisch zu verfahren, wenn wir unsern Angriff auf einen einzelnen Punkt richten, auf einen, in dem das ganze Unwesen der Ueberweiblichkeit culminirt, der ebenso eine Folge desselben ist, wie er wieder die Ursache des immer weiter und allgemeiner um sich greifenden Krebsschadens werden muß, in welchem sich also diese ganze pernicies temporis im verderblichen Cirkel dreht. Es sind dieß die Institute, die höheren Töchteranstalten, welche seit ein paar Jahren in einer wahrhaft Besorgniß erregenden Anzahl aller Orten aufgetaucht sind; es ist die weibliche Bildung überhaupt, über

welche man von allen Seiten so viel und so sonderbares Zeug zu hören bekommt, als sey sie die Sühne eines langjährigen Unrechtes, das dringendste Bedürfniß der Zeit, das Gott wohlgefälligste Werk, des Christenthums Zierde und Krone. Ich weiß gewiß, daß Viele diesen ebenso lächerlichen als verderblichen Unsinn gleichfalls nach seinem ganzen Umfang und allen seinen schlimmen Folgen erkannt haben; aber so überwiegend ist die Gewalt der Mode, der herrschenden Zeitströmung, daß kaum Einer den Muth hat, sich wider sie zu stemmen. Nicht nur die gedankenlose Menge, sondern vernünftige Frauen, selbstständig denkende Männer sehe ich mit ihren Töchtern in diese Anstalten eilen, als ob für diese armen Kinder nicht anders gesorgt werden könnte, als ob sie, wenn sie hier „fertig gemacht" worden, carte blanche hätten auf jedes Glück dieser Welt, ohne die allein seligmachende Institutswohlthat aber einst gegen ihre Eltern im Gericht zeugen könnten, daß sie ihnen Leib und Seele haben zu Grunde gehen lassen. Ich würde es mir daher zu einem Verdienst anrechnen, so groß als der größte Reformator in der Geschichte durch eines unsterblich geworden ist, wenn es mir gelingen sollte, eine allgemeine Opposition gegen diese Thorheit unserer Zeit zu eröffnen, denen, die bisher geschwiegen haben, den Mund aufzuthun, die Furchtsamen zu ermuthigen, die Schwankenden in ihrer Ansicht zu befestigen. Es wäre ein Verdienst gegen die Gesellschaft überhaupt, wie gegen jedes der beiden Geschlechter insbesondere: die Frauen würden emancipirt von jener ihnen aufgedrungenen Nachäfferei der männlichen Bildung, welche ihnen das Reizendste abstreift, was sie von der Natur haben, die liebenswürdige unmittelbare Weiblichkeit; den Männern würde dadurch ein großer Theil der Angst vor einer sich überlebenden und in sich selbst zusammenbrechenden Kultur, vor dem après nous le déluge vom Hals genommen. Daß wir Männer so tief hineingerathen in einen alle Beziehungen zum substanziellen Leben unterwühlenden Intellektualismus, ist eine traurige Nothwendigkeit; man hat von unserer Seite das Verderbliche eingesehen und sucht dagegen anzukämpfen; unsere derbere Constitution gibt auch der Hoffnung Raum, daß wir die Krisis überstehen werden; verlieren wir aber das heilsame Gegenwicht der unverdorbenen Natürlichkeit an unserer besseren Hälfte, werden uns vollends die Frauen durch wissenschaftliche Vorlesungen und „christliche Gemüthsbildung" zu Grunde gerichtet, dann sind wir unrettbar verloren.

Wer einen Aufsatz über weibliche Bildung auf diese Weise einleitet, wird sich natürlich nicht verbergen, welche Gefahr er läuft, sein Ziel ganz zu verfehlen und über dasselbe hinauszuschießen, wie ihm das schlimmste droht, was einem gebildeten Mann begegnen kann, nämlich von den in diesem Punkt so empfindlichen Frauenzimmern für einen Feind ihres Geschlechts angesehen zu werden, für einen Verächter ihrer Bildung, für einen jener männlichen Tyrannen, welche ihr Argwohn sie leider so oft in ihren besten Freunden und wärmsten Verehrern erblicken läßt. Ich finde mich daher gedrungen, die aufrichtigst gemeinte Erklärung vorauszuschicken, daß ich den Mann bedauern würde, der nicht im gebildeten weiblichen Umgang die anziehendste, mit allen Reizen der Grazien geschmückte, gerade wegen der Spannung, welche der geschlechtliche Unterschied bei aller Vertrautheit immer mit sich führt, durch keine andere zu ersetzende Unterhaltung zu finden wüßte. Die sonst auf Ehre und Geltung ihres Geschlechts so eifersüchtigen Frauen sind ganz am unrechten Ort bescheiden, wenn sie der männlichen Conversation einen so hohen Werth beilegen, wenn sie — und zwar gerade die ausgezeichneteren unter ihnen — darüber klagen, daß in ihrem Kreise nur von untergeordneten trivialen Dingen, von den ordinärsten Haushaltungssachen die Rede sey, und nun auf das Gespräch der männlichen Gesellschaft lauschen, wie wenn sie mit den Brosamen sich nähren müßten, die von der Herren Tische fallen, wie wenn sie hier allein ihren Geist wahrhaft bereichern und bilden könnten. Es ist darin ohne Zweifel nicht sowohl ein Zeichen einer sich ungehörig vordrängenden, in fremde Kreise übergreifenden Weiblichkeit, als vielmehr eine Aeußerung des ganz richtigen Gefühls zu erblicken, daß die weibliche Bildung eine vorherrschend receptive seyn müsse, daß sie nur von den Männern empfangen und im Austausch mit ihnen allein wahrhaft gesunde, Herz und Sinnen erquickende Frucht ansetzen könne. Allein was bekommen die Lauscherinnen in der Regel zu hören? Leider müssen wir Männer bekennen, daß meistens von unserem Gespräch nur zu wenig befruchtender Blüthenstaub in den sich verlangend herüberneigenden, sehnsüchtig aufgeschlossenen Kelch der weiblichen Wißbegierde fällt. Wenn einer nicht abgestumpft ist durch die Gewohnheit, wenn ihn sein Verhängniß nur ausnahmsweise aus der Zurückgezogenheit ideeller Beschäftigung in eine Versammlung von Menschen führt, die man Gesellschaft, anständige, gebildete

Gesellschaft nennt, in welcher so Viele Erholung, Auffrischung, Austausch der Ideen zu finden vorgeben, wahrlich er wird sich in den meisten Fällen förmlich niedergedrückt fühlen von diesem Austausch, bei welchem nichts als die oberflächlichsten Phrasen, ohne alle eigene Empfindung, ohne Frische der Gedanken, ohne Schwung der Phantasie hin und her cursiren, wo alle Originalität schlechthin unmöglich, eigentlich geächtet ist. Glücklich wird er sich schätzen, wenn es ihm gelingt, von dieser geistreichen Unterhaltung über Besoldung und Avancement, von diesem Wichtigthun mit den elendesten, frivolsten Dingen, gegen welche ein Recept aus dem Kochbuch etwas höchst wichtiges und nützliches ist, sich hinwegzustehlen und zu den freundlichen Frauen hinüberzuschlüpfen, wo er wenigstens feineren Scherz und muntere Laune selten vergebens suchen wird. Wem aber erst das Glück zu Theil geworden ist, in einem vertrauteren Kreise von weiblichen Verwandten, von liebenswürdigen Schwägerinnen, einen Mittag oder Abend zuzubringen, wird er sich nicht wahrhaft glücklich preisen, für die plumpe Langeweile, zu der er sich gewöhnlich verdammt sah, entschädigt worden zu seyn durch eine freie und leichte Conversation, welche diesen Namen eigentlich allein verdient? Ein wirklich gebildeter Mann wird sich überrascht finden durch die treffenden Bemerkungen, welche so ganz natürlich und originell, ohne alle gelehrte Prätension, dem feineren weiblichen Geist entströmen; er wird erstaunen, wenn er mancher Idee, die er bei seiner Lektüre als etwas Absonderliches, vielleicht bei irgend einem Philosophen gefunden hat, hier wieder begegnet als der einfachsten, natürlichsten Aeußerung eines unbefangenen Verstandes und unbeirrten Gefühls.

Das eben Gesagte sollte gewiß kein müßiges Compliment und noch weniger eine captatio benevolentiae seyn; es führt uns vielmehr mitten in die Sache, in den Kern unserer Untersuchung hinein, deren Lösung es eigentlich anticipirend enthält, indem es den beiden Geschlechtern ihre rechte gegenseitige Stellung anweist und den allein gesunden Entwicklungsgang weiblicher Bildung erkennen läßt. Wir verachten sie also keineswegs diese Bildung, im Gegentheil wir erblicken in ihr die feinsten Spitzen und Blüthen der ganzen Kultur; aber diese Blüthen haben nur dann den rechten Duft für uns, wenn sie nicht in Mistbeeten und Holländerkästen als etwas Besonderes künstlich getrieben worden sind, sondern wenn sie frei und auf natürlichem Wege aus dem offenen Feld unseres gesellschaftlichen Lebens,

aus dem ganzen Zusammenhang der gegebenen Bildungselemente herauswachsen. Sind sie nicht auch gebildet, befriedigen sie nicht vollkommen die Ansprüche eines gebildeten Mannes an eine Frau, unsere Schwestern, Frauen, Schwägerinnen, die Generation, deren Jugend vor das Zeitalter der Töchteranstalten fällt, die noch nicht in dieser gepriesenen Institutsatmosphäre großgezogen worden ist? Sie sind auch nicht hinter dem Zaune gewachsen, im Gegentheil sie sind vom besten Hause, aus dem Hause ihrer Väter und Mütter. Ihre Mütter waren jene praktischen Frauen, deren Andenken uns so theuer ist, die an Allem so liebevollen, verständigen Antheil zu nehmen wußten, die jeder Freude durch ihre Gegenwart das schöne Maß, die rechte Weihe gaben, die uns die guten Dinge bereiteten, an denen die gute alte Zeit es als an einer Hauptsache nicht fehlen ließ, und die mit uns so unbefangen fröhlich zu Tische saßen und mit ihren Töchtern unsere Scherze theilten. Die Töchter solcher Mütter hatten von Kindheit auf die rechten Gouvernantinnen, an deren lebendigem Beispiel sie lernen konnten, wie man sich in der Welt, in der Welt, für welche sie bestimmt waren, in der auch sie einst leben sollten, recht zu betragen habe. Und neben dieser praktischen Anleitung hat es auch am theoretischen Unterricht nicht gefehlt. Sie lernten, wo man lernen soll, in der — Schule; sie schämten sich derselben noch nicht, sondern hielten es für eine Ehrensache, in ihr die ersten zu seyn und zu lernen, was man darin lernen konnte. Und man kann viel lernen, wenn man will, in einer guten Stadt- oder Dorfschule. Ich will es auf Verlangen erhärten in ehrlichem Kampf, Mann gegen Mann, oder vielmehr Mädchen gegen Fräuleins. Schickt mir einmal ein Dutzend von den kleinen Demoisellen, die ihren Cursus bei der höhern Pädagogik durchgemacht haben und von Kindesbeinen an per Sie traktirt worden sind, ob sie es aufnehmen mit einer Schaar gutgeschulter Mädchen, nicht aus der Anstalt, sondern aus der gewöhnlichen Schule. Es verirrt sich bisweilen eines heraus, ein solches „verlornes schönes Kind," das die Mutter Bedenken trägt, in die gemeine Umgebung der Rechnen, Lesen und Schreiben lernenden Jugend kommen zu lassen; wenn aber Mutter und Tochter endlich ihren horror überwinden mußten, so stellte sich in der Regel heraus, wie wenig Ursache sie gehabt hätten, die Spröden zu spielen. Und dieß bezieht sich nicht bloß auf Katechismus und Gesangbuch, mit welchen man übrigens

von denjenigen, die ja eine ganz besonders „christliche Gemüthsbildung auf Grund des göttlichen Worts" erhalten sollen, wohl eine genauere Bekanntschaft sollte erwarten dürfen, sondern gerade in jenen höheren Fächern, welche man nur in der Anstalt, im Institut soll lernen können, sind zwar der vornehmen Namen und Titel viele da, von der Sache selbst aber pflegt auch jede Ahnung zu fehlen.

Wollte man früher Mädchen etwas weiteres lernen lassen, so bekamen sie Stunden mit ein paar Freundinnen im elterlichen Hause; oder, wenn sie nicht das Glück hatten, Städtebewohnerinnen zu seyn, setzte sie der Vater mit seinen Buben zusammen und bläute ihnen mit diesen Lateinisch und Französisch, Geschichte und Geographie ein. Es war dieß allerdings nicht die eleganteste Manier; die Väter hatten die neuesten Werke unserer Institutsvorsteher noch nicht studirt, aber es war ein Ernst dahinter, gelernt haben die Mädchen etwas, nicht in der spielenden, koketten Weise, mit der man gegenwärtig so vornehm thut, sondern praktisch, so daß es ihnen in Saft und Blut überging. Waren wir später auf der Universität und kamen in die Vacanz nach Hause, so brachten wir unsern einstigen Mitschülerinnen und dem jüngeren Nachwuchs mit, was wir von ästhetischen Schätzen selbst uns angeeignet hatten, nicht die goldenen Nichtswürdigkeiten, die heutzutage in usum **Delphini** für die Hände einer nicht sowohl lesen als blättern wollenden Damenwelt gedruckt oder vielmehr gebunden werden, sondern Bücher, über welche es der Mühe werth war, nachzudenken und zu sprechen, an denen wir unserem aufmerksamen Auditorium in lebendigstem Gedankenaustausch zeigen konnten, was Geist und Schönheit ist. In der Gartenlaube, beim Kruge Bier waren wir zum mindesten ebenso gute Professoren der Aesthetik und Literatur als unsere damaligen Commilitonen, die jetzigen Institutslehrer und Anstaltenvorsteher, von denen die meisten nichts Rechtes gelernt haben, womit sie sich vor Männern sehen lassen könnten, und die nun meinen, gerade gut genug zu seyn, um an Mädchen hinzusalbadern und einem von der Mode schon verblendeten Elternpublikum vollends Sand in die Augen zu streuen. Wir hatten von Schleiermacher nicht nur die Dogmatik, sondern auch die Briefe über die Lucinde gelesen und es ebenfalls für ein wahres und schönes Gefühl erkannt, welches ihn mit unwiderstehlicher Neigung, wie er sagt, zu dem zusammengewickelten Leben, zu dem noch in einem glänzenden Zauber dunkler Ahnungen schwebenden

Knospenalter des zartesten Geschlechts hinzog, um es durch immer neue Annäherung zur Entwicklung, zum Aufschließen zu reizen, „bis es sich oft in einer einzigen warmen thauigen Nacht nach seinen eigenen inneren Gesetzen entwickelt und zu bestimmten Formen ausbildet, bis sich einmal am letzten Schöpfungstage das Licht von der Finsterniß auf eine andere Art als gewöhnlich scheidet.“ Solche physiologische Versuche, diese Art, an der weiblichen Bildung zu arbeiten, hielten wir für die reizendste Beschäftigung, für eine eigentliche Pflicht des einen Geschlechts gegen das andere, und niemand fand Arges darin, jedermann war damit einverstanden.

So sind unsere Frauen gebildet, so sind sie die unsern geworden, auch in dieser geistigen Hinsicht so ganz Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein. Von Jugend auf hatten sie alles mit uns gemein, unsere ganze Bildung, aber ohne es zu wissen und zu wollen, ohne darnach als nach etwas Verwehrtem zu trachten und damit zu prahlen; sie waren reich an allerlei Schätzen, an geistigen Gütern, aber sie hatten alles, als hätten sie es nicht; wir fühlten uns in nichts von ihnen geschieden und doch war jene Kluft nicht verwischt, welche uns unser Eigenstes in ihnen als ein Fremdes, mit immer neuen Reizen Geschmücktes anschauen und begehren läßt. Soll es jetzt nicht mehr so seyn können und warum kann es nicht so bleiben?

Alles, was wir bisher über den Zusammenhang der beiden Geschlechter gehört haben, legt es uns nahe, die Ursache bei den Männern zu suchen, von denen am Ende doch Jegliches für die Frauen kommt, Gutes und Böses. Vor der männlichen Superiorität beugt sich das Weib am meisten gerade da, wo es sich derselben am meisten zu entziehen glaubt. Jene Selbstständigkeits- und höhern Bildungsgelüste des weiblichen Geschlechts, sind sie nicht vielleicht gerade der Versuch, für das, was sie bei der rechten männlichen Quelle nicht mehr finden, sich ein Surrogat, einen Nothbehelf zu verschaffen, eine Krücke zu zimmern, weil man ihnen das Bein weggezogen hat? ist es nicht mit Einem Worte eine Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Aegyptens? — Wir müssen das deutlicher erklären.

Offenbar hat sich das männliche Geschlecht von dem weiblichen seit einem Jahrzehnt etwa in einer Weise zurückgezogen, die für beide Theile nur nachtheilig seyn kann. Die Männer haben keinen Geschmack mehr für jene Geselligkeit, deren bestes Ferment eben die

weibliche Theilnahme war. Jetzt sind ihnen die Frauen nur noch Gegenstand der Galanterie, des sinnlichen Begehrens oder der Geldspekulation. Eine heuchlerische Prüderie, stets das sicherste Zeichen der inneren Verdorbenheit, hält beide Geschlechter getrennt. Wo findet man gegenwärtig noch jene Gesellschaften, Casinos, Kränzchen, in denen sie früher so ungenirt und arglos und doch so ganz innerhalb der richtigen Grenzen des sexuellen Verhältnisses mit einander umgingen? Die Frauen haben also von den Männern nichts mehr zu erwarten, darum müssen sie es sich selbst zu erringen, aus sich selbst zu schöpfen suchen. Weil eine weibliche Bildung im Zusammenhang und in der rechten Abhängigkeit von der männlichen nicht mehr möglich ist, so muß sich eine eigene erzeugen, die es jener gleich thun, die mit ihr rivalisiren kann. So steht die weibliche Welt der männlichen gegenüber zur Hälfte in der Situation eines Gegners, der den Handschuh hinwirft, und halb als eine alte Geliebte, die es nicht verschmerzen kann, daß sie verlassen ist und die nun alle ihre Reize frisch ordnet und herausputzt, ob es ihr nicht gelinge, den Treulosen zur Rückkehr zu bewegen und ihren alten Einfluß wieder zu gewinnen. Die mütterlichen Gefühle, welche gegenwärtig so zärtlich besorgt sind für die Ausrüstung ihrer Kinder mit allerlei geistigen Reizen, werden wir uns etwa so zu verdollmetschen haben: wir haben euch Männern gepfiffen und ihr wollt nicht mehr mit uns tanzen; ihr habt uns zum alten Eisen gelegt, weil wir euch nicht mehr gebildet genug sind; seht jetzt einmal unsere Töchter an, ob euch die nicht recht sind; sie sind für euch expreß erzogen und gebildet; da habt ihr, was nur euer Herz begehrt; eure stolzesten Ansprüche werden befriedigt, eure kühnsten Erwartungen übertroffen werden. — Hört ihr es nicht, ihr Jungen, das Girren und Singen in den großen Papageienkäfigen, euch aufzuwarten mit Vögeln von allen Arten? Werdet ihr hineinspringen in die offenen Meisenschläge?

Warum haben sie es denn gegenwärtig nöthig, daß man ihnen so viel Salz auf die Flügel streut, warum muß man sie mit so auserlesenen Kräutchen und Körnchen beizen, diese scheuen Männer? Sind sie denn so erstaunlich gebildet und vornehm geworden, daß ihnen nichts mehr gut genug ist, daß sie kaum mehr anbeißen wollen, wenn man ihnen die gebratenen Tauben in den Mund steckt? Aus ihrer eigenen Mitte bekommen wir ganz andere Stimmen zu hören,

wird uns gerade das Gegentheil zur Antwort gegeben. Von allen Seiten her ertönen die Klagen, daß die jungen Leute immer seltener werden, die selbstständig zu arbeiten, die etwas aus sich selbst zu produciren im Stande seyen. Das banalste Brodstudium, schreibt man von allen Universitäten, werde von neun Zehntheilen der Musensöhne getrieben, die Docenten der freieren philosophischen Wissenschaften haben keine Zuhörer, die Professuren der Aesthetik werden gar nicht mehr besetzt. Unsere Referendäre und Aktuare haben für kein anderes System mehr Sinn, als für das der Beamtenhierarchie, an unsern jungen Theologen ist nichts mehr zu finden als „Armuth und Christenthum"; Beamte, wie man sie früher häufig traf, mit eigener, allgemein wissenschaftlicher, humanistischer Bildung sind eine wahre Seltenheit. Der politische und sociale Materialismus also ist es, der bei dem größeren Theil der Männer keine allgemeinere, feinere Bildung mehr aufkommen läßt, der sie unfähig macht, den Frauen etwas mitzutheilen, was für diese von Interesse und Nutzen seyn könnte. Sie sind Priester des Schreiberei- und Staatsdienergötzenthums geworden und können auf keinem andern Altare mehr opfern; der Kanzleidirektor ist es, der alle ihre Huldigungen in Anspruch nimmt. Wenn aber die Männer nichts mehr können, wenn sie immer weiter herunter kommen, dann ist es natürlich, daß die Frauen hinauf wollen. Und sie sind wahrlich schon hoch genug gestiegen, sie haben es in der kurzen Zeit erstaunlich weit gebracht. In Literatur und Poesie schreiben entweder sie selbst oder schreibt man für sie. Man könnte eine Menge der berühmtesten und beliebtesten Dichter herzählen, die von niemand gelesen würden, die gar nicht existiren könnten, wenn die Frauen nicht wären, wenn nicht durch sie auch der männliche Geschmack immer weichlicher, oberflächlicher würde. Ja, wir müssen uns gefangen geben, die alte Tyrannei ist gebrochen, der weibliche Einfluß hat gesiegt. Aber wird es euch zum Heil seyn, könnt ihr euch eures Sieges auch freuen, ihr Frauen und Mädchen? Werdet ihr den Schlund des Materialismus ausfüllen, ihr Mütter, wenn ihr eure Töchter in der vollen Waffenrüstung ihrer Bildung in denselben hinunterspringen laßt? Warum müßt ihr euch mit dem entsetzlichen Lernen quälen und euch um die frohen Tage eurer Jugend bringen lassen, ihr armen Töchter? Eure künftigen Eheherren, für die ihr alle diese Opfer bringt, sind am Ende nicht einmal im Stand, alle eure Feinheiten zu würdigen.

Singet und spielet vor den Herren, deklamirt ihnen die süßesten Liebeslieder, die ihr aus euren poetischen Blumenlesen gelernt habt, redet mit Engelzungen: sie hören nichts, als was im Regierungsblatt steht, daß ein Kanzleiassistent Assessor geworden und daß sie es zu Kanzleiassistenten bringen werden.

Auf diese Weise hängen, wenn wir uns nicht ganz täuschen, die Töchteranstalten mit der höheren Politik zusammen. Ist das aber nicht ein ganz betrübender Kreislauf zwischen materialistischer männlicher Blasirtheit und weiblicher Scheinkultur? wer wollte da etwas Gutes hoffen? Kann man auch Teufel austreiben durch Beelzebub, der Teufel Obersten? — Wir wollen sie etwas näher beleuchten, die sonderbaren Widersprüche der Zeit, die hier deutlicher als irgend wo zu Tage liegen.

Man klagt darüber, daß die männliche Jugend meistens schon vor dem vierzehnten Jahr um alle geistige Elasticität und Originalität gekommen sey durch die systematische Abrichterei; man ist endlich zur Einsicht gekommen, daß die bisher für die besten gehaltenen Präceptoren, welche ihre Buben am meisten drillten und am kunstreichsten durch das Nadelöhr des Examens warfen, eigentlich die schlechtesten sind, weil sie in dem Knaben den künftigen Mann morden, weil sie jedes eigene selbstständige Leben in ihm ertödten; man agitirt gegen die übermäßigen Hausaufgaben, durch welche der männlichen Schuljugend ihre Zeit zur Erholung und Bewegung im Freien verkümmert werde. Und nun auf der andern Seite errichtet man Anstalten, um die Mädchen einzusperren, entwirft Studienplane für sie, die vom sechsten bis achtzehnten Jahre gehen, in denen alle Wissenschaften systematisirt und rubricirt sind, daß man ihre Stammbäume darnach könnte in Kupfer stechen lassen. Ist dieß weise Ausgleichung, die den einen abnimmt, was bisher zu viel auf ihnen lag, und den andern gibt, was sie zu wenig hatten, oder ist es nicht der gedankenlose Unverstand, der von einem Feld des Mißbrauchs, das ihm nach langer Anstrengung endlich abgekämpft worden ist, auf ein anderes überspringt, um nicht feiern zu müssen? Errichtet nur eure Bildungsanstalten, aber stellt neben jede gleich auch eine orthopädische Heilanstalt, damit sie einander hübsch in die Hände arbeiten, damit in der einen gerade gemacht wird, was die andere krumm gemacht hat, bis alles schlecht und recht ist. Das wird die richtige Mitte seyn.

Ueber die allgemeine Oberflächlichkeit und Seichtigkeit der Bildung klagt man, und das mit Recht. Niemand sucht mehr etwas für sich selbst, auf eigenem mühsamem Wege zu lernen; die allgemeine Heerstraße liegt breit vor allen, warum sollten sie nicht darauf wandeln? Alle haben nach derselben Methode gelernt, die gleichen Bücher gelesen, wissen und können gleichviel; der Unterschied ist höchstens ein quantitativer, selten auch ein qualitativer. Die ganze Jugend besteht aus Staatscandidaten, die sich ducken oder strecken, um den Kopf unter das Normalmeß zu bringen, von denen keiner mehr oder weniger haben will als seine 5′ 7″. Dem muß ein Gegengewicht gegeben werden, natürlich; ist auf der einen Seite alles zu flach, so muß man auf der andern um so mehr in die Tiefe bohren, das versteht sich. Aber bis jetzt scheint man in den rechten Schacht noch nicht eingefahren zu seyn, die rechten Lager nicht gefunden zu haben. Oder wer sind sie denn die durch den Nürnberger Trichter der Institutsbildung getriebenen weiblichen Originale, die Concurrentinnen und Tauschhändlerinnen mit dem männlichen Wissen, die in unsere Verschwommenheit wieder Festigkeit, die unser sinkendes geistiges Interesse wieder zum Stehen bringen sollen? Wir müssen leider die entgegengesetzte Versicherung für wahr halten, daß, wenn die junge Männerwelt verwaschen, charakterlos, langweilig sey, die Mädchen in ihrer oberflächlichen uniformen Scheindressur ihnen würdig und ebenbürtig sich zur Seite stellen können. Ja, bei dem zarteren Geschlecht muß es natürlich noch ungleich schlimmer seyn. Die Knaben, wenn sie auch alle auf dem gleichen Sandweg äußerlicher Dressur hingetrieben werden, sie haben doch immer mehr ein bestimmtes Ziel vor Augen; sie wissen, was sie werden möchten und was sie lernen müssen; Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit ist bei ihrem ganzen spröderen Naturell viel schwerer zu unterdrücken. Die Mädchen dagegen, sie wissen nur, daß sie ins Institut „dürfen"; was, wie, wozu sie dort etwas lernen sollen, ist vor ihren Augen verborgen. Ihre ganze Bildung ist daher eine doppelt charakterlose, eine rein äußerliche Mode, in welcher es Eine der Andern nachthut und durch welche alle einander gleich gemacht werden. Wer die lustigen alten Zeiten gekannt hat und sich jetzt in der Mädchenwelt umsieht, der klagt, daß sie so todt, so einförmig, so reizlos sey. Es ist wahrhaft bemitleidenswerth, wie sie da stehen und sitzen, die armen Kinder, in der Zwangsjacke ihrer Bildung und Frömmigkeit,

alle an einem Drathe gezogen, alle mit dem einen Stichwort im Munde, das sie, wie Papageien, von ihren Aufziehern und Sprachmeisterinnen gelernt haben. Oder, wenn sich der Uebermuth der Jugend doch nicht ganz unterdrücken läßt, wenn sich die unwiderstehliche Lust in ihnen regt, so überspringen sie alle Schranken, so thun sie, was geradezu unweiblich ist, machen geniale Streiche, über denen jeder vernünftige Mann den Kopf schüttelt, über denen ihre Großmütter mit Recht die Hände zusammenschlagen würden. Denkt man sich die hoffnungsvolle Jugend beider Geschlechter in ihrem Verhältniß zueinander, so kann man sie nur mit den Statisten des Theaters vergleichen, die ihre angewiesene Stelle einnehmen, hüben der Jägerchor und drüben der Jungfernchor. Man wirft sich einige Galanterien zu, man neckt sich etwas, man stürzt endlich, wenn das Zeichen gegeben wird, durcheinander; aber es ist pure Verstellung, es ist die traurigste Ironie, wenn sie ihr Duett miteinander anstimmen: wir winden dir den Jungfernkranz von veilchenblauer Seide. Sollte vielleicht, wie auf dem Theater, das rechte Leben hinter den Coulissen seyn und hier um so ungenirter sich bewegen?

Das Halbwissen ist es, was man als die schlimmste von allen Stufen des Wissens oder Nichtwissens herausgefunden hat. Die gesetzgebenden Faktoren haben Jahre lang die ernstlichsten Verhandlungen gepflogen über die verderblichen Einwirkungen dieses Halbwissens auf die Volksbildung. Die Bildung des Schullehrerstandes war der Gegenstand, der diese Debatte hervorrief; in diesem Stand fand man die Knowsomethings und Knownothings, welche in ihrem Schweben zwischen Nichtswissen und Alleswissen nicht länger belassen werden dürfe, die man entweder hinaufpotenziren oder zurückschrauben müsse. Das war ohne Zweifel alles ganz richtig und ein dringendes Bedürfniß der Zeit; aber sonderbar, daß man dann überall solche Samen- und Pflanzschulen, solche Seminarien des Halb- und Nichtswisserthums errichtet hat. Sie mögen mir verzeihen, wenn es ihnen möglich ist, ich kann aber nicht anders als unsere Pensionärinnen, die Institutstöchter, mit jenen Präparanden, mit den Schulamtszöglingen, den Provisoren vergleichen, über welche sie freilich die Nase ohne Zweifel vornehm genug rümpfen werden. Die Aehnlichkeit ist zu frappant, von Anfang bis zu Ende. Da kommen sie vom Lande herein, die armen Jungen, die noch so ganz von der Welt unbefleckt sind und von nichts wissen, und nun sollen sie in

drei Jahren ein vollständiges, geschlossenes System aller realen und metaphysischen Wissenschaften durchmachen. Wie muß es da in den Köpfen aussehen! Wenn ich früher schon bisweilen die Examensfragen anzusehen bekam, die von diesen Jünglingen beantwortet werden sollten — ich muß gestehen, daß mir bange wurde, und ich habe doch auch schon in mancher Examensschlacht mannhaft mitgefochten. Aber leicht, nur allzuleicht ums Herz wurde mir, wenn ich sie dann sah und kennen lernte, diese jungen Gelehrten, die in der Regel keinen ordentlichen deutschen Aufsatz liefern konnten, was man, wenn man billig seyn wollte, übrigens auch von ihnen gar nicht zu verlangen berechtigt war. Andere Leute werden natürlich wohl auch gewußt haben, daß sie unmöglich etwas von Anthropologie, Apologetik, oder wie die vornehmen Wissenschaften alle heißen, verstehen konnten; warum hat man dann aber das Hocus-Pocus mit ihnen getrieben, um sie selbst und die Welt anzuführen?

Ganz so geht es mir nun auch mit den armen Töchtern, den unschuldigen Lämmern, die hinter die Institutsmauern zur Intramuranschlachtbank geführt werden. Wie knapp ist das Vademecum bei einander, das sie von Haus mitbringen! und ihre Lehrzeit ist noch enger, ihr Ziel noch weiter gesteckt — ars longa, vita brevis, der Pensen so viel und die Anstalt so kurz! Zu anderthalb, höchstens zwei Jahren reicht die Dehnbarkeit von Papas Beutel und in diesen zwei Jahren sollen sie nun alles das in ihren zarten Magen aufnehmen und verdauen, woran wir uns die Zähne verschlagen, wenn wir es nur auf dem Prüfungsprogramm lesen: Botanik, Zoologie, Geologie, Oryktognosie u. s. w. Der Papa nehme nur sein Conversationslexikon, oder, wenn er früher einmal griechisch getrieben hat, Passows Wörterbuch zur Hand, um heraus zu etymologisiren, was das für Wissenschaften sind, die seine Tochter alle von Grund aus versteht. Ein Mann wird sich unwillkürlich ducken, wenn er diese Menageriezettel liest und denkt, daß möglicherweise auch seine Frau hätte so gelehrt werden können. Aber kriecht nur wieder hervor, ihr Nichtskenner, ihr braucht euch nicht zu bücken, wenigstens vor der Institutsgelehrsamkeit nicht; ich versichere euch: es ist nichts als Humbug, eine Taschenspielerei, mit welcher, ich will nicht gerade sagen die Institutslehrer das Publikum um ihr Geld bringen, aber mit der die Welt sich selber mystificiren und in einen Weihrauch von edlen Phrasen, von wissenschaftlicher und

Gemüthsbildung, von Weiblichkeit und socialer Stellung, ja sogar von Gottes Wort und Christenthum einlullen will.

Die Parallele mit den halbwissenden Schulmeistern bietet aber noch eine andere ernsthaftere Seite dar, welche „Mütter und Erzieher" wohl thäten, tief zu Herzen zu nehmen. Ich brauche es nicht ausführlicher zu schildern, da es ein Gemeinplatz in jedermanns Munde ist, wie jene Halbwisser von ihrer Gelehrsamkeit selbst dadurch den größten Schaden haben, daß ihnen ihre Stellung zum Leben gänzlich verrückt wird, daß sie über ihre Ansprüche in einen inneren und äußeren Zwiespalt gerathen, der sie zur unglücklichsten und unzufriedensten Menschen- und Staatsdienerklasse macht. Warum ist es denn aber noch niemand aufgefallen, daß fast jedes Haus gegenwärtig ein solches Schulmeisterhaus ist, in welchem man gern möchte, aber nicht kann, wo das ganze Einkommen in der Repräsentation nach Außen aufgeht, während es im Innern nirgends reichen will? Darüber darf man sich auch gar nicht wundern; die Herrinnen dieser Häuser, unsere Schulmeisterinnen kommen ja auch aus den Seminarien, in welchen sie ihren heimischen Standpunkt, das rechte Gleichgewicht verloren haben und nun nicht mehr wissen, sollen sie hinauf oder herunter. Man weiß nicht, soll man es mehr lächerlich oder mehr bejammernswerth finden, wenn man sieht, wie sich die Leute drehen und winden, um sich den vornehmen Schein zu geben, um ihre geistige und leibliche Dürftigkeit mit einigen geborgten Prachtstücken zuzudecken. Das eine Wort, das an allem socialen Jammer der Gegenwart schuldig ist, ist das Wort „Nobel", in welchem sich all das Haschen und Schnappen ausdrückt, mit welchem alle Klassen nach Genüssen trachten, die über ihre Sphäre hinausliegen, mit welchem sie an der Mauer hinaufspringen, die sie von der Stellung trennt, der sie gerade so würdig zu seyn meinen als andere. Man kann diesem Wort ebensowenig entrinnen als seiner Zeit dem Marlboroughlied oder den Freischützmelodien; es ist auch durch alle Schichten hindurchgedrungen. Die Bettelmädchen unter meinem Fenster, die zu faul sind zum Nähen oder Stricken, wenn sie sich einen Spitzenstreifen an ihre zerrissenen Hemden genäht haben, finden einander ebenso unfehlbar nobel als die nobelsten Damen.

Die Bettelmädchen waren freilich nicht im Institut, das will ich lieber selbst sagen, obgleich es eigentlich nicht nöthig wäre, damit man mir nicht mit der Einwendung kommt, die sonst gewiß

nicht ausbleiben würde, daß ich diesen Anstalten aufbürden wolle, an was sie offenbar nicht schuldig seyn können, allgemeine Richtungen und Calamitäten der Zeit, die ihre Wurzel ganz wo anders stecken haben. Nun ja, die Quelle ist freilich eine allgemeinere, aber daß die Töchterinstitute die Hauptgradirhäuser sind, in welchen das Gift oben eingeträufelt wird, daß es durchfrißt und unten wieder herausläuft, das glaube ich behaupten zu dürfen und beweisen zu können. Ein Mädchen, das man einmal in ein Institut gebracht hat, in ein solches château d'Espagne ihrer Phantasien und Wünsche, es meint mit Recht, daß es nun zum Höchsten berechtigt sey, daß alles aus ihm werden könne. Wie der französische Voltigeur im Tornister, trägt es den Marschallstab im Arbeitskofferchen mit sich herum, sobald es in diese junge Garde enrolirt ist. Hat es nicht dieselbe Bildung, ist es nicht innerlich und äußerlich in allem den ersten seines Geschlechts gleich, darf es also nicht dieselben Wünsche haben, dieselben Hoffnungen nähren? Die Lage ist dieselbe wie bei dem fähigen Jüngling, dem im Kreise seiner vornehmen Universitätsgenossen das Bewußtseyn die Brust schwellt, durch Talent und Fleiß sich einst über sie alle emporzuarbeiten. Es ist aber doch auch wieder ein großer Unterschied, die Parthie steht keineswegs gleich; Mädchen ziehen ihr Loos bekanntlich nicht im Examen, nicht aus Dissertationen und Abhandlungen, sondern aus dem Glückstopf, in welchem so viele Nieten und so wenige Treffer stecken. Wenn nun ein Mädchen, das sich zu dem großen Loos berechtigt glaubte, endlich nach langem Warten eine der niedersten Nummern gezogen hat und froh seyn muß, daß es nur nicht ganz leer ausgegangen, wird es die unbefriedigte Sehnsucht seiner Jugend je verwinden können, wird es nicht unaufhörlich mit schmerzlichem Verlangen nach den Regionen blicken, in denen es sich schon eingebürgert glaubte, in denen es schon mit einem Fuße stand? Die Unglückliche kann ewig nicht vergessen, was sie gesehen, was sie gelernt, was sie mitgemacht hat. Sie ist gebildet, ist nobel geworden und will es bleiben, mögen sich ihre äußeren Umstände dazu verhalten wie sie wollen. Hier haben wir ohne Zweifel einen der Hauptsitze jenes ärmlichen Scheinwesens, der leeren Prätensionen, welche die ganze gegenwärtige Gesellschaft so unerquicklich machen, des Nobeln, das wir nicht anschaulicher definiren können, als wenn wir es ins Englische mit schabby genteel übersetzen. In diesen Anstalten, welche

die Bildung verallgemeinern und nivelliren, welche scheinbar Alle gleich machen, um Allen denselben Makel des koketten Scheins, der eitlen Prätension aufzudrücken, sehen wir in prägnantester Weise das πρωτον ψευδος, das Räthsel der ganzen Zeit ausgeprägt, den innern Widerspruch, der in einer demokratischen Tendenz liegt, welchen einen aristokratischen Wurm des Gelüstens in sich trägt, der nimmer sterben will. O, ihr guten Milchmädchen, die ihr eure Eimer gefüllt habt in den großen Bildungssennereien, und nun — den Kopf in der Luft — einherschreitet, als hänge der Himmel voll Geigen, hütet euch vor der Rechnung mit den unbekannten Größen, über welcher nicht nur die Töpfe in Scherben gehen können, sondern leicht auch der unheilbare Bruch in das ganze Leben kommt.

Wir sind hier auf einen sehr praktischen Kern der weiblichen Bildungsfrage eingedrungen und können nicht weiter gehen, ehe wir demselben auch noch von einer andern Seite beigekommen sind. Den letzten Grund der fraglichen Erscheinung haben wir in dem allgemeinen Materialismus der Zeit gefunden, welcher die beiden Geschlechter von einander trennt, die idealen, gemüthlichen Bande zwischen ihnen löst und sie als zwei fremde Parteien einander gegenüber stellt, von denen es eine der andern abzugewinnen sucht. Die intellektuelle Bildung soll gleichsam das Mittel seyn, durch welches die Frauen die verlorene schöne Position der gemüthlichen Vereinigung wieder zurückzuerobern suchen. Das materielle Extrem hat so von selbst seinen ideellen Gegensatz hervorgetrieben. Es wäre nun aber gegen alle objektive Logik, wenn der eine feindliche Gegensatz nicht auch das Wesen des andern in sich verborgen trüge. Der Charakter der ganzen Zeit ist nichts als eine bloß abstrakte Vereinigung, ein rein äußerliches Neben- und Durcheinander von raffinirtestem Intellektualismus und Materialismus, und so wird es auch hier seyn. Lassen wir uns nicht imponiren durch die schönen Phrasen von rein geistigem Streben, von religiöser Bildung und dergleichen, so werden wir in der That auch leicht entdecken, daß hinter der ganzen Sache nichts steckt als der gemeinste Materialismus. Das verehrliche Publikum wird dieß trotz alles Sträubens und aller sittlichen Entrüstung selbst zugeben, wenn wir ihm die Binde heuchlerischer Schamhaftigkeit heruntergerissen und die nackte Sache gehörig unter die Augen gestellt haben. Offenbart sich nicht die ganze Tendenz schon in dem Einen Ausdruck „fertig machen,"

dem man so häufig begegnet? Liegt darin nicht der einen jeden, dem noch Gefühl für menschliche und weibliche Würde geblieben ist, indignirende Gedanke, daß man jemand mit Bewußtseyn für einen bestimmten Zweck herrichtet, wie man Gänse nudelt? Sie müssen einem wie Sklavenhändler erscheinen, diese sorgsamen Väter, die nicht auf die vorübergehende Ausgabe sehen, damit sie gute Waare zu Markt bringen und einen um so größern Profit machen. So werden sie ja gerade auch fertig gemacht jene unglücklichen weiblichen Geschöpfe; man läßt sie so ziemlich lernen, was man auch in der Stadt und in der Anstalt lernen soll, Singen, Tanzen, Lautenschlagen, feinere Tournüre und Toilettenkünste, um sie dann hinzustellen, bis sie den besten Käufer gefunden haben.

„Das ist eine rohe Auffassung, eine böswillige Unterstellung," höre ich rufen, „die das schlimmste Licht auf ihres Urhebers eigene Gesinnung wirft; es mag solche geben, die nur den rein materiellen Zweck im Auge haben, aber darnach darf man nicht alle beurtheilen: und ist es denn so Unrecht, wenn man auch daran denkt? es ist natürlich; man hat doch auch Pflichten; aber die Hauptsache bleibt immer die Sorge für das geistige Wohl unserer Kinder u. s. w. u. s. w." So sollt ihr mir nicht entschlüpfen, ihr pflichtgetreuen Eltern! Wenn ich mit der zartfühlendsten Mutter sprach und ihr zu beweisen suchte, daß ihre Tochter in diesem Institut, wie die Erfahrung zeige, doch nichts lerne und daß sie bei ihr zu Haus doch am besten aufgehoben sey, bekam ich nicht ganz dieselbe Antwort wie von jenen sklavenzüchtenden Vätern? Die und die, der Herr Dekan und der Herr Oberamtsrichter schicken doch auch hin, und wenn ich nicht auch schicke, so muß meine Tochter hinter jenen zurückstehen: man kann ohne das nicht mehr seyn u. dgl. Ja freilich: schickt man sie nicht auch hin, so kann sie mit den andern nicht concurriren, so bleibt sie sitzen. Ist das nicht des Pudels Kern? habe ich nicht eure Herzensmeinung getroffen? Eine allzuplumpe Auffassung dieser Behauptung muß ich nun aber meinerseits mir verbitten. Ich meine natürlich nicht, daß alle Eltern so geradezu rechneten, was ihnen die Bildung der Tochter tragen wird; wer so die ganze Menschheit der bewußtesten Gemeinheit beschuldigen wollte, würde sich selbst mit das Urtheil sprechen; aber so meine ich: die Sache ist einmal in der Mode: die wenigsten denken unbefangen und selbstständig darüber nach, sondern lassen sich eben durch die Macht des Beispiels fortreißen; die

schönen Phrasen, die man darüber zu hören bekommt, imponiren ihnen, wie dieß immer bei der großen Masse auch der Gebildeten der Fall ist; von dem großen geistigen Nutzen, der herauskommen soll, haben sie nicht gerade die klarste Vorstellung, daß aber ein zeitlicher damit verbunden ist, das stellt sich um so greifbarer heraus, und der Gedanke hieran bleibt endlich als der überwiegendste und bewußteste im Hintergrunde stehen, wenn er sich auch noch so sehr in glänzenden Dunst zu verstecken sucht. Dieß — darüber ist mir kein Zweifel — dieß ist der Vorstellungskreis, in dem sich das gesammte Elternpublikum bewegt, das seine Töchter in die Anstalten schickt. Mögen sie noch so viele beschönigende Aber einwenden, in der Hauptsache, im Ganzen werden sie selbst, wenn noch einige Wahrheit in ihnen ist, mir Recht geben müssen.

Soll ich, um es noch deutlicher sagen zu können, diese praktische Seite der Sache vielleicht mit einigen Beispielen illustriren? Scharfsichtigen Beobachterinnen ist gewiß nicht entgangen, wie eine gewisse Sorte von Heirathen, die in früherer Zeit immer nur sehr sporadisch vorkamen, neuerdings immer mehr en vogue kommt. Sie sind ein eigenes social-politisches Phänomen, an dem sich die allen Kastenzwang niederreißende Gleichheitstendenz unserer Zeit besonders lehrreich aufzeigen läßt. Ich meine die Kreuzung von reichen Bauern-, Wirths- oder Müllerstöchtern mit „Herren," d. h. mit Staatsbeamten und Commerciellen oder Industriellen höherer Ordnung. Das wäre vor zwanzig oder dreißig Jahren nicht so gegangen und es ginge auch heute nicht, wenn die beiden Theile der Mischung in ursprünglicher, unveränderter Gestalt sich amalgamiren müßten. Die Damen, welche ja im Institut neben anderem auch Chemie gelernt haben, wissen, daß die Gegensätze äußerlich aneinander abgerieben und geschliffen, innerlich neutralisirt werden müssen, was man Proceß nennt. Wo ist nun die Destillirblase, in welcher dieser Proceß vor sich gehen kann? Es wäre eine empfindliche Lücke in unsern öffentlichen Einrichtungen, wenn wir nicht etwas hätten, das hier ins Mittel treten kann. Es ist zum Glück keine Lücke, wir haben etwas, wem fällt es nicht ein? Die Töchteranstalten sind ja die trefflichsten Vermittlerinnen und Gelegenheitsmacherinnen. Man nimmt ein Mädchen, ganz wie es ist, mit sammt der Schale würde es im Kochbuch heißen, und thut gar nichts als schickt es in die Residenz, steckt es anderthalb Jahren in die Anstalt, und wenn es aus dieser

Pelzmühle wieder zum Vorschein kommt, so kennt ihr es gar nicht mehr; es ist eine Dame, in allem den Damen gleich und an Geberden wie sie erfunden. Dieß ist ein Haupttheil der von den Instituten übernommenen Aufgabe und es ist gewiß nicht der am wenigsten verdienstliche, diese Abschleifung und eigentliche Neutralisirung der verschiedenen Bildungsstufen. Ich habe ein Institut genauer kennen lernen, welches vor etwa zehn Jahren fast noch das einzige war und bis jetzt das großartigste von allen ist; dort hatte man immer eigene Zimmer, in welchen diese Candidatinnen zusammengesperrt waren, bis die Zeit ihrer Entpuppung gekommen war und man sie als glänzende Schmetterlinge in die Welt schicken konnte. Diese chemische Bildung, das Resultat dieses Processes, ist freilich eine ganz eigenthümliche, es ist wieder eine andere Sorte des Nobel. Wird man eingeführt bei einem solchen höheren Industriellen oder Commerciellen, der seinerseits in Paris gewesen ist und seine Frau Gemahlin hat in der Anstalt zurichten lassen, so findet ihr alles auf's nobelste, so daß ihr guten Pfarrers- und Amtmannsleute, die ihr aus eurer ländlichen Unkultur in diesen Glanz hereintretet, erstaunt ausrufen werdet: ist das nicht unsers Nachbars, des Hirschwirths Tochter, die wir gekannt haben bis zu ihrem vierzehnten Jahre? wie finden wir nun das bei ihr? — Solche Wunder thut die Bildung, liebe Leute, nichts als Bildung; ihr könnt sie in den Anstalten dort kaufen, die halbe Portion zu 300, die ganze zu 500 Gulden. Wenn ihr aber wirklich gebildet seyd, so kehrt ruhig wieder heim und überdenket auf eurem mit Seegras gepolsterten Kanape die Wahrheit des alten Spruches: naturam furca expellas, tamen usque recurret. Glaubet mir, was euch niemand anders sagen wird: unter diesem fashionablen Ameublement, unter diesen seidenen Gewändern ist die unvertilgliche, wie Schusterpech anklebende Gemeinheit der Gesinnung verborgen, welche mit jenem vornehmen Aeußern zusammen die widrigste aller Mischungen gibt. Man weiß in der That nicht, was man erbärmlicher, bejammernswerther finden soll, jenes Wollen, dem das Können fehlt, das armselige Vornehmthun, die vermeintliche Bildung, welche ihre pecuniären Mängel hinter einer zusammengeflickten Theatergarderobe zu verbergen sucht, oder das Haben und Können, der materielle Besitz, der aber gleichfalls durch keine wahrhaft geistige, liberale Bildung gemildert und veredelt wird. Beide Erscheinungen

sind eigentlich Aeußerungen Eines Princips, Schößlinge derselben Wurzel des in den reinsten Materialismus umschlagenden Hyperintellektualismus, des aristokratisch-demokratischen Wechselbalgs, der ganzen lügnerischen Scheinkultur unserer Zeit. Dieß ist freilich eine allgemeine Erscheinung, wir wiederholen es ausdrücklich, aber wer sieht nicht ein, daß hier hauptsächlich der weibliche Einfluß sich geltend macht? wem wird es nicht aus der vorangegangenen Darstellung klar, daß insbesondere die weiblichen Institute die Treibhäuser sind, von denen das ganze Wesen hauptsächlich ausgeht? daß sie durch die nach fabrikmäßiger Bildung verlangende Zeit, durch ein wirklich vorhandenes Bedürfniß hervorgerufen worden sind, und daß sie nun wiederum diese Art von Bildung nach Kräften fördern?

So ungern man es thut, man wird, wenn man ehrlich seyn will, eingestehen müssen, daß in jener Appretur, welche den Töchtern der sogenannten unteren Stände, der reichen Bauern und Handwerker, einen so sicher zum Ziele führenden Anstrich gibt, ein Hauptgrund liegt, warum das Institutswesen in neuester Zeit immer reißender um sich greift. Frauen, die im elterlichen Haus eine sorgfältigere Erziehung erhalten haben, sehen natürlich die Hohlheit dieser Art von Bildung wohl ein, sie sind sich bewußt, daß sie es mit derselben, ohne im Institut gewesen zu seyn, wohl auch aufnehmen könnten, aber dennoch — sie können nicht gegen den Strom schwimmen. Sollen die vor mich kommen, die hinter mir waren? soll man sich von denen, die unter einem stehen, überflügeln lassen? Wenn dort der Erfolg schon ein so großer war, wie muß er erst bei unsern Töchtern seyn, bei denen ein ganz anderer Grund gelegt ist? Lernen muß man doch etwas, das kann nicht anders seyn; wenn ich nun meine Tochter geistig und sittlich wohl vorbereitet und verwahrt hinschicke, so muß ja gewiß etwas herauskommen. Etwaige Auswüchse, die mit einer solchen Institutsbildung unzertrennlich verbunden seyn mögen, kann man zu Haus wieder abschleifen, das Uebertriebene auf das rechte Maß zurückführen; das Gelernte bleibt als ein guter Schatz für's ganze Leben auf jeden Fall zurück. Den rechten Schliff, den Pli, kann sie bei mir auf dem Lande auf jeden Fall nicht bekommen; sie muß mir also schon deßwegen in die Stadt, und wenn es nur wegen des Umgangs wäre, den sie da mit Mädchen ihres Standes und Alters haben kann. Wo soll sie auch sonst die weiblichen Arbeiten lernen? — Nun, wegen der weiblichen

Arbeiten thäte es wohl am wenigsten Noth; was nützlich ist und womit man Geld ersparen könnte, wenn man es selbst besorgte, läßt man gewöhnlich durch die Nähterin oder Putzmacherin machen; das lernt man nicht, wenn man auch ein halbes Jahr in die Kleidernähstunde geht; was man aber lernt, das ist das unnöthigste, überflüssigste Zeug, was nur Geld und Zeit kostet. Wegen des Pli aber, den man freilich nur bei Mädchen seines Standes wird loskriegen können, da muß ich allerdings gestehen, daß ich keinen Rath weiß. So thut eben in Gottes Namen, was ihr nicht lassen könnt; eine jede wird ja auch nicht verloren seyn. Wenn aber hinter alle dem, was ihr mir gesagt habt, doch, wie ich vermuthe, die Meinung verborgen stecken sollte, daß ihr es mit der Stadtbildung jenen reichen Erbinnen zuvorthun, daß ihr für eure Töchter nach den guten Partien angeln wollt, so rathe ich euch, euer Geld lieber zu sparen. Um dieses ist es jenen Herren zu thun und nicht um die Bildung ihrer Frauen, die ihnen im Gegentheil meistens recht lästig und langweilig wird. Könnt ihr also mit dem Geldbeutel nicht concurriren, so werden eure Töchter trotz der sorgfältigsten Erziehung doch keine Fabrikanten- oder höhere Staatsbeamten-Frauen werden. Leget das Geld, das die Sache kostet, lieber an und spart ihnen damit ein Heirathgut zusammen; es macht schon etwas aus. In einer Anstalt ersten Rangs, deren Preiscourant vor mir liegt, beträgt der Pensionspreis für ein Jahr 500 fl., für zwei wöchentliche Stunden 80 fl. und so fort; mit Allem und Allem mag die Schülerin wohl auf 700 fl. jährlich kommen. Bedenket, was das für die meisten Eltern heißt; laßt eure Töchter zur Uebung einmal ausrechnen, welche Summe mit Zins und Zinseszinsen bei 4½ Proc. herauskäme, wenn ein Vater drei Kinder auf diese Weise vom sechsten bis achtzehnten Jahr — denn auf diese Zeit ist der Unterrichtsplan angelegt — müßte studiren lassen. Natürlich kann man es auch wohlfeiler haben, und selten wird jemand so sehr auf Gründlichkeit des Wissens versessen seyn, daß er einen zwölfjährigen Kursus für unerläßlich hielte. Wenn es aber auch nur zwei Jahre sind, mit 3—400 Gulden jährlich, so ist das schon mehr als genug für eine so unproduktive Ausgabe. Ich glaube, daß man auch diese nationalökonomische Seite der Sache nicht übersehen sollte. Es ist überhaupt eine Frage, die zum Nachdenken reizen muß, woher denn das viele Geld kommt, das wir täglich für immer neu aufkommende Bedürfnisse

so massenhaft ausgeben sehen, während nach der allgemeinen und glaubwürdigen Versicherung doch nirgends Geld seyn soll. Ein besonders interessanter Zweig dieser großen Frage aber ist, wie denn alle Väter gegenwärtig ihre Töchter studiren lassen können, während doch von allen Seiten geklagt wird, daß man die Kosten für die Knaben nicht mehr erschwingen, daß man sie nicht mehr auf der Universität erhalten könne wie früher. Die ökonomische Seite ist wahrlich fast so wichtig als die intellektuelle und ethische. Darum sparet, erziehet eure Töchter, wie ihr selbst erzogen worden seyd, und lasset euch nicht irre machen durch das Gerede von dem Fortschritt, von den Anforderungen der neueren Zeit. Wo steckt denn diese Zeit? schreitet man nur im Institut mit ihr fort und nicht auch zu Hause? Hat sich euer Gesichtskreis seit fünfzehn Jahren nicht auch erweitert und könnet ihr euren Töchtern nun nicht mittheilen, was ihr an Kenntniß und Erfahrung gewonnen habt? Man popularisirt ja alle Wissenschaften und schreibt Bücher darüber, daß man sie ohne Lehrer lernen kann; es gibt eigene Encyclopädien für Damen, in denen Alles steht, was nur in eines Menschen Gehirn gehen kann. Für was wären diese geschrieben? Sind sie meistens nichts als Humbug — eine Meinung, zu der ich mich freilich auch sehr hinzuneigen bekenne — nun so kann es sich ja mit jenen Anstalten vielleicht auch so verhalten. Im übrigen nehmet euch nicht zu sehr zu Herzen, was ich über den Materialismus der männlichen Jugend gesagt habe. Es ist leider wahr und ich kann kein Wort davon zurück nehmen; deßwegen sind aber eure Töchter doch nicht so ganz ohne Aussicht, wenn ihr sie zu Hause behaltet. Ganz ist das ächte, selbstgemachte Hauslinnen noch nicht verdrängt von dem baumwollenen Lumpenzeug; es gibt noch Männer, auf die ihr als eure Schwiegersöhne allen Grund hättet stolz zu seyn, die klug genug sind zu wissen, daß die Kirschen am süßesten schmecken, die man selbst vom Baume herunterholt, daß die Erdbeeren duftiger sind, wenn man sie im Wald bricht, als wenn man sie aus dem Marktkorb herausklaubt.

Im Bisherigen habe ich meine Meinung aufrichtig und mit aller von der Wichtigkeit der Sache geboten scheinenden Energie ausgesprochen. Ich kann mir nun wohl denken, daß man es nicht an den gewöhnlichen Entgegnungen wird fehlen lassen: das sey ja gar keine Abhandlung, welche das Für und Wider gewissenhaft abwäge, keine ernstliche und gründliche Untersuchung, wie man doch

hätte erwarten dürfen, sondern eine Kapucinade, eine Diatribe, wie sie Alles heißen, was sich nicht im gewöhnlichen langweiligen Schlendrian bewegt, eingegeben von einer sich selbst überhebenden Eitelkeit, von einem Verranntseyn in die eigene Ansicht, einem blinden Wohlgefallen an dem Spielwerk des eigenen Witzes. Dieß sind die wohlbekannten Finten und Paraden, die man in einem solchen Fall dem unbequemen Angreifer entgegenzustrecken pflegt. Ein guter swordsman läßt sich durch sie nicht irre machen, sondern haut kräftig durch. Wenn es sich um ein bloßes Schulgefecht gehandelt hätte, mit Eins, Zwei und Drei, Tik, Tik, Tak, Tak, gewiß, ich hätte damit auch aufwarten können, und zwar wäre dieß für einen, der von Jugend auf durch diese Schule gelaufen ist, dem man die Kunst der Dispositionen, Divisionen und Subdivisionen als die Quintessenz seines Metiers beigebracht hat, unstreitig das Leichtere gewesen. Welcher besondere Aufwand von Geist und Scharfsinn gehörte denn dazu, die weiblichen Bildungsanstalten in einer ganz regelrechten Abhandlung durchzunehmen: I. soll man etwas darin lernen? und II. kann man etwas darin lernen? Aber darf ein Mann, der nicht zum bloßen Zeitvertreib schreibt, dem es nicht sowohl um eine „saubere Arbeit", als um eine praktische Wirkung zu thun ist, darf er sich mit solchen Redeübungen und Schaubroden aufhalten, wie sie von den dazu Bestellten bei den Jahresfeiern und andern festlichen Gelegenheiten aufs verbindlichste niedergelegt zu werden pflegen, und kann er es, wenn ihn die Sache in der Hand brennt? Nicht mit den Systematikern, den Pädagogen, den über weibliche Bildung Bücher und Programme schreibenden, nicht mit diesen sublimirten Geistern, mit denen leicht fertig zu werden wäre, haben wir es zu thun, sondern — was ich für weit gefährlicher halte — mit Fleisch und Blut, mit dem verführerischsten, das es in der Welt gibt, mit dem des schönen Geschlechts, mit dessen Schwächen, die seine Stärke sind, mit seinen Vorurtheilen, welche die ganze Macht der Mode und der öffentlichen Meinung in ihrem Dienst haben. Wer wollte ein solcher Kamaschenknopf seyn und mit Commissäbeln dagegen fechten? Da gilt es vielmehr zu umschwärmen, zu necken, die Aepfel der Galatea auszuwerfen, daß sie sich darnach bücken, bis man die Blöße erspäht hat, der man nicht mit Nachtwächterspießen, sondern mit Galanteriedegen, ja mit Nadelspitzen beikommen muß.

Doch — „genug des grausamen Spiels"! Mit den Damen

ist gehörig geplänkelt, versuchen wir auch noch, ein ernstes Wort mit den Männern, mit jenen Gelehrten, zu sprechen. Wir gehen mit aller Gründlichkeit aus von dem Wesen des Geistes, natürlich aber nicht des abstrakten, sondern des wirklichen, zunächst des weiblichen Geistes. Daß dieser feiner ist als der männliche, setze ich als zugegeben voraus; von der Tiefe sprechen wir nachher. Daß eine Frau ihrem Mann an Verstand, an eigentlichem bon sens, an der von todtem Wissen ganz unabhängigen Einsicht und Gewandtheit überlegen ist, wird zum mindesten eben so häufig vorkommen, als das Gegentheil. Man weiß nicht, soll man es ein Glück oder ein Unglück nennen, daß so häufig eine kluge Frau einen thörichten Mann hat, oder eigentlich er sie, da er an ihr eine Stütze für seine eigene Schwachheit und Impotenz findet. Auf jeden Fall ist es eine Thatsache der Erfahrung und auf sie wird man nun nicht mit Unrecht das Verlangen stützen können, daß eine Frau, welche von der Natur nicht geringere Gaben erhalten hat als der Mann, es ebensoweit bringen und ebensoviel lernen kann, ihm auch nicht nachstehen solle, sondern die gleichen Ansprüche habe. Man kann es freilich sogleich auffallend finden, daß Frauen, welche an ihren Männern die Ohnmacht und Nichtigkeit der Bildung am besten kennen zu lernen Gelegenheit haben, die Bildungsansprüche am lautesten erheben sollen; den Ansprüchen selbst aber geschieht dadurch kein Eintrag.

Ueber die Bildungsberechtigung also kann kein Zweifel seyn; unser Ausgangspunkt ist im zweiten Theil materiell ganz derselbe, den wir auch im ersten hatten. Wir wollen nun aber der Frage näher treten: was ist Bildung? eine Frage, die ebenso schwer zu beantworten ist als die bekannte: was ist Wahrheit? Wie die Wahrheit nirgends an und für sich existirt, sondern überall nur concret der Lüge und dem Irrthum gegenübersteht, so gibt es auch keine abstrakte Bildung, sondern wie Wahrheiten, so gibt es auch Bildungsformen, die in individuellster Mannigfaltigkeit neben einander sind. Man ist gewöhnt, von gebildeten Männern zu sprechen; es ist dieß ein stehender Ausdruck geworden; man setzt auch noch „wissenschaftlich" hinzu, „wissenschaftlich gebildeter Mann", und hat doppelten Respekt. Was versteht man nun aber unter einem wissenschaftlich gebildeten Mann? In der Regel einen, der ein Fachstudium getrieben und als Vorbereitung dazu Lateinisch und was

sonst noch etwa dazu gehört, gelernt hat. Sind denn nun aber diese Studirten alle wirklich gebildet, wissenschaftlich gebildet? Das gerade Gegentheil ist bekannt. Vor allem pflegt es an dem Positiven, an den Kenntnissen zu fehlen. Die Vorbereitungswissenschaften haben den meisten nur als Entree zu ihrem Brodstudium gedient, sie hatten keine Liebe dazu und drangen daher auch nicht auf den Kern ein; waren sie einmal durch die Pforte des Examens geschlüpft, so warfen sie dieselben als etwas Verhaßtes und Nutzloses weg. Die allgemeinen Wissenschaften hatten keine Gestalt in ihnen gewonnen, sie waren ihnen nicht innerlich assimilirt. Wir haben oben schon die Frage aufgeworfen und müssen sie wiederholen: wo man die Beamten z. B. finden wolle, die ein lebendiges Interesse an klassischer oder moderner Literatur, an philosophischen oder ästhetischen Fragen, die — um einen praktischeren Gegenstand zu wählen — nur einigermaßen erträgliche historische Kenntnisse hätten? Man wird ihrer gewiß nur wenige aufzufinden im Stande seyn. Einige amtliche Routine, die Praxis, etliche für Uneingeweihte allerdings unverständliche termini technici, das ist meistens der Umfang ihrer Bildung; zieht ihr das ab, so bleiben sehr ordinäre Leute, die vor einer verständigen Frau eben nicht viel voraus haben, von ihr nicht beneidet zu werden brauchen, als hätten sie tief aus dem Born des Wissens geschöpft, die süßesten Früchte der Bildung pflücken dürfen. Die Schulen und Gymnasien, welche die männliche Bildung voraus hat, erweisen sich also in den meisten Fällen als ein sehr überflüssiger, rein äußerlicher Apparat, ein hors d'oeuvre, so daß man versucht seyn könnte, den materialistischen Praktikern beizupflichten, welche bekanntlich auf möglichste Beschränkung aller klassischen und idealen Bildung überhaupt dringen.

Fassen wir aber auch den andern Fall ins Auge, daß ein Mann wirklich im Besitz vieler positiven Kenntnisse wäre, ist er darum wirklich gebildet zu nennen? Es wäre fast eine Trivialität, wenn man alle die tausendmal gehörten und wohl begründeten Klagen über gelehrte Pedanterie wiederholen wollte. Auch die Frage, woran es hier fehlt, ist ebenso schnell beantwortet als gestellt. Es fehlt an der freien Verarbeitung, an der geistigen Verdauung; die aufgehäuften Schätze sind nicht flüssig geworden, sondern liegen als unverdaute Klumpen im Magen, wo sie nicht zur Ernährung des gesammten geistigen Organismus dienen, sondern nur Beschwerde

und Drücken verursachen. Wahre Bildung wird also nicht in Schulen und Gymnasien erworben, wenn man in denselben nichts lernt, ja nicht einmal, wenn man etwas lernt. Sie kann zwar ohne gewisse äußere Bedingungen nicht seyn, aber sie ist auch an keine von ihnen schlechthin gebunden. Man kann von ihr, wie von allen geistigen Existenzen, nicht sagen: hier ist sie oder da ist sie; sie ist die in freier Nothwendigkeit angesetzte Blüthe eines ganzen Lebens, der ganzen Persönlichkeit mit allem dem, was in ihr ist von geistiger Anlage und was sie sich von außen angeeignet hat. Nur ein Mann also, der von der Natur darauf angelegt ist, der in sich selbst den Beruf fühlt und der inneren Vocation zufolge darauf hinarbeitet, sich einzuleben in die geistigen Gebiete, welchem alles das, was er von positiven Kenntnissen erwirbt, darum in Saft und Blut übergeht, ein integrirender Theil seiner Gesammtanschauung wird, dem nicht die einzelnen armseligen Brocken, die er aufgeschnappt hat, bloß äußerlich ankleben, den sie nicht im Magen drücken, wie den Pedanten der schwere, undurchdrungene Stoff, sondern der in seiner geistigen Gesundheit nicht mehr fühlt, wo das Einzelne liegt, nur der ist ein gebildeter Mann im höheren Sinn, ein geistig, ein wissenschaftlich gebildeter Mann. Es kann im Grund Keiner etwas lernen, das nicht im genauesten Zusammenhang mit seiner ganzen Individualität stünde, ihr organisch eingefügt werden könnte. Wer da hat, dem wird gegeben, und wer nicht hat, dem wird genommen, das er hat. Der wirklich gebildete, geistig freie übersieht leicht das Detail, an dem ein Anderer lebenslang sich abarbeitet, er hat es potentialiter in seinem Besitz; umgekehrt der Idiot hat und kann nicht einmal, was er gelernt hat, es ist nicht sein eigenster Besitz, er kann es nicht verwenden und verwerthen. Suchen wir nun aus diesen allgemeinen Sätzen über Bildung überhaupt, welche allerdings Manchem etwas idealistisch erscheinen werden, von denen aber im Wesentlichen nicht viel wird abzudingen seyn, die weiteren Schlüsse zu ziehen.

Es ist also die Bildung überhaupt als etwas nachgewiesen worden, das vielfach nur in der Einbildung existirt, als ein Phantom, vor dem die Leute allen Respekt haben, wenn es in der Ferne glänzt, das ihnen aber, wenn sie ihm auf den Leib rücken, wenn sie es näher definiren und greifen wollen, wie ein Irrwisch in der Hand zerflattert. Man hält es vielleicht wieder für eine Paradoxie,

während es doch nur eine Beobachtung ist, die Alle jeden Tag machen können und die sie, wenn auch mit etwas andern Worten, gewiß schon oft auch ausgesprochen haben, wenn ich behaupte, daß Bildung ein rein conventioneller Begriff ist, dem in der Regel gar nichts Reales zu Grunde liegt, eine Assignate, ein „Schein“, dessen Werth nur auf Kredit beruht. Das, was bei der Masse der Gebildeten ihre Bildung ausmacht, verdanken sie schlechterdings nicht der besseren Schule, dem sorgfältigeren Unterricht, sondern der Atmosphäre, in der sie lebten, der Gesellschaft, in der sie sich längere Zeit bewegten. Hier ist ihnen die in ihrem Kreis geltende Bildungsform, die freilich in einem andern vielleicht für ungebildet gelten würde, ohne ihr Zuthun angeflogen. Zum Beleg hiefür denke man sich nur, was ja ein so häufig vorkommendes Beispiel ist, daß in einen solchen von der Welt als gebildet anerkannten Kreis, dem aber in Wahrheit jedes höhere Interesse, jeder geistige Inhalt abgeht, ein Mann eintritt, der fast gar keine Schulbildung genossen hat, dem es aber nicht an einem offenen Kopf, wie man zu sagen pflegt, fehlt. Wird er nicht in kurzer Zeit den übrigen so ganz gleichstehen, daß schon ein gutes Auge dazu gehört, ihn herauszufinden, ja daß er schlechterdings von den andern gar nicht mehr zu unterscheiden ist? So schnell hat der natürliche Verstand das weg, was zur traditionellen, allgemein geltenden Bildung gehört. Von gründlichem Wissen, von selbstständigem Denken ist da so wenig die Rede, daß derjenige, dem dieß zu Gebot steht, es entweder gar nicht geltend machen kann oder, wenn er es thut, darum als der weniger gebildete angesehen wird. Sagen wir es also endlich mit Einem Worte heraus, das offenkundige Geheimniß: man braucht nichts zu lernen und zu wissen, und kann doch ganz gebildet seyn.

Hieraus wird nun nothwendig folgen, daß eine Frau, die ja keinen speciellen Beruf hat, für den sie sich die nöthigen Kenntnisse anzueignen hätte, deren Bestimmung keine andere ist als die, in der allgemeinen Gesellschaft sich zu bewegen, durchaus keine besondern Studien zu machen hat. Dieß war die den wirklichen Verhältnissen entsprechende und daher auch viele Jahrhunderte hindurch in Geltung gestandene Ansicht. Während für die Männer, welche sich von Jugend auf für einen bestimmten Beruf zu entscheiden haben, ein bestimmtes Studium geboten war, haben Mädchen von jeher das gelernt, was sie in dem Kreise, in dem sie zu leben hatten, sich

aneignen konnten und zu wissen brauchten. Die Tochter eines Gewerbtreibenden, auch wenn der Vater vermöglich war, lernte nicht, was sie heutzutage in dem Institut lernen soll, sie wäre ja dadurch den Ihrigen entfrembet worden, sie hätte gar nicht gewußt, was damit anfangen; denn es stand damals noch die Sitte in Gesetzeskraft, daß sie einen Mann, dessen Stand nicht zu weit aufwärts oder abwärts von dem ihrer Eltern entfernt sey, heirathen solle; es war noch nicht Mode, daß sie, sobald „sie den Bissen genommen," sobald sie etwas von der sogenannten Bildung verschmeckt hatte, ihre Eltern und junge Männer ihres Standes verachtete, um sich von einem vornehmen Herrn zum Narren haben zu lassen. Ebenso war es bei den übrigen Ständen, die Leiter der Rangordnung weiter hinauf. Die Töchter eines Beamten lernten das, was man in ihrem Kreise zu wissen nöthig hatte, um nicht mit Schande zu bestehen. Kam in das Haus, weil der Vater ein Mann von Gelehrsamkeit war, etwa gewähltere Gesellschaft von Gelehrten, Schriftstellern u. s. w., so konnte es wohl geschehen, daß eine Tochter, wenn sie Anlage dazu hatte, in höhere Zweige des Wissens eingeführt wurde; sie lernte es von den Freunden ihres Vaters, durch Gespräch, durch Anweisung und eigene Lektüre; hatte sie keine Lust, überhaupt kein „Genie" dazu, so lernte sie nichts und sollte auch nichts lernen. Es konnte oft geschehen, daß zwei Schwestern, weil sie von ganz verschiedenem Naturell waren, einen ganz entgegengesetzten Bildungsgang nahmen, daß sie sich in die Stelle der Maria und Martha theilten, weil die eine mehr Sinn für geistige Beschäftigung, die andere mehr für die Geschäfte der Haushaltung hatte. So weit war man damals von einförmiger Dressur, von gewaltsamer Abrichtung entfernt. Alles machte sich ganz von selbst; die gewöhnliche Schule, später einige Anleitung genügte; das meiste aber that der Umgang, die Bildungsatmosphäre, in der jede lebte. Dieß ist auch gewiß ganz in der Ordnung; anders wäre es ein Unglück und müßte nur verwirren. Die Uebelstände, die sich aus der Vermischung der verschiedenen Bildungsformen, aus der bloß äußerlichen und scheinbaren Aneignung einer nicht mit den ganzen äußern und innern Lebensbedingungen des Individuums in organischem Zusammenhang stehenden Kultur sich ergeben, sind im früheren Abschnitte so ausführlich dargelegt worden, daß wir hier nicht darauf zurückzukommen brauchen.

Es hat sich uns also ganz methodisch dasselbe Resultat ergeben, auf das wir früher in anderer Weise gekommen sind. Der ganzen Stellung der Frauen entspricht es nicht, förmliche Studien zu machen, die bis zu ihrem achtzehnten Jahre dauern. Dieß ist ja nicht einmal bei den Männern der Fall, die sich vom vierzehnten Jahre an lediglich der Erlernung ihres Berufes widmen, wenn sie nicht für die Universität bestimmt sind, und nur in einer öffentlichen Fortbildungsschule, an Sonn- und Feiertagen, sich allgemeine Kenntnisse anzueignen suchen. Ihre Aufgabe kann nicht seyn, einzelne Fächer zu cultiviren, namentlich nicht Chemie, Geognosie, Botanik, Oryktognosie, und wie die Namen weiter heißen, sondern nur von den allgemeinen Bildungselementen, unter denen sie lebt, einzusaugen, was sie durch Aufmerksamkeit und Beobachtung, durch eigene Lektüre sich zu assimiliren weiß, und was nach dem Maß ihrer Begabung natürlich sehr verschieden, viel oder wenig seyn kann. Man wird bei der angeblichen Bildung immer wieder auf das Dilemma zurückkommen müssen: wenn die Frauenzimmer wirklich lernten, was auf den Anschlagzetteln steht, so wären sie ja in sehr vielen, fast in den meisten Fällen ihren Männern überlegen; lernen sie es aber nicht, wozu dann das Blendwerk? Auch das kann nicht oft genug wiederholt werden, daß man ja nicht zuviel Bildung in der Welt voraussetze; es ist damit gar nicht so arg als man meint; viel Geschrei und wenig Wolle. Da ist z. B. das Französische, von dem man so viel spricht, ohne das man gar nicht mehr soll fortkommen können. Wo soll man denn nicht mehr fortkommen können? Die französische Literatur taugt gewiß am allerwenigsten für die Frauen; Voltaire und Rousseau wären eine sehr gefährliche Lektüre; das Interessanteste der Memoirenlektüre geht entweder für sie verloren, da sie in den wenigsten Fällen die erforderlichen historischen Kenntnisse haben, oder es taugt auch nicht; ich mußte mir allerlei Gedanken machen, als ich einmal Brantome von der öffentlichen Bibliothek entlehnte und erfuhr, daß eine Dame vor und eine andere nach mir das pikante Buch gelesen hatte, und doch war die erste eine russische Fürstin und die andere eine deutsche Baronesse; von den Romanen will ich gar nicht reden, wir haben da schon an den Uebersetzungen viel zu viel; was bleibt also? Contes moreaux, die wir besser deutsch haben. Aber im Leben? Ich glaube keinen Widerspruch fürchten zu müssen, wenn ich sage, daß ich in Württemberg, adelige Kreise ausgenommen,

keine einzige Gesellschaft kenne, in der man der französischen Sprache mächtig zu seyn brauchte. Die große Mehrzahl unserer gebildetsten Männer spricht nicht französisch, wenn sie es auch recht wohl lesen; es kann also höchstens bisweilen ein einzelner Ausdruck vorkommen, über den man hinwegkommen kann, ohne den Genuß des ganzen Abends zu verlieren. In einem Theil von Baden, in der Pfalz, in der Schweiz ist es anders. Da berühren sich die beiderseitigen Sprachgebiete so genau, daß ein Hin- und Herwogen stattfindet, daß man die fremde Sprache fast zum täglichen Gebrauch verstehen muß. Dort können es denn auch die Frauenzimmer, aber sie lernen es nicht in besondern Anstalten, wo man es überhaupt selten lernt, sondern durch die Uebung, auf die einfachste, natürlichste Weise. Man wird deßwegen auch keineswegs sagen können, daß die Schweizer und Schweizerinnen gebildeter seyen als Personen beider Geschlechter in Württemberg. Das Gegentheil ist schon viel häufiger behauptet worden.

Es ist bisher von der Bildung gesprochen worden, welche eigentlich keine ist, welche diesen Namen nur mißbräuchlich führt. Daß diese nicht erworben zu werden braucht, sondern daß sie mit jedem von selbst wächst, wenn er in den Kreisen lebt, in welchen sie die herrschende ist, wird niemand bestreiten wollen. Daß sie hiezu eine besondere Unterrichtsanstalt nöthig hätten, werden gebildete Frauen am wenigsten behaupten wollen; höchstens für junge Personen, welche man von einem Bildungsgebiet schnell in ein anderes versetzen will, wären solche Etablissements erforderlich und hier hätten sie auch ihren unbestreitbaren Werth. Man wird mir natürlich sagen, von dieser allgemeinen, oberflächlichen Bildung könne gar nicht die Rede seyn, sondern eine gründlichere, wahre Bildung wolle man gerade den jungen Frauenzimmern angedeihen lassen, und dazu seyen die Institute da; ob wir den Muth haben werden, eine solche zu läugnen, und ob wir von ihr die Frauen ausschließen wollen? — Daß es eine Bildung gibt, eine wahre, die diesen Namen verdient, wer wollte es läugnen? Dieselbe den Frauenzimmern verschließen wird niemand können, wenn er es auch wollte. Die wahre Bildung hat ja weder mit Instituten noch mit andern Anstalten irgend etwas zu schaffen, sie ist ganz unabhängig davon, ob man jemand den Zutritt zu denselben eröffnet oder nicht. Wir können unter ihr, wie gesagt, nicht das chaotische Conglomerat nothdürftiger Kenntnisse verstehen, sondern

sie ist das geistige Leben überhaupt, das man nur gewinnt, wenn man sein Leben verliert, jenes Leben des alten Menschen, des gemeinen, geist- und herzlosen Philisterthums, das, was die Leute sonst gerade Bildung zu nennen pflegen; sie ist der Genuß des Großen und Schönen in Poesie, Philosophie, Geschichte, welche demjenigen in den Schooß fällt, der sein ganzes Leben hingibt an diese idealen Bestrebungen, dem sie das unentbehrliche Lebenselement sind, von dem er ganz durchdrungen und gesättigt ist; die über das Triviale, Gemeine sich erhebende Gesinnung ist es, welche wir am kürzesten mit dem griechischen Namen der Kallokagathie bezeichnen. Diese Bildung ist nun aber ihrem ganzen Wesen nach das unbestreitbare Privilegium weniger bevorrechteter Naturen, das einzige Privilegium, das nicht ertheilt und nicht gewonnen werden kann, welches zu einem Gemeingut der Massen zu machen weder Instituts- noch andern Programmen jemals gelingen wird. Viele tausend Männer, welche eine recht ordentliche Schulbildung genossen haben, gelangen nicht dazu, nicht sowohl weil es ihnen an Kenntnissen, als weil es an der Gesinnung, an der geistigen Anlage überhaupt fehlt. Wie stehen nun die Frauen zu dieser Bildung?

Daß sie ihnen an sich ebenso zugänglich wäre wie dem andern Geschlecht, das behaupten wir gerade im Widerspruch mit den Männern der gewöhnlichen Halbbildung. Diese, im traurigen Dünkel über die paar Brocken ihres geistlosen Wissens, pflegen auf die Frauen, die nicht den gleichen Bettelsack schleppen, hoch herab zu sehen, als ob sie nichts lernen und verstehen könnten. Gerade von ihnen geht das gedankenlose Gerede über die Unzulänglichkeit des weiblichen Geistes aus. So lang sie in ihrer Armseligkeit sich wichtig machen können mit der Erklärung ihres gelehrten Antiquitätenkabinets, werden sie gar nicht gewahr, wie häufig ihnen die Frauen an Geist und wirklicher Einsicht unendlich überlegen sind. Hinter dieses Vorurtheil von der geringeren Befähigung des schönen Geschlechts also wollen wir uns nicht verstecken. Hat auch der männliche Geist unläugbar größere Kraft, Tiefe und Originalität voraus, so sind dagegen auch an den Frauen die eigenthümlichen Vorzüge nicht zu übersehen, die feine Receptivität, die Anmuth und Leichtigkeit, welche geistige ebenso wie leibliche Bildungsformen bei ihnen annehmen. Dieß sind ja gerade die Eigenschaften, welche ihnen eigentlich den Beruf beilegen, die allgemeine höhere Bildung

in ihren feinsten Blüthen, ohne die Mühe des schulmäßigen Lernens und darum auch ohne die Schlacken des den Männern so gern anklebenden speciellen Fachstudiums, in sich aufzunehmen, während diese die Aufgabe haben, im Schweiße ihres Angesichts das Material zu sammeln und herzurichten. Auf luftigem Pavillon stehen die Damen und lassen sich die Schätze in gediegener, glänzender Form vorlegen, um sie zu einem anmuthigen Tableau zu ordnen, welche die Männer, als die Pioniere der Bildung, im Schooß der Erde, unter ihren Füßen, aus dem wilden Gestein herausgebrochen haben. Dieß scheint uns das Verhältniß zu seyn, welches die gewiß nicht stiefmütterliche Natur dem weiblichen Geschlecht angewiesen hat; aus diesem Verhältniß der Receptivität ergeben sich von selbst alle weiteren Consequenzen.

Nicht die bloße Galanterie, sondern die Natur weist also den Frauen die hohe Stellung an, daß sie nicht dienen, sondern sich dienen lassen. Sie sind das freie Geschlecht, wie die Blumen und Vögel unter dem Himmel; sie arbeiten nicht und sammeln nicht und stehen dennoch in Pracht und Herrlichkeit. Nicht das Erwerben ist ihre Sache, weder im leiblichen noch im geistigen, sondern das Erhalten, Ordnen, Repräsentiren. Sie haben etwas ganz anderes zu thun, was ebenso wichtig ist als Lernen; zu diesem fehlt ihnen nicht nur die Zeit, sondern ihre ganze Constitution ist gar nicht für diesen Bienenfleiß angelegt; auf ganz andere Weise haben sie den Honig einzutragen und zu spenden. Sobald daher die Frau aus diesem Verhältniß der Receptivität heraustritt, sobald sie selbst den Werkmannsschurz anziehen will, überschreitet sie den ihr angewiesenen Kreis, innerhalb dessen sie mit so schöner Freiheit waltete. Sie gibt selbst den Vorzug ihrer Stellung auf und läßt sich in einen Wettkampf ein, in dem sie nothwendig den kürzern ziehen muß. Um im Reich des Geistes nicht bloß zu genießen, sondern als selbstständiges und mitwirkendes Mitglied in seine Rollen eingeschrieben zu seyn, dazu bedarf es der Hingabe des ganzen Lebens. Dieß kann aber bei einer Frau doch nur in wenigen Ausnahmsfällen geschehen, und es ist ja ganz gut und zweckmäßig, daß es nicht anders ist. Während der Knabe die Elemente des Wissens von Jugend auf als seine Nahrung und Muttermilch einsaugt, so daß sie mit ihm ganz verwachsen und ein Theil seines Wesens werden, sind es bekanntlich ganz andere Fertigkeiten, welche das Mädchen

auf dieselbe gründliche Weise erwerben soll, um sie ganz sich anzueignen, so daß sie zu freier, unwillkürlich sich ergebender Lebensthätigkeit werden. Erst in späteren Jahren erwacht bei beiden Geschlechtern die eigentliche Liebe zu geistiger Thätigkeit, der Wissensdurst, und zwar bei den Jungfrauen häufig um so heftiger, je mehr ihnen diese Gebiete bisher eine terra incognita, ein verschlossener Garten waren. Es ist eine Art Fürwitz, der sie quält; sie erwarten von dem vorenthaltenen Genuß unendlich mehr, als er ihnen wirklich gewähren kann; es geht ihnen immer aufs neue wieder wie mit dem ersten Apfel vom Baum der Erkenntniß, in den sie mit so unbezähmbarer Lüsternheit gebissen haben. Indem sie nun aber mit solcher Hast über das lang entbehrte Gut herfallen, kann es nicht anders seyn, als daß alles, was sie selbst treiben, den Stempel der Eilfertigkeit und Oberflächlichkeit an sich trägt. Entweder quälen sie sich mühsam und vergebens an den Rudimenten, an der Schale ab, ohne zum süßen Kern hindurchdringen zu können, graben nach Schätzen und sind froh, wenn sie Regenwürmer finden, oder sie glauben alle Anfangsgründe und Vorstufen überspringen zu können, und betrügen sich selbst in der Meinung, sie haben etwas, von was sie noch unendlich weit entfernt sind. Wir wollen als Beispiel einmal die Schriftstellerinnen nehmen, bei welchen alles dieses natürlich besonders augenscheinlich sich zeigen, eigentlich zur Oeffentlichkeit kommen muß. Lassen sich diese Damen, was sie so gern thun, auf höhere Gebiete des Wissens ein, zeigen sie ihre Gelehrsamkeit in Citaten, in Herbeiziehung aller möglichen Wissenschaften, wie muß da nicht jedem, der die Sache wirklich versteht, die Affektation und Ostentation auffallen, wie muß er nicht über diesem Halbverstandenen, dem man überall den ephemeren Ursprung anmerkt, lächelnd den Kopf schütteln? Die Frau kann in Wahrheit talentvoller, geistreicher seyn als der Mann, und dennoch ist ihr dieser an Sicherheit und Gründlichkeit überlegen und erkennt in ihr die bloße Dilettantin, die sich auf ein fremdes Gebiet verirrt hat und sich bloßstellt. Wem dieß zu absprechend klingt, dem will ich den Unterschied zwischen wahrer und scheinbarer Bildung am Conversationslexikon deutlich zu machen suchen. Die Artikel desselben sind unstreitig von sachkundigen Männern geschrieben, und da dieselben fast alles enthalten, was nur in den Kreis des Wissenswürdigen gehört, alle nur erdenkbaren Wissenschaften, so sollte man zu dem Schluß berechtigt seyn, daß

jemand, der diese Bände durchgelesen hat, im Besitz alles Wissens seyn müsse. Wir wissen nun aber im Gegentheil wohl, daß man nicht bloß bis zum M, sondern von A—Z gekommen seyn kann, ohne etwas recht zu verstehen, ohne einen Begriff von Wissenschaft zu haben. Liest ein Mann, der die Dinge im Zusammenhange kennt, diese einzelnen Artikel, so werden sie ihm, wenn auch nicht unrichtig, doch fast immer schief, halb, unlebendig vorkommen; gerade die intimeren Beziehungen wird er überall vergebens suchen. Es ist dieß natürlich und unvermeidlich; wenn er selbst einen Artikel über den gleichen Gegenstand zu schreiben hätte, so würde er ihn schwerlich vollständiger, gründlicher, wärmer, anschaulicher herausbringen. Die Schuld liegt ja nicht an den Individuen, sondern in der Natur der Sache. Wo der lebendige, organische Zusammenhang fehlt, da müssen die „zerstreuten Glieder" mangelhaft, bedeutungslos bleiben; man kann das Einzelne nicht wissen und lernen, ohne daß man wenigstens potenziell das Ganze weiß. So verhält es sich mit der wahren Bildung; ist es nun nicht eine Lächerlichkeit zu meinen, daß zwei Jahre im Pensionat für dieselbe irgend welche Bedeutung haben können?

Welches der einzige Weg wäre, auf dem ein Frauenzimmer zu wirklicher und wahrer Bildung gelangen kann, ist vorhin angegeben worden. Nur durch den Umgang und die Anleitung von höher gebildeten Männern, durch eine wirklich feinere Gesellschaft kann sie es erreichen. Auf diese Weise haben sich schon viele Frauen gebildet, die fast gelehrt zu nennen waren und sich deßwegen doch ihrem eigentlichen Beruf nicht im mindesten entfremdeten, sondern stets das Bewußtseyn ihrer Stellung im Haus und in der Gesellschaft festhielten. Riehl führt als besonders hervorragendes Beispiel die Tochter Schlözers an, die ihrem Vater zulieb numismatische Abhandlungen schrieb, und sich den Doktorhut erwarb, denselben aber für immer ablegte und nicht mehr nach ihm umsah, sobald sie unter die eheliche Haube gekommen war. Aehnlicher Frauengestalten, die durch Geist und Kenntnisse ausgezeichnet waren und sich zugleich die Grazie ächter Weiblichkeit bewahrten, wird sich jeder aus seiner eigenen Erfahrung erinnern, wenn sie auch nicht gerade so gelehrt waren wie die Göttinger Professorstochter. In der Regel sind sie in Familien zu Haus, die auch an ausgezeichneten Männern reich waren, Töchter, Schwestern und dann wieder Mütter von solchen. Ihrer sind freilich

immer nur wenige; allein von den Männern kommen ja auch nicht alle in den Genuß der höchsten Bildung, und daß es bei den Frauenzimmern noch seltener ist, liegt in der Natur der Sache. Der angegebene Weg steht auch nicht allen offen, die vielleicht gleichen Beruf und gleiche Befähigung hätten, auf ihm etwas Außerordentliches zu erreichen. Dieß ist um der Frauen ebenso wie um der Männer willen zu bedauern, es wird aber eben nicht zu ändern seyn. Die bisher gefundenen Surrogate wenigstens sind ein sehr schlechter Ersatz und täuschen nur durch den Schein dessen, was sie wirklich geben sollten. Will man höhere Bildung auch denen zugänglich machen, die sie zu Hause, wo sie auf jeden Fall am besten erworben wird, nicht finden können, so muß es in einer Weise geschehen, die der häuslichen Erziehung am nächsten kommt. Statt also Casernen anzulegen, in denen man die Mädchen zu hunderten zusammensperrt, sollte man ihrer wenige, auf keinen Fall über ein halbes Dutzend, einem Manne anvertrauen, der ihre Bildung nicht zu einer Entreprise machte, sondern sich dieser schwierigsten Aufgabe aus innerem Beruf unterzöge. Dieß dürfte aber nicht ein Mann seyn, der einige Siebensachen weiß, um sie nach einem Handbuch seinen Schülerinnen vorzutragen; so weit ist am Ende jeder, daß er alles mögliche lehren kann, was er selbst nicht versteht; sondern ein Mann von der höchsten geistigen Bildung müßte es seyn, in welchem diese Bildung eine eigenthümliche persönliche Gestalt gewonnen hätte. Da würden natürlich gar keine Vorlesungen für Damen gehalten, sondern sein Gespräch, seine Anleitung, der Umgang mit ihm und einer Gattin, die seiner würdig wäre, die ganze Bildungsatmosphäre seines Hauses — es läßt sich kaum ein anderer Ausdruck finden — dieß wäre die Hauptsache, das Einzige, was in Betracht käme. Solche Männer sind allerdings nicht so leicht zu bekommen, wie Institutslehrer, die man zu hunderten anstellen kann; diejenigen, die sich am besten dazu eignen, würden sich selten dazu hergeben, da sie in der Regel eine Laufbahn eingeschlagen haben, welche den männlichen Ehrgeiz mehr lockt, welche wenigstens nach der bis jetzt herrschenden Vorstellung ihrer Thätigkeit einen geeigneteren Wirkungsplatz darbietet. Denken wir uns aber diese Bedingungen gegeben, wie köstlich müßten die Früchte einer solchen Erziehung seyn! Es gibt kaum einen reizenderen Gegenstand, auf dem die männliche Einbildungskraft verweilen könnte, als auf einem solchen Weibe, geschmückt

mit allen Reizen des Geistes, und umflossen von der ambrosischen Wolke unberührtester Jungfräulichkeit. Wahrlich, mit Frohlocken würden wir sie empfangen, als die gebenedeieten unter den Weibern, als die Friedensboten einer goldenen Zeit, diese fünf klugen Jungfrauen, angethan mit weißen Kleidern, das Licht der wahren Weisheit in ihren Lampen brennend; glücklich würden wir unsere Söhne preisen, denen sie entgegenkämen, und würden uns hoch freuen wie die Freunde des Bräutigams, wenn sie seine Stimme hören.

Wie weit steht nun aber die Wirklichkeit unserer Töchteranstalten von einem solchen Ideal ab! Ihre Lehrer sind, um es gelind zu sagen, der Mehrzahl nach in Beziehung auf Charakter und Intelligenz nicht über dem allerordinärsten. Ich kenne Einzelne genau, die sich in keiner andern Stellung irgendwie über das Mittelmäßige erhoben haben würden. Wenn ich nun hören mußte, wie sich Städte um ihre Person gestritten, wie sie sich glücklich gepriesen, diese ausgezeichneten Männer „gewonnen“ zu haben, von denen sie etwas ganz Unerhörtes erwarteten, wenn — um mein Erstaunen voll zu machen — die höchsten officiellen Autoritäten durch ihre Empfehlungen in diesen Ton miteinstimmten — wahrlich ich konnte mir das Unbegreifliche nur durch die Annahme erklären, daß eine ganze Bevölkerung von einem Wahnsinn ergriffen worden sey, wie ein solcher sich zu verschiedenen Zeiten der Menschheit bemächtigt hat, wenn eine Verirrung des Zeitgeistes sie auf eine Thorheit hintrieb, welche auch die sonst Vernünftigen und Besonnenen in ihren Veitstanz mit fortriß. Die Leute kennen ja doch die gewöhnliche Entstehungsgeschichte der Anstalten; wenn ihnen dieß nicht genug ist, um sie von allem Glauben an dieselben gründlich zu kuriren, so muß ich wieder eine allgemeine Manie annehmen. Vergegenwärtigen wir uns einmal — es wird hier der rechte Platz dazu seyn — eine solche Genesis, wie wir sie jede Woche aus den öffentlichen Blättern kennen lernen.

Ein Schulamts- oder Predigtamtscandidat kommt aus dem Ausland zurück, wo er mehrere Jahre als Erzieher gewirkt. Dort hat er die Bekanntschaft einer Französin gemacht oder wartet zu Haus eine alte Jungfer von Schwester auf ihn. Da er nun für den Augenblick keine anständigere oder einträglichere Verwendung findet, so unternimmt er es, in seiner Vaterstadt dem vielfach ausgesprochenen Wunsche nach einer höheren Töchteranstalt entgegenzukommen. Die genannten Frauenzimmer stehen ihm theils zur Seite

theils verbindet er sich mit ihnen; weitere Lehrkräfte werden gewonnen, d. h. ein Provisor gibt Clavierunterricht, irgend wer ist bereit den Zeichenunterricht zu leiten und die Herren Geistlichen beider Confessionen, wenn so viele da sind, haben die Güte gehabt den Religionsunterricht zu übernehmen. Da die prima donna, die unentbehrliche Französin, da ist und der Herr Entrepreneur sämmtliche übrige Rollen, von der Geographie bis zur Oryktognosie mit Hülfe verschiedener soufflirender Handbücher selbst zu geben bereit ist, so fehlt von Seiten des Personals nichts mehr. Es wird also das Programm ausgegeben, auf welchem die religiöse und gemüthliche Bildung eine Hauptstelle einnimmt. Drei bis vier respektable Namen, ein Stadtpfarrer, Professor, Oberstudienrath, geben weitere Auskunft und leisten durch ihre Contrasignatur Bürgschaft, daß man auch dieser Anstalt, wie allen ihren Vorgängerinnen, seine Töchter mit aller Ruhe anvertrauen könne. Warum sollten sie auch diese Garantie nicht übernehmen? Abgesehen davon, daß mit jeder neuen Anstalt ihr Einfluß und ihre Wirksamkeit sich erweitert, sind sie ja mit ihnen ganz in demselben Fall wie Lessing mit den Freimaurern. Haben Sie bei uns etwas gegen Staat oder Religion gefunden? fragten sie ihn, nachdem sie ihn in eine ihrer Logen eingeführt. Ich wollte, ich hätte, antwortete dieser große Feind alles leeren Scheinwesens, so hätte ich wenigstens etwas gefunden.

Nachdem so von Seite des Unternehmers alles geschehen, was geschehen konnte, kommt in zweiter Linie die Frequenzfrage. Auch sie hat die günstigsten Chancen. Die Hauptsache sind die Mädchen von 6—14 Jahren; sie bilden den Grundstock der Anstalt und sichern ihre pekuniäre Existenz; von diesen Unmündigen wird gleichsam die Zinsengarantie übernommen. Die Solidität ist außer Zweifel, denn gerade hier ist das zu befriedigende Bedürfniß das allerdringendste. Da das Unterrichtsgeld für diese Kinder nur um wenige Gulden mehr beträgt als in den ordinären Schulen, so wäre es ja unverantwortlich von einem Vater, wenn er die sich ihm darbietende schöne Gelegenheit, für seine Töchter zu sorgen, versäumen wollte. Wer nur irgend im Städtchen auf guten Ton Anspruch machen kann, muß also schicken. Die Pensionärinnen von 14—18 Jahren gewähren dann so zu sagen die Dividende; sie machen die Sache erst lukrativ. Auch von ihnen wird es nicht schwer halten, ein Dutzend zusammenzubringen. Die Pfarrer auf dem Lande und

sonstige Dorfhonoratioren, die gewohnt sind der Autorität ihrer Vorgesetzten und der übrigen Stadtleute zu folgen, können keinen Anstand nehmen, ihre Töchter auch zu schicken. Sie erhalten ja die Versicherung, daß es so gut sey als in der Residenz, überdieß sey es um ein namhaftes billiger und sie haben sie (die Töchter) in der Nähe.

Dieß ist die ergötzliche Geschichte, die sich in einem unserer Landtstädtchen nach dem andern wiederholt, so daß man sich nothwendig die Frage stellt: wann hat denn dieses Wesen einmal seinen Gipfel erreicht? Wir wollen die Schilderung nicht weiter ausführen und die Mädchen in ihrem Tagewerk beobachten, wie sie Morgens bei dem Factotum alle Wissenschaften lernen und Mittags bei der Französin und dem deutschen Frauenzimmer in der französischen Conversation und den weiblichen Arbeiten sich perfectioniren; difficile est satiram non scribere. Wir haben hier eine der kleineren Anstalten beschrieben, weil an diesen das Gemachte und Leere des ganzen Genus am deutlichsten zu Tag kommt. Im wesentlichen ist es aber auch bei den größeren und vornehmeren nicht anders, die schon vor mehreren Jahren in den bedeutendsten Städten errichtet worden sind, oder in der Schweiz, im Elsaß, in Baden, „wo man nach den ersten vier Wochen kein Wort deutsch mehr spricht"; ja in mancher Beziehung werden die ersteren noch den Vorzug verdienen.

Wer, der einen Begriff von organischer Bildung hat, wird von solchen Anstalten etwas vernünftiges erwarten? Wir wollen nicht so weit gehen zu behaupten, daß nicht manches von diesem oder jenem Fach an einer aufmerksamen Schülerin hängen bleiben könne, oder daß eine jede nothwendig verpfuscht und gemüthlich verschroben aus ihrem Institut herauskommen müsse; daß aber im Allgemeinen eine wirkliche geistige und gemüthliche Bildung auf diesem Weg nicht möglich ist, das behaupten wir mit aller Entschiedenheit und glauben es mit den triftigsten Argumenten theils schon bewiesen zu haben, theils noch weiter beweisen zu können. Der umfassendste Beweis ist ja der ganze Ton, die ganze Richtung der Zeit selbst, jenes vornehme, prätentiöse Scheinwesen, das wir vorhin mit den Worten „Nobel" bezeichnet haben und das wir hier nicht weiter schildern wollen. Daß dasselbe im engsten Verhältniß der Wechselwirkung mit dem Institutswesen steht, darüber wird wohl kein Zweifel seyn. Aber auch im Einzelnen wird jeder aus eigener

Erfahrung sich überzeugt haben, wie die Frauenzimmer, die mit ihrer Wissenschaft so groß thun, in Wahrheit nicht viel mehr wissen, als was man vor dreißig Jahren, da von den Instituten keine Rede war, auch wußte. Sind sie gegenwärtig etwas weiter, so rührt dieß auf jeden Fall nicht von den Anstalten her, sondern davon, daß der Gesichtskreis sich im Allgemeinen erweitert hat, daß man heutzutage Unzähliges hört und liest, was sich von selbst dem Gedächtniß einprägt, ohne daß man es besonders zu lernen braucht. Als Probe für die speciellen, positiven Kenntnisse wollen wir nur wieder das Französische nehmen, nicht als ob wir es für eine Hauptsache hielten, sondern weil sich daran das Können oder Nichtkönnen am handgreiflichsten nachweisen läßt. Kann jemand behaupten, daß schon viele Mädchen, wenn sie nicht etwa in der französischen Schweiz waren oder sonst durch besondere Umstände begünstigt wurden, französisch gelernt haben? daß sie diese Kenntniß rein den Instituten zu verdanken hatten? Mir ist der Fall noch nicht vorgekommen; die mir nach Allem, was ich von unsern gesellschaftlichen Verhältnissen kenne, durchaus unverständliche und unbegreifliche Behauptung, daß man ohne Französisch und Englisch gar nicht mehr fortkomme, habe ich allerdings von jungen Damen schon öfters gehört; wenn es aber an das **hic Rhodus, hic salta** kam, so habe ich sie auch regelmäßig in den Graben fallen sehen. Eine derartige Anekdote hat sich mir vor andern so unvergeßlich eingeprägt, daß ich sie dem Leser nicht vorenthalten kann. Ich war in einer ländlichen Gesellschaft zu der Zeit, als man erwartete, daß Changarnier die Rolle eines französischen Monk spielen werde. Man sprach natürlich auch von dem Helden des Tags, befand sich aber in der eigenen Verlegenheit nicht zu wissen, wie man seinen Namen auszusprechen habe; nicht wenige Stimmen waren für „Schanscharnier". Ein Pfarrer erinnerte sich zwar noch ganz richtig der Regel aus der Grammatik, daß man das g vor e und i wie sch, vor a und o aber wie g ausspreche; allein man glaubte sich auf seine Autorität nicht ganz verlassen zu können. „Wenn meine Frau hereinkommt, die kann es uns sagen," vertröstete daher der glückliche Gatte einer höheren Beamtentochter aus der Residenz, die von Kindesbeinen an durch die Institute gelaufen war. Bei ihrem Eintritt wurde dieser **demi-native**-Französin die Streitfrage vorgelegt und von ihr die Entscheidung vernommen: „Ich muß sagen, ich bin schon lange nicht

mehr in der Uebung, ich weiß es selbst nicht gewiß.“ Man wird nun ein allgemeines jobsisches Schütteln des Kopfes erwarten, allein keineswegs; von der mangelnden Uebung in der französischen Conversation, diesem tausendmal geborgten Deckmantel aller Ignoranzsünden, ging man auf das unentbehrliche Französische und auf die weibliche Bildung überhaupt über, und eine der Damen, welche nicht im Institut gewesen war, darum aber nicht weniger Sinn für das Noble hatte, faßte mit verbindlicher Verbeugung gegen die erstere, die darin gewesen war, das Resultat in den Worten zusammen: „Ich kenne Frauen, die vortrefflich französisch sprechen und doch ausgezeichnete Haushälterinnen sind; meine Mädchen müssen mir auch französisch lernen.“

Diese Anekdote verdient ihren Platz gewiß aus mehr als einer Rücksicht; man sieht aus ihr, 1) daß man wirklich ohne Französisch gar nicht mehr fortkommen kann; 2) lernt man kennen, wie es gewöhnlich mit dem Französisch der Pensionärinnen bestellt ist, und 3) — was mir das wichtigste scheint — hat man hier ein recht handgreifliches Beispiel, auf welche Weise die Töchteranstalten Propaganda machen. Dem verständigen Leser werde ich nicht darauf zu helfen brauchen, daß ihm hier ein abschreckendes Beispiel vorliegt; auf das weibliche Publikum aber, welches bei der Scene gegenwärtig war, machte sie eine ganz andere Wirkung. Da wurde natürlich nicht geprüft, selbst die handgreiflichste Blamage war nicht im Stand die Augen zu öffnen; das Französische war einmal auf's Tapet gebracht, eine weibliche Autorität dafür angerufen, und diese, der Ausgang mochte so schmählich seyn als er wollte, imponirte der Eitelkeit und verworrenen Einbildungskraft so gewaltig, daß sie unaufhaltsam fortgaloppirte in die Zauberregionen der Institute und vornehmen Zirkel, wo man ohne Französisch gar nicht mehr fortkommt. Und so ist es denn in tausend Fällen. In den Ohren eines vernünftigen Menschen ist gewiß nichts lächerlicher als das namentlich aus den Städten und Instituten auf's Land hinausgeschleppte Gerede von hohen Gesellschaften, in denen es so nobel hergeht, von vornehmer Verwandtschaft, Bekanntschaft, Protektion, von den reichen Präsenten, bis auf die Torten und das kleine Konfekt hinaus, das bei diesen Leuten auf den Tisch kommt. Bei der Masse der sogenannten Gebildeten aber fallen diese mit ehrerbietigem Staunen angehörten Worte wie Funken in die Pulvertonne. Man möchte auch

in diese vornehme Welt hinein, man möchte auch von der Stadt und ihren Herrlichkeiten erzählen können, und das Institut ist das Thor, durch das man zu Allem den Zutritt erhält. Die einfältigen gehen voran und die klugen müssen hintendrein.

Es mag seyn, daß ich in diesem Punkt besonders argwöhnisch und empfindlich bin, aber ich kann kaum in einer Gesellschaft mit Damen der modernen Bildung zusammen seyn, ohne daß mir das Institutsparfüm in die Nase kommt; das Französische und die übrigen vornehmen Ingredienzien des Gesprächs machen mir einen eigenen Reiz, gegen den ich auch schon auf ein besonderes Mittel verfallen bin. Frauenzimmer von der neuern Schule kennen den Vicar of Wakefield schwerlich; er ist ziemlich aus der Mode gekommen, obgleich er nie mehr verdient hätte, darin zu seyn als eben jetzt, indem er neben anderem Lehrreichen namentlich auch ein Kapitel enthält mit der Ueberschrift: „Die Familie bemüht sich, mit Höheren zu verkehren. Die Jämmerlichkeit des Armen, wenn er mehr zu scheinen versucht, als seine Umstände gestatten." Bei älteren Leserinnen dagegen wird diese Pfarrhausibylle, welche übrigens, um dieß beiläufig zu sagen, den Pfarrhausgeschichten der Frau Wildermuth nicht zum Muster gedient hat, noch vielfach in gutem Andenken stehen; machten wir sie ihnen doch zum Präsent in der glücklichen Zeit, da wir noch Belletristik mit einander getrieben haben. Da werden sie sich denn auch des ehrlichen Mr. Burchell wohl noch erinnern, der die Sophie Primrose so glücklich machte, weil es herauskam, daß er ein Lord war. Dieser Burchell führte sich bekanntlich einmal höchst auffallend und unanständig auf. Es wurden nämlich in der Familie von Wakefield zwei vornehme Damen eingeführt, die aus gewissen Anstalten in der Stadt kamen und auch von nichts als von höheren Zirkeln, vornehmen Gesellschaften und andern fashionabeln Gegenständen sprachen. Es waren, um es deutsch zu sagen, zwei Dirnen, welche Junker Thornhill geschickt hatte, um den unerfahrenen Pfarrerstöchtern und ihrer schwachen Mutter mit ihrer Vornehmheit den Kopf zu verrücken, ein Experiment, das, wie immer, vollkommen zum Zweck führte. Sobald nun eine dieser Ladys einen ihrer vornehmen Trümpfe ausspielte, ließ Mr. Burchell jedesmal den Ruf fudge hören, ein Wort, das die Uebersetzer mit Wind wiedergeben und das etwa so viel bedeutet als Larifari. Von diesem fudge nun sehe ich mich auch genöthigt, den vielfältigsten Gebrauch zu machen;

es hat etwa dieselbe Wirkung wie Onkel Tobys Lillabullero, nur specifischer. Sobald die Erzählung von den Reunionen und venetianischen Nächten und das Schanscharnie-Französisch, vor dem man gar nicht mehr auskommen kann, anfängt, so mache ich es wie der unhöfliche Mr. Burchell und schlucke auf jeden Satz, den ich einnehmen muß, ein fudge hinunter; ich sage es nämlich nicht laut, wie der Erfinder des Mittels, da unsere heutige schwächere Natur diese drastische Behandlung gar nicht mehr ertragen würde, sondern ich spreche es leise in mich hinein und kann versichern, daß diese Bauchrednerei mir jedesmal augenblickliche Erleichterung verschafft. Auch andern ist diese obligate Fagotbegleitung zu einem superfeinen weiblichen Recitativ sehr zu empfehlen. Man braucht nicht ängstlich den Takt zu zählen, sondern fällt ad libitum ein, wobei man immer die rechte Stelle treffen wird — fudge — fudge — fudge.

Dießmal müssen wir uns allerdings einer Abschweifung schuldig bekennen, die sich mit dem methodischen Gang der Untersuchung nicht ganz verträgt; zur Entschuldigung mag dienen, daß sie doch auch nicht ganz überflüssig war, und daß wir, um sie gut zu machen, auf ein um so ernsthafteres Kapitel übergehen wollen, auf die in den Töchteranstalten zu erzielende religiöse und gemüthliche Bildung. Bisher war fast ausschließlich von der intellektuellen Seite die Rede, die gemüthliche und religiöse wird aber mit Recht als die Basis des Ganzen angesehen, weßwegen wir sie auch zum Schlußpunkt unserer Betrachtung machen.

Man wird behaupten können, daß es der religiöse Zweck hauptsächlich war, was den Instituten, wenigstens bei uns, am meisten Bahn gebrochen hat. Die ersten, die vor etwa fünfzehn Jahren ins Leben traten und alle übrigen nach sich ins Daseyn gerufen haben, waren ursprünglich rein religiöse Rettungsanstalten, Zufluchtsstätten und Angriffswerke gegen den Indifferentismus und Rationalismus, gegen die laxe Religiosität der Zeit. Gerade dadurch empfahlen sie sich bei einem großen Theil des Publikums am besten; es war so alles abgeschnitten, was man von einer ernsteren, einfacheren Lebensanschauung aus gegen eine höhere Bildung der Töchter einwenden konnte, als dienen sie nur der Eitelkeit, als verstoßen sie gegen den Spruch: mein Kind, bleibe gern im niedrigen Stand. Die Bildung war in den Dienst einer höheren, unangreifbaren Potenz gestellt, sie war zu

einer religiösen Pflicht, zu einem guten Werk geworden; so kam es, daß sie gerade die für sich hatte, die sonst ohne Zweifel ihre entschiedensten Gegner gewesen wären. Ich habe fromme Mütter gekannt, welche es auf ihrem Todbette als den letzten Wunsch aussprachen, daß man ihre Töchter in das fromme Institut bringe, weil sie nur so über ihr Seelenheil beruhigt sterben können. Die Frage rein historisch und praktisch betrachtet, glaube ich, daß die Frömmigkeit und die gute Gelegenheit, Mädchen aus einer niedern Bildungsklasse in eine höhere hinüberzuhelfen, die beiden Hauptlocomotiven waren, welche das Institutswesen in Gang brachten. Bekanntlich unterläßt es auch heutzutage kein Unternehmer, die religiöse und gemüthliche Bildung auf Grund des göttlichen Wortes als die Hauptsache hervorzuheben und sich vor allem mit geistlichen Zeugnissen zu versehen.

Gegen diese religiöse Richtung ist nun natürlich auch die Opposition nicht ausgeblieben; sie hat sich aber, wie zu erwarten war, meistens in sehr unverständiger Weise, von einer ganz rohen Auffassung aus geltend gemacht. Wie in Beziehung auf die intellektuelle Seite der Philister in der Regel nichts zu sagen weiß, als daß die Mädchen statt französisch sprechen lieber eine Suppe kochen lernen sollen, so war von der religiösen Seite die gewöhnliche Einwendung keine andere, als man solle sie nicht zu Kopfhängerinnen erziehen, eine Einwendung, die zu nichts weiter führte, als daß andere Anstalten entstanden, welche den specifisch religiösen Charakter zwar nicht so ganz ausgesprochen an sich trugen, im Wesentlichen aber jenen ersten Instituten nachgebildet und in nichts besser, in vielem schlechter waren als sie. Es muß ein richtiger Canon seyn, daß in religiösen Dingen der öffentlichen Meinung, der Majorität, keine Geltung zukomme; sie versteht von diesen Sachen in der Regel nichts, denn sie wollen geistig gerichtet seyn. Von Kopfhängerei, muß ich bekennen, in einer frommen Anstalt ersten Ranges, wenigstens bei den Pensionärinnen, die ich näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, nichts gefunden zu haben. Die Stellung zur Religion ist natürlich nicht die direkte, einfache, daß man den Zöglingen die bestimmte Form durch Zwangsmittel und Bußübungen aufnöthigt, wie etwa in einem Nonnenkloster; die herrschende Religiösität ist eine viel zu complicirte, und, was man nicht unterläßt zu ihrem Ruhme anzuführen, mit dem Leben verwachsene, als daß an so etwas zu denken wäre. Versuchen

wir es, den Gang der religiösen Entwicklung in einer solchen Anstalt in einem möglichst concreten und anschaulichen Bilde zu schildern.

Die Mädchen, die ich im Auge habe, hatten allerdings an den Andachtsübungen regelmäßigen Antheil zu nehmen und kamen auch in persönlichen Verkehr mit dem Vorsteher, einem „christlich durchgebildeten Manne;" daß die ganze Vorstellungs- und Ausdrucksweise in der Anstalt jenen eigenthümlichen Anstrich hatte, an den man von dieser Seite gewöhnt ist, versteht sich von selbst. Alle diese Einflüsse aber waren doch nicht so stark und tief eindringend, um das ganze Fühlen und Denken von jungen Personen, die nur wenige Jahre in dieser Umgebung waren, umzugestalten; es waren ihrer überdieß zu viele, als daß sie nicht zum großen Theil sich selbst und dem Umgang miteinander hätten überlassen bleiben müssen. Von dieser Seite, von ihrem eigenen engern Kreise ging nun eine eigenthümliche Reaktion gegen den religiösen Institutsgeist aus. Bekanntlich ruft ein Extrem immer das andere hervor; je äußerlicher und kategorischer eine Glaubensform einem entgegentritt, desto sicherer erzeugt sie den gründlichsten Unglauben und Zweifel gegen sich selbst; Voltaire wurde von den Jesuiten, Semmler und andere Coryphäen des deutschen Rationalismus von den Pietisten erzogen; das theologische Stift in Tübingen hat von jeher die entschiedensten Zweifler hervorgebracht. Etwas ganz ähnliches habe ich nun auch in der frommen Mädchenanstalt beobachtet. In dem Kreis, den ich genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatte, befanden sich Mädchen von entschiedenem Talent und lebhaftem Geist. Unter diesen erzeugte sich nun von selbst ein eigener esprit de corps; sie sahen auf ihre ordinären Mitschülerinnen, insbesondere auf jene schon öfters erwähnten Candidatinnen der Schnellbleiche, mit Verachtung herab; es bildete sich eine esoterische Sprache unter ihnen; sie wurden, mit Einem Worte, „forsch", burschikos. In Beziehung auf ihre Denk- und Gefühlsweise äußerte sich dieser esprit de corps in einem genialen Uebermuth, der sie, wenn auch nicht praktisch, doch im Ausdruck, in der vertrauteren Unterhaltung, der Heinschen Frivolität nahe brachte. Natürlich kann sich dieser Geist bei Mädchen nicht, wie bei Jünglingen, in offener, selbstständiger Opposition kund geben; er bleibt latent, von den übrigen entgegengesetzten Elementen nicht förmlich geschieden, meistens seines Gegensatzes sich nicht einmal recht bewußt. Jene Pensionärinnen machten äußerlich alles mit, und zwar ohne Zwang, was sie zum

Stolz des Instituts machte; die Coterie aber hatte doch einen weit intimeren und nachhaltigeren Einfluß auf sie als ihre ganze officielle Umgebung. So kamen sie denn aus der Klostermauer heraus mit der Anlage zu beidem; je nachdem sie in eine Umgebung kamen, konnten sie entschieden weltlich oder auch gründlich fromm werden. Dieß sprach sich denn auch in ihrer Korrespondenz aus, so weit ich davon Einsicht nehmen durfte: die alte Institutsgewohnheit, gegen die sie sich nie auflehnten, ließ es nicht wohl ohne ein frommes Citat abgehen, dann aber kam Geniales, Sentimentales, Heine'sches in chaotischer Verwirrung durcheinander, so daß ich mich an den Bärenhäuter in Arnims Isabella erinnert fand, aus dem bald sein alter, bald sein neuer Mensch spricht. Das Leben gleicht natürlich viel von diesen Gegensätzen aus; was aber nach aller Abschleifung zurückbleibt, das ist in der Regel jene moderne Art der Religiosität, welche im Ball- und Betsal gleich zu Hause ist, die ihre Visiten und Soireen zu Missionsstunden und Wohlthätigkeitsvereinen zu machen weiß, die Frömmigkeit also, welche wir gegenwärtig gepriesen sehen als die wahre, der die rechte Vereinigung von Leben und Christenthum gelungen sey. Diese Institutstöchter haben die nämliche Genesis gehabt und passen daher auch auf's beste zu unsern jungen Theologen, die auch keine Kopfhänger sind, zu den eleganten Helfern, den protestantischen Abbés, die mit der weltlichen, der philosophischen Bildung auf's genaueste bekannt sind und sie mit ihrer Dogmatik in einer so feinen Mischung zusammenzubringen wissen, daß man nicht unterscheiden kann, wo der Glaube aufhört und der Unglaube anfängt, die seyn können, wie man sie haben will.

Wir werden das obige Bild am besten mit einigen einzelnen Zügen vervollständigen. Eine Genossin des vorhin beschriebenen genialen Kreises wurde später die Braut eines jungen Theologen und zeigte dieß einer ihrer Freundinnen mit der Bemerkung an: hauptsächlich freue sie, daß ihr Bräutigam auch Geschmack für Religion habe. Ein anderer interessanter Brief kam mir schon auf die interessanteste Weise in die Hände. Von einer Buchhandlung wurde mir eine populäre Bearbeitung von Humboldts Kosmos zugeschickt; in diesem Buch nun fand ich den Brief einer Tochter aus dem Institut an ihre Eltern, welcher von diesen übersehen worden war. Sie hatten nämlich den Kosmos als ein „gutes Buch" der Tochter in die Anstalt geschickt, diese aber hatte ihn zurückgegeben, da sie

ihn nicht brauchen könne und überdieß für Bücher schon durch die Vorgesetzten gesorgt werde. Der Brief blieb in dem Exemplar stecken, dieses ging an die Buchhandlung zurück und wurde von ihr dann sammt der pikanten Beilage an einen neuen Kunden versandt. In dem Brief entschuldigt sich nun die Tochter, daß sie wegen der eben beginnenden Tanzstunde, zu welcher sie um neue weiße Glacéhandschuhe bitte, nicht mehr schreiben könne, drückt ihre Freude darüber aus, in einem halben Jahre ihre Eltern wieder zu sehen, zugleich aber auch ihr Bangen vor dem Augenblick, wo sie wieder in die Welt eintreten werde. „Doch mit Gottes Hülfe — fährt sie fort — wird es mir gelingen, den fein gelegten Schlingen des listigen Verführers zu entrinnen.“ Wem fällt hiebei nicht die bekannte Anekdote von den Nonnen ein, welche nicht erwarten konnten, bis die rohen Gewaltthätigkeiten angehen würden, welche die zügellose Soldateska, wie man ihnen erzählt hatte, vornämlich in den Frauenklöstern verübten?

Der kundige Leser wird, ohne daß ich es zu sagen brauche, bemerkt haben, daß die erste Aeußerung aus einem protestantischen, die zweite aus einem katholischen Institut kommt; ich wüßte wahrlich nicht, wie man die beiderseitigen Frömmigkeitsformen anschaulicher und prägnanter ausdrücken könnte, als in diesen beiden kurzen Worten. Halten wir uns zunächst an die evangelische Christin, deren Bräutigam, der Repetent, Geschmack für Religion hat. Wer sieht in ihr nicht bereits die Frau Helferin und dereinstige Frau Decanin, die ihres Mannes Thätigkeit für innere und äußere Mission unter den Honoratiorinnen des Städtchens fortsetzt und von der man einst rühmend sagen wird: sie ist keine Pietistin, keine Kopfhängerin, sondern eine wahrhaft fromme Frau, vor der jedermann Achtung haben muß. Es ist in der That ein geniales Wort von dem Geschmack für Religion, ein Wort, das uns einen deutlicheren Einblick in das Wesen der gegenwärtigen Frömmigkeit gewährt, als die dicksten Bücher. Man treibt sie allerdings, die Religion, wie andere Fertigkeiten, und wer Geschmack für sie hat, der schickt seine Tochter in ein Institut, damit sie da neben Tanzen, Französisch, Oryktognosie u. a. auch Religion lerne, weil sie auch auf dem Repertoire des Nobeln steht.

So viel von der Religion! Ich theile nun zwar auch ganz die Ansicht, daß die Sittlichkeit von ihr nicht zu trennen sey, daß

religiöse und gemüthliche Bildung Hand in Hand mit einander gehen; ich könnte mich daher bescheiden, über die letztere etwas Besonderes zu sagen und mich etwa mit dem allgemeinen Satz begnügen, daß da, wo die Religiosität eine äußerliche, scheinbare, eine Sache des Geschmacks, der Mode ist, auch die gemüthliche Bildung nothwendig eine verschrobene seyn muß, da ihr das erste und nothwendigste, die Einfachheit und Lauterkeit, die anima candida abgeht. Gleichwohl fühle ich mich verpflichtet, auch noch auf das Gemüthliche und Sittliche näher einzugehen, da ich in dieser Beziehung ebenfalls specielle Erfahrungen zu machen Gelegenheit hatte. Wenn 100 Mädchen im Alter von 16 bis 18 Jahren bei einander eingeschlossen und — wie dieß in den specifisch frommen Instituten der Fall ist — von der Welt, von jeder naturgemäßen Berührung mit ihr abgeschlossen sind, so kann man sich denken, in welch innere Aufregung die so zurückgedrängten Gefühle gerathen werden, a thousand bosoms there beating for love, as the caged bird's for air (Byron, Don Juan VI., 26.); es muß schwer seyn, to keep this den of beauties cool as an Italian convent, where all the passions have, alas! but one vent. And what is that? Devotion doubtless — how could you ask such a question? (ibid. V, 32. 33.). Ist nun darunter namentlich ein Kreis von Mädchen wie die oben beschriebenen, von besonders lebhaftem Geist, erregter Phantasie, mit genial-übermüthigen Anschauungen, kommen dazu französische Gouvernantinnen, welche die Natur der Leidenschaft schon etwas besser kennen, durch ihre Lage und Umgebung aber darauf geführt werden, die Gefühle der Liebe und der leidenschaftlichen Freundschaft mit einander zu amalgamiren und zu verwechseln, so wird man begreifen, wie nahe da allerlei Verirrungen der Gefühle liegen müssen. So kamen denn auch bei meinen jungen Freundinnen die leidenschaftlichsten Freundschaften mit aller Ueberschwenglichkeit der Liebe und Eifersucht vor und veranlaßten so auffallende Erscheinungen, daß sich der Vorstand endlich genöthigt sah, die Mädchen in einer eigenen Rede vor allerlei Gefahren, die er natürlich nicht näher definiren konnte, zu warnen und die Französin zu entfernen. Auch ich fühle mich keineswegs berufen, den Schleier von dieser delikaten Geschichte weiter wegzuziehen; soviel ist aber klar, daß es sich hier auf jeden Fall um eine krankhafte Ueberreizung der Gefühle handelte, welche für die sittliche und gemüthliche Entwicklung nur störend seyn konnte. Es wäre

nun natürlich ein ungerechter und unstatthafter Schluß, dieselben Erscheinungen in allen Instituten vorauszusetzen; im Gegentheil bin ich der Ueberzeugung, daß selten so alle Bedingungen für ihr Hervortreten beisammen seyn werden wie dort; sie sind aber einmal vorgekommen und es liegt in der Natur der Sache, daß sie sich leicht wiederholen können. Wollte man aber auch in dieser Hinsicht nichts fürchten, so liegt unstreitig die Gefahr einseitiger Gefühls- und Gemüthsrichtung für eine so große Anzahl dem elterlichen Hause entzogener und miteinander eingeschlossener Mädchen ungleich näher, als für Knaben und Jünglinge in derselben Lage. Diese Gefahren aber wären auf jeden Fall beseitigt und eine natürliche, gesunde Gemüthsbildung könnte mit ungleich größerer Zuversicht erwartet werden, wenn man die Mädchen zu Hause bei ihren Müttern behielte und sie im Kreise ihrer Geschwister und Verwandten aufwachsen ließe.

Auf diesen unseren Fundamentalsatz, das A und O unserer ganzen Argumentation, werden wir also auf jedem Punkt hingeführt und nirgends mehr und dringender als hier. Die Mutter ist es doch gewiß, welche für die Gefühle ihrer Tochter eine ganz andere Garantie übernehmen kann, als alle Vorsteher, Oberstudienräthe und Geistliche beider Confessionen, mögen dieselben, woran ich keinen Grund zu zweifeln habe, auch noch so vortreffliche Männer seyn. Je öfter ich mir den Gedanken wiederhole, daß man Mädchen in die Fremde schickt, damit sie Religion lernen und sich gemüthlich bilden lassen, desto mehr erscheint er mir als ein nach den Gesetzen des Denkens gar nicht vollziehbarer, als eine contradictio in adjecto, ein „absoluter Widerspruch, gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren". Wie hätten unsere wahrhaft frommen Väter und Mütter an so etwas gedacht, die es im Gegentheil mit Recht bedauerten, daß sie ihre Knaben nicht auch bei sich behalten konnten, an denen doch weniger zu verderben ist, deren Gefühl und Gemüth einen derberen, zäheren Faserstoff hat! Aber freilich, diese Eltern werden ja heutzutage von ihren christlicher gewordenen Söhnen als Rationalisten, als halbheidnische, in der fleischlichen Sicherheit natürlicher Gerechtigkeit und Tugend befangene Verirrte bemitleidet oder verdammt; ihre Seligkeit kann nur durch den ächt theologischen Satz gerettet werden, daß sie vielleicht besser waren als ihr System; an sich wären sie verloren. Wenn ich mir vorstelle, wie da alles mit einander zusammenhängt, dann wird mir freilich klar, was sonst

dunkel ist, dann begreife ich auch wohl, warum man in die Töchteranstalten geht; desto trüber wird mir aber auch auf der andern Seite zu Muth.

Mit freudigem Muth, mit den zuversichtlichsten Hoffnungen habe ich die Feder ergriffen. Warum sollte ich nicht die beste Wirkung, die günstigste Aufnahme für meine Ansprache an das Publikum erwarten dürfen? War ich mir doch der Aufrichtigkeit meiner Absichten bewußt und von der Wahrheit dessen, was ich zu sagen hatte, so durch und durch überzeugt, daß ich meinte, es könne nicht anders seyn, als daß jedermann diese Wahrheit auch einsehen, daß aller Welt die Augen aufgehen müssen. Wie herabgestimmt sind dagegen jetzt am Schluß meine Hoffnungen, wie muß ich an irgend einer heilsamen Wirkung dessen zweifeln, was ich mit aller von der Kraft unmittelbarer Ueberzeugung eingegebenen Beredtsamkeit auszusprechen mich bemüht habe! Ich träume nicht mehr von dem Kranz, sondern höchstens von der Märtyrerkrone des Reformators; es kommt mir die traurige Prophezeihung in den Sinn, welche der besorgte Eugenius an den scherzhaften Yorik richtet: Trust me, dear Yorik, this unwary pleasantry of thine will sooner or later bring thee into scrapes and difficulties, which no after-wit can extricate thee out of; ich rufe mir selbst zu: Alas, poor Yorik! In der Arglosigkeit meines Herzens habe ich die Wahrheit rückhaltslos gesagt nach allen Seiten; anstatt einen Beweis meiner Unparteilichkeit darin zu finden, werden sich dafür alle gegen mich vereinigen, und ich höre schon den Wespenschwarm um meine Ohren summen, der mir seine rächenden Stacheln zu fühlen geben will. Die Institutslehrer und Pädagogen aller Klassen werden mir's nie verdenken können; es ist eine unmögliche Forderung an einen Stand, sich selbst in Abgang zu dekretiren. Selbst von den Frauenzimmern fürchte ich, daß sie meine aufrichtigsten Huldigungen übersehen und die Streiche, die ich gegen ihre Feindin, die falsche Bildung, durch die sie um ihre ursprünglichsten und süßesten Reize gebracht werden, richtete, als gegen die Geltung ihres Geschlechts überhaupt geführt ansehen werden. Das Günstigste, was ich zu erwarten habe, ist, daß sie sagen: es ist viel wahres an dem Aufsatz, aber er hat es doch zu arg gemacht; man weiß jetzt nicht mehr, was man thun soll. Und so werden sie es denn beim Alten lassen. Am nachdrücklichsten habe ich meinem eigenen Geschlecht — von dem ich ja mich selbst nicht

ausnehmen kann — den Text gelesen. Gerade von dieser Seite aber hoffe ich noch am ehesten eine unparteiische Würdigung erwarten zu dürfen, und wenn etwas besser werden soll, so muß es ja unstreitig von hier, von dem ganzen männlichen Geschlecht ausgehen. An dieses wende ich mich daher auch noch mit einer letzten Ermahnung. Stellet euch, ihr Männer, lieben Brüder, nicht selbst das Zeugniß der Armuth aus, als ob bei euch nichts mehr zu holen wäre, als ob ihr nicht in euren eigenen Häusern die beste Pflanzstätte der Bildung hättet; werdet euch eurer Würde wieder bewußt und lasset euch von niemand das paradiesische Vorrecht nehmen, im Geistigen nicht minder als im Leiblichen des Weibes Haupt zu seyn. Euch Jünglingen aber möchte ich zurufen, was Börne in patriotischer Trauer über den unserer Nation gemachten Vorwurf der Pedanterie den deutschen Hofräthen sagt: „O, Referendäre, werdet anmuthig!" Oekonomen, Pfarrgehülfen, Handlungsdiener, thut dem andern Geschlecht wieder Handreichung, gebt ihm, als dem schwächeren Gefäß, die gebührende Ehre, nehmt euch, wie es eure Schuldigkeit ist, ihrer Bildung wieder an, errettet sie aus der Gewalt der Stundengeber und Französinnen! Man schreibt aus Paris zur Schmach unseres Geschlechts, daß man dort Tänzer fürs Geld kommen lassen müsse, weil die Herren selbst es nicht mehr thun wollen. Bedenket, daß die Schmach eine noch viel größere wäre, wenn ihr fort und fort die ungleich wichtigeren und heiligeren Pflichten, die ihr gegen eure Gespielinnen und Lebensgenossinnen habt, wolltet durch Miethlinge erfüllen lassen.

Das heutige Studentenleben.[1]

I.

Unsere deutschen Universitäten mit ihrem alten Ruhm und ihrem alten Glanz sind der Nation ans Herz gewachsen, und sie wird nicht lieblos und splitterrichtend nach den Fehlern dieser ihrer Lieblingskinder suchen, die sie um so höher hält, als sie in ihnen die hauptsächlichsten Trägerinnen ihrer geistigen Einheit erkennen muß und durch jede Aenderung in der Stellung und im Charakter derselben mit dem Verluste eines wichtigen Bindemittels bedroht ist. Aber dennoch werden die Stimmen, welche strenges Gericht über uns und unser Thun verlangen, lauter und lauter und erschallen von den allerverschiedensten Seiten; bald einzelne Universitäten, und dazu die angesehensten, bestverwalteten und bestdotirten, bald alle insgesammt werden beschuldigt, ihren Aufgaben nicht mehr gewachsen zu seyn, und sogar auf den Universitäten selbst tritt von Zeit zu

[1] Der Verfasser, Docent an einer norddeutschen Universität, hat innerhalb des letzten Decenniums durch eigene längere oder kürzere Anschauung das Studentenleben von Heidelberg, Erlangen, Bonn, Gießen, Marburg, Göttingen, Berlin, Rostock und Kiel kennen gelernt, und das Gesammtbild, das er dort gewonnen hat, hat er den nachfolgenden Betrachtungen zu Grunde gelegt. Er bescheidet sich gerne, daß dieses Gesammtbild auf einzelne Universitäten, vielleicht namentlich auf die südlichsten und auf die nördlichste nicht ganz passen mag, wie ihm denn auch schon Erlangen, wenigstens vor acht Jahren, manches Abweichende zu bieten schien, allein in den Hauptsachen ist wohl der Geist auf allen deutschen Universitäten, oder wenigstens auf den vorzugsweise protestantischen durchaus derselbe, und so hat der Verfasser sich für berechtigt gehalten, das auf den genannten Universitäten Gefundene im Nachfolgenden als das regelmäßig Vorhandene darzustellen. Die österreichischen Universitäten, die erst seit kurzem in den Kreis der übrigen deutschen Universitäten einzutreten beginnen und diesen noch durchaus nicht gleichartig geworden sind, sind dabei außer Beachtung gelassen.

Zeit ein Gefühl des Unbehagens und Unbefriedigtseyns zu Tage, wie es zu dem sonst so selbstbewußten Charakter dieser Corporationen wenig passen will. Es wird an der Zeit seyn, den heutigen Zustand der Universitäten und ihre Leistungsfähigkeit näher ins Auge zu fassen, und darnach die Größe der ihnen drohenden Gefahren und die Mittel zur Abhülfe bemessen zu können.

Freilich, so weit die Universitäten ein Vereinigungspunkt für wissenschaftliche Kenntnisse und Trägerinnen des wissenschaftlichen Fortschritts seyn sollen, so weit können sie stolz allen Angriffen entgegensehen, denn noch immer gehören fast in allen Fächern die Glanzpunkte den Universitäten an oder sind doch aus ihnen hervorgegangen. Allein das ist nur die eine Seite ihrer Aufgabe; die andere ist, die künftigen Diener von Kirche und Staat, und damit den edelsten Theil unserer Jugend, zu erziehen und für ihren Beruf geschickt zu machen, und nach dieser Seite hin sind ihre Erfolge wenigstens von sehr zweifelhafter Natur. Es ist allerdings schwer, diese in ihrem wahren Verhältniß zu erkennen, da sich die Zöglinge der Universitäten durch die ganze Nation verbreiten und man ihr ferneres Leben, aus dem doch der Beweis entnommen werden müßte, nicht mehr gesondert beobachten kann; man müßte denn eben den ganzen sittlichen und intellektuellen Zustand der Nation, deren sociale und politische Zustände als das Resultat ansehen, aus dem man mit Hülfe der andern hierfür mitwirkenden Faktoren den unbekannten Faktor, die Wirksamkeit der Universitäten, berechnen müßte. Allein das wäre ein sehr schwieriges und fast unmögliches Verfahren, und gelänge es doch, wir fürchten, es fiele zum Nachtheil der Universitäten aus. Dafür aber bietet sich uns ein anderer Gradmesser, der wenigstens annäherungsweise unsere Frage beantworten kann und leichter zugänglich ist: es ist das Leben der Studenten auf den Universitäten. Allerdings ist dieses noch nicht das endliche Resultat der Universitätsbildung; wer dort ein wüstes, wildes Leben führt, kann später noch ein tüchtiges Glied der menschlichen Gesellschaft werden, und dazu können auch einzelne Keime schon auf der Universität ihm und andern unbewußt gelegt seyn. Allein, wenn durchgehends der läuternde und erhebende Einfluß einer solchen geistigen Großmacht sich verbirgt, so lange ihr Zögling ihr ganz angehört und sie ausschließlich und ungeschwächt auf ihn einwirken kann, so wird man überhaupt an der Existenz solchen Einflusses zweifeln

dürfen, und deßhalb glauben wir auch, daß das heutige Studentenleben als eine schwere Anklage gegen die Universitäten auftritt.

Daß das äußere Leben der meisten Studenten nicht also sey, wie man es von den Jüngern der Wissenschaft fordern müsse, das ist eine alte Klage der Alten insgesammt, der Eltern, der Professoren, der vielgeplagten Philister und Pedellen; sie ist wohl eben so alt, wie die Universitäten selbst, und diese sind darum doch nicht zu Grunde gegangen. Neu ist aber, daß diese Klage auch in der Studentenwelt Widerhall zu finden beginnt, daß es nicht mehr allein die Frühreifen oder Altklugen sind, die im Studentenleben kein Genüge finden, sondern daß durchgehends die alte Begeisterung für studentische Freiheit und studentischen Brauch geschwunden ist, und die einzelnen Parteien nur noch anerkannt wissen wollen, daß unter den jetzigen Verhältnissen dieser oder jener Brauch nöthig oder wenigstens entschuldbar sey. Der alten Sitte gemäß wird bei feierlichen Gelegenheiten noch das Hoch auf die studentische Freiheit ausgebracht, aber es geschieht eben nur des Herkommens willen; in dem innersten Gemüthe klingt der Ruf nicht mehr an, und die jetzige Generation hat kein Verständniß für alle die Schwärmerei, mit der unsere Väter noch diese Göttin verehrten. Der Student hat bereits die Ueberzeugung von der innern Berechtigung oder gar der Nothwendigkeit seiner jetzigen Ungebundenheit verloren, er kann sich schon einen Zustand denken, wo alles gebundener und strengeren Regeln unterworfen ist, und er doch sein wahres Ziel so gut erreichen kann, wie jetzt, und es ist fast, als suche er die Genüsse der Ungebundenheit noch zuletzt in vollen Zügen auszubeuten, da sie ihm bald genommen werden könnten. Ja, denkt er einmal an das, was hinter der Studentenzeit liegt, so klagt er wohl gar, daß es ihm zu sehr überlassen werde, wie und was er studiren wolle, um sich für das schwere Staatsexamen vorzubereiten; es wäre ihm lieber, es würde von oben her alles genau vorhergeschrieben und dagegen eine Garantie übernommen, daß bei gewissenhafter Beobachtung der Vorschrift auch das Examen bestanden würde. Und kommt nun erst die Examenzeit näher, und lauten die Nachrichten über die Schicksale der Vorgänger ungünstig, so kann man auch darüber klagen hören, daß die jetzigen Universitätseinrichtungen es möglich gemacht haben, daß die ersten Semester so ganz ungenutzt, und ohne daß von außen eine Nöthigung zum Fleiß egeboten wäre, haben hinstreichen können; also schon

mitten im Kreise der Commilitonen und im Vollgenuß der akademischen Freiheit vermag diese ihre Herrschaft über die Gemüther nicht mehr zu behaupten.

Es ist wahr, der Student ist in diesem Punkte vernünftiger und nüchterner geworden und glaubt nicht mehr die Grundlagen der ganzen Wissenschaft bedroht, wenn man ihm ein wenig die Flügel stutzen sollte — daß nicht eintretenden Falls Mancher also sich stellen würde, wollen wir damit nicht gesagt haben — und in dieser kühleren und nüchternen Anschauung der Dinge könnte man geneigt seyn, einen Fortschritt zu sehen, zumal sie die Anwendung von Heilmitteln wesentlich erleichtert. Allein es ist das nur ein Symptom für die Richtung, die heutigen Tags der Geist unserer Studenten in allen Beziehungen genommen hat, und die uns weit gefährlicher däucht, wie die alte Schwärmerei. Sie sind in allen Dingen nüchtern und vernünftig geworden, und haben sich der Begeisterung für falsche und wahre Ideale möglichst entschlagen, ohne deßhalb an ernster, praktischer, energischer Gesinnung wesentlich gewonnen zu haben. Hierin sind sie jugendlich geblieben, in jenem haben sie die Jugend verloren. In der äußern Erscheinung hat das Studentenleben bei dieser Aenderung nur gewonnen, indem sich alle Gebrechen desselben mehr von der Oberfläche zurückzuziehen und im Verborgenen zu wuchern wissen, und indem das ganze Gebahren der Studentenwelt weit weniger anmaßend, drohend und eigenmächtig ist, wie in früheren Zeiten. Selbst das Maß positiven Wissens, das jetzt auf der Universität gesammelt wird, ist, wie der Ausfall der Staatsexamina in den Ländern zeigt, wo diese nicht erheblich geschärft sind, ein größeres geworden, als wie es vor Jahrzehnten heimgebracht zu werden pflegte. Aber durch diese Oberfläche darf man sich nicht täuschen lassen; unter derselben lebt die alte Zucht- und Sittenlosigkeit, die sich nur in ein weniger auffallendes Gewand kleidet, und die um so zerstörender wirkt, als der alte Idealismus nicht mehr mit ihr Hand in Hand geht. Trotz aller Gefahren und Verirrungen, die derselbe in seiner Richtung auf Politik und Wissenschaft mit sich führte, half er doch wenigstens den Schmutz innerlich überwinden, den das sonstige Leben ansetzte. Dem heutigen Materialismus fehlt diese Waffe, und auch die wissenschaftliche Arbeit hat ein gutes Stück ihrer reinigenden und erhebenden Kraft verloren, wenn sie nur in seinem Dienst geschieht, wie es bei der großen Menge unserer

Studenten der Fall ist; denn nur um des künftigen Examen willen und dieses allein im Auge habend, also ohne Gründlichkeit und ohne Freiheit betreibt sie ihre Fachwissenschaft und nur diese. Die alten Studentenstreiche, an denen es auch heute noch nicht fehlt, sind selten mehr die Folge des Uebersprudelns des lebenslustigen ungebrochenen Jugendmuths und zeigen denn auch selten genug Spuren eines wahren Humors, vielmehr will es uns scheinen, als ob sie vielfach in philistroser Weise nur um des Herkommens willen geschehen, das nun einmal solche Ausschreitungen von einem flotten Burschen fordert, oder gar Ausbrüche eines wüsten, unbeherrschten Sinnentaumels sind. Darum muß aber auch das Urtheil über diese Zuchtlosigkeit so ganz anders ausfallen, wie sonst. Man hat den Studenten so mannigfache Auswüchse der akademischen Freiheit nachgesehen, weil es nur Auswüchse waren, und die eigentliche Frucht, nachhaltige Anregung des ganzen Geisteslebens, regelmäßig gedieb und als dauernder Schatz mit ins bürgerliche Leben hinübergenommen wurde. Wird dieß Ziel doch nicht mehr erreicht, so ist es an der Zeit, Schranken gegen die Zügellosigkeiten zu setzen, die so manchen edlen Keim gänzlich vernichten und so viele für immer anfressen und vergiften.

Man hat wohl gesagt, die Mängel des akademischen Lebens ständen nicht allein, sondern seyen eine nothwendige Consequenz des Verfalls von Zucht und Sitte, welcher sich in der Gesammtheit unserer Zustände erkennen lasse, und dürften darum auch nur im Zusammenhang mit den letzteren beurtheilt werden. Allein selbst dann stellt sich die Sache unseres Erachtens nicht günstiger heraus. Die akademische Jugend sollte höher stehen, wie ihre Zeit, die sie ja einst lenken und lehren will; statt dessen steht sie jetzt fast unter dem allgemeinen Niveau. Unter den jungen Architecten, Ingenieuren und sonstigen Technikern, unter den jungen Landwirthen und Officieren und selbst unter gewissen Klassen von Kaufleuten zeigt sich, wo sie in größerer Anzahl vereinigt sind und sich daher ein Gesammtgeist erkennen läßt, viel mehr Tüchtigkeit, Energie und Zuverlässigkeit als bei den Schülern der vier Fakultäten.

Daß das Studentenleben um seines engen Zusammenhangs mit dem Leben der ganzen Nation willen auch mit diesem steigt und fällt und vielfach aus diesem erklärt werden muß, läßt sich nicht läugnen. Die Sitte des väterlichen Hauses, der dort bewahrte

ehrbare, fromme Sinn, die Liebe zu den Eltern und die Furcht vor ihnen und ihrem Urtheil begleiten den jungen Studenten auf die Universität, und deren Aufgabe ist eine ganz andere, je nachdem diese geistige Mitgift eine reiche oder eine ärmliche ist. Ließe sich hierin nun vielleicht manches besser wünschen, so läßt sich doch von dieser Seite her der jetzige Nothstand allein nicht erklären; in den höheren und mittleren Ständen, woher unsere Universitäten vorzugsweise ihre Zöglinge erhalten, ist die häusliche Sitte und das ganze moralische Verhalten eher besser, als schlechter geworden. Mehr aber müssen wir die Schuld auf die Einrichtungen unserer Universitäten und auch auf den allgemeinen Zustand unserer heutigen Wissenschaft werfen. Ersterer Umstand allein erklärt den Verfall nicht; denn während die Einrichtungen dieselben waren, wie jetzt, sind Blüthezeiten des akademischen Lebens möglich gewesen. Während sich aber die Fluthen und Ebben der wissenschaftlichen Strömungen unserer Willkür entziehen und wir in dieser Hinsicht dem akademischen Leben nicht anders zu Hülfe kommen können, als daß jeder mit seinem wissenschaftlichen Pfunde in treuem Fleiße wuchert, und an seinem Theil sorgt, daß das Leben nicht noch mehr ersterbe, kann doch in den Zeiten der Ebbe durch äußere Einrichtungen mancher Nachtheil vermieden werden, und wenn diese allein auch der Wissenschaft keinen neuen Geist einhauchen und keine Seher und Propheten schaffen werden, so können sie doch wirken, um das Vorhandene zu erhalten, und es der Universität erleichtern, tüchtige und ehrenhafte Diener für Kirche und Staat zu erziehen. Das ist nun freilich ein Glaube, der zur Zeit auf den Universitäten wenig Anklang findet; mögen die nachfolgenden Blätter ihm einige Anhänger mehr zuführen!

Der Schwerpunkt der Universitätsthätigkeit liegt heutigen Tags in dem einseitigen Vortrag der Docenten, wodurch der wissenschaftliche Stoff in fertigen, abgerundeten Sätzen den Zuhörern überliefert wird. Deren Verhalten ist darin also ein durchaus receptives, und zwar an vielen Universitäten und bei vielen Docenten bis zu dem Grade, daß „das Heft" fertig in die Feder diktirt und daneben eine kurze Interpretation desselben gegeben wird, die dann nicht niedergeschrieben werden soll, während bei andern Docenten die Vorträge mehr oder weniger den diktirenden Charakter verlieren und es dem Zuhörer überlassen bleibt, was er davon niederschreiben will, um

das Gehörte später selbst reconstruiren zu können. Für manche Fächer bleibt der Unterricht regelmäßig bei diesen Vorträgen stehen; es ist eine Seltenheit, wenn daneben noch Gelegenheit geboten oder wenigstens die gebotene regelmäßig benutzt wird, um das Erlernte selbstthätig anwenden zu können. Die Practica sind z. B. auf manchen Universitäten durchaus nicht ein regelmäßiges Erforderniß eines vollständigen juristischen Kursus, und wo sie es sind, werden sie erst in den letzten Semestern benutzt. In andern Fächern ist die Anforderung an die Selbstthätigkeit der Studirenden eine größere und durch Einrichtung von sogenannten Seminarien und Societäten wird dahin gewirkt, daß ein Theil des Lehrstoffs erst durch die eigene Arbeit gefunden und gesammelt werde, und in andern Fächern endlich, wie in manchen Zweigen der Naturwissenschaften, tritt der eigentliche Vortrag fast zurück gegen die Bedeutung, welche dort die praktischen Uebungen gewonnen haben. Hier ist ja häufig auch die äußere Fertigkeit ein eben so wichtiges Moment, wie die geistige Durchdringung der Lehre. Wie gesagt, ist aber immer noch die Regel der einseitige und auf vielen Universitäten sogar der diktirende Vortrag des Lehrers, und wenigstens viele Semester lang fordert die Universität auch von den Fleißigen nur, daß sie diesen Vortrag regelmäßig „hören." Wer sich aber darauf beschränkt, verliert, — und darüber kann man auch Studenten oft klagen hören — neben dem auf der Schule erlangten formellen Geschick, seine Gedanken mit Leichtigkeit wiederzugeben, häufig auch ein Stück der Regsamkeit und Schärfe des Geistes, welche zu selbstständigen Produktionen nöthig ist, und gewöhnt sich an ein unklares Hindämmern. Außerdem aber verzichtet die Universität bei dieser Unterrichtsweise darauf, die großen Bildungsmittel auszubeuten, welche aus der Gemeinsamkeit der Arbeit, aus der gegenseitigen Unterstützung und Anregung und der dadurch herbeigeführten Steigerung der Kräfte der Einzelnen fließen müssen.

Die Vortheile, welche die Universität damit aufgibt, bestehen nun aber nicht etwa bloß darin, daß auf anderem Wege vielleicht allerlei Kenntnisse besser und leichter erworben werden könnten, sondern gehören auch wesentlich dem moralischen Gebiete an. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey — das gilt auch von unsern Studenten. Das äußere Leben derselben ist aber bei unserer Universitätsverfassung ein völlig isolirtes, von allen Banden losgelöstes,

der gänzlich freien Wahl anheimgestelltes; keine häusliche Regel, kein Familienleben legt der größten Zahl irgend welche Schranken auf. Eine neue Gemeinschaft sollen sie und müssen sie dafür mit den Commilitonen und wo möglich auch mit den Lehrern finden. Das Bindemittel aber ist heutigen Tages nur in den seltensten Fällen gemeinsame wissenschaftliche Thätigkeit, und sie kann es nicht seyn, so lange die große Mehrzahl sich darauf beschränkt, die von andern gefundenen und formulirten Sätze lediglich in sich aufzunehmen; denn das ist allein Sache des Gedächtnisses, und bei dieser Arbeit muß ihrer Natur nach die gegenseitige Unterstützung der Commilitonen eine durchaus äußerliche und unbedeutende bleiben. An der Unterrichtsweise allein liegt es nun allerdings nicht, daß unsere Studenten nur zum Recipiren zu kommen pflegen, (in Zeiten, wo dieselbe noch ausschließlicher herrschte, wie jetzt, ist es anders gewesen), sondern es liegt wesentlich auch an dem allgemeinen Zustand unserer Wissenschaft. Es ist in derselben, wenn wir von den Naturwissenschaften und vielleicht von der Theologie absehen, eine Zeit des ruhigen Besitzes und Genusses den Zeiten des Kämpfens und Ringens gefolgt, in denen der Rationalismus überall aus dem Felde geschlagen wurde, und wenn deßhalb auch viel tüchtiges Einzelne in den verschiedenen Disciplinen noch heute zu Tage gefördert wird und bedeutende Kräfte thätig sind, um den neuerworbenen Boden nach allen Seiten hin zu befestigen, so fehlen doch für den Augenblick alle großen Gegensätze und Kämpfe, welche schon die Jugend zu erfassen und zu begeistern vermögen; die Kraft, welche auch die Massen hinreißt und fesselt, ist aus der Jurisprudenz, der Philologie, der Geschichte u. s. w. für jetzt gewichen. Es hat Zeiten gegeben, und ich möchte die ersten Decennien nach den Freiheitskriegen vor allem dahin rechnen, wo schon das bloße Bewußtseyn, nach demselben wissenschaftlichen Ziele zu streben, ein enges Band unter Lehrer und Schüler und unter den einzelnen Commilitonen knüpfte und durch Aufhebung der Isolirung einen überwiegenden Einfluß auf die ganze intellektuelle und moralische Entfaltung gewann; man rang auch nach mehr, als nach bloß wissenschaftlichen Zielen, es galt das Positive auf allen Gebieten zu gewinnen, und dieser Kampf ergriff das innerste Geistesleben; man bedurfte der Gemeinsamkeit, um ihn zu erleichtern. In dem Universitätsleben der angegebenen Zeit nahmen die vielen engen Freundschaftsbündnisse,

die sich meistens unter den verschiedensten Verhältnissen das ganze Leben hindurch bewahrt haben, eine charakteristische Stellung ein; sie deuten darauf, wie nicht bloß der Genuß, sondern auch die That gemeinsam gewesen ist. Unsere Zeit hat nichts dem Gleiches; die Studenten haben viele Bekanntschaften, aber sehr wenig Freundschaften, und die Thätigkeit in ein und derselben Wissenschaft kann jetzt selbst nicht einmal immer Bekanntschaften erzeugen, und noch viel weniger vermag sie dem Verhältniß von Lehrer und Schüler eine nähere Beziehung und eine dauernde Gestalt zu geben.

Der Name eines Pandectisten hat heutigen Tags unter der akademischen Jugend einen Glanz und eine Anziehungskraft, wie sie in der Blüthezeit der Jurisprudenz der Name unseres größten Rechtsgelehrten nicht so ausschließlich und so eminent gehabt hat. Seit einem Jahrzehnt und länger sind die Zuhörer aus allen Theilen Deutschlands in dem Auditorium desselben nur nach Hunderten zu zählen, und sie alle — Schreiber dieses gehört auch dazu — haben vor der Lehrgabe und der persönlichen Liebenswürdigkeit des gefeierten Mannes die größte und nachhaltigste Bewunderung. Aber wie sich keine Partei in der Wissenschaft um ihn gruppirt, ja kaum ein Einzelner öffentlich als sein Schüler aufgetreten ist, so fühlen auch die, welche gleichzeitig bei ihm hören und dadurch manche Stunde des Tags in gleicher Arbeit zubringen, keinerlei Band, welches sie einigt und einer Fahne unterordnet; vielmehr ist es Regel, daß die, welche ein halbes Jahr lang täglich mehrere Vorlesungen und Pausen hindurch als Nachbarn auf einer Bank zusammen sitzen, darum doch noch kein Wort mit einander reden. Selbst die große Verehrung und Bewunderung, die sie gemeinsam für ihren Lehrer fühlen, vermag sie nicht aus ihrer gemessenen, steifen Absonderung zu treiben, wenn nicht gesellschaftliche Beziehungen irgend einer Art zu Hülfe kommen. Aber freilich thut es auch jener großen Verehrung und Bewunderung bei den Studenten keinerlei Abbruch, daß der erwähnte Pandectist auf die Entwicklung der Wissenschaft keinen eingreifenden Einfluß erlangt hat, daß er sich, wie gesagt, eine Schule nicht zu bilden vermocht hat, und daß selbst bei den einzelnen Zuhörern eine nachhaltige Anregung und eine Firirung der künftigen wissenschaftlichen Richtung durch seine Collegien höchst selten bewirkt wird. Derartiges von akademischen Vorlesungen

zu verlangen, ist der Student gar nicht mehr gewohnt; er will nur eine klare und durchsichtige Ueberlieferung der anerkannten Sätze, so daß ihm deren Reception möglichst leicht und bequem gemacht wird, und wie er vom Docenten keine tiefere Einwirkung auf sein ganzes Geistesleben erwartet, so gesteht er ihm auch kaum ein Recht dazu zu und klagt über Einmischung ungehöriger Sachen, falls dieser weitere Blicke, als wie sie der nächste Zweck fordert, dort zu erschließen versuchen sollte. Ja die große Verehrung vor jenem viel gefeierten Pandectisten soll es nicht unmöglich gemacht haben, daß ihm vor Jahren von einer Seite her die Befugniß abgesprochen wurde, sich vom Katheder herunter mißbilligend über das in seinem eigenen Colleg von Zuhörern eingehaltene Benehmen auszusprechen. Die Disciplin sey nur Sache des Universitätsgerichts, soll ihm gesagt seyn. Man sieht, um des bloßen Vortrags von Lehrsätzen willen einigt und unterordnet man sich noch nicht, selbst wenn dieser Vortrag noch so elegant ist.

Das Bild, welches wir hier von dem Verhältniß zwischen Lehrern und Schülern und von dem zwischen den Schülern unter einander gegeben haben, ist nun allerdings kein allgemeines, aber es ist doch das auf den Universitäten bei weitem überwiegende. Durch eine bedeutende und die Jugend anziehende Persönlichkeit hat sich mancher Docent, wenn auch oft nur im engen Kreise, Herrschaft über die Geister seiner Zuhörer zu schaffen gewußt, und diese sind sich dann häufig eben dadurch unter einander näher gebracht, und fühlen sich durch diese Einigung getragen. Sodann weht doch auch jetzt auf manchen Gebieten der Wissenschaft ein solcher Geist, der alle Anhänger zu packen und über das Alltägliche zu erheben vermag. So will uns dünken, daß sich derselbe zur Zeit in der Theologie bemerklich mache und auf ihre Jünger einen vortheilhaften Einfluß übe. Die großen Gegensätze, die seit Wiedererwachen des kirchlichen Lebens als ein sichtbarer Beweis desselben auch in der Theologie hervorgetreten sind, treten jedem Einzelnen näher und fordern Parteinahme; das bloße Aufnehmen des Stoffs ins Gedächtniß genügt nicht, und so fühlt der Student denn auch hier alsbald das Bedürfniß, in ein näheres, persönliches Verhältniß zu seinem Lehrer zu treten und denselben auf sein gesammtes Geistesleben wirken zu lassen. Die angesehenen theologischen Docenten erfreuen sich auch jetzt einer wirklichen Pietät Seitens ihrer Zuhörer,

und dieß Verhältniß ist in vielen Fällen ein dauerndes, das durchs ganze Leben festgehalten wird. Unter den theologischen Studenten ist denn auch ein viel größerer wissenschaftlicher Verkehr, und, was uns ein wichtiger Fingerzeig seyn mag, eine weit bessere moralische Haltung. Es gibt auch hier der Ausnahmen in Menge, indem gar manche von der großen Strömung unberührt bleiben; aber es sind doch nur Ausnahmen, und fänden sie nicht an der großen stagnirenden Studentenmasse einen Anhang, sie würden vielleicht auch mit fortgerissen oder würden wenigstens vereinzelt und dadurch unschädlich gemacht seyn.

Auch für die Naturwissenschaften wirken ähnliche Gründe, und auch hier stellt sich das Verhältniß günstiger; durch die Schnelligkeit ihrer Fortschritte haben sie schon gerade jetzt eine besondere Anziehungskraft, und die praktische Anschauung, die bei ihnen Hand in Hand mit dem Unterricht geht, gibt denselben ohnehin einen größeren Reiz. Sie pflegen darum denn auch gewöhnlich ein verhältnißmäßig geringes Contingent zu der zahlreichen Klasse der absoluten Faullenzer zu stellen, vielmehr läßt sich unter der naturwissenschaftlichen Jugend oft ein reger Trieb zur Thätigkeit und eine enthusiastische Verehrung ihres Faches erkennen, die leider nur häufig genug mit Ueberschätzung und Selbstüberhebung Hand in Hand geht. Auch erzeugt die gemeinsame Arbeit alsbald einen gewissen Corporationsgeist, der sich selbst in Kleinigkeiten bemerklich macht. Da, wo das schroffe Parteiwesen die Studentenwelt spaltet, einigen sich z. B. die Juristen fast nie zu einem gemeinsamen Handeln, zu Fackelzügen oder sonstigen Demonstrationen, die Mediciner oder die Chemiker dagegen häufiger. Der Name eines angesehenen Docenten führt sie alsbald zusammen. Wenn dennoch die moralische Haltung so mancher Jünger der Naturwissenschaften keine günstige ist, und bei ihnen so häufig neben wissenschaftlicher Tüchtigkeit eine sittliche Verwilderung zu finden ist, so liegt ein nicht geringer Theil der Schuld an dem Charakter, den manche Zweige der Naturwissenschaften angenommen haben. Sie fordern keine Vertiefung, kein Zurückgehen in sich selbst, und darum enthalten sie denn auch einen nur geringen Grad von Bildungsstoff in sich. Und bei einer solchen Richtung der zum Beruf erwählten Wissenschaft ist es für den Studenten besonders nachtheilig, wenn seinem Geistesleben durch das Zusammenseyn mit den

Commilitonen anderer Fächer so wenig fruchtbringende Elemente zugeführt werden.

Wir haben seither einen Zusammenhang nachzuweisen gesucht zwischen dem Verfall des Studentenlebens auf der einen, der eingehaltenen Unterrichtsweise und der Ebbe der wissenschaftlichen Strömung auf der andern Seite. Suchen wir nach Heilmitteln für das Studentenleben, so entzieht sich, wie schon früher gesagt, der Geist, der gerade augenblicklich in der Wissenschaft lebt, fast ganz unserer Einwirkung; er ist das Produkt der gesammten Geschichte und ist menschlicher Willkür nicht unterworfen, ja entzieht sich sogar menschlicher Berechnung. Und ähnlich verhält es sich mit einem andern, in seiner Wirkung ebenfalls sichern Mittel, dessen Recept etwa lauten würde: macht nur solche Leute zu Docenten, die neben einer vollendeten, wissenschaftlichen Durchbildung die Gabe haben, durch ihre bedeutende und edle Persönlichkeit die Studirenden an sich zu fesseln und auf ihre ganze Entwicklung einen eingreifenden Einfluß zu gewinnen. Solche Gabe ist eben selten, und die Universitäten würden bald aussterben, wollte man sie zum nothwendigen Requisit jeder Professur machen. Höchstens kann man den Universitätsverwaltungen in dieser Beziehung ans Herz legen, daß sie bei Besetzungen von Stellen auch die Seite des Lehramts im Auge behalten, welche auf die sittliche Läuterung der Studirenden gerichtet ist, und daß daher nicht Kenntnisse oder wissenschaftliche Entdeckungen allein genügen können, um diesem Amte vorzustehen. Wer der Jugend mehr als bloße Kenntnisse bringen will, der muß ein ganzer Mann seyn und ihr durch seine ganze Haltung zu imponiren wissen; an sittlichen Mängeln und selbst an Unfertigkeiten und äußern Lächerlichkeiten nimmt sie nur dann keinen Anstoß, wenn eminente wissenschaftliche Größe vorhanden ist. Zum Glauben an die letztere läßt sie sich freilich häufig durch allerlei Blendwerk verleiten, aber nur für einige Zeit, und wie schnell solche Seifenblasen zusammenfallen, hat man oft genug auf Universitäten gesehen. Der Besuch seiner seither gehaltenen Vorlesungen darf nach dieser Seite hin nicht der einzige Maßstab für die Befähigung eines Docenten seyn; denn die Studenten wollen eben heutigen Tags nur eine bequeme Ueberlieferung des für's Examen Nöthigen, und diese können sie nicht nur in den Collegien wissenschaftlicher Nullen finden, sondern auch von solchen Docenten erhalten, die ihnen im Uebrigen lächerlich sind,

oder die sie gar durchaus verachten. Und aus welchen Motiven sich die Studenten in unserer unwissenschaftlichen Zeit für das Colleg dieses oder jenes Docenten entscheiden, wird jemand, der den Universitäten fern steht, kaum glauben; dem kleinlichen studentischen Parteiwesen wird auch hierauf Einfluß gestattet. Und doch glaubt man gewöhnlich höchsten Orts bei Besetzungen von Professuren den seitherigen „Erfolg" vorzugsweise entscheiden lassen zu müssen. Daß denn auch diese Besetzungen oft genug schlecht gerathen, läßt sich nicht leugnen, wenn man einmal die Professorencollegien durchmustert; aber, wie gesagt, durch die Auswahl tüchtiger Docenten allein läßt sich dem eigentlichen Uebel doch nicht beikommen, weil die dazu erforderlichen Gaben zu selten sind.

Wäre es anders und könnten wir von der Persönlichkeit der Docenten Alles erwarten, so wäre es thöricht, für die Unterrichtsweise bestimmte Normen vorschreiben zu wollen; jeder Einzelne würde da schon von selbst die Formen finden, welche seiner Natur die angemessensten wären, und würde auch wieder jedes Hemmniß etwa ihm aufgedrungener Formen zu überwinden wissen und trotz ihnen die gebührende Herrschaft gewinnen. Wir sind aber eben nicht alle, die wir lehren sollen, also begabt, und müssen darum bedenken, wie wir uns unsere Aufgabe ermöglichen oder doch erleichtern können. Auf ein wichtiges Mittel, das schon auf den Universitäten heimisch ist, das aber noch nicht in der gebührenden Ausdehnung angewandt wird, haben wir schon im Obigen mehrfach hingedeutet, und möchten es um so mehr empfehlen, als es uns schon in seiner seitherigen partiellen Anwendung von gutem Erfolg begleitet zu seyn scheint. Was wir oben Gutes von den Jüngern der Naturwissenschaften sagen konnten, brachten wir unter anderm auch in Verbindung damit, daß von ihnen schon von frühe an selbstthätige Anwendung des Erlernten und Herbeischaffung des Lehrmaterials durch eigene Arbeit gefordert wird; auch nur eine günstige Einwirkung auf die ganze Haltung ihrer Theilnehmer haben, wie uns däucht, die philologischen Seminarien und die theologischen Societäten bewährt, wenn sie richtig geleitet wurden, und sich eine rege Thätigkeit in denselben entwickelt hatte, und selbst bei der juristischen Practica, deren geringer Wirkungskreis freilich schon aus der ihnen so kärglich zugemessenen Stundenzahl erkannt werden kann, läßt sich unsers Erachtens noch ein segensreicher Einfluß bemerken. Wenigstens haben

wir schon sehr oft die Erfahrung gemacht, daß das Interesse für die juristische Wissenschaft, welches die ersten Jahre des Studiums hindurch so häufig gänzlich mangelt, erst in der Practica geweckt wird, und durch diese erst das Verständniß von dem wahren Wesen unserer Wissenschaft eröffnet wird. Diese Erfahrung muß uns ein Fingerzeig seyn, daß wir darauf hinarbeiten müssen, den Seminarien, Societäten u. s. w. eine weit größere Bedeutung für den Universitätscursus zu verschaffen; wo möglich muß man dahin gelangen, daß der größte Theil des zu überliefernden wissenschaftlichen Materials durch gemeinsame Arbeit von Lehrer und Schülern aus seinen Quellen jedesmal wieder neu gewonnen wird. Wie das im Einzelnen zu erreichen ist, das wird vielleicht erst nach manchen Versuchen durch die Erfahrung ermittelt werden können; die Gefahr ist da, daß sich Unwissenheit hinter Formgewandheit und oberflächlichem Raisonnement verbirgt und sich der Student dadurch sogar selbst über den Mangel gründlicher Kenntnisse zu täuschen weiß, und ferner, daß kein Gesammtüberblick über die Wissenschaft gewonnen wird, sondern die Einzelheiten und Kleinigkeiten, aus denen erst das Ganze zusammengestellt werden muß, schon für sich alles Interesse absorbiren (woran z. B. so leicht die Arbeit philologischer Seminarien krankt). Um diese Gefahren zu überwinden und überhaupt den ganzen möglichen Nutzen solcher Institute auszubeuten, bedarf es namentlich für den Anfang des besten Willens und der größten Aufopferung Seitens der Docenten und der Studenten; allein gerade darauf darf man nach beiden Seiten hin für die nächste Zeit nicht zu viel rechnen.

Denn der allgemeine Materialismus ist auch den Professorenkreisen nicht fern geblieben; die jungen Docenten arbeiten mit allem Fleiß und aller Kraft, um sich eine Stellung zu erringen; haben sie solche, so wollen sie auch den ruhigen Genuß, und der wird durch jede wesentliche Aenderung nur gefährdet und gestört. Sind die Hefte für die einzelnen Collegien, die sich nach längern oder kürzern Pausen im ewigen Kreislauf wiederholen, einmal fertig ausgearbeitet, so ist es eine leichte Mühe, die neuen Fortschritte der Wissenschaft in dieselben nachzutragen — „einschlachten“ nennt es der burschikose Docent — und ohne neue wissenschaftliche Thaten und in voller Bequemlichkeit läßt sich der einmal errungene Ruhm als guter Docent auf dem alten Wege leicht eine gute Spanne Zeit

lang behaupten. Ganz anders wird die Aufgabe der Professoren, wenn sie die Zuhörer zu den Quellen führen sollen, aus denen sie selbst ihr Wissen schöpften, und nun daraus immer und immer wieder von Neuem die Resultate erarbeiten müssen; denn daß es auch ihrerseits jedesmal von Neuem wieder wirklicher Arbeit bedarf, wenn sie die Arbeit der Commilitonen auf dem rechten Wege erhalten wollen, wird jeder, der selbst solchen Uebungen vorsteht, gar bald bemerken. Wird aber darum schon Vielen der gute Wille fehlen, oder werden sie doch der menschlichen Natur getreu zum größten Mißtrauen und zu Zweifeln an der Nützlichkeit dieses Mittels geneigt seyn, so fehlt auch weiter gar manchem, der in der seitherigen Weise ein tüchtiger Docent war, geradezu die Fähigkeit, in der von uns vorgeschlagenen Weise mit Nutzen zu wirken. Wessen wissenschaftliche Thätigkeit eine Reihe von Jahren hindurch nur darin bestanden hat, auf seiner Studirstube über neue Entdeckungen zu grübeln und auf dem Katheder fertige Lehrsätze vorzutragen, wer daneben weder durch ein sonstiges Amt noch durch freiwillig übernommene politische oder humane Thätigkeit genöthigt wird, sich in Menschen zu schicken und mit ihnen gemeinsam zu wirken, und wem sogar in der Geselligkeit kaum fremde Elemente, deren Verständniß er erst erlernen muß, entgegentreten, wie das in den ältern Kreisen kleiner Universitätsstädte so oft der Fall ist, wo sich bereits alles nach Uebereinstimmung in Ansichten und Sympathien gesammelt und abgeschlossen hat, der hat ganz die Fähigkeit verloren, die Persönlichkeit und das Urtheil Anderer zu verstehen und unbefangen zu prüfen, und wird daher auch eine selbstständige, freie Arbeit seines Schülers nicht zu würdigen, und ihr nicht die nöthige Unterstützung zu geben wissen. Er ist nur gewohnt, sich selbst zu hören, und zwar dasselbe so oft zu hören, daß er an dem Gehörten nicht mehr zweifeln kann, und wird daher von dem Schüler eine Umschreibung seiner eigenen Worte fordern, wenn er befriedigt seyn soll. Wer die älteren Kreise kleiner Universitäten länger näher kennen gelernt hat, wer häufiger wissenschaftlichen Prüfungen beigewohnt hat, die von solchen ältern Professoren gehalten wurden, wird dieß Urtheil nicht mehr hart und ungerecht finden, und könnte die von uns vorgeschlagene Unterrichtsweise unsere Docenten gegen einen solchen Zustand schützen und frischer erhalten, so wäre sie schon um deßwillen jeder andern vorzuziehen. Zunächst wird sie aber nur von den wenigen Aelteren

mit vollem Erfolg angewandt werden können, die sich die ganze Regsamkeit und Frische ihres Geistes auch unter den jetzigen Verhältnissen zu erhalten vermocht haben, und ferner wird sie die Waffe seyn müssen, womit sich die Jüngeren die Herrschaft erobern.

Aber freilich liegt hier wieder eine andere Schwierigkeit; unsere Unterrichtsweise macht ganz andere Ansprüche an den Fleiß der Studirenden, wie die seitherige. Nicht in wenigen wöchentlichen Stunden werden ganze große Disciplinen abgehandelt werden können, wenn erst selbst das Material dazu gesammelt werden soll, und der häusliche Fleiß, der sich jetzt in den ersten Semestern bei der großen Anzahl unserer Studirenden nur im „Nachreiten" der „geschwenzten" Collegien erprobt, und selbst noch nicht einmal immer vollständige Hefte zu erzielen vermag, wird in ganz anderer Weise in Anspruch genommen werden müssen. Das alles aber wiederstreitet der akademischen Tradition, und läßt sich mit den eingebürgerten Sitten des Studentenlebens, namentlich denen der ersten Semester schlecht oder gar nicht vereinigen. Wer daher mit solchen Ansprüchen an seine Zuhörer auftreten wollte, darf nur auf eine sehr geringe Theilnahme rechnen, und selbst die älteren, fleißigeren Studenten, die schon ihr ganzes Denken auf das Examen gerichtet haben, werden sich nicht auf etwas einlassen, was in ihren Augen als ein bloßes Experiment erscheint, von dem sie noch nicht wissen, ob dasselbe sie auf die sicherste und kürzeste Weise vor die Thüre eines guten Examens führt. Der Versuch Einzelner, in der von uns gewünschten Weise den ganzen akademischen Unterricht umzugestalten, wird daher voraussichtlich nur einen geringen Erfolg haben. Wollte man hiefür von oben her einschreiten und durch Regulative jedem Docenten eine solche Unterrichtsweise zur Pflicht machen, so würde man, so lange die Mehrzahl der Docenten gegen dieselbe ist, oder gar, wie wir zeigten, derselben nicht mehr gewachsen ist, ihren Segen doch nicht gewinnen, ja diesen vielleicht für immer vernichten; den offenen Widerstand der Studenten braucht man, wenn man nur entschiedenen Ernst zeigt, bei der Stimmung, die heute unter ihnen die vorherrschende ist, nicht mehr zu fürchten, aber ein passiver Widerstand wird sich geltend machen, indem sie eben solche Universitäten vermeiden werden, wo dergleichen vorgeschrieben wird. Die Freizügigkeit unserer Studenten ist ein großes Gut; auf ihr beruht wesentlich die wissenschaftliche Einheit der Nation und es wäre für

die wichtigsten Beziehungen ein dauernder Nachtheil, wenn sie etwa von oben her verkümmert würde, und geschähe dieß auch um eines noch so guten Zweckes willen. Die daraus entspringenden Nachtheile werden es allerdings im höchsten Grade erschweren, daß nur auf einer oder nur auf einigen Universitäten etwas Wesentliches durch Eingreifen der Staatsgewalt umgestaltet werde; allein das, was wir umgestaltet haben wollen, kann auch vorzugsweise nur durch allmählige Bildung einer neuen Sitte neu werden. Das Heranziehen der Studenten zur Selbstthätigkeit hat schon in den letzten Decennien zugenommen; es muß darauf noch mehr und in bewußter Absicht von allen Seiten hingearbeitet werden, und Lehrer und Schüler müssen sich allmählig daran zu gewöhnen suchen. Von dem Universitätsregimente aus kann die Sitte nur indirekt befördert werden, indem man den Docenten, der mit Aufopferung in der angegebenen Weise wirkt, durch Verleihung von Temporalien entschädigt und ermuntert, auch wenn der sichtbare Erfolg nur gering ist. Es gehören eben viele Tropfen dazu, um einen Stein auszuhöhlen.

II.

Das Mittel, von welchem wir zunächst eine Hebung des akademischen Lebens glaubten erwarten zu dürfen, ist also nur sehr langsam und allmählig anzuwenden, und bis es eine erhebliche Wirkung zu äußern vermag, wird lange Zeit vergehen und das jetzige System wird noch manchen schweren und unheilbaren Schaden hervorrufen können. Die Anwendung jenes Mittels wird, wie wir ausführten, wesentlich erschwert durch die jetzt einmal auf den Universitäten übliche Lebensweise und durch den einmal dort heimisch gewordenen Geist. Sollte auf diesen aber allein durch Steigerung des wissenschaftlichen Lebens gewirkt werden können, und sollte es nicht auch Wege geben, um die andern Faktoren des Seelenlebens unserer Studenten von der Universität aus zu wecken und zu heben, so daß dasselbe auch wieder rückwärts für wissenschaftliche Eindrücke empfänglicher gemacht würde? Sollte nicht die religiöse Gleichgültigkeit, die Entfremdung vom kirchlichen Leben, die sittliche Entartung unserer Studentenwelt direkt angegriffen werden können, und dem Studentenleben, als solchem, unter Belassung aller seiner schönen Eigenthümlichkeiten, ein neuer Geist eingehaucht werden können, so daß dasselbe wieder eine reinigende und erhebende Kraft gewänne?

Wir haben schon oben einmal das Wort: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey, auch auf das Studentenleben angewendet und behauptet, daß bei der sonstigen Isolirung der Studenten die Gemeinschaft mit den Commilitonen das regelmäßige Band bilden müsse, welches die einzelnen Atome aneinander knüpft und gegen eine geistige Verkümmerung schützt. Die Universitätsverfassung, wie sie sich in dem letzten Jahrhundert gestaltet hat, thut nichts, oder so gut wie nichts, um diese Gemeinschaft herzustellen; sie scheint von dem Gedanken auszugehen, daß die Wissenschaft schon als solche die einigende Kraft habe, und daß Alle, die sich ihr gewidmet haben, sich dadurch verbunden fühlen müssen, eine Voraussetzung, die sich wenigstens für die Gegenwart erfahrungsmäßig als unrichtig erwiesen hat. Das Gefühl seiner Isolirung muß aber den jungen Studenten um so mehr ergreifen, als gar oft die von ihm gewählte Wissenschaft, zumal bei der ihr auf der Universität zu Theil werdenden Behandlungsweise, einen jugendlich gesunden, kräftigen Geist nicht also fesseln und ausschließlich beherrschen kann, daß er auch für sein Gemüthsleben genügende Nahrung daraus zu ziehen vermag. Was die Universität nicht bietet, wird der junge Student auch nur in den seltensten Fällen in seiner religiösen Gemeinschaft in genügender Weise finden, und wenn wir es uns auch als ein schönes Ideal aufstellen können, so wird er doch in Wirklichkeit die in seinem Leben gelassene Lücke nur selten durch ernste praktische Thätigkeit im Dienste seiner Brüder ergänzen, wie sie etwa die innere Mission fordert. Er ist noch selbst zu sehr in der Entwicklung begriffen, um zu der nöthigen Entsagung und Aufopferung die Kraft und Freudigkeit zu haben. Sollten derartige Liebeswerke so dauernd auf den Universitäten Fuß fassen, daß sie die sonstigen Mängel ersetzen könnten, und daher in solcher Weise, daß sie ohne Heuchelei und ohne Hochmuth, bloß um der Liebe willen geschähen, so müßte vieles dort und in der ganzen Nation anders geworden seyn. Auf dieses Mittel werden wir nicht rechnen dürfen.

In den vierziger Jahren, wo sich die politischen Theorien unter den Studenten eingenistet hatten, schien es fast, als ob die Opposition gegen das Bestehende ein neues Lebenselement der Studentenwelt werden sollte, und durch die weite Verbreitung der politischen Kränzchen und Lesegesellschaften konnte man zu der Annahme bewogen werden, als ob die Politik in Zukunft das Feld seyn werde,

wo die Geister auf einander platzen und sich an einander stärken sollten. Mit der Reaktion ist diese politische Richtung plötzlich spurlos von den Universitäten verschwunden und stellt sich nachträglich als ein wesenloses Gespenst dar, dem es von jeher am rechten Leben fehlte. Die Studentenwelt fühlt, daß sie den großen Fragen der Zeit nicht mehr gewachsen ist, und hält diese darum von ihrem innern Leben fern, ja viel ferner, als wie es ihrem Patriotismus ziemt. Der Materialismus hat auch in dieser Beziehung seine Herrschaft geltend gemacht.

Die nöthige Gemeinschaft unter den Commilitonen wird also durch keine gemeinsame Arbeit, durch kein gemeinsames Streben, durch keine äußere Einrichtung hergestellt; was bleibt übrig, als daß sie sich selbst diese Gemeinschaft auf dem einen Gebiete schaffen, das noch bleibt, auf dem der bloßen Geselligkeit? Der gemeinsame Genuß muß sie einigen. Aber sie haben selbst gefühlt, daß dieß allein nicht genügt, daß sie aneinander und durcheinander alle Kanten und Ecken abschleifen müssen, wenn sie sich für ihre künftige Wirksamkeit geschickt machen sollen, und daß das nicht geschieht, wenn sie sich in der Form freier Bekanntschaften je nach Stimmung nähern oder entfernen können, sondern daß ein äußerer Zwang da seyn muß, welcher das Verhältniß der augenblicklichen Laune entzieht. So ist durch ein wirkliches Bedürfniß das Verbindungswesen hervorgerufen worden, welches so tief in den heutigen Universitätsverhältnissen wurzelt, daß Decennien hindurch alle möglichen Maßregeln Seitens der Behörden angewandt sind, um dasselbe auszurotten, und daß es doch immer wieder mit allen seinen Mißbräuchen und Auswüchsen lebenskräftig zu Tage gekommen ist, wo es sich nur zeigen darf; auch die jetzige officielle Anerkennung hat ihm durchaus nicht, wie man früher oft prophezeite, mit dem Reiz des Verbotenen und Heimlichen zugleich auch sein Lebenselement genommen. Nur da, wo ein großstädtisches Leben viele Interessen absorbirt und die Universitätselemente nicht zu einer Sonderung und selbstständigen Organisation gelangen läßt, wie namentlich in Berlin, tritt das Verbindungswesen mehr zurück, und selbst da würde dieß wohl nicht geschehen, wenn die große Masse der Studenten ihren ganzen Kursus dort abmachte und nicht die Mehrzahl nur für kurze Zeit da wäre, während welcher die mannigfachen äußern Eindrücke die Lücke des Studentenlebens ausfüllen. Von denen, welche den größten Theil

ihrer Studienzeit oder diese ganz dort zubringen, hat auch ein guter Theil daselbst eine Heimath und tritt also gar nicht aus seinem Familienleben heraus, und wird darum auch der Verbindungen entbehren können. Aehnliche Gründe lassen auch an den allerkleinsten Universitäten das Verbindungswesen nicht recht aufkommen, und es kann fast als ein Zeichen des Verfalls einer Universität gelten, wenn es sich nicht mehr zu halten vermag. Dem entsprechend sind auf den normalen Universitäten diejenigen, welche sich fern von den Verbindungen halten, keineswegs immer die besseren Elemente; es sind darunter regelmäßig allerdings auch alle die, welche frühzeitig zu einem regen wissenschaftlichen oder religiösen Leben gelangt sind, mitunter auch die, welche aus einem innigen Liebes-, Freundschafts- oder Familienverhältniß die nöthige Nahrung für ihr Gemüthsleben zu ziehen vermögen; aber es sind darunter auch die Altklugen, die Blasirten, die Feigen, Egoisten u. s. w. Schreiber dieses hat denn auch jungen Leuten, die sich sonst aus der Isolirung nicht herausarbeiten konnten, mitunter nicht anders zu rathen gewußt, als daß er ihnen den Eintritt in eine Verbindung anempfahl. Und doch hält er diese für einen tiefen Krebsschaden unserer Universitäten.

Der entfernter Stehende ist vielleicht geneigt, in den Verbindungen enge, auf Uebereinstimmung in Neigungen und Ansichten basirte Freundschaftsbündnisse von Studenten zu sehen, die ihre freie Zeit gemeinsam verbringen und sich schon durch äußere Abzeichen als solche treu Befreundete darstellen wollen. Allein sieht man näher in die Verbindungen hinein, so findet man fast in jeder allerlei Parteiungen, die sich schroff gegenüberstehen und im fortwährenden kleinen Kriege leben; jede ist der Tummelplatz für die Herrschsucht, Eitelkeit und Intriguenlust ihrer Koryphäen, und nur nach außen hin erscheinen sie als eine geschlossene Einheit. Wie schon von vorne herein die subjektive Neigung häufig gar wenig bei der Wahl der Verbindung, in welche der junge Student eintreten will, zu Rathe gezogen wird, sondern sich das oft schon, ehe er auf der Universität angelangt ist, und fast regelmäßig in den ersten Tagen seines Aufenthalts, ehe er zu eigener Prüfung Zeit hatte, lediglich darnach entscheidet, wohin die Zöglinge seiner früheren Schule herkömmlich zu gehen pflegen, oder mit welcher Verbindung die, welcher er seither auf einer andern Universität angehörte, in Kartel steht, oder — und das ist das unjugendlichste — in welcher sich der Adel zu sammeln pflegt,

so ist auch das Verbleiben in der Verbindung nicht bloß von der subjektiven Neigung abhängig, sondern es gilt als unanständig, wenn man nicht eine bestimmte Semesterzahl aushält, und ein unmotivirter Austritt führt zum Bruch mit der ganzen seitherigen Bekanntschaft. Die Herrschaft, welche diese Genossenschaften über ihre Angehörigen ausüben, hat ihre schöne Seite, und schön däucht uns auch die Anhänglichkeit, die Alle, welche der Verbindung angehörten, für dieselbe bewahren, und die oft um viele Generationen derselben ein enges Band schlingt. Man kann daraus auf die Kraft schließen, welche dem genossenschaftlichen Triebe bei uns noch innewohnte, falls er auf die rechte Bahn geleitet und ihm eine würdige Aufgabe gestellt würde; so aber wird er nur zu einem unglaublich nichtigen und kleinlichen Treiben vergeudet. Es ist ein unklarer Enthusiasmus für einen selbstgemachten Götzen, der aus Allem und Allem des Verbindungswesens spricht. Um seine Verbindung „herauszubeißen" und ihr den nöthigen Glanz zu geben, hält der Student jedes Mittel für erlaubt, und die kleinlichste Eitelkeit däucht ihm ehrenhaft, wenn sie für die Verbindung auftritt. In den historischen Vorträgen belächelt er die Zopfzeit, wo sich die würdigen Gesandten zur Ehre ihrer Fürsten um den Vortritt bei feierlichen Gelegenheiten zankten, aber er selbst kann lange, heftige Verhandlungen darüber führen, welche Partei bei einem projektirten Aufzuge den Vortritt haben solle. Noch vor kurzem sahen wir auf einer der angesehensten Universitäten beim Begräbnisse eines der größten Gelehrten unserer Nation, wie die beiden sich feindlich gegenüberstehenden Studentenparteien, welche sich dießmal über den Vortritt gar nicht hatten einigen können, vor dem Sterbehause und in der Nähe des offenen Sarges ihren Streit fortsetzten, so daß es des Einschreitens der obrigkeitlichen Gewalt bedurfte, um die Partei, die glücklich zuerst auf dem Platz erschienen war und die erste Stelle eingenommen hatte, in dieser zu schützen. Und diese Gewöhnung an ein unpraktisches, bodenloses Parteiwesen verläßt sie unsere Jugend stets mit dem Austritt aus der Universität, oder wirkt sie nicht auch auf unser politisches Leben fort?

Es fehlt den Verbindungen an einem gesunden Boden, auf dem eine Einigung unter ihren Gliedern geschaffen werden kann. Durch das berechtigte Streben nach Gemeinschaft sind sie hervorgerufen; um denn auch etwas Gemeinsames zu haben, hat bei ihnen

Allen das Kneipenwesen eine so große, unnatürliche Bedeutung erlangen müssen. Der Besuch der Kneipe, das Vor- und Nachtrinken wird von Verbindungs wegen befördert oder gar befohlen, und dadurch die Völlerei in einer Weise unterstützt, daß daraus nicht nur Manchen schwere Folgen für ihre Gesundheit bleiben oder sie gar gänzlich daran zu Grunde gehen, sondern daß auch dem ganzen Studentenleben damit der Stempel der Genußsucht und oft auch der niedrigsten Gemeinheit aufgedrückt wird. Selbst dafür kann man die Verbindungen verantwortlich machen, daß der abendliche Wirthshausbesuch bei unsern Studenten so zum Bedürfniß geworden ist, daß er auch später im bürgerlichen Leben nicht entbehrt werden kann, und daß daher auch in Norddeutschland von den Universitäten aus das Kneipenwesen zum Nachtheil des Familienlebens eine schnelle Propaganda macht.

Mit dem Verbindungswesen steht aus gleichem Grunde im engsten Verband das Duellwesen, das auch in den letzten Decennien nur zugenommen hat. Es scheiden sich bekanntlich die Verbindungen in zwei sich schroff gegenüberstehende Parteien, je nachdem sich ihre Mitglieder auf jede Forderung hin schlagen (Corps), oder das Duell ganz verwerfen (Progreßverbindungen). Einige Fractionen, die in der Mitte stehen, erkennen das Duell unter Umständen bald seltener, bald häufiger als zulässig an (Landsmannschaften, auch einige Burschenschaften). Bei den Corps, bei welchen der genossenschaftliche Trieb in jeder Weise am stärksten wirkt, führte vor allem das Bedürfniß nach Gemeinschaft zur Waffengemeinschaft, und diese hat keinen Werth, wenn die Waffen nicht auch gebraucht werden. Das Duell dient bei ihnen nicht mehr bloß zur Ausmerzung von Beleidigungen, sondern man schlägt sich, auch wo keine solche vorfiel, nur um sich zu schlagen und damit seine Wehrhaftigkeit zu zeigen. Principiell halten die Corps auf manchen Universitäten daran fest, daß sie Keinen zum stimmfähigen Mitglied machen, der nicht schon mehrmals auf der Mensur gestanden hat. Es liegt auf der Hand, welche große Bedeutung damit die bloße Körperkraft und körperliche Geschicklichkeit im Studentenleben gewinnt, und wie leicht solche Gebräuche verwildernd wirken können, — und daß sie es auch thun, kann man in jeder Universitätsstadt erfahren, da gerade die Corpsstudenten in Excessen jeder Art das Meiste zu leisten pflegen. Und doch bilden die Corps im Ganzen mehr kräftigere und energischere

Charaktere, wie gar manche ihrer principiellen Gegner, die Progreßverbindungen, die das Princip, sich nicht zu schlagen, auf ihre Fahne schreiben. Wäre dieß auch zugleich das Princip jedes ihrer Mitglieder, und zwar ein solches, das auf der innersten Ueberzeugung von der sittlichen Verwerflichkeit des Duells beruht, so würde eine solche Vereinigung zur Bekämpfung der eingerissenen Unsitte alles Lob verdienen. Dann müßten sie aber auch mit allem Ernst und mit aller Würde für ihr Princip zu kämpfen und nöthigenfalls auch für dasselbe zu leiden bereit seyn; statt dessen aber wird jetzt nur zu oft unter dem Schutz dieses Princips — manche ehrenvolle Ausnahmen gibt's auch hier — in renommistischer Weise nach Zank gesucht, bei dem man keine Gefahr mehr zu fürchten hat, sondern aus dem man sich zum Schluß mit einigen Phrasen wohl gesichert zurückziehen kann. Da kommt es denn freilich auch oft genug zu jenen bösen Scenen, in denen aller Ritterlichkeit Valet gesagt wird, und die deutschen Studenten sich den „Knoten" gleichstellen. Und wo doch einmal eine wirkliche ernste persönliche Beleidigung vorkommt, und noch etwas jugendliche Frische und jugendliche Kraft dem Beleidigten innewohnt, da ist in neun Fällen von zehn das Princip nicht mächtig genug, um das Schwert in der Scheide zu erhalten, und der Verbindungsgeist, der ohnehin bei Verbindungen dieser Art selten die absolute Herrschaft über die Geister ihrer Mitglieder hat, ist ebenfalls dazu nicht stark genug. Dann tritt, wenn die Statuten bestimmt das Duell verbieten, gewöhnlich der Beleidigte aus der Verbindung aus, schlägt sich, und unmittelbar darauf nimmt er wieder seine alte Stellung ein. So wenig Wahrheit ist — ich wiederhole es: Ausnahmen vorbehaltlich — in dieser Opposition gegen das Duell, die wieder nur, um eine gemeinschaftliche Thätigkeit auf irgend einem Gebiete zu schaffen, an die Spitze gestellt wurde, und die nur zum Deckmantel für ein unedles und unwürdiges Benehmen wird, und gar häufig mit einer phrasenhaften und doktrinären Altklugheit Hand in Hand geht.

Noch andere Principien haben manche Verbindungen auf ihre Fahne geschrieben. Von Weckung und Förderung des wissenschaftlichen Interesse sprechen viele Statuten, ohne aber irgend etwas zur Realisirung dieser Aufgabe anzuordnen, und wo man einmal dazu durch Einrichtung von wissenschaftlichen Verbindungskränzchen Hand ans Werk gelegt hat, hat die unendliche Langeweile, die hier herrschte,

bald gezeigt, wie das Geschick und die Kräfte für solches Unternehmen in der Verbindung allein nicht vorhanden sind. Politische Vorträge und Discussionen, wie sie die Burschenschaften in den vierziger Jahren nach dem Vorbild der alten Burschenschaft forderten, sind auch wohl längst überall durch die mörderische Langeweile zu Grabe getragen. Dagegen Sittlichkeit wollen viele Verbindungen fördern, und manche specialisiren auch noch in ihren Paragraphen genauer, was sie damit verboten haben wollen; daß sie damit nicht etwas, was sich schon von selbst versteht, anordnen, geht leider aus dem schrecklichen Verfall hervor, in den die Sittlichkeit in manchen andern Verbindungen gerathen ist und in den jeder einzelne Student, der in sie eintritt, in kurzer Zeit hineingerissen wird. Aber immerhin ist es ein eigen Ding um solche statutarische Festsetzung dessen, was schon die ordinärste Moral vorschreibt, und daß solche Bestimmungen schon als ein Einigungselement für die Verbindung dienen könnten, wollen wir zu Ehren des deutschen Studenten doch nicht annehmen.

Anders aber verhält es sich mit den Verbindungen, welche ausgesprochenermaßen auf christlichem confessionellem Bekenntnisse stehen, und Förderung des christlichen Lebens zu ihrer Aufgabe machen machen wollen. Dahin gehören die sogenannten Wingolfs. Diese Vereine würden unsere volle Sympathie haben, wenn sie eben auch nur für ihren Zweck wirkliche Thaten thäten, und nicht meistens in passiver Selbstbewunderung dabei stehen blieben, sich von allen Andern fern zu halten, auf diese herabzusehen, und ohne äußern und innern Kampf an dem einmal Gewonnenen festzuhalten, das denn eben dadurch auch oft genug den Geist und das Leben verliert. Denen das Glück geworden ist, frühzeitig das Glaubenslicht zu finden, die könnten zum Sauerteig auf den Universitäten werden; statt dessen machen jene Verbindungen sie fast unwirksam, und die wichtigste gemeinsame Thätigkeit auch dieser Verbindungen gehört am Ende ebenfalls der Kneipe an, nur daß es dort maßvoller, würdiger, ernster, aber auch selbstbewußter, langweiliger, unjugendlicher zugeht. Das Ideal des Studentenlebens können wir auch in diesen Verbindungen nicht erkennen, und ein Heilmittel für die großen Schäden noch um so weniger, als sie nicht allmählig läutern und zur Wahrheit führen wollen, sondern davon ausgehen, daß jedes ihrer Mitglieder schon von vorne herein zu derselben durchgedrungen sey.

Hin und wieder haben einzelne Docenten den Versuch gemacht,

dem Verbindungswesen näher zu treten und sich Einfluß auf dasselbe zu verschaffen. Es ist das mitunter im egoistischen Interesse geschehen, um sich unter einer Partei Zuhörer und damit Einkommen, Ehre und Beförderung zu erwerben, und hat dann in der niedrigsten und beide Theile demoralisirenden Lobhudelei bestanden; es ist aber auch mitunter in der besten Absicht von solchen Docenten unternommen, die durchdrungen waren von ihrem Beruf, auch auf die sittliche Entfaltung der Studirenden einzuwirken. Aber glückliche Resultate sind auf diesem Wege kaum erreicht worden, und höchstens haben sie ganz vorübergehend einen segensreichen Einfluß geübt, wenn sie solchen einmal auf die dermaligen Häupter der Verbindung gewonnen hatten. Wenn diese ausschieden und eine andere Generation an die Stelle trat, haben sich die durchaus persönlichen Beziehungen nicht immer wieder herstellen lassen, und ein mit der Verbindung selbst, etwa durch Annahme einer Stellung als Ehrenmitglied derselben, eingegangenes Verhältniß ist zur beiderseitigen Last geworden. Häufig aber sind namentlich jüngere Docenten in ein ganz schiefes Verhältniß durch solche Bestrebungen gerathen; um der Verbindung Herr zu bleiben, haben sie an dem ganzen Treiben derselben Theil nehmen zu müssen geglaubt, und da der Student einen zu geringen Glauben an den Werth seines Treibens hat, und daher fühlen mußte, daß jene Theilnahme nicht ohne Hintergedanken geschehen könne, und deßhalb argwöhnisch wurde, so suchten sie das verlorene Terrain durch immer tieferes Eingehen auf das Studententhum wieder zu gewinnen, und anstatt dieses zu leiten, wurden sie durch dasselbe selbst von einer Stufe zur andern heruntergedrückt, und verloren am Ende alle Ehre und alles Ansehen. Bei den Grundlagen, auf welchen das Verbindungswesen jetzt einmal ausschließlich ruht, hat der Docent keine Stelle in demselben; das, was die Verbindung regelmäßig einigt, kann er in Wahrheit doch nicht mit ihr theilen. Daß dieß aber unmöglich ist, ist auch ein schweres Leid unseres Universitätslebens.

Denn, wenn es auch oft vergessen, ja oft gar grundsätzlich geleugnet wird, so können wir doch nicht davon abgehen, daß es nicht etwa bloß eine allgemeine Christenpflicht der Professoren ist, wie sie jedem Christen jedem seiner Mitmenschen gegenüber obliegt, sondern daß es eine ganz besondere mit dem Amt übernommene und daher mit dem Eide besiegelte Pflicht derselben ist, auch auf die

sittliche Vervollkommnung der Studirenden zu wirken, und daß sie daher, wenn sie dieß durch ihre wissenschaftliche Thätigkeit allein nicht zu erzielen vermögen, nach andern Wegen suchen müssen, die ihnen dieß ermöglichen. Daß ihnen jene Pflicht obliegt, das spricht sich auf das Entschiedenste in der ganzen Verfassung unserer Universitäten aus — denn was sollte sonst die Disciplinargewalt in der Hand der Universitätsbehörden? — und nur unter dieser Voraussetzung rechtfertigt es sich auch, wenn die jungen Leute so gänzlich von jedem andern erziehenden Einfluß losgelöst sind. Die also auferlegte Verantwortlichkeit steigert sich aber, wenn immer klarer und klarer zu Tage tritt, daß der Studentenschaft nicht die Kraft inne wohnt, um allein ihr Leben in günstiger Weise zu gestalten, sondern daß sie, sich selbst überlassen, aus einer Verirrung in die andere gelangt.

Das Bewußtseyn dieser Pflicht ist auch nie unter den Docenten gänzlich erstorben, aber zu einem thätigen und segensreichen Eingreifen in das studentische Leben hat ihnen vielfach das Geschick gefehlt. Es ist das um so mehr zu entschuldigen, als gerade die, welche sich der akademischen Laufbahn widmen, vorzugsweise durch wissenschaftliche Begabung und Neigung dazu veranlaßt worden sind, und damit oft Unbeholfenheit fürs praktische Leben Hand in Hand geht. Dazu kommt, daß schon ihr Studentenleben häufig ein anderes gewesen ist, wie das der meisten Studenten, indem sie schon während desselben durch wissenschaftliche Thätigkeit angeregt worden sind, und daher gegen die Isolirung unempfindlicher gewesen sind. Immer nur auf Beschäftigung mit sich selber angewiesen und deßhalb des Verständnisses fremder Individualitäten entbehrend, können sie sich auch nicht denken, daß Andere einen andern Weg gehen müssen, wie sie gegangen sind, um zum Ziele zu gelangen, und daß die künftigen Beamten, Aerzte, Lehrer u. s. w. sich schon auf der Universität nicht auf sich beschränken dürfen, wollen sie geschickt bleiben, in Gemeinschaft mit Andern und auf Andere zu wirken. Es ist kein geringer Nachtheil, daß gerade die, welche zunächst und vor Allen berufen sind, für gründliche Besserung unsers Universitätswesens thätig zu seyn, so wenig das Bedürfniß erkennen, und wenn sie es erkennen, so wenig demselben zu helfen wissen. Sie haben dann nur einigen Wenigen ihre Sorgfalt zu widmen gewußt, oder sie haben durch einen oberflächlichen geselligen Verkehr mit Vielen

ihrer Pflicht gerecht zu werden geglaubt. Den Werth auch eines solchen wollen wir nun durchaus nicht gering anschlagen, und halten z. B. das „offene Haus," welches manche unserer größten Gelehrten an einem Abend der Woche für alle bei ihnen eingeführten Studenten trotz aller Belästigung und der anscheinend oft geringen Ausbeute seit Jahren zu haben pflegen, für eine im höchsten Grade dankenswerthe Einrichtung; aber die Geselligkeit ist ein zu geringer Faktor unseres Lebens, als daß durch sie allein die Lücke ausgefüllt werden könnte, die bei der Isolirung der Studenten ihrem Geistesleben bleibt, und ohnehin ist diese Geselligkeit doch immer nur eine seltene und oberflächliche.

Wie gesagt, wird es jedem einzelnen Docenten sehr schwer, auf das Studentenleben einen gestaltenden Einfluß zu gewinnen: auch hier werden ihm daher die äußern Einrichtungen zu Hülfe kommen müssen. So wenig diese ohne den rechten Geist vermögen, so wichtig sind sie, um dem rechten Geist die gebührende Wirksamkeit zu schaffen. Im Suchen nach solchen Einrichtungen, die hier helfen können, haben wir nur ein Heilmittel finden können, von dem wir hoffen dürfen, daß es, sowohl dem Verhältniß der Studenten unter einander, als dem zum Docenten eine andere segensreichere Gestalt zu geben vermag. Es ist allerdings ein Mittel, welches viele Vorurtheile zu überwinden hat, und viele Aenderungen des seither Ueblichen fordert, aber wir möchten alle die, welche es angeht, bitten, noch einmal dessen Brauchbarkeit ernstlich zu prüfen; wir hoffen viel davon, wenn es von den rechten Händen angewandt wird. Was nämlich durch gemeinsame wissenschaftliche Thätigkeit, was durch gemeinsame nach außen gewandte Arbeit, was durch bloß gesellige Verbindungen zur Zeit nicht erreicht werden kann, das muß durch Gemeinsamkeit des ganzen Lebens erreicht werden können, wenn diese Gemeinsamkeit eine solche ist, wie sie in einer glücklichen Familie seyn soll. Vor dem convictorischen Leben der Studirenden hat man zur Zeit freilich eine große Scheu; man denkt dabei an große officielle Institute mit klösterlicher Zucht, wo der jugendliche Sinn unterdrückt wird und alle Fröhlichkeit von der Oberfläche verbannt ist, damit jedes Laster desto wüster im Verborgenen wuchern kann, wo alle Entwicklung nach einer bestimmten Schablone vor sich gehen muß und der Individualität kein Spielraum gelassen ist. Diese Furcht vor Beschränkung der Individualität

ist vielleicht noch mannigfach die Folge einer krankhaften Richtung der Zeit, die der Subjektivität und der Willkür überall den größten Spielraum gewährt haben will, und in Wirklichkeit wird der wahrhaft Bedeutende immer schon seinen besondern Weg finden, wenn er auch einige Zeit lang mit den Andern auf einer ein für allemal bestimmten Straße festgehalten wird; allein dieser Furcht muß wenigstens für den Anfang volle Rechnung getragen werden, damit nicht von vorne herein ein störrischer Geist der Widersetzlichkeit in die neue Schöpfung eindringt und für dieselbe zum Todeskeim wird. Wir wollen auch hier nicht, daß von oben herunter durch Befehl ein neues Leben auf den Universitäten geschaffen werde, sondern nur, daß sich dort eine neue Sitte unter thätiger und williger Mithülfe der Studenten und Docenten bilden möge, und die Staatsgewalt ihrerseits nur die Bildung dieser Sitte erleichtere und befördere. Auch verzichten wir darauf, einst die ganze Schaar der Studenten in diese Genossenschaften aufgehen zu sehen, da gewiß immer Manche um äußerer Verhältnisse willen ihre Einzelwirthschaft fortsetzen werden, oder weil ihre besondere Natur sie gegen die Isolirung unempfindlich macht und der von ihnen gewählte Beruf durch diese nicht beeinträchtigt wird. Doch auch für sie wird, so hoffen wir, das Aufblühen solcher Institute von segensreichem Einfluß seyn, da sie die ganze Atmosphäre der Universität bessern müssen, und doch auch sie noch immer einige Nahrung aus dieser ziehen werden. Die Convikte müssen die festen Punkte werden, an denen die guten Elemente der Universität, die auch jetzt nicht fehlen, sich sammeln können, damit sie nicht, wie seither, entweder allmählig verloren gehen oder doch in ihrer gänzlichen Vereinzelung ungenutzt und für die Gesammtheit ohne Bedeutung bleiben. An diese festen Punkte werden sich hoffentlich die Unentschiedenen, Schwankenden, Unselbstständigen anschließen und daran einen Halt gewinnen, und geschieht das in immer weiteren Kreisen, so wird das Studentenleben hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit eine andere Gestalt gewinnen.

Die Wohlthaten des Familienlebens möchten wir dem Studenten gewinnen, und zwar eines solchen, wo ein frommer und doch heiterer Sinn heimisch geworden ist, wo keine äußere Noth und Bedrängniß das Glück stört, wo Zwistigkeiten, die den innern Frieden bedrohen, durch das gemeinsame Gebet, durch gegenseitige Achtung und schlimmsten

Falls durch die Auctorität des Hausvaters geschlichtet und abgewendet werden, wo jedes Glied durch die äußere und innere Gemeinsamkeit gegen gänzliche Vereinzelung geschützt ist, wo ihm Schranken gesetzt sind, damit es nicht in Zuchtlosigkeit und Verwilderung untergehen kann, und ihm doch wieder die volle Freiheit gelassen ist, seine eigenthümlichen Gaben zur vollen Entwicklung zu bringen. Ein solches gemeinsames Leben, wie wir es im Sinne haben, können die Studirenden nicht durch sich selbst herstellen; selbst abgesehen von äußern Gründen, die das erschweren würden, geht es auch nicht, weil ein solches Haus, namentlich wenn es jedem einzelnen Gliede die nöthige Freiheit lassen will, der Auctorität bedarf, wie sie nur der ältere, in einer andern Lebensstellung befindliche Mann zu üben vermag, und, wenn es ganz unsern Wünschen entsprechen soll, auch der Hausfrau bedarf, nicht etwa, um bloß dem Hauswesen den comfortabeln Charakter zu sichern, sondern auch, weil ihre Gegenwart die beste Bürgschaft dafür seyn wird, daß nicht ein roher, unschöner Ton zur Herrschaft gelangt, und daß ehrbare Sitte alles Gemeinsame durchdringt.

Um ein Bild dessen zu geben, was wir hier zunächst hergestellt haben möchten, so denken wir uns das Haus eines jüngeren Docenten also bestellt, daß zehn bis zwanzig Studenten in demselben in aller Bequemlichkeit nach Studentenbrauch wohnen können, daß es ihnen daneben aber auch alles bietet, was sie jetzt außer ihrem Hause, in Wirthshäusern, Conditoreien, Klubbs u. s. w. suchen müssen. Die äußeren Satzungen mögen für den Anfang dem Belieben der Einzelnen noch weiten Spielraum lassen; allmählig wird man sehen können, ob und wie weit man dieß beschränken und das Gemeinsame vermehren kann. Doch lasse man bei Aufstellung solcher neuen Satzungen die Commilitonen mitwirken, damit sie selbst den Schutz und die Ausführung derselben übernehmen, und überhaupt bleibt es zu bedenken, ob nicht im Innern des Hauses eine genossenschaftliche Gliederung mit ihren Aemtern und Würden zu erzielen ist, und ob nicht manche der alten und der Jugend lieb gewordenen Verbindungsbräuche, wie das Tragen von Abzeichen u. s. w. von diesen Hausgenossenschaften fortzusetzen sind. So etwas aber läßt sich nicht künstlich machen, sondern darin muß der treibenden Jugendkraft freier Spielraum gelassen werden.

Von vorne herein fordere man nur von jedem die Theilnahme

an den gemeinsamen Mahlzeiten, damit ein Sammelpunkt für das ganze Haus da ist, und vor allem die Theilnahme an der täglichen gemeinsamen Andacht. Gerade auf diesen letzteren Punkt möchten wir besonderes Gewicht legen. Immer mehr gelangt man überall zu der Ueberzeugung, daß auch das religiöse Gebiet dem bloßen subjektiven Belieben entzogen seyn muß, daß das Gebet verlernt wird, wenn man es nur hin und wieder ohne Regelmäßigkeit übt, falls man gerade dafür gestimmt ist, daß in der Gebetsgemeinschaft eine kräftige und erweckende Kraft liegt, und mit Recht wird daher die Familienandacht als das Zeichen und die Bedingung eines erweckten christlichen Lebens angesehen. Aber dem Studenten in seiner Vereinzelung kommt in dieser Hinsicht keiner zu Hülfe. Schon ob er des Sonntags zur Kirche gehen will, hängt allein von seiner augenblicklichen Stimmung ab, da in der Sitte des Hauses, in dem Urtheil der Hausgenossen für ihn keinerlei Antrieb liegt, und da ist es nicht zu verwundern, wenn selbst der glaubenstreue Student den Gottesdienst oft versäumt und sich immer mehr der Kirche entfremdet. Hat er nicht schon ein starkes Glaubensleben aus dem väterlichen Hause mitgebracht, so wird es in seiner Vereinzelung oft genug erstarren oder gar untergehen, und gerade in der Zeit, wo der innere Mensch seine besondere Gestalt gewinnt, die ihm regelmäßig für immer bleibt, hat die Kirche nur im allergeringsten Grade die Möglichkeit, ihren erweckenden und befestigenden Einfluß zu üben. Das soll ihr, so hoffen wir, das gemeinsame Leben erleichtern.

Außerdem muß nun aber Seitens der Vorsteher des Hauses mit aller Kraft und unter Entsagung auf eigene Bequemlichkeit dahin gewirkt werden, daß die gegebenen Formen Leben erhalten und sich im Innern des Hauses ein reger, geistiger Verkehr entwickle. Das Essen und Trinken mit einander thut's nicht, aber es nöthigt zum regelmäßigen Beisammenseyn, und dieses Beisammenseyn muß nun auch so ausgebeutet werden, daß jeder Einzelne der Gesammtheit zu bieten lernt, was sie von ihm mit Nutzen entnehmen kann, und wieder jeder durch sie angeregt und zur Thätigkeit ermuntert wird. Gelingt dieß, so wird es auch nicht bei den gemeinsamen Mahlzeiten bleiben, sondern allerlei wissenschaftliche, literarische, musikalische oder sonstige künstlerische Bestrebungen werden sich zur gemeinsamen Thätigkeit einigen und der Vorsteher wird nur sorgen müssen, daß Anregung und Gelegenheit nahe genug liegen. Bei

allem diesem wird unter den nöthigen Cautelen den Studenten, die außerhalb des Convikts stehen, die Mitwirkung und Theilnahme nicht engherzig verwehrt werden dürfen, um nicht dem Institut einen beengenden und hemmenden Einfluß zu gestatten. Der an der Spitze stehende Docent wird natürlich vielfach Gelegenheit haben, gerade auf seine Fachgenossen fördernd und belehrend einzuwirken, aber es wäre nicht wünschenswerth, wenn dieß dahin führte, daß sich nur solche um ihn sammelten. Denn in dem engen Verkehr der Angehörigen verschiedener Facultäten liegt ein so ersprießliches Bildungsmittel, daß wir es nur ungern für diese Convikte entbehrten.

Vor allem aber wird dahin zu streben seyn, daß sich in diesen Gemeinschaften wieder ein Geist treuen Fleißes entwickelt, wie er heutigen Tags auszusterben droht, so daß z. B. auch durch ihre Unterstützung die Aenderungen in der Unterrichtsweise ermöglicht werden, die wir oben empfohlen. Daß nicht der Einzelne in seinem Einzelstudium durch das Zusammenleben irgendwie gehemmt und gestört werde, das muß der Geist des ganzen Hauses verhindern, und einige zweckmäßige Bestimmungen der Hausordnung über den gegenseitigen Besuch auf dem eigenen Zimmer können demselben leicht zu Hülfe kommen.

Es sind nicht durchaus neue Erfindungen, die wir hier empfohlen haben, sondern wir wollen nur die alten Institutionen in einem neuen Geiste wieder erweckt haben, auf denen unsere Universitäten sich ursprünglich stützten, und die der auflösende Geist des letzten Jahrhunderts, der die Ungebundenheit der Subjektivität als höchstes Ideal ansah, allmählig bis auf die letzte Spur vernichtet hat. Man liebt es zwar heutigen Tags nur von dem wüsten Treiben zu wissen, welche seiner Zeit in den Kursen, Convikten, Collegien, oder wie solche Anstalten hießen, geherrscht habe; allein in einer entarteten und sittlich verwilderten Zeit wird auch aus solchen Häusern die christliche Zucht gewichen seyn, und für das Schlechte, was dort geschah, hat die Geschichte ein besseres Gedächtniß, wie für allen den stillen Segen, der von dort ausgegangen seyn mag.[1]

[1] Wir behalten es uns vor, später vielleicht noch einmal ein Bild aller der großen genossenschaftlichen Einrichtungen zu geben, die früher auf den Universitäten in unserem Sinne gewirkt haben. Als allgemeine Sitte haben sich am längsten die Mittags- und Abendtische erhalten, welche in den Häusern der Professoren für wohlhabende Studenten gehalten wurden, und an denen sich im vorigen Jahrhundert

Von dem convictorischen Leben auf englischen Universitäten erzählt man uns freilich auch lieber Schlechtes, wie Gutes, aber doch nichts so Schlechtes, was das englische Studentenleben tiefer stellte,

noch die besten und angesehensten Studirenden zu versammeln pflegten. Jetzt existirt auf protestantischen Universitäten wohl nur noch eine der alten convictorischen Institute, mit seiner alten Verfassung, das „Stift" in Tübingen, das in seiner Vereinzelung und in der dadurch herbeigeführten Opposition gegen das übrige Studentenleben wohl kaum so segensreich wirkt, wie zu wünschen wäre. Die gemeinsamen Mahlzeiten, welche für Stipendiaten an manchen Universitäten eingerichtet waren, bestehen auch nur noch an wenig Orten und wirken da in Folge schlechter Verwaltung, und weil Seitens der Docenten nichts geschehen ist, um einen guten Geist zu erhalten und den möglichen Segen auszubeuten, eher nachtheilig als heilsam. In Marburg besteht z. B. eine solche von Philipp dem Großmüthigen gestiftete Anstalt mit etwa dreißig Plätzen, größtentheils für Theologen, doch auch für einzelne Studirende der andern Fakultäten. Als oberster Grundsatz war von Anfang an hingestellt: „nicht dem Aermsten, sondern dem Würdigsten;" und es werden deßhalb auch von den Mitgliedern regelmäßige Examina oder Einreichung wissenschaftlicher Arbeiten verlangt, so wie sie auch eine Reihe von Collegien, namentlich philosophische und historische, hören müssen, die von ihren Fachgenossen nicht allgemein gehört zu werden pflegen. Sie sollen auch regelmäßig vier Jahr studiren, und stehen unter der besondern Disciplin des Ephorus, eines theologischen Professors. Dafür ward ihnen früher neben kostenfreier Ertheilung der akademischen Grade die Theilnahme an der gemeinsamen Mittags- und Abendmahlzeit gewährt, bei welcher zwei theologische Repetenten, die Majore, den Vorsitz führen sollten. Obgleich nun aber die Anstalt sehr reichlich dotirt war, waren die Klagen über die Qualität des Essens ständig geworden, und oft sehr begründet; zu Majoren ernannte man junge Candidaten, die etwa Neigung für den akademischen Beruf hatten, ohne Rücksicht darauf, ob sie sich würden die nöthige Autorität erhalten können oder nicht. Dann glaubte man sich auch nicht mehr berechtigt, die Freiheit der Einzelnen so zu beschränken, und man entband sie vom Abendtisch und verwandelte diesen in eine Geldprästation. Das erleichterte es den Mitgliedern natürlich, in die verschiedenen Verbindungen einzutreten, und seitdem brachten sie zum Mittagessen, das Allen als eine Last erschien, alle ihre Verbindungsfeindschaften mit, und suchten wohl gar dort nach Reibungen. In den vierziger Jahren galt der eine Major als rationalistisch und um ihn sammelten sich alle oppositionellen Elemente, und die waren damals in Marburg dem Communismus nicht mehr allzu fern; der andere Major war orthodox und auf dem Flügel, wo er präsidirte, saßen die Conservativen. Beide Parteien zankten sich und verhöhnten gegenseitig ihre Führer, die durchaus nicht die Würde zu wahren wußten. Wir wissen nicht einmal, ob noch ein gemeinsames Tischgebet gehalten wurde; wenigstens versäumten es die meisten. Im Jahr 48 hatte man denn auch nichts Eiligeres zu thun, als den Zwang des gemeinsamen Mittagstisches aufzuheben, und seitdem ist Geld das einzige, was diese altehrwürdige Stiftung ihren Mitgliedern leistet. So mag es an vielen Universitäten gegangen seyn.

wie das unsere, und das endliche Resultat, die unter der Schulzucht von Oxford und Cambridge gebildete Gentry kann sich doch wohl als ebenbürtig an Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit neben unsere Studirten stellen. Wir wollen aber auch das conviktorische Leben gar nicht unmittelbar von den englischen auf unsere Universitäten übertragen haben, und ebenso auch nicht die altkatholischen Einrichtungen unmittelbar repristinirt haben, sondern wir wollen sie in das Familienleben umgestaltet haben, wie es eben nur bei unserem Volke und auch nur nach der Reformation möglich ist.

Wir haben ein wichtiges Moment seither unberührt gelassen, das in allen irdischen Dingen gewichtig in die Wagschale fällt, und oft genug ein absolutes Nein spricht, wo die Phantasie das schönste Luftschloß bereits in allen Einzelheiten ausgeführt hat: wir meinen den Geldpunkt. Allein der scheint sich für unsere Institute nur günstig zu gestalten. Dieselben müssen erst klein angefangen werden, damit man des Geistes derselben von Anfang an Herr bleibe und nicht durch Zusammenfügung der verschiedensten, widersprechendsten Elemente von vorne herein Zwietracht und Widerwillen hineinbringe. Diese kleinen Anfänge können durch Privatmittel und am liebsten durch die Mittel des Docenten, der an die Spitze tritt, beschafft werden. Jeder Student zahlt sein Kostgeld, und das kann ziemlich hoch gestellt werden, ohne daß das Institut aufhört, für die Theilnehmer auch einen großen ökonomischen Vortheil zu bieten. Denn das Leben unserer Studenten ist jetzt ein sehr theures geworden, da die Genußsucht sich gesteigert hat und ein zur Schau tragen von Wohlhabenheit namentlich zu Ehren der Verbindung einmal üblich geworden ist. Die Verschwendung, die z. B. bei den Corpscommersen und der damit verbundenen Ausfahrt auf vielen Universitäten zu herrschen pflegt, steht im wunderbaren Contrast zu dem allgemeinen Nothstand der jetzigen Zeit. Dazu kommt, daß der Student in den meistens durch und durch corrumpirten Universitätsstädten der Gegenstand aller möglichen Spekulationen ist, die auf seinen Unverstand und Leichtsinn rechnen, und daß er sehr unvollständig gegen den vielfachen Wucher und die Uebertheurung geschützt wird, daß ferner selbst der solide Geschäftsmann bei der Unsicherheit so vieler studentischen Kunden sich an den guten Zahlern für seine Verluste schadlos halten zu müssen glaubt. So wird der Vortheil, den die Gesammtwirthschaft der Einzelwirthschaft gegenüber bieten

wird, hier ein unverhältnißmäßig viel größerer seyn können, als wie er schon in andern Verhältnissen zu seyn pflegt, und wir werden es wahrlich nicht als einen kleinen Vorzug unserer Convikte ansehen, wenn sie die Studenten gegen die Zerrüttung der ökonomischen Verhältnisse zu schützen vermögen, die jetzt fast bei der Mehrzahl derselben anzutreffen ist. Es ist fast zur Regel geworden, daß das von den Eltern ausgesetzte Budget, auch wenn es noch so reichlich ist, nicht eingehalten wird, und daß vor dem Abgange von der Universität „gebeichtet" werden muß, wie es technisch heißt, mag es den Eltern auch noch so schwer werden, die mit dieser Beichte geforderten Summen zu beschaffen und die Schulden zu bezahlen. Und oft genug sind diese auf Ehrenwort contrahirt, und von deren rechtzeitiger Zahlung hängt das ganze Lebensschicksal der Kinder ab. Und auch ohne dieß hängt sich die auf der Universität begonnene Zerrüttung der Geldverhältnisse häufig wie ein Bleigewicht an das ganze Leben, und zieht dasselbe immer tiefer und tiefer. Werden dem Studenten nun aber fast alle seine Bedürfnisse im Hause selbst geliefert, so daß er den Betrag dafür als größere Summe in den Terminen bezahlt, an denen er selbst seine Einnahme bezieht, und findet er im Hause zugleich alles das, was ihn seither in das renommistische und verschwenderische Studentenleben ziehen mußte, so gehört eine ganz andere Verführung und von seiner Seite ein ganz anderer Leichtsinn dazu, um die Schulden zu machen, welche jetzt unsere meisten Studenten haben.

Wenn sich demnach schon überall die Geldfrage für unsere Convikte günstig stellen wird, so ist für die ersten Anfänge noch besonders zu berücksichtigen, daß der größte Nothstand jetzt eigentlich für die wohlhabenden Studenten vorhanden ist, da sie bei der großen, die Universitäten beherrschenden Genußsucht der Verführung am meisten ausgesetzt sind, und daß daher auch ihnen am ersten Hülfe gebracht werden muß; man wird darum nur richtig handeln, wenn man die ersten Convikte so einrichtet, wie es den Gewohnheiten ihres elterlichen Hauses am meisten entspricht. Mit einem Theil der Mittel, die sie für ihr jetziges Leben verbrauchen, wird schon ein in Wohnung, Bedienung u. s. w. viel behaglicheres und anständigeres Leben hergestellt werden können, als sie es jetzt führen; denn mit Recht ist schon gesagt, daß unsere Studenten trotz allerlei unsinniger Verschwendungen ein eigentlich gentlemanartiges Leben nicht führen. Um die ersten Unternehmer zu bestimmen, zunächst die Bedürfnisse

der Wohlhabenden zu berücksichtigen, möchten wir auch noch einen allerdings gar sehr auf die prosaische Richtung unserer lieben Jugend spekulirenden, aber, wie wir fürchten, doch immer richtigen Grund geltend machen; das was zunächst für beschränktere Verhältnisse entsteht, kommt bei den Wohlhabenden leicht in Mißkredit und wird nur mit Widerwillen von diesen angenommen, während das, was einmal unter den Wohlhabenden festen Fuß gefaßt hat, von sehr Vielen als eine Wohlthat erstrebt werden wird und in seinen Leistungen leicht so herunter gestimmt werden kann, daß es auch Aermeren zugänglich wird.

Nach dem seitherigen kann es nicht schwer seyn, daß solche Convikte, wenn sie erst einmal in vollem Stand sind, sich durchaus selbst zu erhalten vermögen, ja es muß noch ermöglicht werden können, daß sie für den Unternehmer einen erklecklichen Gewinn abwerfen. Es kann daher die Frage entstehen, ob denn solche Institute nur von Docenten ausgehen sollten, oder wie weit sie auch von andern Personen unternommen werden könnten. Wir haben seither immer nur Docenten als die Leiter und Unternehmer vorausgesetzt, weil wir sie kraft des von ihnen übernommenen Amtes als besonders berufen ansehen müssen, den jetzigen Nothständen gegenüber Hand ans Werk zu legen, und dann auch, weil wir nur bei ihnen regelmäßig die Gaben und die Befähigung voraussetzen können, deren es bedarf, um dem Vorsteher den Einfluß zu verschaffen, der zu einem segensreichen Erfolg nöthig ist. Freilich die älteren Docenten werden zu der ihnen hier zugemutheten Aufgabe so wenig fähig seyn, wie sie nach dem Obigen einer Aenderung ihrer Unterrichtsweise gewachsen sind, und sie werden auch in den allerseltensten Fällen irgend Beruf dazu fühlen. Auf die jüngern Docenten müssen wir zunächst auch hier rechnen; die Ausbeute, die wir ihnen dafür anbieten zu können vermeinen, besteht nun aber nicht bloß in den Einkünften, die sie hieraus etwa ziehen oder in dem größeren akademischen Erfolge, den sie haben werden, wenn sie eine festgegliederte treu ergebene Studentenschaar aus ihrem Hause ins Auditorium führen, sondern vor allem auch in der größeren geistigen Frische, die sie sich durch einen solchen fortwährenden Umgang mit der Jugend bewahren müssen. Wohin die bloß docirende Thätigkeit führen muß, haben wir schon früher ausgeführt; das dort Gesagte gilt besonders von einer Zeit, wo sich die

Theorie auf manchen Gebieten so viel schärfer von der Praxis getrennt hat, wie sonst. Tritt ein Docent dagegen in ein Verhältniß zu den Studirenden, welches ihn fortwährend nöthigt, aus sich herauszutreten und die Gedanken Anderer zu verfolgen, und welches ihm Gelegenheit gibt, die Früchte seines Wirkens als Docent zu beobachten, so wird ihn das vor allem vor der bösen Selbstüberhebung schützen, die auf Universitäten so nachtheilig wirkt. Dem professorischen Hochmuth wird nun freilich schlecht behagen, was wir hier von ihm fordern; er glaubt ja nur zu wissenschaftlichen Thaten berufen zu seyn, und an manchen Orten möchte man geneigt seyn, in dem Halten eines Kosthauses eine den Professorenstand herabwürdigende Beschäftigung zu sehen. Er denkt darin anders, wie seine Collegen aus der Zeit der Allongeperrücken und Zöpfe, die es bis spät in das vorige Jahrhundert hinein durchaus nicht unter ihrer sonst so hoch gehaltenen Würde achteten, täglich eine große Zahl von Studenten an ihrem Tisch zu sehen und ihnen gegen Bezahlung Kost zu reichen, und die dann auch gewiß nicht unterließen, manches gute Samenkorn an diesen gemeinsamen Mittags- und Abendmahlzeiten auszustreuen. Doch hoffen wir, daß dieser Hochmuth auch jetzt wird zu überwinden seyn, zumal wenn man etwa höchsten Orts eine andere Auffassung von dem, was der professorischen Würde entspricht, haben sollte. Dagegen fällt ein anderes Opfer schwerer ins Gewicht, welches wir von den Docenten fordern müssen; sie sollen den stillen Frieden ihres Familienlebens aufgeben, und dasselbe mit allerlei fremden Elementen theilen. Wir wollen die Größe dieses Opfers nicht zu verkleinern suchen; wir können nur das Eine dagegen geltend machen, daß es um einer guten Sache willen und im Dienste des Amtes gebracht werden muß. Oft mag auch darin ein Trost liegen, daß dieses Opfer durch Beschaffung von Subsistenzmitteln es zugleich auch erst ermöglicht hat, den eigenen Herd zu gründen und das Familienleben zu genießen.

Doch, um auf die Frage zurückzukommen, ob denn nur von Docenten solche Convikte geleitet werden sollen, so läßt sich nicht leugnen, daß sich in den Universitätsstädten noch manche andere dazu völlig geeignete Kraft finden mag, und daß die, welche sich von den Docenten dazu bereit finden lassen werden, nicht so zahlreich seyn werden, daß man jene zurückweisen könnte. Allein bei den materiellen Vortheilen, die sich aus solchen Instituten

vielleicht werden ziehen lassen, wenn die Sitte sie erst einmal gebilligt und acceptirt hat, wird die Versuchung nahe liegen, eine bloß auf Gewinn berechnete Industrie unter Beseitigung aller ethischen Momente darauf zu basiren, ja sie können sogar zu Waffen der ruchlosesten Unsittlichkeit werden; es wird deßhalb alsbald, wenn solche Convikte ins Leben zu treten beginnen, seitens jeder Universitätsverwaltung Sorge zu tragen seyn, daß ihr die Möglichkeit verbleibt, die nöthige Aufsicht führen zu können, und daß überall Garantien geboten werden, welche einen heilsamen Erfolg erwarten lassen.

Die ersten Versuche werden die schwersten seyn, da sie mit vielem Widerwillen oder doch mit vieler Gleichgültigkeit werden zu kämpfen haben, da sie erst alle Erfahrung, die auch hier die beste Lehrmeisterin seyn wird, sich selber sammeln müssen, und da es gerade im Anfang so schwer seyn wird, daß es nur verwandte Elemente sind, die sich zu einem Hausstande einigen. Man wird in diesem letzteren Punkt vielleicht eine dauernde Schwierigkeit sehen, die fortwährend solchen Convikten die größte Gefahr bringen muß, indem es doch meistentheils, schon ehe der junge Student die Universität bezieht, und ohne seine Zustimmung und Wahl von Eltern oder Vormündern entschieden werden wird, in welche Hausgenossenschaft er einzutreten habe, und diese also oft genug seinen individuellen Neigungen durchaus nicht entsprechen wird. Diese Befürchtung ist allerdings für die ersten Anfänge sehr begründet; hat sich aber aus diesen erst eine feste Sitte gebildet, so bauen wir auf die große genossenschaftliche Kraft, die auch unserem Convikte innewohnen wird, und der es schon gelingen muß, das Gleichartige von allen Seiten an sich zu ziehen und das Fremdartige sich entweder zu assimiliren, oder bald und ohne eigene Gefahr wieder von sich zu stoßen. Aus dem jetzigen Verbindungswesen glauben wir in dieser Beziehung die nöthige Zuversicht entnehmen zu können, indem auch bei den Verbindungen, wie wir schon oben hervorhoben, das subjektive Belieben der Mitglieder nicht immer allein entscheidet, und doch ein starkes Ganze aus solchen Theilen erwächst. Hat erst einmal jede einzelne Hausgenossenschaft ihre Geschichte und hat sie durch dieselbe einen bestimmten Charakter erhalten, so wird sie schon ihre Anziehungskraft den gleichartigen Elementen gegenüber zu üben wissen, und bei dem engen Zusammenhange, der zwischen den einzelnen Universitäten und zwischen diesen und den Gymnasien besteht, wird

meistentheils schon jeder, der die Universität bezieht, sich im Voraus orientiren können, wo er sich heimisch fühlen wird. Und wenn der Theorie nach auch nicht von ihm, sondern von Eltern und Vormündern die Wahl der Hausgenossenschaft ausgehen wird, so wird es damit in der Praxis ebenso gehen, wie heutigen Tags mit der Wahl der zu besuchenden Universität; mag eine solche auch noch so sehr empfohlen werden, weil ein verhältnißmäßig fleißiges und solides Leben daselbst geführt und von den tüchtigsten Lehrern daselbst gelehrt werde, es hilft ihr nichts und sie bleibt bei ihrer geringen Studentenzahl, wenn die Jugend einmal weiß, daß dort ein „tristes" Leben herrscht. Dafür wird auch Sorge getroffen werden müssen, daß unsere Convikte nicht den Charakter von Correktionsanstalten von vorne herein annehmen, und deßhalb suche man die schon verdorbenen Elemente mit allen Mitteln von ihnen abzuhalten.

Aber auch, wenn dieß gelingt, bleiben doch für die Anfänge allerlei Gefahren. Wir wissen für jetzt nur in der Persönlichkeit des Vorstehers ein Gegengewicht zu finden und wollen wünschen, daß sich solche Persönlichkeiten, die mit allen Gaben für ein so schweres Werk und, um des Auctoritätenglaubens unserer lieben Jugend willen, wo möglich auch mit dem äußern Glanz eines Amtes ausgerüstet sind, diese Vorschläge mit Begeisterung erfassen und zur Ausführung schreiten; mögen sie dann mit Muth und Geschick arbeiten, um ihr schwaches, unvollkommenes Schiff glücklich durch alle die Felsen hindurchzuwinden, an denen es zu scheitern droht. Einige glückliche Anfänge werden, so hoffen wir, bald viele Nachfolger haben, und so klein und unscheinbar jene auch sind, so können sie doch auf das ganze Studentenleben und damit auf das Leben unserer Nation vom segensreichsten Einfluß werden. Der alte Universitätsschlendrian wird sich vielleicht gar bald mit Heftigkeit und mit allen möglichen Waffen gegen die ersten Anfänge erheben und ihre Aufgabe noch erschweren; doch wird diese Opposition bei der jetzt auf den Universitäten herrschenden Stimmung wesentlich geschwächt werden, wenn man höchsten Orts den neuen Schöpfungen ein entschiedenes Interesse zuwendet, und wäre es auch nur durch Anerkennung des Princips, daß eine segensreiche Wirksamkeit auf diesem Gebiete bei sonstiger Würdigkeit den andern akademischen Erfolgen gleich geachtet werden müsse und Ansprüche auf Beförderung und Belohnung verleihe. Auf diese Unterstützung glauben wir aber rechnen zu dürfen.

Wir haben in der seitherigen Darstellung unsere Vorschläge für Aenderung des geselligen Lebens der Studenten in das Gewand unseres subjektiven Ideals gekleidet. Wir sind aber keineswegs die ersten, die auf diesem Wege Heil erwarten, sondern schon von andern Seiten hat man Aehnliches gewollt, und wir freuen uns namentlich, zwei gewichtige Stimmen für uns anführen zu können, die diesen Blättern hoffentlich den Vorwurf ersparen werden, daß sie unausführbare Träumereien vorschlagen. V. A. Huber hat in einer eigenen kleinen Schrift (Ueber akademische Convikte; zur innern Mission auf den Universitäten, Berlin 1852) die großen sittlichen und ökonomischen Vortheile akademischer Convikte ausgeführt, und auch auf diesem Gebiete die große Bedeutung der Association gegenüber der Einzelwirthschaft geltend gemacht. Gerade durch diese Schrift sind wir seiner Zeit angeregt worden, uns ernster und länger mit diesen Fragen innerlich zu beschäftigen, und sind immer wieder auf die dort befürwortete Aenderung zurückgeführt. Wir freuten uns daher auch in Riehls „Familie" unter den schönen Schöpfungen, die er von der neuen Zeit im alten Geist erwartet, die Bursen der Studenten genannt zu finden, in denen diese wiederum in frommer, ehrbarer Weise zusammenleben sollen, ohne ihre Jugendlichkeit und alle ihre fröhliche Eigenthümlichkeit verloren zu haben. Wir denken, Riehl hat sich ein ähnliches Bild gemacht, wie wir es hier hingestellt haben.

In neuester Zeit ist die Möglichkeit des conviktorischen Lebens auch von officieller Seite anerkannt worden, indem in einer neulich bekannt gemachten Hausordnung für das Convikt der Domcandidaten zu Berlin (ein Predigerseminar zur praktischen Ausbildung der Candidaten) gesagt wird, es sey später Bedacht darauf zu nehmen, ob mit diesem Institut ein Convikt für die Studirenden der Theologie verbunden werden könne. Darnach soll das conviktorische Leben allerdings in anderer Weise hergestellt werden, als wie wir es hier empfohlen haben, und man scheint größere Staatsanstalten im Sinne zu haben, die nicht mehr die Familie zu ihrem unmittelbaren Vorbilde nehmen sollen. Wir wollen nicht leugnen, daß auch hieraus gute Früchte hervorgehen können, ja, wenn einmal das genossenschaftliche Leben erstarkt ist, und sich bestimmte Regeln und Sitten für dasselbe gebildet haben, dann können wir es uns unter Umständen als räthlich denken, daß zu größeren Stiftungen geschritten

wird, um dem Princip einen dauernden und von der Persönlichkeit des jedesmaligen Vorstehers mehr unabhängigen Ausdruck zu geben. Doch zunächst muß erst unseres Erachtens die Bildung einer guten Sitte erkämpft werden, und für diesen Kampf glauben wir des ungeschmälerten und möglichst unmittelbaren Einflusses der Persönlichkeit bedeutender und tüchtiger Vorsteher nicht entbehren zu können, für welchen Einfluß aber bei unsern Vorschlägen mehr Raum bleiben möchte, als in solchen officiellen und für einen größern Maßstab berechneten Instituten. Wir können uns der Sorge nicht enthalten, daß in diese sehr leicht ein unzufriedener, störrischer, oder heuchlerischer Sinn mit eindringt, und daß dann keine Macht im Stande ist, diesen Eindringling wieder zu bannen, während er in kleineren Kreisen einem tüchtigen Hausvater gegenüber nicht Stich halten würde. Es ist übrigens denkbar, daß unter den theologischen Studenten ein so erweckter und wissenschaftlicher Sinn herrscht, daß diese Gefahr für solche lediglich auf sie berechnete Institute nicht vorhanden ist, und in jenem besondern Falle möchte der enge Anschluß an das Predigerseminar auch bewirken, daß der hier einmal herrschende Geist auf das Studentenconvikt übergeht, und möchte damit die sicherste Bürgschaft für ein gutes Gedeihen gegeben seyn. Wir wollen nur davor warnen, daß man nicht glaube, auf solchem Wege überall vorgehen zu müssen.

Daß man aber die hier angeregten Fragen mehr ins Auge fasse, als es seither geschehen ist, das glauben wir nicht eindringlich genug empfehlen zu können. Zunächst liegt dieß den Universitätskreisen selber ob; — aber es will uns fast dünken, als sey man hier so in das Herkömmliche und in die kleinen Sonderinteressen versunken, daß man einen freien Blick, der einmal das Universitätsleben in seiner Totalität auffaßt und beurtheilt, nicht mehr gewinnen kann. Ob diese oder jene Verbindung die relativ bessere sey, ob durch Aufhebung der Verbindungen andere Resultate erzielt werden würden, das sind die Fragen, die man in Professorenkreisen besprechen hört, falls die Rede zufällig auf diese Dinge kommt, und zu oft vergißt man dort, daß es gar nicht die Hauptsache ist, dem Studentenleben etwas zu nehmen, sondern daß ihm Vieles erst gegeben werden muß, damit es seine Lücken füllen könne. Es ist traurig genug, aber es thut uns Noth, daß auch von außen her unserm Treiben und unsern Leiden ein größeres Interesse geschenkt

wird, und daß in den Kämpfen, die wir bestehen müssen, die Theilnahme und Zustimmung aller derer, die wir hoch halten, unsere Aufgabe erleichtern. Daß baldige gründliche Besserung unserer Universitäten nöthig ist, wenn sie bleiben sollen, was sie der Nation seither gewesen sind, und nicht eine neue wüste Zeit der Zerstörung sie als veraltet und zwecklos bei Seite werfen soll, das wird jeder eingestehen, der unbefangen das jetzige Studentenleben betrachtet hat.

„Ich malte schwarz, doch dichtern Flor
Zög' ich dem Bilde lieber vor."

Die Entschädigung der Zehnt- und Gefäll-berechtigten in Württemberg.

Vom allgemeinen deutschen Standpunkt aus betrachtet.

Die jetzt in Württemberg schwebende Frage wegen Entschädigung der Gefäll- und Zehntberechtigten, welche durch die Ablösung Verluste erlitten, hat durch die vermuthete Intervention des deutschen Bundes und die damit zusammenhängende unerwartete Auflösung der Ständeversammlung ein allgemeineres Interesse erhalten.

Da solche Interventionen des Bundes zu den seltenen Fällen gehören und einen entschiedenen Wendepunkt in der Geschichte des deutschen Verfassungslebens bilden, auch Auflösungen der Ständeversammlungen besonders nach erfolgter Genehmigung des Finanzetats nicht gewöhnliche Ereignisse sind, so könnte es vielen Beobachtern der öffentlichen Zustände erwünscht seyn, in die Lage gesetzt zu werden, ein unparteiisches Urtheil über die Veranlassung zu diesen Maßregeln fällen zu können, besonders da die bisherigen Veröffentlichungen hierüber nicht genügenden Aufschluß geben, die Verhandlungen des deutschen Bundes nicht öffentlich sind und die Erörterungen in Württemberg über diesen Gegenstand theils wegen ihres partikularistischen Interesses weniger zur Kenntniß des deutschen Publikums gelangen, theils gar zu sehr vom Standpunkt der Parteien ausgehen, als daß sie solche, welche mit den württembergischen Zuständen nicht bekannt sind, befriedigen und aufklären könnten.

Die Regierung hatte den versammelten Ständen schon vor längerer Zeit einen Gesetzesentwurf vorgelegt, nach welchem statt des bisher angewendeten sechzehnfachen Maßstabes bei Ablösung der Gefälle der achtzehnfache in Anwendung kommen und die Staatsfinanzverwaltung diesen Unterschied mit einem Aufwand von sechs Millionen Gulden übernehmen sollte, von welcher Entschädigung dem

Adel ungefähr ein Dritttheil, daher zwei Millionen, die übrigen zwei Drittheile den andern Gefällberechtigten, den Gemeinden, Stiftungen u. s. f. zufließen würden. Daß ein Ansinnen dieser Art in einer Zeit, wo die Abgaben ohnedieß schon hoch gesteigert und schwer aufzutreiben sind, und in einem Land, dessen Schuldenlast seit zehn Jahren sich durch die Eisenbahnbauten um das Doppelte erhöht hat, und zumal für einen Gegenstand, welcher im übrigen Deutschland längst seine vollständige Erledigung gefunden hat, nicht als ein freudiges Ereigniß begrüßt wurde und eine ernste Prüfung veranlaßte, war gar nicht anders zu erwarten und ganz natürlich.

Aber die Art der Prüfung, welche dem Entwurf geworden, die Art der Beweisführungen, welche gegen denselben innerhalb und außerhalb der Kammer versucht worden, konnte nicht erwartet werden. Diese Deductionen finden nur ihre Erklärung, wenn man den Stand der Parteien und eine durch dieselbe nicht genug aufgeklärte, oft irregeleitete Menge ins Auge faßt.

Sogleich nach dem Erscheinen des Entwurfs las man in den gelesensten Zeitschriften, der Adel verlange eine Entschädigung von sechs Millionen Gulden für die erlittenen Verluste; sogar in der Kammer entschlüpfte dem Abgeordneten Moritz Mohl in Gegenwart der Minister dieselbe durchaus unrichtige Behauptung, bei welcher ganz unbeachtet bleibt, daß, wie gesagt, zwei Drittheile dieser Gefällberechtigungen nicht dem Adel, sondern den Gemeinden, den Stiftungen und andern Berechtigten gehören, und wo mit einer Licenz, die höchstens einem Dichter in der Stunde lyrischer Begeisterung gestattet seyn konnte, die Minderzahl derjenigen, welche zu dem Gesetz die Veranlassung gegeben hatten, mit der überwiegenden Mehrzahl derjenigen, welchen dasselbe zu statten kommen soll, verwechselt wurden. Zugleich wurde in den verschiedenen mündlichen und gedruckten Erörterungen wiederholt, wie in den sturmvollen Jahren 1848—1849, darauf hingewiesen, wie einzelne Mitglieder des Adels ihr Recht durch Mißbrauch des Vertrauens ihrer früheren Unterthanen ungebührlich ausgedehnt oder gar durch Gewalt erworben hätten, und wurde dadurch angedeutet, wie alle diese Grundlasten rechtlich nicht begründet seyen und jede Entschädigung, auch die geringste, eine ungerechtfertigte Belästigung des steuerpflichtigen Volks sey. Es wurde dabei ganz unberücksichtigt gelassen, wie trügerisch und in seinen Consequenzen gefährlich es sey, von dem nur behaupteten

und in vielen Processen unerwiesen gebliebenen Unrecht einzelner Berechtigter auf das Unrecht aller andern Besitzer zu schließen, und wie aus demselben Grund alles Eigenthum als unberechtigt bezeichnet werden könnte, weil einige Wenige vielleicht auf unrechte Art in den Besitz gekommen sind. Man übersah dabei oder ignorirte absichtlich, wie die allermeisten dieser Rechte ganz dieselbe Begründung und Entstehung haben, wie alles Eigenthum, insbesondere das Recht der Kapitalbesitzer.

So offenbar unrichtig aber diese beiden Arten von Deductionen gegen die Zehnt- und Gefällrechte sind, so daß keiner, welcher Anspruch auf einige Fähigkeit zu denken macht, sie nur zu wiederholen wagt, wenn er darüber zur Rede gestellt wird, so haben sie doch eine große Verbreitung unter der größeren Menge gefunden und üben noch heute einen beherrschenden Einfluß besonders bei dem Verhältniß der Wähler zu den Gewählten aus, so daß jeder Wahlcandidat noch heute sein Vertrauen bei den Wählern gefährdet, welcher offen denselben entgegenzutreten wagt.

Die auf den Beifall der Menge gegründeten gelesensten Blätter umgehen mit Vorsicht Erörterungen, welche zur Aufklärung dienen könnten. Die im Sinn der Regierung geschriebenen Blätter aber werden von den meisten Lesern der Oppositionsblätter gar nicht gelesen, und wenn auch hie und da gelesen, doch ohne Vertrauen in die Wahrheit ihrer Behauptungen aufgenommen. Unparteiischen, selbstständigen Stimmen einen hinreichenden Einfluß zu verschaffen, hat die Regierung bisher leider viel zu sehr versäumt. So kann man mit ziemlicher Gewißheit voraussehen, daß die Wähler, in ihrer überwiegenden Mehrzahl Leser der Oppositionsblätter und nicht der Organe der Regierung, mit Vorliebe Männer in die Kammer schicken werden, die gegen die Entschädigungsgesetze sich aussprechen, wenn die Wahlcandidaten auch allem Rechte und aller Logik entgegen von den sechs Millionen, welche der Adel verlangt, und von dem gänzlichen Unrecht aller Zehnten und Gefälle sprechen. Die Kammer wird dann am Ende wieder aufgelöst, bis man sich entschließt auf andere zweckmäßigere Weise die öffentliche Meinung zu berichtigen.

Die Commission der Kammer der Abgeordneten, welche zu Prüfung des Regierungsentwurfs erwählt worden, und welche mehrere Notabilitäten aus dem Juristenstand enthält, hat natürlich von solchen abenteuerlichen Behauptungen, mit welchen man sich ein Zeugniß des Unverstandes und der Unkenntniß gibt, so wie man sie

ausspricht, sich ferne gehalten. Aber die Mehrzahl, mit den Resultaten jener Deductionen einverstanden, hat andere Begründungen versucht, welche zwar scheinbar besser sich aussprechen lassen, jedoch bei einiger genaueren Prüfung gleichfalls als ganz unstichhaltig sich darstellen, in der That nur hingestellt sind, um die gänzliche Grundlosigkeit der Meinung der Menge zu ersetzen und zu verhüllen, und welche den beherrschenden Einfluß zeigen, den die unvernünftigste Ansicht bei ihrer Verbreitung in der Menge auch auf höhere Capacitäten ausübt.

Die Mehrheit der Commission geht bei ihrer versuchten Begründung davon aus, daß die Berechtigten durch die Ablösung keinen Schaden erlitten hatten, weil der Werth der Rechte ins Auge zu fassen sey, welchen sie zur Zeit der Abfassung der Gesetze hatten, nicht der frühere in ruhigeren Zeiten, weil nämlich sie in der unruhigen Zeit des Jahres 1848 wegen der gegen sie gerichteten Volksstimmung keinen höheren verkäuflichen Werth hatten, wie am besten daraus hervorgehe, daß die damals in den Kammern anwesenden Mitglieder des Adels für die Gesetze gestimmt, sogar für das Zustandekommen derselben sich angelegentlich bemüht hatten.

Diese Beweisführung entspricht ganz der Stellung, welche ein Advokat in einem Rechtsstreit dem Gegner gegenüber einnimmt. Dem Rechtsanwalt einer Partei ist es gestattet, ein von dem Gegner vielleicht in der Bestürzung gegebenes Zugeständniß einer bestrittenen Thatsache rasch als Ersatz des sonst fehlenden objektiven Beweises zu acceptiren. Bei einem Privatrechtsstreit kann der Werth eines Objekts im Augenblick des Abschlusses des Vertrags mehr zu beachten seyn als aller frühere und spätere Werth, kann der Verzicht der Einrede der Verletzung wichtiger seyn, als jede, auch die größte Verletzung.

Aber war denn die Commission von der Kammer ernannt, um als Rechtsanwalt des Volks den Ansprüchen der Berechtigten sich gegenüber zu stellen, das Volk als in einem Privatrechtsstreit mit den Berechtigten befindlich anzunehmen?

Selbst aber, wenn man den privatrechtlichen Standpunkt annimmt und die Commission als Vertreter des Volkes den Berechtigten gegenüber ansieht, wie unstichhaltig ist selbst in diesem Fall ihre Beweisführung!

Die Mitglieder des Adels in den Kammern von 1848—1849 hatten doch keine Vollmacht, als Vertreter des Adels in seiner Gesammtheit über dessen Privatrechte abzustimmen, und noch viel weniger

über die Rechte der überwiegenden Mehrzahl der übrigen Berechtigten, der Gemeinden, der Stiftungen insbesondere, und ein Gesetz ist kein Vertrag, es darf daher nicht bloß auf den augenblicklichen Werth eines Rechts zur Zeit seiner Abfassung, sondern es muß auf dessen Werth überhaupt Rücksicht nehmen. In der Commission sitzen ausgezeichnete Rechtsanwälte. Zuverlässig würde sich aber keiner getrauen, einen Rechtsstreit zu beginnen, dem keine besseren Gründe zur Seite stehen, und jeder würde wohl einen Gegner, der mit solchen Gründen ihm sich gegenüber stellen wollte, als einen muthwilligen Streiter bezeichnen. Und doch wollen sie mit solchen Gründen, aus dem Privatrecht entlehnt, eine staatsrechtliche Ansicht vertheidigen!

Wollte man aber auch annehmen, es sey bei der Werthschätzung der zur Ablösung gekommenen Gefälle der für dieselben so höchst ungünstige Zeitpunkt von 1848—1849 ausschließend maßgebend gewesen, so kann man doch gewiß nicht annehmen und zugeben, es sey die Verminderung dieser Rechte in jener Zeit in Württemberg in einem bedeutenderen Grade eingetreten gewesen als in den übrigen deutschen Ländern. In Württemberg war doch, ungeachtet vieler Aufregung, die gesetzliche Ordnung keinen Augenblick sistirt, hatte nirgend der Aufruhr die Oberhand erlangt, floß niemals Bürgerblut, wie es in Baden, in der Rheinpfalz, in Sachsen, Oesterreich und Preußen der Fall war. In Württemberg kann man daher wenigstens nicht eine größere Einwirkung der stürmischen Zeit auf den Werth jener Rechte annehmen, als sie im übrigen Deutschland in Folge jener Bewegungen stattgefunden hatte.

Eine kurze Zusammenstellung der deutschen Ablösungsgesetze mit Benutzung einer früheren Vergleichung derselben im Juliheft der Deutschen Vierteljahrschrift von 1854 und ergänzt nach der jetzigen Sachlage und nach der jetzt vorliegenden Frage, wird dieses beweisen.

Im Großherzogthum Baden war die Ablösung der Grundgefälle schon durch mehrere Gesetze von 1825, der Zehnten aber durch ein Gesetz von 1833 größtentheils vollendet. Die Ablösung der Zehnten geschah nach dem zwanzigfachen Maßstab gegen baare Bezahlung oder Verzinsung zu 5 Procent.

Nach einer Bekanntmachung vom Anfang des Jahres 1849 war der Zehnten zu dieser Zeit bereits mit einem Ablösungskapital von 36 Millionen Gulden und einem Staatsbeitrag von 4 Millionen größtentheils abgelöst. Es war nur die Beseitigung einiger weniger

im Ganzen dem Geldwerth nach unbedeutender Gefälle, z. B. der Bannrechte und der Jagdrechte, durch ein Gesetz vom März 1848 und der Lehensabgaben durch ein Gesetz vom Februar 1849 übrig. Aber die Bewegungszeit hatte sogar in diesem, bald darauf durch offenen Aufruhr erschütterten Land keinen sehr fühlbaren Einfluß auf den Ablösungsmaßstab. Mit Ausnahme der wenigen unbedeutenden Gefälle, welche im Sturme der Zeit ohne Entschädigung im März 1848 beseitigt wurden, blieb die Ablösungsweise für die noch übrigen Zehnten unverändert, und wurde ferner für die Lehensabgaben durch Gesetz von 1849 bestimmt, daß solche Verpflichtete im achtzehnfachen Betrag ablösen können, der Berechtigte aber gegen den Willen des Verpflichteten nur den sechzehnfachen Maßstab anzusprechen berechtigt sey.

Im Großherzogthum Hessen-Darmstadt waren diese Verhältnisse in ähnlicher Weise schon durch ein Gesetz von 1836 und nach dem Grundsatz billiger hinreichender Entschädigung größtentheils geordnet. Nach dem Gesetz vom 16. Juli 1836 bestand nämlich die vom Berechtigten zu fordernde Ablösungssumme im achtzehnfachen Betrag des Brutto (rauhen) Geldertrags der Grundrente, welche nach vorangegangener viermonatlicher Aufkündigung baar zu bezahlen war, wurde bei unständigen Renten der Durchschnittsertrag der letzten 12 Jahre, bei Naturalleistungen der in einem Gesetz vom 25. Juni 1831 festgesetzte Preis angenommen, erhielten die Pflichtigen vom Fiskus die Ablösungssumme gegen Verzinsung zu 3 Procent, wurden ferner die Renten der Pfarreien und Schulstiftungen besonders berücksichtigt. In der Sturmzeit wurde nur die Allodifikation der Erblehen durch ein Gesetz vom 6. August 1848 und die Ablösung der auf Grundstücken und Grundrenten haftenden Lasten durch ein Gesetz vom Oktober 1849 in der Weise bereinigt, daß dieselben in der Regel im fünfundzwanzigfachen Betrag zur Ablösung kamen, im achtzehnfachen Betrag aber, wenn bisher die Steuerumlagen durch die Berechtigten getragen wurden. Das Gesetz vom 7. August 1848 über die Verhältnisse der Standesherren und adeligen Gerichtsherrn geht zwar weiter, indem es in Art. 11. den Pflichtigen gestattet, an dem durch das Gesetz vom Juni 1836 bestimmten Ablösungskapital ein Drittheil und an den Grundrenten, welche durch die Zehntverwandlung entstehen, ferner ein Sechstheil abzuziehen, und den Beitrag des Staats zur Ablösung aufhebt. Aber diese allerdings strenge, den Berechtigten sehr

ungünstige Bestimmung sollte nur eine Entschädigung geben für die Verzögerung bei Ausführung des Gesetzes von 1836, und der Schaden, welchen die Verpflichteten erlitten, geht nicht gegen die Gesammtheit der Berechtigten, sondern gegen einzelne Renitenten eines gültig zu Stande gekommenen Gesetzes, und wurde theilweise schon durch das Gesetz vom März 1852 wieder aufgehoben.

In Kurhessen erfolgte durch Gesetz vom August 1848 die Ablösung aller Lehensabgaben in zwanzigfachem Betrag gegen baare Bezahlung oder Verzinsung zu 5 Procent, durch Gesetz vom Juli 1849 die Ablösung aller noch übrigen Grundlasten im fünfundzwanzigfachen Betrag, wenn sie der Verpflichtete verlangt, im fünfzehnfachen, wenn sie der Berechtigte fordert.

Im Königreich Hannover wurde die Ablösung durch Gesetze von 1831, 1833, 1836 gegen angemessene Entschädigung ausgeführt, und war in dem Jahr 1848 nur noch die Ausdehnung dieser Bestimmungen auf wenige früher noch ausgenommene Fälle übrig, was durch ein Gesetz vom Juli 1848 geschah. Ebenso wurde im Herzogthum Braunschweig durch ein Gesetz vom December 1849 die volle Entschädigung der Grundlasten, welche schon im März 1837 angeordnet war, auf die noch übrigen Lehngefälle ausgedehnt.

Im Königreich Sachsen bestimmte ein Gesetz vom December 1851 die Ablösung aller Grundlasten, welche nicht schon ein Gesetz vom März 1831 ausgeführt hatte, im zwanzigfachen Betrag gegen baare Bezahlung oder im fünfundzwanzigfachen gegen Landrentenbriefe und verordnete außerdem die Ablösung anderer aus dem Unterthänigkeitsverband fließenden Abgaben im fünfundzwanzigfachen Betrag.

Im Königreich Preußen war schon durch dreißig verschiedene Verordnungen seit 1811 nach dem Grundsatz vollständiger Entschädigung vieles geordnet, als die Sturmzeit hereinbrach. Ein Gesetz vom 2. März 1850 verordnete nun, außer der unentgeldlichen Aufhebung einiger in pekuniärer Beziehung nicht bedeutender persönlicher Rechte, die Ablösung aller noch übrigen Grundabgaben gegen baare Bezahlung im achtzehnfachen Betrag oder in zwanzigfachen vierprocentigen Obligationen.

Im Königreich Bayern wurden durch ein Gesetz vom 4. Januar 1848 mehrere rein persönliche Abgaben ohne Entschädigung

aufgehoben, alle andern bedeutenderen Rechte aber im achtzehnfachen Betrag bei baarer Bezahlung, oder im zwanzigfachen gegen vierprocentige Obligationen.

Im Herzogthum Nassau wurde durch Gesetz vom 14. April 1849 die Ablösung aller noch übrigen Grundlasten im achtzehnfachen Betrag des reinen Ertrags in vierprocentigen Obligationen ausgesprochen und zu Ermittlung des reinen Ertrags der Durchschnittspreis von 1830 bis 1847 zu Grund gelegt, und die Ablösung des Zehnten im sechzehnfachen Betrag gegen baare Bezahlung oder Verzinsung zu fünf Procent angeordnet.

Im Kaiserstaat Oesterreich wurde durch Gesetz vom September 1848 und 4. Merz 1849 ein Drittheil des Rohertrags zu Ermittlung des Reinertrags abgezogen und die volle Vergütung des so ermittelten Reinertrags in der Regel zur Hälfte von dem Verpflichteten, zur Hälfte von der Staatskasse zu bezahlen zugesichert; ferner wurden einige persönliche Abgaben unentgeldlich aufgehoben.

In Württemberg wurde dagegen durch die Gesetze vom April 1848 und Juni 1849 die Ablösung der unständigen Gefälle im zwölffachen Betrag, der ständigen im sechzehnfachen Betrag, zahlbar in vierprocentigen fünfundzwanzigjährigen Obligationen, und die Ermittlung des Werths der Naturalien nach dem wohlfeilen Preis des Jahres 1821, statt nach dem wenigstens um 25 Procent höheren Durchschnittspreis der Jahre 1830 bis 1847 festgesetzt.

Man erhält daher zur Vergleichung des Werths der Entschädigungen in den verschiedenen Staaten, wenn man die überall geringeren persönlichen Gefälle wegläßt, folgende Zahlen.

Im Großherzogthum Baden erhielten die Berechtigten für die wichtigeren Gefälle, besonders für die Zehnten den zwanzigfachen Maßstab fünfmal genommen, also eine Entschädigung von 20 mal 5 = 100 Procent des Werthes.

Aehnliche volle Entschädigungen erhielten die Berechtigten im Durchschnitt in Hannover, Braunschweig, Sachsen, Kurhessen, Hessen-Darmstadt.

Im Königreich Preußen erhielten die Berechtigten, sofern ihre Recht in der Sturmzeit noch nicht geordnet waren, noch eine Entschädigung von 20 mal 4 oder 18 mal 5, also 80 bis 90, im Durchschnitt 85 Procent des Werthes.

In Oesterreich erhielten die Berechtigten, wo die Differenz

des Rohertrags und des Reinertrags 33 Procent ausmachte, volle Entschädigung, wo dieses nicht der Fall war, im ungünstigsten Fall, 66 Procent, im Durchschnitt daher die Mitte zwischen 100 und 66 Procent, also 82 Procent des Werthes.

In Bayern erhielten die Berechtigten eine Entschädigung von 20 mal 4, daher 80 Procent des Werthes.

In Nassau erhielten die Berechtigten bei Zehnten einen Werth von 16 mal 5 gleich 80, bei andern Gefällen von 18 mal 4 gleich 72, im Durchschnitt 76 Procent.

In Württemberg erhielten dagegen die Berechtigten eine Entschädigung bei unständigen Gefällen von 12 mal 4 gleich 48 Procent, bei ständigen von 16 mal 4 gleich 64, mit Rücksicht auf die um 25 Procent zu niedrige Taxation der Naturalien auch nur 48 und mit Berücksichtigung, daß auch Gefälle in Geld abgelöst wurden, im Durchschnitt 50 Procent des Werthes.

Die sturmvolle Zeit der Jahre 1848 und 1849 hatte daher in denjenigen Ländern, welche größtentheils die Ablösung schon vorher nach dem Grundsatz vollständiger Entschädigung geordnet hatten, im Allgemeinen nicht den Einfluß, daß für die noch übrigen wenigen Rechte derselbe verlassen worden wäre.

Sie hatte aber in den Ländern, welche in jener Zeit noch viel zu ordnen hatten, wie in Bayern, Oesterreich, Nassau und Preußen, die Wirkung, daß die Berechtigten statt des vollen Werths von 100 Procent nur 76—82 Procent erhielten, während die Berechtigten in Württemberg kaum 50 Procent erhalten sollen.

Wenn man daher auch eine Verminderung der Rechte in jener Zeit annimmt, und jene vorübergehende Verminderung in der sturmvollen Zeit als maßgebend ansehen will für alle folgende Zeit und für die Berechnung der früheren Werthe, so bleibt doch immer für die Verluste der Berechtigten in Württemberg ein Unterschied von wenigstens 25 Procent des Werthes, ein Unterschied, welcher durch die von der württembergischen Regierung vorgeschlagene Aufbesserung vom sechzehnfachen auf den achtzehnfachen Maßstab bei weitem noch nicht ausgeglichen ist, indem er den Verlust, welcher 50 Procent beträgt, nur um den achten Theil und auch den Unterschied des den Berechtigten zugefügten Verlustes von dem in Oesterreich, Bayern und Preußen bei weitem nicht ausgleicht.

Man kann auch nicht den Unterschied der Zeit, in welcher die

hier zur Vergleichung gebrachten Gesetze entstanden sind, zur Erklärung der auffallenden Härte des württembergischen Gesetzes anführen. Denn die Ablösungsgesetze kamen zu Stande in Württemberg im April 1848 und Juni 1849, in Bayern im Juni 1848, in Oesterreich im September 1848 und März 1849, in Nassau im December 1848 und Juni 1849, in Preußen im Jahr 1850, in Hessen-Darmstadt im August 1848 und Oktober 1849.

Wenn man daher nicht bei Beurtheilung dieser Frage von dem ganz partikularistischen Standpunkt ausgeht, welcher das übrige Deutschland als gar nicht vorhanden ansieht, einem Standpunkt, welchen die Mehrheit der Commission, sonst die unermüdeten Wortführer der Einheit Deutschlands und die eifrigsten Gegner des Partikularismus, unmöglich bei dieser Frage festhalten kann, so muß man die Ueberzeugung aussprechen, es hätten die Berechtigten in Württemberg einen weit größeren Schaden erlitten, als die im übrigen Deutschland, und es sey die verwilligte Entschädigung dem wahren Werth der Rechte bei Weitem nicht entsprechend.

Dieser Ueberzeugung werden daher auch die Organe des deutschen Bundes folgen; derselben gemäß wird sich ebenso ein Bundesschiedsgericht aussprechen. Selbst eine Commission der deutschen Nationalversammlung, wenn solche noch bestände und wenn diese zusammengesetzt wäre aus den unabhängigsten, freisinnigsten Männern des übrigen Deutschlands, sogar aus politischen Gesinnungsgenossen der Mehrheit der Commission, müßte erklären, hier sey man in der Uebereilung während des Sturmes jener Jahre über das rechte Maß hinausgegangen, und hier sey nöthig einzulenken, wenn man nicht vom übrigen Deutschland sich absondern wolle. Die Wortführer der Oppositionen in den verschiedenen deutschen Ländern, welche in jener Zeit überall die Majorität für sich hatten, wären zu einem solchen Ausspruch genöthigt, wenn sie nicht sich selbst einer zu großen Connivenz gegen die Berechtigten zum Nachtheil des Volks anklagen wollten. Ist es aber recht, ist es nur der politischen Staatsklugheit angemessen, durch Verwerfung eines Entwurfes der Regierung eine Intervention des deutschen Bundes in einer Sache zu provociren, bei welcher man zum voraus weiß, daß nicht nur die Entscheidung des Bundes gegen die verneinende Majorität sich aussprechen würde, sondern auch die unparteische Meinung der Unterrichteten des übrigen deutschen Volkes jener Majorität nicht zur Seite steht?

Ist es recht und wegen seiner gefährlichen Consequenzen zu verantworten, durch eine solche provocirte Intervention die Entwickelung des Verfassungslebens zu stören und sogar mittelbar eine Sistirung der Verfassung selbst zu veranlassen, bei einer Sache, bei welcher auf der Seite der Abgeordneten niemand steht, als eine bisher durchaus nicht gehörig unterrichtete und in ihren Ansichten höchst veränderliche Menge?

Die Annahme des Vorschlags der Regierung, die Entschädigung der Berechtigten aus den Mitteln des Staats aufzubessern, empfiehlt sich auch nicht bloß, weil voraussichtlich der Bund eine höhere Entschädigungsnorm aufstellen wird, als es von der Regierung geschah, sondern auch weil die hier vorgeschlagene Entschädigungsweise am meisten der im übrigen Deutschland angenommenen entspricht. Denn beinahe überall im ganzen übrigen Deutschland haben die Finanzverwaltungen der betreffenden Staaten einen Theil der Entschädigungssummen für die Berechtigten beigesteuert. Insbesondere war dieses der Fall in Bayern, Oesterreich, Preußen, Baden, Hessen-Darmstadt. Nur allein in Württemberg hat der Staat bisher gar nichts beigetragen, nicht einmal die Garantie der Ablösungskapitalien übernommen.

Gerade durch diese für die Berechtigten so höchst ungünstige Singularität des württembergischen Ablösungsgesetzes wird der extreme Verlust der Berechtigten veranlaßt. Der Vorschlag der Regierung, aus Mitteln des Staats die Entschädigung zu verbessern, ist daher keine Aenderung der den Verpflichteten durch jenes Gesetz verwilligten Erleichterungen, sondern nur eine Ergänzung des Gesetzes durch Annahme der im übrigen Deutschland adoptirten Entschädigungsweise.

Eine Entschädigung aus Staatsmitteln, also auch auf Kosten derjenigen Steuercontribuenten, welche direkt von der Ablösung keinen Vortheil haben, ist aber auch deßwegen gerechtfertigt, weil auch in andern ähnlichen Fallen die Gesammtheit für Verluste der Einzelnen eintritt.

Die Schutzzölle und Patente kommen in der Regel zunächst den Gewerbtreibenden auf Kosten der consumirenden Landwirthe zu gut. Die Kosten, welche die Eisenbahnen verursachen, bringen auch den Steuercontribuenten nur in ungleichem Verhältniß Vortheile. Die Befreiung der Landwirthe von der größten aller Grundlasten, von dem Zehnten, bringt zwar zunächst nur diesen Vortheil, sie muß

aber auch bald auf die Gesammtheit der Gewerbtreibenden einwirken, sowie sie den Wohlstand der Landwirthe und so ihre Mittel, Produkte des Gewerbfleißes zu kaufen, vermehrt. Wenn die Landwirthe wohlhabend sind, so haben die Industriellen bessere Absatzquellen, als ihnen jemals die thätigste Exportgesellschaft verschaffen könnte, und dadurch reichen Ersatz für ihre Beisteuern zu den Entschädigungssummen.

Aber die Mehrheit der ständischen Commission sprach sich gegen den Vorschlag der Regierung aus, selbst für den Fall, daß ein großer Verlust für die Berechtigten unbestritten vorhanden wäre, insofern der Staat aus seinen Mitteln die ungenügende Entschädigung des Gesetzes verbessern solle. Nach der Behauptung dieser Mehrheit paßt der §. 30. der Verfassung wegen Entschädigung von Berechtigten, die aus Gründen des allgemeinen Wohls Verluste erleiden, nicht auf die vorliegende Frage. Es habe hier nicht die höchste Verwaltungsbehörde nach Maßgabe jenes Gesetzes für die Abtretung jener Rechte sich ausgesprochen, sondern es wäre eben hier durch die gesetzgebende Stelle selbst ein Fehler begangen, ein Schaden zugefügt worden. Nirgends sey aber in einem Gesetz oder in der Verfassungsurkunde vorgeschrieben, daß das Volk für die Fehler seiner gesetzgebenden Behörden einzustehen verpflichtet sey.

Auch hier bewegt sich die Mehrheit der Commission ganz auf dem privatrechtlichen Standpunkt. Auch hier kann dieselbe nicht verläugnen, daß sie vorzugsweise aus Rechtsanwälten zusammengesetzt ist. Wie in einer Proceßschrift zu Bekämpfung der Gegner Gründe an Gründe angereiht werden, immer mit der Einleitung eines neuen Grundes, daß der Gegner verlieren müßte, selbst wenn alle bisherigen Gründe nicht vorhanden wären, so wird auch hier die gewagte Behauptung aufgestellt, die Berechtigten hätten keinen Anspruch auf Entschädigung, selbst wenn sie Schaden gelitten, weil sie kein Gesetz aufweisen können, das die Finanzverwaltung verpflichtet. Wir glauben aber, daß nur Rechtsanwälte in einer Privatsache so argumentiren können, nicht Staatsmänner bei einer allgemeinen Frage. Nur Rechtsanwälte können selbst bei vorhandenem erwiesenem Schaden nach dem Gesetz fragen, das zum Schadenersatz verpflichtet, niemals aber Abgeordnete der Kammern und Staatsmänner.

Allerdings findet hier der §. 30 der Verfassungsurkunde keine Anwendung. Allerdings ist in keinem Gesetz und nirgends in der

Verfassungsurkunde vorgeschrieben, daß die höchste Behörde des Staats die gesetzgebende den Schaden zu ersetzen habe, welchen sie durch ihre Gesetze anstiftete.

Aber eine solche Bestimmung kann auch gar nicht gegeben seyn, kann in keiner Verfassungsurkunde stehen. Sie würde sich höchst sonderbar ausnehmen, wenn man sie in ein Gesetz aufzunehmen versuchen wollte. Dennoch ist sie eine so innerlich nothwendige, daß eine jede Ständeversammlung sie als sich von selbst verstehend anerkennen muß, wenn sie nicht ihre ganze Bestimmung und Stellung verneinen will.

So wie jeder Einzelne in allen Fällen, in welchen ihn kein äußerer Richter erreichen kann, sich um so mehr verpflichtet fühlen muß, seinem innern Richter folgend, seiner innern Ueberzeugung gemäß jedes begangene Unrecht aus freien Stücken zu vergüten, so ist auch jede Ständeversammlung, gerade weil sie die höchste Behörde ist, weil kein Richter im Land über ihr steht, sie als die Quelle alles Rechts, als der letzte Schutz aller Verletzten den innersten Bedingungen ihrer Stellung gemäß genöthigt, jedes Unrecht, sowie sie es begangen, wieder durch die That zu versöhnen.

Der Rath der Mehrheit der Commission an die Kammer, selbst in dem Fall, daß die begangene Beschädigung erwiesen sey, dennoch nicht zu vergüten, weil kein geschriebenes Gesetz sie dazu verpflichte, müßte, wenn ihn die Kammer befolgt hätte, dieselbe innerlich in der öffentlichen Meinung aller Unparteiischen zernichten, und würde noch dazu gerade das Bedürfniß einer Intervention des deutschen Bundes provociren oder den Mangel eines höchsten Reichsgerichts noch fühlbarer machen, als er schon ist, also gerade das, was sie am meisten vermeiden wollte und sollte.

Dieses zweite Argument der Commission ist daher noch bedeutend bedenklicher und für die Stellung der Kammer gefährlicher als das erste. Der erste Grund, welcher bloß die Thatsache der Beschädigung verneinte, kann doch noch Glauben finden bei allen, welche nicht Gelegenheit haben, mit den Ablösungsgesetzen in den übrigen deutschen Staaten näher bekannt zu werden. Aber das zweite Argument, das bloß verneint, weil nirgends ein geschriebenes Gesetz den Anspruch begründe, steht im entschiedenen Widerspruch mit den ersten Gründen alles Rechts und widerlegt sich von selbst, wenn man auch nur vom Standpunkt einer Privatsache zu dem einer öffentlichen

Frage sich erhebt; es enthält eine Negation des Rechts selbst, während das erste nur eine dem Recht zu subsumirende Thatsache verneint.

Die von der Mehrheit der Commission vorgeschlagene Verwerfung des Regierungsentwurfs hätte aber auch für das Rechtsleben in Württemberg eine höchst gefährliche Consequenz, selbst für andere Fälle, in welchen eine Intervention des Bundes und ebenso eine Auflösung der Ständeversammlung und Sistirung der Verfassung weniger zu fürchten ist.

Man kennt in Württemberg die feindliche Stimmung so vieler kleiner mit Kapitalschulden belasteter Grundbesitzer gegen die Kapitalisten. Man weiß, wie so viele Gemeindevorsteher durch Begünstigung ihrer Untergebenen und Vernachlässigung der Rechtshülfe suchenden Kapitalisten bei Gantungen viele Kapitalien, ungeachtet doppelter Versicherung, auf die Hälfte ihres Werths reducirt haben. Man weiß, wie zwei der bekanntesten Leihkassen, ungeachtet der statutenmäßig vorgeschriebenen doppelten Versicherung, am Ende doch gegen die Gläubiger die Reduktion auf die Hälfte des frühern Werths der Kapitalien durchgesetzt haben. Wie leicht könnten aber diese Anfänge und Versuche bei fortdauerndem Unwerth der Grundstücke zu spätern Beschlüssen der Kammer führen, welche für die Kapitalisten, also auch für den Realkredit ebenso verderblich wären, als die Ablösungsgesetze für die Gefällzehntberechtigten waren, durch allgemeine unbestimmte Moratorien, Verminderung des gesetzlichen Zinsfußes auf die Hälfte der jetzigen Maßes oder Reduktionen des Kapitals selbst!

Es wären solche Beschlüsse in späteren Kammern um so leichter durchzusetzen, wenn sonst die Umstände dazu drängten, weil bei dem jetzigen Wahlgesetz ohne Zweifel die Grundbesitzer viel stärker als die Kapitalisten vertreten sind.

Wenn nun eine spätere Kammer auf ähnliche Weise solche für die Kapitalisten verderbliche Gesetze genehmigte, wie die Gesetze von 1848—1849 für die Gefällberechtigten waren, so wäre die einzige Hoffnung für dieselben, und so für die Rettung des so sehr gefährdeten allgemeinen Credits, daß eine spätere Ständeversammlung das Unrecht, das solche Gesetze verursachten, sobald als möglich wieder gut machen würde.

Diese Hoffnung würde aber durch den Vorgang, welchen hier die ständische Commission auszuführen empfiehlt, gänzlich zerstört.

Alles Recht, alles Eigenthum würde daher in den tiefsten Grundlagen erschüttert, wenn eine gesetzgebende Behörde sich von der Pflicht freisprechen würde, begangenes Unrecht zu versöhnen.

Der, wie uns scheint, beschränkte Standpunkt, von welchem aus die Mehrheit der Commission den Entwurf der Regierung beurtheilt hat, ergibt sich auch daraus, daß dieselbe die vorliegende Frage beinahe ausschließlich von der Seite aus beurtheilt, ob der Adel Entschädigungsansprüche zu machen habe, und ob seine Rechte nicht durch die Zustimmung mehrerer Mitglieder in der Kammer im Jahr 1848—1849 vergeben worden seyen, dagegen aber die bei weitem größere Anzahl der andern Berechtigten, die Gemeinden und Stiftungen ganz übergeht, als ob dieselben gar keine solchen Rechte hätten oder ansprechen könnten.

Während die Ablösungsgesetze der meisten andern Länder auf die Stiftungen insbesondere in der Weise Rücksicht genommen haben, daß sie ausnahmsweise von Verlusten verschont blieben, in Oesterreich durch ein besonderes Gesetz vom 11. April 1852, in Preußen durch das Gesetz von 1850, in Bayern durch Artikel 25 des Gesetzes vom 4. Juli 1848, fand solche Berücksichtigung in Württemberg nicht bloß nicht statt, sondern es räth nun die Commission selbst, wenn auch dem Adel Entschädigung gegeben werden müsse, sie doch den Gemeinden und Stiftungen zu verweigern.

Die Gemeinden sollen die Grundlagen des Staatsgebäudes seyn; durch die Verfassung und andere Gesetze beschränkt sich aber die Selbstständigkeit der Gemeinden, nach Ausscheidung des größern Theils der Jurisdiktion, der Polizei, der Besteurung, beinahe ausschließlich auf die Vermögensverwaltung. Wie gefährdet wäre aber dieser letzte Rest von Freiheit der Gemeinden, wenn ihr wohlerworbenes Vermögen in solcher Weise durch die Ablösung vermindert werden könnte, und sogar bei Entschädigung anderer Berechtigten auf sie keine Rücksicht genommen würde! Welche Sicherheit haben bei solchen Vorgängen die Gemeinden dafür, daß nicht die Kapitalien, welche sie als Ersatz für die Zehnten und andere Gefälle erhalten, später auch ohne genügenden Ersatz auf gleiche Weise reducirt werden?

Die Kirchen und Stiftungen sind durch die Ablösungsgesetze noch dazu in anderer Weise, daher doppelt in Nachtheil gesetzt.

Nach Art. 32 des Gesetzes vom 17. Juni 1849 sollen die Gegenleistungen der Berechtigten für Kirchen und Stiftungen in demselben

niedrigen Maßstab abgelöst werden, in welchem die Rechte selbst zur Ablösung kommen, wenn die Gegenleistungen ausschließlich auf dem Zehnten beruhen. Noch trauriger ist aber die Lage der Stiftungen in den häufigeren Fällen, wo die Gegenleistungen nicht auf dem Zehnten allein, sondern auf andern incorporirten und inkammerirten Gerechtsamen ruhen, bei den sogenannten Complexlasten. In diesem bei weitem die Regel bildenden Fall ist die Gegenleistung noch von einem andern erst zu erwartenden Gesetz abhängig erklärt, und erhalten die Stiftungen inzwischen nichts oder nur mit großen Opfern nach langwierigen Streitigkeiten meistens sehr wenig.

Schon allein wegen dieser für die Stiftungen so höchst nachtheiligen Bestimmungen, welche dieselben in die trostloseste Stellung versetzen und die heiligsten Interessen des Volks gefährden, war der Antrag der Mehrheit der Commission, zur Tagesordnung überzugehen, durchaus nicht gerechtfertigt und einer Negation der Kirche, einer unbegreiflichen Gleichgültigkeit gegen die durch pekuniäre Mittel bedingten Aufgaben derselben gleich zu achten, daher auch mehrere Mitglieder der Commission ausdrücklich erklärten, nicht mit diesen Motiven des Antrags einverstanden zu seyn.

Unter diesen Umständen könnte auch die finanzielle Rücksicht, das Land nicht mit einer neuen Schuldenlast zu beschweren, nicht entscheidend seyn. Ein Land, welches im Lauf von zehn Jahren mehr als dreißig Millionen für materielle Zwecke, nämlich für die Eisenbahnen, aufgewendet hat, könnte wohl auch sechs Millionen verwenden, um die tiefsten Grundlagen des Staats und der Gesellschaft zu befestigen, das verletzte Recht zu versöhnen und das gefährdete religiöse Bedürfniß zu befriedigen. Was helfen alle materiellen Vortheile, wo solch tiefere Grundlagen erschüttert und beeinträchtigt sind?

Zudem ließen sich bei genauerer Prüfung des Vorschlages der Regierung Modifikationen desselben anbringen, durch welche die hier dem Volk angesonnenen Opfer bald unmittelbar zu einer Quelle des Wohlstandes werden könnten.

Wenn bestimmt würde, daß die Entschädigungen den Beschädigten nur unter der Bedingung gegeben würden, daß sie Liegenschaft dafür kaufen, sofern sie solche nicht zur Schuldentilgung nöthig haben, so würden die gesunkenen Güter gewiß bald überall sich heben.

Wenn aber die Güterpreise im Land nur um ein Procent sich

heben, so vermehrt sich das Volksvermögen gerade um so viel, als die zu zahlende Entschädigungssumme ausmacht, indem das gesammte Grundvermögen des Landes wenigstens einen Werth von 600 Millionen hat. Noch dazu wäre auf diese Weise den Berechtigten die Aussicht geöffnet, wenigstens ihren Nachkommen die volle Entschädigung für ihre Verluste überliefern zu können, indem die Güter sich nicht vermehren lassen, wie andere bewegliche Werthe, bei der Vermehrung dieser Werthe aber die Güterpreise im Lauf mehrerer Jahrzehnte und Generationen unausgesetzt im Werth steigen müssen.

Den Armenstiftungen wäre durch diese Bestimmung das Mittel gegeben, die immer mehr als unzweckmäßig sich herausstellenden Unterstützungen der Armen durch Geldspenden in Gelegenheiten zum Arbeitsverdienst, z. B. durch Cultivirung von Handelsgewächsen, der Seidenzucht, umzuwandeln und auf diese Weise den Segen ihrer Bestimmung gegen vielen bisher oft beklagten Nachtheil zu sichern.

Für die Kirche wäre Gelegenheit gegeben zu einer angemessenen, von den wechselnden Fruchtpreisen weniger abhängigen Dotirung der Pfarreien.

Auf diese Art könnte daher dieses Gesetz neben einer Sühne des Rechts und einer Befestigung alles Besitzes ein Segen für die Berechtigten wie für die Verpflichteten und das ganze Volk werden, und statt einer gefährlichen Spaltung der Volksparteien zu einer innigen Verbindung aller Glieder des Volks, insbesondere der Reichen und der Armen führen.

Berichtigung.

In Heft III., 1855, Nr. 71 der deutschen Vierteljahrsschrift wird auf Seite 60 in Beziehung auf die geschichtlichen Arbeiten in Böhmen und Mähren gesagt, daß für die Geschichte Mährens eine bedeutende Vorarbeit existire, nämlich „die von Baczek im Jahr 1836 begonnene Urkundensammlung, welche kürzlich mit dem sechsten Bande, der bis zum Jahr 1333 geht, von Joseph Chytil beendigt worden ist.“ Die hier bezeichnete Urkundensammlung wurde vom ständ. Archivar Boczek (nicht Baczek) begonnen; dieselbe erreicht nicht mit dem Jahr 1333 ihr Ende, sondern sie wird auf den Antrag des Landesarchivdirektors v. Klumecky bis zur Schlacht bei Mohácz, resp. bis zu dem Zeitpunkt, in welchem das Haus Habsburg den böhmischen Thron bestieg, 1526, auf Kosten der Stände fortgeführt; endlich wird diese Urkundensammlung nicht von Joseph Chytil allein, sondern von Hrn. v. Klumecky und Chytil gemeinschaftlich fortgesetzt, indem ersterer die verantwortliche Herausgabe und Oberleitung der Redaktion führt. Zur Beglaubigung des Gesagten beruft man sich auf Stück 13. (Jahr 1855) des Notizenblattes der historisch-philosophischen Klasse der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien, worin Hr. Regierungsrath Chmel diese Urkundensammlung umständlich würdigt.

Digitized by Google